SCEPTER UND HAMMER: DIE JUWELENINSEL

Karl Friedrich May, Karl Frey, H. Meier, Peter Nest

Digitized by Google

Karl May
Scepter und Hammer
Die Juweleninsel

Reprintdruck der Karl-May-Gesellschaft

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl May
Scepter und Hammer
Die Juweleninsel

Reprintdruck der Karl-May-Gesellschaft

Digitized by Google

Dieses Exemplar trägt die Nummer 392

Herausgeber: Karl-May-Gesellschaft
Swebenbrunnen 8 c, 2000 Hamburg 72
Textvorlagen: Karl Frey, Wien («Scepter und Hammer»)
Peter Nest, Saarbrücken-Klarenthal («Die Juweleninsel»)
Layout: Dieter-Karl Husareck, Gelsenkirchen
Druck: Druckerei E. Mummelthey, Gelsenkirchen
Numerierter Sonderdruck für die Mitglieder der Karl-May-Gesellschaft
06 78/400

Digitized by Google

Einführung von Herbert Meier, Hemmingen

Der Hilfsbereitschaft zweier Mitglieder der Karl-May-Gesellschaft (KMG) ist es zu danken, daß die KMG ihren Mitgliedern den Original-Reprint der Romane „Scepter und Hammer" und „Die Juweleninsel" in der Urfassung des Zeitschriftendrucks vorlegen kann. Herr Karl Frey, Wien, stellte sein Exemplar der Zeitschrift „Für alle Welt", IV. Jg. 1880, mit dem Roman „Scepter und Hammer" zur Verfügung; hierbei dürfte es sich um das einzige, noch vollständig erhaltene Druckstück überhaupt handeln. Von Herrn Peter Nest, Saarbrücken-Klarenthal, erhielten wir den V. Jahrgang der Zeitschrift (1881) mit dem Roman „Die Juweleninsel"; auch hierbei handelt es sich um ein außerordentlich seltenes Stück, von dem es, soweit bekannt, allenfalls noch eine zweite Ausfertigung gibt. Dem Nachdruck dieses Doppelbandes kommt schon wegen der Seltenheit der Druckvorlagen besondere Bedeutung zu. Die KMG erfüllt damit ihre satzungsmäßige Pflicht, „das Werk Karl Mays zu bewahren" (§ 2 Abs. 1) und stellt diese beiden ersten großen Romane Karl Mays für Zwecke der literarischen Forschung sicher.

Mays Tätigkeit für den Verlag Göltz & Rühling, Stuttgart, erstreckte sich auf die Zeitspanne von November/Dezember 1878 bis April 1882 und nahm einen beachtlichen Umfang an. Vergegenwärtigen wir uns die Situation des damals noch am Anfang seiner Laufbahn stehenden Schriftstellers:

1. Anfang November 1876 hatte Karl May seine Stellung bei dem Verleger Heinrich Gotthold Münchmeyer, Dresden, gekündigt, und etwa Anfang Februar 1877 schied er aus dem Verlage aus. Mit seiner Stellung gab er allerdings auch seine festen Einnahmen als Redakteur auf[1]. Schon während seiner zweijährigen Tätigkeit für Münchmeyer hatte May bereits bei Hermann Oeser in Neusalza („Deutsche Novellen-Flora", April-Mai 1875) und Hermann Schönlein in Stuttgart („Illustrierte Chronik der Zeit", August 1876) kleinere Erzählungen veröffentlicht und war nun bestrebt, solche Verbindungen zu aktivieren und neue anzuknüpfen. Es gelang ihm, Erzgebirgische Dorfgeschichten, Humoresken und Erzählungen bei Schönlein (Stuttgart), E. Trewendt (Breslau), P. Rosegger (Graz) und Th. Hermann (Wiesbaden) unterzubringen, die er allerdings zum großen Teil bereits früher publiziert hatte. Die Honorare hieraus erbrachten kaum mehr als die Hälfte seiner früheren Bezüge bei Münchmeyer[2].

2. Der nach seinem Fortgang von Münchmeyer in die Pillnitzer Straße 72, I, übergesiedelte nunmehrige „freie Schriftsteller" ließ Ende Mai 1877 Emma Pollmer, seine spätere Frau, nach Dresden nachkommen. Sie wohnte hier in der Mathildenstraße 18 bei der Pfarrerswitwe A. E. Petzold, wo sie sich als Dienstbote verdingt hatte. Emma mußte sich also ihren Lebensunterhalt selbst verdienen. Trotz seiner Versicherung: *Auch ich arbeitete mit gutem, ja mit sehr gutem Erfolg*[3], dürfte es Karl May so rosig nicht gegangen sein: am 1. 7. 1877 mußte er bei einem Jugendbekannten aus Hohenstein-Ernstthal, dem Gastwirt H. L. Vogel in Dresden, ein Darlehn von 50 Mark aufnehmen[4]. Eine Besserung seiner labilen wirtschaftlichen Situation zeichnete sich gegen Ende des Jahres 1877 ab, als es May gelang, eine Stelle als festbesoldeter Redakteur bei dem Verleger Bruno Radelli, Dresden, zu übernehmen. In rascher Folge erschienen in den **Unterhaltungsblättern für Jedermann**, „Frohe Stunden", 2. Jg., von der Wochennummer 10 ab insgesamt 12 Originalerzählungen aus der Feder Mays, davon 7 unter dem Pseudonym „Emma Pollmer". Die Verbesserung seiner Lage ermöglichte es May, im Januar/Februar 1878 eine möblierte Parterre-Wohnung in der „Villa Forsthaus", Dresden-Striesen, zu mieten. Emma zog aus der Mathildenstraße zu ihm und führte ihm die Wirtschaft. Diese „Ehe auf Probe" dauerte etwa bis Juli 1878. In jene Zeit fällt die bei Maschke[5] ausführlich dokumentierte „Affäre S...llberg" (Ostern 1878), die May zum letzten Mal eine Haftstrafe (1.—22. September 1879) bescherte.

3. Ob May den lästigen gerichtlichen Vorladungen entgehen wollte oder sich der alte Pollmer nach seiner Enkeltochter sehnte, mag dahingestellt sein: jedenfalls kehrte May mit Emma Anfang Juli 1878 nach Hohenstein-Ernstthal zurück. Nach seinen eigenen Angaben wohnte er zunächst bei den Eltern in Ernstthal, dann mit Emma beim alten Pollmer in Hohenstein (Am Markt 243). Die auslaufenden Verpflichtungen bei Radelli zwangen ihn, viel zu reisen. Haupteinnahmequelle waren die Honorare der Verlage Adolph Wolf, Dresden, („Weltspiegel" — parallel dazu: „Deutsche Boten"; Mitarbeit Karl Mays: etwa Januar 1878 bis April 1879); Göltz & Rühling, Stuttgart, („All-Deutschland" — parallel dazu „Für alle Welt", November/Dezember 1878 bis April 1882) sowie Fr. Pustet, Regensburg, („Deutscher Hausschatz", ab März 1879).

4. Über die Verlagshandlung „Göltz & Rühling (vormals Franz Neugebauer)", wie sie selbst in einer ganzseitigen Verlagsanzeige am Schluß des vierten Jahrgangs[6] firmiert, konnten wir mit Hilfe von Hainer Plaul, Berlin, folgendes ermitteln: Johann Georg Ludwig Rühling wurde 1839 geboren und ist 1898 gestorben. Ernst Eduard Göltz wurde 1840 geboren und verstarb 1879. Am 26. 11. 1867 war die Eheschließung des E. E. Göltz mit Charlotte Hedwig Rühling (1837—1890); Göltz und Rühling waren also Schwager.

Am 15. 2. 1872 gründete J. G. L. Rühling in Stuttgart eine Buchdruckerei, E. E. Göltz wurde Teilhaber. Die Firmenbezeichnung lautete: Göltz & Rühling, Buchdruckerei, Stuttgart. E. E. Göltz gründete am 1. 11. 1874 in Stuttgart eine eigene Verlagshandlung. Die Buchdruckerei Göltz & Rühling kaufte am 14. 11. 1878 vom damaligen Allein-Inhaber Franz Neugebauer[7] den Verlag Franz Neugebauer, Stuttgart, (einschließlich der Zeitschrift „All-Deutschland") an und führte diesen unter der bisherigen Firmenbezeichnung weiter. Die Verlagshandlung von E. E. Göltz fusionierte am 5. 8. 1879 mit der Buchdruckerei Göltz & Rühling. Nach dem Tode von E. E. Göltz am 13. 11. 1879 führte seine Witwe Charlotte Hedwig, geb. Rühling das Unternehmen gemeinsam mit ihrem Bruder J. G. L. Rühling fort. Am 15. 8. 1880 wurde der im Eigentum der Firma Göltz & Rühling stehende Verlag Franz Neugebauer in Stuttgart von den Geschwistern Rühling mit allen Autor- und Verlagsrechten — allerdings ohne die Zeitschrift „Für alle Welt" — an den königl. Hofbuchhändler G. F. Heinr. Schrag in Nürnberg veräußert; die neue Firmenbezeichnung lautete: „Franz Neugebauer's Verlagsbuchhandlung (Heinrich Schrag) in Nürnberg (Kgr. Bayern)". Im Jahre 1885 gab die Firma Göltz & Rühling den Verkehr mit dem Buchhandel auf. Nach dem Tode von Ch. H. Göltz, geb. Rühling, am 26. 9. 1890 war nunmehr alleiniger Firmeninhaber J. G. L. Rühling. Von da ab bezeichnete sich das Unternehmen wieder nur als Buchdruckerei. Am 16. 8. 1897 verstarb J. G. L. Rühling; die Firma Göltz & Rühling war damit erloschen.

---

1 Plaul, Hainer: Redakteur auf Zeit. Über Karl Mays Aufenthalt und Tätigkeit von Mai 1874 bis Dezember 1877.
In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (JbKMG) 1977, S. 187
2 s. a. O., S. 196
3 Karl May, Mein Leben und Streben, Freiburg o. J. (1910) S. 193. Faksimile-Nachdruck bei Olms, Hildesheim 1973
4 Maschke, Fritz: Karl May und Emma Pollmer — Die Geschichte einer Ehe — Karl-May-Verlag (KMV), Bamberg, 1972, S. 11
5 s. a. O., ab S. 129
6 s. auch Faksimile-Druck auf der folgenden Seite

7 Der Verleger Franz (Rudolf) Neugebauer wurde 1848 geboren und ist im Jahre 1896 verstorben. Zusammen mit Chr. Votteler gründete er am 15. 2. 1876 den Verlag Neugebauer und Votteler in Stuttgart bei gleichzeitigem Ankauf des Restorts Jugendschriften und Bilderbücher aus dem Verlag Enßlin & Laiblin, Reutlingen. Mit Austritt des Teilhabers Votteler am 1. 1. 1877 änderte sich die Firmenbezeichnung in Verlag Franz Neugebauer, Stuttgart. Am 14. 11. 1878 verkaufte Franz Neugebauer das Verlagsunternehmen an die Buchdruckerei Göltz & Rühling in Stuttgart; die alte Firmenbezeichnung «Verlag Franz Neugebauer, Stuttgart» wurde jedoch beibehalten.

Digitized by Google

Nur Gediegenheit – ächte Volksthümlichkeit – möglichste Billigkeit!

Dies war unser dreifacher Wahlspruch, als wir vor Jahren an die gewiß sehr schwierige Aufgabe gingen, ein Blatt zu gründen, welches den Ansprüchen eines strebenden Geistes, eines sinnigen Gemüthes und eines nur auf das Beste sich richtenden Geschmackes entgegenkommen sollte. Es verlangte uns an dem Kampfe theilzunehmen, welcher zum Heile des Volkes den Zweck verfolgt, durch rastlose Verbreitung gediegener Gaben jene Literatur zu besiegen, deren oft mehr als leichte Erzeugnisse dem Leser nur schädlich werden können.

Der Erfolg, welchen wir zu verzeichnen haben, gibt uns die frohe Ueberzeugung, daß wir den rechten Weg betreten haben. Die Zahl unserer Abonnenten ist in so kurzer Zeit zu einer Höhe gestiegen, die wir kaum erhoffen konnten, und „All-Deutschland" hat schnellen Eingang gefunden in „Palast und Hütte", bei „Arm und Reich" nicht nur in unserem deutschen Vaterlande, sondern auch weit über die Grenzen desselben hinaus, über Gebirge und Meere, und ist ein willkommener Freund geworden für so viele tausende von Familien, „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt".

Diese Verbreitung in die entlegensten Fernen des Auslandes ist es nun, welche neben den dorther vielseitig an uns ergangenen Wünschen und rein geschäftlichen Gründen unsern Entschluß zur Reife gebracht hat, „All-Deutschland" einen Namen zu geben, welcher der großen Ausdehnung unseres Leserkreises besser entspricht als der bisherige. Zu Lande und zur See gehen die Nummern unseres Blattes wöchentlich hinaus in alle Welt, und darum soll es vom Beginne des neuen Jahrganges an nicht mehr „All-Deutschland" sondern (wie die Ausgabe für das Ausland seither schon betitelt war)

„Für alle Welt"

genannt werden, eine Aenderung welche unsere geehrten Abonnenten sicher billigen werden, so daß wir hoffen dürfen, daß uns die Theilnahme aller unserer freundlichen Leser auch fernerhin treu erhalten bleibe.

„Für alle Welt" wird, wie bisher „All-Deutschland", in Beziehung sowohl auf seinen Inhalt als auch seine Ausstattung vom Guten nur das Beste bringen, und zwar an seiner Spitze

„Die Juweleninsel",

einen neuen Originalroman, auf welchen wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen. In dieser meisterhaften Arbeit greift unser geschätzter und rühmlichst bekannter Mitarbeiter

Karl May

die Hauptfiguren aus dem jetzt erscheinenden „Scepter und Hammer" heraus, um, obgleich der Roman ein vollständig Neues und für sich Ganzes bildet, die Helden desselben zu einem überraschenden glücklichen Ziele zu führen.

Hieran schließt sich neben einem reichen Novellenstor eine Reihe der köstlichsten Humoresken, voran gleich in Nr. 1 „Der Scheerenschleifer", aus dem Leben des „alten Dessauer" von Karl Hohenthal. Sodann haben wir die Feder des berühmten Orientreisenden Prinz Latréaumont gewonnen, welcher uns die asiatischen und afrikanischen Abenteuer seines wildbewegten Lebens erzählen wird. Wie bisher werden wir bringen auch Biographien bedeutender Männer, Bemerkungen über die Zeitereignisse, „Kleinigkeiten", Anekdoten, Räthsel und vor allen Dingen zahlreiche, effektvolle Abbildungen, wie überhaupt die besten Autoren und Künstler der Gegenwart durch ihre Beiträge dahin wirken, daß „Für alle Welt"

ein wahres Prachtwerk

und ein wahrer Hausschatz wird für jeden seiner Leser.

In den von uns erworbenen prachtvollen Oelfarbendruckbildern

„Edelfräulein" und „Patrizierin"

aus dem 16. Jahrhundert (Pendants) aus dem 16. Jahrhundert

bieten wir unsern verehrl. Abonnenten auf den demnächst beginnenden 5. Jahrgang eine Prämienbeigabe in einer Vollkommenheit sowohl in Bezug auf den behandelten Gegenstand als in Farbenpracht, wie solche wohl schwerlich jemals bei ähnlichen Zwecken dienenden Bildern erreicht worden ist.

Der fünfte Jahrgang (1881) von „Für alle Welt" erscheint in Wochennummern von je 2 Bogen groß Folio, aufs reichste illustrirt, zu 15 Pfg., oder in 14tägigen Heften von je 4 Bogen groß Folio in illustrirtem Umschlag zu 35 Pfg.

Abonnements auf den Jahrgang 1881, sowie Bestellungen auf die beiden Prämien werden von allen Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Postämtern angenommen. – Zu Vorauszahlungen ist Niemand verpflichtet; wer solche zu machen wünscht, wolle sie stets an die Buchhandlung oder Journalexpedition, durch die er „Für alle Welt" bezieht, entrichten und sich darüber quittiren lassen.

Sollten Unregelmäßigkeiten in der Ablieferung des Journals vorkommen, oder letzteres ganz ausbleiben, so wolle man sich an eine beliebige nächstgelegene Buchhandlung oder an einen Buchbinder, Journalexpeditor, Kolporteur, nöthigenfalls an uns direkt wenden; wir werden stets dafür besorgt sein, daß Abhilfe eintritt.

Stuttgart, Senefelderstr. 16.

Die Redaktion und Verlagshandlung:

Gölz & Rühling

(vormals Franz Feugebauer).

Digitized by Google

Im Januar 1877 erblickte „All-Deutschland! Illustrirtes Hausblatt“ im Verlage Franz Neugebauer in Stuttgart das Licht der Welt. In der Verlagsanzeige am Schluß des vierten Jahrgangs des inzwischen von Göltz & Rühling erworbenen Blattes berichtet die Redaktion: „Nur Gediegenheit — ächte Volksthümlichkeit — möglichste Billigkeit! Dies war unser dreifacher Wahlspruch, als wir vor Jahren an die gewiß sehr schwierige Aufgabe gingen, ein Blatt zu gründen ... Der Erfolg, welchen wir zu verzeichnen haben, gibt uns die frohe Ueberzeugung, daß wir den rechten Weg betreten haben ...“

Das sind sehr optimistische Töne; und doch will es scheinen, als ob es der Verlagshandlung so gut gar nicht gegangen sei: das Verlagsprogramm umfaßte außer „All-Deutschland“ und der Parallel-Ausgabe „Für alle Welt“ nach dem „Gesammt-Verlags-Katalog des Deutschen Buchhandels“ (Adolph Russell, Münster i.W., 1882) lediglich zwei Kinderbücher: „Albert, Märchen. I. und II. Bändchen à 2 M cp.“. Karl May, der drei Jahre lang Beiträge für die Zeitschrift beigesteuert hat, dürfte die Hauptstütze für Göltz & Rühling gewesen sein.

Zur Frage der Herausgabe einer Parallel-Ausgabe des Hausblattes unter dem Titel „Für alle Welt“ äußert sich der „Für die Redaktion verantwortlich(e) G. Rühling in Stuttgart“ unter der Rubrik „Redaktionskorrespondenz“ in Nummer 44, IV. Jahrgang, auf eine Leseranfrage hin wie folgt:

> Herrn P. Wolgruff in Riga: Wir müssen Ihnen vollkommen Recht geben, wenn Sie behaupten, der Titel „Alldeutschland“ sei für ein Journal, das in großem Contingenten ins Ausland, namentlich nach Oesterreich, Rußland und der Schweiz geht, nicht ganz passend, doch haben Sie wie es scheint, übersehen, daß für die auswärtigen Leser schon seit dem Jahrgang 1876 eine Separatausgabe unter dem Titel „Für alle Welt“ erscheint. In das Ausland liefern wir unter diesem Titel, und nur auf ausdrückliches Verlangen heben wir unter dem Titel „Alldeutschland“ bezogen. Wir ex. schreiben, haben Sie bei der Buchhandlung, von welcher Sie unser Journal beziehen, auf „Alldeutschland“ abonnirt, und wurde darauf auch in Folge dessen geliefert. Tangt schon lange wir und aber mit dem Gedanken, unser Journal in Rücksicht seiner großen Verbreitung außerhalb Deutschlands nur unter dem allgemeinen Titel: „Für alle Welt“ erscheinen zu lassen, und hat nur nur die Hoffnung, daß unsere Konkurrenz dieses benutzen würde, um durch die Postregelung „Alldeutschland“ erscheine nicht mehr, uns zu schaden, unsere Abonnenten abwendig zu machen und sie anderer Journale zu gewinnen suchen. Dieses ist der Grund, warum wir nicht schon seit Beginn des 4. Jahrgangs den Titel geändert haben. Nach dem wir jedoch unseren Lesern haben wir schon Zeichnungen in diesem Sinne erhalten.

An anderer Stelle, nämlich in der ganzseitigen Anzeige zur Ankündigung des fünften Jahrgangs „Für alle Welt“, 1881[8], rutscht es dann so nebenbei heraus, daß es tatsächlich wohl „rein geschäftliche Gründe“ waren, die es erforderlich machten, die Zeitschrift nur noch unter einem Titel zu vertreiben; mit anderen Worten, es mußte rationalisiert werden. — Mit Beginn des fünften Jahrgangs 1881 führte das „Illustrirte Hausblatt“ somit nur noch den Titel „Für alle Welt“.

Den Vertrieb besorgten der Buchhandel, auch „Buchbinder, Journalexpeditoren und Kolporteure“. „All-Deutschland“ wie auch „Für alle Welt“ erschien in Wochennummern von je 2 Bogen groß Folio zum Preise von 15 Pfg. oder in 14tägigen Heften von je 4 Bogen groß Folio in illustriertem Umschlag zu 35 Pfg. Für ein Abonnement des fünften Jahrgangs „Für alle Welt“ versprach Göltz & Rühling die „prachtvollen Oelfarbendruckbilder EDELFRÄULEIN und PATRIZIERIN aus dem 16. Jahrhundert (Pendants)“.

5. Die Datierung der einzelnen Zeitschriften-Beiträge Mays wird bisweilen unter Zugrundelegung der damaligen Erscheinungsweise verschiedener derartiger „Hausblätter“ und „Familienzeitschriften“ wöchentlich bzw. zweiwöchentlich eine Nummer bzw. ein Heft vom Oktober bis zum September des darauffolgenden Jahres) errechnet. Diese Methode ist jedoch mit Mängeln behaftet, da bei weitem nicht alle Verlage diesem Turnus folgten und außerdem die Lieferungshefte gerade solcher Zeitschriften keineswegs immer in regelmäßigen Zeitabständen erschienen. Das trifft insbesondere auch für „All-Deutschland“ bzw. „Für alle Welt“ zu. Aufgrund der Ermittlungen Hainer Plauls war es möglich, die Erscheinungsdaten der Beiträge Karl Mays in „All-Deutschland“ bzw. „Für alle Welt“ verhältnismäßig exakt zu bestimmen. Grundlage für seine Datierung bilden die Angaben im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“ sowie der Umstand, daß die Anzeige der „Erschienenen Neuigkeiten“ im „Börsenblatt“ nach den „Bestimmungen über die Aufnahme in das Verzeichnis der erschienenen Neuigkeiten des deutschen Buch- und Landkartenhandels“ (§ 4) zwei Tage nach Eintreffen des jeweils anzukündigenden Titels erfolgte. Zugrunde gelegt sind ferner Bücher-Annoncen, die im V. Jahrgang von „Für alle Welt“ erschienen. Eine weitere Hilfe bei der Bestimmung der Erscheinungsdaten bildet die Tatsache, daß in der Regel bei derartigen Periodika das erste Heft bzw. die erste Nummer des neuen Jahrgangs zusammen mit der Schlußnummer des auslaufenden Jahrgangs ausgegeben wurde.

Die Datierung der Beiträge des V. Jahrgangs erweist sich als besonders schwierig, da sich — vermutlich im Zusammenhang mit dem Ausbleiben bzw. der schleppenden Übersendung der Manuskripte Mays — die Auslieferung der Hefte außergewöhnlich in die Länge zog (s. auch Ziffer 15). So erschien im September 1881 offenbar überhaupt kein Heft. Die (letzte) Nummer 58 des Jahrgangs V von „Für alle Welt“ wurde etwa Ende April oder sogar erst Anfang Mai 1882 ausgeliefert.

Mit Beendigung der Tätigkeit Mays für den Verlag Göltz & Rühling ist offenbar auch die Herausgabe der Zeitschrift „Für alle Welt“ eingestellt worden. Von einem VI. Jahrgang konnte jedenfalls nichts ermittelt werden.

6. Die ersten Arbeiten Mays, die in „All-Deutschland“ veröffentlicht wurden, erschienen im **dritten Jahrgang** (Okt. 1878 bis Ende August 1879). Fast jede Nummer dieses Jahrgangs brachte Beiträge von Karl May, jedoch z. T. unter dem Pseudonym Karl Hohenthal. Es waren Erzählungen (E), Dorfgeschichten (D) und Humoresken (H):

„Fürst und Reitknecht“ (E)
Nummer 11 bis 17, Dezember 1878 bis Januar 1879 (42,7)[9]

„Die Universalerben“ (E)
Nummer 18 bis 19, Februar 1879 (47,11), erschienen unter dem Pseudonym (Ps.) Karl Hohenthal

„Der Waldkönig“ (D)
Nummer 22 bis 32, März bis Mai 1879 (44,3)

„Ein Dichter“ (E)
Nummer 32 bis 39, Mai bis Juli 1879, Ps. Karl Hohenthal[10]

„Eine Wette“ (H)
Nummer 33, Mai 1879 (47,10)

„Die beiden Nachtwächter“ (H)
Nummer 37, Juni 1879 (47,9)

„Der Giftheiner“ (D)
Nummer 40 bis 49, Juli bis August 1879 (43,6), Ps. K. Hohenthal

Die Humoreske „Eine Wette“ war bereits 1878 im „Weltspiegel“ Nummer 46—47, (A. Wolf, Dresden)[11] unter dem Titel „Die verwünschte Ziege“, die Erzählung „Fürst und Reitknecht“ nach den Ermittlungen von Hainer Plaul im zweiten Jahrgang des „Deutschen Familienblattes“ (September 1876 bis September 1877) unter dem Titel „Unter Werbern“ erschienen[12]. Die anderen Titel sind nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung Erstveröffentlichungen.

7. Der **vierte Jahrgang** 1880 (Ende August 1879 bis Mitte August 1880) von „All-Deutschland“ bzw. „Für alle Welt“

8 wie Anm. 6

9 Der hier und bei den nachfolgend genannten Titeln in Klammern beigefügten Ziffern beziehen sich auf die spätere Radebeuler Gesamtausgabe (bis 65) bzw. die Bamberger Ausgabe (66 bis 73) des KMV

10 s. auch Bartsch, Ekkehard: Vorwort zum Reprintabdruck »Die Rose von Kairwan«. Olms, Hildesheim 1974

11 Diese sowie die meisten anderen hier erwähnten, bereits früher in anderen Zeitschriften erstmalig veröffentlichten Erzählungen Karl Mays sind im Rahmen der Original-Reprint-Reihe der KMG nachgedruckt worden:
Serie II, 1974, »Der Beobachter an der Elbe«
Serie III, 1975, »Deutsches Familienblatt«
Serie V, 1972, »Feierstunden am häuslichen Heerde«
Serie VI, 1971, »Frohe Stunden«
Serie VII, 1974, »Weltspiegel«

12 wie Anm. 1, S. 172—174

Digitized by Google

beginnt mit dem Originalroman von Carl May „Scepter und Hammer" und enthält weitere Beiträge von Karl May, einige wiederum unter dem Namen Karl Hohenthal. Bis auf „Der Pflaumendieb" handelt es sich sämtlich um Nachdrucke von bereits früher in anderen Zeitschriften erstmalig veröffentlichten Erzählungen. Noch im dritten Jahrgang 1879 hatte es sich bei diesen Arbeiten Mays fast ausschließlich um Erstveröffentlichungen gehandelt. Im vierten Jahrgang 1880 dagegen ist dieses Verhältnis eher umgekehrt. Hierin dürfte sich die zeitliche Anspannung Mays für die Arbeit an seinem Roman (R) „Scepter und Hammer" sowie die Reiseerzählungen für den „Deutschen Hausschatz" widerspiegeln. Der vierte Jahrgang enthält von Karl May:

„Scepter und Hammer" (R)
Nummer 1 bis 52, Ende August 1879 bis Mitte August 1880 (45)

„Der Pflaumendieb" (H)
Nummer 1 bis 6, August bis Oktober 1879 (43,3), Ps. K. Hohenthal
Die kurze Humoreske „Ein Stücklein vom alten Dessauer", erschienen im „Deutschen Familienblatt" von H. G. Münchmeyer, Dresden, 1. Jahrg. 1876, Nummer 1—2, fand, in umgestalteter Form, Eingang in diese Erzählung.

„Der Gitano" (E)
Nummer 14 bis 15, November/Dezember 1879 (38,3), Ps. K. Hohenthal
Erstveröffentlichung (Ev.) im „Beobachter an der Elbe", 2. Jahrg. 1875, Nummer 52

„Der Einsiedel" (D)
Nummer 21 bis 22, Januar 1880 (43,4), Ps. K. Hohenthal. Ev. unter dem Titel „Der Teufelsbauer" im „Weltspiegel" 3. Jahrg. 1878, Nummer 33—35

„Die Rose von Ernstthal" (E)
Nummer 27 bis 32, Februar bis April 1880 (43,8), Ps. K. Hohenthal. Ev. in „Deutsche Novellen-Flora" Jahrg. 1875, Nummer 11—14. Zu dem hierin enthaltenen Gedicht „Horch, klopft es nicht . . ." wird auf die Ausführungen von Hainer Plaul im JbKMG 1977[12] verwiesen.

„Der Wollteufel" (H)
Nummer 33 bis 34, April 1880 (47,6), Ev. unter dem Titel „Im Wollteufel" in den „Feierstunden am häuslichen Heerde", 1. Jahrg. 1877, Nummer 8—9

„Dreifach gefangen" (H)
Nummer 35 bis 38, April bis Mai 1880 (42,5), Ps. K. Hohenthal, Ev. im „Weltspiegel" 3. Jahrg. 1878, Nummer 37—42 unter dem Titel „Die drei Feldmarschalls".

„Die wilde Polin" (Kriminalnovelle)
Nummer 40 bis 51, Mai bis August 1880 (72,2). Ev. unter dem Titel „Wanda" in „Der Beobachter an der Elbe", 2. Jahrg. 1875, Nummer 26—44. Zu dem hierin enthaltenen Gedicht „Die wilde Rose" vgl. auch die Ausführungen von Hainer Plaul im JbKMG 1977[13].

8. In Nummer 52 des IV. Jahrgangs warb der Verlag Göltz & Rühling für den neuen **Jahrgang V** 1881 (Mitte August 1880 bis Ende April/Anfang Mai 1882):

„Für alle Welt" wird, wie bisher „All-Deutschland", in Beziehung sowohl auf seinen Inhalt als auch seine Ausstattung vom Guten nur das Beste bringen, und zwar an seiner Spitze DIE JUWELENINSEL, einen neuen Originalroman, auf welchen wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen. In dieser meisterhaften Arbeit greift unser geschätzter und rühmlichst bekannter Mitarbeiter Karl May die Hauptfiguren aus dem jetzt erscheinenden „Scepter und Hammer" heraus, um, obgleich der Roman ein vollständig Neues und für sich Ganzes bildet, die Helden desselben zu einem überraschenden glücklichen Ziele zu führen[14].

Außer dem Originalroman „Die Juweleninsel" kamen in diesem Jahrgang des **Illustrirten Hausblattes** weitere acht Beiträge Mays zum Abdruck, und zwar bis auf die Erzählung „Tui Fanua", die unter dem Pseudonym Prinz Muhamel Latréaumont erschien, sämtlich unter dem Namen Karl Hohenthal[15].

Beiträge Karl Mays im fünften Jahrgang 1881 „Für alle Welt":

„Die Juweleninsel" (R)
Nummer 1 bis 49, 51 bis 52, 54, 56, 58, Mitte August 1880 bis April/Mai 1882 (46)

„Der Scheerenschleifer" (H)
Nummer 1 bis 10, August bis Oktober 1880 (42,1)

„Tui Fanua" (E)
Nummer 13 bis 14, November 1880 (11,1), bearbeitete Fassung von „Die Rache des Ehri" von Emma Pollmer in „Frohe Stunden", 2. Jahrg. 1878, Nummer 41 bis 43.

„Der Klapperbein" (D)
Nummer 19 bis 22 (44,2). Ev. im „Weltspiegel", 4. Jahrg. 1879, Nummer 8 bis 14 unter dem Titel „Der Herrgottsengel" von Emma Pollmer.

„Entführt" (E)
Nummer 25 bis 30 (1, 3—4). Ev. in den „Feierstunden am häuslichen Heerde", 1. Jahrg. 1876, Nummer 1 bis 5 unter dem Titel „Leilet" von M. Gisela.

„Der Bäckerjunge" (H)
Nummer 37 bis 38 (47,12). Ev. in „Deutsches Familienblatt", 1. Jahrg. 1876, Nummer 51 bis 52 unter dem Titel „Auf den Nußbäumen".

„Des Kindes Ruf" (D)
Nummer 44 bis 45 (43,2). Ev. im „Weltspiegel", 4. Jahrg. 1879, Nummer 21 bis 23.
Die Datierung der Herausgabe gerade der Lieferungen des V. Jahrgangs von „Für alle Welt" ist äußerst schwierig; dennoch kann davon ausgegangen werden, daß die Erzählungen „Der Klapperbein", „Entführt", „Der Bäckerjunge" und „Des Kindes Ruf" in der Zeit zwischen Dezember 1880 und etwa Juli/August 1881 erschienen sind.

„Der Geldmarder" (D)
Nummer 50 bis 51, November/Dezember 1881 (43,7). Ev. im „Weltspiegel", 4. Jahrg. 1879, Nummer 37 bis 40 unter dem Titel „Der Gichtmüller".

„Die Both Shatters" (E)
Nummer 53, Januar 1882 (71,5).

9. Wenn von Karl Mays Kolportagegeschichten die Rede ist, meint man damit regelmäßig seine bei Münchmeyer 1882 bis 1887 erschienenen fünf Riesenromane „Waldröschen" usw. Tatsächlich tragen schon die Romane „Scepter und Hammer" und „Die Juweleninsel" die Charakterzüge der Kolportage. Hainer Plaul hat es klar zum Ausdruck gebracht, welcher Richtung sich der „freie" Schriftsteller Karl May zu befleißigen hatte: „Er mußte aufspüren, wonach verlangt wurde . . .". Und May wußte, wonach „verlangt" wurde, gehörte er doch selbst „zur Klasse der Gedrückten, Bevormundeten und Ausgebeuteten", hatte doch auch er alle „untersten Ränge dieser Gesellschaft vom Webstuhl bis zur Zuchthauszelle" durchlaufen und vertrat auch er „die gleichen Ansichten über das Leben und träumte (er) die gleichen Träume wie die Leser, für die er als Kolportageautor" zu schreiben hatte[16]. So sind denn in diese beiden „Originalromane" alle Personen und Elemente der Kolportage hineingewoben wie Zigeuner, Piraten, Schmuggler, Kindestausch, Gift, Geheimbünde, unterirdische Gänge, Geheimschriften, die wahrsagende Zigeunerfürstin Zarba, unschuldig in den Kerker Geworfene, das Übergreifen der Handlung auf andere Kontinente, die Rückblende auf längst vergangene Ereignisse: sie alle bilden das gleiche bunte Kaleidoskop wie z. B. im „Waldröschen". Der Autor führt den Leser der willhelminischen Zeit aus der Enge seines Alltags hinaus in die

13 Plaul, Hainer: JbKMG 1977, S. 209, Anm. 151
14 wie Anm. 6
15 s. auch die Einführung von Erich Heinemann zu dem KMG-Reprint «Für alle Welt» vom Herbst 1977 mit den Erzählungen «Der Scheerenschleifer», «Tui Fanua» und «Die Both Shatters».
16 Stolte, Heinz: «Waldröschen» als Weltbild. Zur Ästhetik der Kolportage. In: JbKMG 1971, S. 23 f.

Digitized by Google

Ferne und läßt ihn bei spannenden Abenteuern seine Sorgen vergessen. Zwar macht May seine Verbeugung vor der Obrigkeit; um so schlechter kommen jedoch die degenerierten und korrupten Aristokraten weg, die das „Recht" für ihre höchstpersönlichen Vorteile mißbrauchen.

10. Der Karl-May-Freund und -Forscher findet in diesem Doppelroman eine Fülle autobiografischer Aussagen. Gleich auf der ersten Seite von „Scepter und Hammer" tritt uns *mit männlich schönen Zügen* ein junger Mann entgegen, der sich durch ein kleines wohlgepflegtes Bärtchen und einen goldenen Zwicker auszeichnet und der *den Doktortitel führt*. Man vergleiche die Fotografie „May als Redakteur"[17]. Die im 9. Kapitel „Der tolle Prinz" eingeflochtene Episode zwischen dem Literaten Karl Goldschmidt (*der sehr berühmte Romane und Novellen schreibt*) und der von ihrem *Vater durch übergroße Zärtlichkeit und unverständige Nachsicht* verzogenen Emma Vollmer (*die ihre körperlichen Vorzüge sehr genau kennt*) spiegelt die zwischen Karl May und Emma Pollmer vermutlich Anfang 1879 eingetretene Entfremdung; sie führte dazu, daß May Ende April 1879 das Pollmersche Haus verließ und wieder zu seinen Eltern nach Ernstthal zog. Eifersüchtig befahl er Emma, *mit Strenge*, jedoch vergeblich, den Verkehr mit *dieser Frau Schneider* abzubrechen, die *eine Tochter hat, welche den Anziehungspunkt gewisser Herrenkreise bildet*. Maschke stellt diesen Zwist ausführlich dar[18]. Man beachte, daß es sich um Aussagen Karl Mays von 1879 handelt und nicht aus der Zeit nach 1900, in der die Atmosphäre durch die Prozesse vergiftet war.

Im dritten Kapitel der „Juweleninsel" schildert May mit minutiöser Genauigkeit die Einlieferung und ersten Stunden eines Gefangenen im Zuchthaus *Schloß Hochberg* und die Prozeduren, denen sich der Verurteilte zu unterwerfen hatte (z. B.: *Die erste Klasse trägt blanke, die zweite trägt gelbe und die dritte trägt schwarze Knöpfe*). Beim Lesen der aus eigenem Erleben geschöpften Schilderung beschleicht einen Beklemmung . . .

Steht hinter der Züchtigung des kleinen Kurt und seiner Mutter durch den rohen (Stief-)Vater („Juweleninsel" S. 33/34) ebenfalls eine eigene schmerzliche Erinnerung? — Anna Uhlig, die Müllerstochter, die mit einem Hauslehrer *drüben in ihrer Heimat* verlobt ist: ein Mädchen gleichen Namens hat Karl May in dem Freundinnenkreis um Emma Pollmer und Anna Schneider kennengelernt („Juweleninsel" S. 65).

Aufgabe der Forschung wird es sein, jetzt, da die KMG ihren Mitgliedern die Originalfassung des Urtextes wieder zugänglich gemacht hat, die zahllos in die Handlung eingestreuten autobiografischen Details aufzuspüren und auszuwerten.

11. Beiden Romanen fehlt nicht der liebenswerte bis skurrile Humor Karl Mays. Gleich zu Beginn des 2. Kapitels von „Scepter und Hammer" lernen wir die drei Obergesellen des Hofschmiedes Brandauer kennen, von denen ein jeder so seine Eigenheiten hat: Thomas spricht statt des „b" stets ein „p", der wortkarge Baldrian verwendet die stereotype Redensart *das ist am den* und Heinrich zeichnet sich durch seine stete Aufschneiderei aus. Als Pendant zu diesem Trio agieren in der „Juweleninsel" die beiden Müllerknappen: Klaus besitzt eine gewaltige Nase, die sich als Schattenstab für eine Sonnenuhr eignet; dagegen hat der beinampu tierte Brendel, ein Namensvetter des Wurzelsepp, überhaupt keine Nase. Bei jeder Gelegenheit pflegt er die urkomische Geschichte seines „Theaterauftritts" auf dem Apfelschimmel zum besten zu geben[19]. Nicht zu vergessen die drei originellen Schwestern des Generals Helbig: Zilla, Freya und Wanka, denen Kunz, der Leibdiener und alte Kampfgefährte des Generals manchen Schabernack spielt.

12. Geradezu verblüfft ist man über die Aussagen Mays über die (katholische) Kirche und ihre Diener auf Erden, wenn man bedenkt, daß May seit März 1879 eifrig für den katholischen „Deutschen Hausschatz" schrieb. . . . *wie Geistliche, so fromm und salbungsvoll* . . . („Scepter und Hammer S. 35) heißt es da; ferner: *Auf blutigem Bahrtuche trägt Ihr Euren Glauben von Land zu Land* („Scepter und Hammer" S. 146). Über die Jesuiten: *Ich will sie nicht, . . . mir sind sie ein Gräuel*, („Scepter und Hammer" S. 66 und 274). Mays Einstellung zu den Jesuiten und ihre Degradierung im Roman zu einer Verschwörerclique bewegt sich ganz auf der Ebene der Schauerromane der Leihbibliothek. Das Betätigungsverbot für die Jesuiten im Norland des Romans deckt sich mit den Bestimmungen des sog. „Jesuitengesetzes" (Reichsgesetz vom 4. Juli 1872), das in § 1 u. a. sagte: „Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen sind vom Gebiet des Deutschen Reiches ausgeschlossen".

In der „Juweleninsel" beschreibt May dann mehrfach das wenig christliche Verhalten und sittenlose Treiben der „Hirten Christi" und der „Bräute des Himmels". Bei all dem achtet Karl May auf ökumenische Parität: *Ah, ists möglich! Hochwürden! Wie kommt . . . der protestantische Oberhofprediger unter die Jesuiten? . . . Mein Beichtvater unter den Hochverräthern!* („Scepter und Hammer" S. 694). Von Interesse ist, daß sich — anders als in den für Münchmeyer verfaßten Kolportageromanen — keine im engeren Sinne moralisch anstößigen Stellen finden; dieser Befund stützt die Annahme, daß diese „Stellen" auch in den Münchmeyer-Romanen von dritter Hand hinzugefügt worden sind[20].

13. Beispiele für Mays „frühe edelmenschliche Ansätze"[21], seine humane Gesinnung finden sich in „Scepter und Hammer" und „Die Juweleninsel" häufig: *Todesstrafe? . . . Weg damit* („Scepter und Hammer" S. 66); *. . . wenn ein armer Teufel vor Hunger die Hand nach einem elenden Stücke Geldes ausstreckt . . .* („Scepter und Hammer" S. 227); *Du bist ein braver Junge und da frage ich nicht, ob Deine Mutter eine Gräfin oder eine . . . Zigeunerin war* („Scepter und Hammer" S. 97); der Müllerknappe Brendel über seinen Kriegsdienst: *Warum soll ich einen Menschen erschießen, den ich gar nicht kenne, oder einem Anderen das Bajonnet durch den Leib rennen, obgleich er mir noch nie etwas zu Leide gethan hat?* („Juweleninsel" S. 402).

14. Mehr oder weniger offen kritisiert Karl May auch die gesellschaftlichen Zustände der damaligen Zeit, z. B. die Vetternwirtschaft in den Ministerien, ein auch heute aktuelles Thema („Scepter und Hammer" S. 22). Einen Verschwörer läßt er von dem *muthigen Schritt der Arbeiterbataillone, welcher alles Widerstrebende zertreten und zermalmen wird* sprechen („Scepter und Hammer" S. 33). Karl May ein Revoluzzer? Wohl kaum! Aber nach Stolte[22] immerhin ein Zeichen der „Sympathie — soll man sagen: Solidarität? — die in unserem Roman (Waldröschen) die Outlaws der menschlichen Gesellschaft genießen . . ." Das gleiche gilt auch für die Proletarier, Kleinbürger und Handwerker, die Zigeuner und Schmuggler in unserem Doppelroman. — — Doch fehlt nicht die Verbeugung vor dem „guten König": *Das Urteil eines unumschränkten Herrschers kann gerechter sein, als die richterliche Folgerung aus toten Paragraphen . . .* („Scepter und Hammer S. 709).

15. Am Ende des Romans versammelt Karl May die Helden seines Welttheaters zur großen Schlußszene. Der milde König adelt, befördert und stiftet diverse Verlobungen und alles ist gut und alle sind froh.

17 Wollschläger, Hans: Karl May, Reinbek 1965, S. 37
18 wie Anm. 4, S. 15—21
19 s. auch Hatzig, Hansotto: Mitteilungen der KMG Nr. 26, S. 18 ff.
20 s. auch Hoffmann, Klaus: Nachwort zum Waldröschen Reprint, Olms, Hildesheim 1971, S. 2659 f.
21 wie Anm. 19
22 wie Anm. 16, S. 32

Digitized by Google

Auch Karl May dürfte recht froh gewesen sein, nämlich den umfänglichen Roman nun — im April 1882 — endlich zu Ende gebracht zu haben. Bereits vom Jahresbeginn 1881 an beginnen die Lieferungen von „Für alle Welt" unregelmäßig zu erscheinen, ohne Zweifel eine Folge der nicht kontinuierlich fließenden Fortsetzungen der „Juweleninsel", und der Redakteur des Hausblattes hat Veranlassung, den säumigen May zu mahnen. Mays Arbeitskraft war zu jener Zeit stark in Anspruch genommen durch die Fortsetzungen seines großen Orientromanes, die er für den Verlag Friedrich Pustet in Regensburg schrieb. Der 7. Jahrgang des „Deutschen Hausschatzes" (Oktober 1880 bis Oktober 1881) enthält das zweitgrößte Quantum an May-Texten unter den zahlreichen Hausschatz-Jahrgängen[23]. Je mehr Freude May beim Niederschreiben des Orientromans und seiner Abenteuer mit dem ihm besonders ans Herz gewachsenen Hadschi Halef Omar (eine Art literarischer Vorläufer ist der in „Scepter und Hammer" ab Seite 466 auftretende arabische Diener Ali ... mit dem langen Namen und seiner Vorliebe fürs Aufschneiden) empfand, desto lustloser scheint er bei den letzten Lieferungen der „Juweleninsel" zu Werke gegangen zu sein: einmal schimpft und fleht der Redakteur, daß schon viele Abonnenten wegen der Verzögerungen abgesprungen seien. Das sei nur Mays Schuld, er möge doch gefälligst Rücksicht nehmen und Manuskript schicken. Derweil mußten „Des Kindes Ruf", „Der Geldmarder" und „Die Both Shatters" als Lückenbüßer herhalten.

Ende April/Anfang Mai 1882 war der Druck der „Juweleninsel" abgeschlossen. Karl May konnte sich nun unbeschwert den Beiträgen für den „Deutschen Hausschatz" widmen. Die damals entstandenen „Reise-Erinnerungen aus dem Türkenreiche" und die „Reise-Abenteuer in Kurdistan" sind jetzt der Anfang von Mays sechsbändigem Orientroman. Hans Demel nannte ihn „das Beste, was Karl May geschrieben hat"[24]. Sicher hat sich Karl May zu jener Zeit nicht träumen lassen, daß er schon im Herbst 1882 erneut bei der Kolportage landen würde.

16. Für die Hilfe beim Zustandekommen dieses Bandes habe ich den Herren Erich Heinemann und Dieter-Karl Husareck sowie Herrn Professor Dr. Claus Roxin zu danken.

23 Roxin, Claus: Einführung zum Reprint von «Giölgeda padishanün», Ziffer 1 letzter Absatz.

24 Demel, Hans: «Karl May und der Orient» in: Karl-May-Ausstellung des Museums für Völkerkunde in Wien, 1949, S. 11

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

Heft 1.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

Nachdruck verboten.

Erstes Kapitel.

Die Zigeunerin.

Auf der breiten Chaussee, welche durch das Dorf nach der Residenz führte, schritt ein junger Mann dahin.

Er mochte kaum mehr als zweiundzwanzig Jahre zählen, obgleich über seinem ganzen Wesen der Ausdruck des Charaktervollen, des innerlich und äußerlich Vollendeten lag. Seine hohe, kräftige Gestalt, die elegante Sicherheit seiner Bewegungen, die männlich schönen Züge seines von der Röthe der Gesundheit überhauchten Angesichtes konnten gewiß nur einen angenehmen Eindruck hervorbringen, und selbst das kleine, wohlgepflegte Bärtchen, welches seine vollen Lippen beschattete und in jedem andern Antlitze kurzerhaft erschienen wäre, schien hier zur Gesammtwirkung unbedingt nothwendig zu sein. Er trug einen feinen, gewiß von einem bessern Tailleur gefertigten Promenadenanzug, und der goldene Zwicker, welcher den Blick seines Auges verschärfte, hatte seinen Sitz sicher nicht durch die schädliche Mode erhalten, durch das Tragen von Augengläsern ein vornehmes oder gelehrtes Aussehen zu gewinnen.

Anna Eitze.

Zu beiden Seiten reihte sich, hinter schattigen Vorgärten halb verborgen oder anspruchsvoll bis an die Straße tretend, Villa an Villa. Zwischen zweien derselben lag, frappant von ihrer Architektonik abstoßend, ein kleines einstöckiges, schwarz geräuchertes Häuschen, durch den hohen Schornstein, das über der Thür angebrachte Wetterdach und mehrere amerliegende, der Reparatur harrende Geräthschaften deutlich als Schmiede bezeichnet.

Vor derselben hielt in diesem Augenblicke ein leichter Wagen. Es fehlte ihm der Kutscherbock; er mußte also wohl aus dem Fond gelenkt werden, und Dies war heut jedenfalls nicht ganz zeremonielos geschehen, denn es zeigte sich die hintere Achse zerbrochen, und ein reich galonirter Dienerstand zu Häupten des dampfenden Gespannes, äußerst bemüht, dasselbe zu beruhigen. Die Insassen waren ausgestiegen. Es war nur ein Herr und eine Dame. Der Erstere trug Generalsuniform, obgleich er kaum das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt haben konnte. Er hatte jenes Exterieur an sich, welches man sich nur in den höheren Kreisen anzu-

Digitized by Google

eignen vermag, und schon der erste Blick auf ihn ließ erkennen, daß Stolz und Hochmuth bei ihm zu einer bedeutenden Entwicklung gelangt seien. Die Dame trug sich ganz nach dem Schnitte der grande monde; sie zählte vielleicht siebzehn, zeigte aber die sichere Tournure höherer Jahre. Ihre nach kindlichem, weichen und sympathischen Züge ließen errathen, daß die liebliche Knospe sich in wenig Zeit zu einer Rose von vollendeter Schönheit entfalten werde, zu einer Rose, nach welcher wohl nicht Jeder wagen durfte die begehrende Hand auszustrecken. Ihre Wangen waren jetzt bleich, jedenfalls eine Folge des gehabten Schreckes; in ihrem großen, blauen Auge schimmerte es noch ängstlich feucht, aber ihre goldene Stimme klang mild und ruhig:

„Keine Sorge, Durchlaucht! Ich wußte mich mitten in der Gefahr unter dem starken Schutze eines Ritters, dessen ausgezeichneter Rang ja schon genügt, das höchste Vertrauen zu beanspruchen."

Der General verbeugte sich dankend, aber sein Blick ruhte unklar und forschend auf ihrem Angesichte. War es Wahrheit, was sie sagte, oder hatte sie sich trotz ihrer Jugend schon jene feine Schärfe angeeignet, welcher es leicht wird, den Verweis nur für die Ahnung auszusprechen? Sie sah ihm so offen in das vornehm blasirte Gesicht, und doch spielte ein Lächeln um ihren kleinen Mund, welches er fast geneigt war ironisch oder gar sarkastisch zu nennen. Er entschloß sich zu einer weiteren Vertheidigung:

„Ein ächter Ritter, auf sich selbst angewiesen, wird stets ohne Furcht und Tadel sein; hat er aber mit den Eigenschaften unvernünftiger und schlecht erzogener Wesen, wie diese beiden Rappen sind, zu rechnen, so kann er allerdings in die höchst fatale Lage kommen, auf Verzeihung rechnen zu müssen."

„Excellenz haben jedenfalls ein kompetenteres Urtheil als mein Stallmeister, welcher allerdings behauptet, daß die Rappen eine ausgezeichnete Schule besitzen. Jedenfalls fürchtete er dieses Urtheil, als er bat, einen andern Wagen zu nehmen und ihm die Führung desselben zu überlassen. Uebrigens war das Intermezzo mehr amüsant als gefährlich, und selbst die Fatalität, den Schmied nicht anwesend zu finden, hat die angenehme Folge, mich auf eine verlängerte Frist auf die Dienste meines edlen Ritters angewiesen zu sehen."

Wieder hatte sein Auge jenen forschenden, beinahe stechenden Blick wie vorhin. Hatten ihre Worte vielleicht den Zweck, ihm die Ueberlegenheit eines Stallmeisters begreiflich zu machen? Dann war das zarte Frauengebild vor ihm allerdings mehr erwachsen und gereift, als er angenommen hatte. Seine äußern Augenwinkel zeigten einige leichte Fältchen, als er fortfuhr:

„Könnten diese Dienste doch von ewiger Dauer sein, meine gnädige Prinzeß! Aber man wird in Angst um Euer Hoheit sein. Ich muß den Wagen hier zurücklassen und einen anderen requiriren."

Er wandte sich an die Frau des abwesenden Schmiedes, welche, Auskunft ertheilend, bisher unter dem Eingange gestanden hatte.

„Also der Meister kommt erst am Abende zurück?"

„Ja."

„Und Sie haben Niemand, der die sofortige Reparatur ausführen könnte?"

„Nein. Der Lehrjunge, welcher beim Nägelschlagen ist, bringt das nicht fertig."

„So giebt es vielleicht in der Nähe einen anständigen Wagen, den man sich leihen kann?"

„Allerdings. Aber — Gruß Gott, Herr Doktor!" unterbrach sie sich. „Prächtiges Wetter zum Spazieren. Nicht?"

Diese Worte waren an den mittlerweile herangekommenen Fußgänger gerichtet, welcher im Begriffe gestanden hatte, grüßend vorüberzuschreiten, jetzt aber, den Hut ziehend, näher trat. Die Frau streckte ihm halb vertraulich, halb respektvoll die Hand entgegen.

„Der Herr Pathe wohl gar vorübergehen?"

„Um nicht zu stören."

„Stören? Es findet ja das gerade Gegentheil statt! Diese Herrschaften haben die Achse zerbrochen; mein Mann ist nicht da, und drüben der Sommergast, der Engländer, borgt seinen Wagen keinem Menschen als nur dem Herrn Doktor. Da könnte der Herr Pathe helfen, wenn er so gut sein wollte."

„Mein Freund, Lord Halingbrook, ist leider nach der Stadt gefahren; er begegnete mir, und in der Nähe wird es einen Wagen weiter nicht zur Verfügung geben. Doch wenn herzoglche Hoheit" — er verbeugte sich höflich aber gemessen vor den Generale — „gestatten, werde ich Dero Wagen in kurzer Zeit gebrauchsfähig herstellen. Hat der Herr Feuer?"

„Ja; der Junge braucht es zum Nägelmachen."

„So mache die Frau Pathe es den Herrschaften bequem. Ich werde sofort an die Arbeit gehen."

Er trat in die Schmiede, zog den Gehrock aus, streifte die Aermel empor und band sich das dort hängende Schurzfell des Meisters vor. Nachdem das Feuer gehörig angefacht war, untersuchte er den schadhaften Theil des Wagens.

„In einer halben Stunde werden Durchlaucht fahren können," lautete seine Entscheidung.

Beide, sowohl der General als auch die Dame, hatten den Vorgang mit sichtlicher Verwunderung verfolgt. War dieser so bildungsvoll aussehende Mann, welcher den Doktortitel führte, wirklich im Stande, eine zerbrochene Wagenachse zu repariren? Die Schmiedin hatte ihn Pathe genannt; er konnte also von keinem ungewöhnlichen Herkommen sein, und doch war er Freund des Lord Halingbrook, eines stolzen, exklusiven Engländers, welcher als Gesandter seiner Königin Zutritt beim Hofe hatte. Das war ein Räthsel, für welches sich besonders die Dame zu interessiren schien.

Sie beobachtete jede seiner Bewegungen mit Aufmerksamkeit und machte dabei die Bemerkung, daß er eine ungewöhnliche Körperstärke besitzen müsse. Die Pferde waren im Nu ausgespannt, und dann hantirte, hob und schob er an dem Wagen, als ob er ein leichtes Kinderspielzeug in den Hände habe. Dann ertönten aus der Schmiede mächtige Hammerschläge, so daß die Funken durch den Eingang auf die Straße stoben.

Die Schmiedefrau hatte ein Tischchen mit zwei Stühlen, auf welchen die Herrschaften Platz nahmen, vor das Haus gesetzt.

„Wie nennt sich der Herr, welcher sonderbarer Weise Arzt und Schmied zu gleicher Zeit ist?" frug die Dame.

„Arzt? Nein, das ist er nicht, sondern Doktor der Jurisprudenz," antwortete die Gefragte mit sichtlichem Stolze.

„In seinem Alter? Welche Stellung bekleidet er?"

„Keine; er hat das nicht nothwendig und sagt, es hindere ihn am Weiterlernen. Er ist der Sohn vom Hofschmied Brandauer; ich habe mit dem König und dem Lord Halingbrook Pathe bei ihm gestanden."

„Ah, die gewöhnliche Bettelei durch Gevatterbrief, der man leider so oft ausgesetzt ist!" behnte der General geringschätzig.

Das Gesicht der Schmiedefrau röthete sich ein wenig.

„Darf ich fragen, wer der Herr Offizier ist?"

„Ich bin der Prinz von Naumburg und General. Diese Dame ist die Prinzeß Asta von Süderland, königliche Hoheit."

Er schien mit dieser Vorstellung einen dominirenden Eindruck beabsichtigt zu haben, hatte sich aber geirrt, denn die Frau erschrak nicht im mindesten, sondern wandte sich mit einer allerdings freudig überraschten Miene an die Prinzessin.

„Das ist schön, Hoheit, daß ich Sie einmal sehe! Der Herr Pathe hat uns immer sehr viel Gutes und Löbliches von Ihnen und Ihrem Herrn Vater, dem König, erzählt. Er hat ein gar scharfes Auge für die Politik und wäre wohl auch als Offizier an seinem Platze. Die Majestät versteht sehr viel in der Hofschmiede und hat immer verlangt, daß er Dienst nehmen soll; aber er hat niemals gewollt."

„So kennt er mich?"

„Nein; er hat Sie noch nie gesehen; aber den Herrn General hier kennt er."

„So hat er auch von mir gesprochen?" frug dieser mit beinahe wegwerfender Belustigung.

„Sehr oft!"

„Doch auch nur Gutes und Löbliches, wie ich wohl erwarten darf?"

Sie zögerte einen Augenblick; dann antwortete sie:

„Ja, Gutes, denn er hat erzählt, daß der Herzog von Naumburg, Ihr Vater, einst unser König wird, wenn der jetzige stirbt, der keine Kinder hat. Aber sagen muß ich Ihnen doch, daß die Gevatterschaft damals keine Bettelei war. Der König und der Lord haben sich ja beide selbst angeboten, und der Hofschmied hat gehorchen müssen; aber darauf hat er bestanden, daß ich dabei sein müsse, und das ist den hohen Herren auch ganz recht gewesen. Unsere Majestät ist eben ein sehr lieber Herr, der nur das Beste seiner Unterthanen will und Alle seine Kinder nennt. Gott gebe es, daß es später nicht anders wird!"

Der General schien zu einem scharfen Worte bereit, hielt es aber zurück, da eine frembartige Erscheinung sich der Schmiede näherte und die Anwesenden grüßte.

Es war eine alte Frau. Sie ging volksthümlich barfuß, trug einen einzigen Rock von grellrother Farbe, um die Schultern einer gelben, arg beschmutzten Ueberwurf und hatte ein blaues Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen. Ihr Teint war tiefbraun; zahlreiche Runzeln durchfurchten ihr Gesicht, in welchem eine scharfe Nase über einem spitzen Kinne thronte, und ihre Gestalt lag gebeugt auf dem Stocke, auf den sie die beiden dürren Hände stützte. Als Nordländerin hätte man sie über sechzig Jahre alt schätzen

Digitized by Google

müssen; aber sie war augenscheinlich eine Zigeunerin, und da Frauen dieses Stammes sehr schnell altern, so war es sehr wahrscheinlich, daß sie diese Höhe noch nicht erreicht hatte.

Sie zeigte bei dem Anblicke des Offiziers nicht die mindeste Verlegenheit. Ihn und die Andern mit scharfem Auge musternd, grüßte sie mit einer beinahe stolzen Handbewegung und frug:

„Hat der goldige Herr eine kleine Gabe übrig für Zarba, die Zigeunerin?"

Er warf höchst indignirt den Kopf zurück.

„Geh! Ihr und das Betteln seid im Land verboten."

Sie trat ihm um einen Schritt näher und bohrte den scharfen Blick ihres großen, dunklen Auges forschend in sein Gesicht.

„Wie? Der Herr Offizier heißt mich gehen? Gab es nicht eine Zeit, in welcher Zarba, die Vajdjina ihres Stammes, selbst Fürsten willkommen war? Ich kenne Dein Gesicht und Deine kalten Augen, denen nur der Stolz und Hochmuth ein Leben gibt. Du bist der Sohn eines Herzoges und trachtest nach Scepter und Krone. Aber Du hast die Zingaritta von Dir gewiesen, und so wird Dein Aufgang sein wie der Tritt des Elephanten, der Alles zermalmt, Dein Ende aber wie der Tod des Wildes, das im finstern Dickicht stirbt, einsam, verlassen und von Blute triefend!"

Sie hatte sich gerade emporgereckt, so hoch ihre Gestalt es erlaubte. Die Rechte auf den Stock gestützt, hielt sie die Linke wie beschwörend in die Höhe. Ihre Augen leuchteten, die Falten ihres Gesichtes hatten sich geglättet, und ihre Worte drangen zischend durch die elfenbeinernen Zähne, welche zwischen den dünnen, zusammengeschrumpften Lippen hervorglänzten. Bei all ihrer jetzigen Häßlichkeit ließ sich vermuthen, daß sie früher wohl ein schönes Mädchen gewesen sei.

Der Prinz war aufgesprungen. Auch sein Auge blitzte. Von Wuth übermannt ergriff er sie beim Arme.

„Weib, Hexe, soll ich Dich zermalmen?"

Auch die Prinzessin hatte sich erhoben. Ihr milder, verwundeter Blick traf sein Auge. Er nahm die Hand von der Zigeunerin und wandte sich zur Schmiedin.

„Schicken Sie sofort Ihren Lehrling nach der Polizei. Diese Landstreicherin wird arretirt!"

In diesem Augenblicke trat Doktor Brandauer aus der Schmiede, den großen Zuschlaghammer in der Hand. Die Zigeunerin sah ihn; ihr Auge schien dreifache Schärfe zu gewinnen, und über ihr erregtes Gesicht glitt ein Zug der Ueberraschung. Mit zwei raschen Schritten stand sie vor ihm.

„Du bist Max, der Sohn aus der Hofschmiede?"

„Ja," antwortete er verwundert.

„Ich bin Zarba, die Zingaritta."

„Zarba! Ists möglich!" rief er, während die freudigste Ueberraschung sein offenes Gesicht erhellte. „Endlich, endlich wird unser größter Wunsch erfüllt. Du mußt mit zum Vater!"

„Zarba darf Dir nicht folgen."

„Warum nicht?"

„Sie soll arretirt werden."

„Warum?"

„Weil sie den hohen Herrn dort in die Zukunft blicken ließ."

„Der Herr General wird Dich nicht arretiren lassen. Du gehst mit mir!"

Diese Worte wurden mit einer Bestimmtheit gesprochen, von welcher sich der Prinz beleidigt fühlte.

„Oho!" meinte er. „Ich habe die Arretur befohlen und werde mir Gehorsam zu verschaffen wissen!"

Den schweren, eisernen Hammer wie federleicht in der Hand schwingend, blickte ihm Brandauer lächelnd in das Angesicht.

„Durchlaucht, ich bitte unterthänigst, diese Frau freizugeben."

„Ich habe keine Veranlassung, meinen Befehl zurückzunehmen."

„Und ich erbat aus Höflichkeit, was ich nicht zu erbitten brauchte. Es hat hier Niemand Veranlassung, Ihren Befehlen Gehorsam zu leisten. Wir gehören weder zur Polizei noch zu Ihrer Dienerschaft, und Zarba steht unter meinem ganz besonderen Schutze. Wollen Sie mich zwingen, sie Ihnen zu entziehen, ohne die Reparatur vollendet zu haben?"

„Wir werden uns eines andern Wagens bedienen!"

Da trat die Prinzessin zu dem Doktor.

„Herr Doktor, vollenden Sie das Begonnene. Asta von Südervand bittet Sie darum!"

Ein Blitz seines Auges leuchtete an ihr empor.

„Königliche Hoheit dieser Wunsch ist mir allerdings Befehl. Ich lasse mich von keinem Herrscher kommandiren; aus solchem Munde aber genügt ein Wort, mich zum willfährigsten Ihrer Diener zu machen. Zarba, geh in die Stube, und warte, bis ich fertig bin!"

Sie schüttelte langsam das Haupt und sah ihn mit einem Blicke an, welcher eigenthümlich zwischen Liebe und Demuth glänzte.

„Das Volk der Brinjaaren und Lampadaaren hat Indien verlassen, weil Bhowannie, die Göttin, es ihm gebot. Es irrt im fremden Lande und hat weder Ruhe noch Rast, bis der Wunderbaum gefunden ist, an welchem es sich versammelt, um die Erde zu beherrschen. Zarba ist eine Tochter ihres Stammes; sie darf nicht ruhen, wenn der Geist sie treibt. Sie muß gehen; aber Du wirst sie wiedersehen, noch ehe die Sonne dreimal untergegangen ist. Gieb mir Deine Hand!"

Sie nahm seine Linke, warf aber kaum einen kurzen Blick in dieselbe. Ihr Auge suchte das Weite und hastete dort mit einem Ausdrucke, als thäten sich ihm die Pforten der Zukunft auf, um ihn die Gestalten späterer Zeiten schauen zu lassen. Dann sah sie ihm fest in das erwartungsvoll lächelnde Angesicht.

„Der Geist ist allwissend, aber das Auge des Menschen ist schwach; doch wenn der Geist es stärkt, dann werden vor ihm Dinge offenbar, die es sonst nicht zu erblicken vermag. Du wirst nicht glauben, was Dir Zarba sagt, und dennoch wird es sich erfüllen. Deine Hand ist stark, den Hammer zu schwingen; sie bedarf dieser Stärke, um später das Scepter zu halten. Scepter und Hammer wird die Lösung Deines Lebens sein. Du wirst Liebe säen und Feindschaft ernten; aber Deine Faust wird wie ein Hammer auf die Häupter Deiner Feinde fallen und ihnen die Krone entreißen, die sie Dir zu rauben trachteten. Ich sehe Dich mit hochgeschwungener Keule mitten unter ihnen; ich sehe sie stürzen und sterben oder um Gnade flehen; ich sehe Dich hoch über ihnen, und an Deiner Seite —"

Sie hielt wie unter dem Eindrucke eines unerwarteten Gesichtes plötzlich inne und ergriff dann mit einer schnellen Bewegung die Hand der Prinzessin, welche in der Nähe stehen geblieben war. Dann fuhr sie in dem vorigen Tone fort:

„Ich sehe Dich hoch über ihnen, und an Deiner Seite den Engel Deines Lebens, den Du gefunden hast, als Du den Hammer hieltest, und der Dir treu bleibt, auch wenn Du das Scepter trägst. Glaube es Zarba nicht, aber sage ihr später, daß sie Dir die Wahrheit verkündete!"

Sie gab die beiden Hände frei, wandte sich um, und war mit größerer Schnelligkeit, als man ihr zugetraut hätte, auf dem schmalen Pfade, welcher zwischen der Schmiede und der nächsten Villa in das Freie führte, verschwunden. —

Zweites Kapitel.

Belauscht.

Es war am Abende desselben Tages. Max Brandauer saß in dem Zimmer der Hofschmiede, welches ihm die Eltern als Studirstube überwiesen hatten, und versuchte, seine Gedanken auf die Lektüre einer militärwissenschaftlichen Abhandlung zu konzentriren. Es gelang ihm nicht, denn immer kehrten dieselben zu der heutigen Begegnung zurück.

Zunächst fesselte die Erscheinung der Zigeunerin seine Aufmerksamkeit. An ihren Namen knüpften sich Thatsachen und Erinnerungen, welche auf die ersten Tage seiner Kindheit, seines Lebens zurückführten. Er hatte sie als fünfjähriger Knabe ein einziges Mal gesehen; damals hatte sie in der Zeit des Nachsommers gestanden und eine immerhin noch anziehende Persönlichkeit gebildet. Sie war plötzlich verschwunden, ebenso schnell und unerwartet, wie sie gekommen war. Dann hatten die Eltern ihrer gedacht eine ganze Reihe von Jahren, und nun heut war sie wieder erschienen, ob nur für den einen Augenblick, ob für längere Zeit, ob aus oberflächlichen, gewöhnlichen Gründen oder zur Lösung der Räthsel, die mit ihrem früheren Auftreten verbunden waren — wer konnte das wissen?

Er hatte den Eltern von der Begegnung erzählt und von der Mutter einen linden Verweis erhalten, daß er sie wieder aus den Augen gelassen hatte. Der Vater aber war ruhig geblieben in der festen Ueberzeugung: „Sie kommt sicher, wenn sie es wirklich gewesen ist!"

Neben der verfallenen Gestalt der alten Wahrsagerin hob sich vor seinem geistigen Auge die Erscheinung der Prinzessin wie ein lichtes, glanzvolles Phänomen ab, dessen Strahlen unter den Lidern hindurch bis hinab in die tiefste Seele dringen. Er hatte die süßen, beglückenden Regungen der Liebe noch nie empfunden; es entging ihm also der Maßstab für die wunderbare Stimmung, in welche er sich seit heute versetzt fühlte, und er ließ, halb sinnend, halb träumend, mehr noch aber empfindend, die Erinnerung an das eigenthümliche Erlebniß ungestört auf sich einwirken.

Digitized by Google

Drunten in der Werkſtatt waren die Hammerſchläge längſt verhallt, und nach dem eingenommenen Abendbrode ſaßen die drei Geſellen vor der Thür, um über Dieſes und Jenes zu ſprechen und ihre Pfeife dabei zu ſchmauchen. Unweit von ihnen hockten die zwei Lehrjungen auf umgeſtürzten Wagenrädern, in der löblichen Abſicht, von dieſer Unterhaltung ſo viel wie möglich wegzuſchnappen und dabei den Geruch des Kanaſters zu genießen, der eine feinere Naſe allerdings nicht in Entzücken verſetzt hätte.

„Ja," meinte Thomas, der Obergeſelle, „der junge Herr iſt nun wieder da, und nun giebt es zuweilen doch eine Plaiſir, bei der man mitmachen darf. Alle Tage eine Fechtübung mit Rappier, Floret, Hieper und Stoßdegen, am Abend eine Waſſerfahrt oder

Liebesleben im Lande der Koſaken.

ſonſt ein Ausgang, bei dem der Thomas nicht fehlen darf. Das bringt außer dem Vergnügen ein Glas Bier, eine Butterpemme mit Schinken oder — —"

„Oder ein Glas Doppelwachholder mit Ambalema," fiel ihm der Zweite in die Rede.

„Ja, das iſt am Den!" ſtimmte der Dritte bei.

Die drei Geſellen waren nämlich durchweg Originale. Alle Drei hatten gedient, Thomas bei der Reiterei, Baldrian bei den Grenadieren und Heinrich bei der Artillerie; Jeder von ihnen hatte es zum Unteroffizier gebracht und hielt ſeine Waffe für die vor züglichſte. Sie waren unverheirathet und feſt entſchloſſen, ihr jetzige gute Stellung ſo lang wie möglich beizubehalten, obgleic Jeder ohne Wiſſen des Andern im tiefſten Winkel ſeines Herzens ein Ideal beherbergte, welches die größte Aehnlichkeit mit einer be häbigen Frauengeſtalt hatte. Thomas nämlich hielt gar große Stücke auf die Wittfrau Barbara Seidenmüller, Baldrian träumte ſehr oft von der allerliebſten, jungen Wittfrau und Kartoffelhändlerin Barbara Seidenmüller, und Heinrich trank ſeinen Abendſchoppen

Digitized by Google

am liebſten bei der ehr- und tugendſamen Mittfrau, Kartoffelhändlerin und Gaſthofsbeſitzerin Barbara Seidenmüller.

Dabei hatte Jeder von ihnen, wie man zu ſagen pflegt, ſeine kleine Neunundneunzig. Thomas Schubert, der Kavallerift, hatte es in ſeinem ganzen Leben niemals fertig gebracht, ein B auszuſprechen, ſo daß ſein eigener Name in ſeinem Munde nicht anders

Der Fuchs.

als Schubert klang. Baldrian, der Grenadier, war höchſt ſchweigſam und betheiligte ſich an den gewöhnlichen Geſprächen meiſt nur mit den Worten: „Ja, das iſt an Dem," oder „das iſt nicht an Dem," verwechſelte dabei aber regelmäßig den Caſus und brachte daher ſtets ein „am Den" zum Vorſcheine. Heinrich, der Artillerift, war der Quälgeiſt der beiden andern; er hatte ſtets einen Widerſpruch oder eine Ironie bei der Hand und beſaß dabei die Eigenthümlichkeit, Alles in hundertfacher Größe darzuſtellen oder, wie

Digitized by Google

man es gewöhnlich nennt, ganz gewaltig aufzuschneiden, ohne daß man dabei das Recht gehabt hätte, an seiner Biederkeit zu zweifeln. Thomas schien die Unterbrechung seiner Rede nicht belobigen zu wollen; er stieß heftig einen Mund voll Rauch in die Luft und meinte:

„Haltet den Schnapel, Ihr Kerls! Was geht Euch mein Doppelwachholder an oder gar meine Lieplingscigarre?, Ampalema ist nun einmal das beste Deckblatt, was es giebt, das ist nicht zu zuftreiten. Hapanna, Capalleros, Londres, Batavia, Puros, Alles, Alles ist nichts gegen die ächte Ampalema. Der Herr Meister raucht nur solche, und da ist es unsre Schuldigkeit, ganz dasselbe auch zu thun. Uebrigens hapt Ihr mich nicht irre zu machen, wenn ich vom jungen Herrn erzähle. Heut Apend soll ich ein Stück den Fluß hinaprudern, und Ihr könnt es gar nicht glaupen, wie gern ich das thue. Da liegt er still im Kahne, hat die Augen zu und sagt kein Wort; aper ich weiß, daß er gerade da am meisten sinnt und stubirt. Und wenn wir dann zurückkommen und er gipt mir die Hand und sagt: „Heut war's wieder schön; Hap Dank, mein lieper Thomas!" so könnte ich ihn umarmen, wenn er dazu nicht gar zu gelehrt und vornehm wäre. Er hat so etwas an sich, was ich nicht zei dem rechten Namen nennen kann, was einem das Herz raupt und doch gewaltig in Respect versetzt. Ich hape einmal ein Theaterstück gesehen, das hieß „der verwitschte Prinz," und —"

„Der verwunschene Prinz," wagte hier Frip, der eine Lehrfunge, zu verbessern.

(Fortsetzung folgt.)

Auf falscher Fährte.

Kriminalnovelle

von

Paul Lippert.

I. (Nachdruck verboten.)

In duftiger, sonniger Herbstnachmittag ist überall gern gesehen, im Rheingau aber während der Weinlese ganz besonders. Das lustige Völkchen der vom Weinberge nach der Kelter ziehenden Schnitter und Schnitterinnen der Trauben belebt als anmuthige Staffage die Landschaft. Der Mund lacht, weil das Herz lacht, und in den glänzenden Augen der Arbeiter spiegelt sich die Freude der Natur über das, was sie in dem Traubenblut als dem zukünftigen Sorgenbrecher der Menschheit geschaffen.

Die Claudius'schen Strophen: „Am Rhein, am Rhein da wachsen uns're Reben, gesegnet sei der Rhein!" zittern an einem solchen Tage in den buntesten Melodien durch die Luft, denn auch Vögel und Insekten schwettern und zirpen in den allgemeinen Jubel mit hinein und die vom Vater Rhein kommandirten Wogen murmeln die wunderbaren Weisen, welche erst ein Kommersbuch der Zukunft unsterblich machen wird. Auch an den bemoosten Strebepfeilern eines schlosartigen Herrensitzes murmeln sie vorüber. Das Fundament, auf dem das im gothischen Stile gebaute Schlößchen sich erhebt, mochte zur Zeit der ersten Kreuzfahrer einmal jung gewesen sein. Die Ritterburg, welche damals auf dieser mächtigen Quaderunterlage in das Land hinausgeschaut, war im Bauernkriege zerstört worden, und das, was von Ruinen des Oberbaus übrig geblieben, hatten spätere Jahrhunderte vollends in Schutt verwandelt. Das erst in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts erbaute Herrenhaus ist daher in seinem Oberbau ein vollständig neues Gebäude, was aber sein Hinderungsgrund gewesen, dem Sinne für mittelalterliche Romantik des Bauherrn, wo solche nur irgend zu imitiren war, zu entsprechen. Da fehlen weder die Schießscharten auf dem Söller des Portals, noch kunstvolle Glasmalereien auf den bunten, durch Bleieisten vielfach getheilten Glasfenstern der Schloßkapelle, da giebt es niedliche, von Weitem wie Vogelnester sich ausnehmende Eckthürmchen mit den reizenden Erkerstübchen, worin sich so süß schwärmen läßt, da erhebt sich, über alle Gebäulichkeiten hinweg ragend, eine hohe Warte, von welcher ein buntes Fähnlein am schlanken, in den Strich eingeankerten Flaggenstock in das Land hinauswebt.

Auf diesem Söller, zu welchem eine zuheiserne Wendeltreppe hinaufführt, stehen zwei Menschen. Noch vor dreißundert Jahren hätte man sie kurzweg Burgherr und Burgfrau benamset, heute heißen sie Freiherr Max von Karlström und Frau Majorin Ella von Karlström. Majorin klingt nämlich ihrem Ohre angenehmer als Freifrau, und da ihrem Manne dieser militärische Rang 1869 bei seiner Pensionirung verliehen wurde darf sie sich auch mit gutem Gewissen so nennen.

Der Freiherr lehnt noch so kerzengerade an der Balustrade des Altans, wie er vor fünf Jahren an der Seite Ella's vor dem Traualtare des Kirchleins der Geburtsstätte seiner Auserwählten gestanden. Er ist von hoher Statur, sein Körperbau kräftig, die Brust stark gewölbt, und aus seinen braunen Augen, in dessen rechtes das Monocle geklemmt ist, blitzen Lebenslust und Energie.

Das Stückchen Lüneburger Heide, aber, um uns verständlicher auszudrücken, die angehende Platte auf seinem Scheitel bedeckt ein niedriges, graues Hütchen. Seine übrigen Kopfhaare sind militärisch kurz geschnitten und die Enden seines Schnurrbarts, welche zu dem fleischigen Kinn herabhängen, so gewöhnt, daß sie jedenfalls nicht am Essen, fast hätten wir gesagt am Küssen, hindern. Daß der Freiherr sich seine schon etwas grauschimmligen Haare färbt, weiß außer seinem Kammerdiener und früheren Offiziersburschen Friedrich Coccejus und ihm kein Mensch, nicht einmal Ella. So muß es Einem auch erst gesagt werden, daß er zwanzig und einige Jahre älter als die Majorin ist, denn wenn auf der nicht unbedeutenden Stirn auch schon verschiedene Falten sich eingenistet haben, so ist sein Aussehen doch im Uebrigen, unterstützt durch eine kerngesunde Gesichtsfarbe, das eines Lebemannes anfangs der Vierziger. Eine Schmarre, die von dem Rasenbügel über die linke Wange hinweg bis zum Ohre läuft, erhöht wohlgiflig noch den Ausdruck des martialischen Adels, welcher über sein Gesicht ausgegossen ist.

Ella von Karlström, die sechsundzwanzigjährige Gemahlin des Freiherrn, hat das einfach garnirte Strohhütchen, das jetzt an ihrem rechten Arm hängt, abgenommen. Der Wind spielt mit den Bandschleifen ihres prächtigen goldgelben Haares, das sich in massigen Flechten um ihre Stirn windet. Als Jungfrau mochte sie dieselben lang herabhängend getragen haben. Ihr kleiner Mund ließ sich mit einem Achtgroschenstück bedecken. Ihre schön gezeichneten Brauen stiegen zu einer Nase herab, deren graziöser Schwung ihre deutsche Abkunft fast bezweifeln ließ. Führen wir noch als besondere Vorzüge dieses Gesichts einen weißen, rosigen Teint und blaue Augen an, so dürfte der Leser wohl zu der Ueberzeugung gelangen, daß Freiherr von Karlström sich eine Schönheit ersten Ranges zur Lebensgefährtin ausgewählt hatte.

„Ich denke, Du kannst mit Deiner heurigen Weinernte zufrieden sein, lieber Max," lächelte Ella, mit einem Sonnenschirm, den sie in der Linken trug, den etwas zerknitterten Spitzenbesatz auf den Volants ihres grauen Mix-Führe-Kleides wieder ordnend.

Dabei zeigte sie mit dem erhobenen Strohhut auf das lustige Völkchen der Landleute, welche mit Sang und Klang, unter dem Vortritte eines rebenbekränzten Burschen, der eine große Ziehharmonika spielte, von dem freiherrlichen Weinberge herab das Rheingelände entlang zog.

In Bütten und Körben schleppten sie den geernteten Traubensegen mit sich. Greise und Männer, Frauen und Jungfrauen, junge Bursche und Kinder im bunten Durcheinander. Man konnte meinen, ein neuer Rattenfänger, wenn auch keiner von Hameln, führe den Zug, hätte dieser sich nicht in einem der Wirthschaftsgebäude verloren, wo die Kelter eingerichtet war, in der die kolossale Traubenpresse von zwei herkulischen Männern regiert wurde.

„O ja, Gott Bacchus und die Oktoberfome haben es gut mit mir gemeint," nickte Max.

„Auch sonst, wohin ich nur blicke, gibt es Segen im Ueberfluß. Es war ein fruchtbares Jahr, wie es der Landwirth sich nicht besser wünschen kann. Nur etwas bekümmert mich dabei, frage ich mich: für wen schafft Du, was wird aus alledem nach Deinem Tode, Karlström?"

Die junge Frau verschloß ihm den Mund mit einem Kuß.

„Ist es meine Schuld, daß wir noch keine Nachkommen haben?" hauchte sie ihm ins Ohr. „Denke an Deine Wunden, Max, und betrübe Dich nicht um das, was uns versagt ist."

Er erwiderte nichts hierauf, aber er hielt ihr seine Hand hin, in welche Ella einschlug.

Ein Wortgefecht unten im Schloßhof, dessen Geräusch der Wind bis zum Altan hinaufrug, gab den Gedanken des Freiherrn eine andere Richtung.

„Was mag da unten los sein?" murmelte er, sich über die Brustlehne hinabbiegend.

„Vetter Benno wird von seinem Spaziertritt zurückgekommen sein," meinte Ella.

Der Freiherr schüttelte verneinend den Kopf. „Damm zankt sich da mit einem fremden Menschen herum," erklärte er und jetzt trat, neugierig gemacht, auch die junge Frau dicht an die Balustrade heran.

„Das ist ja ein eleganter Herr," rief Ella aus. „Was hat der bei uns zu suchen?"

„Sage lieber ein Modegeck," korrigirte sie der Freiherr, im Stillen seine bayrische Joppe und das in den langen Wasserstiefeln

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

Heft 2.

Ungedrucktes Gedicht von E. F. D. Schubart.

In Nachstehendem bieten wir unsern Lesern einen von unserem Mitarbeiter Hermann Gaemmerler* uns zur Verfügung gestellten, bis jetzt noch nirgends abgedruckten höchlichen poetischen Erguß des oben genannten vielgeprüften schwäbischen Dichters, betitelt:

Des Pfarrers Ritt.

(Nachdruck verboten.)

In einem Ort, das ich nicht nennen mag,
Sollt' einst der Pfarrer früh am Feiertag
Von seinem Ort nach seinem Kirchspiel reiten,
Um einen Kranken dort zum Tode zu bereiten.
Durch dieses Klappern aufgeweckt
Hat sich des Schulzen Flegelhaupt
Geschwind zum Fenster 'rausgestreckt,
(Ein solches ist doch nie erlaubt.)
„Ei nun" — hub er zu fragen an —
„Wenn anders ich die Bibel recht versteh',
„So sollen die Herrn Geistlichen
„Auf Eseln, nicht auf Pferden, reiten."
„Wie nun?" — versetzt der Pfarrer drauf —
„Wir richten uns jetzt nach der Leute Lauf;
„Seitdem der Mißbrauch aufgekommen,
„Daß man aus Eseln Schulzen macht,
„So hat der Mangel so an Eseln zugenommen,
„Daß keiner mehr zum Reiten zu bekommen.
„Soll denn mein Ritt nach Christi Geispiel sein,
„So stelle Er sich morgen früh,
„Da ich aufs Weiler sollte reiten,
„Gesattelt und gezäumt
„Bei meiner Wohnung ein."

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Still, Grünschnapel! Wenn der Opergesell spricht, so haben die Gesellen zu schweigen und die Lehrjungen also erst recht! Op ein Prinz verwischt ist oder verwunschen, das pleipt sich ganz egal! Also in dem Stücke kommt ein Prinz vor, der ein Schuster ist, und wenn ich den jungen Herrn sehe, so —"

„So kommt es Dir allemal vor, als ob er der Schuster sei und Du der Prinz," unterbrach ihn Heinrich.

„Du sollst mich nicht in meiner schönsten Rede unterprechen; ich weiß sonst zuletzt gar nicht mehr, wo ich wieder anzufangen habe!"

„Ja, das ist am Den!" meinte Baldrian.

„Also dieser Prinz, der ein Schuster war —"

„Thomas!" rief in diesem Augenblicke Max durch das geöffnete Fenster herab.

Der alte Unteroffizier erhob sich in kerzengerade Stellung.

„Zu Befehl, Herr Doktor!"

„Bist Du fertig?"

„Allemal!"

Er strich das Haar glatt, schob die Mütze zurecht und knüpfte den Rock zu. Dann reichte er dem Lehrjungen die Pfeife hin.

„Da Fritz; trage sie hinauf in meine Kammer, weißt's schon, an welchen Nagel! Im Herrendienst ist das Tapakrauchen ordonnanzwidrig."

Nach einigen Minuten kam der Doktor herab.

„Wir gehen durch den Garten, Thomas; wir kommen bei näher."

* Eine größere Skizze aus der Feder des gleichen Mitarbeiters über den Schubartthurm auf der Festung Hohenasperg und die Gefangenhaltung des Dichters auf der Letzteren, **mit eingeflochtenen Notizen aus noch ungedruckten Briefen Schubarts an seine Familie**, werden wir in der nächsten Zeit in unserem Blatt veröffentlichen.

Digitized by Google

In sechs Schritten Entfernung folgte ihm der Geselle. Als sie geräuschlos über den weichen Rasenplatz schritten, gewahrte der Letztere in einer Ecke des Gartens die beiden Lehrlinge, welche sich niedergelassen hatten und behaglich einer um den andern an seiner Pfeife sogen. Ein durch den Rauch hervorgebrachtes Husten hatte sie verrathen.

„Herr Doktor!"

„Was?"

„Erlauben Sie mir eine Seitenschwenkung! Dort sitzen die beiden Hallunken und peifen mir die Pfeifenspitze entzwei."

Er schlich sich näher und hatte bald die beiden Missethäter bei den Haaren.

„Was macht Ihr da mit meiner Pfeife, Ihr Schlingels! Ist das hier etwa meine Kammer, he? Da und da, hapt Ihr eine Ohrfeige als Anschlagsgeld; die Hauptsumme kommt nach, wenn ich wieder zu Hause pin. Jetzt hape ich keine Zeit, denn zu so etwas gehört die richtige Muse und Gemüthlichkeit!"

Er steckte die Pfeife zu sich und eilte dem Doktor nach.

Dieser hatte bereits den Fluß erreicht, welcher in der Nähe des Gartens vorüberfloß. Am Ufer hing eine Gondel, welche dem Schmied gehörte. Sie stiegen ein und stießen ab. Die Fahrt ging stromabwärts. Thomas brauchte nicht zu rudern, und Max saß am Steuer, um den Kahn treiben zu lassen. Das Dunkel des Abends senkte sich nieder, und am Firmamente traten Tausende von Sternen hervor, welche die sich zur Ruhe rüstende Erde mit magischem Lichte bestrahlten. Sie fuhren am Palaste des Herzogs von Naumburg vorüber und erreichten dann das Palais, welches zur Aufnahme hoher Gäste erbaut war. Gegenwärtig bewohnte es der Erbprinz von Süderland, dem benachbarten Königreiche, mit Gemahlin und Schwester, welche die Residenz mit einem Besuche beehrten, dem man eine geheime, diplomatische Mission unterschob. Das prachtvolle Gebäude lag etwas vom Ufer zurück in einem Garten, welcher an den Fluß stieß und sich längs desselben zu einem wohlgepflegten Parke verbreiterte. Ein kleiner Landeplatz lag dem Gartenthor gegenüber; Max legte eine Strecke oberhalb desselben an.

„Bleib hier halten, Thomas, bis ich wiederkomme!"

„Der Zutritt ist hier verpoten, Herr Doktor!"

„Ich weiß es."

Trotz dieser Antwort aber stieg er aus und stand nach einem raschen Sprunge über das eiserne Staket hinweg im Garten. Es trieb ihn keine bestimmte Absicht an diesen Ort, und wäre er gefragt worden, so hätte er über sein Thun nicht die mindeste Rechenschaft zu geben vermocht. Das Menschenherz ist der unbegreiflichste Motor unserer Handlungen und verträgt keine Kontrole, als nur die eigene.

Er näherte sich dem Hause, von welchem nur wenige Fenster erleuchtet waren. Er beobachtete eines nach dem andern, doch kein Schatten wollte ihm die Anwesenheit Derjenigen zeigen, deren Bild ihn magnetisch herbeigezogen hatte. Da ließen sich Schritte im Kiese des Ganges vernehmen; er trat hinter ein Bosket. Zwei Damen nahten, in eifriges Gespräch vertieft. Sie waren Beide hell gekleidet, und ihre Gestalten hoben sich von dem dunklen Grunde des Gartens ab.

„So laß uns gegen diese Politik konspiriren, meine gute Asta," meinte die eine. „Du sollst ihr nicht zum Opfer fallen, denn dieser Prinz, er ist auch mir unsympathisch."

Mehr konnte er nicht vernehmen; aber er wußte nun, ohne darnach getrachtet zu haben, welcher Grund die königlichen Gäste herbeigeführt hatte. So lange er die Damen mit den Augen verfolgen konnte, blieb er stehen; dann kehrte er auf demselben Wege, den er gekommen war, zum Kahne zurück.

„Weiter hinunter?" frug Thomas.

„Ja."

Wieder begann die Wasserfahrt. Max saß still und träumte. Er sah wohl kaum irgend eine Parthie der beiden Ufer, welche im lichten Sternenscheine hüben und drüben lagen; er sah nur die lichte Gestalt, die an der Seite der fremden Kronprinzessin an ihm vorübergegangen war. Was hatte er mit ihr? Sie war die Tochter eines Königs und er der Sohn eines einfachen Schmiedes. Aber eine solche Reflexion gab es nicht in ihm. Er war ihr gefolgt wie dem Sterne, von welchem das Auge nicht lassen kann, obgleich er Billionen von Meilen hoch über der Erde steht.

So waren sie eine ziemliche Strecke abwärts gelangt, ehe er wieder umkehren ließ und mit zu dem Ruder griff; diese Arbeit that ihm wohl, es war, als wolle er das, was in ihm vorging, durch äußere Anstrengung zur Klärung bringen, und so flog der Kahn, von vier kräftigen Händen getrieben, mit genügender Schnelligkeit wieder stromaufwärts.

Sie hatten eben den Palast des Herzogs von Naumburg passirt, als ihnen ein kleineres Fahrzeug begegnete. Max hätte wohl nicht sehr auf dasselbe geachtet, wenn nicht Thomas ihn darauf aufmerksam gemacht hätte.

„Dort kommt ein Engländer, Herr Doktor. Das ist einer vom Ruderklupp in seiner Rußschale. Wo mag der noch hinwollen?"

Es war einer jener kleinen Wellenreiter, welche mit Paddelruder fortbewegt werden und, wenn der Mann darin sitzt, kaum zwei Zoll Bordhöhe haben. Er kam vom andern Ufer herüber und konnte die beiden Männer, welche im Schatten der dichtbelaubten Bäume ruderten, nicht leicht bemerken.

„Ein eigenthümlicher Kerl," meinte Thomas, als ein zufälliger Lichtstrahl von drüben herüber auf das kleine Fahrzeug fiel. „Der sieht ja fast wie ein Türke aus: ein gelber Kaftan, und ein plauer Turpan!"

Jetzt blickte Max genau hin. Seine Vermuthung bestätigte sich, es war die Zigeunerin, welche sich ein Boot vom Ruderklubb losgekettet hatte und jedenfalls auf einer geheimnißvollen Parthie begriffen war.

„Laß sie vorüber!"

„Zu Befehl, Herr Doktor!" meinte Thomas, ein wenig befremdet über das „sie."

„So. Wir müssen unbemerkt folgen. Umgelenkt!"

Der verfolgte Kahn fuhr an dem Palaste vorüber und landete eine Strecke unterhalb desselben im Ufergesträuch, welches an den Garten stieß. Max befand sich mit seiner Gondel noch oberhalb des Gebäudes. Er legte das Steuer nach links herüber und landete auch.

„Thomas, willst Du ein Abenteuer mitmachen?"

„Ein Apenteuer? Ich pin allemal dapei!"

„Die dort im Kahne saß, ist kein Mann, sondern eine Frau."

„Eine Frau? Poh Tausend; was hat die hier zu suchen? Es muß doch bereits elf Uhr vorüper sein!"

„Es ist eine Zigeunerin. Sie will jedenfalls in das herzogliche Palais, und war heimlich, daher landet sie weiter unten."

„Dann muß sie durch den Garten."

„Allerdings. Wir müssen ihr zuvorkommen."

„Zu Befehl, Herr Doktor! Ich pinde den Kahn hier an den Paum. So; da hängt er fest."

„Dann vorwärts; schnell!"

Sie eilten nach der hintern Front des Palastes und an derselben hinab bis zum Garten, der mit einer durchbrochenen Mauer umgeben war, die bei dem Uebersteigen kein großes Hinderniß bot. Sie gelangten ohne Anstrengung hinüber. An dieser Seite des Gebäudes befand sich am erhöhten Parterre eine Veranda, welche sich zu einer in den Garten herabführenden Treppe öffnete. Hierher mußte die Zigeunerin kommen, wenn sie wirklich die Absicht hatte, welche Max vermuthete. Er steckte sich mit Thomas hinter ein dichtes Ziergesträuch und wartete.

Nach einiger Zeit kam eine Gestalt vorsichtig längs der im Dunkel liegenden Rasenrabatte herbeigeschlichen, blieb eine Minute lang lauschend stehen und huschte dann zur Treppe. Sie stieg aber dieselbe nicht hinauf, sondern bückte sich an der Seite derselben nieder und verschwand. Die Treppe schien die vordere Decke eines Kellers oder Gewölbes zu bilden, zu dessen Erleuchtung an den beiden Stirnwänden je ein rundes Fenster angebracht war. Nach einigen Augenblicken leuchtete im Innern ein Lichtschein auf.

„Ich folge ihr. Bleibe zurück und halte Wache!"

„Sie hat den Rahmen aufgewirpelt und ist hinuntergestiegen. Ich hape Ihnen nichts zu pefehlen, Herr Doktor, aper es ist vielleicht pesser, wenn Sie hapleiben. So eine Zigeunerin ist voll Teufelsspuk und Zauperei, was für keinen Menschen gut und heilsam ist. Vielleicht will sie gar ein'trechen und nachher — — ja da hapen wirs; da ist er schon hinein und hinunter, und wenn das die Hexe merkt, so kann es eine saupere Geschichte geben!"

Wirklich war das Fenster auf der Oeffnung entfernt, die so groß war, daß ein Mensch bequem einpsteigen vermochte. Max hatte den Boden, welcher in kaum halber Mannshöhe unter ihr lag, leicht erreicht. In einiger Entfernung vor ihm schimmerte das Licht. Er entledigte sich so schnell wie möglich seiner Stiefel und folgte. Zarba bewegte sich so langsam vorwärts, daß es keiner Anstrengung bedurfte, ihr so nahe zu kommen, daß er sich hart ausserhalb des Scheines befand, welchen das von ihr getragene Licht verbreitete. Er konnte beinahe ihren Athem hören, während sie nicht die geringste Ahnung hatte, daß sie auf diesem geheimnißvollen Gange belauscht wurde.

Die Wölbung, in welcher sie sich befanden, war doch kein Keller, sondern sie bildete einen schmalen, niedrigen Gang, welcher in gerader Richtung bis auf die Mitte des Gebäudes führte und dort auf eine aufwärtsgehende Treppe mündete. Zarba stieg em-

Digitized by Google

vor; sie mußte diesen Weg schon öfters zurückgelegt haben. Ohne auf das Parterre oder den ersten Stock zu münden, führte die Stufenreihe bis zur zweiten Etage in die Höhe, wo die Zigeunerin lauschend vor einer schmalen Thür stehen blieb, an welcher sich ein einfacher Drücker befand. Nach einigen Minuten ergriff sie denselben, um ihn in Bewegung zu setzen. Die Thür öffnete sich vollständig geräuschlos nach innen, und ein heller Lichtschein drang heraus, in dessen Beleuchtung die Zingaritta wie im Rahmen eines Bildes zwischen dem Thürgewände stand.

Ohne wieder zu schließen, glitt sie langsam vorwärts. Mar trat näher. Vor ihm lag ein ringsum mit hohen Bücherrepositorien besetztes Bibliothekzimmer, aus welchem eine schwere, grünstoffene Portière in den nächsten Raum führte. Der geheime Eingang war durch eines der Büchergestelle, welches auf irgend eine Weise seine Beweglichkeit erhalten hatte, maskirt. Vom Plafond herab hing ein sechsarmiger Leuchter, dessen Lichter das Zimmer erhellten. In der Mitte des Letzteren stand eine lange Tafel, von oben bis unten mit Büchern und allerlei Skripturen belegt.

Zarba war an die Portière getreten, deren beide Theile sie vorsichtig auseinanderzog, um einen Blick hindurchwerfen. Dann verschwand sie hinter derselben. Mar wartete eine Weile; dann glitt auch er hinzu. Ohne den Stoff bemerkbar zu bewegen, machte er sich eine kleine Oeffnung und blickte hindurch.

Vor ihm lag ein im höchsten Komfort ausgestattetes und von einer kostbaren Ampel erleuchtetes Arbeitszimmer. Die Zigeunerin hatte gemächlich auf einem Sammetfauteuil Platz genommen und eine kurze Thonpfeife hervorgezogen, welche sie aus einer Düte mit Tabak stopfte und dann in Brand steckte. Sie rauchte mit einem Behagen, als befinde sie sich in ihrem Eigenthume, und es hatte allen Anschein, als ob sie sich nicht sogleich wieder erheben werde.

Was hatte das Alles zu bedeuten? Wie kam die fremde, verachtete Bettlerin dazu, in dieser Weise die geheimen Räume des Herzogs zu kennen und aufzusuchen? Mar nahm sich jetzt nicht Zeit, sich diese und ähnliche Fragen vorzulegen; er mußte vor allen Dingen die Situation ausnützen. Er glitt zurück, um den Eingang zu untersuchen, und bemerkte zu seiner Verblüffung, daß derselbe von innen durch einen hinter den Büchern angebrachten Riegel, welcher mit dem äußern Drücker in Verbindung stand, geöffnet werden konnte.

Jetzt fiel sein Blick auf die Büchertafel. Gerade vor ihm lag neben einigen eng mit Ziffern beschriebenen Papieren ein Blatt, welches die Aufschrift „Schlüssel“ führte. Sollte es den Schlüssel für die geheime diplomatische Korrespondenz des Herzogs enthalten? Dieser war als geschickter Gegner des gegenwärtigen Systems bekannt und stand mit den verschiedenen Höfen in direkter Beziehung. Es waren sogar schon öfters Gerüchte aufgetaucht von einer ebenso verborgenen wie kräftigen Agitation für die Abdankung des jetzigen Herrschers. Der Herzog war Generalissimus der Armee — hundert Gedanken durchzuckten den Doktor; er trat nochmals zur Portière; die Zigeunerin saß noch in derselben ungeniren Haltung da und schmauchte ihren Stummel — schnell saß er auf einem Stuhle, zog sein Notizbuch und notirte Ziffer um Ziffer, Buchstaben um Buchstaben und Zeichen um Zeichen von dem wichtigen Blatte.

Eben war er damit fertig, als drüben ein halblauter Ausruf ertönte. Schnell trat er zur Portière und blickte hindurch. Der Herzog war eingetreten und hatte den nächtlichen, geheimnißvollen Besuch bemerkt.

„Donner und Doria; wer ist das?!“

Die Zigeunerin machte nicht die geringste Miene, sich zu erheben. Sie that noch einen kräftigen Zug aus ihrer Pfeife und antwortete dann:

„Donner und Doria; er kennt Zarba, sein Weib nicht mehr!“

„Zarba!“ rief er, sichtlich erschrocken und den Riegel vor die Thür schiebend. „Du lebst noch! Was willst Du? Hast Du vergessen, daß der Tod darauf ruht, wenn Du mein Haus betrittst?“

„Der Körper der Zingaritta ist gealtert, aber ihr Geist ist stark. Sie hat nichts vergessen, doch fürchtet sie Dich nicht. Sie lebt noch und wird nur dann sterben, wenn Bohwannie es will. Wo hast Du meinen Sohn?“

„Er ist längst gestorben.“

Jetzt erhob sie sich.

„Lügner!“

Er lächelte überlegen.

„Weib, nimm Dich in Acht, daß ich Dich nicht vernichte!“

„Mann, hüte Dich vor Zarba, der Zigeunerin! Als sie die Schönste war unter den Töchtern der Brinjaaren, hast Du sie bethört. Sie verließ ihr Volk, um bei Dir zu wohnen; aber Deine Schwüre waren Meineid, Deine Küsse Gift und Deine Liebe und Treue Betrug. Du raubtest mir den Sohn, Deinen und meinen Sohn und ließest mich hinaus in die Welt. Aber ich fand ihn, den Geraubten; ich sagte ihm, wer sein Vater und Henker sei Du aber rissest mich wieder von ihm und ließest mich aus dem Lande stäupen. Ich kam dennoch zurück und fand seine Spur. Wo ist unser Kind?“

„Gestorben.“

„Gestorben? Ja, todt, mehr als todt! Sein Körper lebt, aber seit sechs Jahren mordest Du seinen Geist, dessen Stärke Allem widerstebt. Wo ist mein Kind, mein Sohn? Im Irrenhause, von Dir eingekerkert und unter die Wahnsinnigen gesteckt, weil er weiß, daß ein Herzog sein Vater ist. Gieb ihn heraus!“

„Du selbst bist wahnsinnig!“

Sie trat von ihm zurück und sah ihm lange in das finstere Angesicht; dann ließ sie sich langsam auf das Knie nieder.

„Du hast das Herz eines Mädchens kennen gelernt, welches sein Volk, seinen Stamm, seinen Glauben, seine Eltern und Schwestern und Alles, Alles hingab, weil Du es wolltest; aber Du kennst nicht das Herz einer Mutter; es ist das Herz einer Löwin, welche den zerreißt, der ihr Junges rauben will. Denke zurück an unser Glück und sieh Zarba, wie sie jetzt vor Dir kniet! Sie sieht zu Dir um“ — —

„Halt!“ unterbrach er sie streng, „kein Bühnenspiel! Dein Sohn ist todt für Dich. Du wirst ihn niemals wiedersehen!“

Sie erhob sich.

„Noch einmal bittet Zarba: Gieb ihn mir zurück!“

„Niemals!“

So wird die Zingaritta Dich zu zwingen wissen! Sie wird vor allen Thüren erzählen und auf allen Gassen ausrufen, daß Du der Vater ihres Kindes bist!“

„Pah! Das wird dir verhindern sein.“

„Meinst Du?“ Ihre Züge nahmen jetzt einen Ausdruck des Hasses und der Entschlossenheit an, der doch den Hohn, welcher um seine Lippen spielte, verschwinden machte. „Meinst Du, Zarba fürchte sich vor Dir und Deiner Macht, Herzog von Raumburg? Du bist in ihre Hand gegeben wie der Fuchs in die Tatze der Löwin, und ein einziges Wort von ihr bringt Dich in Tod und Verderben!“

„Ah? Sprich dieses Wort!“ gebot er, ungläubig und verächtlich lächelnd.

Sie trat ihm näher und raunte ihm zu:

„Es heißt: Prinzentraub!“

Er fuhr zurück.

„Landstreicherin, Du bist wahrhaftig wahnsinnig!“

„So höre weiter!“

Sie näherte sich ihm von Neuem und flüchte ihm Worte entgegen, welche Mar nicht verstehen konnte, weil sie leise gesprochen waren. Der Herzog war mit einem Male leichenblaß geworden; er vermochte nicht zu antworten.

„Nun? Du trachtest nach Thron und Krone; die Hand der Landstreicherin kann Dir Beides geben und Beides nehmen. Soll sie ihren Sohn wiederhaben?“

Er trat an das Fenster und starrte lange hinaus. Endlich drehte er sich zu ihr um.

„Hast Du bisher geschwiegen?“

„Ja.“

„Schwöre es mir!“

„Ich schwöre es bei Bhwannie.“

„So sollst Du Deinen Sohn sehen!“

„Nur sehen?“

„Und mitnehmen dürfen.“

„Wann?“

„Wann Du willst.“

„Morgen! Ich kenne das Haus, in welchem er wohnt.“

„Gut. Ich werde Dir einen Befehl für den Direktor schreiben.“

Er setzte sich und füllte ein herbeigezogenes und bereits mit Unterschrift und Siegel versehenes Blanket aus.

„Hier. Auf Vorzeigen dieser Schrift erhältst Du Einlaß in die Anstalt.“

Ihr Auge ruhte scharf auf ihm.

„Du wirst mich nicht betrügen?“

„Nein.“

„So lebe wohl! Ich komme niemals wieder!“

Die Antwort des Herzogs konnte Mar nicht vernehmen; er mußte sich zurückziehen. Doch wohin? In den Gang durfte er sich noch nicht wagen, da ihn die dort bewandertere Zigeunerin sicher eingeholt hätte; es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich unter der Tafel zu verbergen, deren weit herabhängende Decke ihm sicheren Schutz gewährte.

Digitized by Google

Kaum hatte er da Platz genommen, so traten die Beiden in das Bibliothekzimmer.

„Lebe wohl für immer," sprach der Herzog, „und bedenke, daß meine Macht so weit reicht, als Euch Eure Füße tragen!"

Sie entfernte sich durch die geheime Thür, während er in sein Arbeitszimmer zurückkehrte.

Lange hörte Max ihn in demselben auf- und abgehen; dann erklang das leise Kratzen seiner Feder. Schon überlegte der Doktor, ob er sich auf alle Gefahr hin entfernen oder ruhig versteckt halten solle, bis der Herzog schlafen gegangen sei, als dieser sich erhob und heraus in die Bibliothek trat. Er schritt zur vorbergenen Thür, öffnete dieselbe und stieg die Treppe hinab.

Jedenfalls wollte er sich überzeugen, ob die Zigeunerin das Fenster unten wieder verschlossen habe. Max vermuthete, was der Herzog soeben geschrieben habe; er hatte jetzt Gelegenheit, sich zu überzeugen, ob seine Ahnung richtig sei. Er eilte in das Arbeitszimmer, trat an den Schreibtisch und warf einen Blick auf das dort liegende und bereits vollendete Schriftstück. Es enthielt den Befehl an den Direktor der Landestrennanstalt, die Zigeunerin Zarba als unheilbar wahnsinnig zu installiren, sobald sie erscheine, sich auf keinerlei Verhör mit ihr einzulassen und bei etwaiger Widersetzlichkeit die schärfsten Zwangsmaßregeln in Anwendung zu bringen. Eine eingehendere Instruktion sollte umgehend folgen.

„Schurke!" konnte sich der Doktor nicht enthalten auszurufen; dann kehrte er in sein Versteck zurück.

Er erreichte es gerade noch rechtzeitig, denn schon im nächsten Augenblicke trat der Herzog wieder ein und begab sich in das Nebenzimmer. Bald darauf wurde der Geruch von Siegellack bemerkbar, dann rückte ein Sessel, und die Außenthür zum Arbeitskabinet erklang. Der hohe, fürstliche „Schurke" hatte dasselbe jedenfalls verlassen, um den Befehl einem Kourier zu übergeben, da es nothwendig war, der Zigeunerin zuvorzukommen.

Jetzt durfte Max seinen unbequemen Platz verlassen. Er öffnete das Bücherfach, verschloß es hinter sich und tastete sich die Treppe hinab. Er hatte ein eigenthümliches und gefährliches Abenteuer bestanden und stand, unten im Gange angelangt, unwillkürlich tief aufathmend still.

„Zarba, Du sollst gerettet werden," gelobte er sich; „Du und Dein unglücklicher Sohn. Gott hat mich hinter Dir hergeführt; er ist der Schutz der Gerechten!"

Er fand das Fenster geschlossen; die Wirbel befanden sich an der Außenseite desselben, doch war eine Scheibe zerbrochen, so daß er hindurchlangen und öffnen konnte. Als er hinausgestiegen war und den Verschluß wieder bewerkstelligt hatte, trat Thomas auf ihn zu.

„Gott sei Dank, Herr Doktor, daß Sie mit heiler Haut wieder zu mir sind! Die Hexe ist schon längst wieder heraus. Was hat es denn da drin gegeben?"

„Das sollst Du später erfahren. Bis dahin aber erzählst Du keinem Menschen, was heut geschehen ist!"

„Keinem einzigen; ich gege gleich einen Eid darauf! Nicht einmal der guten Parpara Seidenmüller, die doch sonst Alles wissen muß!" — — —

Drittes Kapitel.

Die Brüder Jesu.

Es war an demselben Abende. Der nach der Hauptstadt gehende Schnellzug mußte bald kommen, und die Residenz im Wartezimmer erster und zweiter Klasse machten sich allmählich zum Aufbruche fertig.

An einem der entfernt stehenden Tische saßen zwei Männer, deren Aeußeres nicht kontrastirender gedacht werden konnte. Der Eine, welcher die Uniform eines Obersten der Infanterie trug, war mit beinahe herkulischen Gliedmaßen begabt und überragte den andern, welcher außerordentlich klein und schwächlich gebaut war, beinahe um das Doppelte. Seine Gesichtszüge waren, wenn nicht roh, so doch außerordentlich eckig und kantig geschnitten und zeigten jene intensive Röthe, welche die Folge einer wohlbesetzten Tafel und eines ebenso gut gefüllten Kellers zu sein pflegt. Wenn es zugegeben werden muß, daß es Physiognomien gibt, welche zu einem zoologischen Vergleiche auffordern, so mußte man zugestehen, daß dieses Gesicht an denjenigen Wiederkäuer erinnerte, welcher in den Savannen der westlichen Hemisphäre wild gejagt und in Spanien zu aufregenden Kämpfen benutzt wird. Gewalt und Eigenwille waren deutlich in demselben ausgeprägt, und hier, wie die Augen blickten, mußte auch der Charakter sein, der wohl durch keine klärende und läuternde Schule gegangen war. Der Offizier machte ganz den Eindruck eines Mannes, der sich durch rohe Tapferkeit und Hintansetzung aller Gefahr zum niedrigsten Grade, wo eine bessere Bildung nicht verlangt wird, zu einer Charge emporgeschwungen hat, welcher er in intellektueller Beziehung sich nur mit Mühe gewachsen zeigen kann. Der Andere, dessen Bewegungen außerordentlich leicht und lebhaft waren; trug eine feine, durchweg schwarze Kleidung. Das bleiche, barilose Gesicht hatte etwas freundlich Lauerndes und das Auge einen sicheren, durchdringenden Blick, dem wohl schwer etwas entgehen konnte, was es sich zu erfassen bemühte.

„Also ein solk-man sind Sie, Herr Oberst," meinte der Kleine, „der Alles, was er ist und hat, sich selbst verdankt. Dann ist Ihr Weg voller Dornen gewesen und wird es später wohl noch mehr sein. Gerade in Ihrer Branche ist die Konnexion der Hauptfaktor des Vorwärtsschreitens."

„Der Teufel soll mich holen, wenn dies nicht wahr ist! Konnexion, Protektion und noch so manche andere „ion" bringt manchen Laffen in die Höhe, der nichts vorzustellen vermag, als einen betreten und bedrohlichsten Taugenichts. Nur gut, daß es auch gewisse „ions" gibt, bei denen diese Schlingels spurlos verschwinden, weil da nur der gebraucht werden kann, der einen ganzen Mann abgibt!"

„Und diese „ions," welche sind es?"

Der Offizier blickte sich vorsichtig um und flüsterte:

„Dieselben, welche auch Sie meinen: Rebellion, Revolution. Lassen Sie es nur so bald wie möglich losgehen; ich bin mit Leib und Seele dabei und werde die mir angewiesene Stelle zur vollsten Zufriedenheit ausfüllen."

„So schnell, wie Sie wünschen, geht es allerdings nicht. Ein so großes und gefährliches Werk bedarf der sorgsamsten und umfassendsten Vorbereitungen."

„Pah! Ich bin vorbereitet und meine Jungens machen alle mit. Der Teufel soll mich holen, wenn ein einziger zurückbleibt!"

„Sind Sie dessen sicher?"

„Sicher? Welche Frage! Ich bin Oberst, und mein Regiment hat mir zu gehorchen."

„Gewiß, in den gegenwärtigen regulären Verhältnissen. Ob es Ihnen aber auch dann gehorcht, wenn diese Verhältnisse auf den Kopf gestellt werden, das ist eine Frage, welche nicht so leicht beantwortet werden kann."

„Dann bin ich erst recht meiner Sache sicher."

„Auch Ihres Offizierskorps?"

„Vollständig. Es besteht aus lauter Männern, die dem Bürgerstande entsprossen, in der Hefe stecken bleiben müssen, weil ihnen die Vetter im Kriegsministerium fehlen. Oefter mir und ihnen eine Gelegenheit zum Avancement, und der Teufel soll mich holen, wenn wir nicht unsre Schuldigkeit thun! Sicht es ja Einen oder den Andern, dessen man nicht vollständig sicher ist, so bekommt er Urlaub, die beste Methode, quere Köpfe einstweilen auf die Seite zu bringen. Ich hin hier Oberstkommandirender, habe ein Regiment Infanterie, eine Kompagnie Schützen und zwei Feldbatterien zu befehligen und werde mit ihnen zur rechten Zeit am Platze sein so gewiß, als ich hier sitze und auf das Gelingen des Unternehmens mit Ihnen anstoße."

(Fortsetzung folgt.)

Auf falscher Fährte.

Kriminalnovelle

von

Paul Lippert.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das Bombardement war damit eröffnet, und Ella blieb ihrem Neffen nichts schuldig. Der Kugelwechsel wurde lebhafter, man lachte und jubelte dabei. Zuweilen fuhr die Majorin wie ein Täubchen, das bei der Habicht verfolgt, mit dem Kopf unter den Tisch, und Beide hatten sich und ihre Umgebung so vollständig über dem tollen Spiel vergessen, daß der inzwischen ins Zimmer getretene, aber abreisetig an der Thür stehen gebliebene Cocctus schon zum zweiten Male seine Anrede: „Gnädigste Frau!" wiederholte, ehe seine Anwesenheit von der Angeredeten bemerkt wurde. Der Kammerdiener sah bestürzt und aufgeregt aus.

„Nun, was solls, Friedrich?" fragte Ella. „Weshalb kommt der Major nicht?"

„Gnädige Frau," stammelte der Diener, „wenn dem Herrn nur nichts zugestoßen ist. Die Thüre seines Arbeitskabinets ist von innen verschlossen, ich habe mehrmals geklopft, dann laut und lauter

Digitized by Google

Heft 3.

IV. Jahrgang. — Illustrirtes Hausblatt. — 1880.

Alle 14 Tage erscheint ein Heft.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Sie ließen die Gläser zusammenklingen; dann meinte der Kleine:

„Und die Bevölkerung Ihres Kreises?"

„Ist mit der jetzigen Regierung höchst unzufrieden. Wir befinden uns hier im bevölkertsten Fabrikdistrikte des Landes; Handel und Gewerbe stocken nicht blos, sondern liegen ganz und vollständig darnieder; der Arbeiter hungert mit seiner Familie; die Sozialdemokratie erhebt ihr Haupt und heult um Rache und Hülfe überall, am kleinsten Orte tagen Meetings und Versammlungen, in denen der Kreuzzug gegen die Aristokratie, gegen die besitzenden Klassen gepredigt wird. Was wollen Sie? Ich höre schon den muthigen Schritt der Arbeiterbataillone, welcher alles Widerstrebende zertreten und zermalmen wird. Die Schaaren der Turner, die Vereine der Bürgergarden, sie bedürfen nur der brauchbaren Waffe, um nach der Residenz geführt zu werden. Das hiesige Zeughaus birgt viele tausend Gewehre; ich lasse sie vertheilen und stelle mich an die Spitze der Bewegung; der Teufel soll mich holen, wenn dieses Beispiel nicht sofort im ganzen Lande Nacheiferung findet!"

„Dazu bedarf es einer tüchtigen Vorbereitung des Landes, mit welcher wir leider noch nicht genugsam vorgeschritten sind. Wir dürfen unser Exempel nicht mit Hoffnungen machen, die uns betrügen können, sondern müssen mit Thatsachen arbeiten, deren wir sicher sind. Ueber Ihren Kreis, Herr Oberst, bin ich vollständig beruhigt; ich glaube Ihren Versicherungen und werde dem geheimen Komité einen befriedigenden Bericht abstatten. Mit dem Augenblicke des Losschlagens dürfen Sie die Generalsepauletten anlegen, und Ihre weiteren Chancen haben Sie dann in der eigenen Hand. Sie sind einer von den wenigen Stabsoffizieren, denen wir unbedingtes Vertrauen schenken, und ich bin

Edwin Freiherr von Manteuffel, Generalfeldmarschall und Statthalter von Elsaß-Lothringen.

Digitized by Google

überzeugt, daß Sie dieses Vertrauen vollständig rechtfertigen werden. — Doch — da kommt der Zug. Ich bitte, mich nicht nach dem Perron zu begleiten; man muß vorsichtig sein. Weitere Ordres werden Ihnen auf dem bisherigen Wege zugehen."

Er erhob sich, reichte ihm die Hand und verließ das Wartezimmer. Draußen war der Train bereits vorgefahren. Er verlangte nach erster Klasse und erhielt ein Coupé angewiesen, in welchem bereits ein Herr saß, welcher allem Anscheine nach dasselbe schon längere Zeit innegehabt hatte.

Es begann zu dämmern, doch konnte man sich gegenseitig noch ganz genau erkennen.

Der Fremde trug durchweg einen graukarrirten Anzug; seinen Kopf bedeckte ein breitrandiger Panamahut, und auf der Spitze seiner Adernase balancirte in verwegener Stellung ein blaugläsiges Pincenez, welches mit dem feinen Teint des Angesichtes scharf kontrastirte. Die feinen Backtiefeletten und die fleischfarbenen Gummihandschuhe zeigten ebenso wie der wohlgepflegte Backenbart und die schwergolbene Uhrkette, daß er gewohnt sei, auf seine äußere Erscheinung die möglichste Sorgfamkeit zu verwenden. Man mußte auf den ersten Blick den Engländer in ihm erkennen.

„Guten Abend!" grüßte der Schwarze.

„Good evening!" antwortete der Graue und drehte den Kopf langsam dem Eingestiegenen zu.

Kaum hatte er ihn erblickt, so ergriff er den blauen Zwicker und ließ ihn von der Nasenspitze nach der gehörigen Stelle zurückretiriren. Der Blick, welchen er jetzt scharf durch die blauen Gläser warf, war erstaunt, verächtlich und feindselig zugleich. Hatte er in dem kleinen Manne eine ihm verhaßte Persönlichkeit erkannt?

„Sie reisen auch nach der Residenz, Sir?" frug dieser, als er es sich bequem gemacht hatte.

Der Gefragte zog statt der Antwort ein goldenes Etui hervor, entnahm demselben eine Cigarrette und steckte sie in Brand.

„Ich freue mich, bis dahin Gesellschaft zu finden. Eine Reise ohne Unterhaltung gehört zu den größten Unannehmlichkeiten, welche ich kenne."

Der Graue ließ das Fenster nieder, wandte sich gleichmüthig von seinem Gegenüber ab und blickte hinaus auf die in optischer Täuschung vorüberfliegende Landschaft.

„Hier meine Karte, Sir! Darf ich wissen, mit wem mich der glückliche Zufall zusammenführt?"

Auf der kleinen Karte war in feinen Zügen „Aloys Penentrier, Rentier" zu lesen. Der Engländer hielt es nicht der Mühe werth, einen Blick darauf zu werfen, sondern behielt beharrlich seine Stellung bei.

„Sie schrinen mehr nachdenklich als unterhaltend gestimmt zu sein, Sir. Der soll ich vielleicht in der Nichtbeachtung meiner Karte eine absichtliche Beleidigung erkennen?"

Der Graue steckte jetzt den Kopf ganz zum Fenster hinaus; das bleiche Gesicht des Kleinen röthete sich. Er legte die Hand auf den Arm des Engländers und frug:

„Wollen Sie die Güte haben, zu hören, was ich sage?"

Der Engländer zog unter dieser Berührung den Kopf zurück. Die Lorgnette war ihm unter dieser raschen Bewegung wieder vor auf die Nasenspitze geruttscht.

„Very well, noll' Sie sieg' aus das Uagen hinaus in das Luft? Uas sag' Sie, angugreif meinen Person!"

„Ich frage nur, ob Sie die Absicht haben, mich zu beleidigen?"

„Stand off, bleib' Sie mir von das Leib! Uas frag ich nach Ihr' Kart', Ihr Personage und Ihr Beleidigung! Halt' Sie das Mund; ich will hab' Ruhe!"

Diese Worte waren in einem Tone gesprochen, welcher dem Kleinen ganz wider Willen imponirte. Er zog sich in seine Ecke zurück, murmelte etwas von „Unverschämtheit" und „Spleen," warf noch einen giftigen Blick auf den Grauen und schloß dann die Augen.

Die Reise wurde schweigend fortgesetzt. An jeder bedeutenderen Station blickte der Schwarze aus dem Wagen und nahm dann jedesmal von einer Person, welche den Zug erwartet haben mußte, ein Couvert in Empfang, welches er öffnete, um den Inhalt zu überfliegen. Dieser Umstand fiel dem Engländer auf, doch ließ er sich nicht das Mindeste davon merken. Nach der jedesmaligen Lektüre, die durch das im Coupé brennende Licht ermöglicht wurde, legte der Kleine das Schriftstück neben sich auf den Sitz. So lagen acht bis neun dieser Skripturen neben ihm, als man die letzte Station an der Residenz erreichte. Auch hier bog er sich durch das Fenster um ein Couvert in Empfang zu nehmen und mit dem Ueberbringer desselben einige Worte zu wechseln. Der Engländer benutzte diesen Augenblick; mit einer blitzschnellen Bewegung hatte er eins der Papiere ergriffen und in seiner Tasche verborgen.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und hielt nach kaum einer Viertelstunde auf dem Bahnhofe der Hauptstadt. Der Schwarze nahm die Schriftstücke zusammen und steckte sie, ohne das Fehlen des einen zu bemerken, zu sich. Ohne Wort und Gruß verließ er den Wagen.

Der Graue stieg schnell hinter ihm aus. Ein Diener, welcher zweiter Klasse gefahren war, wartete bereits auf ihn, und neben demselben stand Doktor Brandauer, welcher, von seiner Kahnfahrt zurückgekehrt, sich nach dem Bahnhofe begeben hatte, um den Sohn des Lord Halingbrook zu empfangen.

„Emery!"

„Max!"

Sie begrüßten einander durch eine herzliche Umarmung, welche sich aber Emery schnell zu lösen beeilte.

„Have care! Siehst Du dort den kleinen schwarz gekleideten Menschen mit dem Gepäckscheine in der Hand?"

Er konnte jetzt sehr gut deutsch sprechen. Hatte er sich vorhin nur verstellt?

„Du meinst den, welcher mit dem Kofferträger verhandelt?"

„Yes, denselben."

„Was ist mit ihm?"

„Komm! Wir müssen ihm folgen; wir müssen sehen, wo er wohnt!"

„Warum?"

„Später! Unterwegs sollst Du es erfahren."

„Der Wagen wartet draußen auf Dich."

„Können ihn nicht gebrauchen. Go on, vorwärts!"

Er warf dem Diener einen kurzen Befehl hin, nahm den Freund unter den Arm und folgte mit ihm dem Schwarzen, welcher nach dem Ausgange schritt und dort einen Fiaker nahm.

In der Nähe hielt eine Equipage mit dem Heerswappen der Familie Halingbrook. Sie schritten an ihm vorüber und nahmen eine Droschke.

Den Fiaker dort nach, aber ohne daß es bemerkt wird!" befahl Emery beim Einsteigen.

Denn nahmen sie Platz.

Der Weg ging durch mehrere Straßen und über einige Plätze der Stadt. Während der Fahrt konnte Emery seine Mittheilung machen. Max sagte sich, daß der kleine Mann eine sehr beachtenswerthe Persönlichkeit sein müsse, da der junge Lord nach einer langen und beschwerlichen Reise nicht zur Wohnung fuhr, sondern diesen Unbekannten sofort vom Bahnhofe weg verfolgte.

„Du kennst ihn?" frug er.

„Yes, und zwar sehr. Er ist ein Jesuit, eines der hervorragendsten Mitglieder dieser Brüderschaft."

„Ah!"

„Er hat in Freiburg, wo ich ihm begegnete und von ihm sprechen hörte, ohne daß er mich bemerkte, seine Erziehung genossen und gilt als der feinste Schlaukopf der ganzen Kongregation. Später sah ich ihn in Paris, Brüssel, London und Washington, und überall war mit seinem Erscheinen ein Streich verbunden, welchen die heiligen Väter der Regierung spielten. Heut nun fuhr er mit mir in demselben Coupé, und zwar unter Umständen, welche mich schließen lassen, daß er nicht nur hier bereits heimisch ist, sondern an einer Aufgabe arbeitet, welche jedenfalls eine den Interessen des Thrones feindliche ist."

„Den Jesuiten ist der Aufenthalt im Lande streng untersagt."

„All right! Nehmen wir diesen Umstand, die Politik des Herzogs von Naumburg, die Berichte, welche mit immer größerer Deutlichkeit ihre Stimme erheben und die im Auslande besser gekannt werden als von Euch selbst, und dazu die Anwesenheit dieses Menschen, welcher an jeder Station schriftliche Berichte entgegennimmt, so ergiebt sich jedenfalls die Nothwendigkeit, wenigstens seine Wohnung kennen zu lernen."

„Und ihm auch noch etwas näher auf die Finger zu sehen. Ich weiß sehr genau, daß der Herzog die Aufnahme der Jesuiten eifrig befürwortet."

„Behold! Ich schätze sehr, daß er mit diesem Ungeziefer in Verbindung steht. Vater und ich sind in Folge unserer hiesigen Besitzungen Unterthanen Seiner Majestät, und so habe ich die Verpflichtung, das Thun und Treiben solchen Gesüchtes nicht unbeachtet zu lassen. Woher kennst Du diese Befürwortung?"

„Der König selbst hat gegen uns davon gesprochen."

„Well. Der Hofschmied erfährt mehr als mancher Rath und Minister. Du hast bessere Chancen als Mancher, dessen Stammbaum bis in die antediluvianische Zeit hinaufreicht, und ich begreife nicht, daß Du — — — have care, er hält! Wem gehört dieses Boarding-house?"

„Wahrhaftig, er hält bei unserer guten Barbara Seidenmüller!

Digitized by Google

Jetzt kannst Du mir ihn getrost überlassen. Ich bin hier bekannt; die Wirthin ist meine Spezialgönnerin und wird mir jedwede Auskunft gern ertheilen. Deine Anwesenheit aber würde auffallen."

„Fair! So fahre ich nach Hause. Hier hast Du ein Schreiben, welches ich ihm weggefapert habe. Ich konnte es bisher nicht lesen, und da Du ihm folgst, ist es Dir vielleicht nöthiger als mir."

„Kennst Du seinen wahren Namen? Ich nehme natürlich an, daß er hier einen falschen trägt."

„Vater Valerius, comes take it, der Teufel hole ihn! Er hatte zwar die Güte, mir seine Karte zu präsentiren, doch hatte ich nicht Lust, mich mit derselben zu beschmutzen. Good nigth!"

„Gute Nacht!"

Die Droschke lenkte um, und Max trat in die Gaststube der ehrsamen Wittfrau und Kartoffelhändlerin Barbara Seidenmüller.

Der erste Gast, welcher ihm in die Augen fiel, war Baldrian, der Exgrenadier. Als dieser ihn bemerkte, erhob er sich respektvoll von seinem Stuhle. Der Doktor trat zu ihm.

„Bist Du schon lange hier?"

Der Gefragte nickte bejahend.

„Das ist am den. Werde gleich gehen!"

„Willst Du mir einen Gefallen thun?"

Ein zweites Nicken erfolgte.

„Auch das ist am den!"

„Es muß hier ein Fremder logiren, der an seiner kleinen, schwächlichen Gestalt und seiner schwarzen Kleidung leicht zu erkennen ist."

„Sogar dieses ist am den. Ist bereits vier Wochen hier."

„Du kennst ihn?"

Ein energisches Nicken diente als Antwort.

„So stelle Dich einmal gegenüber in das Dunkle, wo Du nicht gesehen wirst. Wenn er das Haus verläßt, benachrichtigst Du mich schleunigst. Du hast doch gute Augen?"

„Das ist am den!"

Er trank sein Bier aus und verließ das Lokal.

Jetzt bemerkte die Wirthin den neuen Gast und kam sofort auf ihn zugeschritten. Sie war eine korpulente, noch junge Frau, und ihr gerötheter Gesicht glänzte vor Freude, als sie ihm die Hand entgegenstreckte.

„Willkommen, tausendmal willkommen, Herr Doktor! Ich habe Sie wohl ein Jahr lang nicht zu sehen bekommen. Wo sind wir denn überall herumgelaufen?"

„In Italien, Frankreich, England, Holland und so weiter."

„Herrjesses, muß das fürchterlich sein! Da lobe ich mir meinen „blauen Adler;" von ihm komme ich nicht weg, so lange ich lebe. Daheim ist daheim! Ich soll doch ein Fläschchen vom Besten bringen?"

„Ja. Ich brauche zunächst einen guten Schluck und sodann Sie selbst."

„Mich?"

„Allerdings. Ich muß eine Erkundigung einziehen, womöglich unter vier Augen."

„Unter vier Augen? So kommen Sie heraus in das leere Hinterstübchen, wo wir vollständig ungestört sind, Herr Doktor!"

„Ich muß hier bleiben, da ich jeden Augenblick einen Boten erwarte, der mich dann nicht sehen würde. Bringen Sie mir den Wein hier an den Tisch zunächst der Thür!"

Die Wirthin beeilte sich, diesem Gebote Folge zu leisten und befahl dem Kellner, auf die übrigen Gäste Achtung zu haben.

„Sie haben seit vier Wochen einen fremden Herrn im Logis," begann Max, als sie bei ihm Platz genommen hatte, „dessen Namen und Charakter ich gern wissen möchte, ohne daß er etwas über meine Erkundigung erfährt."

„Welchen meinen Sie?"

„Er ist klein und hager, bleich und bartlos und trägt sich schwarz gekleidet. Irre ich mich nicht, so ist er vor wenigen Augenblicken von einer Reise zurückgekehrt."

„Ach, Sie meinen den Herrn in Nummer eins bis vier!"

„Er hat vier Pieces inne? Dann muß er wohl situirt sein."

„Allerdings; er ist Rentier, zahlt außerordentlich prompt und nobel und hat einen französischen Namen, den ich vielleicht nicht richtig aussprechen kann. Geschrieben wird er Aloys Penentrier."

„Pensreist er oft?"

„Er ist sehr wenig daheim und oft mehrere Tag nicht hier."

„Korrespondirt er viel?"

„Wenn er zu Hause ist, schließt er sich gewöhnlich ein. Was er da thut und ob er schreibt, weiß ich nicht; wenn er es thut, so muß er sich seine Briefe selbst besorgen, aber er erhält deren täglich mehrere."

„Woher? Sie sehen dies wohl am Poststempel."

„Aus Paris, Petersburg, London, meist aber aus dem Inlande."

„Mit wem verkehrt er?"

„Kann ich nicht sagen. Er empfängt allerdings öfters Besuch von Herren, die ich aber leider nicht kenne."

„Welcher Klasse gehören sie an?"

„Allem Vermuthen nach nicht der unteren. Einige hatten, obgleich sie in Civil gingen, etwas entschieden Militärisches. Andere sahen mir aus wie Geistliche, so fromm und salbungsvoll traten sie auf. Zwei oder drei Male war auch ein Diener des Herzogs von Naumburg hier. Er trug zwar auch Civil, aber ich kannte ihn doch."

„Geht er viel aus?"

„Nur des Abends."

„Wann kehrt er da zurück?"

„Sehr spät! ich bemerke dies, trotzdem ich ihm einen Hausschlüssel zur Verfügung stellen mußte. Auch heut scheint er geben zu wollen; er hat ein Abendbrod bestellt und um Beschleunigung gebeten."

„Ist ihm bereits servirt worden?"

„Ja; kalte Küche. Er ißt sehr schnell und wird wohl nun fertig sein."

Sie hatte recht, denn eben öffnete sich die Thür und die lange Gestalt Baldrians schob sich in möglichster Eile herein.

„Ist er fort?" frug Max.

„Ja, das ist am den."

„Wohin? Rechts in die Straße?"

„Nein, das ist nicht am den, sondern links."

„So trinke Du meinen Wein, Baldrian. Gute Nacht!"

Er legte ein Goldstück auf den Tisch und ging.

„Ein guter Herr, nicht wahr, Baldrian?" frug die Wirthin.

Der vormalige Grenadier konnte blos nicken. Er hatte das Weinglas bereits an den Mund gesetzt und that einen Zug, der es bis auf die Nagelprobe leerte.

„Hast wohl draußen aufpassen müssen?"

Er nickte und schenkte sich ein zweites Glas ein.

„Auf den kleinen Rentier?"

Das Glas wieder am Munde, ließ er sich zu einem abermaligen Nicken herbei; dann goß er sich den bei ihm so seltenen Trank in den Mund.

„Was muß er denn mit ihm haben?"

Wieder einschenkend zuckte er die Achsel. Die kleine, propre Wittfrau hatte ihm sein Herz geraubt, aber daß sie ihm jetzt in seinem Genusse störte, das wollte ihm nicht im Geringsten gefallen.

„Du weißt es nicht, Baldrian?"

Er schüttelte den Kopf und führte das Glas zum dritten Male zum Munde.

„Schmeckt der Wein?"

Er trank, machte die Augen zu und nickte dabei mit einem so verklärten Gesichte, als trinke er den Nektar der griechischen Götter.

„Das glaube ich; es ist meine beste Sorte. Aber da hat er mir zuviel hergelegt. Was thue ich? Gebe ich Dir heraus oder — ja, ich werde mir den Ueberschuß merken, bis er wiederkommt."

Baldrian hatte sich den Rest eingeschenkt und stand schon im Begriffe, das Glas zu erheben; jetzt aber ließ er es wieder sinken.

„Donnerwetter, das ist ja gar nicht am den!"

„Du meinst, das Geld sei Dein?"

Er nickte trinkend, setzte das Glas auf den Tisch, strich das zurückgegebene Geld ein und stülpte sich die Mütze auf den Kopf.

„Gute Nacht, Bärbel!"

„Gute Nacht, Baldrian!"

Mit stolzen Schritten ging er nach Hause. Nicht jeder, der heut daselbst that, hatte eine Flasche vom Besten aus Frau Barbara Seidenmüllers Weinkeller getrunken. —

Als der Doktor aus der Thür des Gasthauses trat, konnte er die Gestalt des sich entfernenden Rentiers gerade noch im Scheine einer Laterne erkennen. In kurzer Zeit hatte er ihn so weit erreicht, daß er ihn fest im Auge behalten konnte.

Der Kleine ging schnellen Schrittes mitten auf der Straße; er aber hielt sich hart an der einen Häuserreihe, in deren Schatten er nicht so leicht bemerkt werden konnte. Sie befanden sich in einem der äußeren Viertel der Residenz und näherten sich immer mehr den äußersten Häusern desselben. Als diese erreicht waren und nun auch der Lampenschimmer aufhörte, zog sich die Landstraße eine Strecke weit längs des Flusses hin, um dann an den sich allmählich erhebenden Bergen langsam emporzusteigen.

Dort oben, in etwa drei Viertelstunden Entfernung von der

Digitized by Google

Stadt, hatte früher ein Kloſter geſtanden, deſſen Ruinen noch heut die Kuppe des Berges ſchmückten. Sie bildeten des Sonntags den geſuchten Zielpunkt zahlreicher Spaziergänger aus der Reſidenz.

Max kannte ſie ſehr genau. Er war ſchon als Knabe beinahe täglich in dem alten Gemäuer herumgekrochen und hatte jeden Winkel deſſelben durchſtöbert.

Mopſe und chineſiſches Windſpiel.

„Er geht nach der Ruine," murmelte er, „und zwar auf dem breiten Wege. Ich bin heut zum Lauſchen prädeſtinirt, wie es ſcheint, und werde hier an der Seite aufſteigen, um ihm zuvorzukommen!"

Der gewöhnliche Weg führte in zahlreichen Windungen empor; da aber, wo Max jetzt einlenkte, ſtieg ein ſchmaler, wenig betretener Pfad in gerader Richtung ſteil zur Höhe. Die Steilung war ſo bedeutend, daß man an den ihn beſäumenden Büſchen Halt

Digitized by Google

suchen mußte. Der Doktor hatte ihn so oft benutzt, daß er trotz der Dunkelheit keinen Fehltritt that und nach wenigen Minuten die Kuppe des Berges erreicht hatte.

Hier schlich er sich der Stelle zu, an welcher der Aufweg in die Ruine mündete.

Die angewandte Vorsicht, mit welcher er seine Schritte mög-

Der Jäger

Was sucht denn der Jäger am Mühlbach hier?
Gieh', trotziger Jäger, in Deinem Revier!
Hier gibt es kein Wild zu jagen für Dich,
Hier wohnt nur ein Rehlein, ein zahmes für mich.
Und willst Du das zärtliche Rehlein sehn,
So laß Deine Büchse im Walde stehn.

Und laß Deine kläffenden Hunde zu Haus,
Und laß auf dem Horne den Saus und den Braus,
Und scheere vom Kinne das struppige Haar,
Sonst scheut sich im Garten das Rehlein fürwahr.

Doch besser, Du bliebest im Walde dazu,
Und ließest die Mühlen und Müller in Ruh'.
Was langen die Fischlein im grünen Gezweig?
Was will denn das Eichhorn im düsteren Teich?

Drum bleibe, Du trotziger Jäger, im Hain,
Und laß mich mit meinen drei Rädern allein;
Und willst meinem Schätzchen Dich machen beliebt,
So wisse, mein Freund, was ihr Herzchen betrübt:

Die Eber, die kommen zu Nacht aus dem Hain
Und brechen in ihren Kohlgarten ein
Und treten und wühlen herum in dem Feld:
Die Eber, die schieße, Du Jägerheld!

lich unbörbar zu machen suchte, erwies sich als nothwendig. Hinter einem der letzten Büsche stand eine Gestalt, in welcher er mit Recht einen zur Sicherheit ausgestellten Posten vermuthete. Er trat unweit desselben hinter die Sträucher und wartete. Bald ließen sich nahende Schritte vernehmen.

„Woher?" frug der Posten mit halblauter Stimme.

Digitized by Google

„Aus dem Kampfe," ertönte die ebenso gegebene Antwort.
„Wohin?"
„Zum Siege."
„Wodurch?"
„Durch die Lehre Loyola's."
„Der Bruder kann passiren!"
Der kleine Rentier schritt an dem Posten vorüber. Max folgte ihm. (Fortsetzung folgt.)

Auf falscher Fährte.

Kriminalnovelle
von
Paul Lippert. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Was mag das zu bedeuten haben?" brummte Coccejus vor sich hin, als er von einer Erkernische aus durch die ovale Scheibe eines kleinen, die Bezeichnung Ochsenauge verdienenden Fensters jenes matte, der Rumpel entströmende Licht suchte, ohne es zu finden. Kopfschüttelnd verfolgte der Diener seinen Weg. Er hatte nur noch wenige Schritte bis zu den Zimmern der Majorin, als er plötzlich stehen blieb, sich mit der Hand über das Gesicht fuhr, wie dem Bedürftige genügend, eine unangenehme Erinnerung, ein Schreckbild zu verscheuchen, dann aber, bei nochmaliger, schärfer Besichtigung der Stelle, auf der sein Blick vorhin gehaftet, das Wesenhafte eines dort liegenden menschlichen Körpers, im Gegensatze zu der zuerst angenommenen Sinnestäuschung, genau erkannte.

Coccejus schlotterte trotz seiner Beherztheit etwas mit den Knieen, als er dicht vor der lang ausgestreckten menschlichen Gestalt seine Schritte anhielt, bevor aber die Courage, sich zu ihr niederzubeugen und nach dem Antlitz zu tasten, was sich wie das eines soeben Verstorbenen anfühlte, aus dem die animalische Wärme im schnellen Entweichen begriffen ist. Der Kammerdiener bejahte seine Untersuchung jetzt auch auf das Herz aus und überzeugte sich, daß der Sitz des Lebens noch matt pulsirte. Er hatte es also hier mit einem halbtodten oder einem ohnmächtigen Menschen zu thun, dem erfolgreichen Beistand zu leisten vielleicht die nächsten Minuten nur noch gestatteten. Coccejus wußte auf Grund seiner bereits gewürdigten Ortskenntniß genau, in welcher Gegend des Schlosses die bewußtlose Gestalt lag, aber eben diese Orientirung bewirkte es, daß er mit fast mädchenhafter Schüchternheit die Schwelle überschritt, an welcher die niedergesunkene Schloßbewohnerin sich ausstreckte. Daß es nämlich ein Femininum war, was der Hülfe bedurfte, hätte schon ein Blinder aus der Betaftung der weiblichen Gewandung, welche den regungslosen Körper umhüllte, entnehmen können. Coccejus betrat indeß mit einer mehr einem Uebermaße von Respekt als einer sonstigen Anwandlung entstammenden Zaghaftigkeit die Zimmerreihe, welche zur ausschließlichen Benutzung der gnädigen Frau bestimmt war. Auf den Zehen schleichend, drang er von Gemach zu Gemach vor. Nächtliche Dunkelheit herrschte überall und jetzt stand er vor dem Sanktissimum seiner Gebieterin, vor dem Schlafzimmer der Majorin. Wenn ihm auch ein dunkles Gefühl sagte, daß die draußen Liegende die Schloßfrau sei, so mußte er doch wiederum einräumen, daß noch drei andere weibliche Wesen das Schloß bewohnten, und wenn auch nur zur Dienerschaft gehörig, doch immerhin auch von einer Ohnmacht bewältigt sein konnten. Es waren dies Anna Tauerschmidt, die Kammerzofe der Majorin, sowie die Frau und die Tochter des Verwalters Damm. Coccejus war über Zweierlei mit sich im Klaren: Zuerst mußte er vermeiden, ehe er nicht genau wußte, mit welchem dieser drei weiblichen Wesen es es zu thun hatte, Lärm zu machen, demnächst aber, um die Persönlichkeit der Bewußtlosen festzustellen, ein Licht anzünden. Da der Mond nicht schien und zu den sonst durch Abwesenheit am Firmament sich bemerklich machenden Sternbildern selbst der Saturnus gehörte, konnte er nicht darauf rechnen, daß eine astronomische Leuchte ihm die irdische ersetzen würde und so versügte er sich denn, vorsichtig mit den Händen, um nirgends anzustoßen, um sich tastend, nach dem Schreibtisch der gnädigen Frau, auf dem, wie ihm bekannt war, ein kleiner Porzellanleuchter stand, den die Majorin zum Siegeln ihrer Korrespondenz benutzte. Schnell setzte der Kammerdiener das darin steckende Lichtstümpfchen in Brand und ließ den Schein durch die nur angekirrte Thür in das Schlafgemach fallen. Das Bett der gnädigen Frau war durchwühlt, die Gardinen des Baldachins, welche es drapirten, zurückgezogen, ein Theil des Spitzenbesatzes dieser Gardinen hing in Fetzen herab, aber die Ruhestätte selbst war leer. Ein heftiger Schreck durchfehlte Coccejus. Er hatte zwar geahnt, was er jetzt verwirklicht sah, aber die nackte Gewißheit selbst berührte ihn doch wie der Stachel eines Skorpions. Die bewußtlose Dame war also die Majorin. Verschiedene klare und unklare Vorstellungen belebender Essenzen, womit man die Schläfen Ohnmächtiger einzureiben pflegt, stürmten auf den Kammerdiener ein. Eau de Cologne, Hoffmannstropfen, Melissengeist hießen ungefähr die Stichworter, nach deren in gläsernen Flacons verschlossenen Wirklichkeiten er im Schlafzimmer der gnädigen Frau herumstöberte. Auf ihrem Nachttischchen, dicht am Bette, entdeckte er denn auch eine der unvermeidlichen „Farina's, gegenüber dem Jülichsplatz," gleichviel, aber — zwei große frische Blutflecke auf dem lilafarbenen Plumeau und bemerkte jetzt erst, daß von dem „ganz besonderen Saft," wie Goethe den rothen Strom in unseren Arterien nennt, auch die herumtergerissenen Spitzen am Himmelbett und die eine Quaste desselben ihr Theil abbekommen hatten. Coccejus schauderte leicht zusammen, denn das an so verschiedenen Stellen vertheilte Blut ließ, wie er sich kaum mehr verhehlen konnte, auf einen flattgehabten Kampf schließen, und er trat ohne Zeitverlust, aber mit einer der Situation angemessenen Vorsicht seinen Rückweg durch die Gemächer der gnädigen Frau bis zu der ominösen Stelle an, wo der Körper derselben in einer der Todesstarre gleichenden Unbeweglichkeit ausgestreckt lag. Zum vorsichtigen Vorwärtsschreiten veranlaßte ihn aber die vom Bette der Majorin gleich einer rothen Punktationslinie durch Anfang nehmende Kette von Blutstropfen, die durch sämmtliche Gemächer bis zur Schwelle des äußersten Vorzimmers, wo die Schloßfrau lag, mit größeren oder geringeren Unterbrechungen führte. Einem dunklen Gefühle gehorchend, verfolgte Coccejus mit der auf den Fußboden herabgehaltenen Leuchte, in gebückter Haltung, in der Linken das Flacon mit kölnischem Wasser tragend, die Blutspuren und hütete sich wohl, mit seiner Fußbekleidung einen der rothen Flecke zu berühren.

Vor dem Körper der Majorin hielt er seine Schritte an. Er leuchtete ihr ins Gesicht, kniete sich zu ihr nieder, setzte das Licht auf die Erde und rieb Stirn und Schläfen der Bewußtlosen mit Eau de Cologne ein. Ein leiser, kaum hörbarer Seufzer seiner Gebieterin übereugte ihn von der guten Wirkung des Belebungsmittels. Doch wenn sie erwachte und ihn um sich beschäftigt fand, flüsterte ihm jetzt sein Schicklichkeitsgefühl zu, würde die nur zum leichten Nachgewand umhüllte Dame nicht möglicherweise aus Scham und Entsetzen bei seinem Anblick zum zweiten Male besinnungslos werden? Und der Major, wenn der ihn in dieser Attitüde erblickte — Coccejus konnte den Gedanken, was dann mit ihm geschehen könnte, gar nicht ausdenken, und schnell fuhr er wieder in die Höhe, Anna Tauerschmidt, die Kammerjungfer der Majorin, zu erwecken, deren Wohnung sich im Entresol unter den Gemächern ihrer Herrin befand. Um ebenso schnell als geräuschlos sein Ziel zu erreichen, entledigte er sich seiner Stiefeln und schlüpfte auf den Socken zur Schlafkammer der Zofe, die er durch das Schlüsselloch mit halblauter Stimme von dem Zustande ihrer Gebieterin benachrichtigte.

Anna Tauerschmidt ließ die üblichen weiblichen Jammerlaute, ohne die es nun einmal bei solchen Gelegenheiten nicht abgeht, erschallen und versprach, nach Anlegung der nothwendigsten Garderobestücke der besinnungslosen Majorin die erforderliche Hülfe zu leisten. Coccejus ermahnte sie zur Eile und chassirte dann auf seinen Socken der Stelle wieder zu, wo er seine Stiefeln zurückgelassen hatte. Er fand sie am richtigen Flecke wieder, daneben aber die vorhin ganz überjehene Fortsetzung der Blutttropfenkette, die er nun von der Stelle, wo Frau von Karlström niedergefallen war, mit Hülfe seiner Leuchte über zwei Korridore hinweg bis zum andren Schloßflügel verfolgte, wo die Spur auf dem Flurläufer, mit dem die Stufen einer zu den Gemächern des Majors hinaufführenden Treppe belegt waren, verloren ging. Der Kammerdiener hielt am Fuß dieser Treppe seine Schritte an. Er überlegte nach zwei Richtungen hin. Erstlich sann er über die Wahrscheinlichkeit nach, daß die dunkle Wolke des die Treppe hinaufkaufenden Teppichs das Blut, wonach er vergeblich suchte, eingesogen haben könnte, sodann gestand er sich das Unpassende, wenn nicht gar ihn selbst Verdächtigende ein, auf der Suche nach der verloren gegangenen Spur, die Stiefeln unter dem Arm, sich den Gemächern seines Gebieters zu nähern. Schnell zog er sie wieder an und stieg die Treppen hinauf. Richtig, auf dem Gange, der, von der obersten Stufe ausgehend bis zu der Zimmerreihe führte, die der Freiherr gewöhnlich nur am späten Abend betrat, um sie am frühen Morgen wieder zu verlassen, fanden sich die Blutspuren wieder. Coccejus fühlte, wie die Leuchte in seiner Hand bei dieser Entdeckung hin- und herschwankte. Der alte Soldat kannte keine Furcht, aber die Vorahnung eines grauenvollen Unglücks beherrschte den treuen Diener, während er, das Geräusch seiner Tritte auf den Fliesen des Bodens möglichst dämpfend, den Entree, hinter welchem das Toiletten- und Garderobezimmer des Majors lag zuschritt, an welches sich das Schlafgemach seines

Digitized by Google

Heft 4.

IV. Jahrgang. — Illustrirtes Hausblatt. — 1880.

Alle 14 Tage erscheint ein Heft.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In dem ehemaligen Klosterhofe gähnte die Oeffnung des Brunnens. Eine nach der Stadt führende Wasserleitung, welche die ganze Feuchtigkeit des Berges an sich zog, hatte den Erfolg gehabt, daß er vollständig ausgetrocknet war. Aloys Penentrier stieg auf den Rand desselben und verschwand dann im Innern. Der Doktor wußte genau, daß bis noch vor kurzer Zeit weder eine Leiter noch eine sonstige Vorrichtung hinabgeführt hatte. Er trat hinzu und bemerkte ein an einem Felsblock befestigtes Seil, welches über die Umfassung des Brunnens führte und dann hinunterhing. Zu seinem Erstaunen war es nicht scharf angespannt. Er zog es empor und bemerkte, daß es nur die Länge von einigen Ellen hatte. Es mußte also doch eine Leiter, eine Fahrt oder etwas Aehnliches geben, auf welcher man hinabgelangen konnte.

Er ließ das Seil wieder hinuntergleiten und bog sich vor, um einen Blick in die Tiefe zu werfen. Er mußte dies so vorsichtig wie möglich thun, da man sonst seinen Kopf trotz der nächtlichen Dunkelheit von unten hätte bemerken können. Der Brunnen war vor langer Zeit in Folge eines Unglücksfalles bis zur Hälfte seiner Höhe ausgeschüttet worden, besaß aber dessenungeachtet eine Tiefe von immer noch beinahe sechzig Fuß. Ein schneller, blitzartiger Lichtschein flammte unten auf; dann blieb die Tiefe in stetes Dunkel gehüllt, bis er seine Beobachtung aufgeben mußte, da ihm ein Geräusch das Nahen eines Kommenden verrieth.

Er zog sich hinter einen nahen Mauervorsprung zurück und beobachtete nach und nach vierzehn Gestalten, welche in den Brunnen stiegen.

Es drängte ihn, zu wissen, was diese geheimnißvollen Männer mit ihrer Zusammenkunft bezweckten; aber es war unmöglich, ihnen zu folgen. Er konnte sie nur von Außen beobachten und mußte die Untersuchung des Brunnens bis auf eine Tagesstunde verschieben.

Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Es dauerte fast zwei Stunden, ehe er den ersten wieder Emporsteigenden bemerkte. Es war der Rentier, welchem hart auf dem Fuße zwei Andere folgten.

„Ihr wißt, weßhalb ich mit Euch vorangestiegen bin?“ frug der Erstere.

„Ja,“ antwortete der Eine.

„Er ist ein Verräther. Ich erfuhr es heut und erhielt seinen Brief zu Handen gestellt. Ich versieh ihm unten, um ihn sicher zu machen; aber er darf seiner Strafe nicht entgehen. Die Beiden Jetzt dürfen sich nicht an ihrem Herrn versündigen, indem sie ein räudiges Schaf in ihrer Mitte dulden. Er wird ausgeschieden.“

„Auf welchem Wege?“

„Auf dem gewöhnlichen. Geht an Euren Platz! Man kommt.“

Die beiden Männer verschwanden hinter dem Gemäuer. Dem Brunnen entstiegen nach und nach die elf Uebrigen. Der Letzte von ihnen löste das Seil vom Felsen und nahm es zu sich.

„Der Herr behüte unsern Ausgang und Eingang!“ grüßte der Rentier.

„Jetzt und in Ewigkeit, Amen!“ antworteten die Andern, worauf sie sich entfernten.

Ein Einziger war geblieben. Der Rentier hatte ihm die Hand auf den Arm gelegt.

„Bruder Ambrosius, ich habe noch mit Dir zu sprechen!“

Der Angeredete hatte schon wie die Uebrigen im Begriffe gestanden, zu gehen. Er wandte sich wieder zurück.

„Trotz des Verdachtes, welcher heut gegen Dich ausgesprochen wurde,“ meinte der Rentier, „besitzest Du mein vollständiges Vertrauen. Ich habe Dich dem Pater Provinzial empfohlen und einen Auftrag für Dich bekommen, welcher Dir beweisen wird, wie sehr ich in schwierigen Fällen auf Deine Befähigung rechne. Bist Du bereit, ihn zu hören?“

„Ich werde hören und gehorchen.“

„So komm! Ich werde Dich einweihen in das tiefste Geheimniß, welches die Erde trägt, und ich bin überzeugt, daß kein Wort davon über Deine Lippen kommen wird.“

Er entfernte sich mit ihm in derselben Richtung, welche die beiden Andern eingeschlagen hatten.

Max hatte jedes Wort vernommen. Dem Manne drohte jedenfalls eine Gefahr. Welcher Art konnte dieselbe sein? War er der Hülfe würdig? Und wie sollte diese Hilfe geleistet werden, da Max die Art und Weise der Gefahr nicht kannte? Er mußte sich sagen, daß er die dringendste Veranlassung habe, seine Anwesenheit nicht zu verrathen, und beschloß, sich ruhig abwartend zu verhalten.

Nach einer Weile war es ihm, als vernehme er ein leises, unterdrücktes Ruf. War das ein Hülferuf? Er lauschte eine Weile in die stille Nacht hinein, doch blieb jetzt Alles ruhig. Erst nach

Digitized by Google

einer längeren Frist vernahm er das Geräusch von Schritten. Der Rentier kehrte mit den Zweien zurück. Der, welchen er einen Verräther genannt hatte, fehlte.

„Ihm ist sein Recht geschehen," meinte er salbungsvoll. „Möge seine Seele durch das Fegefeuer gereinigt werden, obgleich ihm die heiligen Sterbesakramente entgangen sind!"

„Es ist schwer zu beklagen, daß selbst der gebenedeite Leib Jesu solche Gläuber hat," ließ sich einer seiner Begleiter vernehmen.

„Darum befolgt die Gesellschaft Jesu die Lehre des Erlösers: „Aergert Dich Deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von Dir!" Er ist bereits der Zweite, den die gerechte Hand der Strafe ereilt. Möge er der Letzte sein! Geht jetzt und empfangt meinen Segen, Ihr frommen und gehorsamen Kinder des Herrn!"

Er erhob seine Arme; sie verneigten sich ehrerbietig und entfernten sich dann. Er wartete, bis das Geräusch ihrer Schritte vollständig verschollen war, und folgte ihnen dann langsam nach. Die frommen Brüder Jesu verfolgten die Taktik, den Ort ihrer nächtlichen Zusammenkunft einzeln zu verlassen, um die Erregung jeden Verdachtes zu vermeiden.

Jetzt trat der Doktor hinter seinem Verstecke hervor.

„Sie haben ihn gemordet. Ich muß sehen, auf welche Weise!"

Er verließ die Ruine in derselben Richtung, welche sie vorhin eingehalten hatten, und umstieg das ganze Plateau des Berges, ohne auf die geringste Spur irgend eines gewaltthätigen Ereignisses zu treffen.

„Die Finsterniß ist schuld. Ich werde am Tage zurückkehren und dann sicher finden, was ich suche."

Seine vergebliche Nachforschung hatte eine ziemliche Zeit in Anspruch genommen, so daß er annahm, daß sich keiner der geheimnißvollen Männer mehr in der Nähe befinde. Daher durfte er es wagen, den Ort auf dem gewöhnlichen Wege zu verlassen, und schritt nach einem ebenso aufregenden wie ereignißvollen Abende der Residenz wieder zu. — — —

Viertes Kapitel.

Im Hause der Irren.

Als Max nach Hause kam, war schon längst Alles zur Ruhe gegangen. Auf seinem Zimmer angelangt, machte er Licht und nahm das Schreiben vor, welches ihm Emery übergeben hatte. Es war ein mit Datum, Anrede und Unterschrift versehener Brief, wie er aus der ganzen Anordnung sah, aber leider nicht mit gewöhnlicher Schrift, sondern in Ziffern, getrennten Buchstaben und räthselhaften Charakteren geschrieben.

Er machte es sich bequem und setzte sich an den Schreibtisch, um den Versuch zu machen, das Schreiben zu dechiffriren. Die Erlebnisse des heutigen Abends hatten seine Nerven so in Spannung versetzt, daß es ihm unmöglich war, an Ruhe und Schlaf zu denken, und so kam ihm diese Beschäftigung, der er sich mit dem größten Eifer hingab, nicht ungelegen.

Er mußte dabei unwillkürlich an den Schlüssel denken, welchen er sich in der Bibliothek des Herzogs abgeschrieben hatte. Er zog daher sein Notizbuch hervor, fand aber, daß er es hier mit einer Schrift zu thun habe, deren Schlüssel ein vollständig anderer war.

Es war nicht das erste Mal, daß er sich eine ähnliche Aufgabe stellte, und es war ihm stets gelungen, sie zu lösen, heut aber wollte ihm das nicht gelingen. Er gab sich die möglichste Mühe — vergebens. Da kam ihm der Gedanke, ob das Hinderniß nicht in einer Umstellung der Silben oder der Einschaltung eines Lautes bestehe. Er hatte als Knabe mit seinen Mitschülern oft eine ähnliche Spielerei gepflogen und sich mit ihnen in der B-, F- oder U-Sprache unterhalten. Er zog sich die am meisten vorkommenden Ziffern, Buchstaben und Zeichen heraus und sah bald seine Bemühung von Erfolg begleitet. Die Vokale und Diphthonge waren durch verschieden gestellte Punkte, die Konsonanten durch Ziffern bezeichnet und die Ziffern in der Weise umgestellt, daß sie mit einem regelmäßig wiederkehrenden U verbunden wurden. Er hatte es also mit der U-Sprache in Charakteren zu thun.

Der Morgen graute bereits, als er den Schlüssel gewonnen hatte und nun den kurzen Brief zu lesen vermochte. Dieser lautete:

„Helmberg, den 2. Juli.

Lieber Bruder in Jesu!

Deiner Aufforderung zu Folge erhältst Du heut im Passiren diese Zeilen. Das mir von Dir übertragene Werk schreitet rüstig fort und verspricht ein gutes Gelingen unserer Intentionen. Meine Agenten erweisen sich als tüchtig; alle Minen sind in Thätigkeit, die Verbindungen werden von Tag zu Tag zahlreicher und umfassen alle Kreise der Gesellschaft; auch das Militär wird mehr und mehr geneigt, und wenn wir mit Vorsicht in der jetzigen Weise fortfahren, ist an ein Scheitern unseres großen Planes gar nicht zu denken.

Für heute habe ich eine Versammlung meiner Untergebenen anberaumt und bin leider also verhindert, mich zu dem von Dir befohlenen Rendez-vous einzufinden, doch werde ich sicher bei dem nächsten am Siebenbrüdertag erscheinen und Dir ausführlich Bericht erstatten.

Bis dahin, verehrter Bruder, sei im Herrn gegrüßt von Deinem eifrigen und getreuen

H. de M.
I. de la Robe."

Er sprang überrascht vom Stuhle auf.

„Ein Jesuit de la Robe! Er ist von Adel, und zwar von französischem, wie es scheint! Ich habe es hier jedenfalls mit einer weitverzweigten Verbindung zu thun, welche den Zweck hat, durch eine Umstürzung der gegenwärtigen Verhältnisse, mit andern Worten durch eine Revolution, den Jesuiten den Eingang in das Land zu erzwingen und sie, was die Folge davon sein würde, an das Ruder zu bringen. Emery hat Recht; dieser Rentier Aloys Penentrier ist ein hervorragendes Mitglied des Ordens und ein ebenso schlauer als kühner Mensch. Die Sache ist von unendlicher Wichtigkeit. Ich werde sofort wieder hinaus nach der Ruine gehen, um meine Untersuchung von Neuem aufzunehmen."

Er kleidete sich sofort wieder an, versah sich mit einer Strickе von der Länge dessen, den er am Brunnen in der Hand gehabt, hatte, steckte eine Blendlaterne, Hammer, Zange und sonstiges Geräthe zu sich, dessen er bedürftig sein konnte, und machte sich dann auf den Weg.

Als er die Treppe hinabstieg, vernahm er unten in der Werkstatt ein lautes, geräuschvolles Gähnen.

Uu — aah! Uu — aah! Thomas Schupert, was pißt Du dumm und alpern! Erst drei Uhr, höchstens halv Viere; konntest noch peinahe zwei Stunden im Pette pleipen! Aper die Zigeunerin, die Hexe, hat mir keine Ruhe gelassen. Sie ist mir im Traum erschienen, hat mich gekzt und gejogt wie ein pöser Geist und mir das Gesicht zerkrapt und zerpissen. Es ist nur gut, daß es blos im Traume passirt ist, denn sonst könnte ich mich vor der Parpara Seidenmüller zehn Wochen lang nicht sehen lassen."

Max mußte lächeln bei diesem lauten Monologe, der an den Liebesgedanken des braven Kavalleristen zum Verräther wurde. Sollte er ihn mitnehmen? Thomas war treu und verschwiegen, und vier Augen und Hände konnten jedenfalls mehr sehen und verrichten als zwei.

Er trat in die Werkstatt, wo der Geselle eben beschäftigt war, in die Jacke zu fahren.

„Guten Morgen, Thomas!"

„Tausendsapperlot, guten Morgen, Herr Doktor! Sind Sie auch schon munter? Ich glaupe, die Hexe hat Ihnen auch keine Ruhe gelassen!"

„Willst Du schon arbeiten?"

„Ich möchte wohl, aper ich darf nicht, weil ich sonst die Andern aufwecke."

„Ich habe einen Gang vor. Willst Du mich begleiten?"

„Zu Befehl, Herr Doktor!"

„So ziehe Dich an und vergiß Deine Morgenpfeife nicht!"

„Hm, ja, Herr Doktor, mein Tapak ist alle!"

„So nimm hier eine Cigarre!"

„Danke schön! Impalema?"

„Nein, Cuba."

„Cuba? Habe noch keine geraucht. Pin neugierig, welche peffer ist, Cuba oder Impalema."

Der rauchlustige Geselle war mit seiner Toilette schnell fertig, dann schritten sie in den frischen Morgen hinein.

Der Leben war in der Stadt noch nicht erwacht; erst später begegneten ihnen einige Milchwagen, welche das Straßengeräusch alltäglich zu beginnen haben. Max fühlte keine Lust zu einer Unterhaltung; er gab seinen Gedanken Audienz, die er erst dann beendete, als er mit seinem Begleiter die Ruine erreicht hatte. Er schritt über den Hof derselben nach der Stelle, an welcher er sich in der vergangenen Nacht versteckt gehalten hatte.

Außerhalb des Gemäuers breitete sich ein schmales, ebenes Terrain aus, welches von Trümmern überdeckt und mit Gras bewachsen war. Am Rande des Plateaus fiel es senkrecht in die Tiefe und bildete mit der nächsten Höhe eine Spalte, welche schmal, tief und von allen Seiten geschlossen war. Am Rande derselben stand eine alte Tanne, welche eine Anzahl ihrer starken Aeste weit über den Abgrund hinausstreckte.

Digitized by Google

Max blieb stehen und wandte sich an den Gesellen.

„Thomas, da draußen ist heute Nacht Jemand ermordet worden."

Der gute Schubert bekam einen Schreck, der ihm in alle Glieder fuhr. Mit weit aufgerissenen Augen und alle zehn Finger von sich streckend trat er einige Schritte zurück.

„Ermordet? Umgebracht? Tausendsapperlot! Wer denn? Von wem denn? Ich pin's nicht gewesen, Herr Doktor!"

„Nein, Du warst es nicht," antwortete Max lächelnd. „Ich habe nicht weit davon gestanden und es weder verhindern, noch mir später Gewißheit verschaffen können. Laß uns einmal suchen, ob wir etwas entdecken."

„Zu Befehl, Herr Doktor! Augenpflicklich werde ich suchen. Vielleicht ist der arme Teufel noch nicht ganz todt, und es gelingt uns, ihn wieder aufzuspringen!"

Auch jetzt war ihre Nachforschung vergeblich, bis Max an die Tanne gelangte und da bemerkte, daß unter derselben das Gras niedergetreten war.

„Was meinst Du zu dieser Stelle, Thomas?"

„Was ich meine, Herr Doktor? Hier haben sich ein Paar pei den Haaren gehapt und tüchtig herumgepolgt."

Das Auge unwillkürlich emporhebend, machte Max jetzt eine Bemerkung, welche mit der nächtlichen That in Verbindung stehen mußte. In etwas über Mannshöhe waren an einem der Tannenäste zwei Schlingen zu sehen, welche jedenfalls von starken, hanfenen Schnuren herrührten, an denen eine bedeutende Last gehangen hatte, denn sie waren so fest zugezogen, daß sie in die rauhe Schale des Holzes eingeschnitten hatten. Beide Schnuren waren, das sah man deutlich, unterhalb der Schlingen mit einem Messer abgeschnitten worden, die eine vor längerer Zeit und die andere gewiß erst in der verflossenen Nacht, wie die Schärfe der Schnittfläche und die Farbe der Fasern bewies.

„Betrachte Dir doch einmal diese Schlingen, Thomas!"

„Zu Befehl, Herr Doktor! Ich will gleich auf der Stelle den großen Ampos verschlingen, wenn sich da nicht Zwei aufgehängt haben, die nachher wieder abgeschnitten worden sind!"

„Du meinst, sie haben sich selbst aufgehängt?"

„Natürlich! Man hängt sich doch stets selber an den Paum. Ein Anderer wird einem nicht gern behilflich dapei sein."

„Und diese Spuren im Grase?"

„Sapperlot, das sieht allerdings aus, als op sie sich gewehrt hätten!"

„Diese eine Schlinge stammt von letzter Nacht, die andere ist höchstens drei Wochen alt. Hast Du während dieser Zeit einmal gehört, daß sich auf dem Klosterberge Jemand gehängt hätte?"

„Nein."

„Die Ermordeten sind also nicht gerichtlich aufgehoben, sondern von den Mördern sofort wieder abgeschnitten worden und —"

Er trat an den Rand der Spalte und blickte hinab. Das lahle, nur an einigen wenigen Stellen mit Büschelgras bewachsene Gestein zeigte die deutliche Spur eines Körpers, welcher zur Tiefe gestürzt war.

„Und," fuhr er fort, „hier unten haben sie ihr Grab gefunden."

„Haben sie ihr Grap gefunden," nickte Thomas, seinerseits auch ausmerksam hinabblickend. „Wir müssen Anzeige machen, Herr Doktor!"

„Ehe ich mich dazu entschließe, müssen wir ein Anderes untersuchen. Komm!"

Er schritt zum Brunnen und zog den Strick hervor, den er an dem Felsblock befestigte.

„Wir müssen hinab in den Brunnen."

„Da hinap? Warum denn, Herr Doktor? Ist da auch Einer umgepracht worden?"

„Nein. Bleib einstweilen noch oben und passe auf, daß uns Niemand überrascht!"

„Zu einer Ueberraschung ists zu früh, Herr Doktor. Zur jetzigen Stunde kommt Niemand auf den Berg gestiegen."

Max untersuchte den inneren Brunnenrand. Es war weder eine Leiter noch sonst etwas Derartiges zu bemerken; aber als er den hinunterhängenden Strick hin- und herschwankte, stieß dieser an ein Hinderniß, und bei schärferem Niederblicken gewahrte er, daß dieses in einem eisernen Bolzen bestand, welcher in die Brunnenmauer eingetrieben worden war.

Das Räthsel war gelöst. Jedenfalls führte eine Reihe solcher Bolzen, die zugleich als Stufen und Haltepunkte für die Hände dienten, zur Tiefe hinab, und das Seil hatte keinen andern Zweck, als die Passage bis zum obersten Bolzen zu erleichtern, da dieser, um nicht von unberufenen Augen bemerkt zu werden, so tief wo möglich hatte angebracht werden müssen.

Max ließ sich an dem Stricke bis zu ihm hinab und sah seine Voraussetzung bestätigt. In kaum ellenweiter Entfernung von einander befand sich ein Bolzen unter dem andern, so daß er in größter Bequemlichkeit zur Tiefe gelangen konnte.

Als er in dem Munde des Brunnens verschwunden war, zog Thomas ein Streichholz hervor und steckte die Cigarre in Brand. Er hatte sie vorhin vor Schreck ausgehen lassen.

„Da ist er nun hinap, und wer weiß, was ihm da unten arrivirt. Seit er von seiner Reise wieder da ist, kommt ein Apenteuer auf das andere. Gestern der Einpruch in den Garten und die Hexe, heut die zwei Gehenkten und das Loch hier. Was wirds weiter gepen! Aper ein tüchtiger Kerl ist er, und eine gute Cigarre raucht er, das ist wahr. Diese Cupa ist noch peser als die Ampalema. Wenn ich nur wüßte, wie ich es anfange, um noch eine zu pekommen!"

Unterdessen hatte Max den Boden erreicht und zog die Laterne hervor, um sie anzubrennen. Als dies geschehen war, leuchtete er um sich. Er bemerkte nichts, als die ihn eng umgebende Mauerumdung, welche hier unten nicht aus Ziegeln, sondern aus viereckigen Platten aufgeführt war. Eine Versammlung von vierzehn Personen konnte in dem engen Raume unmöglich abgehalten werden. Er nahm den Hammer und klopfte an die Mauer. Dem Aufstiege gegenüber vernahm er einen hohlen Klang. Er drückte, und zwei über einander liegende Platten bewegten sich nach innen, so daß eine Oeffnung entstand, welche gerade groß genug war, daß ein Mann in gebückter Stellung sie passiren konnte.

Er trat ein. Der Eingang verschloß sich in Folge der Schwere der Platten ganz von selber. Sie waren an ihrer Rückseite mit Brettern verkleidet, durch welche sie zusammengehalten wurden. Er befand sich jetzt in einem ungefähr acht Fuß hohen, viereckigen Raume, welcher ringsum nothdürftig verschalt war; die Decke wurde von einigen Pfeilerstützen gehalten. Ein roh zusammengezimmerter Tisch stand in der Mitte, an dessen oberer Seite ein auf zwei Pfählen genagelets Brett wohl als Sessel des Vorsitzenden diente, während an den Wänden einige Bänke von derselben primitiven Konstruktion angebracht waren.

Die sorgfältigste Untersuchung des ganzen Raumes hatte kein weiteres Ergebniß, und keine Nadel, kein Papierschnitzel fand sich als Zeichen, daß sich hier vor noch ganz kurzer Zeit eine Anzahl Männer zusammengefunden hatten.

Er trat wieder hinaus in den Brunnen und blickte nach oben. Als Knabe hatte er sich mit einigen Schulkameraden mehrere Male hier herabgelassen. Der Brunnen schien ihm nicht mehr die frühere Tiefe zu besitzen, was jedenfalls eine Folge davon war, daß er die aus dem geheimen Versammlungsraum herausgeworfene Erde hatte auffnehmen müssen. Er blies das Licht aus, steckte die Laterne zu sich und stieg wieder nach oben.

Thomas saß auf dem Felsblocke und erwartete ihn.

„Das hat lange gedauert, Herr Doktor. Peinahe wäre ich nachgekommen."

„War nicht nothwendig, lieber Schubert. Ich bin allein fertig geworden."

„Ich darf wohl nicht fragen, was es da unten gegeben hat? Sie suchten gewiß, man könnte die peiden Leichen auch hier hinapgeworfen haben."

„Sie sind nicht aufzufinden," antwortete er, den Gesellen bei dieser Meinung lassend.

Obgleich er von der Treue und Verschwiegenheit desselben vollständig überzeugt war, hielt er es doch für besser, den eigentlichen Zweck seiner Morgenpromenade geheim zu halten. Daher fuhr er fort:

„Vielleicht war das mit dem Aufhängen auch nur eine Täuschung. Es ist am Gerathensten, wir schweigen gegen Jedermann über diese Angelegenheit, von der wir doch nur amtliche Wege und Verantwortung hätten."

„Ich pin gleich dapei, Herr Doktor. Mich hapen sie nicht erschlagen oder an den Paum gehängt, und vor dem Gerichte und der Polizei hape ich all mein Leptage ganz gewaltigen Respekt gehapt. Von mir erfährt Niemand, wo wir gewesen sind."

„Auch die Barbara nicht?" frug Max lächelnd, an die gestrigen Worte des Kavalliersten denkend..

„Auch die Parpara nicht, Herr Doktor," versicherte dieser. „Pei einem Weipsen ist so etwas erst recht unsicher aufgehopen!"

Sie traten den Heimweg an.

Aus der Schmiede tönten ihnen schon von Weitem mächtige Hammerschläge entgegen. Vor der Thür derselben hielten mehrere Pferde, von Reitknechten in königlicher Livree gehalten

Digitized by Google

„Sapperlot, da ist am Ende gar die Majestät schon auf den Peinen, und Thomas Schupert, der Opergefelle, hat dapei gefehlt!“

„Ich werde Dich entschuldigen. Hier nimm noch diese Cigarren für Deine Begleitung!“

„Alle?“

„Alle!“

„Zu Befehl, Herr Doktor, und danke pestens,“ antwortete er, das dargereichte Etui kennend. „Diese Cupa ist ausgezeichnet und von einem guten Tapak sapprizirt. Die muß ich heut der Parpara vorrauchen, da sich wundern wird, was der Thomas Schupert für ein feiner Kerl geworden ist!“

Mit dem Rücken nach dem Feuer stand der Hof-, Kur-, Jus- und Waffenschmied Brandauer und hielt ein mit der Zange gepacktes Stück glühendes Eisen auf den Ambos. An der andern Seite desselben schwang ein Mann, dessen Kleidung ihn nicht als Schmied kennzeichnete, den großen Zuschlagehammer, daß ringsum die Funken sprühten.

(Fortsetzung folgt.)

Auf falscher Fährte.

Kriminalnovelle

von

Paul Lippert.

(Fortsetzung.)

Und Herr von Utrecht weiß von dem Unglück?“ Damm faßte Coccejus, während er diese Frage aufwarf, scharf ins Auge.

„Mir hat er nichts davon gesagt,“ bemerkte achselzuckend der Gefragte. „Auffällig bleibt seine plötzliche Abreise jedenfalls, und wenn ich nicht den verfluchten Einfall gehabt, mich gestern Abend, als die Herren etwas laut wurden, nach ihnen zu erkundigen, es wäre mir bedeutend leichter uns Herz, Damm!“

„Ihr tratet zu ihnen ein?“ forschte der Verwalter.

„Leider Gottes ja!“ und Coccejus erzählte dem sehr nachdenklich vorbeinden Damm, daß er Onkel und Neffen im Handgemenge betroffen, daß er sie um die Flinte sich raufen gesehen hätte.

Damm nahm seine Mütze ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Nacht war sehr kühl, aber der Bericht des Kammerdieners und die Folgerungen, welche sich daraus ergaben, hatten ihn warm gemacht. Er beugte sich über das Bett, auf welchem der Entseelte lag, und bemühte sich, den Batiststreifen des Oberhembes, welcher am Rand der klaffenden Wunden festgebacken war, davon, ohne dem Hemd und der Leiche Schaden zu thun, zu entfernen.

„Was wollt Ihr thun, Verwalter?“ brauste der Kammerdiener auf, indem er Damms Arm festhielt.

„Nichts als die Beschaffenheit der Wunden untersuchen. Mit den Schroten einer Jagdflinte braucht man ja nicht immer Hühner zu treffen.“

„Das soll doch nicht etwa heißen, daß der Neffe des Herrn Majors —“

„Nun, quetscht Euch nur ruhig aus,“ entgegnete Damm. „Ihr wolltet sagen, daß der Neffe des Herrn von Karlström aus sehr kurzer Distanz diesmal sein Wild aufs Korn genommen hat.“

„Verwalter, Verwalter!“ warnte Coccejus, „wollt Ihr Euch einen Prozeß an den Hals reden durch solche Verdächtigungen?“

„Und wenn ich ihn verlieren sollte, ich bleibe dabei, das gute Gewissen hat Herrn von Utrecht nicht aus dem Schlosse getrieben. Aber hollah! denkt man doch an das Wichtigste stets zuletzt. Muß ich mich doch gleich einmal vergewissern, ob Irmgart noch im Stalle steht oder gleichfalls Reißaus genommen hat.“

„Thut das, Damm, und rührt den Todten nicht an. Laßt das Sache der Gerichtsherren sein, deren Amt es ist, die Ursache dieses jähen Ablebens auszudrücken. Bedenkt, wir könnten schweren müssen, die Leiche nicht berührt, die Leiche so, wie sie daliegt, gefunden zu haben.“

Der Verwalter dachte nach. Der Einwand des Kammerdieners erschien ihm beherzigenswerth.

„Mögt Recht haben, Coccejus,“ erwiderte er, „die Herren von der Justiz verstehen keinen Spaß. Thue Jeder, was seines Amtes ist.“

Damm entfernte sich von der Leiche und zog eine kleine Pfeife aus der Westentasche hervor. Darauf trat er and Fenster, öffnete es und ließ einen schrillen Pfiff in die Nacht hinaus gellen. Als draußen Alles ruhig blieb, wiederholte er diesen Pfiff noch zweimal. Diesmal war das Signal gehört worden. Die schlitzige Stimme des Damms unmittelbarer Beaufsichtigung unterstellten, in den Wirthschaftsgebäuden wohnenden Großknechtes ließ sich vernehmen, und zwar waren die ersten Worte, die dem biederen Rheinländer entfuhren, ein herzhafter Kernfluch. Vermuthlich hatte ihn das Alarmsignal aus sehr angenehmen Träumen aufgescheucht. Damm hob er den Kopf nach der Gegend, woher der Pfiff gekommen war, in die Höhe und entdeckte denn auch an dem geöffneten Fenster den Verwalter.

„Brennts, Herr Damm?“ rief er hinauf.

„Ich was! hat sich was mit Brennen. Ich muß ausreiten und das gleich. Sattle mir den Schecken, August!“

„Den Schecken? hm!“ Mehr erwiderte der Großknecht nicht und schritt dem Stalle zu. Zu sich aber sagte er:

„Da Teufhenker (Teufel) soll mech holle, dä Verwalter es gecig!“

„August!“ rief ihm Damm nach, „sieh Dich doch einmal nach der Irmgart des Herrn von Utrecht um und bringe mir Bescheid, ob das braune Beest noch an seiner Krippe steht.“

„Schwere Hacke! wo soll dat Perd annets sein!“ brummte August und trat in den Stall.

Nach zehn Minuten kam er mit dem gesattelten Schecken wieder heraus und bestätigte dem Verwalter seinen Verdacht, daß Irmgart verschwunden war.

„Halte das Thier, ich bin gleich unten!“ rief ihm Damm zu. Damit schloß er das Fenster und zog seine tombackene Uhr aus der Tasche.

„Jetzt ist es vier Uhr,“ sagte er, zu Coccejus gewandt, „gegen halb Sieben geht die Sonne auf, und bis dahin bin ich wieder zurück.“

„Wo soll die Reise hingehen, Damm?“ frug der Diener.

„Zum Kreisphysikus Leißring, mein Alter. Ohe! der Vater Damm wird Euch beweisen, daß er kein Duckmäuser ist und zu handeln versteht, wenns Noth thut.“

Coccejus nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Reitet in Gottes Namen, Damm,“ setzte er hinzu, „aber der Scheck wird sich sein Futter heute frühzeitig verdienen müssen, denn vom Kreisphysikus aus wird er Euch wohl nach andershin tragen.“

„Und wohin wäre das?“

„Wahrscheinlich! und das muß ich Euch erst sagen? Zum Staatsprokurator Fürmohr, Damm. Das scheint mir das Nothwendigste. Es ist kein annehmlicher Weg dahin. Durch Gestrüpp und Föhrendickicht, am Lehmjumpf entlang, worauf die Irrlichter hin- und hertanzen; doch inzwischen wirds Tag, und Ihr kennt ja jedes Gräschen hier in der Gegend herum wie ein Apotheker.“

Der Verwalter mußte Coccejus beipflichten, und bald hatten die beiden Männer sich verständigt.

Damm drückte beim Abschiednehmen dem alten Faktotum des Majors die Hand. „Ihr verbleibt inzwischen hier oben bei der Leiche?“ fragte er ohne jede Betonung, als wenn sich dies von selbst verstände.

„Wißt Ihr einen besseren Platz für mich?“ fragte Coccejus. „Auch bin ich ja nicht allein,“ und dabei liebkoste er die Dogge, welche ihr Heulen eingestellt und sich, die klugen Augen fortwährend auf den todten Herrn gerichtet, auf dem Boden ausgestreckt hatte.

„Dort steht ja noch eine gefüllte Petroleumlampe; wenn die Kerze niedergebrannt ist, Alter, könnt Ihr sie zu stecken.“

Coccejus schüttelte verneinend mit dem Kopfe. „Nicht doch, Damm, am Lager eines Todten brennt man nur Wachskerzen oder wacht im Finstern.“

„Ganz nach Belieben! Soll meine Frau Euch ein Schälchen Kaffee heraufbringen? die Nacht ist ziemlich kühl,“ frugte Damm, schon die Thürklinke in der Hand haltend.

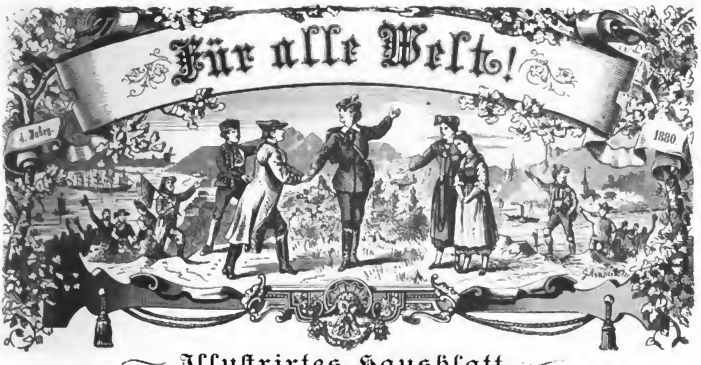
„Sie mag ihn mir unten bereit halten, aber nicht herauf bringen. Das ist kein Anblick für Weiber, Verwalter. Ueberhaupt möchte ich Euch rathen, gegen Euer Frauenvolk unten von dem Vorgefallenen keinen Mund zu halten. Sie erfahren zeitig genug, was geschehen ist.“

Damm antwortete nicht hierauf; nur auf dem Wege nach dem Schloßhofe brummte er vor sich hin:

„Die Alte wird keifen und die Trine wird das Maul hängen lassen, doch der alte Krippenfeyer soll seinen Willen haben, basta!“

Und ohne die Seinigen zu wecken, bestieg er den Schimmel und trabte, das kurze Pfeifchen mit der Bleichsehrohrspitze im Munde, den langlichhäßigen Flaus bis oben hinauf zugeknöpft, den gelben Schlapphut tief in die Stirn gedrückt, dahin. Kein Mensch begegnete ihm in der Nähe des Schlosses auf der Landstraße, und das war ein Glück, denn wer den männiglich bekannten Verwalter mit dem sonntäglichen Schlapphut statt mit der ihn fast stets begleitenden grünen Schirmmütze hätte reiten sehen, der würde gleich gargewohnt haben, daß auf dem Schlosse etwas Absonderliches passirt sein müsse.

Digitized by Google



Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 5.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.

War trug er ein ledernes Schurzfell und hatte die Aermel seines Hemdes nach löblicher Schmiedesitte nach innen aufgestreift, aber dieses Hemd war vom feinsten und theuersten französischen Linnen gefertigt, und die ganze übrige Erscheinung, auch abgesehen von den funkelnden Brillantringen an seinen Händen, bewies, daß er sich bereits unter den Händen eines kundigen Kammerdieners und geschickten Friseurs befunden habe.

Es war der König.

Hohe Herren haben ihre Passionen. Es gibt berühmte Herrscher, welche als Goldschmiede, Drechsler, Köche ganz Beträchtliches leisteten; Peter der Große wurde sogar Schiffszimmermann. Jedermann im Lande kannte die außerordentliche Liebhaberei des Königs für die Schmiedekunst, und Jedermann in der Residenz wußte, daß der hohe Herr diese Kunst sehr fleißig und geschickt in der Hofschmiede ausübte. Wenn die Sorgen der Regierung ihm einmal allzu drückend wurden oder er aus irgend einem andern Grunde das Bedürfniß empfand, sich zu zerstreuen, ging er zur Schmiede und griff zu Hammer und Zange. Die hohen Würdenträger sahen dies gern, weil er dann jedesmal heiter und guter Laune zurückkehrte, was ihnen die Erfüllung ihrer dienstlichen Obliegenheiten bedeutend erleichterte. Und auch das Volk sprach mit Genugthuung von dieser Passion, die dem Lande kein Geld kostete wie so manche Liebhaberei anderer Herrscher, welche das Volk mit seinem Schweiße zu bezahlen hat. Es war oft vorgekommen, daß der König auf einer Reise, die er von Zeit zu Zeit durch die Provinzen des Reiches unternahm, vor einer Schmiede halten ließ, um den Hammer zu schwingen und dann lächelnd und mit Befriedigung wieder aufzusitzen. Die kleine, unscheinbare Hofschmiede in der Vorstadt war im ganzen Lande ebenso bekannt wie das Theater und andere berühmte Baulichkeiten der Residenz, und Brandauer ahnte nicht, daß selten ein ehrbarer Provinzler die Hauptstadt besuchte, ohne wenigstens einmal vor seiner Schmiede vorbeipatrouillirt zu sein.

Mahomed Yakub Khan, Emir von Afghanistan.

Auch heute war der König schon am frühen Morgen erschienen, um sich einige Pferde seines ausgezeichneten Marstalles selbst zu beschlagen. Die Gesellen und Lehrjungen hatten sich entfernen müssen, und nun erklang neben dem Takte der Hammerschläge das Gespräch der beiden Männer, die sich äußerlich so fern und innerlich so nahe standen.

„Also keine Jesuiten, Brandauer?“ frug der König.

„Nein, Majestät. Sie sind

Digitized by Google

für das Land das, was die Mäuse für das Feld und die Raupen für den Baum."

„Hast Recht, Brandauer," klang es unter Hammerschlägen. „Der Herzogpräsident will sie haben, aber ich, ich will sie nicht, ebenso wenig wie Du. Gieb das Eisen noch einmal ins Feuer!"

Der Schmied gehorchte und zog den Blasebalg an.

„Und was war das Andere, was Du mir noch sagtest?" frug der König, den Arm auf den Hammerstiel stützend.

„Das von der Revolution."

„Pah! Heeres Gerede, von französischen Müßiggängern angestiftet. Ich thue meine Pflicht, und mein Volk ist mit mir zufrieden. Schau diesen Hammer! Mit ihm germaine ich das Eisen. Es gibt einen Hammer, unter dem die Rebellion zerstiebt. Was sagst Du zu den Zollstreitigkeiten mit Süderland?"

„Wie viel bringt der Zoll im Jahre?"

„Wenig; gegen fünfmalhundertlausend Thaler."

„Und was kostet die Bewachung der Grenze?"

„Einige zehntausend Thaler mehr als diese Summe."

„So lassen Sie den Zoll fallen, Majestät!"

„Von dem angezogenen Gesichtspunkte aus hast Du Recht, doch muß diese Frage auch von anderen Seiten beleuchtet werden, die Deinem Verständnisse fern liegen."

„Ich denke wie mein Junge, und der versteht's!" antwortete der Schmied kurz und mit natürlichem Stolze.

„Was sagt er zu der Todesstrafe?"

„Weg damit!"

„Gut. Muß ihn einmal hören. Heraus mit dem Eisen, Alter!"

Wieder klang der Hammer und wieder stoben die Funken. Da trat Max ein und grüßte mit einer tiefen, respektvollen Verbeugung den hohen Gehilfen seines Vaters.

„Guten Morgen, Herr Doktor! Wieder zurück in die Heimath?" Er schlug zu, bis das Eisen wieder in das Feuer mußte, dann reichte er ihm mit sichtlichem Wohlwollen die Hand. „Willkommen! Hast Du Zeit, mein Bursche?"

„Stets für Ew. Majestät!"

Dann herunter mit Deiner Rocke, das Schurzleder um und den Hammer in die Hand. Wollen einmal wieder zu Dreien schlagen!"

Im Garten saßen die Gesellen und plauderten, in ihrer Nähe, wie gewöhnlich, die Lehrjungen. Wenn der König in der Werkstatt war, hatten sie stets freie Zeit.

„Wenn da jetzt Jemand zuhören könnte!" meinte Heinrich, der Artillerist. „Da wird Politik getrieben und manche Frage entschieden, von der selbst der Minister nichts zu hören bekommt."

„Ja, das ist am den!" bekräftigte Balbrian.

„Der Alte ist ein praktischer Kopf, aber der König richtet sich doch mehr nach dem, was der junge Herr sagt, wenn er es sich auch nicht merken läßt. Aus dem wird gewiß noch etwas Großes."

Balbrian nickte sehr eifrig mit dem Kopfe.

„Vielleicht gar ein Kavalleriewachtmeister," fuhr Heinrich fort, hinüber zu Thomas schielend.

„Das ist möglich," antwortete dieser ruhig, „denn zur Artillerie zu gehen wird ihm nimmermehr einfallen; die ist zu grop und unverschämt."

„Ist das am den?" frug Balbrian, dem es stets Vergnügen gab, die Beiden an einander zu bringen.

„Natürlich! Und wers nicht glaupen will, der braucht nur einen Blick auf den Heinrich da zu werfen, dann wird ers wohl begreifen, daß ich Recht habe. Wir von der Reiterei dagegen sind immer feine Leute; denn warum geht der junge Herr am liepsten mit mir, he? Und wer pekommt die meisten Ampalema? Wer hat heut sogar siepen Stück Cupa pekommen? Der Thomas von der Kavallerie!"

„Und wer hat gestern Abend sogar eine Flasche Wein von ihm erhalten?" neckte Heinrich.

„Ich glaupe, Du jedenfalls nicht!"

„Nein, aber der Balbrian von den Grenadieren."

„Ist das wahr, Balbrian?"

„Das ist am den!" nickte stolz der Gefragte.

„Pei wem denn und wofür denn? Oder ist das etwa ein Geheimniß?"

Der Grenadier nickte bedächtig

„Das ist am den!"

Dann erhob er sich und schob sich langsam von dannen. Es lag nicht in seiner Absicht, sich ausfragen zu lassen. Thomas und Heinrich aber neckten sich fort, bis der Meister nach ihnen rief. Der König hatte in Begleitung des Doktors die Schmiede verlassen; nun konnten die Gehilfen wieder an ihre gewohnte Arbeit gehen.

Erst nach Verlauf von über einer Stunde kehrte Max zurück. Er hatte sich aus dem königlichen Marstalle beritten gemacht und saß auf einem Rapphengste von ganz vorzüglicher Rasse.

„Bekommen?" frug der Vater, vor die Thür tretend.

„Ja, sogar auch vom Minister."

„Du bringst sie natürlich zu uns!"

„Versteht sich!"

Er nahm den Rappen in die Zügel und sprengte im kurzen Galoppe davon. Der Schmied sah ihm nach, so lange er es vermochte; es konnte Niemand stolzer sein als er auf seinen Sohn.

Max verfolgte dieselbe Straße, auf welcher er heute Morgen nach der Ruine gelangt war. Von da führte sie immer längs des Flusses stromaufwärts in das Gebirge, wo in etwa drei Meilen Entfernung von der Residenz ein steiler Höhenzug bis hart an das Ufer trat und dort eine natürliche Felsenbastion bildete, auf welcher sich das alte Schloß erhob, dessen aus den verschiedensten Jahrhunderten stammende Baulichkeiten jetzt die Landesirrenanstalt bildeten. Der Direktor derselben war ein ehemaliger hoher Militärarzt, welcher durch die Protektion des Herzogs von Raumburg diese höchst einträgliche Stellung erhalten hatte.

Er hatte sich vor wenigen Minuten erhoben und saß mit seiner Familie bei dem sehr reichlich ausgewählten Frühstücke. Der Mann erfreute sich eines bedeutenden Leibesumfanges, und seine fetten glänzenden Wangen gehörten ganz entschieden zu der Kategorie der Hängebacken.

„Nichts Neues, meine Liebe? Bitte, schenke mir nochmals ein!"

„Es kam diese Nacht ein Kurier vom Herzog. Er wollte unbedingt Dich selber sehen; ich sagte ihm jedoch, daß Du verreist seist. Hier hast Du Kaffee! Ist er süß genug?"

„Recht so, mein Herz! Der Schlaf ist das bedeutendste Bedürfniß der menschlichen Konstitution; wer ihn kürzt, kürzt sich das Leben. Die Depesche kommt auf alle Fälle noch rechtzeitig zum Lesen. Bitte, thu mir noch ein Stück Zucker in die Tasse!"

„Sie liegt hier auf dem Teller. Wußt Du sie öffnen? Hier ist Zucker!"

„Daß sie liegen! Jede Lektüre bei Tische strengt mittelbar diejenigen Theile unseres Körpers an, welche der Verdauung, also der Erhaltung unseres Lebens dienen. Sieh mir noch ein Brödchen; aber etwas mehr Butter darauf!"

„Hier hast Du, mein Lieber! Was wünschest Du zum zweiten Frühstücke? Wirst Du zum Morgenrapporte heut nicht etwas zu spät kommen?"

„Nein, liebe Frau; der Vorgesetzte kommt niemals zu spät; das mußt Du Dir merken. Eine kleine, noble Verzögerung, wie Du sie ja auch stets beim Besuche der Soiréen und Kränzchen in Anwendung zu bringen pflegst, gehört mit zu den Vorzügen und Rechten der Distinktion. Mein Schinken war gestern gut; ich möchte von ihm haben, doch gieb mir statt des Bordeaux einmal einen Trebifand. Er ist zwar etwas schwer, aber meine angegriffenen Nerven bedürfen einer solchen Stärkung. Ich glaube, ich werde einige Wochen in das Seebad gehen müssen. Ein Stück Torte hast Du wohl übrig. Magst Du mir die Tasse nochmals füllen?"

„Hier, mein Guter! Es ist wahr, Du strengst Dich wirklich zu sehr an, was um so mehr zu bedauern hat, als diese Anstrengung eine rein geistige ist, ganz abgesehen davon, daß die tägliche Revision der Zellen auch bedeutend echauffirt. Ich werde den Konditor abdanken. Er macht mir seit einigen Tagen zu viel Mandeln in das Gebäck, welches dadurch einen bittern Geschmack erhält, der mir den ganzen Tag nicht von der Zunge kommt.

„Ich empfehle Dir allerdings, zu einem andern zu gehen. Die bittre Mandel hat einen ganz bedeutenden Gehalt an Blausäure, bekanntlich einer der stärksten Gifte, und ich habe natürlich nicht im mindesten die Intention, mich von dem ersten besten Zuckerbäcker umbringen zu lassen. — Was Du da von der geistigen Anstrengung sagst, hat seine vollständige Richtigkeit, ganz besonders aber bei dem Irrenarzte. Durch das stete Beisammensein mit geistig gestörten Subjekten schwebt man stets in höchster Gefahr, selbst verrückt zu werden, wie es ja Fälle gegeben haben soll, daß irrthümlich Internirte, welche vollständig gesund waren, dadurch wirklich monoman geworden sind. Ich halte mich in Folge dessen von jeder näheren Beziehung zu meinen Wahnsinnigen und jeder Beobachtung ihres Zustandes grundsätzlich fern. So, das hat geschmeckt, und nun gib die Depesche her, meine Liebe!"

Sie reichte ihm das sorgfältig versiegelte Schreiben; er erbrach dasselbe, um es zu lesen.

„Hm, ein neuer Zuwachs!" meinte er sodann, das Papier zusammenfaltend.

„Männlich?"

Digitized by Google

„Nein, weiblich; eine Zigeunerin.“

„Ah! Jedenfalls eine Landstreicherin. Woher wird sie eingeliefert?“

„Sie kommt selbst.“

„Selbst? Freiwillig? Wie ist das möglich?“

„Sie kommt, um ihren Sohn zu besuchen, und wird dabei festgehalten.“

„Wer ist ihr Sohn?“

„Nummer Elf der Tobsüchtigen.“

Die ältere Tochter legte den Kaffeelöffel klirrend in die Tasse zurück.

„Der hübsche Offizier, welcher immer behauptete, er sei gesund und werde nur aus schlimmen Gründen für krank erklärt?“

„Derselbe, mein Kind.“

„Papa, ich halte ihn für nicht wahnsinnig, und die beiden Unterärzte sind ganz derselben Meinung.“

„Woher weißt Du das Letztere?“ frug er frappirt.

„Ich hörte diese Bemerkung, welche sie aussprachen, ohne meine Gegenwart zu wissen.“

„Die beiden Assistenten sind noch jung im Berufe und haben also kein Urtheil. Der Oberarzt hat ebenso wie ich die Krankheit konstatirt, und überdies liegt über dieselbe ein Urtheil unserer allmächtigen Durchlaucht vor, welches Du wohl als unträglich gelten lassen mußt. Nummer Elf wird die Anstalt nicht verlassen. Seine Störung tritt täglich mehr und mehr hervor; er gehört bereits zu den Tobsüchtigen, und da ich ihn nicht anders als durch Kostentziehung zu disziplinären vermag, so ist er körperlich bereits so abgeschwächt, daß er sich binnen kurzer Zeit todtrasen wird. Er kommt ohnehin aus der Zwangsjacke niemals heraus.“

„Es muß hier ein höchst interessantes Geheimniß vorliegen, Papa. Er war Hauptmann trotz seines jugendlichen Alters und ist der Sohn einer Zigeunerin. Der Herzog lieferte ihn ein und gibt Dir jetzt auch den Befehl, seine Mutter festzuhalten. — Hast Du den „Irren von St. James“ von Philipp Galen gelesen, Papa?“

„Mein Kind, ich habe nach der Ueberzeugung zu handeln, daß sich der Herzog und die Wissenschaft niemals irren können. Die Familienbeziehungen der Eingelieferten gehen mich nichts an, und daß mir für die Lektüre von Romanen nicht die mindeste Zeit übrig bleibt, weißt Du ja. Ich glaube sehr, daß an Deinem „Irren von St. James“ nicht ein Tüpfelchen Wahrheit ist!“

Er erhob sich, um sich zum Rapport zu begeben.

Die Aerzte standen bereits, von dem Diener eingeführt, in seinem Arbeitskabinete. Sie hatten schon über eine halbe Stunde auf ihn gewartet.

„Guten Morgen, meine Herren,“ grüßte er herablassend. „Setzen Sie sich! Ehe ich Ihnen den täglichen Bericht abnehme, muß ich Sie auf einen Umstand aufmerksam machen. Es wird nämlich im Laufe des Vormittags eine Zigeunerin erscheinen, um ihren Sohn zu sehen. Diese Person ist wahnsinnig und wird sofort, das will ich gestatten, da die mir gewordene Instruktion es nicht verbietet, auf fünf Minuten zu ihrem Sohn gebracht, dann aber ohne jede weitere Manipulation in einer der Zellen für tobsüchtige Weiber installirt.“

„Wer ist ihr Sohn?“ frug der Oberarzt.

„Der Hauptmann Nummer Elf.“

Die beiden Assistenten warfen sich einen bedeutungsvollen Blick zu, und auch über das Gesicht des Oberarztes zuckte ein nur halb unterdrückter Zug der Ueberraschung.

„Seine Mutter eine Zigeunerin? Darf ich fragen, von wem die erwähnte Instruktion gegeben wurde?“

„Von Seiner Durchlaucht dem Herrn Ministerpräsidenten und Generalissimus Herzog von Naumburg.“

„Dann ist sie allerdings wahnsinnig. Seiner Durchlaucht stehen so untrügliche ärztliche Kapazitäten zur Seite, daß eine Untersuchung hierorts vollständig überflüssig ist.“

„Natürlich! Ich wünschte nicht, — verstehen Sie wohl, meine Herren, in Folge der betreffenden Instruktion wünsche ich nicht, daß Sie Ihre ja sonst schon so außerordentlich in Anspruch genommene Divinationsgabe an der übergeschnappten Landstreicherin vergebens verschwenden. Und jetzt nun zum Rapporte!“

Dieser nahm nur wenige Minuten in Anspruch. Die Untergebenen kannten genauso das Prinzip ihres Vorgesetzten, die Leitung der Anstalt in der Weise zu führen, daß durch dieselbe seine Verbauung nicht gestört werde.

Eben war man beim Schlusse angelangt, als der Pförtner eintrat, um zu melden, daß eine Zigeunerin im Empfangszimmer sei, welche einen Interniirten zu sprechen wünsche, den sie als ihren Sohn bezeichne.

„Gehen Sie hinab, Herr Oberarzt,“ befahl der Direktor. „Das Weitere ist Ihnen ja bekannt.“

Der Angeredete entfernte sich, ertheilte auf dem Korridore einige Befehle und begab sich dann in den Empfangsraum. Es war Zarba, welche seiner dort wartete.

„Wer ist Sie?“ frug er barsch, sie mit seinem stechenden Auge scharf fixirend.

„Ich heiße Zarba und bin die Vajdjna meines Stammes.“

„Was will Sie?“

„Lese der gestrenge Herr dieses Papier, welches mir der Herzog von Naumburg geschrieben hat!“

„Sie war bei ihm selbst?“

„Ja.“

Er entfaltete und überflog den Befehl.

„Komme Sie!“

Er verließ mit ihr das Zimmer, schritt über den Hof hinüber und betrat ein finster dreinschauendes und mit eng- und stark vergitterten Fenstern versehenes Gebäude. Hier stieg er eine Treppe empor, ließ sich von einem robusten Wärter die Eingangsthüre zu einem dunklen Korridore öffnen und schob die schweren eisernen Riegel von einer der hier befindlichen, stark beschlagenen Thüren.

„Hier herein!“

Sie trat ein. Ein doppelter Ausschrei erscholl; er aber schlug die Thür hinter ihr zu, blickte auf seine Uhr und begann dann, langsam den Korridor auf- und abzuschreiten.

In den zahlreichen Zellen zu beiden Seiten des engen Ganges herrschte ein mehr als reges Leben. Hier vernahm man ein gezanktes Gestampfe, dort den Tritt eines rasenden Tanzes, dazwischen erscholl weiterhin ein brüllender Gesang, lautes Aechzen und Stöhnen, markerschütternde Hilferufe, gräßliche Flüche und Verwünschungen tönten dazwischen, oder es ließ sich eine zum Erbarmen flehende Stimme vernehmen. Der Oberarzt schien kein Ohr für all diese fürchterlichen Zeichen des schrecklichen Zustandes geistiger Zerrüttung zu haben. Er schritt ruhig hin und her, warf zuweilen einen Blick auf die Uhr und trat, genau als die fünf Minuten abgelaufen waren, wieder an die Thür, hinter welcher nach dem ersten Ausschrei tiefe Stille geherrscht hatte. Er öffnete und befahl:

„Komme Sie einmal heraus!“

„Schon! Ich bitte den gestrengen Herrn, mich — —“

„Ruhe! Sie wird nachher wieder herein dürfen. Jetzt aber komme Sie!“

Sie trat zögernd heraus. Ihre Augen standen voller Thränen und in ihrem verwitterten, runzelvollen Antlitze lag ein Ausdruck von Schmerz, Wuth und Rachsucht, der sich unmöglich beschreiben läßt.

„Warum hat man meinen Sohn eingeschnürt, Herr? Der Schaum und das Blut steht vor seinem Munde; er kann sich nicht bewegen, nicht reden; der Schmerz treibt ihm die Augen aus dem Kopfe und — —“

„Ruhe! Sie hat mir schweigend zu folgen!“

Er führte sie über einen zweiten Hof nach einem ähnlichen Gebäude, welches sie soeben verlassen hatten und in einen gerade so engen und finstern Korridor. Hier öffnete er eine Thür.

„Trete Sie ein!“

Die Zelle hatte ein schmales, niedriges, mit einem Gitterbogen versehenes Fenster, durch welche der Schein des Tages nur mühsam einzudringen vermochte; die dicken Mauern waren mit starken Pfosten ausgekleidet, und mehrere an ihnen herabhängende Ketten erhöhten den abschreckenden Eindruck, welchen dieser Raum machen mußte.

Die Zigeunerin trat einen Schritt zurück. Eine fürchterliche Ahnung schien sich ihrer zu bemächtigen.

„Was soll ich da drin?“

„Das wird Sie sehen!“

„Ich gehe nicht eher hinein, als bis ich es weiß. Ich will zurück zu meinem Sohne!“

„Vorwärts!“

Ohne weitere Umstände faßte er sie und schob sie in die Zelle, deren Thür er wieder verriegelte.

„Die Frau bleibt in dieser Nummer,“ befahl er einer bereitstehenden Wärterin. „Wenn sie sich nicht ruhig verhält, geben Sie ihr die Zwangsjacke. Zu essen bekommt sie heute nichts!“

Als er über den Hof schritt, kam ihm der Pförtner entgegen. „Herr Oberarzt, ich suche Sie. Es ist ein Herr gekommen, welcher die Anstalt zu sehen wünscht, und ich weiß nicht, ob ich den Herrn Direktor jetzt stören darf.“

„Wer ist es?“

„Ein sehr feiner Herr. Er hat seinen Namen nicht genannt.“

„Werden sehen.“

Er inspizirte vorher gemächlich einige Spazierhöfe und begab

Digitized by Google

sich dann in das Empfangszimmer. Der hier sitzende junge Mann erhob sich.

„Der Herr Direktor?“ frug er mit einer nicht sehr tiefen Verbeugung.

„Der Oberarzt,“ antwortete dieser frostig. Er mochte glauben, einen Literaten und Berichterstatter von der Sorte, welche gern die öffentlichen Anstalten interviewt, vor sich zu haben.

„Ich bat, den Herrn Direktor sprechen zu dürfen. Ist er verreist?“

„Ihr Name?“

„Hier meine Karte!“

Diese trug die einfache Inschrift „Dr. Max Brandauer.“ Der Oberarzt verbeugte sich kalt.

„Sie wünschen, einen Gang durch unsere Anstalt machen zu dürfen?“

„Allerdings.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Zum Zwecke der Berichterstattung.“

„Ah!“

Ueber das Gesicht des Oberarztes flog die Genugthuung, daß er sich in seiner Voraussetzung nicht getäuscht habe.

„Ich gestatte Ihnen den Zutritt und werde Sie durch einen der Wärter führen lassen.“

„Ich wünsche die Begleitung des Herrn Direktors!“

„Geht nicht! Er und vier Aerzte sind von unserem schwierigen Berufe so sehr in Anspruch genommen, daß wir uns unsere kostbare Zeit nur von Vorgesetzten oder Herren höherer Extraktion kürzen lassen dürfen.“

Man lächelte.

„So bin ich also nicht extrakt. Bitte, lesen Sie diesen Befehl, mein Herr!“

Er zog einen zusammengefalteten Bogen aus der Tasche und reichte ihn dem Arzte hin. Dieser blickte überrascht und ein wenig verlegen auf. Das Papier enthielt einen sehr kurz gefaßten Befehl des Ministers des Innern, dem Vorzeiger desselben als königlichen Kommissär alle Zellen und Räume der Anstalt zu öffnen und ihm auf alle seine Fragen die ausführlichste Antwort zu ertheilen.

„Das ist etwas Anderes, mein Herr,“ meinte der Arzt beinahe stotternd.

„Bitte, bemühen sich der Herr Doktor mit mir zum Herrn Direktor!“

Er führte ihn ungesäumt in das Arbeitskabinet des Letzteren. Es war leer. Die Direktion hatte sich nach der Anstrengung des Rapportes einem stärkenden Morgenschläfchen in die Arme geworfen.

„Darf ich ersuchen, Platz zu nehmen? Ich werde den Herrn Kommissär sofort melden.“

„Wohl! Doch wünsche ich nicht, wieder eine halbe Stunde warten zu müssen. Meine Zeit ist mir noch kärger zugemessen als den Herren Aerzten!“ klang die kurze Antwort.

Sie war von Erfolg, denn schon nach kaum zwei Minuten trat der Direktor ein, den schriftlichen Befehl noch in der Hand. Es war ihm deutlich anzusehen, daß er im Schlafe gestört worden war.

„Herr Kommissär, ich habe die Ehre — —“

„Bitte, Herr Direktor, wo haben Sie den Herrn Oberarzt gelassen?“

„Er mußte schleunigst zu einem Kranke, welcher — —“

„Bitte, rufen Sie ihn ebenso schleunigst zurück! Sie könnten sonst in den Verdacht kommen, daß er beauftragt sei, die Anstalt auf meine Inspektion vorzubereiten.“ (Fortsetzung folgt.)

Auf falscher Fährte.

Kriminalnovelle

von

Paul Lippert. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Staatsprokurator sprang auf und packte den Kreisphysikus am Arm.

„Was beliebt?“ fragte Leißring, sich aus seiner über die Leiche gebückten Stellung aufrichtend.

Die beiden Männer standen sich jetzt gegenüber, und der auffällige Gegensatz in ihrer Körperbildung hatte einen fast komischen Charakter.

Hier der lange und schmächtige Jurist, da der breitschultrige, untersetzte Arzt mit einer jener sanft gerötheten Physiognomien, die in Verbindung mit einem mäßigen Embonpoint auf ein permanentes aber geregeltes Wohlleben, auf eine gut besetzte Mittagstafel, auf einen gefüllten Weinkeller hindeuten. Der kurz verschnittene Vollbart-Leißrings war an seinen Ausläufern schon grau schattirt. Die eigenthümliche Behutsamkeit, mit der er auf seiner Nase die goldene Brille, die in eine etwas schiefe Lage gerathen war, wieder zurechtschob, wobei er sich gefliſſentlich hütete, mit den Bügeln sein Kopfhaar zu berühren, die auffällige Wohlharmonie ferner zwischen einigen ganz weißen Schläfenhärchen und der intensiven Schwärze der Schädelhaare verdächtigten ihn, die Nachtheit seines Skalps unter einer Perrücke zu verbergen. Der Kreisphysikus wartete noch immer auf die Ansprache Fürnrohrs. Endlich fand der Staatsprokurator Worte, seinem Erstaunen über die Eröffnung des Arztes Ausdruck zu geben.

„Und dieses frische Menschenblut,“ fuhr er auf, dabei auf die gerötheten Hände Leißrings und die blutbefleckte Schürze des Arztes deutend, „behaupten Sie, soll aus den alten Wundkanälen geflossen sein?“

Der Kreisphysikus nickte. „Scheint Ihnen dies so unglaubwürdig, Herr Staatsprokurator?“ fragte er lächelnd, mit einer gewissen Amtsmiene hinzufügend: „Uebrigens bitte ich, nicht außer Acht zu lassen, daß ich der langjährige Hausarzt der seitherrlichen Familie bin und den Körper des Herrn Majors in- und auswendig kenne.“

„So liegt Ihrer Ansicht nach also kein Verbrechen vor und keine fremde Mörderhand hätte dieses Blut hier vergossen?“

„Bitte um Entschuldigung, die Möglichkeit, daß fremde Gewalt den Major in diesen Zustand versetzt hat, möchte ich weder bestreiten, noch ihr das Wort reden. Dies zu ermitteln, meine ich, ist der Herr Staatsprokurator überhaupt hier erschienen und nicht meines Amtes.“

Fürnrohr athmete wieder auf und dann biß er sich auf die Lippen, als seine umherrollenden Augen die Gesichter der Zeugen fixirten und ein um die Mundwinkel des Kammerdieners schwebendes Lächeln entdeckten.

„Die Zeugen können abtreten,“ befahl er, „nachdem sie das Protokoll unterschrieben haben werden. Schmitz, zeigen Sie ihnen, wo die Namen hingehören.“

Der Gerichtsdiener ließ die gewohnheitsmäßige Gehorsamsprobe „zu Befehl, Herr Staatsprokurator!“ erschallen und versügte sich mit Damm und Coccejus zum Protokolltische.

Fürnrohr war mit Leißring an die Leiche herangetreten, und der Letztere enthüllte und sondirte, behufs Information des Kriminalisten, die freiherrlichen Wunden.

„Herr Staatsprokurator, das Protokoll ist unterschrieben. Können die Zeugen wieder ihrer berufsmäßigen Beschäftigung nachgehen?“

Diese, im lauten Bierbaß gesprochene Frage aus dem Munde des Gerichtsdieners bewirkte, daß Fürnrohr sich schnell nach seinem Adjutanten umwendete.

„Die Zeugen treten ins Nebenzimmer und entfernen sich nicht daraus, Schmitz. Sie bleiben hier!“

Halb von den eigenen Füßen getragen, halb gedrängt von dem nachschiebenden Gerichtsdiener gelangten die beiden Dienstleute des verstorbenen Majors in das Nebengemach.

Der Staatsprokurator vertiefte sich wieder in die gelehrte anatomisch-physiologische Debatte mit dem Kreisphysikus, welcher Letztere dabei natürlich das große Wort führte.

Nachdem er über den Kreislauf des Blutes im Allgemeinen und über alle die Blutkanäle, welche sich im Herzen ein Rendezvous geben, einige kurze Bemerkungen vorausgeschickt hatte, fuhr er fort: „Ich bleibe dabei und halte unerschütterlich an der Ueberzeugung fest, daß, wie an Verletzungen der Hohlvenen und Zerreißungen der anderen Hauptblutaderstämme oder an solchen der entsprechenden Arterien viele Soldaten auf dem Schlachtfelde den raschen Tod finden, auch der Major das Opfer einer plötzlichen Wunderöffnung mit arterieller Nachblutung geworden ist.“

„Die so schnell einen tödtlichen Ausgang nehmen konnte?“ frug Fürnrohr etwas ungläubig.

„Ganz entschieden,“ bestätigte der Sachverständige. „Vergegenwärtigen Sie sich nur,“ und er zeigte mit einem Aberlaßschnepper auf die in nächster Nachbarschaft liegenden Wunden des Todten, die dessen kriegerischer Bravour das vortrefflichste Zeugniß ausstellten, „welche Katastrophe eintreten muß, wenn in Folge der sich hebenden Energie des Pulses die Lungenarterie bei einem alten mit Wunden bedeckten Invaliden sich öffnet. Wo befinden sich denn die Wundkanäle, deren Oeffnung den Verblutungsprozeß, dem der Freiherr erlegen, zur Folge gehabt? Zwischen dem Zwerchfelle und der unteren Hälfte beider Lungen. Die obere Hohlader, die Brustaorta und die Zwischenrippenvenen haben die Ergießungen des rothen Lebens,

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 6.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Direktor sah sich gezwungen, zu klingeln, und der Oberarzt trat unmittelbar darauf ein.

„Brechen wir auf, meine Herren!“ gebot Max. „Ich wünsche zunächst die Kollektivräume, wie den Andachtssaal, die Küche, Spazierorte und so weiter zu sehen, und dann gehen wir die Einzelzellen durch.“

Es war das erste Mal, daß ein königlicher Kommissär vollständig unangemeldet die Anstalt überraschte, und das scharfe Auge des Doktors erblickte Manches, über welches er zwar einen lauten Tadel zurückhielt, doch bemerkten seine Begleiter an den zahlreichen Notizen, welche er eintrug, daß sie es nichtsdestoweniger mit einem strengen Besuche zu thun hatten.

Der Rundgang durch dieses Haus der Irren ließ Max einen tiefen Blick in die Leiden thun, denen der menschliche Geist ausgesetzt ist. Es gab da Gemüthskranke, welche irgend ein eingebildetes Ereigniß betrauerten, Idioten, die leise und unablässig vor sich hinwimmerten, Tiefgestörte, welche nie einen Laut von sich gaben, und Redselige, die keinen Augenblick zu schweigen vermochten. Es gab da Künstler und Dichter, die, berühmt durch ihre Werke, hier an kindischer Einbildung laborirten oder unter dem Eindrucke eines finstern Phantomes wie seelenlose Kreaturen dahinvegetirten. Einer hielt sich für einen Tiger. Man hatte seine Zelle in einen Menagerieläfig verwandeln müssen; er aß nur rohes, blutiges Fleisch, welches er mit den Zähnen und seinen langen Nägeln zerriß, und brüllte wie ein wildes Thier. Ein Anderer drehte sich unablässig um sich selbst; er bildete sich ein, die Erdachse zu sein. Ein Fernerer beobachtete den Himmel durch eine wie ein Fernrohr gebrauchte Papierrolle; er hielt sich für Galilei und entdeckte alle Tage neue Sterne. Ein Weiterer glaubte Bonaparte zu sein; er stand laut kommandirend in seiner Zelle und dirigirte die Schlacht bei Wagram.

In der Zelle Nummer Elf saß ein junger Mensch, in der Weise in die Zwangsjacke eingepreßt, daß die furchtbare Kongestion nach dem Kopfe ihm den Verstand rauben mußte. Dicker Schaum triefte ihm aus dem Munde, und die blutunterlaufenen Augen quollen aus ihren Höhlen. Er vermochte nicht zu sprechen, sondern ließ bei dem Eintritte der drei Männer nur ein wildes, unartikulirtes Aechzen vernehmen, in welchem sich die entsetzliche Todesangst ausdrückte.

„Warum diese Strenge?“ frug Max.

„Er hat sich an seinem Wärter vergriffen und ihn beinahe getödtet. Er ist der Schlimmste der Tobsüchtigen und nur auf diese Weise zu zähmen.“

Im Weiberhause wiederholten sich mit den durch das Geschlecht bedingten Abänderungen ganz dieselben Scenen und Verhältnisse. Aus einer der Zellen erscholl ein so entsetzliches Geschrei, daß Max es nicht anzuhören vermochte.

„Um Gotteswillen, Herr Direktor, gibt es kein Mittel, diese Leute zum Schweigen zu bringen?“

„Sie werden von selbst aufhören. Man hat diese Art Gebrüll stets zu hören, wenn ein Zuwachs zum ersten Male in die Jacke kommt.“

„Diese Person befindet sich also erst seit Kurzem hier?“

„Seit heute.“

„Wer ist sie?“

„Eine Zigeunerin.“

„Ah! Welcher Art ist ihr Wahnsinn?“

„Das hatten wir noch nicht Gelegenheit zu beobachten, Herr Doktor.“

„Aber durch die Einlieferungsakten muß Ihnen eine Bemerkung darüber doch unbedingt zugegangen sein?“

„Ich hatte noch nicht Gelegenheit, sie zu lesen.“

„Bitte, lassen Sie öffnen!“

Die begleitende Wärterin schob die Riegel zurück. Inmitten der Zelle lag Zacha auf der Diele; ihre Füße staken in eisernen Klammern und ihr Oberkörper war ganz in derselben Weise wie bei dem Irren Nummer Elf eingeschraubt. Max hatte Mühe, seine Ruhe zu bewahren.

„Ist diese Behandlung durchaus nöthig, Herr Direktor?“

„Durchaus.“

„Aus welchem Grunde?“

„Nun?“ frug der Direktor die Wärterin.

„Sie schlug an die Thür und begehrte, herausgelassen zu werden.“

„Dieser Begehr ist ein sehr natürlicher und, wie mir scheint, hier auch gerechtfertigter. Ich ersuche Sie, Herr Direktor, die Gequälte aus Ihrer Lage zu befreien!“

„Ich darf diesem Wunsche unmöglich Gehör schenken, Herr Doktor. Es ist eine Heilung vollständig unmöglich, wenn man

Digitized by Google

gleich im ersten Augenblicke der Behandlung sich einer Inkonsequenz schuldig macht. Ich bitte, dies zu verzeihen!"

Der Beamte wußte gar wohl, warum er diese Antwort gab. Entfesselte er die Zigeunerin, so stand gewiß eine Enthüllung der Angelegenheit bevor, über welche der Kommissär am wenigsten Etwas erfahren durfte.

„Es ist Ihnen also unmöglich, meine Bitte zu erfüllen?"

„Leider!"

„So befehle ich es!"

Der Direktor blickte ihm halb verwundert und halb besorgt in das Gesicht. Es gab nur einen Ausweg:

„Ich darf auch diesen Befehl nicht berücksichtigen, Herr Doktor. Ueberhaupt habe ich Befehle zu erhalten nur von Vorgesetzten, welche Eigenschaft Sie allerdings nicht besitzen. Die Excellenz hat mir befohlen, Ihnen alle Auskunft zu ertheilen, nicht aber, Befehle von Ihnen entgegen zu nehmen!"

„Schön! Bitte, lesen Sie auch Dieses!"

Er zog ein zweites Schreiben hervor und überreichte es. Der Direktor erbleichte, als er seinen Inhalt überflog.

„Sie sehen, Herr Direktor, daß es mir allerdings hier zusteht, jede mir beliebige Verfügung zu treffen; diese eigenhändige Instruktion Seiner Majestät muß Sie davon überzeugen. Lassen Sie diese Frau nicht sofort entfesseln, so entsetze ich Sie auf der Stelle Ihres Amtes!"

Diese Drohung hatte einen augenblicklichen Erfolg. Der Direktor war der Wärterin sogar behilflich, die Jacke aufzuschnallen und die Klammern zu lösen. Kaum vermochte die Gemarterte, wieder frei zu athmen, so verstummte ihr Geschrei; aber eine Aufklärung ihrerseits hatte der Beamte nicht zu befürchten; sie sank besinnungslos zu Boden. Er sollte aber die Ueberzeugung erhalten, daß der Kommissär besser unterrichtet sei als er selbst.

„Sie sprachen vorhin von den Einlieferungsakten dieser Kranken, die Sie noch nicht studirt haben?"

„Allerdings."

„Sie haben dieselben aber bereits in Ihrer Hand gehabt!"

„Ja."

„Sie lügen!"

„Herr Doktor — —!"

„Ich wiederhole es, Sie lügen. Bitte, schicken Sie sofort, sie herbeiholen zu lassen!"

„Ich glaube — ich hoffe nicht, Herr Doktor, daß — ich wollte sagen —"

„Nun, was wollten Sie sagen?"

„Daß diese Akten allerdings nicht ganz die gewöhnliche Form besitzen —"

„Sondern nur in einem Befehle des Herzogs von Naumburg besehen!"

Der Direktor erschrak auf das Heftigste. War war dieser junge Mann, dieser einfache „Doktor Max Brandauer," der doch ein so außerordentliches Vertrauen des Königs besaß, daß er mit augenblicklicher Entlassung drohen konnte? Und wie kam er dazu, von dem Befehle des Herzogs zu wissen?"

„So — so — ist es!" stotterte er.

„Sie werden mir diesen Befehl ausliefern!"

„Herr Doktor, ich kann nicht sagen, ob er sich noch vorfinden wird."

„Sie werden ihn finden, um eine amtliche Durchsuchung Ihrer Papiere zu vermeiden! Diese Frau betrat die Anstalt, um ihren Sohn zu besuchen?"

„So ist es."

„Wo befindet sich derselbe?"

„In Nummer Elf der Tobsüchtigen."

„Ah! Jener so furchtbar Gefesselte ist es? Vorwärts, meine Herren; er wird sofort aus seinen Banden befreit!"

Er eilte so schnell voran, daß ihm die beiden Andern kaum zu folgen vermochten. Der Direktor schwitzte vor Angst; er wagte während des raschen Ganges kein Wort mit dem Oberarzte zu wechseln.

„Nummer Elf öffnen!" rief Max schon unter der Korridorthüre dem Wärter zu.

Die beiden Unterärzte befanden sich auf einem Rundgange in der Nähe. Sie traten herbei, überrascht darüber, daß ein Fremder hier in so stürmischer Weise das Kommando führte.

„Herr Doktor Brandauer, königlicher Kommissär!" keuchte der Direktor.

Der Genannte aber eilte achtlos an den beiden Männern vorüber und trat in die Zelle.

„Herunter mit der Jacke, augenblicklich herunter!" gebot er.

Der Wärter blickte seine Vorgesetzten fragend an.

„Thue es!" stöhnte der dicke Direktor, dessen Verbannung heute in einer so unerwarteten Weise gestört wurde.

Jetzt war es Max, welcher beim Oeffnen des Marterwerkzeuges mithalf.

Der Befreite sog die Luft in einem tiefen Zuge in die von der entsetzlichen Pressung erlöste Lunge und versuchte, die Glieder zu recken, die von dem stagnirenden Blute angeschwollen waren. Aber die Fähigkeit, zu denken, schien ihm noch nicht zurückgekehrt zu sein.

„Der Name dieses Mannes, Herr Direktor!"

„Von Wallroth, vormals Hauptmann der Artillerie."

„Seine Einlieferungsakten —?"

Der Direktor schwieg.

„Ich verstehe! Sie waren jedenfalls ganz von derselben Beschaffenheit wie diejenigen seiner Mutter. Herr Direktor, es scheinen unter Ihrer Leitung Dinge vorzugehen, welche mich veranlassen, eine strenge Untersuchung zu beantragen. Halten Sie den Hauptmann wirklich für wahnsinnig?"

„Natürlich!"

„Wer sind die beiden Herren?"

„Meine Unterärzte."

„Meine Herren," wandte er sich an diese, „ich bitte um Ihre Meinung über diesen Punkt!"

„Herr Kommissär —!"

„Keine Ausflucht oder Bemäntelung! Ich frage Sie auf Ihre Ehre und Ihr Gewissen, ob sie diesen Bedauernswerthen wirklich für wahnsinnig halten. Ihre Antwort wird über Ihre Stellung und Zukunft entscheiden."

„Er wird es in kurzer Zeit sein," antwortete der Muthigere von Beiden.

„Das genügt und stimmt mit meiner eigenen Ueberzeugung vollständig überein. Herr Direktor, ich erkläre den Hauptmann sammt seiner Mutter für frei und aus der Anstalt entlassen. Sorgen Sie augenblicklich für die nöthige Stärkung der Beiden und dann für einen Wagen, in welchem sie mich nach der Residenz begleiten. Vorher aber wollen wir noch sehen, ob der Befehl zu finden ist, welchen Sie heute von Seiner Durchlaucht durch einen Expressen erhielten. Das Weitere wird durch die Behörde verfügt werden, deren Instruktion Sie so gern respektiren!" —

Fünftes Kapitel.

An der Grenze.

Das Königreich Norland wird von dem Nachbarstaate Süderland durch ein Gebirge getrennt, welches in zwei parallelen Systemen von Westen nach Osten streicht. Sich nach und nach aus tiefen, sumpfigen Niederungen erhebend, steigt es in seiner mittleren Region viele tausend Fuß hoch über die Wolken empor und senkt sich dann allmählig zur Küste des Meeres hinab, um sich seinen felsigen Fuß von den Wogen desselben bespülen zu lassen. Nur einige schmale, schwer wegsame Pässe öffnend, bilden die beiden Hauptzüge zwischen sich eine langgezogene Reihe von Thälern und Schluchten, in welche der erwärmende Strahl der Sonne nur am hohen Mittag zu dringen vermag. Aus ihrem feuchten Grunde steigen düstere Tannen- und Föhrenwälder empor, welche nur selten der menschliche Fuß betritt, und läßt sich je einmal das Geräusch von Schritten vernehmen, so wird es verursacht von einem einsam reviirenden Forstbeamten, einem verborgen dahinschleichenden Wildschützen oder einem Schmuggler, der es bei diesem Terrain wohl wagen darf, seinem verbotenen Gewerbe selbst am Tage nachzugehen.

Zuweilen allerdings geschieht es, daß er sich nicht allein befindet; es kommt vor, daß sich aus Rücksichten des Geschäftes und der Sicherheit Mehrere an einander schließen, die dann, wohl bewaffnet und mit schweren Paketen beladen, in einer langen und weiten, Intervalle bildenden Reihe über Berg und Thal, durch Busch und Dorn dringen und jederzeit bereit sind, die ihnen anvertrauten Waaren gegen jeden Angriff zu vertheidigen.

Diese Schmuggelei ist eine leicht zu erklärende Folge des heftigen Zollkrieges, welcher zwischen den beiden Nachbarstaaten geführt wird. Im Besitze ganz gleicher Hilfsmittel und an einem und demselben Meere liegend, haben sie einander stets rivalisirend gegenübergestanden. Zwar hat es nicht an wohlgemeinten Versuchen gefehlt, ein freundlicheres Verhältniß herbeizuführen, doch haben derartige Bemühungen immer nur einen momentanen Erfolg gehabt, da bei den beiden Nachbarvölkern eine gegenseitige Abneigung in Fleisch und Blut übergegangen zu sein scheint, ihre Interessen

Digitized by Google

schwer zu vereinigen sind und die absolute Regierungsform haben und drüben den Nationen keine Einrichtungen bietet, an der Politik des Herrscherhauses und der Verwaltung des Landes in der Weise theilzunehmen, welcher es möglich sein würde, eine dauernde Inklination heranwachsen zu lassen.

Max Joseph, König von Süderland, ist ein Regent, welcher die Traditionen seiner Dynastie in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten weiß, alle Zweige der Administration um seine Person gruppirt, keinem Menschen Einsicht in seine Intentionen gestattet und das „L'état c'est moi" jedem seiner Worte und jedem seiner Befehle aufzudrücken gewohnt ist. Seine Minister sind weniger seine Berather, als vielmehr seine Diener im engeren Sinne des Wortes; er hat nie einen derselben mit besonderem Vertrauen beglückt, und wie er ein in sich abgeschlossener Charakter ist, so bleibt auch sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, eine Schutzmauer um sein Volk zu ziehen, um dasselbe unabhängig von äußeren Einflüssen zu machen und es gegen jede von daher kommende Gefahr gerüstet zu sehen.

Dieses defensive Verhalten wird wohl auch mit bedingt durch die nachbarliche Politik, welche seit einigen Jahrzehnten offenbar als eine offensive bezeichnet werden muß und deren Vertreter kein Anderer als der Herzog von Naumburg ist.

Wilhelm der Zweite, König von Norland, ist ein Herrscher von so wohlmeinendem Gebahren, wie sie in solchem Umfange wohl keiner seiner Vorfahren aufzuweisen hatte. Leider läßt die Güte seines Herzens nicht Raum genug für die strenge Energie, welche ein Mann besitzen muß, in dessen Hände die größten und schwierigsten Aufgaben staatlicher Entwickelung gelegt sind. Die Güte, welche den Einen beglückt, scheint den Andern zu benachtheiligen, kränkt ihn vielleicht wirklich in seinem Rechte, und so kommt es, daß ein Theil der Bevölkerung den väterlichen Herrscher vergöttert, während der andere Theil in stillem, verborgenem Mißmuthe sich nach Veränderungen sehnt, die nur die Selbstsucht, der kurzsichtige persönliche Egoismus herbeiwünschen kann.

Das Königshaus repräsentirt die ältere Linie seiner Dynastie; die jüngere bildet das herzoglich Naumburgische Geschlecht. Nach alten, unumstößlichen Bestimmungen tritt das Letztere in die Herrschaft ein, wenn die ältere Linie ausſterben sollte. Gegenwärtig ist dazu alle Hoffnung, oder nach einer andern Lesart, alle Befürchtung vorhanden. Das Königspaar wurde mit keinem Thronfolger gesegnet; das einzige Kind, eine Tochter, starb bereits einige Tage nach der Geburt. Der Herzog von Naumburg, welcher mit dem Könige zugleich erzogen wurde, besaß zu aller Zeit das unbeschränkte Vertrauen desſelben, hat sich dasſelbe nutzbar zu machen gewußt, nennt sich den eigentlichen Herrscher des Landes und erwartet nur das Ableben des Königs, um sich selbst oder seinen Sohn auf den Thron zu ſetzen. Er hat es ganz vortrefflich verstanden, die Fäden der Administration in seiner Hand zu vereinigen, die Militärmacht sich zu unterstellen und auch auf die diplomatischen Beziehungen zu dem Auslande den weitgehendsten Einfluß zu gewinnen. Dieser Einfluß trägt die alleinige Schuld an dem bisherigen unerquicklichen Verhältnisse zu dem Nachbarstaate, und daher erregte es nicht geringe Verwunderung, als man vernahm, nur seiner Vermittelung sei der gegenwärtige Besuch des Kronprinzen von Süderland mit der Prinzessin Aska zu verdanken. Daß dieser Besuch einen politischen Hintergrund habe, war nicht zu bezweifeln, und man erwartete mit allgemeiner Spannung die Zeit, in welcher derſelbe auch gewöhnlichen Augen ſichtbar werden müßte. —

Es war am Nachmittage. Zwei Wanderer schritten auf der schmalen, holperigen Gebirgsſtraße dahin, welche von der See heraufkommt und ſich zwiſchen den finſtern Gebirgsſtöcken dahinwindet wie das Bette eines ausgetrockneten Baches, aus welchem man nur die größeren Felsblöcke entfernt hat, um ihn für den Fuß des Wanderers gangbar zu machen. Sie ſchienen alle Bekannte zu ſein, obgleich zwiſchen ihrem Aeußeren der größte Unterſchied herrſchte, den man ſich nur denken kann.

Der Eine war eine hohe, faſt mehr als breitſchulterige Figur. Sein von dichtem Haarwuchſe bewaldeter Kopf zeigte ein vom Wetter hart mitgenommenes Geſicht, deſſen ſcharfes, offenes Auge mit den derben, gutmüthigen Zügen ſehr glücklich harmonirte. Dieſer Kopf war bedeckt von einem Hute, der ſo alt war, daß man den Stoff, aus dem er gefertigt war, und die urſprüngliche Farbe nur nach einer eingehenden chemiſchen Unterſuchung hätte beſtimmen können. Er war in unzählige Knillen und Falten gebrückt, und weil ſein Beſitzer jedenfalls eine freie Stirn liebte, ſo hatte er denjenigen Theil der breiten Krempe, welcher beſtimmt iſt, das Geſicht zu beſchatten, einfach mit dem Meſſer abgeſchnitten. Der Oberleib hat in einem kurzen, weiten, ſeegrünen Rocke, deſſen Aermel ſo kurz waren, daß man den vorderen Theil der ſauber gewaſchenen Hemdärmel ſah, aus denen ein paar braune, rieſige Hände hervorblickten, deren je eine recht gut einen nicht zu kleinen Präſentirteller hätte vollſtändig bedecken können. Unter dem breit über den Rock geſchlagenen ſauberen Hemdenkragen blickte ein roth und weiß geſtreiftes Halstuch hervor, welches in einen ſechs Zoll breiten Knoten geſchlungen war, deſſen Zipfel weit über die Bruſt herab bis auf den unteren Saum der blau- und orangefarbirten Weſte hingen. Die Beine ſtaken in hochgelben Nankinghoſen, welche in feſt gegerbten Seemannsſtiefeln verliefen, in die zur Noth ein zweijähriger Elephant hätte beigen können. Sein Gang ſchlug herüber und hinüber, von Backbord nach Steuerbord und von Steuerbord nach Backbord, gerade wie bei einem lang befahrenen Matroſen, der während der Dauer von vielen Jahren den feſten, ſichern Erdboden nicht unter den Füßen gefühlt hat.

Der Andere war eine kleine, ſchmächtige Figur. Er trug eine rothe phrygiſche Mütze, unter welcher ein rabenſchwarzes Haar in langen Locken hervorquoll. Sein hageres Geſicht war außerordentlich ſcharf geſchnitten und zeigte jenen orientaliſchen Typus, welchen man beſonders an den Zigeunern zu bemerken pflegt. Sein ſchwarzes, unruhiges Auge wanderte raſtlos von einem Gegenſtande zum andern, und jeder Zollbreit des gangen Mannes zeigte jene Unruhe und Beweglichkeit, die dem wanderndem Volke der Zigeuner zu eigen iſt. Seine Kleidung war einfach, benuen und nicht ſo auffallend wie diejenige ſeines gigantiſchen Reiſegefährten, doch trug ſein ſchwankender Gang ganz dieſelben Spuren einer zurückgelegten längeren Seereiſe.

An Alter waren Beide einander ziemlich gleich, und auch nach ihrem Innern ſchienen ſie verwandt zu ſein, wie die kameradſchaftliche Weiſe ihrer Unterhaltung zeigte.

„Ein verdammter Weg, nicht wahr, Bruderherz?" meinte der Rieſe. „Hätte ich gewußt, daß man in dieſem Fahrwaſſer bei jedem Schritte an eine Klippe ſegelt, ſo hätte ich einen andern Kurs vorgezogen, wenn wir auch einige Tage ſpäter in der Reſidenz die Anker geworfen hätten."

„Ich muß darauf in das Gebirge," antwortete der Kleine. „Hätte Du die Bahn benützt, ſo wäreſt Du in einem halben Tage an Ort und Stelle geweſen."

„Die Eiſenbahn? Hat Dich der Klabautermann gebiſſen, he? Soll ich etwa meinen Leichnam in eine Koje ſtecken, in der man weder ſtehen, noch ſitzen, noch liegen kann und wo noch zehn Andere hocken, ſo daß ich meine armen Beine gerabezu zum Fenſter hinausrecken müßte? Und meinſt Du wirklich, daß ich ſo einen braven Maate, wie Du biſt, allein in dieſe Wildniß dampfen laſſe, in der er jeden Augenblick Schiffbruch leiden und zum elenden Wrack werden kann? Haſt Du mir nicht ſelbſt erzählt, daß es hier eine Menge Ungeziefer gibt, dem nicht zu trauen iſt, Schmuggler, Wilddiebe und wie die Piraten und Flibuſtier alle heißen mögen, denen es möglichen Falles auch nicht darauf ankommt, mit einer Kugel ein ehrliches Menſchenkind in den Hafen zu bugſiren, von welchem aus Keiner wieder in See gegangen iſt? Nein, wo Du biſt, da bin ich auch, ich, der Steuermann Balduin Schubert auf Seiner Majeſtät Kriegsſchiffe Neptun."

„Gut, Steuermann; wir ſind Freunde und werden auf gleicher Länge und Breite bleiben, bis Du wieder an Bord irgend eines Fahrzeuges gehſt."

„Ich?" frug Schubert erſtaunt. „Nur ich? Ich denke, das thun wir Beide mit einander! Oder haſt Du etwa gar Luſt, unter das armſelige Volk der Landratten zu gehen, die kein Floß von einem Dreimaſter unterſcheiden können und vor Angſt in Ohnmacht fallen, wenn ſie einen Tropfen Seewaſſer ſehen?"

„Du weißt es, Steuermann, daß ich die See liebe, obgleich ich auf dem Waſſer die ſchlimmſten Tage meines Lebens verbracht habe. Es iſt mein Wunſch, einſt auf dem Meere ſterben zu können, aber ich weiß heute nicht, ob nicht die Verhältniſſe mich am Lande feſthalten werden."

„Verhältniſſe? Heiliges Mars- und Brahmenwetter! Was kann es denn für Verhältniſſe geben, die Dich, den Bootsmann Karavoy, verhindern könnten, wieder in See zu gehen?"

„Dieſelben Verhältniſſe, welche mich jetzt an das Land und herauf in das Gebirge treiben."

„Ich weiß kein Wort von ihnen. Du nennſt mich Deinen beſten Freund und haſt mir noch kein Wort davon geſagt. Iſt das recht, he? Wenn Du mich augenblicklich den richtigen Faden abwickelſt, ſo verdiene Du, gekielholt oder an den Brahmſtängenſtag gebunden zu werden!"

„Mäßnnire nicht, Alter! Es war bisher niemals die richtige Zeit, von dieſen Dingen zu ſprechen; jetzt aber ſollſt Du Alles hören."

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.
Alle 14 Tage erscheint ein Heft.
IV. Jahrgang. 1880.
№ 7.

Scepter und Hammer.

Originalroman von

Carl May.

(Nachdruck verboten.)

J. C. Meißonier.

(Fortsetzung.)

So ſtoße ab vom Lande!"

„Soll geſchehen! Du kennſt meine Abſtammung und weißt, daß ich ein Gitano bin, der —"

„Papperlapapp! Gitano, Zingaritto oder Zigeuner, mir Alles gleich. Du biſt ein braver Junge, und da frage ich nicht, ob Deine Mutter eine Gräfin oder eine Bagab — wollte ſagen, eine Zigeunerin war."

„Das biſt Du. Aber außer Dir hat es genug Leute gegeben, welche doch darnach fragen. Mein Vater war Bajda und meine Mutter Bajdzina unſeres Stammes. Ich und —"

„Stopp, Alter! Was bedeuten dieſe fremden Worte, he?"

„Sie heißen zu Deutſch Führer und Führerin. Ich und meine Schweſter Zarba waren die einzigen Kinder, welche ihnen Bhowannie gegeben hatte."

„Wieder ein ſolches Wort, bei dem man in die Zunge einen Knoten machen muß, wenn man es richtig ausſprechen will!"

„Bhowannie iſt die Göttin unſeres Volkes. Zarba war der Liebling des Stammes, die Schönſte aller Mädchen, die herrlichſte unter den Blumen und Roſen der Erde. Wir waren ſtolz auf ſie und hüteten ſie vor den verlangenden Blicken der jungen Männer aller Länder, durch welche wir zogen. Sie war der Born unſerer Freuden und der Quell unſeres Glückes, denn ſie verſtand es beſſer als alle Andern, in die Zukunft zu blicken und die Schickſale der Sterblichen vorherzuverkünden."

„Papperlapapp, Alter, das glaube ich nicht!

Digitized by Google

Um das zu können, müßte man allwissend sein, und das ist kein Mensch."

„Um das zu können, Steuermann, braucht man nicht allwissend zu sein. Die Eigenschaften eines Menschen sind ihm an die Stirn geschrieben; man liest sie aus jedem Blicke seines Auges, und man vernimmt sie aus jedem Worte seiner Rede. Verstehst Du das, und weißt Du, wen Du vor Dir hast, so wird es Dir nicht schwer, ihm ein Schicksal zu verkünden, welches sicher eintreffen muß. Farbe war unsere beste Waarsagerin; sie verdiente für uns Gold und Silber von den Reichen und Speise, Trank und Kleidung von den Andern. Gar viele Jünglinge des Stammes hatten ihre Augen auf sie geworfen, doch sie erhörte keinen, weil ihr Herz nicht sprechen wollte. Da kamen wir in die Residenz, und sie erblickte einen jungen, blanken Offizier, der ihr Herz zur Rede zwang."

„Wer war es?"

„Ein hoher Herr, aber ein Schurke: der Herzog von Naumburg."

„Heiliges Mars- und Brahmenwetter! Eine Zigeunerin und ein Herzog! Sie muß ganz verteufelt hübsch gewesen sein."

„Das war sie, Steuermann, und das war ihr Unglück."

„Da hat sie wohl gar geglaubt, Herzogin zu werden?"

„Was er ihr vorgeschwatzt und versprochen hat, weiß ich nicht. Sie aber ließ sich bethören, entfloh von uns und ging zu ihm."

„Habt Ihr sie nicht zurückgeholt?"

„Wir thaten es wiederholt, jedoch vergeblich."

„Da schlage der Blitz in die Kambüse! Wäre ich ihr Vater oder ihr Bruder gewesen, so hätte ich mich Bord an Bord mit dem Herzoge gelegt, ihn geentert, das Mädchen fest ins Schlepptau genommen und wäre dann mit ihr davongesegelt, daß es ihm nicht gelungen wäre, mich wieder einzuholen."

„Stopp, alter Heißsporn! Wollte ein Zigeuner einen Herzog anfegeln, so wäre dies ganz derselbe Wahnsinn, als wenn ein einruderiges Fischerboot einen eisernen Panzermonitor über den Haufen rennen wollte. Wir mußten sie verloren geben und wurden aus dem Lande gewiesen mit der Deutung, daß man kurzen Prozeß mit uns machen werde, falls wir es uns wieder beikommen ließen, die Grenze zu überschreiten. Vater und Mutter starben vor Gram; ich sollte Vajda des Stammes werden, verzichtete jedoch darauf und ließ die Meinigen allein ziehen. Ich blieb zurück, da ich von den sterbenden Eltern die Verpflichtung übernommen hatte, über Zarba zu wachen und sie zu rächen, falls ihr Böses geschehe. Dabei kehrte ich trotz aller Gefahr in das Land zurück, ward aber ergriffen und für lange Zeit in das Gefängniß gesteckt. Als ich es verließ, erhielt ich doch meine Freiheit nicht wieder, denn ich wurde auf ein Schulschiff transportirt, welches ich lange Jahre nicht verlassen durfte. Ich wurde zu den niedrigsten Diensten kommandirt, und als man mich endlich auf ein Kriegsschiff versetzte, auf welchem ich als Leichtmatrose angestellt wurde, geschah es unter der strengen Weisung, daß ich niemals die Erlaubniß bekommen solle, an das Land zu gehen. So habe ich ein langes Leben als Gefangener zur See verbracht, bis wir einst geentert wurden und die Flagge streichen mußten. Hierdurch erhielt ich meine Freiheit wieder, nahm bei verschiedenen Nationalitäten Dienste und suchte dabei immer nach einer Gelegenheit, wieder in die Heimath zu kommen, um mit dem Herzoge abzurechnen. Das ist mir jetzt gelungen. Ich habe meinen Namen nicht verändern können, aber das Alter und die Anstrengungen haben das Ihrige gethan: Es wird mich Niemand wiedererkennen, und ich kann ohne Sorge ein Land betreten, welches mir bei Todesgefahr verboten wurde."

„Das sind ja ganz verteufelte Geschichten, Bootsmann, die Du mir da erzählst! Es ist Dir verdammt schlimm ergangen, Alter, doch das wird nun wohl anders werden. Ich bin Dein Freund, das weißt Du, und was ich habe, das ist Alles auch Dein Eigenthum. Ich muß Dir nämlich sagen, daß ich Zeit meines Lebens sehr sparsam gewesen bin und ein Sümmchen besitze, um welches mich mancher Mann beneiden würde. Darum meine ich, daß —"

„Stopp, Alter, so ist es nicht gemeint! Ich kann und werde von Dir niemals auch nur einen Pfennig annehmen, denn —"

„Heiliges Mars- und Brahmenwetter, was fällt Dir ein, Bootsmann! Glaubt Du etwa, der Steuermann Baldwin Schubert von Seiner Majestät Kriegsschiffe Neptun nenne sich den Freund eines braven Mannes, ohne es auch zu sein, he? Als wir im indischen Meere an der Felseninsel strandeten, auf welcher Du als Einsiedler lebtest, hast Du mich alten Narren beinahe aus dem Rachen des Haifisches gezogen, der so ganz absonderlichen Appetit auf mein Fleisch hatte; das konntest Du getrost bleiben lassen, wenn Du jetzt nicht mit mir theilen, sondern lieber verhungern willst!"

„Weißt Du so genau, daß ich hungern werde?"

„Ja! Du haß ja niemals eine Löhnung bekommen, und von den zwei oder drei Schiffen, deren Bord Du nach Deiner Befreiung betreten haß, wird Dir wohl nicht viel Klingendes Andenken übrig geblieben sein."

„Von ihnen nicht, aber von der Insel."

„Von der Insel? Wie so?"

„Schau her!"

Der Zigeuner griff unter die Weste und zog ein ledernes Beutelchen hervor, welches er öffnete. Sein Inhalt bestand in Steinen, welche auf den ersten Anblick vollständig werthlos erschienen mochten.

„Steine?" meinte der biedere Steuermann kopfschüttelnd. „Was willst Du mit ihnen, he?"

Der Andere lächelte selbstbewußt.

„Für was hältst Du diese Steine?"

„Für — nun, alle Wetter, für Steine natürlich!"

„Das sind sie allerdings, aber was für welche! Hier diese acht sind Diamanten, deren kleinster jedenfalls mehr werth ist, als alle Deine sauer erworbenen Ersparnisse. Die andern sind Rubine, Saphire und Topase, für welche mir jeder Juwelenhändler so viel zahlt, daß ich nicht Noth zu leiden brauche, selbst wenn ich tausend Jahre alt werden sollte."

„Heiliges Mars- und Brahmenwetter! Ist das wahr?"

„Weßhalb sollte ich Dich belügen?"

„Allerdings! Aber sage, Du Glückskind, wie bist Du denn eigentlich zu diesen Kostbarkeiten gekommen?"

„Das sollst Du ganz gewiß erfahren, doch jetzt ist keine Zeit dazu, denn mir klebt vor Durst und Hunger die Zunge am Gaumen, und dort das einsame Häuschen scheint ein Krug zu sein, in welchem wir bekommen können, was wir brauchen."

„Haß Recht, alter Seebär. Auch mir ist es inwendig wie einem Dreimaster, der ohne Ladung und Ballast auf den Wogen schlingert und jeden Augenblick kentern kann. Ich muß mir irgend Etwas in die Luke gießen und hoffe, daß es nichts ganz Schlechtes sein werde!"

Sie traten in die niedrige und arg verräucherte Gaststube des Kruges und fanden zwei Tische vor, deren einer bereits von zwei Männern besetzt war, welche die Neuangekommenen mit neugierigen Blicken musterten. Die seltsame Kleidung des Steuermannes mochte ihr Erstaunen erregen.

Der Wirth brachte auf Wunsch des Letzteren reichlich Speise und Trank herbei, denen die beiden hungrigen und durstigen Seeleute mit bestem Appetite zusprachen. Als sie nach beendigter Mahlzeit die Messer von sich legten, meinte Schubert, sich behaglich die Magengegend streichend:

„So, das wäre geschehen! Und nun sage mir doch einmal, welchen Ort oder welchen Menschen Du hier oben in den Bergen zu suchen haß!"

„Später!" antwortete Karavey einfältig, indem er einen mißtrauischen Blick auf die Gäste warf, die sich jetzt erhoben hatten, um den Krug zu verlassen.

Sie griffen in die Taschen, um ihre Zeche zu entrichten, und dabei zog der Eine von ihnen einen kleinen, zusammengefalteten Zettel mit hervor, welcher unbeachtet vor ihnen und dem Wirthe zu Boden fiel. Der Wirth begleitete Beide hinaus bis vor die Thür, wo sie noch einige Zeit ein angelegentliches und leise geführtes Gespräch unterhielten. Diese Gelegenheit benutzte Karavey, um das Papier aufzuheben und zu entfalten.

„Was willß Du mit dem Wische, Bootsmann?" frug Schubert.

„Nur sehen, was er enthält. Kannß Du lesen?"

„Nein, nur etwas buchstabiren. Warum?"

„Ich kenne nur die Zeichen der Zigeunersprache. Hier stehen drei Worte. Wie heißen sie?"

„Zeig her. Vielleicht bringe ich sie heraus!"

Er forschte lange auf dem Papiere herum, ehe er begann:

„La — ta — tannenschlucht — — Pa — pa — parole — Ka — ta — Karavey — also: Tannenschlucht. Parole: Karavey."

„Karavey? Das ist ja mein Name! Ist es wahr, daß er hier zu lesen steht, Steuermann?"

„Er steht hier!" bekräftigte der Gefragte, stolz auf seine Lesefertigkeit.

Der Zigeuner blickte sinnend vor sich nieder. Dann frug er: „Wofür haß Du die beiden Burschе wohl gehalten?"

„Hm, viel Kluges und Ehrbares war es wohl nicht. Sie hatten keine braven Mugen."

„Ich halte sie für Pascher."

„Kannß Recht haben, Alter!"

„Dann ist auch der Zettel zu verstehen."

Digitized by Google

„Wie so?"

„Sie haben in der Tannenschlucht heut ein Geschäft."

„Aber wie kommt Dein Name dazu, als Parole zu gelten?"

„Das ist mir auch ein Räthsel. Es muß Einen unter ihnen geben, der ihn kennt."

„Und dieser Eine muß der Anführer sein, denn nur von diesem wohl wird die Parole ausgegeben."

„Was Du da sagst, ist sehr wahrscheinlich. Weißt Du, daß ich große Lust verspüre, die Tannenschlucht aufzusuchen?"

„Heiliges Mars- und Brahmenwetter, bist Du bei Sinnen? Ein guter Bootsmann hält stets die Augen offen; Du aber wärest ja vollständig mit Blindheit geschlagen, wenn Du Dich ohne Ursache mitten unter dieses Volk vor Anker legen wolltest!"

„Und wenn ich nun eine gute Ursache dazu hätte?"

„Wie lautet sie?"

„Das Ziel meiner Wanderung liegt ganz in der Nähe der Tannenschlucht."

„So kennst Du diesen Ort, he?"

„Sehr gut, von meinen früheren Wanderungen her. Eine halbe Stunde oberhalb der Schlucht stand damals ein Häuschen, in welchem unser ständiger Lowenji wohnte."

„Was bedeutet dieses Wort?"

„Es heißt so viel wie Beschützer, Verberger, Vertheimlicher —"

„Oder Hehler, Gelegenheitsmacher, nicht?" lachte der Steuermann.

„Auch richtig! Der Gitano ist ein gehetzter Hund, der sich nur wehren kann, wenn er nicht nach dem Gesetze fragt. Sein Lowenji wohnt stets an der Grenze zweier Länder, und die Lowenja, wie wir seine Hütte nennen, darf nie verlassen stehen; sie wird nach seinem Tode sofort mit einem neuen Lowenji besetzt, damit uns nie die Zuflucht und die Hilfe fehlt. Alle seine Geheimnisse erben auf den Nachfolger über, der Alles weiß, was man bei ihm erfragen will."

„Ah, jetzt verstehe ich! Du gehst nicht geraden Weges zur Residenz, sondern hierher, um Dich bei dem Manne nach Deiner Schwester zu erkundigen?"

„So ist es. Die Lowenja ist ganz sicher bewohnt, und ihr Besitzer wird mir wohl Auskunft geben können, wo Zarba jetzt zu finden ist, wenn sie noch am Leben ist. Vielleicht erfahre ich bei ihm auch, was es für eine Bewandtniß mit dieser Losung hat."

„Ist es weit zu ihm?"

„Beinahe noch zwei Stunden."

„So laß uns aufbrechen, damit wir noch vor Nacht dort ankommen!"

Sie bezahlten dem wieder eintretenden Wirthe das Genossene und verließen den Krug.

Die Straße stieg immer höher zwischen den Bergen hinauf; die Gegend wurde wilder und wilder, und als nach anderthalb Stunden der Zigeuner in einen Seitenpfad einbog, schlugen die dunklen Zweige der Tannen und Föhren dicht über ihren Köpfen zusammen. Nach einer beschwerlichen Wanderung gelangten sie an eine mit üppigem Farrenkraut und Dorngestrüpp überwucherte Waldblöße, an deren Rande ein Häuschen stand, dem auf den ersten Blick ein mehr als hundertjähriges Alter anzusehen war.

„Hier ist's!" meinte Karavey, indem er über die Blöße hinweg gerade auf die Hütte zuhielt.

„Eine ganz niederträchtige Kabine, Alter," antwortete der Steuermann. „Man sollte meinen, diese Bude brauche kein einziges Segel aufzuhissen, um beim ersten Windstoße wrack zu gehen. Wer da drin wohnt, ist wahrlich nicht zu beneiden!"

Bei der niedrigen Thüre angekommen, klopfte der Zigeuner. Nur auf ein mehrmaliges Klopfen ließen sich schlürfende Schritte vernehmen; es wurde von innen geöffnet, und die Spitze einer fürchterlichen Habichtsnase erschien in dem schmalen Spalt, der vorsichtiger Weise freigegeben wurde.

„Wer ist draußen?" frug eine schnarrende Stimme.

„Wer wohnt hier?" lautete die Gegenfrage des Zigeuners.

„Tirban, der Waldhüter."

„Seid Ihr es selbst?"

„Ja."

„So tretet hervor! Ich habe Euch nach Etwas zu fragen."

„Zu fragen? Das könnt Ihr auch zu thun; Ihr werdet meine Antwort auch durch die Spalte hören."

„Dieses Haus ist die Lowenja der wanderndem Gitani?"

„Wie meint Ihr das?"

„Ich frage, ob Ihr der Lowenji seid!"

„Hm! Wer seid denn Ihr, und wie lautet Euer Name?"

„Ich heiße Karavey."

„Karavey? Zarba's Bruder, der einst unser Bajda werden sollte und dann auf das große Wasser geschickt wurde, weil sich der Herzog vor ihm fürchtete?"

„Ich bin es!"

Jetzt wurde die Thür vollständig geöffnet, und es zeigte sich eine Gestalt, die man für noch älter als die Hütte hätte halten mögen. Sie war außerordentlich dürr und tief gebeugt; aber die kleinen, listigen Augen blitzten über die fürchterliche Nase hinweg in noch jugendlichem Feuer, und die Bewegung, mit welcher der Alte jetzt hervortrat und dem Angekommenen die skelettartige Hand entgegenstreckte, war schnell und energisch, wie man es bei diesem Alter sicher nicht erwartet hätte.

„Sei mir willkommen, Herr, und Bhowannie segne Deinen Eingang in meine arme Hütte! Wer ist der Mann, der bei Dir ist?"

„Ein Freund, der mir so viel gilt wie ich selber."

„So mag auch er willkommen sein. Tretet ein, und nehmt fürlieb mit dem, was ich Euch bieten kann!"

Sie traten in den engen, niederen Raum, der außer einem armseligen Lager nichts enthielt als einen rohen Tisch und zwei eben solche Bänke.

„Du nanntest den Namen meiner Schwester," begann Karavey, als sie sich niedergelassen hatten. „Lebt sie noch?"

(Fortsetzung folgt.)

Der blinde Spielmann.

Erzählung aus dem Holländischen

von

Emil Könlg.

Auf einer Reise im September des Jahres 1839 traf ich in einem Geldernschen Dorfe vor einem Bauernhause einen blinden Musikanten, der ein Volkslied sang und dasselbe mit der Geige begleitete.

Ich mußte unwillkürlich stehen bleiben, denn die wohlklingende, sympathische Stimme, der Vortrag des Gesanges, sowie das vortreffliche Spiel des Blinden fesselten mich.

Obgleich der Spielmann sehr ärmlich gekleidet war, so lag doch in seiner Haltung und in seinem Gesicht jenes Etwas, das dem Manne von guter Erziehung und seiner Bildung selbst im Bettlergewande bleibt. Auch sein Gesangspiel deutete auf eine höhere Sphäre, als auf die Schule der Dorfleoler hin.

Nachdem ich eine Weise von seine gelauscht, trat ich näher. Der Knabe, der den Blinden führte, war, als er mich bemerkte gleichzeitig mit mir einem Blick auf den des Augenlichts beraubten Musikanten, wie als wolle er mir zu verstehen geben, daß er das Schicksal des Bemitleidenswerthen tief empfinde. Je länger und mehr ich den Mann betrachtete, desto lebhafter und inniger wurde meine Theilnahme für ihn. Sein Haar schien vor der Zeit gebleicht, das edle Gesicht früh von Stürmen und Leidenschaften gefurcht und die gewiß einst kräftige Gestalt von der Last schwerer Leiden gebeugt und gebrochen zu sein.

„Sind Sie aus dem Gelderlande, Freund?" frage ich den Blinden.

„Das nicht, mein bester Herr," versetzte er mit zitternder Stimme, „aber ein Holländer bin ich."

Während dieser Worte wandte er sich um, richtete den Kopf empor, öffnete die Augen, als strenge er sich an, einen Schimmer wenigstens von dem Fremden zu erhaschen, der ihm seine Theilnahme zollte.

Das Unglück macht scheu und mißtrauisch; es erweckt andererseits jedoch auch, wo es Mitleid findet, den Drang nach Mittheilung und Vertrauen.

Dieser Erfahrungssatz sollte sich mir heute wiederholt bestätigen, denn es that dem Armen sichtlich wohl, daß ich mich in ein Gespräch mit ihm einließ. Nach und nach thaute sein Herz wie aus langer Erstarrung auf. Ich äußerte, daß es ihm im Leben sehr schlimm ergangen sein müsse.

„Allerdings, mein bester Herr!" nickte er zustimmend. „An der Wiege wurde es mir nicht gesungen, daß es so weit mit mir kommen würde."

Und nun begann er die Erzählung seiner Erlebnisse:

„Ich bin der jüngste Sohn des ehemaligen Bankier W . . . in Amsterdam, oder besser gesagt, ich war es; denn mein Vater ist längst todt, und daß er so früh starb, ist die Quelle all' meines Ungemaches. Er hinterließ seinen beiden Söhnen ein so beträchtliches Vermögen, daß es meinem Leichtsinn unverwüstlich erschien.

„Mein ältester Bruder, der sich dem Geschäfte des Vaters ge-

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 8.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

„ie lebt und ist mächtig unter ihrem Volke."

„Wo werde ich sie finden?"

„In drei Tagen hier bei mir, wenn Du sie hier erwarten willst."

„Das dauert mir zu lang. Wo ist sie jetzt?" —

„In der Hauptstadt, wo Du sie erfragen kannst im Hause des Hofschmiedes Brandauer."

„Hat sie einen Mann aus unserem Volke?"

„Nein."

„Oder — oder — Kinder?"

„Nein — ich weiß es nicht."

„Sieh diesen Zettel! Mein Name steht darauf. Weißt Du, auf wessen Befehl?"

Der Alte ergriff das Papier, warf einen Blick darauf und fuhr zurück.

„Von wem hast Du diese Worte?"

„Von zwei Fremden, die sie im Kruge verloren."

„Sie werden ihre Strafe erhalten. Wem am Abende die Ordre fehlt, der hat die ganze Strenge der Vajdjina zu erwarten."

„Wer ist jetzt die Vajdjina und über wen gebietet sie?"

„Das — das wirst Du später erfahren," antwortete Tirdan mit einem sprechenden Blicke nach dem Steuermanne.

„Du kannst meinem Freunde ganz dasselbe Vertrauen schenken wie mir. Also, auf wessen Befehl wurde mein Name als Parole gegeben?"

„Auf den Befehl Deiner Schwester."

„Ah!"

Er stieß nur diesen Ruf aus und saß dann eine ganze Weile schweigend und in Nachdenken versunken da. Dann erhob er sich.

„Es ist gut, alter Tirdan; ich weiß genug. Das Andere werde ich von Zarda selber hören, die ich in der Schmiede suchen gehe."

„So willst Du mich schon wieder verlassen, ohne mir zu erzählen von dem, was Du bisher erfahren hast?"

„Ja ich gehe. Nun ich erfahren habe, daß sie noch lebt, habe ich keine Ruhe, bis ich sie sehen und sprechen kann. Was meine Erlebnisse betrifft, so — aber, wer ist der Mann, der da auf das Haus zuschreitet?"

Sein Auge war durch das kleine, halb erblindete Fenster auf eine lange, kräftige Gestalt gefallen, welche sich in eiligen Schritten der Hütte näherte. Tirdan musterte sie und meinte dann:

„Ich kenne diesen Menschen nicht und werde auch nicht öffnen. Er ist kein Mann unseres Volkes und soll Euch nicht hier bei mir sehen."

Der Fremde klopfte an die verschlossene Thür, ohne daß ihm von innen Antwort gegeben wurde. Als auch nach wiederholtem Klopfen Alles ruhig blieb, trat er zum Fenster und rief:

„Tirdan, öffne! Zarpa pfeifelt es."

„Zarda? Es ist ein Bote von ihr. Ich muß ihn einlassen!" meinte der Waldhüter.

Er verließ die Stube und brachte nach wenigen Augenblicken den Mann herein.

„Du kommst von Zarda?" frug er ihn.

„Ja, von Zarpa, die pet uns wohnt."

„Wo ist das?"

„Ich pin Opergeselle pei dem Hofschmiedemeister Prandauer. Hier ist ein Zettel, den sie mit Pleistift geschriepen hat. Kein Mensch kann das verrückte Zeug lesen, sie aper hat gemeint, daß Du schon wissen wirst, was sie meint."

Der Alte nahm den unversiegelten Zettel, schlug ihn auseinander und warf einen Blick auf die seltsamen Charaktere, mit denen er beschrieben war. Während dieser Zeit hatte der Steuermann den Boten scharf fixirt; es war ihm sofort dessen harte Aussprache des B aufgefallen.

„Du bist ein Schmied?" frug er ihn.

„Ja," antwortete der Gefragte, indem er einen verwunderten Blick auf die äußere Erscheinung des Steuermannes warf. „Opergeselle pei dem Hof-, Zeug-, Huf- und Waffenschmiedemeister Prandauer in der Hauptstadt."

„Hast Du noch Eltern?"

„Nein."

„Oder sonstige Anverwandte?"

„Nein. Nur einen Pruder, der auf das Wasser gegangen ist."

„Wie heißest Du?"

„Thomas Schupert ist mein Name. Warum?"

„Und Dein Perper heißt Palduin?"

„Ja, Palduin. Ich habe ihn wohl an die dreißig Jahre nicht gesehen. Aper wie kannst Du seinen Namen wissen?"

Digitized by Google

„Weil — weil — Thomas, ich habe Dich sofort an Deiner Sprache erkannt; willst Du mich nicht auch erkennen?“

„Palduin — Palduin Schubert? Ists möglich, Du wärst mein Bruder? Donnerwetter, ist das eine Freude. Komm an mein Herz; komm an meinen Busen und laß Dich umarmen, wenn Du es wirklich bist, Du alter, lieber Durchbrenner Du!“ —

Sechstes Kapitel.

Der Beginn des Kampfes.

Es war am Abende. Der Herzog von Raumburg Excellenz saß an seinem Schreibtische. Zur Seite desselben hatte auf einem Sammtfauteuil sein Sohn, der Erbprinz von Raumburg, Platz genommen. Ihre Unterhaltung war eine lebhafte, aber nicht sehr freundliche.

„Und wie weit bist Du mit dieser famosen Prinzessin Asta?“ frug der Vater.

Der Sohn zuckte die Achseln.

„Sie wissen ja, Papa, daß ich diese zarte Angelegenheit nicht als eine gewöhnliche Liaison zu behandeln habe. Ein Project von solch eminenter Wichtigkeit muß Zeit finden, sich langsam aus sich selbst heraus zu entwickeln.“

„So! Das heißt doch mit andern Worten, daß Du gerade noch auf dem Punkte stehest, von welchem auszugehen ich Dir befahl?“

„So ziemlich, chèr Papa. Unsere Dame scheint nicht den Willen zu besitzen, ihre Gefühle der Politik oder den Traditionen irgend eines Herrscherhauses zu opfern. Lassen wir also ihnen Herzchen Zeit, unsern Intentionen entgegen zu kommen, ohne eine Ahnung von ihnen zu haben!“

„Zeit? Heißt das sprechen wie ein Offizier, welcher gewohnt sein soll, jede und also auch diese Art von Eroberung im Fluge zu vollbringen?“

„Sie vergessen, Papa, daß es Festungen gibt, welche nicht durch einen kühnen Handstreich, sondern nur nach langwieriger Belagerung genommen werden können!“

„Ich glaube nicht, daß Prinzeß Asta zu dieser Art befestigter Plätze gehört, ganz abgesehen davon, daß wir nicht die Zeit zu einer langsamen Cernirung und Aushungerung besitzen. Ihre Vorzüge und die glücklichen Chancen einer solchen Allianz fallen nicht blos uns in das Auge, das weißt Du so genau wie ich. Daher habe ich allen politischen Scharfsinn angestrengt und kein Opfer gescheut, diesen Besuch, welcher Dir alle möglichen Vortheile bietet, zu Stande zu bringen, und ich habe natürlich das Recht, zu erwarten, daß Du den Moment so viel wie möglich benutzest.“

„Das thue ich ja, Papa, aber unsere Dame ist — ist — nun ja, sie ist, was ich bei einem Pferde obstinat oder mouthart nennen möchte. Es hilft weder Trense noch Schenkeldruck. Scheint sie nichts zu ahnen, oder will sie nichts ahnen, kurz und gut, sie zeigt nicht die mindeste Spur eines auch nur leisen Verständnisses für die liebenswürdigen Absichten, welche wir ihr entgegenbringen.“

„So bist Du in dieser Angelegenheit zu zart, was doch sonst in ähnlichen Dingen ganz und gar nicht Deine Art und Weise ist. Ich erwarte von Dir, binnen wenigen Tagen einen positiven Erfolg verzeichnen zu können. Die Interessen beider Staaten sind dabei aus einander gegangen; ich habe mir Mühe gegeben, sie wenn auch nur scheinbar zu vereinigen, und darf erwarten, daß Du das Ziel aller meiner Bestrebungen kennst und mich auch nach Kräften unterstützest, es zu erreichen. Seine Majestät beginnen zu altern; das Uebrige brauche ich wohl nicht näher zu dokumentiren.“

Ein Diener trat ein und überreichte auf einem silbernen Teller eine Karte. Der Herzog ergriff sie mit den Spitzen zweier Finger und warf einen Blick darauf.

„Doktor Max Brandauer? Kenne den Namen nicht. Was will der Mensch zu so ungewöhnlicher Zeit? Es muß wohl etwas Wichtiges sein, was einen Unbekannten zu dem Wagnisse bestimmt, mich jetzt zu stören.“

Durch die dargereichte Hand wurde der Prinz entlassen, während ein leises Neigen des Hauptes dem Diener sagte, daß die Audienz gewährt werde. Die eine Thür schloß sich hinter dem Prinzen, und die andere öffnete sich, um den Schmiedebohn einzulassen, welcher sich nach einer höflichen Verbeugung in aufrechte Stellung emporrichtete, um die Anrede des Herzogs zu erwarten.

„Was wünschen Sie?“ frug dieser stolz. „Ich erwarte natürlich, daß die Seltsamkeit Ihres Erscheinens durch die Natur Ihrer Angelegenheit entschuldigt werde. Es ist jetzt nicht die Zeit, in welcher ich unwichtige Besuche zu empfangen pflege.“

„Ich komme im Auftrage Seiner Majestät, Excellenz.“

„Ah! Ich kannte Sie bisher nicht als einen Beamten meines königlichen Vetters!“

„Das bin ich auch gegenwärtig nicht. Ich bin der Sohn des Ihnen wohl wenigstens dem Namen nach bekannten Hofschmiedes Brandauer.“

Die strengen Züge des Herzogs nahmen einen deutlichen Ausdruck ungewöhnlicher Spannung an.

„Ich kenne diesen Namen. Was kann der König mir durch den Sohn eines Schmiedes zu sagen haben. Jedenfalls sind Sie im Besitze irgend einer Legitimation, da Sie persönlich werden, daß ich nicht so ohne Weiteres jede obskure Persönlichkeit als Vermittler zwischen der Majestät und mir anerkennen kann.“

„Hier, Durchlaucht!“

Er überreichte ein Billet, welches der Herzog überflog, um seinen Blick dann fragend wieder auf Max zu richten.

„Ich ersehe aus diesem Handschreiben nicht den Zweck Ihres Kommens.“

„Denn haben Majestät jedenfalls gemeint, daß es zuweilen Schwiedebohne und andere obskure Menschen gibt, welchen es nicht schwer fällt, sich einer Botschaft mündlich zu entledigen,“ antwortete der Doktor mit einer sehr leisen Verneigung seines Hauptes.

Die Züge des Herzogs verfinsterten sich.

„Vergessen Sie nicht, vor wem Sie stehen, Herr Brandauer, und kommen Sie zur Sache!“

„Durchlaucht befehlen und ich gehorche. Es verlautete nämlich das Gerücht, daß ein gewisser Herr von Wallroth, Hauptmann der Artillerie, von gewisser Seite und aus gewissen Gründen für wahnsinnig erklärt worden sei und auf eine unverantwortliche, ja sogar geradezu verbrecherische und unmenschliche Weise im Irrenhause festgehalten und zu Tode gepeinigt werde“ —

Der Herzog erhob sich. Sein Gesicht war um einen Schatten bleicher geworden.

„Wirklich ein höchst interessantes Gerücht, Herr Brandauer. Wer hat es erfunden und weiter kolportirt?“

„Dem Ursprunge und der Verbreitung eines Gerüchtes läßt sich gewöhnlich nur schwer nachforschen. Allerdings liegt hier eine Ausnahme vor, doch bin ich leider nicht ermächtigt, die Fragen Ew. Durchlaucht zu beantworten.“

„So werde ich Sie zu zwingen wissen. Dieses Gerücht tangirt mich natürlich im höchsten Grade —“

„Ah —!“ klang die halb ironische Unterbrechung.

„Was unterstehen Sie sich, Herr!“ Ich lage, dieses Gerücht tangire mich im höchsten Grade, da der Verwaltung der betreffenden Anstalt meiner obersten Leitung unterstellt ist, und ich wiederhole, daß ich Sie nöthigenfalls zwingen werde, mir das Vorhandensein und die Entstehung des Gerüchtes, von welchem Sie sprechen, ausführlich nachzuweisen.“

„Eine solche Zwangsmaßregel dürfte wohl außerhalb des Machtbereiches Ew. Durchlaucht liegen, da Seine Majestät —“

„Wohl die Macht besitzen, zu begnadigen, nicht aber in den Lauf einer Klage oder Untersuchung einzugreifen. Was hindert mich, Sie festnehmen zu lassen?“

„Ich, der obskure Schmiedesohn, Excellenz!“

„Ah! Der Umstand, daß mein königlicher Vetter die seltsame Passion besitzt, sich zuweilen an dem Amboße Ihres Vaters zu erholiren, ist für mich kein Grund zu irgend einer Rücksicht gegen Sie. Ich befehle Ihnen also, mir den Ersinder dieses Gerüchtes mitzutheilen!“

„Ich kenne keinen zwingenden Grund, diesem Befehle gehorsam zu sein, und wenn ich demselben trotzdem nachkomme, so geschieht es nur, um meinerseits einer unangenehmen Erledigung meines Auftrages überhoben zu werden. Ich könnte mich recht gut hinter andere Persönlichkeiten verbergen, doch gibt es auch obskure Leute, welche stolz genug sind, eine solche Feigheit zu verschmähen. Der Erfinder und Verbreiter des Gerüchtes steht vor Ihnen, Durchlaucht.“

Der Herzog trat überrascht einen Schritt zurück.

„Und das — das wagen Sie zu sagen?“

„Ich sage es einfach; ein Wagniß ist dabei nicht zu erkennen, da jeder gegen mich gerichteten Gewaltmaßregel durch meinen königlichen Pathen vorgebeugt worden ist. Allerdings habe ich mich eines falschen Ausdruckes bedient, als ich sagte, daß ich der Erfinder des Gerüchtes sei; es wurde nicht erfunden, sondern es erzählte die lautere Wahrheit.“

„Ich wäre begierig, den Beweis zu hören!“

„Die Einlieferungsakten des Hauptmanns befinden sich bereits in den Händen Seiner Majestät —“

„Unmöglich!“

„Nicht nur möglich, sondern sogar Thatsache. Diese Akten

Digitized by Google

bestehen außerordentlicher Weise nur in einem kurzen Bestehe, dessen Unterschrift ich wohl nicht näher zu bezeichnen brauche."

„Wer hat das Schriftstück ausgehändigt?"

„Der Anstaltsvorstand natürlich. Er wurde sogar gezwungen, eine andere Akte auszuliefern, welche ihm durch einen Expressen übermittelt wurde, um der Mutter des Hauptmanns ganz dasselbe Schicksal zu bereiten, welches ihren Sohn in die Nacht des Wahnsinns oder des Todes stürzen sollte."

Der Herzog mußte sich sammeln. Er stützte sich mit der Hand auf den Schreibtisch und frug dann mit belegter Stimme:

„Die Mutter des Hauptmanns? Er ist mir bei meinen Besuchen in der Anstalt vollständig entgangen. Hat er eine Mutter?"

„Allerdings, und natürlich wohl auch einen Vater."

„Wie heißt sie?"

„Es ist eine Zigeunerin Namens Zarba, und der Vater, welcher auch noch lebt, ist ein —"

„Bah, wir haben es hier wohl nur mit der Mutter zu thun!"

„Ganz, wie Excellenz wünschen! Also das Gerücht sand bei mir seinen Ausgang und wurde —"

„Ich begreife nicht, wie Sie auf eine solche Absurdität fallen konnten!"

„Ich pflege weder absurd zu denken, noch abgeschmackt zu handeln, Excellenz. Also das Gerücht wurde von mir dem Könige mitgetheilt, welcher mich mit dem Auftrage beehrte, als Regierungskommissär die Anstalt zu besuchen. Ich fand die Bestätigung meiner Vermuthungen, befreite sofort den Hauptmann sammt seiner Mutter und erstattete meinem hohen Auftraggeber Bericht über den Sachverhalt. Die Folge davon ist eine gegen den Leiter des Irrenhauses und den Oberarzt einzuleitende Untersuchung. Sie können dem Schicksale, in Haft genommen zu werden, wohl nicht entgehen."

Die Züge des Herzogs wurden noch bleicher als vorher, doch seine Augen blitzten zornig, als er frug:

„Und dies Alles geschah ohne meine Genehmigung?"

„Ich habe noch nie gehört, daß ein unumschränkter Herrscher zu irgend einer Handlung der Genehmigung eines seiner Diener, und wenn es der erste und oberste derselben ist, bedarf. Auch blieb wohl keine Zeit übrig, Excellenz zu benachrichtigen. Leider scheint sich herauszustellen, daß eine sehr hochgestellte Person bei der bevorstehenden Untersuchung leicht kompromittirt werden könnte; Majestät haben die gnädige Absicht, dies zu vermeiden, und wünschen daher, eine Andeutung an die betreffende Adresse gelangen zu lassen. Außer dem Könige, den beiden aus der Anstalt Befreiten und mir ist bisher Niemand in die Angelegenheit eingeweiht, und ich erkenne es als eine Huld des Herrschers, daß er keine andere Persönlichkeit als mich beauftragte, diese Andeutung zu überbringen."

„Und welchen Zweck hat diese Andeutung?"

Der Doktor zuckte mit den Achseln.

„Keinen andern, als den bereits erwähnten. Es scheint mir nicht unmöglich, daß sich der Hauptmann nebst seiner Mutter dahin bringen lassen, von einer Untersuchung abzustehen. Ein Aequivalent für die ausgestandenen Leiden müßte allerdings geleistet werden."

„In wessen Händen befinden sich die aus der Anstalt mitgenommenen Schriftstücke?"

„In denen des Königs."

„Sie bedurften einer Legitimation von Seiten des Ministers?"

„Allerdings, doch wurde diesem Herrn nicht die mindeste Mittheilung über den Zweck meiner Visitation gemacht."

Der Herzog wandte sich dem Fenster zu und blickte einige Minuten lang hinaus in die Nacht. Dann fuhr er plötzlich scharf auf dem Absatze herum.

„Sie sind nicht im Besitze einer amtlichen Stellung, Herr Doktor?"

„Nein."

„Aber ein Mann von Ihrem Wissen sollte sich doch unbedingt nützlich zu machen suchen. Ich würde bereit sein, Ihnen eine Bahn zu eröffnen, falls Sie gesonnen wären, irgend eine Art des staatlichen Dienstes zu betreten."

Max verbeugte sich so tief wie möglich.

„Ich danke, Excellenz! Noch habe ich diese Absicht nicht; sollte sie sich aber einst einstellen, was ich keineswegs bezweifle, so bin ich bereits an die Adresse meines Pathen gewiesen, der es übel vermerken würde, einen Mangel an unterthänigem Vertrauen bei mir zu entdecken. Darf ich erwarten, daß unsere gegenwärtige Konferenz beendet ist?"

„Gehen Sie!"

Die Thür schloß sich hinter dem Doktor; der Herzog blieb allein zurück. (Fortsetzung folgt.)

Der Schubartthurm auf Hohenasperg und die Gefangenhaltung des Dichters C. F. D. Schubart dort.

Von

Hermann Bacmeister.

Fortsetzung (Nachdruck verboten.)

Der Schlitten hielt, und ich wurde von meinem Begleiter in sein Zimmer geführt. Der erste Eintritt ins Zimmer weissagte schon nichts Gutes; da war Niemand, der mich bewillkommte, war Alles so stille, wie in einem Leichenhause. Selbst mein Führer verließ mich, und ich war nun bei einem Mädchen allein, die traurig an der Kunkel saß und mir, so oft die Spindel auf dem Boden kreiste, mit stillem Mitleid in die Augen sah.

Und nun öffnete sich plötzlich die Thüre. Der Major von Barenbüler trat mit dem Grafen von Sponeck, dem Blaubenrischen Oberamtmann, und meines Führers herein, und kündigte mir auf Befehl seines Durchlauchtigsten Herzogs Arrest an. Ich hielt es für Scherz, weil ich den Herrn von Barenbüler noch von Ludwigsburg her sehr genau kannte. Aber seine betroffene Miene und einige bestimmtere Ausdrücke bewiesen mir bald den vollen Ernst seines Auftrags. „Ich hoffe, der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker verfaulen lassen." Das sagte ich mit einer Fassung, die für einen so flüchtigen Menschen, wie ich war, nicht stärker und männlicher sein konnte. Der Major zeigte viel unverstelltes Mitleiden im Antlitz. Scholl aber ging mit seinem Weibe im Zimmer herum und wimmerte: „Mir ist's leid! Gott weiß, mir ists leid!" Ob sein Mitleid unverstellt war, mag Gott entscheiden, der Seelenbücher.

Man erlaubte mir an mein Weib zu schreiben, aber meine Hand war gelähmt. Ich aß nichts zu Mittag, und stieg, wie ein Missethäter, vom gaffenden Pöbel umflutet, in den Reisewagen. Der Major saß bei mir und war stummer als ich. „O, mein Weib und meine Kinder!" nur dies dachte ich, seufzte ich, stammelte ich. „Sie sind am Bettelstab," sagte ich zum Major, „ich habe ihnen kaum für ein paar Tage Bedürfnisse hinterlassen. Was werden sie sagen, wenn die Nachricht auf sie hindonnert: Dein Mann, Euer Vater ist gefangen?" — Der Major tröstete mich und versprach mir, meine Familie dem Herzog aufs nachdrücklichste zu empfehlen. Er hat hernach Wort gehalten, und ich weiß, daß es ihm Gott lohnen wird."

In dem Städtchen Kirchheim u. T. wurde Nachtquartier genommen. Gleichzeitig ward von dort aus eine Estafette an den Herzog abgeschickt, um seine weiteren Befehle bezüglich des Gefangenen entgegen zu nehmen. Anfangs sollte der Letztere auf der Festung obenwiel untergebracht werden; der Herzog entschloß sich in der letzten Stunde noch anders, und mit dem grauenden Morgen des 24. Januar wurde dem Gefangenen angezeigt, daß er auf dem Asperg in sehr strengen Gewahrsam genommen werden solle.

„Den Mittag speiste ich in Cannstatt mit einigem Appetit und zitterte zwei Zeilen an Millern in Ulm aufs Papier. „Nimm Dich meines Weibes und meiner Kinder an; ich kann es nicht mehr, denn ich bin gefangen." Das war Alles was ich schrieb; der Brief kam aber nicht an seine Behörde."

„Schauer zieht durch mein Gebein, als sich der Asberg vor mir aus seinem blauen Schleier enthüllte. „Was wird Dich dort erwarten?" so dachte ich, als der Wagen bereits vor der Festung stille hielt."

Daß dem Herzog viel daran gelegen war, den Dichter in seine Gewalt bekommen zu haben, mag der Umstand beweisen, daß er mit seiner Gemahlin selbst zugegen war, als der Wagen mit dem Gefangenen auf der Festung anlangte. Er bezeichnete den Kerker, in welchem man den Letzteren verwahren sollte, selbst, und als dieser in den Thurm geführt wurde, schaute er von dem Fenster eines dicht neben solchem gelegenen Gemachs in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin zu.

Der Kommandant Oberst Rieger, eine vielgenannte und gefürchtete Persönlichkeit, welche Schiller in seiner Geschichte „Spiel des Schicksals" als „Aloisius von G***" literarisch behandelt hat, übernahm den armen Gefangenen.

„Ich empfahl dem Kommandanten mein Weib und meine Kinder aufs Dringendste zur Fürsprache bei dem Fürsten, er ging, kam in wenigen Augenblicken wieder, und brachte mir die fröhliche Kunde, daß der Herzog meinem Weibe einen Jahresgehalt von zweihundert Gulden ausgemacht und meine Kinder in die Akademie zu Stuttgart aufgenommen hätte."

„Jetzt rasselte die Thüre hinter mir zu, und ich war allein in

Digitized by Google

IV. Jahrgang. — Illustrirtes Hausblatt. — 1880.
Alle 14 Tage erscheint ein Heft.
№ 9.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

[Nachdruck verboten.]

(Fortsetzung.)

Welch ein unvorhergesehenes Ereigniß!" murmelte er. „Dieser Brandauer ist ein höchst gefährlicher Mensch. Wie konnte er wissen, daß — hier löste ich auf ein Räthsel, welches so bald wie möglich gelöst werden muß. Persönlich ergreifen darf ich ihn nicht; er ist ein Protegé des Königs, der ihn nachhaltig schützen würde. Aber die Andern? — Gütlich ausgleichen mit ihnen? Nun und nimmermehr!"

Er schritt erregt in dem Zimmer auf und ab, dann faßte er nach dem Glockenzuge.

„So wird es gehen. Sie müssen verschwinden; sie müssen stumm gemacht werden!"

Auf sein Zeichen kam ein Diener herbei.

„Eile in Civil nach dem Seidenmüllerschen Gasthofe. Dort wohnt ein Herr Aloys Penentrier, den Du schleunigst zu mir entbieten. Dann schickst Du mir den — den — ja, den Polizeikommissär Hartmann, und endlich gehst Du nach dem königlichen Schlosse und suchst ohne Aufsehen den Kammerlakaien Grunert zu finden. Ihn bringst Du nach meinem Garten, wo er auf der Terrasse auf mich zu warten hat!"

„Zu Befehl, Excellenz!"

Der Diener entfernte sich, warf in seiner Wohnung einen Mantel über, setzte eine Civilmütze auf und verließ den Palast seines Gebieters.

Am Flusse löste er einen Kahn von der Kette, stieg ein und ruderte sich aus allen Kräften stromauf, dem andern Ufer entgegen.

Als er dort ankam, stieg eben Max aus seiner Gondel. Er hatte keine Veranlassung zur Eile gehabt und war also von dem Diener, der ihm jetzt keine weitere Beachtung schenkte, eingeholt worden.

„Der Lakai des Herzogs, der mich eingelassen hat," murmelte er überrascht; „und in solcher Eile! Jedenfalls hat er Aufträge erhalten, welche die Folge meines Besuches sind. Ich muß ihn beobachten!"

In vorsichtiger Distanz folgte er dem Diener bis an den Gasthof der ehrsamen Wittfrau und Kartoffelhändlerin Barbara Seidenmüller. Unter einer Thür an der gegenüberliegenden Straßenseite stehend bemerkte er zwei Fenster des ersten Stockes erleuchtet und konnte zwischen den Gardinen hindurch deutlich den kleinen Rentier erkennen, welcher den Auftrag des

Adolf Guttmann

17

Digitized by Google

Dieners entgegennahm. Dieser Letztere verließ das Haus und schritt der nächsten Polizeiwache zu, aus welcher er bald mit dem Kommissär Hartmann trat, welcher dem Doktor nicht unbekannt war.

„Der Jesuit und der Polizist?“ frug sich Max. „Da ist irgend eine Teufelei im Werke. Sie trennen sich. Der Kommissär geht nach dem Flusse und der Diener in der Richtung des Schlosses. Folge ich dem Einen oder dem Andern? Ich kehre zum Herzoge zurück und wage es, durch den verborgenen Weg seine Bibliothek zu erreichen. Dort kann ich Alles hören und brauche, selbst wenn ich ertappt werden sollte, keine ernstliche Gefahr zu befürchten.“

Max führte diesen Entschluß sofort aus. Sich des Fährmannes von Neuem bedienend gelangte er kurze Zeit nach dem Polizisten an das jenseitige Ufer, passirte das Palais an der hinteren Fronte desselben, versicherte sich, daß er unbeobachtet sei, und stieg dann in den Garten. Sich zu der Terrassentreppe schleichend stieg er durch das Fenster, welches er sofort wieder in die Oeffnung befestigte, hinab und verfolgte langsam den Gang, mit dessen Einzelnheiten er noch vollständig vertraut war. Die nothwendige Vorsicht war Schuld, daß er nur langsam vorwärts kam; doch gelang es ihm, geräuschlos die Bibliothek zu erreichen, in welcher heute kein Licht brannte. Im Arbeitszimmer vernahm er Stimmen. Er näherte sich der Portière und kam gerade noch zur rechten Zeit, um den sich eben verabschiedenden Penentrier zu bemerken.

Dieser hatte sich schleunigst zum Herzoge begeben, welcher ihn mit Ungeduld erwartete.

„Ich bin erstaunt, Excellenz,“ begann er —

„Schon gut!“ fiel ihm der Herzog in die Rede. „Wir gerathen letzthin in einige kleine Differenzen, welche aber wohl nicht der Rede werth sind. Nehmen Sie Platz, mein lieber Pater. Ich habe in Betreff der Irrenanstalt mit Ihnen zu sprechen.“

Die Braven des Jesuiten zogen sich erwartungsvoll empor.

„Gibt es vielleicht einen neuen Alpirenten, der so geistig angegriffen ist, daß er es verschmäht, auf unsere Intentionen einzugehen?“

„Das nicht; vielmehr findet das gerade Gegentheil statt: die geistig Irren stehen im Begriffe, ihre Ketten zu zerbrechen, um uns damit zu fesseln.“

„Ah!“

„Es soll auf höchsteigene Veranlassung der Majestät eine Untersuchung gegen den Direktor und Oberarzt der Anstalt eingeleitet werden, weil —“

„Jesus, Maria und Joseph, das müssen Excellenz unbedingt verhüten! Es würden da Thatsachen klargelegt werden, welche unsere ebenso geistreiche wie geheimnißvolle Mechanik enthüllen müßten.“

„Leider habe ich nicht die Macht dazu, diese Angelegenheit rückgängig zu machen. So schleunigst wie möglich die Spuren verwischen, das ist Alles, was wir thun können. Es hat bereits ein königlicher Kommissär die Anstalt revidirt und zwei Detinirte befreit, welche glücklicher Weise unsern Plänen nicht nahe gestanden haben. Morgen wird der Direktor sammt dem Oberarzte in Haft genommen.“

„Wer ist der Verräther?“

„Ich weiß es noch nicht, habe aber alle Hoffnung, ihn baldigst ermitteln zu können. Die beiden Beamten müssen fliehen!“

„Oder sterben!“

„Sie nicht; es ist nicht unbedingt nöthig. Sie sind mir ergeben und können mir noch nützen. Ich verlange andere Opfer.“

„Welche?“

Der Herzog nahm ein Papier vom Schreibtische und überreichte es dem Pater.

„Hier ein kleines Verzeichniß derjenigen Irren, welche unter einer andern Behandlung vielleicht versucht sein würden, verständig zu sprechen und unsere Absichten in Gefahr zu bringen. Sie bekommen Gift.“

„So viele Leichen an einem Tage! Das würde auffallen.“

„So gebe man ihnen verschiedene Gifte oder verschiedene Dosen, doch so, daß binnen drei Tagen der Letzte stumm ist.“

„Das ist etwas mehr acceptabel.“

„Wollen Sie mein Bote sein?“

„Wie immer. Angelegenheiten von so zarter Natur dürfen keinem untergeordneten Wesen anvertraut werden. Wohin beabsichtigen Sie die beiden Beamten zu dirigiren?“

„Zunächst über die Grenze nach Süderland. Ich habe, während ich Sie erwartete, eine Marschroute und andere Weisungen schriftlich niedergelegt und auch die nöthigen Summen beigefügt. Die Flüchtlinge werden nicht die Bahn benutzen, sondern die Reise in das Gebirge per Privatwagen zurücklegen. Drüben sind sie an eine einflußreiche Person adressirt, welche sie vor jeder Verfolgung sicherstellen wird. Jetzt darf ich Ihre Zeit nicht länger kürzen. Es thut Eile noth, und Sie sind entlassen.“

„Ich fliege, Excellenz; doch hoffe ich, daß meine stete Bereitwilligkeit, auf Ihre Intentionen einzugehen, später den Erfolg hat, der mir versprochen worden ist!“

„Sie haben mein Wort. Die Gesellschaft Jesu fördert mich bei der Erreichung meiner Ziele; sobald ich dazu die Macht in den Händen habe, werde ich ihr eine öffentliche Heimath in Norland gewähren.“

„Ich danke, Excellenz, und stelle mich zu jeder Zeit zur vollständigen Verfügung.“

Diese letzten Worte waren es blos, welche Max gehört hatte, als er die Portière um ein Läckchen öffnete. Dann entfernte sich der Pater.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so trat der Polizeikommissarius ein und blieb in respektvoller Haltung an der Thür stehen.

„Herr Kommissär —“

„Excellenz!“

„Ich kenne Sie als einen unserer tüchtigsten Beamten —“

Der Polizist verneigte sich so tief wie möglich.

„Und habe mir vorgenommen, Sie bei der nächsten Vakanz mit der Stelle eines Polizeirathes zu bedenken.“

„Excellenz —!“

„Schon gut! Ich weiß, wie Ergebenheit zu behandeln ist, und will Ihnen eine Gelegenheit bieten, mir Ihre Aufgänglichkeit auf das Glänzendste zu beweisen. Außer Ihrer baldigen Beförderung stehen Ihnen diese fünfhundert Thaler als Extragratifikation zur Verfügung.“

„Ich höre, Excellenz!“

„Sie haben vorgestern einen Menschen arretirt, welcher des Mordes verdächtig ist?“

„Allerdings.“

„Er heißt Helbig?“

„So ist es. Er hat bereits dreimal wegen Körperverletzung das Zuchthaus frequentirt.“

„Halten Sie ihn für schuldig?“

„Ich halte ihn des Mordes fähig; ob er in dem vorliegenden Falle schuldig ist, muß die Untersuchung beweisen.“

„Er ist noch nicht in das Gerichtsamtsgefängniß abgeliefert, sondern befindet sich noch in den Händen der Polizei.“

„Ich mußte ihn zurückbehalten, um ihn bei den nöthigen Recherchen stets bei der Hand zu haben.“

„Ich interessire mich für diesen Fall und möchte ihn einmal sprechen. Ist es Ihnen möglich, mir diesen Helbig nach Verlauf einer halben Stunde einmal in dieses Zimmer zu bringen, ohne daß es ein Dritter bemerkt, wenn ich dafür sorge, daß hier in meinem Palais der Weg frei ist?“

Der Kommissär war klug genug, sein Erstaunen vollständig zu verbergen. Er besann sich einen Augenblick und entschied dann:

„Ich übernehme damit kein geringes Risiko, doch denke ich, daß es möglich sein werde.“

„Gut! Sie sind für jetzt entlassen. In genau einer halben Stunde nehmen Sie mit dem Subjekte hier unangemeldet Zutritt. Es wird kein Diener zugegen sein, der Sie melden könnte.“

Der Kommissär trat ab. Max hatte jedes Wort vernommen und wußte nicht, was er aus dem seltsamen Vorgange machen solle.

„So; nun hinab zur Terrasse!“ hörte er jetzt den Herzog halblaut sagen.

Was war das wieder? Sollte der Diener, welcher den Weg nach dem Schlosse eingeschlagen hatte, einen Dritten nach der Terrasse bestellt haben? Auch das mußte untersucht werden, besonders da es jetzt möglich war, daß der Herzog in das Bibliothekzimmer treten konnte.

Er schlich sich durch die Bücherthür nach dem Gang zurück und gelangte nach wenigen Augenblicken an das Treppenfenster, welches er geräuschlos aufhob. Da die Stufenseiten der Terrasse mit dichten Orangerie- und Blumengewächsen eingefaßt waren, so konnte er es wagen, hervorzuhuschen. Er nahm zwischen Palmen und Oleandern Platz und gewahrte einen Mann, welcher unweit von ihm im Dunkeln auf einer der Stufen saß.

Da knarrte leise die Thür und der Herzog trat hervor.

„Grunert!“ rief er mit gedämpfter Stimme.

„Hier, Excellenz!“

„Bleib sitzen, damit, wenn uns ja Jemand überraschen sollte, er denke, daß ich mich allein hier befinde. Hast Du Jemand im Garten bemerkt?“

„Nein.“

Digitized by Google

„Dann sind wir wohl sicher. Hier hast Du diese Rolle; es sind Dukaten."

„Danke, Excellenz.

„Ich muß heute Nacht unbedingt das Arbeitskabinet des Königs betreten."

„O, das ist nicht möglich, Durchlaucht!"

„Ich denke, diesen Dukaten ist Alles möglich, besonders wenn ich sie im günstigen Falle verdoppele. Oder willst Du meine Protektion verlieren?"

„Excellenz sind die Güte selbst — aber die Wachen —?"

„Das überlaß mir! Punkt zwei Uhr ist das Kabinet offen!"

„Zu Befehl!"

„Du befindest Dich darin!"

„Zu Befehl!"

„Mit einer Blendlaterne!"

„Ich werde da sein!"

„Und sorgst dafür, daß die Fenster dicht verhangen sind. Kennst Du den Sohn des Schmiedes Brandauer?"

„Ja. Er war heute bei der Majestät."

„Weißt Du nicht, ob er Papiere überreicht hat?"

„Ich glaube, daß dies der Fall gewesen ist; wenigstens schlossen Majestät einige Dokumente in ein Fach des Schreibtisches, als der Doktor sich entfernt hatte."

„Kannst Du Dich des Faches erinnern?"

„Ja."

„Dann genug für jetzt. Suche das Freie ungesehen wieder zu gewinnen!"

Er trat zurück und verschloß die Thür. Der Lakai erhob sich und schlich sich leise davon. Max war fast erstarrt über das, was er vernommen hatte. Der König war in seiner nächsten Nähe von Verräthern umgeben, und diese Menschen standen im Solde des Herzogs. Wie oft schon machten sich Vorkommnisse von der Art des soeben Besprochenen begeben haben, ohne daß der König eine Ahnung hatte, auf welche schändliche Weise man sich seiner Pläne und Geheimnisse bemächtigte! Das durfte nun und nimmer wieder geschehen. Zwar stand der Herzog über jeder Strafe erhaben, aber eine Blamage müßte er erleben, wie sie ihm wohl noch nicht vorgekommen war.

Jetzt aber galt es noch zu wissen, was er mit dem Mörder vorhabe. Max kehrte also in die Bibliothek zurück, doch trat er nicht vollständig ein, sondern blieb unter der halb geöffneten Thür stehen, um beim etwaigen Eintritte des Herzogs zum sofortigen Rückzuge bereit zu sein.

Endlich hörte er die Thür öffnen und vernahm eine Stimme. Schnell stand er an der Portiere und blickte hindurch. Der Kommissär war mit dem Verbrecher eingetreten. Der Letztere war ein Mann in den mittleren Dreißigern, von untersetzter, kräftiger Figur und einem Gesichtsausdrucke, der nichts Angenehmes an sich hatte.

„Treten Sie einstweilen ab, Herr Kommissär!" befahl der Herzog.

Diesem Gebote wurde augenblicklich Folge geleistet.

„Heißig!"

„Excellenz!"

„Du spannst wohl keine Seide, seit Du aus meinen Diensten bist?"

„Nein."

„Und hättest es bei mir so gut haben können, wenn Du damals dem Weibe nicht nachgelaufen wärst!"

„Hole sie der Teufel, Durchlaucht! Ich wollte, sie stände jetzt da und ich hätte eine gute Klinge in der Hand. Ich will gehängt sein, wenn die Weiber nicht an allem Unheile schuld sind, welches die Männer zu leiden haben! Sie gab sich mit einem Andern ab, und das paßte mir natürlich nicht. Ich ertappte sie, wurde teufelsmäßig wild, und — na, da hat man mich als Mörder eingezogen!"

„Ich bin überzeugt, daß Du unschuldig bist!"

„Natürlich!"

„Und dennoch wird man kurzen Prozeß mit Dir machen."

„Das beginne ich auch zu ahnen. Dieser Kommissär da draußen gibt sich alle Mühe, mich um den Kopf zu bringen."

„Er hält das für seine Pflicht. Man wird Dich aufhängen."

„Das ist allerdings wahrscheinlich. Aber ich habe Ew. Durchlaucht so viele treue Dienste geleistet, von denen Niemand Etwas erfahren darf, und als ich hörte, daß ich hierher geführt werden sollte, da kam mir die Vermuthung, daß Excellenz etwas für mich thun wollten."

„Das bin ich auch in Anbetracht Deiner Dienste entschlossen. Aber weißt Du, das Leben hat einen höheren Werth als Deine bisherigen Leistungen. Wenn ich Dich errette, so meine ich, daß ich von Dir auch etwas verlangen kann."

„Verlangt nur! Ich werde Alles thun, es mag heißen wie es will."

„Schön! Aber bedenke vorher, daß ich Dich ebenso gut verderben wie erretten kann. Es darf von dem, was wir hier besprechen, kein Mensch ein Wort erfahren!"

„Habe ich jemals geschwatzt, Excellenz?"

„Das allerdings nie, und darum eben schenke ich Dir mein vollstes Vertrauen. Weißt Du, wie viele Menschen es auf der Erde gibt?"

„Ich habe sie noch nicht gezählt."

„Es sind ein gut Theil über tausend Millionen, aber unter ihnen leben Drei zu viel. Verstehst Du mich?"

„Ich verstehe. Mein Leben gegen drei Leben!"

„Nun?"

„Mein Leben ist mir natürlich lieber als das Leben dieser ganzen tausend Millionen. Wer sind die Drei?"

„Ein Schmiedesohn, eine Zigeunerin und ein verrückter Hauptmann."

„Ich werde mit ihnen fertig werden."

„In einer Nacht?"

„In einer Stunde, wenn sie hier wohnen und nicht weit auseinander zu treffen sind."

„Das muß ich erst noch erfahren, doch vermuthe ich, daß sie beisammen in der Schmiede zu treffen sind."

„Desto besser. Aber wie ihnen beikommen? Ich bin gefangen!"

„Nichts leichter als das. Komm her und siehe Dir das Polizeigebäude an! Es ist vom Monde beleuchtet. Unter meinem Schutze wird sich jede Schwierigkeit heben lassen."

Max konnte nun nur noch die Gesten der beiden Männer bemerken. Der Herzog gab seine Bemerkungen in leisesten Flüstertone, und der Andere antwortete ebenso unhörbar. Endlich wandten sie sich wieder dem Innern des Zimmers zu, und der Herzog trat zur Thür, um dieselbe zu öffnen.

„Herr Kommissär!"

„Excellenz!"

„Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser Mann vielleicht unschuldig oder wenigstens nicht so sehr schuldig ist, wie es den Anschein haben mag. Er ist ein langjähriger treuer Diener von mir, dessen ich mich unter allen Umständen annehmen werde. In den Lauf der Untersuchung kann und will ich allerdings nicht eingreifen, doch erinnere ich Sie an den Gegenstand unseres vorigen Gespräches. Bringen Sie den Gefangenen zurück. Sie werden weiter von mir hören!"

Die beiden Männer traten ab, und nun mußte sich auch Max entfernen. Er gelangte unbemerkt in das Freie.

Er hatte die wichtigsten Entdeckungen gemacht und faß so gedankenvoll in dem Kahne, daß er fast erschrak, als dieser am jenseitigen Ufer anstieß. Seine Aufgabe war jetzt eine dreifache: den Einbruch im königlichen Schlosse zu verhüten, die Flucht der beiden Beamten der Irrenanstalt unmöglich zu machen und endlich die Gefahr zu vermeiden, welche ihm, dem Hauptmanne und Jarda durch den gedungenen Mörder drohte. Das Erstere war jedenfalls das Räthlichste. Daher begab er sich zunächst nach Hause. Der Vater besaß eine Karte des Königs, welche ihm die Erlaubniß bescheinigte, zu jeder Zeit des Tages und des Nachts das königliche Schloß zu betreten. Nur durch sie war es möglich, die Dokumente den Händen des Herzogs zu entreißen und zugleich den verrätherischen Lakaien zu entlarven.

VII.

Schachzüge.

Wieder saßen im traulichen Abenddämmerscheine die Gesellen vor der Schmiede und in ihrer Nähe die lauschenden Lehrbuben. Drin im Hause war Alles ruhig, obgleich einige durch die Läden ritzen fallende Lichtstrahle verriethen, daß die Zimmer nicht vereinsamt seien.

„Ich möchte nur wissen, pel welcher Waffe er gedient hat," meinte Schubert. „Er hat so etwas Liepes und zugleich Vornehmes an sich, und ich vermette ein Dutzend Ampalema gegen eine einzige Pfälzer mit Märker Einlage, daß er pei der Kavallerie gestanden hat."

„Das ist nicht am Den!" antwortete einfach Balbrian, der Grenadier.

„Nicht? Warum nicht, Palbrian? Meinst Du vielleicht, daß er Offizier pei der Linie gewesen ist?"

Digitized by Google

Baldrian nickte mit dem Kopfe.

„Das pilde Dir nicht ein, denn zur Linie hat er ein viel zu nobles Exterieur, wie wir Kavalleristen zu sagen pflegen."

„Ja, die Kavallerie hat viel Exterieur," meinte Heinrich, „nur müssen die Pferde gewachsen und die Leute gestriegelt worden sein! Wie könnt Ihr nur denken, daß der Hauptmann von Wallroth bei der Reiterei oder gar bei der Linie gestanden hat! Daß er ein gelehrter und außerordentlich tüchtiger Herr ist, das sieht man ihm zu sehr von Weitem an, und da ist es ja gar nicht anders möglich, als daß er bei der Artillerie beschäftigt hat. Sie derart der beim Offiziere. Eine Kinie ist bald abgedruckt, und mit einem Kasemesser hauen und stechen, dazu gehört nicht viel; aber eine Kanone richtig zu bedienen, das erfordert schon etwas, und von einem einzigen guten Schusse hängt oft das Schicksal einer ganzen Schlacht ab."

„Du pist nicht recht pei Trosse!" widersprach Thomas. „Wie kann das Schicksal einer Schlacht von einem einzigen Schusse abhangen!"

„Das verstehst Du nicht. Ich kann davon ein Beispiel erzählen. Nämlich vor elf Jahren in der Schlacht bei Bautzingen machten wir die letzte Anstrengung, den Feind zu stürzen. Sämmtliche Reserven hatten bereits in die Aktion eingegriffen; es fand Alles auf dem Spiele; wir waren auf der ganzen Linie im Nouciren, aber der Gegner hatte noch frische Kräfte zur Verfügung, und wenn er diese herbeizog, so mußten wir zurück und hatten die Schlacht verloren. Der Herzog von Naumburg, — man mag von ihm sagen, was man will, ein tüchtiger Feldherr ist er ohne Zweifel — hielt neben unserer Batterie auf einer Anhöhe und beobachtete durch das Fernrohr den feindlichen Oberkommandirenden. Da plötzlich drehte er das Pferd zu mir herüber. „Heinrich Feldmann," sagte er, „Du bist der beste Artillerist meiner Armee; siehst Du ganz da drüben den feindlichen Adjutanten reiten?"

„Zu Befehl, Generalissimus!" antwortete ich.

„Er hat die schriftliche Ordre zu überbringen, daß die Reserve vorgehen soll; sie steckt in seiner Sattelklasche."

„Soll ich sie ihm herunterschießen, Excellenz?" frug ich. —

„Ja, doch schone den Mann und das Pferd. Er hat Sympathien für uns und hält sehr viel auf das Thier!"

„Wird gemacht, Durchlaucht!" Ich lade also sorgfältig und richte den Lauf meines Geschützes. Donnerwetter, der Kerl ist nur noch hundert Schritte vom Walde entfernt, und zwischen ihm und dem dichten Gebüsch liegt ein Wirthshaus, hinter welchem er vorüberreiten muß! Was thun? Es gibt nur eine Möglichkeit: Das Parterre des Hauses besetzt aus einer einzigen Stube; man kann vorn hinein und hinten durch die Fenster wieder heraussehen. Ich weiß genau, der Reiter verschwindet hinter dem Hause, ich presse ab — die Kugel geht durch die beiden Fenster und reißt hinter dem Hause dem Adjutanten die Sattelklasche in Stücke. Die Schlacht wurde gewonnen, und als ich am andern Morgen in das Wirthshaus kam, sah ich erst genau, welch einen Meisterschuß ich gethan hatte. Nun, meint Ihr noch immer nicht, daß das Schicksal einer Schlacht von einem einzigen Schusse abhängen kann?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Schubartthurm auf Hohenasperg und die Gefangenhaltung des Dichters C. F. D. Schubart dort.

Von

Hermann Bacmeister.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Aus dem letztbemerkten Zeitraum liegen noch zwei Briefe Schubarts an seine Tochter, bisher ungedruckt, vor mir, welche also lauten:

Hohenasperg, den 14. Febr. 1786.

Mein Kind.

Herr Leutnant Hofmann** wird Dir diesen Brief überbringen. Wenn Deine liebe Mutter noch in Stuttgart ist, so könnte sie bis Samstag mit gedachtem Herrn Leutnant hieher fahren und, womöglich, Dich mitbringen. Deine Mutter aber schreibt, Du könntest vor lauter Geschäften kaum athmen. Was habt ihr dann zu thun? — Bringt ihr doch wenig neue Stücke aufs Theater und eure Singstücke sind immer das alte Lyrum Larum. Doch Pflicht und Amt geht über alles. Thue also immer Deine Schuldigkeit und schone mir Deine Gesundheit. Deine Brust ist gar nicht die beste; Du singst immer so heißer, daß Dir oft die schönsten Thöne verspritzen. Ach, wenn ich Dich doch unterrichten dürfte. Du gutes Kind, es fehlt Dir noch manches, das ich Dir geben könnte. Da Du mir so unaussprechlich lieb bist, so darf ich Dich nicht erst bitten, so viel Zeit bei mir zuzubringen, als es Dir möglich ist.

Deiner lieben Balletti meinen deutschen, herzensvollen Gruß. Viring sie bald hieher. Mein Geist umschlingt den Deinen, Du Goldkäfer.

Unserem Herzensludwig Gruß,	Dein treuer Vater
Kuß und Vatersegen. Vivat	Schubart."
Ostern!!	

„Den 27. März 1786.

Liebes Julchen,

nun wende ich mich wieder zu Dir. Geschäfte haben mich in etwas von Dir weggedrängt. Du liegst mir sehr am Herzen. Noch hab ich kein Klavier für Dich und das ist doch nöthiger, als mancher Schmelzschmuck, womit Du Dich verbrämst.

Will nächstens an den Haug Deinethalber schreiben. Du mußt ein Forteplano haben. Von meinem Verdienste will ich Dirs ja gerne bezahlen.

O wie freue ich mich, wenn Du bald wie ein Täublein flatterst in den kosenden Arm

Deines treuen Vaters	
Schubart."	

„Vivat Ostern!" hatte der Gefangene seinen Brief vom 14. Februar, wie wir oben gesehen haben, geschlossen. Es mochte ihm hiebei ein weltliches Ostern für ihn, ein Fest der Auferstehung seiliest Befreiung aus nachgerade unerträglich gewordenen Banden im Geiste vorschweben. Er hatte sich bitter getäuscht. Auch das herangebrochene Frühjahr wie überhaupt das Jahr 1786 brachte nicht die Entlassung aus der Festungshaft.

Der Sommer und Herbst des eben bemerkten Jahres verflossen dem Dichter unter literarischen Arbeiten verschiedener Art. In diese Zeit sollen zwei Dichtungen, mit denen er es sich zur Aufgabe gestellt hatte Friedrich den Großen zu verherrlichen, nämlich der „Hymmus" auf Letzteren und der demselben gesetzte „Obelisk."

Pathetisch schließt der Hymmus mit den Worten:

„Stark kämpftest Du den Kampf des Lebens;
Stark wirst Du kämpfen den Kampf des Todes.
Deinen Herrschergeist gab Dir Gott,
Erhalten wird Dir Gott
Diesen Herrschergeist.
Huldsäuselnd wird Er Deiner Seele sagen:
Du schwurst im Drange der größten Gefahr,
Als König zu denken, zu leben, zu sterben!
Und Wort hast Du gehalten.
Man bring' ihm die Krone,
Die leuchtender strahlt,
Denn Friedrich, meines Lieblings Geist,
Ists werth, ewig Kronen zu tragen."

Mit Preußen sympathisirte er überhaupt; schreibt er ja auch unterm 22. Februar 1787 an den Buchhändler Himburg in Berlin:

„Wenn mich der Herzog frei macht, ohne Versorgung, so will ich nach Berlin, um den Rest meines Lebens dort unter nützlichen Beschäftigungen zuzubringen. Dann zieh ich auch meine Tochter dahin, — ein gutes, sanftes Mädchen, trefflich für Schauspiel und Sang — und mein liebes Weib geleitet mich. Da will ich ausruhen von all meinem Elende, und einmal unter braven Brandenburgern auf dem Gottesacker liegen und der Auferstehung harren."

Wieder war ein langer, langer Winter verflossen und das Frühjahr 1787 angebrochen, der Lenz des Jahres, in welchem dem Gefangenen die Freiheit wiedergegeben wurde. Vorher muß ich jedoch eines Ereignisses gedenken, auf welches ein, man darf wohl sagen, Epoche machendes Gedicht des Gefangenen sich bezog. Ich folge hiebei der von D. F. Strauß in seinem mehrerwähnten Werk über Schubart gegebenen bezüglichen Notiz.

Die holländisch-östindische Kompagnie brauchte Soldaten aufs Kap der guten Hoffnung, der Herzog von Württemberg aber Geld, und so war man bald Handels einig. Es wurden in Württemberg Soldaten zu obigem Zweck angeworben, und nahm dieses Geschäft zu Ende des Monats Oktober 1786 seinen Anfang. Schon am 27. Februar 1787 marschirte das erste Bataillon des „Kapregiments" 898 Mann stark aus Ludwigsburg ab. Unter den mit dem Regiment abmarschirenden Offizieren waren mehrere vieljährige Asperger Freunde des Dichters, woraus sich die rührende Innigkeit des Textes wie der Melodie erklärt.

** Offizier der Garnison auf Hohenasperg, von Schubart in einem Brief an seine Gattin vom 5. August 1785 geschildert als „brav, gutherzig und edel, auch nicht ohne Kopf."

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 10.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ruhe Du und der Teufel!“ antwortete Thomas erbost über die Kühnheit des Artilleristen, ihm einen solchen Bären aufzubinden. „Du bist der unverschämteste Aufschneider, den ich zu meinem Leben gesehen habe.“

„Ja, das ist am Ten!“ stimmte Baldrian bei. —

„Glaubst, was Ihr wollt; es fällt mir gar nicht ein, zwei dumme Köpfe klug machen zu wollen! Aber das ist sicher, daß der Hauptmann von Walkroth bei der Artillerie gestanden hat, denn ich kenne ihn von meiner Dienstzeit her und sehr genau. Zwar führte er nicht meine Batterie, aber er war ein Liebling seiner Oberen und auch seiner Untergebenen. Dann verschwand er plötzlich, und ich habe ihn seit jener Zeit jetzt zum ersten Male wiedergesehen.“

„Wo mag er wohl herstammen?“ frug Thomas.

„Das weiß Niemand,“ antwortete Heinrich; „geht mich auch gar nichts an. Nur das fällt mir auf, daß er so vertraut mit der Zigeunerin ist.“

„Mit der Zarpa? Das ist wahr. Wie mag er wohl mit diesem Weibsen zusammengekommen sein? Das ist nämlich eine Hexe, die ich sehr genau kenne. Ich habe sie erst kürzlich peopacht, als — — Donnerwetter, was pin ich doch für ein Esel!“

„Was, Du kennst die Zigeunerin? Wo hast Du sie gesehen?“

„Darum hast Du Dich nichts zu bekümmern, denn ein Gelpschnapel wie Du braucht nicht Alles zu erfahren.“

„Das ist am Ten,“ bestätigte Baldrian höchst trocken.

„Richtig, alter Grenadier!“ antwortete Heinrich. „Seit die ganz besondere Gunst des jungen Herrn auf den Kanalleristen gefallen ist, kann es mit Euch Beiden kein Mensch aushalten; der Grenadier heißt, der Kavallerist schlägt aus, und der Artillerist — pah, der läßt sie machen, was sie wollen. Er geht zu seiner Barbara Seidenmüller.“

Er erhob sich lachend und ging. Thomas schien sich aus seiner Entfernung nicht viel zu machen.

„Laß ihn laufen, Baldrian,“ meinte er; „nun können wir ungestört mit einander sprechen. Hast Du die Zarpa wirklich noch nicht gesehen?“

„Nein.“

„Ich habe sie zum ersten Male gesehen, als ich mein Gesellenstück hier beim Meister machte. Das war ein sehr bewegter Tag und ein noch viel bewegterer Abend. Ich hatte vom frühen Morgen an tüchtig gearbeitet und freute mich auf die Ruhe; aber ich mußte dreimal hinüber nach dem Palast des Herzogs, um die Zigeunerin zu holen und — — —“

„War sie denn beim Herzog?“ fragte ganz erstaunt der sonst so wortkarge Baldrian.

„Natürlich. Sie war seine Geliepte; sie hatte es ihm angethan; sie hatte ihn verhext und verzaupert, so daß er ohne sie nicht lepen konnte.“

„Was sollte sie denn hier?“

„Das weiß ich heute noch nicht. Die Meisterin bekam den jungen Herrn, der damals natürlich noch nicht der junge Herr war, und kaum war ihre Stunde vorüber, so mußte ich die Zarpa holen, die mit dem Neugeporenen wohl eine halpe Stunde lang fort war, ehe sie ihn wieder prachte. Sie war damals ein Mädchen, wie es keine zweite giept, und ich selpst hätte mich in sie verschameiren mögen, wenn ich mich nicht so sehr vor ihrer Zauperei gefürchtet hätte. Später war sie auf einige Jahre verschwunden; nachher kehrte sie einmal auf einen Tag hier ein; das war gerad, als ich den Meister auf Urlaup besuchte, und seit dieser Zeit hat sie sich pis auf den heutigen Tag nicht wieder sehen lassen.“

„Hm, das ist am Ten!“

„Ja, das ist gewiß und wahrhaftig an dem, und ich pin wirklich pegierig, was sie hier vorhat. Sie ist von Allen empfangen worden, als op sie der liepe Gott selper sei. Jetzt sitzen sie drin und sprechen so leise, als op die größten Staatsgeheimnisse verhandelt würden. Horche nur einmal an den Laden; Du hörst gewiß kein Wort von dem, was in der Stupe gesprochen wird!“

Allerdings war von Außen kein Wort zu vernehmen; doch hatte das seinen Grund einfach in dem Umstande, daß in der Stube nicht gesprochen wurde.

Mutter Brandauer saß am Tische und strickte, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. Sie zeigte bei dieser Beschäftigung einen Eifer, als gelte es, die Welt mit ihren Maschen glücklich zu machen. Der Schmied hatte die Hauspostille vor sich liegen und that, als ob er lese, und im dunkelsten Winkel des Zimmers saß Zarba und rauchte aus demselben kurzen Stummel, den sie auch in dem Arbeitskabinet des Herzogs in Brand gesteckt hatte.

Digitized by Google

Wäre es heller gewesen, so hätte man ein eigenthümliches, aber wohlwollendes Lächeln bemerken können, mit welchem sie die beiden stillen Menschen beobachtete.

Endlich schlug Brandauer das Buch zu und warf einen fragenden Blick auf die Hausfrau, welche denselben bejahend erwiderte. Er stand auf, holte sich die lange Pfeife, stopfte sie sich mit jener Umständlichkeit, welche darauf ausgeht, sich einen wirklichen Genuß zu verschaffen, und griff dann zum Zündstab; dann schob er, einige tüchtige Rauchwolken ausstoßend, den Tabaksasten nach derjenigen Seite des Tisches, welche der Zigeunerin zugekehrt war, und meinte:

„Nimm Tabak, Zarba, wenn Du fertig bist."

„Danke, Meister! Eure Sorte paßt mir nicht."

„Hast wohl etwas Feineres?"

„Möglich! Die Zingaritta raucht ein Kraut, welches nur Fürsten bezahlen können."

„Oh! Woher bezieht Du es?"

„Es kommt aus dem Morgenlande und wächst zwischen den heimathlichen Bergen der Boinjaaren. Dort an den Abhängen des Bandstöra gehen die Jungfrauen, wenn der Mond das Herz des Krautes betrachtet, beim Sternenscheine hinaus auf das Feld, um mit zarten Händen die Herzblätter einzusammeln, die man dann am großen Tage der Göttin zum Tempel bringt, damit der Geist der Zukunft auf sie niedersteige. Wer dann die Düfte dieses Krautes trinkt, über den kommt die Gabe der Weissagung, daß er die Sprache der Sterne versteht und weiß, was die Linien der Hand bedeuten."

„Rauchst Du das Kraut auch als Mädchen?"

„Nein."

„Aber Du hattest doch die Gabe der Weissagung reichlicher als alle die Deinen!"

„Ich hatte der Gaben noch mehrere," antwortete sie ausweichend und mit düsterer Miene; „sie sind verschwunden, und mit ihnen ist hin die Jugend und das Glück. Zarba säete Liebe und erntete Haß, sie gab Glück und Seligkeit und nahm Spott und Verachtung dafür hin. Ihr Lachen hat sich in Weinen verkehrt, ihre Liebe ist zur Rache geworden; ihr Himmel heißt Hölle, ihr Segen wurde Fluch, und ihre Schritte verklingen im tiefsten Schatten der Nacht. Im Dunkel ihres Lebens leuchtet nur ein Licht, der Stern der Rache und der Vergeltung."

„Das klingt schlimm, Zarba, so schlimm und traurig, als hättest Du keine Freunde, welche Deiner in Liebe gedenken!"

„Freunde? Wo sind sie, und wie heißen ihre Namen?"

„Denkt Du nicht an uns?"

„An Euch? Sind Ihr meine Freunde?"

Ihr Auge funkelte unter den tiefen Höhlen hervor, und ihr Angesicht nahm den finstersten Ausdruck an, der ihm möglich war.

„Meinst Du vielleicht das Gegentheil?"

Sie schwieg eine Weile; dann entgegnete sie:

„Der Sohn dieser Erde spricht von Liebe; er glaubt an sie und opfert ihr sein Leben, und doch ist sie ein Gespenst, welches schrecklich anzuschauen ist, wenn sie die gleißende Hülle von sich wirft, denn ihr Name heißt — Selbstsucht. Euer Gott schuf und liebt die Menschen, um von ihnen angebetet zu werden; die Erde liebt die Sonne, weil sie sich an ihren Strahlen wärmt; das Kind liebt die Eltern, weil es von ihnen Alles empfängt, was es bedarf; die Eltern lieben das Kind, weil es Fleisch von ihrem Fleisch und Blut von ihrem Blute ist; der Gatte liebt die Gattin, weil er durch sie glücklich werden will, und der Freund liebt den Freund, weil er seiner bedarf. O, ich kenne Eure Liebe, ich kenne Eure Hingebung, Eure Opferfreudigkeit! Eure Liebe hat mir das Herz aus dem Leibe gerissen, ich aber habe ihr den Schleier zerfetzt, hinter welchem sie ihr häßliches Angesicht verbirgt!"

„Zarba, Du hast nicht — —"

„Seid still! Ihr seid ein Mann und — ein Christ, und — ich hasse Beide!"

„Willst Du unsere heilige Religion schmähen, Zarba?"

„Schmähen? Nein — aber den Vorhang will ich heben, hinter welchem sie sich verbirgt. Was ist die Liebe, von welcher Euch gepredigt wird? Feindseliger Haß und tödliche Selbstsucht. Wer nicht an Eure Sagung glaubt, wird verdammt. Was ist Eure Inquisition? Was ist Eure Mission? Auf blutigem Bahntuche trägt Ihr Euren Glauben von Land zu Land, von Volk zu Volk; Ihr nehmt den Nationen das Hirn aus dem Kopfe und das Mark aus den Knochen, und doch — geht zu Denen, welche Ihr Heiden nennt, und seht, wo die Sünde ärger und raffinirter wüthet, bei ihnen oder bei Euch! Liebe? Ich kenne sie nicht, aber den Haß, die Vergeltung, die Rache kenne ich. Ihr handelt nach gleißnerischen Sätzen, welche feig und lügnerisch sind, uns aber lehrt Bhowannie, dasselbe zu thun, was an uns gethan wird; sie ist die unerbittliche Göttin der Rache, und ihr diene ich, so lange noch eine Faser an meinem Leibe ist!„

Der Schmied schwieg. Er hatte das Gefühl, als sei dies das Beste, was er jetzt thun könne. Nach einer Pause fuhr die Zigeunerin fort:

„Doch unsre Gottheit ist gerecht; sie vergilt auch das Gute, obgleich es niemals aus Liebe, sondern aus Eigennutz geschieht. Brandauer, erinnert Ihr Euch des Tages, an welchem die Zigeunerin Zarba aufgegriffen wurde und als Hexe in das Wasser geworfen werden sollte?"

Er nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Sie wäre sicher ersäuft worden, obgleich sie jung und schön war wie keine Eures Volkes. Da aber drängte sich ein starker Mann durch die Menge, faßte sie und sprang mit ihr in einen Kahn und brachte sie an das andere Ufer, wo er sie in seinem Hause versteckte viele Tage lang. Brandauer, kennt Ihr den Mann?"

Er lächelte.

„Es war nicht viel, was er that, Zarba."

„O doch! Es war ja das Höchste, was er für mich thun konnte, denn er rettete mir mein Leben. Und das hat Zarba nie vergessen. Sie spricht täglich von ihm zu Bhowannie, und die Göttin breitet ihre Hände aus über sein Haupt und sein Haus, daß Glück in seinen Mauern wohne und Segen walte auf Allem, was er beginnt und vollbringt. Das Alter hat mir den Nacken gebeugt, den Rücken gekrümmt, das Antlitz durchfurcht und die Haare gebleicht; Zarba ist die verachtete, die häßliche Zigeunerin, vor welcher die Kinder fliehen und die Großen sich scheuen; aber ihre Hand ist mächtig und ihr Arm stärker als derjenige eines Fürsten. Wen sie haßt, den kann sie verderben, und wen sie liebt, dem bringt sie Glück und Wonne. Sie kann Herzöge entthronen und Könige einsetzen, wenn sie will, und — — —"

„Zarba — — —!"

„Du zweifelst?" Sie erhob sich und trat nahe an den Tisch heran. Das Licht fiel jetzt voll und hell über ihre Gestalt, und in seinem Schimmer funkelten ihre Augen wie schwarze Diamanten, welche in der Fülle des eingefogenen Strahles im Dunkel erglänzen. „Soll ich Dir es beweisen, Brandauer? Erinnerst Du Dich jener Nacht, in welcher Dein Weib in ihren Schmerzen lag und Ihr zu mir schicktet, weil Ihr an die Kunst der Zigeunerin glaubtet? Sie gebar ein Knäblein, und ich ging mit ihm hinaus unter die Sterne, um Bhowannie zu befragen, welches das Schicksal des Kindes sein werde. Ihr wolltet eine Antwort auf diese Frage, doch ich mußte schweigen, denn es war Großes und Unglaubliches, was ich erfuhr. Ich vertröstete Euch auf spätere Zeiten, und Ihr wartetet bis heut vergebens auf den Spruch, den ich Euch zu bringen habe. Das Knäblein ist zum Manne geworden, und — — —"

Sie wurde unterbrochen. Die Thür öffnete sich, und Max trat ein. Schnell auf ihn zutretend erfaßte sie seine Hand und zog ihn zum Tische.

„Das Knäblein ist zum Manne geworden," wiederholte sie und fuhr dann fort: „zum starken Manne, der mich beschützte und mir den Sohn wiedergab, der mir bereits verloren war, und nun kommt über mich der Geist der Vergeltung, welcher mir den Mund öffnet, zu reden von dem, was ich bisher verschweigen mußte."

Sie erhob die Hand und legte sie ihm, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, auf das Haupt.

„Hört, was ich Euch sage! Es ist so gut, als ob Euer Gott vom Himmel stiege und meine Worte spräche: Dieses Haupt ist bestimmt, eine Krone zu tragen; diese Faust wird halten das Scepter, und von diesen Schultern wird wallen der Mantel des Herrschers. Der Sohn des Schmiedes wird ein König sein unter den Mächtigen der Erde. Ich sehe sie kommen, die Großen und die Kleinen, um ihre Kniee zu beugen und ihm zu huldigen, wie es jetzt thut Zarba, die Zigeunerin!"

Sie kniete vor ihm nieder, drückte ihre Stirne auf seine Hand, erhob sich dann und hatte mit zwei schnellen Schritten das Zimmer verlassen.

Sohn und Eltern blickten sich überrascht an. Sie wußten, daß Zarba keine Gauklerin sei, und so war ihr Erstaunen über diese Prophezeiung kein geringes.

„Was war das?" meinte Max. „War sie betrunken?"

„Nein, und doch kommt sie mir so vor," antwortete der Vater. „Ich weiß, daß sie großen Scharfsinn besitzt und aus der äußeren Erscheinung eines Menschen Manches schließt, woran ein anderes Menschenkind nicht denken würde. Dazu kommen die eigenthümlichen Ereignisse am Tage Deiner Geburt, Max, über welche sie uns bis heut die Aufklärung schuldig geblieben ist; ich erwartete, nichts Gewöhnliches von ihr zu hören; aber das, was sie jetzt sagte, ist unglaublich, so unglaublich, daß man wahnsinnig sein

Digitized by Google

müßte, um es für Wahrheit zu halten. Und doch weiß sie stets ganz genau, was sie thut oder redet — — —!"

„Sie wird mit ihren Worten einen Zweck verfolgen, welcher nicht verborgen bleiben kann," meinte Max. „Ich war einigermaßen überrascht über den eigenthümlichen Empfang, welcher mir bei meinem Eintritte wurde, die Scene selbst aber nehme ich kühl. Wir werden zu erfahren, was Zarba bezweckte. Für jetzt ist meine Aufmerksamkeit durch ganz andere Dinge in Anspruch genommen. Nicht wahr, Vater, Du besitzest ein Passe-partout in das königliche Schloß?"

„Allerdings. Warum?"

„Würdest Du mir es einmal anvertrauen?"

„Dir? Was wolltest Du auf dem Schlosse oder beim König?"

„Erlaube, es für jetzt noch zu verschweigen; allein, daß es sich um etwas Wichtiges handelt, kannst Du Dir denken, da ich sonst eine solche Bitte nicht aussprechen würde."

„Hm, der König hat die Karte allerdings nur für mich bestimmt; doch denke ich, wenn die Sache wirklich richtig ist, so —"

„Keine Sorge, Vater! Ich stehe im Begriffe, dem Könige einen Dienst von außerordentlicher Wichtigkeit zu leisten."

„So warte!"

Der Schmied nahm die Lampe vom Tische und ging mit ihr in das Nebenzimmer. Als er zurückkehrte, hatte er eine Karte in der Hand, deren eine Seite mit einigen engen Zeilen beschrieben war, während die andere das Privatsiegel des Königs zeigte.

„Hier!"

„Danke! Ist der Hauptmann zu Hause?"

„Ja; er ist oben."

„Gute Nacht!"

Er stieg die Treppe empor und klopfte an der Thür des Zimmers, welches von Zarba und deren Sohn bewohnt wurde. Der Letztere öffnete.

„Verzeihung, Hauptmann, wenn ich belästige. Entschuldigen Sie mich mit der allerdings höchst wichtigen Angelegenheit, welche mich zu Ihnen führt!"

„Bitte, treten Sie ein, Herr Doktor!"

Max that es. Zarba hatte sich wieder in eine dunkle Ecke zurückgezogen und rauchte. Nachdem er sich gesetzt hatte, blickte er dem Hauptmann lächelnd in die Augen.

„Ich habe Ihnen eine Warnung auszusprechen."

„Uh! Sie lautet?"

„Man will Sie ermorden."

„Teufel! Ists wahr?"

Er war bei der Botschaft überrascht emporgefahren; als er aber den ruhigen Blick und die lächelnde Miene des Doktors bemerkte, ließ er sich wieder nieder und meinte:

„Bah; Sie scherzen! Aber meine Erfahrungen sind solche, daß ich an jedem Augenblick bereit sein muß, an eine solche Bosheit zu glauben."

„Ich scherze nicht, Herr von Waltroth; es gilt wirklich Ihr Leben; aber nicht blos dieses, sondern auch das meinige und dasjenige Ihrer Mutter."

„Wirklich? Wer ist der Schuft, welcher — — —?"

„Sie fragen noch?"

„Ja — ah — mein — mein Vater!"

Er erhob sich erregt und durchmaß in langen, hastigen Schritten das Zimmer. Die Zigeunerin war ruhig geblieben. Sie stieß eine dicke Rauchwolke aus und meinte:

„Mein Sohn, der Geist sagt mir, daß es wahr ist, was Dir gesagt wurde. Das Messer ist geschliffen, welches uns treffen soll; doch wird es seine Spitze verlieren und denjenigen treffen, in dessen Hand es ruht!"

Der Hauptmann wandte sich ihr zu.

„Mutter, ich liebe Dich mit aller Kraft meiner Seele; aber ich könnte Dich dennoch hassen, wenn Du mir einen solchen Vater gegeben hast! O, wenn ich daran denke, was ich durch ihn gelitten habe, so — so — so — — —!"

Er kämpfte mit Gewalt seine Aufregung nieder und trat zu Max.

„Also Ihre Worte enthalten wirklich die Wahrheit?"

„Wirklich. Ich war zugegen, als der Auftrag gegeben wurde, einen Schmiedesohn, einen verrückten Hauptmann und eine Zigeunerin zu ermorden."

„Gut, ich danke Ihnen!" Er trat zum Schranke und öffnete ihn. „Ich werde sofort und auf der Stelle zum Herzog gehen und ihn zwingen, mich — — —"

„Halt, Herr Hauptmann, keine Uebereilung! Sie würden mit derselben nur das Gegentheil von dem erreichen, was Sie bezwecken. Sie sind hier in diesem Hause vollständig sicher, und wenn ich Ihnen Mittheilung machte von dem, was ich hörte, so geschah es nur, um Sie einer plötzlichen Ueberrumpelung gegenüber gerüstet zu wissen. Auf alle Fälle wird vor morgen Abend nichts gegen uns geschehen, und bis dahin können wir die Angelegenheit ja noch anderweit behandeln."

„Auf welche Weise soll der Angriff geschehen?"

„Ist noch unbestimmt."

„Wer ist gedungen?"

„Ein gewisser Helbig, welcher früher im Dienste des Herzogs gestanden hat."

„Ah, nun glaube ich vollständig, was Sie mir sagen!"

„So werden Sie mir auch die Bitte erfüllen, welche ich für gerathen halte. Gehen Sie vor morgen Abend nicht aus! Unternehmen Sie überhaupt nichts, ohne mich vorher davon benachrichtigt zu haben!"

Der Hauptmann schlug in die dargebotene Hand ein.

„Ich werde Ihnen von Stunde zu Stunde immer größeren Dank schuldig, Herr Doktor, so daß es einfache Pflicht ist, eine solche Bitte zu erfüllen. So ist also Ihre heutige Mission beim Herzog vollständig gescheitert?"

„Vollständig. Er mag von einer friedlichen Lösung der Angelegenheit nichts wissen, wie ich mich — allerdings ohne sein Wissen — überzeugte, und es gilt nun also einen Kampf Mann gegen Mann."

„Sohn gegen Vater! Nun wohlan; er hat mir das Leben gegeben, weiter nichts; den Dank, welchen ich ihm schuldete, hat er quitt gemacht, wir sind uns fremd, und ich brauche ihn nicht zu schonen. Ihren Wunsch werde ich erfüllen, aber trifft mich ein Angriff, dann wehe dem, gegen den ich mich vertheidigen muß!"

Max ging. Er suchte das Schloß auf Umwegen zu erreichen und gelangte auch unbemerkt in den Garten desselben. Hier und im Gebäude selbst war ihm jeder Schritt bereit wohlbekannt, so daß er also genau wußte, wohin er sich zu wenden hatte.

Er klopfte an eine Pforte. Der hinter derselben haltende Posten öffnete.

„Wer da?"

„Ruhig!" antwortete er und zeigte die Karte vor.

„Passiren!" lautete die Entscheidung.

Er passirte mehrere Gänge und Treppen, welche alle hell erleuchtet waren; sämmtliche Posten ließen ihn nach Vorzeigen des Passe-partout passiren, und so gelangte er schließlich in den Korridor, in welchem die Zimmer und auch das Schlafkabinet des Königs lagen. Hier bemerkte er, daß die Schildwache fehlte, jedenfalls in Folge einer Vorsorge von Seiten des Herzogs oder des Kammerlakaien. Von dem Letzteren war keine Spur zu bemerken, was sich auch leicht erklären ließ, da es noch nicht zwei Uhr war.

Er suchte die Thüren und fand deren eine geöffnet. In das Zimmer tretend fand er dasselbe dunkel, doch fiel ein schwacher Lichtschein durch die Spalte einer Portière, welche zum nächsten Raume führte. Er trat hinzu und drückte hindurch. Es war ein kleines Kabinet, welches vor ihm lag. An einem Tische, auf welchem eine Lampe brannte, deren Licht durch einen farbigen Schirm gedämpft wurde, saß Grunert, der Kammerdiener. Vor ihm lagen mehrere Blätter einer illustrirten Zeitung; er hatte also gelesen, um sich wach zu halten, doch war ihm dies nicht gelungen. Er schlief mit auf die Arme niedergesenktem Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

Auf falscher Fährte.

Kriminalnovelle

von

Paul Lippert.

(Fortsetzung.)

Das weiße Tuch, welches Leißring über den Körper des Entseelten gebreitet, hatten Ella's Finger herabgezerrt, und der blutige Körper lag jetzt unverhüllt da mit seinen klaffenden Wunden, den im Todeskampfe geballten Händen, der bleichen Stirn, den auf ewig geschlossenen Augen. Mehr sah Benno von dem Kopfe des Todten nicht, da Ella's Arme ihn noch immer umschlungen hielten. Was es war, was leise wimmernd vor der Leiche kniete, es fiel ihm nicht ein, sich darüber zu befragen, seine Gedanken standen eben einige Sekunden vollständig still, und wenn man ihm gesagt hätte, die am Bette des Todten wehklagende Frau sei die Seele des Freiherrn, welche die Verbreibung aus ihrer irdischen Hülle besammere, er würde nicht in der Lage gewesen sein, zu wider-

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang — Alle 14 Tage erscheint ein Heft. — 1880.

№ 11.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von Carl May.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hinter diesem Kabinete lag das Schlafzimmer des Königs. — Sollte Max es wagen, in dasselbe zu treten? Er entschloß sich dazu. Leise glitt er zwischen den beiden Portièren hindurch und stand dann vor der Ruhestätte des Königs. Er wußte sehr genau, was er wagte, aber seine Gründe waren so zwingend, daß er sein Eindringen wohl verantworten konnte.

Er trat näher. Der königliche Schläfer hatte die seidene Decke bis zur Brust emporgezogen, so daß die beiden Arme mit wie zum Gebete gefalteten Händen frei lagen. Max berührte die letzteren leise, und augenblicklich regte sich der König. Ein leiser Druck reichte hin; der Schläfer erwachte und öffnete halb im Traume die Augen. Max winkte Schweigen; der König verstand die Pantomime und erkannte den Doktor. Mit dem Ausdrucke der höchsten Ueberraschung wollte er sich emporrichten, unterließ dies aber auf eine warnende Bemerkung des Doktors, welcher einen Sessel ergriff und ihn an diejenige Seite des Bettes plazirte, welche von der Portière aus nicht beobachtet werden konnte.

Er nahm, hinter den kostbaren transparenten Vorhängen versteckt, Platz und neigte sich zu dem Könige nieder.

„Entschuldigung, Majestät!“ flüsterte er — —

„Was ist Außerordentliches geschehen, Herr Doktor, daß Sie zu dieser Stunde hier heimlich Zutritt nehmen?“ frug der König ebenso leise, aber mit dennoch zu vernehmender Strenge im Tone. „Wie haben Sie Einlaß gefunden?“

„Durch die Karte meines Vaters.“

„Ah! Er gibt sie aus der Hand?“

„Nur mir, Majestät. Es soll ein Einbruch in Dero Arbeitskabinet vorgenommen werden.“

„Ah! Sie erschrecken mich! Ist es möglich?“

„Ich weiß es bestimmt!“

Wilhelm Herzog von Württemberg, österreichischer Feldzeugmeister.

Digitized by Google

„Wer will diesen Einbruch unternehmen?"

„Kein gewöhnlicher Dieb, Majestät!"

„Nun?"

„Seine Durchlaucht der Herzog von Naumburg."

„Der Her — der Her — zog?" Der König konnte vor Ueberraschung das Wort kaum hervorbringen. „Unmöglich! Sie irren sich, Doktor!"

„Ich irre mich nicht; ich weiß es ganz genau."

„Was will er?"

„Die Akten aus der Irrenanstalt, welche ich die Ehre hatte, Majestät zu überreichen."

„Ah, ich begreife! Und dennoch ist ein solcher Schritt — — pardieu, er muß einen Gehülfen haben!"

„Grunert!"

„Grunert? Wissen Sie dies genau?"

„Genau! Es scheint, der Herzog hat das Arbeitskabinet Eurer Majestät schon öfters besucht."

Der König schwieg; seine Mienen verfinsterten sich unter dem nachdenklichen Zuge, welcher über sie hinglitt.

„Woher wissen Sie Alles?" frug er endlich.

„Ich belauschte Beide zufällig."

„Wann kommt der Herzog?"

„Punkt Zwei."

„Grunert schläft im Vorzimmer?"

„Ja."

„Ich kann mir dies denken, da Sie sonst nicht hier säßen. Jetzt ist es ein Uhr. Sehen Sie nach, ob er noch schläft!"

Max schlich langsam und leise zur Portière, zog dieselbe ein wenig aus einander und blickte hindurch. Der Verräther lag noch ganz in derselben Stellung wie vorhin. Als der Doktor zum Bette zurückkehrte, hatte der König dasselbe bereits verlassen und war beschäftigt, sich anzukleiden. Max bemühte sich, ihm dabei behülflich zu sein, und rapportirte:

„Er schläft noch!"

„Er hatte heute nicht Dienst, tauschte aber mit einem Kollegen, welcher angeblich unwohl ist. Wenn er erwacht, wird er das Schlafzimmer nicht betreten, sondern sich nur durch den Eingang überzeugen, daß ich nicht wach bin. Lassen wir die Gardinen herab!"

Das Bett wurde verhüllt, so daß Grunert denken mußte, der König schlafe.

„So, und jetzt folgen Sie mir zur Bibliothek!"

Der König näherte sich der Portière und glitt, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Grunert wirklich schlief, gefolgt vom Doktor durch das Vorzimmer und dann durch die weiteren Räume bis an das Arbeitskabinet.

„Warten!" befahl er.

Ein Schlüssel klirrte, ein Schloß knackte.

„So, jetzt kommen Sie weiter. Die Dokumente sind in meiner Hand und dazu eine Waffe für den Nothfall. Sind Sie im Besitze einer solchen?"

„Ich trage einen Revolver."

„Dann treten mir in die Bibliothek!"

Diese lag neben dem Arbeitszimmer. Sie traten ein und nahmen auf einem Sopha Platz, welches hinter breiten Bücherschränken verborgen stand. Hier begann der König ein ausführliches Verhör; Max erzählte, was mitzutheilen ihm nothwendig schien, doch verschwieg er sowohl die Art und Weise, wie er hinter die Geheimnisse des Herzogs gekommen war, als auch die beiden anderen Anschläge, welche dieser mit Penentrier und Helbig geschmiedet hatte. Er durfte die Sorgen des hohen Mannes nicht vermehren und wußte sich stark genug, die Intentionen Naumburgs zu kreuzen.

Nach den nothwendigen Mittheilungen trat eine Stille ein, welche so tief wurde, daß man im Arbeitszimmer nebenan selbst eine Fliege hätte summen hören können. Es schlug halb und drei Viertel. Kurz vor zwei Uhr ließ sich ein Geräusch vernehmen. Max erhob sich, um zu lauschen.

„Grunert," berichtete er leise. „Er sitzt mit einer verschlossenen Blendlaterne in der Nähe des Schreibtisches."

„Haben Sie Feuerzeug bei sich?"

„Ja."

„Dort auf dem Tische steht eine Kerze. Sobald der Herzog eingetreten ist, brennen Sie dieselbe an, um zu leuchten. Nach unserem Eintritte decken Sie den Ausgang und überlassen das Uebrige mir!"

Es vergingen noch einige Minuten der Spannung. Dann knisterte es drüben, und Max erhob sich, um zum zweiten Male zu lauschen.

„Der Herzog!" flüsterte er.

Um jedes Geräusch zu vermeiden, entzündete er das Streichholz mit dem Nagel seines Fingers, setzte die Wachskerze, welche er in die Linke nahm, in Brand und griff dann zum Revolver.

„Vorwärts!"

Der König trat voran zur Portière und blickte hindurch.

Der Herzog von Naumburg, welcher jetzt trotz seiner Vermummung deutlich zu erkennen war, stand am Schreibtische des Königs und bemühte sich, ein Fach desselben zu öffnen; der Lakai stand neben ihm, um ihm zu leuchten. Die Fenster des Raumes waren so dicht verhangen, daß keine Spur des Lichtes hinunter in den Schloßhof zu fallen vermochte. Die beiden Männer standen mit dem Rücken nach der Bibliothek gekehrt, so daß sie den Eintritt des Königs und des Doktors, welche geräuschlos auftraten, nicht bemerkten.

Der Erstere glitt, das Licht mit der Hand beschattend, sofort nach dem Eingange hin, der Erstere aber trat einige Schritte vor und grüßte dann:

„Ah, guten Abend, Durchlaucht!"

Der Angeredete fuhr augenblicklich herum. Der Diener ließ beim Klange dieser Stimme die Laterne fallen, daß sie verlöschte. Jetzt nahm Max die Hand vom Lichte und stellte dasselbe auf das Marmortamin, so daß der Raum genug erhellt war, um die schreckensbleichen Züge des Ministerpräsidenten und das Zittern des Lakaien zu bemerken.

„Majestät — —!" rief der Erstere.

„Ja, Serenissimus, die Majestät ist es, welche vor Ihnen steht, um Ihnen den Verlust aller bisher von hier verschwundenen Aktenstücke zu quittiren. Leider dürfte allerdings heut die Recherche nach gewissen Papieren erfolglos sein, da ich sie hier in meinen Händen halte. Haben Durchlaucht etwas zu bemerken?"

Die Gestalt des Herzogs, welche bisher wie vom plötzlichen Schrecke zusammengebrückt gestanden hatte, richtete sich jetzt wieder auf.

„Nein, Majestät!"

„Grunert, wähle zwischen Gnade und lebenslänglichem Zuchthause! Wirst Du Alles bekennen?"

Der Mann sank in die Kniee.

„Gnade, Majestät! Ich werde Alles erzählen!"

„Steh auf! Den Armleuchter!"

Der Diener verschwand in das Zimmer, in welchem er vorhin geschlafen hatte, und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einem sechsarmigen Handleuchter zurück.

„Leuchte Durchlaucht hinab, Grunert!" Und sich zu Max wendend, fügte er hinzu: „Du hast einen trefflichen Gebrauch Deines Passe-partout gemacht und Dir meinen besten Dank verdient, lieber Max. Für jetzt magst Du entlassen sein. Habe die Güte und begleite Serenissimus so weit, als es Dir in Anbetracht der Sicherheit Deines Königs gerathen erscheint. Grüße Deine Eltern. Gute Nacht!"

Wie ein Automat drehte sich der Herzog nach dem Ausgange und entfernte sich. Max folgte ihm auf dem Fuße. Der Diener leuchtete. Während der Posten das große Hauptportal öffnete, befahl der Doktor dem Lakaien:

„Du kehrst zum Könige zurück. Ein Fluchtversuch würde Dich unglücklich machen. Uebrigens bist Du ja begnadigt, sobald Dein Bekenntniß offen und vollständig ist!"

Der Herzog schritt wortlos auf die Straße hinaus. Max hielt sich an seiner Seite. Da plötzlich blieb der Erstere stehen.

„Mensch, sehen Sie dieses Terzerol?"

„Sehr deutlich, Durchlaucht."

„Nun wohl! Wenn Sie nicht sofort von meiner Seite weichen, schieße ich Sie nieder."

„Hier? Mitten in der Residenz? Am königlichen Schlosse? Auf der Straße?"

„Hier!"

„Dann bitte ich, loszudrücken!"

In seiner Rechten blitzte der blanke Lauf eines Revolvers.

„Schurke!"

„Wen meinen Durchlaucht? Es sind nur zwei Personen gegenwärtig, von denen ich dieses Wort nicht auf mich beziehen darf. Bitte, geben wir weiter!"

„Halt, nicht eher von der Stelle, als bis ich erfahren habe, auf welche Weise der König von meinem Besuche unterrichtet wurde!"

„Das sollen Sie erfahren, doch nicht hier. Ich werde mir die Ehre geben, Sie bis an den Fluß zu begleiten, und stehe Ihnen dabei mit der betreffenden Aufklärung zu Gebote."

Er schritt vorwärts; der Herzog folgte ihm unwillkürlich.

„Nun!"

„Was?"

„Auf welche Weise wurde der König benachrichtigt?"

Digitized by Google

„Auf eine sehr abenteuerliche, Durchlaucht. Er lag im Schlafe, fühlte eine Hand, welche ihn berührte, und erwachte. Ein Mann stand vor ihm, winkte ihm Schweigen, damit der im Nebenzimmer anwesende Lakai nichts höre, und erzählte ihm, daß der Herzog von Naumburg einen Einbruch beabsichtige, welcher auf gewisse aus der Irrenanstalt kommende Papiere gerichtet sei."

„Wer war dieser Mann?"

„Der König erhob sich und erwartete mit dem Warner in der Bibliothek den hohen Spitzbuben mit — — —"

„Herrrrr — — —!" donnerte der Herzog, indem er das Terzerol erhob.

„Schön, Excellenz; mein Bericht mag für beendet gelten!"

„Wer war der Mann?"

„Ich."

„Sie also? Sie — Sie — — Sie — — —! Wie erhielten Sie Kunde von dem, was geschehen sollte?"

„Mein Bericht ist, wie ich bereits bemerkte, zu Ende, Durchlaucht. Hier stehen wir am Flusse. Auf Wiedersehen später."

Der Herzog wollte ihn fassen und halten, doch seine Hand griff in die nächtliche Finsterniß, in die Luft hinaus; er hörte nicht einmal die Schritte des sich Entfernenden.

„Verdammt sei dieser obskure Mensch, dieser Eisenhämmerer, der sich trotz alledem der Gunst des Königs erfreut und mir — — — Wie mag er nur bei allen Teufeln errathen haben, daß ich — — — errathen? Hah, verrathen werden ist es, und zwar von keinem Andern, als von diesem Grunert selbst. Warum war der König sofort mit seiner Gnade da? Weil er sie ihm bereits vorher versprochen hatte, und nun wird der Verräther Alles erzählen, was er weiß. Doch ich kann ruhig sein. Wer wollte es wagen, den Herzog vom Naumburg öffentlich zur Verantwortung zu ziehen? Mit Grunert wird abgerechnet, und dieser Schmiedesohn wird ja schon morgen Abend nicht mehr im Stande sein, irgend Etwas auszuplaudern!"

Unterdessen schritt Max der Hofschmiede zu. Er wußte, weshalb ihn der König so schnell entlassen hatte. Der Wille des Legteren führte ihn wieder nach der Irrenanstalt, um sich der beiden schuldigen Beamten zu versichern.

Die Eltern waren bereits zur Ruhe gegangen, und auch die Fenster des von Zarda und dem Hauptmann bewohnten Zimmers zeigten sich dunkel. Er machte die nothwendige Toilette, begab sich dann in eine der Hauptstraßen der Residenz und trat in ein Haus, vor dessen Thor eine zweispännige Chaise hielt.

Er stieg die Treppe empor und wurde von einem ältlichen Herrn empfangen, welcher bereits auf ihn gewartet zu haben schien.

„Sind sie bereit, Herr Staatsanwalt?"

„Längst."

„Die nöthigen Instruktionen gingen Ihnen zu?"

„Im Laufe des Abends, von Seiner Majestät höchsteigenhändig unterzeichnet."

„So lassen Sie uns aufbrechen, damit wir nicht zu spät kommen!"

Sie verließen das Haus und stiegen in den Wagen, welcher sie auf dieselbe Heerstraße führte, auf welcher Max bereits einmal die Landesirrenanstalt erreicht hatte. Wortlos neben einander sitzend, gaben sie ihren eigenen Gedanken Audienz. Die Pferde griffen wacker aus, und als der Morgen hereinbrach, sahen sie das burgähnliche Gebäude bereits in der Ferne im goldenen Strahle erglänzen. Eine Stunde später hielten sie vor dem Portale der Anstalt.

Der Pförtner erkannte den Doktor sofort wieder und ließ ihn unter tiefen Bücklingen ein.

„Der Herr Direktor?"

„Verreist."

„Ah! Seit wann?"

„Seit einer Stunde."

„Der Herr Oberarzt?"

„Auch verreist."

„Seit einer Stunde?"

„Ja."

„Allein?"

„Mit dem Herrn Direktor."

„Und die Familien der beiden Herren?"

„Auch verreist."

„Seit einer Stunde?"

„Ja."

„Wohin?"

„Ich weiß es nicht."

„Es war kurz vorher ein Herr da, welcher den Herrn Direktor zu sprechen verlangte?"

„So ist es."

„Wie nannte er sich?"

„Doktor Ungerius."

„Merken wir uns diesen Namen, Herr Anwalt." Und sich wieder zu dem Pförtner wendend, fuhr er fort:

„Dieser Mann war klein, hager und von großer Lebhaftigkeit?"

„Allerdings."

„Reiste er mit dem Herrn Direktor zugleich ab?"

„Nein. Dieser fuhr mit dem Herrn Oberarzt allein; die Familien der beiden Herren aber brachen unter dem Schutze des Herrn Doktor Ungerius auf."

„Man reiste zu Wagen?"

„Ja; doch hatten die Damen, wie ich hörte, Anweisung, später die Bahn zu benutzen."

„Von welchem Punkte aus?"

„Weiß ich nicht."

„Mit wem fuhr der Direktor?"

„Mit einem hiesigen Lohnkutscher."

„Wie heißt der Mann?"

„Beyer."

„Hat er Familie und Gesinde?"

„Er hat Frau, Sohn, Tochter und Knecht."

„Wurde heut bereits ausgespeist?"

„Die Morgensuppe."

„Die beiden Assistenzärzte?"

„Befinden sich beim Kaffee."

„Bringen Sie uns zu ihnen."

Der Mann führte sie über den vorderen Hof hinüber in die Wohnung der beiden Unterärzte, welche gar nicht erstaunt zu sein schienen, als sie den königlichen Kommissär wieder erkannten.

„Guten Morgen, meine Herren," grüßte Max. „Mich kennen Sie bereits. Gestatten Sie mir, Ihnen den Herrn Generalstaatsanwalt von Hellmann vorzustellen, welcher sich einige Auskunft über den Herrn Direktor erbitten möchte! Doch vorher eine Frage: Wurde heut Morgen von Seiten des Herrn Direktors oder des Herrn Oberarztes bereits medizinirt?"

„Ich glaube ja. Beide Herren begaben sich in die Hausapotheke und suchten kurz vor ihrer Abreise einige Pfleglinge auf."

„Sie waren dabei?"

„Wir wurden ausgeschlossen."

„Gibt es einen Mechanismus, sämmtliches Aufsichtspersonal schnell zu versammeln?"

„Die Anstaltsglocke."

„Lassen Sie sofort läuten. Wo versammelt man sich?"

„In Nummer Vier des hiesigen Gebäudes."

„Schön! Sie bleiben hier, um die Fragen des Herrn Generalstaatsanwaltes zu beantworten, während ich in Nummer Vier einige Befehle zu ertheilen habe!"

Er ging. Kaum hatte er das betreffende Konferenzzimmer betreten, so läutete es, und von allen Seiten kam das männliche und weibliche Aufsichtspersonal herbeigeeilt. Auch der Pförtner, welcher die Glocke gezogen hatte, stellte sich wieder ein.

„Ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen mitzutheilen, daß der Direktor und der bisherige Oberarzt dieser Anstalt unter Anklage zu stellen sind und sich ihrer Verantwortung durch die Flucht entzogen haben," redete Max die Versammelten an. „Die Leitung der Anstalt wird bis auf Weiteres in die Hände der beiden Assistenzärzte übergehen, und Ihre Obliegenheiten bleiben ganz dieselben wie bisher. Der Herr Generalstaatsanwalt, welcher mit mir hier angekommen ist, wird seine Erkundigungen natürlich auch an Sie zu adressiren haben, und es liegt in Ihrem eigenen Interesse, sich genau nur an die Wahrheit und Ihr Gewissen zu halten. Der Direktor und der Oberarzt haben kurz vor ihrer Abreise einige Zellen besucht?"

„Ja," ertönte die mehr stimmige Antwort.

„Welche Nummern?"

Es wurden ihm acht Nummern genannt, welche er sich notirte.

„Die Insassen dieser Nummern wurden jedenfalls vergiftet. Eilen Sie schleunigst, Ihre Vorkehrungen zu treffen; ich werde Ihnen die beiden Aerzte sofort zusenden."

Das Zimmer war im Nu leer. Max kehrte zum Staatsanwalt zurück, welcher mit den hauptsächlichsten Fragen zu Ende war.

„Meine Herren, die beiden flüchtigen Beamten hatten Ursache, gewisse Zungen schweigsam zu machen, und haben sich dabei eines sicher wirkenden Giftes bedient. Hier sind acht Zellen verzeichnet, welche von ihnen besucht wurden. Eilen Sie, den Bewohnern derselben zu Hülfe zu kommen!"

Diese Nachricht brachte die beiden ehrlichen Männer in eine nicht geringe Aufregung.

Digitized by Google

„Herr Kommissär," meinte der Eine; „eines solchen Verbrechens ist kein Mensch fähig!"

„Bitte, halten Sie jede Bemerkung zurück! Sie wissen, daß die Wirkung eines starken Giftes nach Sekunden berechnet werden muß."

„Dann vorwärts," erwiderte er, nach dem Zettel greifend, welcher das Verzeichniß der acht Zellen enthielt; „laßt uns sehen, ob man wirklich so teuflisch zu sein vermag!"

„Halt!" meinte der andere Hülfsarzt. „Begeben wir uns vor allen Dingen in die Apotheke. Wir kennen den Inhalt des Giftschrankes so genau, daß wir bei einer für acht Personen berechneten Dosis sofort sehen werden, von welchem Gifte genommen wurde!"

Sämmtliche Herren begaben sich in die Apotheke. Der Giftschrank mußte aufgesprengt werden, da der Schlüssel zu demselben nicht zu finden war, und kaum hatten die beiden Aerzte einen Blick auf den Inhalt desselben geworfen, so ertönte der zweistimmige Ruf:

„Blausäure fehlt! Die Leute haben ein Blausäurepräparat erhalten."

„Haben Sie ein Gegengift bei der Hand?"

„Jawohl."

„So versehen Sie sich mit demselben und eilen Sie damit nach den betreffenden Zellen! Herr Staatsanwalt, ich gehe in die Stadt, um einige Erkundigungen einzuziehen. Sie beurlauben mich?"

„Gern. Ich werde bis zu Ihrer Rückkehr nicht unthätig sein dürfen."

Max verließ die Anstalt und schritt der Stadt zu, welche eine kleine halbe Stunde entfernt lag. Vor derselben waren Straßenarbeiter beschäftigt, die Chaussee auszubessern. Er frug sie nach der Wohnung des Lohnkutschers Beyer und erhielt dieselbe so deutlich beschrieben, daß es ihm sehr leicht wurde, sie zu finden.

Er traf die Frau, die Kinder und auch den Knecht zu Hause an. Sie waren verlegen ob des vornehmen Besuches.

„Hier wohnt der Lohnfuhrwerksbesitzer Beyer?"

„Ja."

„Ist er nicht zu Hause?"

„Nein."

„Er hat den Herrn Direktor zu fahren?"

„Ja."

„Wohin?"

Er erhielt keine Antwort. Die Frau blickte ihn verlegen an, und auch dem Sohne und der Tochter war es anzumerken, daß sie antworten könnten, wenn sie gewußt hätten, daß es nicht verboten sei. Der Doktor mußte sie anders fassen. (Fortsetzung folgt.)

Die weiße Rose.

Novelle nach dem Leben erzählt

von

E. von Wald.

(Schluß.)

Die Kranke schlief noch immer, eine Stunde mochte wohl vergangen sein, gestärkt erwacht sie, liebevoll blickte sie die Tante an und reichte ihr die schmale, abgemagerte Hand; ein Sonnenstrahl stahl sich zitternd durch die Spalten der Gardinen und züngelte an der goldbraunen Ledertapete des Zimmers auf und nieder.

„Wir sind im Mai, Tante, nicht wahr?" fragte Delia leise.

„Ja," antwortete sie, „im Mai!"

„Ich fühle mich noch dem Schlafe kräftiger als sonst; da draußen muß es grünen, die Sonne scheint so warm, laß mich ein wenig an das Fenster, der Blick hinaus ins Freie wird mir wohlthun!"

Freudig begrüßte die Greisenmüthin diesen kleinen Fortschritt; sie schellte Babette, und bald saß Delia weich gebettet in dem bequemen, weitarmigen Großvaterstuhl am Fenster; die Vorhänge waren zurückgezogen, warm schien die Frühlingssonne herein ins Zimmer, da draußen grünte und blühte es, der Lenz hatte seinen Einzug gehalten in aller Pracht. Die Obstbäume im Garten unten waren wie mit Schnee übergossen, die rosenrothen Apfelblüthen mischten sich darunter, die Tulpen und Narzissen bewegten ihre Köpfchen buntschillernd bei jedem Luftzug hin und her, die Käfer schwirrten und die Vögel jubilirten; es war ein echter, wonniglicher, schöner Maientag.

Delia's Blick flog mit Entzücken über die schneeigen Kronen der Bäume hinweg, lächelnd sah sie dem Spiel der Kinder auf der Straße zu, die dicht am Garten vorbeiführte; sie blickte hinüber nach den nebelblauen Bergen, die in sanften Schwingungen mit dem sonnenhellen Himmel kontrastirten. Die Brust der Kranken hob sich, auf ihren Wunsch öffnete Babette ein wenig das Fenster; mit vollen Zügen schlürfte sie die duftgeschwängerte Frühlingsluft, unter ihrem Einfluß schienen sich ihre Wangen etwas zu färben.

Die Geheimräthin hatte zu thun, ein nothwendiger Gang in die Stadt war zu besorgen; Babette blieb bei der Kranken. Geschwätzig erzählte ihr die Alte von Diesen und Jenen in der Stadt, sie war zu glücklich, daß sie ihr liebes, kleines Delchen nun wieder hier am Fenster sitzen hatte; still lächelnd hörte diese zu, ihr war's, als wenn Klänge aus einer andern Welt an ihr herüberbebten, die Außenwelt lag ihr so fern, so fern. Plötzlich fragte sie wie aus einem schweren Traume erwacht:

„Babette, den Wieselten haben wir heut?"

„Den Zwölften, Delchen, ja richtig den Zwölften."

„Den Zwölften," wiederholte die Kranke tonlos, „den Zwölften," und ein Thränenstrom entrang sich ihren Augen; es war ihr Hochzeitstag.

Babette war außer sich über die Dummheit, die sie geschwatzt, hatt hätte sie selber mitgeweint, doch Delia beruhigte sich und reichte ihr begütigend die Hand.

Draußen auf der Straße vor dem kleinen neunmorgenhause mit den grünen Jalousien scharrte gaudend sich die Menge; weißer Sand und Blumen waren davor ausgestreut, die Thüre stand weit auf und dahinter, schwarze Träger haben einen Sarg, mit bunten Frühlingsblumen überschüttet, eben auf ihre Schultern. Ein ernster Zug bewegte sich die breite Straße hinab, der Sarg schwankte hoch oben hin und her, die weißen Atlasschleifen an der Lorbeerkrone flatterten wie grüßend im Winde auf und nieder; ernst blickte Delia dem Trauerzuge nach, wie nahe war der Todesengel auch an ihr vorbeigezogen, unwillkürlich faltete sie die Hände und murmelte ein Vaterunser für den Heimgegangenen.

„Wer hat dort ausgeleitet?" fragte sie Babette. Aengstlich trippelte die Alte hin und her, sie wurde roth und blaß, sie stammelte verworrene Worte, erkannt saß Delia sie an, sie wußte nicht, was sie aus ihr machen sollte, da zuckte es plötzlich durch ihre Seele, aus weißen Rosen geflochten Sarg auf dem Sarge jene Kreiser, Delia sah sie wohl, krampfhaft preßte sie eine Hand aufs Herz, die andere vor die Augen; jetzt wußte sie, wer dort im trauten Häuschen wohnte, nun wußte sie, wen man zur ewigen Ruhe bestattete, ihr wehes Herz sagt es ihr, der Todte war — ihr getreuer Boltenstern.

XV.

Der Vorfall an jenem verhängnißvollen Abend auf dem Schlosse konnte nicht verschwiegen bleiben, noch viel weniger der verzweiflungsvolle Schritt der jungen Frau, an deren Wiedergenesung die ganze Residenz den regsten Antheil nahm. So sehr man sich auch bemühte, dieses unliebsame Skandalosum in den Hofkreisen todt zu schweigen, so wollte dies jedoch nicht gelingen; an und für sich schon traurig genug, drang sie entstellt und vergrößert in das Publikum, wanderte von Mund zu Mund und verbreitete sich geschwind wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt; bald bemächtigten sich die Zeitungen ihrer, schwarz auf weiß gedruckt nahm sich die Sache höchst pikant aus, und durch die ganze Welt verbreitete sich die Kunde von der skandalösen Affaire am Hofe zu Schwarzenstein.

Der Fürst war indignirt über das Benehmen seiner Tochter. Wilhelmine ihrerseits wußte jedoch den größten Theil der Schuld geschickt auf Arnolds Schultern zu wälzen, so daß die Schale des fürstlichen Zornes sich über dessen Haupt ergoß. Seine Stellung bei Hofe war unhaltbar, er erbat sofort seinen Abschied; der Fürst, in seiner unendlichen Milde und Gnade, reichte ihm das Abschiedsgesuch zurück, enthob ihn aber seines Postens als Flügeladjutant und versetzte ihn zu dem in Blauenhorst in der Unterherrschaft garnisonirenden Bataillon. An jenem Abend hatte Arnold ein Unwohlsein vorschützend das Schloß verlassen und war nach Hause gestürmt, voll Wuth und Groll über das entsetzliche Benehmen seiner Frau und in einer Stimmung, die unbeschreiblich ist.

„Mag sie bleiben, wo sie ist!" rief er wüthend, verschloß das Haus und schickte die Dienerschaft zu Bett. „Mein Haus betritt sie nimmermehr, das schwöre ich!" Schäumend, vor innerer Wuth sich fast verzehrend, ging er in den Keller hinab und holte sich Champagner; ein Glas nach dem andern stürzte er hinunter, er wollte sich betäuben, er wollte das Schreckliche vergessen, doch wunderbarer Weise wollte es ihm heute nicht gelingen, sich in die Narkose zu versetzen; er wollte, er mußte vergessen um jeden Preis, er gab sich nicht mehr die Mühe, den Sekt in Gläser einzuschenken, er setzte die Flasche

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 12.

Scepter und Hammer.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

ie werden binnen einer halben Stunde arretirt werden."

„Arretirt?" frug die Frau erschrocken. „Wir? Weshalb?"

„Wegen Mithülfe zur Flucht zweier schwerer Verbrecher!"

„Davon wissen wir nichts!"

„Nah! Sie haben dem Direktor und dem Oberarzte der hiesigen Irrenanstalt zur Flucht verholfen."

„Dem Herrn Direktor? Zur Flucht? Hat er denn fliehen wollen?"

„Allerdings. Es liegt eine schwere Anklage gegen diese beiden Männer vor, und ich bin als königlicher Kommissär gekommen, sie zu arretiren. Ihr Mann hat ihnen seinen Wagen zur Flucht zur Verfügung gestellt, und Sie verweigern mir jede Auskunft, wohin die Fahrt gerichtet ist — ich werde Sie arretiren lassen müssen."

Das Erstaunen und die Angst der Leute war grenzenlos.

„Der Herr Direktor ein Verbrecher? Das ist gar nicht möglich!" rief die Frau und schlug dabei vor Verwunderung die Hände zusammen. „Und auf der Flucht? Das ist ja schrecklich! Aber wir haben ihm nicht dabei geholfen. Wir haben gemeint, es handle sich um eine Ferienreise."

„Warum verschwiegen Sie das Ziel der Fahrt?"

„Weil der Herr Direktor meinte, daß es Niemand wissen solle."

„Nun?"

„Mein Mann muß sie über die Gebirge nach der Grenze und von da weiter fahren, bis sie ihn ablohnen."

„Ein gewisser, bestimmter Ort ist nicht genannt worden?"

„Nein."

„Wissen Sie, welchen Weg er eingeschlagen hat?"

„Nein. Es führen sehr viele Wege in das Gebirge, und mein Mann kennt sie alle sehr genau."

„Wann ist die Reise begonnen worden?"

„Vor zwei Stunden."

„Ich will einmal annehmen, daß Sie nicht so schuldig sind, als ich vorher dachte, und also von der Arretur absehen, doch verlange ich, daß Sie mir zu jeder Zeit zur Verfügung stehen, wenn ich eine Erkundigung an Sie zu richten habe!"

Sie gaben ihm das Versprechen, und schon stand er im Begriffe, sich zu verabschieden, als er einen Blick nach dem Spiegel warf und unter demselben eine Bleistiftskizze bemerkte, welche sofort seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er trat näher und sah, daß er sich nicht getäuscht hatte.

„Zarba, die Zigeunerin! Wie kommt dieses Bild hierher?"

„Sie kennen Zarba?" frug die Frau um Vieles zutraulicher. „O, sie ist unsere Wohlthäterin schon seit langer Zeit, Herr Kommissär. Mein Sohn hat einiges Talent zum Zeichnen und ihr Bild gemalt, so wie es dort beim Spiegel hängt. Nicht wahr, sie ist gut getroffen?" setzte sie mit einem stolzen Blicke auf ihren Sohn hinzu.

„Sehr gut. Wie alt ist der Junge?"

„Siebzehn."

„Und was wird er?"

„Er ist Schreiber und jetzt leider ohne Anstellung."

„Er scheint ein sehr schönes Talent zu besitzen, und ich werde, wenn es Ihnen recht ist, einen Maler herschicken, der ihn prüfen mag. Vielleicht läßt sich etwas aus ihm machen."

„O, wenn Sie das thun wollten, Herr Kommissär!" rief die Frau, beglückt und dankbar seine Hand ergreifend.

„Wollen sehen, liebe Frau; doch sagt mir, wie seid Ihr mit der Zigeunerin bekannt geworden?"

„Das ist schon sehr lange Zeit her, wohl mehrere über zwanzig Jahre. Sie war damals eine gar angesehene Dame und wohnte in der Hauptstadt bei dem Herzoge von Raumburg. Das sollte allerdings verschwiegen bleiben; aber es wurde doch in allen Häusern der Stadt erzählt und man bedauerte das schöne Mädchen, weil — — doch, Herr Gott, Sie sind ja ein königlicher Kommissär und kommen wohl auch mit dem Herrn Herzog zusammen! Also meine Mutter war Hebamme und hatte dienstlich mit den allerhöchsten Herrschaften zu thun. Ich hatte damals erst vor Kurzem geheirathet und wohnte bei ihr in der Residenz. Da ereignete es sich, daß in einer Nacht zwei sehr hohe und vornehme Damen ihrer Hülfe bedurften, nämlich die Königin Majestät und die reiche Fürstin von Sternburg, welche sich auf Besuch im königlichen Schlosse befand. Sie und die Königin waren nämlich weitläufige Cousinen, und der Fürst, welcher ein großer General und Feldherr ist, befand sich im Auslande, wo er im Krieg kommandirte. Die Fürstin starb an der Geburt, und weil mir kurz vorher mein Erstes auch gestorben war, so bekam ich das kleine Prinzeßchen — — ach, ja, wollte sagen den kleinen Prinzen angelegt und wurde seine

Digitized by Google

Amme. Damals besuchte mich die schöne Zigeunerin alle Tage, und von daher schreibt sich unsere Bekanntschaft, Herr Kommissär."

Max ahnte nicht, welche Bedeutung diese kurze Erzählung jemals für ihn und sein Schicksal haben könne. Er frug:

„Und sie hat Euch dann öfters besucht?"

„Ja. Wir mußten ihr, wenn sie kam, über Alles Auskunft geben, und wenn sie wieder fort war, zu diesem Zwecke allerlei Erkundigungen einziehen."

„Ueber wen?"

„Ueber — über — ja, darf ich das denn sagen? Zunächst über den Sohn des Hofschmiedes Brandauer und den Sohn des Fürsten von Sternburg, dann über den Engländer, welcher Lord Halingbrook heißt, über den Herzog von Naumburg und viele andere hochgeborene Herren und Damen."

„Die Zhr alle persönlich kennt?"

„Nein. Ich kenne sie nicht. Mein Mann hat das Alles besorgt."

„Hat er etwas für seine Bemühungen erhalten?"

Sie lächelte.

„Wir können sehr zufrieden sein. Zarba muß noch von ihrer Jugend her viel Geld besitzen."

Er verabschiedete sich von den Leuten und versprach, des Sohnes nicht zu vergessen. Dann kehrte er zur Anstalt zurück.

Es hatte sich während seiner Abwesenheit wirklich herausgestellt, daß die acht Personen vergiftet worden seien; zwei waren bereits gestorben, andre zwei zeigten sich als schwer krank, und die Uebrigen gaben Hoffnung, daß sichere Rettung vorhanden sei. Höchst seltsam war dabei die Ansicht der beiden braven Assistenten, daß sämmtliche acht Personen wohl kaum jemals wirklich geistig krank gewesen seien.

Max mußte die Bestimmung hierüber dem Generalstaatsanwalt überlassen, welcher binnen noch bis zum Abend in der Anstalt zu thun hatte. Das dauerte ihm allerdings zu lange; er mußte bis zu dieser Zeit zu Hause sein, und daher verabschiedete er sich, um allein zur Stadt zurückzukehren.

Er kam dort an, als es bereits zu dunkeln begann, und fuhr zunächst beim königlichen Palais vor, um Bericht zu erstatten. Dann ging er nach seiner Wohnung. Hier erzählte er zunächst bei den Eltern die heutigen Erlebnisse und stieg dann hinauf nach der oberen Stube, um Zarba und den Hauptmann aufzusuchen.

Der Letztere nahm den regsten Antheil an den Ereignissen in der Anstalt und zeigte sich wüthend darüber, daß die beiden Beamten entkommen seien.

„Gewiß ist es noch nicht, daß sie entkommen," meinte Max. „Der Staatsanwalt hat sofort den Telegraphen spielen lassen, und von der Familie des Lohnkutschers, welcher die beiden Männer fuhr, habe ich genau erfahren, welche Richtung sie einhalten."

„Wie heißt der Lohnkutscher?" frug Zarba.

„Beyer. Ich habe Dein Bild in seiner Wohnung gesehen."

„Beyer. Und wohin geht die Fahrt?"

„Ueber das Gebirge nach der Grenze."

„Welchen Weg?"

„Ja, wenn wir das gewußt hätten, so wäre die Verfolgung schleunigst angetreten worden."

„Wollt Ihr sie wieder haben?"

„Natürlich."

„Gut, Ihr sollt sie haben; Zarba verspricht es Euch!"

Sie kam aus ihrer Ecke hervor und setzte sich zur Lampe.

„Mein Sohn, gieb mir Papier und ein Stück Blei!"

Sie erhielt Beides und malte auf das Erstere eine Reihe von Charakteren, für welche weder der Hauptmann noch Max ein Verständniß hatten.

„Nicht wahr, von uns kann jetzt Keiner aus der Residenz fort?" frug sie.

„Nein," lautete die Antwort des Doktors.

„Dann muß ich einen Boten haben, einen Mann, auf den sich Zarba ganz und gar verlassen kann."

„Wohin?"

„Hinauf in die Berge."

„Wie lange braucht er Zeit, um zurückzukommen?"

„Drei Tage."

Max trat zum Fenster und öffnete es. Drunten saßen wie gewöhnlich die Gesellen vor der Thür.

„Thomas!"

„Zu Befehl, Herr Doktor!"

„Magst Du einmal heraufkommen?"

„Sofort werde ich mich hinaufpegepen!"

Einige Augenblicke darauf krachte die Stiege unter den wuchtigen Schritten des ehemaligen Kavalleristen.

„Guten Abend, meine Herrschaften. Hier bin ich, wie ich leipe und lepe!" grüßte er, sich in die strammste Positur stellend.

„Habt Ihr dieser Tage viel zu arbeiten, Thomas?" frug Max.

„Zu arpeiten gibt es immer pei uns, Herr Doktor."

„Aber außerordentlich viel Arbeit — —?"

„Ja nicht so sehr schlimm!"

„Willst Du mir einen Gefallen thun?"

„Zu Befehl, recht gern, Herr Doktor!"

„Du sollst einen Brief hinauf in das Gebirge schaffen."

„In das Gepirge? Da pin ich in meinem ganzen Lepen noch nicht gewesen. An wen ist der Prief gerichtet?"

Max sah die Zigeunerin fragend an.

„An den Waldhüter Tirban," antwortete diese.

„Tirpan? Ist mir niemals pekannt gewesen. Wo wohnt er?"

„Du fährst mit dem Frühzuge nach Süderhafen und gehst von da bis zum Abend auf der Straße fort, welche quer durch das Gebirge führt. Am Abend kommst Du an einen Krug, vor dessen Thür zwei Tannen stehen; dort kehrst Du ein und fragst den Wirth nach dem Waldhüter Tirban. Dieser wohnt auf einer Waldblöße, ihm gibst Du diesen Brief. Das Uebrige wirst Du von ihm selbst erfahren."

„Gut! Also Süderhafen — Gepirgsstraße — Apend — Krug — zwei Tannen — Waldplöße — Tirpan — gut, ich werde ihn zu finden wissen."

„Aber wird Thomas nicht zu spät kommen?" frug Max. „Die Flüchtlinge sind heut früh fort, und er kommt erst morgen Abend zu Tirban."

„Dafür laßt mich sorgen, junger Herr! Willst Du mir ein Telegramm aufschreiben, mein Sohn?"

Der Hauptmann nahm Platz und griff zur Feder, Zarba überlegte einen Augenblick und diktirte dann:

„Oberschenke Waldenberg — Fuhrmann Beyer und zwei Männer — einen Tag lang aufhalten — mit Gewalt zur Tannenschlucht — Zarba."

Max hörte mit Erstaunen dem Diktate zu. Die Worte klangen nach Geheimnissen, welche zu ergründen er wohl begierig gewesen wäre. Die Gitana wurde ihm von Stunde zu Stunde ein immer mysteriösere Persönlichkeit. Er sah wahrhaftig jetzt eine ganze Zahl von Goldstücken in ihrer braunen Hand erglänzen, als sie in die Tasche griff, um den Betrag für die Depesche auf das Papier zu legen. Und dieser Betrag war so genau abgezählt, daß sich vermuthen ließ, dies sei nicht die erste Depesche, welche die Zingaritta expediren ließ.

„Willst Du diese Depesche noch heute Abend besorgen?" frug Max den Kavalleristen.

„Zu Befehl, Herr Doktor!"

„Hier hast Du Reisegeld für morgen. Den Vater brauchst Du nicht um Erlaubniß zu fragen, ich werde dies für Dich thun."

„Zu Befehl, Herr Doktor und guten Apend die Herrschaften!"

Damit drehte er sich um und schritt zur Thür hinaus. Unten angekommen, stellte er sich breitspurig vor die beiden andern Gesellen hin.

„Wißt Ihr etwas Neues?"

„Nun?" frug Heinrich.

„Ich pegepe mich morgen auf eine lange Reise."

„Wohin?"

„Geht Euch nichts an, Ihr Gelpschnäpel Ihr. Aper wenn Ihr in einer Stunde zu unserer Parpara Seidenmüller kommt, so will ich Euch einige Seidel zum Abschied gepen, weil das Reisegeld so reichlich ausgefallen ist."

„Ich komme, Thomas!" meinte der immer durstige Artillerist. „Das mit den Seideln ist der trefflichste Gedanke, den Du heute haben konntest!"

„Ja, das ist am Den!" bekräftigte nickend Baldrian, der Grenadier. — — —

VIII.

Almah.

Da, wo der Fluß sich busenartig erweitert, um seine Wasser mit den Wogen des Meeres zu vermählen, liegt Tremona, der Hauptshafen von Süderland. Am Fuße der Höhe, an welcher sich die Stadt amphitheatralisch emporzieht, dehnen sich die Außenwerke der Festung aus, während die beiden rechts und links vom Flusse liegenden Forts wie drohende Wächter von dem Berge herunterblicken und weit hinaus in die offene See schauen. Unter ihnen und an ihren Flanken dehnen sich zahlreiche Weinberge und Fruchtgärten hin, zwischen denen Grün verschiedene stilistische Villas, Lust-

Digitized by Google

schlösser und andere herrschaftliche Bauwerke hervorblicken, welche bestimmt sind, der haute-volée der Residenz und des Landes zum Sommeraufenthalt zu dienen.

Unter diesen Gebäuden zeichnet sich besonders eines durch seine prächtige Lage wie unübertreffliche Architektonik aus. Es ist ein im maurischen Stile gehaltenes Schloß, welches sonderbarer Weise keinem Südländischen Unterthanen, sondern einem Fremden gehört, nämlich dem Fürsten Viktor von Sternburg, General z. D. St. Majestät des Königs von Norland. Allerdings ist der General nur selten auf dieser seiner Besitzung anwesend, und auch sein Sohn, der Prinz Arthur, welcher als wirklicher Kapitän zur See in Norländischen Diensten steht, kann den Reiz dieser herrlichen Besitzung nur höchst selten und auf kurze Zeit genießen, da sein Beruf ihn oft Jahre lang vom Lande fern hält und er in der Frist eines etwaigen Urlaubes zu sehr in der Heimath in Anspruch genommen wird, als daß er auf den Gedanken kommen sollte, eine Besitzung zu besuchen, welche im Nachbarstaate liegt, dessen Intentionen zum Vaterlande nie sehr freundliche genannt werden konnten. — —

Auf der Veranda von Sternburg, wie das erwähnte Schloß nach seinem Besitzer genannt wird, saßen mehrere in Civil gekleidete Herren, deren Exterieur die Vermuthung nahe legte, daß sie trotz dieser Kleidung den militärischen Kreisen angehörten. Sie hatten die substanzielleren Theile des Frühstückes überwunden und schauten nun vergnügt auf eine Batterie feurigen Sizilianers, welcher ihnen rothgolden durch das Glas entgegenglänzte.

„Sagen Sie, Kapitän, auf wie lange werden Sie Ihren gegenwärtigen Aufenthalt ausdehnen?“ frug der eine von ihnen. „Sie dürfen erwarten, daß wir wünschen, Sie so lange als möglich hier festhalten zu können.“

Der Gefragte war ein junger Mann von wohl nicht über zweiundzwanzig Jahren. Sein ernstes, männlich schönes Angesicht war sehr stark von der Sonne gebräunt und trug den Charakter einer milden aber unerschütterlichen Energie, welche durch nichts dahin zu bringen ist, einen einmal für rechtlich erkannten Entschluß wieder aufzugeben. Seine Kameraden waren ausnahmslos älter als er, und dennoch schien er ihnen an Reife und Würde überlegen zu sein, wenigstens bildete ihrer Lebhaftigkeit gegenüber die Ruhe und Gleichmäßigkeit seiner Worte und Bewegungen einen Kontrast, welcher nur zu seinem Vortheile auffallen konnte.

„Leider ist die Dauer meines Aufenthaltes hier eine sehr von den Umständen abhängige,“ antwortete er. „Sie kann einige Wochen währen, aber auch schon binnen einer Stunde ihr Ende erreicht haben. Allerdings habe ich meine Fregatte dem Werfte übergeben müssen, aber es kann leicht sein, daß man mir während der baudorf entstehenden Bakanz einstweilen das Kommando eines anderen Fahrzeuges anvertraut. In diesem Falle werde ich telegraphisch abberufen und hätte dann nicht einmal Zeit, mich von Ihnen zu verabschieden, meine Herren.“

„Ein Grund mehr, uns an die Gegenwart zu halten,“ meinte ein anderer der Gäste. „Laßt uns den eventuellen Abschiedstrunk gleich jetzt mit schlürfen!“

Die Gläser erklangen.

„Wo waren Sie zuletzt stationirt, Kapitän?“ tönte dann die Frage.

„Im indischen Archipel.“

„Donnerwetter, ein wenig entfernt von hier! Nun ist mir auch der famose Teint erklärlich, durch welchen Sie sich so vortrefflich auszeichnen. Aber ich glaube, von Ihnen als in Egypten anwesend gehört zu haben.“

„Ich war auf dem Rückwege nach der Heimath mit der Abgabe von Depeschen an den Vizekönig beauftragt.“

„Ah! So ward Ihnen das Glück zu Theil, die Khedive'sche Majestät Auge in Auge zu sehen?“

„Natürlich.“

„Ja, ein zweiundzwanzigjähriger Kapitän zur See besitzt ganz verteufelte Meriten. Aber, im Vertrauen, haben Sie auch Einblick in die liebenswürdigen Verhältnisse des vieköniglichen Harems erhalten?“

Der Gefragte blickte mit einem sinnenden Lächeln vor sich nieder.

„Einblick? Nein!“

„Aber Anblick — ein Anblick ist Ihnen geworden, Sie Glücklicher? Gestehen Sie!“

„Ich gestehe!“

„Genügt nicht. Beichten!“

„Ich habe nichts zu beichten, meine Herren!“

„Nun wohl, dann haben Sie desto mehr zu erzählen oder zu berichten. Nicht?“

„Höchstens eine Kleinigkeit.“

„Aber solche Kleinigkeiten sind so interessant, daß wir unmöglich auf sie verzichten können. Beginnen Sie, Kapitän!“

Er griff zum Glase, that einen kleinen, langsamen Zug aus demselben und begann mit einer Miene, in welcher sich deutlich das Widerstreben kund gab, eine persönliche Erfahrung dem weiteren Wissen preis zu geben.

„Ich hatte meine Absicht gethan und war vom Vizekönig auch bereits verabschiedet worden, beschloß aber doch, noch einige Tage in Kairo zu verweilen. Man muß diese Stadt gesehen haben, um diesen Entschluß als etwas ganz und gar Selbstverständliches anzuerkennen. Kairo heißt nicht ohne Grund Kahira, die Siegreiche; sie besiegt mit ihren tausend Wundern und Reizen jeden Abendländer, welcher zum ersten Male sich in den Zauberkreis des orientalischen Lebens wagt.“

„Auch Sie wurden natürlich von diesem Zauber gefangen genommen?“

„Vor Jahren, ja, als ich den Boden des Morgenlandes zum ersten Male betrat.“

„Vor Jahren! Alle Teufel, Kapitän, Sie haben freilich an einer ganz bedeutenden Summe von Jahren zu tragen! Doch, apropos, Sie sind wirklich ein ganz ungewöhnlich bevorzugtes Schoßkind des Glückes. Während andere sehr tüchtige Männer es kaum mit vierzig Jahren bis zu Ihrem Range bringen, waren Sie mit vierzehn Jahren bereits Midshipman, mit zwanzig Deckleutenant und jetzt Kapitän, notabene nicht Kavetten- sondern Fregattenkapitän. Warten wir noch ein Jährchen, meine Herren, so werden wir erfahren, daß diesem Herrn Arthur von Sternburg als Kommodore eine Eskadre anvertraut worden ist, und dann ist es nicht mehr weit bis zu einem fünfundzwanzigjährigen Admiral. Doch bitte, herr Kamerad, fahren Sie fort!“

„Wir aber ohne weitere Unterbrechungen?“

„Ohne —“ lachte der Gefragte.

„Also, wir waren in Kahira, der Siegreichen, und sahen uns gezwungen, den Einflüssen des Klimas gerecht zu werden. Des Tages verträumte ich, wenn nicht gerade eine Audienz oder ein nothwendiger Besuch vorlag, die Zeit bei einer Pfeife feinem Assuan, und ging nur des Abends aus, um manches Abenteuer zu erleben oder zu beobachten, von welchem die Erinnerung zu zehren vermag. Aufgefallen war mir die Schönheit der Fellahmädchen. Diese schlanken und dabei doch so vollen, reigenden Glieder, der warme Ton der dunklen, sammetnen Haut, die liebliche Regelmäßigkeit der Züge, die jungfräuliche Fülle und Festigkeit derjenigen Formen, welche man bei uns künstlich zu stützen pflegt, die Anmuth der Bewegungen — das Alles, bei diesen Bauernmädchen gefehen, ließ die Frage aufkommen, welchen Grad von Schönheit erst die Damen höherer Stände besitzen müßten.“

„Donnerwetter, Kapitän, denken Sie daran, daß Sie gegenwärtig zu außerordentlich gefühlvollen Wesen sprechen!“

„Ohne Unterbrechung, meine Herren —!“

„Bon! Sprechen Sie weiter. Wir sind natürlich gespannt auf Ihren ethnographischen Essay. Natürlich erhielten Sie Gelegenheit, den Grad dieser letztgenannten Schönheit zu bewundern.“

„Allerdings. Es war an einem Abende — —“

„Ah, der Anfang ist reizend: an einem Abende — fahren Sie weiter fort!“

„Ich hatte mir ein Boot genommen und fuhr den Fluthen des Nils entgegen, das heißt, ich saß und träumte, wie man es in jenen Breiten zu thun pflegt, und ließ mich rudern. Wir hatten nach kurzer Zeit die Stadt hinter uns, fuhren einsam stromauf und sahen nur eine einzige Gondel vor uns, welche von vier schwarzen Sklaven fortbewegt wurde —“

„Ich ahne! In dieser Gondel saß ein — — —“

„Nein — sahen zwei tief verschleierte Frauengestalten, welche jedenfalls gerade so wie ich die Kühle des Abends in der Einsamkeit genießen wollten. Unwillkürlich wurden meine Augen von den zarten feinen Hüllen magnetisch angezogen; es gab ja so Vieles hinter ihnen zu ahnen und zu vermuthen. Wer waren diese Frauen? Waren sie alt, so daß die Schleier nichts als Runzeln zu verbergen hatten, oder pulsirte das Blut heiß durch Herz und Adern zweier Gestalten, wie sie die Phantasie sich malt, wenn man an das Harem eines orientalischen Herrschers denkt? Wem gehören sie, und — durfte man es hier in dieser Entfernung von der Stadt wagen, sie anzusprechen? Nein, das ging nicht, denn die Schwarzen hätten dies jedenfalls verrathen. Ich fuhr ihnen also langsam nach, dem weißen Schleier ihrer Gewänder wie einem Polarsterne folgend, nach welchem der Seefahrer den Lauf seines Fahrzeuges bestimmt.“

„Schwärmer! Ich an Ihrer Stelle hätte sie angesegelt, geentert und als gute Prise an Bord genommen.“

„Ich wünsche Ihnen von Herzen eine solche Gelegenheit, Ihre

Digitized by Google

Tapferkeit zu bewähren. — Der Fluß beschreibt oberhalb der Stadt einen scharfen Bogen, und natürlich liegt das ruhige Fahrwasser auf der inneren Seite desselben. Eben hatte die Gondel dasselbe erreicht, als hinter der Krümmung der Bug eines Fahrzeuges sichtbar wurde, welches sich verspätet haben mußte und den Hafen von Bullafy zu erreichen suchte. Die Gondel lag beinahe gerade vor seinem Kiele, doch gelang es ihr noch, auszuweichen. Das Fahrzeug war eine Dahabie, welche, dem Baue nach, Sennesblätter aus Abessinien brachte. Ihr folgte, wie die Gondel zu spät bemerkte, ein Sandal, eines jener flüchtigen Miffahrzeuge, welche beinahe mit einem Dampfer um die Wette zu segeln vermögen. Zum Ausweichen war es saft zu spät; dennoch aber brachten die Ruderer die Gondel so weit zur Seite, daß sie nicht übersahren wurde, doch geriet sie in das rauschende Kielwasser der beiden Schiffe, von welchem es hin und hergeschleudert wurde wie eine Nußschale —"

„Alle Teufel, jetzt kommt die Pointe: ein Retter — eine wundervoll schöne Göttin — Liebe — Geständniß — Hochzeit — — habe ich recht, Kapitän?"

„Pah! Die beiden Frauen hatten natürlich ihre Fassung vollständig verloren. Sie zeterten und schrien um Hülfe. Die Eine von ihnen hatte die Hände vom Bord genommen, eine Woge riß die Gondel zu sich empor — die Dame verlor das Gleichgewicht und stürzte in das auf- und abwogende Wasser. Ich hatte so Etwas vermuthet und das Steuer ergriffen. Im Nu war ich zur Stelle und sprang über Bord. Es gelang mir, die Verunglückte zu fassen. Bei dem unruhigen Wasser war es eine Unmöglichkeit, mit ihr in das Boot zu kommen, ich legte mich auf den Rücken, nahm ihren Oberkörper quer über mich herüber und schwamm nach dem Ufer, welches ich noch vor den Kähnen erreichte. Dort legte ich sie nieder und entfernte den Schleier, welcher den Kopf und die Schultern bedeckte."

Der Kapitän machte jetzt eine Pause und blickte über die vor ihm liegende Landschaft hinaus weit in die Ferne, als suche er den Ort zu erschauen, auf welchen er damals die Erretete gebettet hatte.

„Frau erschrocken? War sie so häßlich, Kapitän?"

„Was — erschrocken? War sie so häßlich, Kapitän?"

„Häßlich? Pah! Können Sie sich nicht denken, daß es einen Grad von Schönheit gibt, welcher dieselbe Wirkung hat? Den Beschauer überkommt das Gefühl, als habe er eine Entweihung begangen, als sei er unberufen in ein Heiligthum getreten, welches er bei Todesstrafe nicht betreten dürfe. So war es auch hier. Ich sah in ein Gesicht, in ein Gesicht — doch, warum davon sprechen, da es geradezu unmöglich ist, solche Wunder zu beschreiben. Aber wenn eine jener Feen, von denen mir und in der Jugend erzählen ließen, vom Himmel herabgestiegen wäre, um den Sterblichen die Schönheit in ihrer herrlichsten Inkarnation zur Offenbarung zu bringen, sie hätte sich mit dem Mahdchen, welches vor mir lag, nicht messen können. Die dünnen, durchsichtigen Gewänder waren von den oberen Theilen dieser unvergleichlichen Gestalt zurückgewichen, und da, wo sie dieselbe noch verhüllten, schienen sie bestimmt zu sein, mehr zu verrathen als zu verbergen. Und über dem Allem lag ausgebreitet der zauberische Mondesglanz Egyptens — pah, ich glaube gar, ich werde poetisch!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Räuber in Ballendar.

Humoreske aus dem Leben eines fahrenden Komödianten

von

Fritz Brentano.

Vielleicht schüttelst Du verwundert Dein Haupt, lieber Leser, weil Dir nicht erinnerlich ist, den Ausdruck „fahrender Komödiant" in irgend ein, m Winkel Deines großen Gedächtnißkastens zu verbergen. Du bist, verzeihe mir gefälligst diesen kühnen Schluß, vielleicht nie über die Mauern Deiner Haupt- und Residenzstadt hinausgekommen, kennst wohl die glacébehandschuhten und lackbestiefelten Herren Hofschauspieler und Hofopernsänger, hast aber keine Ahnung von der göttlichen Lumpenpoesie des fahrenden Komödiantenthums mit all seinen Leiden und Freuden, wie es sich breit macht auf den ölumquaimten Seebrettelbühnen der kleinsten Städtchen und Dörfer des heiligen deutschen Reiches.

Nun, ich kenne sie, ich selbst war solch ein fahrender Komödiant und will versuchen, Dir im Nachfolgenden einen Begriff davon zu geben, wie man in der kleinen Bretterwelt „Komödie" macht, will Dir zeigen, wie ein biederer „Schmierendirektor" mit Kraft und Energie seinen Thespikarren durch die Mirrnisse des Daseins lenkt, und das Wort „unmöglich" in seinem Wörterbuch keine Stätte findet.

Es war im Jahre 1860.

Ich hatte meinen ersten dramatischen Kursus absolvirt, d. h. ich war bei mehreren wandernden Gesellschaften in Dreimonatsengagements thätig gewesen und hatte verschiedene Städtchen bereits mit meinem Talente unsicher gemacht, als ich mein erstes „großes Engagement" an das Stadttheater in Koblenz erhielt.

Mein erstes großes Engagement! Du lieber Gott! Achtundzwanzig Thaler Gage und dafür die Verpflichtung, in der Oper Chor mitzusingen, obwohl meine musikalischen Kenntnisse sich damals nicht weiter erstreckten, als auf die Wissenschaft, daß die erste Note unter der fünften Linie mit einem Strich durch den Kopf nach Umständen „C" heißt, während meine Stimme, wie der Kapellmeister meinte, ein obligater „Schurkebaß" war. Aber das Theater hatte doch eine Oper — großer, erhebender Gedanke! Ich konnte den Augenblick nicht erwarten, wo dieses herrliche Engagement begann, und war, von Muttern mit ein paar Gulden ausgerüstet, schon zehn Tage vor der Zeit, zu welcher ich kontraktlich eintreffen mußte, den Rhein hinab nach Koblenz gereist.

Beim Aussteigen aus dem Schiffe bereits erkundigte ich mich nach dem Stadttheater, und mein erster Gang war dahin.

Es machte gerade keinen erhebenden Eindruck auf mich, es schaute finster und sehr verdrießlich drein, aber es war immerhin ein großartiger Palast gegen die kleinen Saaltheater, auf welchen ich bis jetzt der Kunst geopfert hatte.

Mein zweiter Gang war nach einer Wohnung, und auch diese war bald gefunden. Ein in der Gegend des Theaters herumlungerndes Subjekt führte mich in die Baldwinstraße No. 18, zu einem biederen Israeliten Leopold Meyer, welcher die Geschäfte eines Metzgers, Gastwirths, Winkeladvokaten, Schächters, Wechselensalds und vielleicht noch einige Hantierungen alle in seiner Person vereinigte, und dessen Adresse ich nur deshalb hier so genau bezeichne, um alle Schauspieler zu veranlassen, sich derselben niemals zu bedienen, wenn sie je in die Lage kommen sollten, in Koblenz ein Unterkommen zu suchen.

Guter Meyer, ich habe gelobt, Dir dereinst ein literarisches Denkmal zu setzen, und kann ich dies auch heute nicht in dem Maßstabe thun, wie Du es verdienst, würdiger Zimmermaldini, der Du dem bedrängten Künstler den letzten Rock über die Ohren zieht und ihn trotz Sturm und Wetter an die Luft setzest, wenn er Dir ein paar Groschen schuldet, so werde ich mir doch später das Vergnügen machen, Dich in einer Extrauhandlung ganz solo zu behandeln, Dein edles Konterfei in seiner vollen Scharfe der Welt präsentiren, um sie vor Dir und Deiner „Wanzenburg" zu warnen.

Entschuldige diese kleine Abschweifung, lieber Leser, und bald ich Dir meinen schmierigen Freund Leopold so ohne Weiteres vorgestellt habe, um eine alte Rechnung mit ihm auszugleichen, — ich verspreche Dir auch, nicht wieder, von dem Thema abzukommen und Dir nur noch von meinem ersten Gastspiel zu erzählen.

Ich war also einlogirt. Zu thun hatte ich vorläufig nichts, und so bummelte ich denn den lieben langen Tag in den Straßen der Stadt und an den Ufern des Rheins umher.

Während ich am dritten Tage nach meiner Ankunft wieder dieser edlen Beschäftigung oblag und, an einer Landungsbrücke der Dampfschiffe lehnend, gemüthlich meine Cigarre rauchend, auf das Getümmel am Ufer starrte, berührte eine Hand leise meine Schulter. Ich drehte mich um — ein alter, schäbiger Herr stand hinter mir und: „Hasper, alter Junge, woher?" — „Wie geht's, junger Schwiemelinsky?" tönte es von unseren Lippen.

Ja, es war der alte Hasper, den ich hier zufällig antraf; das echte treue Abbild eines „wandernden Komödianten." Ein Mensch, nur glücklich, wenn er bei reisenden Gesellschaften sein Wesen treiben und sich allsberedlich in einer zum Theater umgewandelten Scheune oder Wirthshausstube „das Lederzeug anstreichen" durfte. Eine wunderbare Spezies in der Theaterwelt, deren Vertreter mein prächtiger Freund Karl Wegel in seinem unübertrefflichen Werk „Schofelmann und seine Pappenheimer"* also schildert:

„Sieh, Dein Held, es ist kein feiner Charakterkinker, Austernschmecker,
Aber es ist auch kein lump'ger Kriecher oder Speichelleder,
Nein, in dem zerriss'nen Rocke und den abgeschabten Hosen
Schreitet er auf born'gen Pfaden lächelnd wie auf blüh'nden Rosen;

— — — — — — — — — —

„Mit erhabener Verachtung blickt aufs Heer der Rezensenten
Er herab, und Lob und Tadel sind ihm nichts als Zeitungsenten.
Die Unsterblichkeit, die käuflich heutzutage — alle Wetter!
Scheint ihm lumpenhaft zerreißbar wie Papier der Käsebläter.

* Berlin bei R. Wagner, 1868.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 13.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von **Carl May.**

(Fortsetzung.

Kein Wunder, Kapitän! Ich gäbe sofort fünf Jahre meines Lebens hin, wenn ich an Ihrer Stelle gewesen wäre!"

„Ich wurde aus meinem Entzücken gerissen. Mein Ruderer hatte gelandet, und auch die Gondel war herbeigekommen. Die zweite Verschleierte setzte den Fuß auf das Land und kam herbeigeeilt."

„Almah! O Fatime, heiligste Frau des Himmels, hilf, daß sie nicht todt ist!"

Erst durch diesen Ruf wurde ich auf das Röthigste aufmerksam gemacht. Ich legte die Hand auf das Herz der Verunglückten und fühlte einen leise schlagenden Puls.

„Sie lebt. Die Hand des Todes war nicht schnell genug, die herrlichste Blume Kahiras zu brechen."

„Sie lebt?"

Mit diesen jubelnden Worten warf sie sich auf die Liegende nieder, zog sich den Schleier vom Gesicht und küßte die Bewußtlose auf Stirn, Wange und Lippe.

„Ja, sie lebt. Dank Dir, Fremdling! Du hast ein Werk gethan, welches Allah Dir niemals vergessen wird!"

Feldmarschalllieutenant Stefan Freiherr von Jovanovic.

Auch sie war schön, doch einige Jahre älter als die Andere. Noch kniete ich an der Seite der Letzteren und hatte ihren Kopf auf meinem Arme liegen, von welchem das aufgelöste, reiche schwarze Haar in lockiger Fülle herniederfloß."

„Wer ist sie? Wer seid Ihr?" frug ich, mehr unwillkürlich als mit bestimmter Absicht.

„Ich bin Aimée, die Lieblingsfrau des Vizekönigs, und diese hier heißt Almah. Wer bist Du? Ein Franke?"

Sie sprach italienisch, um von den Dienern nicht verstanden zu werden; ich durfte also annehmen, daß sie lesen könne. Noch immer kniend griff ich mit der freien Hand in meine Tasche und nahm eine Karte hervor.

„Nimm und lies, wer ich bin!"

Ich wollte weiter sprechen, wurde aber verhindert. Derjenige, welcher am Steuer der Barke gesessen hatte, trat herbei.

„Warum lässest Du

Digitized by Google

die Sonne Deines Angesichtes leuchten vor dem Manne, dem Du nicht gehörst!"

Diese Worte klangen streng. Sie wandte sich ab und ließ den Schleier fallen.

„Lebe wohl, Fremdling. Aimée sagt Dir Dank; sie wird ihre Freundin auch ohne Hülfe pflegen."

„Ist Almah auch ein Weib?"

„Nein."

Jetzt durfte ich es wagen, ohne der Herrlichen zu schaden. Ich hob ihr schwer auf meinem Arme liegendes Haupt empor und drückte Kuß um Kuß auf die halb geöffneten Lippen, zwischen denen das reine Elfenbein der Zähne hindurchschimmerte. Dann erhob ich mich.

„Wessen Tochter ist sie?"

„Ich darf es Dir nicht sagen. Hab Dank und lebe wohl!"

„Sie reichte mir ihre Hand, allerdings ein großes Wagniß. Ich drückte meine Lippen auf die zarten Spitzen ihrer Finger, und schritt wie im Traume nach meinem Kahne — —"

„Verdammt! Das war ein Fehler! Das hätte ich nicht gemacht! Ich wäre sicher nicht eher fortgegangen, als bis ich erfahren hätte, wer sie war. Doch, Sie haben sie wiedergesehen!"

„Nein."

„Was? Nein? Das ist ja vollständig unmöglich!"

„Es ist einfach wirklich. Ich nahm mir allerdings vor, nach ihr zu forschen, erhielt aber bereits am nächsten Tage den Befehl, nach Algier zu gehen — tout voila; ich bin zu Ende!"

„Zu Ende? Wirklich? So sollen wollen nicht längeren Urlaub nehmen und hinübergehen, um nach ihr zu forschen?"

„Ich bin nicht Phantast genug, um solch einen Entschluß fassen zu können, und der Dienst —"

„Ja, der leidige Dienst! Und doch! Treten Sie mir Ihre Egyptenin ab, Kapitän! Ich werde hinübergehen und den Bicekonig interveniren. Er muß mich mit seiner Aimée sprechen lassen, und von dieser ist es ja zu erfahren, wer die Unvergleichliche ist."

Der Kapitän lächelte.

„Ich kann nicht ein Gut abtreten, welches ich nicht besitze."

„So nehme ich es mir selbst. Kapitän, ich schwöre es Ihnen bei allen Liaisons der Erde, daß ich der nächster Gelegenheit nach Egypten gehe, um Ihre Bekanntschaft fortzusetzen. Aber, meine Herren, vergessen wir nicht, daß wir für jetzt weiter engagirt sind; es bleibt uns nur noch eine Viertelstunde für unsern Wirth übrig. Trinken wir. Bivat alle Aimées und Almahs; Pereat alle Pahadies und Sandals, und vor allen Dingen lebe der Entdecker des schönsten Weibes im Laude der Pharaonen. Hoch!"

Die Gläser klangen; die Flaschen entleerten sich, und als die Letzte unter der Tafel verschwunden war, erhoben sich die Herren. Der Kapitän blieb allein zurück.

Er war ernst geblieben trotz der launigen Gesellschaft. Jetzt lehnte er sich in den Sessel zurück und öffnete das Medaillon, welches an seiner Uhrkette befestigt war. Es enthielt einen Frauenkopf von jener Schönheit, welche nur unter den Gluthen des Orientes zu finden ist.

„Almah! Sie ist das erste Weib, welches ich liebe, und wird auch das letzte sein. Sie ist vor mir aufgetaucht und verschwunden, wie ein Phänomen, welches mir nie wieder erscheinen wird; aber ich habe ihre Züge festgehalten und werde von dieser süßesten meiner Erinnerungen zehren, so lange mein Herz schlägt und meine Brust athmet!"

Er trat aus der Veranda in das anliegende Zimmer und klingelte. Ein alter Mann erschien, welcher mit einer tiefen Verneigung vor der Thür stehen blieb.

„Haben Sie die Zimmer für den Pascha in Bereitschaft gesetzt?"

„Ja, Durchlaucht. Wann wird der Gast eintreffen?"

„Ich weiß es nicht. Sie werden für die nothwendige Dienerschaft sorgen müssen. Hoffentlich bleibt Ihnen bis zu seinem Eintreffen noch so viel Zeit, Alles zu arrangiren. Gestern kam der Brief des Vaters; es ist also anzunehmen, daß der Pascha vor Anfang nächster Woche nicht eintreffen wird. Für jetzt bitte ich um meinen Matrosenanzug!"

Der alte Kastellan trat einen Schritt näher.

„Durchlaucht wissen, wie lieb ich Sie habe und wie glücklich es mich macht, meinen hohen jungen Herrn nicht so stolz zu sehen wie Andere, welche weder die Geburt noch die Verdienste des Kapitän von Sternburg aufzuweisen haben. Aber — — dieses Inkognito, dieses Herniedersteigen zu den untersten Klassen der Bevölkerung, könnte es nicht einmal mit Gefahren verbunden sein, denen man nicht gewachsen ist, weil sie unerwartet hereinbrechen?"

Der Prinz reichte dem treuen Manne die Hand entgegen.

„Ich kenne Sie, Horn, und bin weit entfernt, mich durch Ihre so gut gemeinte Warnung verletzt zu fühlen. Darum will ich Sie durch die Versicherung beruhigen, daß mir keinerlei Gefahr droht, wenn ich zuweilen eine Kleidung anlege, für welche ich mich aus zwingenden Gründen entschlossen habe. Also bitte, den Anzug!"

Der Kastellan entfernte sich und brachte nach einigen Augenblicken die verlangten Kleidungsstücke. Arthur legte sie an, entwirrte sich das wohlfrisirte Haar, gab dem sorgfältig gepflegten Schnurrbärtchen eine weniger kühne Haltung, und glich nun einem Matrosen in sonntäglicher Bekleidung. Horn war ihm bei dieser Metamorphose behülflich gewesen und betrachtete mit wohlgefälligem Lächeln die prächtig gebaute Gestalt seines jungen Gebieters.

„Und dennoch, Durchlaucht, sieht man es Ihnen an, daß Sie keine gewöhnliche Theerjacke sind."

„So? Hm! Wollen sehen! Ein wenig Staub und Schmutz wird diesen Uebelstand beseitigen. Adieu, Horn!"

Er ging.

Von der Veranda zum Schloßgarten niedersteigend, verließ er den Letzteren durch eine kleine Seitenpforte, schritt zwischen einigen Weinbergen hindurch und befand sich bald auf einem Wege, welcher in regelmäßigen Windungen zur Stadt hinabführte. Dort angekommen suchte er den Hafen auf. Hier belebenden er scheinbar zwecklos auf und ab, doch ließen die scharfen Blicke, mit welchen er selbst die geringste Kleinigkeit beobachtete, errathen, daß diesem harmlosen Spaziergange dennoch eine bestimmte Absicht zu Grunde liege.

Später trat er in eine jener Restaurationen, welche meist von Seefahrern besucht werden. Der vordere Raum derselben war für gewöhnlichere Gäste bestimmt, und von hier aus führte eine Thür nach einem Nebenzimmer, in welches sich die Kapitäne und Steuerleute zurückzuziehen pflegten. Hier war es jetzt vollständig leer, und Arthur nahm in der Gaststube auf einem Stuhle Platz, welcher am offenen Fenster stand. Von hier aus hatte er einen offenen Blick auf das Treiben des Hafens und auf die See, welche von dem letzteren auf den ganzen Raum bis zum Horizont erfüllte.

Nicht weit von ihm saßen einige Matrosen beim Kruge, deren ganzes Aeußere dafür sprach, daß sie manches Jahr ihres Lebens auf dem Meere zugebracht hatten. Sie befanden sich in einem lebhaften Gespräche, welchem auch die sämmtlichen andern Gäste mit Interesse zuhörten.

„Und ich sage Euch dennoch, daß der „Tiger" ein Dreimaster ist, der es mit der größten Fregatte aufzunehmen vermag. Ich habe mit Einem gesprochen, der diente auf einer Brigg, welche von dem Kosaren genommen wurde. Er hat also das Schiff genau betrachten können," meinte einer der Leute.

„Hast nicht nothwendig, es thym zu glauben, Wilm," antwortete ein Anderer. „Der Tiger ist eine Korvette mit neun Kanonen. Ich habe sie selbst gesehen, und ich gehe —"

„Wirklich?" fragte ein Dritter. „Ich kann es Euch ganz genau sagen, was der Tiger für ein Fahrzeug ist. Er ist eine zweimastige Brigg mit lateinischem Segelwerke. Als ich vor sechs Monaten mit der „Schwalbe" fuhr, sind wir ihm begegnet und wollten ihn anspreche; aber er ging an uns vorüber, wie der Mond an dem Mopse, der ihn anbellt."

„Sonderbar," brummte der Vierte. „Ein Dreimaster, eine Korvette, eine Brigg mit lateinischem Segelwerke — daraus werde der Teufel klug! Was mich betrifft, so habe ich das Piratenschiff noch nicht gesehen und bin auch gar nicht begierig darauf, ihm zu begegnen. Nur wissen möchte ich, ob sein Kapitän wirklich ein Neger ist, wie man sich erzählt."

„Natürlich ist er ein echter und richtiger Neger, weshalb man ihn auch nicht anders nennt, als den „schwarzen Kapitän." Uebrigens ist er der einzige Pirat, welcher kein Menschenblut vergießt. Ich kenne mehrere Fälle, in denen er ein Schiff hätte entern können, und dennoch hat er, um die Menschenleben zu schonen, davon abgesehen und die Prise davongehen lassen."

„Aber nur um sie später durch List zu bekommen!"

„Das ist keine Schande für ihn, sondern das gerade Gegentheil. Aber habt Ihr auch beobachtet, daß er es meist auf Nordländische Schiffe abgesehen hat?"

„Besonders auf die Fahrzeuge der Kolonialkompagnie."

„Daher macht Norland so große Anstrengungen, seiner habhaft zu werden, aber stets ohne Erfolg. Die Sache liegt nämlich so, daß der Tiger einmal als Drei-, dann als Zweimaster und vielleicht dann gar als Dampfer erscheint. Wer will ihn festhalten? Und dazu ist sein Kapitän ein besonderer Kerl, der Haar auf den Zähnen hat. Ich habe davon sprechen hören, daß der Pirat vor dem Winde gegangen ist mit vollem Segelwerke; wer macht ihm das nach? Ein andermal haben sie ihn getroffen, daß er mit halbem Segelwerke dem Winde in die Zähne lenkte; das ist ein Kunststück, welches man für unmöglich halten möchte. Bei vollem Sturme

Digitized by Google

beidrehen oder bei halbem Sturme beidrehen, das ist ihm eine Kleinigkeit. Es gibt keinen zweiten Segelmeister, keinen zweiten Kapitän auf der Welt, der das Manövrieren so versteht, wie der „schwarze Schiffer," und der muß seine Kunst vom Teufel gelernt haben."

„Pah, es gibt anderwärts auch noch Leute, welche ein Schiff zu lenken verstehen. Ich kenne Einen, den sollte man gegen den „Tiger" schicken; der würde ihn bald erwischen."

„Meinst Du? Wer könnte das wohl sein? Der müßte schon einige Haare auf den Zähnen haben!"

„Daß Du noch nichts von dem Sternburg gehört?"

„Den Sternburg? Alle Wetter, das ist wahr; das ist ein Kerl, der es wohl mit dem „Schwarzen" aufnehmen könnte. Wo steckt er denn wohl jetzt?"

„Ich glaube in Ostindien oder auf der Südsee. Der Junge ist wohl kaum über zwanzig Jahre alt und hat so viele Teufel im Leibe, daß man ihn nur immer dahin schickt, wo sich ein Anderer nicht hingetrauen würde. Denkt an den letzten Krieg, was er da als Volontär geleistet hat."

„Er ist vom höchsten Adel, denn in den Adern der Sternburge soll sogar königliches Blut fließen, und das mag mit zu der außerordentlichen Schnelligkeit beitragen, mit welcher er im Avancement vorgeschritten ist; aber man muß doch sagen, daß er seinen Platz verdient hat. Ich möchte ihn doch einmal sehen. Wer kennt ihn?"

„Keiner von uns!"

„O doch," meinte Einer, welcher am nächsten Tische saß. „Ich habe ihn gesehen, doch allerdings nur von Weitem."

„Wenn ist das gewesen und wo?"

„Eben im letzten Kriege, als er uns den Dreimaster entgegenbrachte."

„Alle Teufel, das war ein Meisterstück! Ich habe davon erzählen hören, aber nicht recht klug aus der Sache werden können. Wie ging es denn eigentlich zu?"

„Sehr einfach. Nach dem Siege über die feindliche Flotte verfolgten wir dieselbe bis an die Küste, wo sie in der Flußmündung Schutz suchte, welche von einem festen Fort vertheidigt wurde. Ihr zu folgen war unmöglich; wir mußten sie einfach blockiren. Das war eine langweilige Geschichte, und wäre wohl noch langweiliger geworden, wenn nicht hier oder da ein kleiner Coup unternommen worden wäre, der etwas Leben in das Nichtsthun und Hinwarten brachte. Bei Allem aber, was geschah, war dieser Lieutenant ersten Ranges Arthur von Sternburg, welcher dann Kapitän wurde, dabei. Einst verlautete, daß der Kommandant des Forts den Seeoffizieren einen Ball oder so etwas Aehnliches gebe. Sternburg war es selbst, der diese Nachricht brachte. Wenn sie sich bewahrheitete, so war die Gelegenheit geboten, dem Feinde einen Streich zu spielen, und dabei entschloß man sich, einen kühnen und listigen Mann an die Küste zu setzen, welcher nachforschen sollte, ob das Gerücht die Wahrheit sage."

„Natürlich wählte man Sternburg?"

„Er meldete sich selbst. Es war bereits Nachmittag, als das Boot, welches ihn an die Küste setzen sollte, mit ihm abging. Man fuhr natürlich zunächst in die See hinaus, schlug dann einen Bogen und landete einige Stunden abwärts an einer einsamen, unbewohnten Stelle des Landes. Sternburg hatte nur einen Revolver und ein Messer mit und trug die Kleidung eines gewöhnlichen Handelsschiffmatrosen. Es gelang ihm, sich glücklich bis an den Fluß zu schleichen, wo er erfuhr, daß das beabsichtigte Fest wirklich stattfinde. Es war während dem Abend geworden, und sämmtliche Flottenoffiziere hatten sich nach dem Fort begeben."

„Alle Teufel, nun kam er doch mit seinem Berichte zu spät! Ehe er zurückgelangen konnte, mußte ja bereits der Morgen anbrechen."

„Dasselbe sagte auch er sich, und daher beschloß der kühne Mann, auf eigene Faust zu handeln."

„Bravo! Wie fing er das an?"

„Sehr einfach. Er begab sich an Bord des Flaggenschiffes und — — —"

„Des Flaggenschiffes? Der Kerl war verrückt!"

„Nicht ganz. Man wußte sehr genau, daß wir uns nicht stromaufwärts wagen konnten; daher hatte man sich vollständig sicher gefühlt und allen Offizieren außer dem jüngsten Schiffsfähnbrich Erlaubniß gegeben, den Ball zu besuchen. Der Fähnbrich hatte natürlich nichts zu thun, als sich zu ärgern, daß er hatte zurückbleiben müssen. Zur Entschädigung war ihm eine Nation Rum und Zucker zur Verfügung gestellt worden, um für die Mannschaft einen tüchtigen Extragrog zu brauen. Man war eben mit dieser Arbeit beschäftigt, als Sternburg von seinem Kahne aus um die Erlaubniß bat, an Bord kommen zu dürfen. Man fragte natürlich, was er wolle, und er gab zur Antwort, daß er Matrosendienste zu nehmen beabsichtigte und sich dem Kapitän vorstellen wolle."

„Der ist nicht an Bord," war die Antwort.

„So bringt mich zum ersten Lieutenant!"

„Ist auch von Bord."

„Zum Zweiten!"

„Auch mit fort. Nur der Fähndrich ist da. Komme herauf zu mir, Bursche!"

Sternburg schwang sich am Eimertaue empor und stand vor dem Fähndrich. Dieser frug ihn nach den gewöhnlichen Punkten und war mit den Antworten so zufrieden, daß er gar nicht begehrte, die Papiere des neuen Mannes zu sehen; das war übrigens auch nur Sache des Kapitäns.

„Kannst gleich an Bord bleiben, bis der Kapitän zurückkehrt," lautete sein Bescheid; „ich meine sehr, daß er Dich behalten wird. Geh vor zu den Mannen und stelle Dich dem Bootsmann vor!"

Sternburg that dies und wurde, da er sich zu geben wußte, nicht übel aufgenommen. Besonders erregte seine Idee, einige Flaschen Rum als Einstand zu geben, angenehme Theilnahme. Der Fähndrich, welcher sich darauf war, einmal angegangen werden zu müssen, gab mit stolzem Tone seine Erlaubniß, und der Koch stieg in den Raum hinab, um das Getränk heraufzubugsiren.

„Die Idee war zwar geschickt aber nicht schlecht!"

„Meine es auch, denn nach Verlauf von einigen Stunden hatten Grog, Rum und Tabak das Ihrige gethan. Zwar gab es keinen eigentlichen Rausch, denn dazu war die Mannschaft an fest und die Portionen zu klein, aber schlafen wollten sie Alle, schlafen mußten sie, und sogar der junge Fähndrich stieg hinab und legte sich ein wenig in die Hängematte. Man befand sich ja in vollständiger Sicherheit."

„Was wird Sternburg jetzt thun!"

„Die Sternwache hatte sich auf eine Taurolle gesetzt und schlummerte, die Sprietwache lehnte an einer Lafette und schnarchte, und der Oberbootsmann, welcher eigentlich zum Rechten sehen mußte, saß mit dem Koche in der Kambüse und zerarbeitete sich mit dem Glogrette, welcher vor ihnen stand. Da ließ sich Sternburg wieder am Eimertau hinab, zog sein Messer, papayete sich auf dem zur Disposition gesetzten Boote nach hinten und zerschnitt das große Ankertau. Jetzt hing das Schiff nur noch an den beiden Nothankern; auch diese wurden gekappt, und es begann sich langsam zu bewegen."

„Alle Teufel! Ob die Mannen das bemerken werden?"

„Sogleich jedenfalls nicht. Sternburg hing das Boot wieder an und schwang sich an Bord zurück. Er fand noch Alles, wie er es verlassen hatte, und stille zum Steuer. Dieses war natürlich angebunden. Er löste das Tau, gab dem Hebel die nothwendige Richtung und befestigte ihn dann wieder. Nun legte er sich in die Nähe der Vorderluke auf ein zusammengelegtes Segel, um das Kommando zu erwarten."

„Bin selbst auch begierig, was folgen wird!"

„Nicht viel. Das Wetter war nicht freundlich. Ein dichter Nebel lag auf dem Flusse, und ein leiser Sprühregen näßte auf das Deck nieder. Das Schiff wurde natürlich mit der Schnelligkeit des Wassers mitgenommen, doch waren seine Bewegungen so ruhig und gleichmäßig, und die Dünste so dick, daß man hatte beschworen können, daß es sich noch fest vor Anker befinde. So ging es an die zwei Stunden fort. Jetzt wurde das Glas ausgerufen und die Wache gewechselt. Die Mannen waren alle schlaftrunken. Die abgelösten Posten schliefen sofort, und die neu aufgezogenen wickelten sich ein und legten sich hinter ein Segel oder sonst etwas, wo sie Schutz vor dem Regen fanden."

„Und Niemand merkte etwas?"

„Kein Mensch!"

„Beinahe unmöglich, aber bei einem solchen Nebel — und dem Grog und dem Rum! Hm, soll mich verlangen, wie es jetzt noch kommt!"

„Weiter nichts, als daß das Fahrzeug ruhig der See entgegenging. Mittlerweile wurden die Nebel etwas leichter, und der Mann am Spriete schaute über den Mantelkragen hervor, um zu sehen, wie dick der Regen fiel. Da erblickte er vor sich am Steuerbord ein Licht und am Backbord ein zweites. Er machte Lärm und der Fähndrich erschien."

„Was gibts?"

„Zwei Lichter hier und dort!"

„Fahrzeuge, die auf uns zukommen. Es wird doch nicht etwa gar der Feind sein, der uns überrumpeln will. Holla, alle Mann — — —"

Er konnte den Befehl nicht vollständig aussprechen, denn Stern-

Digitized by Google

burg stand bei ihm und schlug ihm die Faust auf den Kopf, daß er zu Boden stürzte. Zuvor aber hatte der muthige Mann die Luke mit dem Stuckeerliegel verschlossen, so daß die Leute im Raume gefangen waren, denn die hintere Luke hatte er schon früher zugemacht, und jetzt hatte er es also nur mit den vier Mann Wache zu thun."

Der Erzähler nahm einen Schluck aus seinem Glase und fuhr dann fort:

„Der Spriet macke ging es natürlich ebenso wie dem Fähnbrich, und Beide waren im Augenblicke gebunden, so daß sie sich nach dem Erwachen nicht zu rühren vermochten. Der Mann am Steuerbord hatte von dem Vorgange gar nichts gemerkt; er schlief, ebenso auch der Mann auf der Backbordseite. Sie zu überwältigen war ein Leichtes, und ebenso erging es auch der Steuerwache. Jetzt war er Herr auf dem Decke geworden, und zwar ganz zur richtigen Zeit, denn soeben erscholl der Ruf von vorn:

„Schiff ahoi, leg klar!"

„Feindliches Flaggenschiff, genommen und kommandirt von Lieutenant von Sternburg!" antwortete er.

„Teufel! Stopp oder wir geben die volle Ladung!"

Die Sache war nämlich so, daß das Flaggenschiff jetzt die Blokadelinie erreicht hatte und im Begriffe stand, zwischen zwei Fahrzeugen unserer Flotte hindurchzutreiben. Sternburg wußte, daß der entscheidende Moment nahe sei, rief die Parole hinüber und gebot dann:

„Werft die Enterhaken herüber; werde Bord an Bord herangehen, aber schnell!"

Die Parole hatte ihn legitimirt. Er sprang an das Steuer, riß das Tau los und trieb das Schiff hart an den Bord des andern. Im Nu fielen die Enterhaken ein, und es sprangen einige dreißig Mann herüber, die er mit Freuden begrüßte, denn Ihr könnt es Euch doch recht gut denken, daß es ihm nicht gar wohl gewesen ist bei dem Gedanken, es ganz allein mit der Bemannung eines dreimastigen Orlogschiffes zu thun zu haben. Das Uebrige könnt Ihr Euch denken. Der Lärm weckte die Mannen unten im Raume, sie wollten empor und konnten nicht. Nach langer Anstrengung sprengten sie die Luke, wurden aber sofort richtig in Empfang genommen, denn auch das nächste Schiff der Linie war derbeigekommen und hatte sich an die andere Seite der Prise gelegt, so daß Männer genug vorhanden waren, den Feind zu überwältigen. Am Sonnenaufgang stand Sternburg schon vor dem Admiral, der ihm die Führung des eroberten Schiffes übergab; er hatte daselbe heimwärts zu bringen und erhielt außer einem Orden den Rang eines Korvettenkapitäns für den Streich, den mancher andere wackere Offizier wohl unterlassen hätte. Als er mit der Prise an uns vorüberschoß, habe ich ihn von Weitem gesehen, ob ich ihn aber wiedererkennen würde, wenn er mir jetzt begegnete, das weiß ich nicht. So, das ist meine Geschichte!"

Arthur hatte während der ganzen Erzählung zum Fenster hinausgeblickt, und keine seiner Mienen verrieth den Antheil, welchen er an dem Berichte nehmen mußte.

Ein Meisterstück, fürwahr!" klang es rundum. „Schade, daß er in norländischen Diensten steht und damals nur als Volontär bei uns eintrat. Solche Offiziere sollte man zu gewinnen suchen!"

„Geht nicht, zumal bei dem Wege, den die jetzige Politik einzuschlagen scheint."

„Welcher Weg?"

„Der Krieg mit Norland."

„Paperlapopp! Unser Kronprinz ist ja Gast in Norland, sogar mit der Prinzeß Asta; sie würden sicherlich nicht dort sein, wenn ein Krieg in Aussicht stände."

„Begreife ich auch nicht; aber wozu die fürchterlichen Rüstungen, welche mit so großer Heimlichkeit betrieben werden?"

„Habe nichts davon gehört."

„So halte die Augen offen! Wißt Ihr, daß unsere Offiziere heimlich Norland bereisen, um das Material zu einem Feldzugsplan zu sammeln?"

„Das ist Nederei, weiter nichts. Ich weiß nur, daß wir uns wegen des Zolles mit dem Nachbar streiten; von dem Uebrigen mag ich nichts wissen. Dinge, für welche man nicht gelehrt genug ist, soll man Klügeren überlassen; das ist so meine Meinung. Ich bekümmere mich den Teufel darum, ob Krieg werden soll oder nicht; geht es aber los, nun, da schlage ich mit zu, wie es ja auch meine Schuldigkeit ist. Und wer ein wackerer Seemann ist, der denkt gerade ebenso wie ich. Kommt, laßt uns trinken und die Politik über Bord werfen!"

Auch Arthur griff zum Glase, um es auszutrinken, und verließ dann das Lokal. Sein scharfes Auge hatte draußen auf der Rhede ein Segel bemerkt, welches sich mit solcher Schnelligkeit näherte, daß seine seemännische Theilnahme im höchsten Grade erregt wurde. Er wandte sich dem Quai zu und schritt bis an die äußerste Spitze desselben, wo ihm ein freier Blick hinaus ermöglicht war.

Das Segel, welchem seine Aufmerksamkeit galt, wurde immer größer; nach einiger Zeit unterschied man die einzelnen Leinen, dann den Rumpf, und endlich war er sich im Klaren, daß er in dem Fahrzeuge eine Yacht erkannte, welche ein so eigenthümliches Takelwerk besaß, daß er die Art derselben unmöglich zu bestimmen vermochte. Das kleine, schlanke Schiff war höchstens vierzig Fuß lang und besaß eine entsprechende Breite; dabei war es so scharf auf dem Kiel gebaut, daß bei diesem Segelwerke die Gefahr des Kenterns eine außerordentliche war. Es mußte von einem ungewöhnlich kühnen und ebenso geschickten Manne geführt werden.

Endlich hatte es den Hafen erreicht, steuerte einen anmuthigen Bogen und hielt dann gerade auf die Stelle des Quai zu, an welcher Arthur stand. Als er sich genuglam genähert hatte, erblickte er auf dem Hinterdecke einen hochgewachsenen Mann in türkischer Kleidung, nach dessen Befehlen vier Matrosen von derselben Nationalität die Segel und das Ruder bedienten. Neben ihm lag in einer grünseidenen Hängematte eine vollständig in Schleier gehüllte Frauengestalt, deren aufmerksame Haltung das Interesse erkennen ließ, mit welchem sie die neue Umgebung begrüßte.

Da, gerade vor Arthur, fielen die Segel, und der Anker rasselte in die Fluth. Straff an der Ankerkette ziehend, folgte das Fahrzeug dem Wasser und legte seinen Bord hart an die steinerne Mauer, auf welcher Arthur stand.

„Mann, ahoi!" rief der Türke. (Fortsetzung folgt.)

Dorf und Kloster Lorch.

Von

Armin Meister.

„Die Billete nach Lorch abgeben!" tönte die Stimme des Kondukteurs in dem Eisenbahnzug, welcher an einem heißen Augusttag, auf der Mittagsfahrt von der schwäbischen Residenz nach Nördlingen, hinter der Station Waldhausen einen zwischen Obstbäumen versteckten, zur Rechten und Linken von Tannenwäldern umrahmten Dorf des freundlichen Remsthals sich nahte. Bald war das in unmittelbarer Nähe des Orts befindliche Station Lorch, auch mein Reiseziel, erreicht, und der Bahnzug setzte dort außer mir noch eine Anzahl „Kurgäste" ab, denn Lorch ist seit einigen Jahrzehnten in die Klasse der „Luftkurorte" eingetreten, wozu es sich vermöge seiner Lage und der in nächster Nähe befindlichen ozonreichen Wälder besonders eignet.

Schon manchmal habe ich dem Dorf und seiner historisch denkwürdigen Umgebung einen Besuch abgestattet. Immer wieder zog es mich hin nach Dorf und Kloster; heute wollte ich wieder einmal nach der Kirche auf dem Klosterberg oben, welche dermalen einer gründlichen Restauration unterzogen wird, meine Schritte lenken.

Zuerst einige Worte über das Dorf Lorch.

Der Ort ist ohne Zweifel römischen Ursprungs; in seiner Nähe findet man wenigstens noch Spuren der Teufelsmauer, jener altrömischen Befestigungslinie, die sich von der Donau bei Regensburg über die Altmühl, Jagst, Kocher, bis an den Rhein erstreckte. Es geht auch die Sage, daß an der Stelle des heutigen Lorchs, auf den Baumwiesen im Gözenthal — auch letzterer Namen erinnert an die Römer — eine Stadt gestanden sei. Genaueres hierüber läßt sich selbstverständlich nicht feststellen. So viel aber ist gewiß, daß die Geschichte des Dorfs, welches, wie wir weiter unten sehen werden, schon bewegte Zeiten gesehen hat, weit zurückreicht. Das Marktrecht des Orts z. B. ist von sehr hohem Alter. Am 15. September 1660 wurde das noch vor dem dreißigjährigen Krieg abgegangene Recht zu zwei Jahrmärkten erneuert. Auch hatte Lorch das Recht zu Wochenmärkten, und von Alters her das zum Salzkauf oder Salzhandel, und 1724 ist von einem neu erbauten „Kornhaus" die Rede. Die Bürger hatten das Recht, aus der Rems, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht, „ein gesetzen Fisch" zu fangen.

Im Bauernkrieg, 17. April 1525, bezogen die aufrührerischen Bauern bei Lorch ein Lager, von wo aus sie das Kloster, auf welches ich später zurückkomme, verstörten.

Auch im dreißigjährigen Kriege hatte Lorch arg zu leiden. Im Jahr 1634 ward das Amt Lorch mit der Artillerie des weimarischen Heeres belegt. Ganze Familien wurden durch Hunger und Pest weggerafft. Viele Familienväter nahmen Kriegsdienst.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 14.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Arthur sah, daß es ihm galt, und stand mit einem gewandten Sprunge auf dem Decke der Yacht. Jedenfalls wollte der Türke ihm eine Frage vorlegen, schien aber daran verhindert zu sein, denn kaum hatte er jetzt sein Auge schärfer auf den jungen Mann geworfen, so trat er überrascht einen Schritt zurück und rief:

„Brandauer! Freund, ists — — —"

Er hielt mitten in der Rede inne und fuhr sich mit der Hand an die Stirne.

„Halt, das ist ja nicht möglich! Und doch — sein Sohn kann er sein — — — Wie ist Dein Name?"

„Bill Williwerk," antwortete Arthur unter einer instinktiven Eingebung. Er wollte sein Inkognito nicht aufgeben und womöglich nach der Art und Weise forschen, wie dieser Türke zur Kenntniß des Namens Brandauer komme.

„So bist Du Amerikaner?"

„Nein."

„Was dann?"

„Norländer."

„Ah, doch! Kennst Du die Hauptstadt des Landes?"

„Ich bin da geboren."

„Und den Namen, welchen ich aussprach?"

„Brandauer?"

„Ja."

„Es giebt nur einen Brandauer dort, welcher Hofschmied Seiner Majestät des Königs ist."

„Richtig! Ich hielt Dich für seinen Sohn, weil Du genau so siehst, wie er in seiner Jugend aussah. Du bist Matrose?"

„Seemann, ja."

„Auf welchem Schiff?"

„Auf keinem. Bin jetzt ohne Dienst."

„Willst Du in meinen Dienst treten? Du gefällst mir."

„Wo und wie?"

„Für die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes. Ich werde auf Sternburg wohnen."

„Keine Miene Arthurs verrieth, daß er jetzt den Mann erkannte.

„Wenn Sie gut bezahlen, ja."

„Wirst mit mir zufrieden sein. Abgemacht, topp?"

„Topp!"

Die Hände klangen in einander. Dann frug der Türke: „Bist Du hier bekannt?"

„Leidlich."

„Wo ist Schloß Sternburg?"

Arthur deutete nach der Höhe.

„Dort oben."

„So steige hinauf und melde mich! Hier ist meine Karte. Wir werden Dir auf dem Fuße folgen."

Er nahm das feine Couvert in Empfang, sprang über das Bord wieder hinüber und eilte auf dem nächsten Wege der Höhe zu. Er befand sich mit einem Male in einer eigenthümlichen Stimmung, welche man beinahe Aufregung hätte nennen können. Er hatte hart neben der duftigen Frauengestalt gestanden, deren Gewand ein leiser Wohlgeruch entströmte, der ihm vertraut vorgekommen war, trotzdem er keine Zeit gehabt hatte, sich zu fragen, wo er denselben schon einmal bemerkt habe. Durch den dünnen Gesichtsschleier hatte er ein dunkles, großes Augenpaar bemerkt, welches mit eigenthümlichem Ausdrucke auf ihm zu ruhen schien; sonst aber war von der Gestalt nichts weiter zu sehen gewesen, als das kleine, mit feinen levantinten Stiefeletten bekleidete Kinderfüßchen. Wie kam dieser Muselmann, den er jetzt noch gar nicht erwartete, dazu, eine seiner Frauen, denn das war sie jedenfalls, auf eine Reise in das Ausland mitzunehmen? Er mußte weder eifersüchtig noch von denjenigen Vorurtheilen befangen sein, welche den Moslem bestimmen, seine Frauen und Töchter von dem öffentlichen Leben auszuschließen. Und dabei schien er während seiner Reise alle gewohnten Ansprüche fallen lassen zu wollen, da er vollständig ohne Dienerschaft war, denn die Matrosen konnten als solche nicht betrachtet werden, da sie an das Schiff gebunden waren.

Er öffnete unterwegs das Couvert und zog die Karte hervor; sie enthielt auf feinstem Pergamente in goldener Schrift den einfachen Namen „Nurwan Pascha."

„Wirklich anspruchslos!" meinte Arthur. „Ein Anderer an seiner Stelle hätte hinzugefügt: „Admiral a. D., Liebling des Sultans, Vertrauter des Schah — in — Schah von Persien" und tausend Anderes noch."

Auf Sternburg angekommen suchte er den Kastellan auf. Er fand ihn in seiner Wohnung.

„Horn, eilen Sie, laufen Sie, springen Sie — — alle Beiter,

Digitized by Google

ich bin ja ganz und gar aufgeregt; ich muß wahrhaftig erst Athem schöpfen!"

„Aufgeregt? mein lieber, junger Herr!" rief die alte Kastellanin, indem sie die Hände zusammenschlug. „Durchlaucht sind ja stets so ruhig, daß etwas ganz Außerordentliches passirt sein muß, um Sie aufzuregen."

„Das ist es auch, meine gute Mama Horn. Denken Sie sich, der Pascha kommt!"

„Der Paschas? Herr Jesses, da muß ich fort, fort, fort — —!"

Sie huschte eilfertig in der Stube umher, als suche sie etwas höchst Nothwendiges, was doch nicht zu finden sei.

„Nur sachte, sachte, Alte!" ermahnte der Kastellan. „Der Pascha kommt; das ist gar nicht gefährlich, zumal wenn er nicht gleich kommt."

„Das ist es ja eben," fiel Arthur ein, „er kommt; er ist ja bereits da!"

„Bereits da? Das ist allerdings schlimm. Wo ist er denn bereits?"

„Unterwegs nach hier."

„Himmel, das ist ja böser, als ich dachte! Wir sind ja noch gar nicht mit unseren Vorbereitungen fertig, und da ist es nothwendig, daß wir schleunigst — — na, vorwärts, Alte, was steht Du denn noch hier herum! Durchlaucht, bitte, empfangen Sie ihn! Wir werden unterdessen — — —"

„Halt, Horn, dableiben!"

Die beiden eilfertigen Leute befanden sich bereits unter der Thür; auf den Zuruf des Kapitäns wandten sie sich zurück.

„Ich kann ihn nicht empfangen!"

„Nicht? Warum nicht, gnädiger Herr?"

„Weil ich verreist bin."

„Verreist? Hm, wieso?"

„Er frug mich, wer ich sei; ich wollte mein Inkognito bewahren, denn ich hatte noch keine Ahnung, daß ich den erwarteten Gast vor mir habe, und antwortete, daß ich ein Matrose sei und Bill Willmers heiße."

„Ein Matrose und Bill Willmers! Mein Gott, jetzt sehen Sie, Durchlaucht, daß bei einem solchen Inkognito nichts Gutes herauskommt. Nun können Sie nichts anderes thun, als sich blamiren, indem Sie dem Türken die Wahrheit gestehen!"

„Nein, das kann ich nicht, denn er hat mich gemiethet."

„Gemiethet? Ich begreife nicht — —!"

„Das heißt, ich stehe für die Zeit seines hiesigen Aufenthaltes als Domestike in seinen Diensten."

„Domestike — in seinen Diensten — —? Höre ich recht, Durchlaucht? Ein hochfürstlich Sternburgischer Prinz, Ritter vieler Orden und Fregattenkapitän, im Dienste eines Türken?"

„So ist es, lieber Horn, und dabei muß es auch einstweilen bleiben. Sehen Sie also ja darauf, daß mein Inkognito streng bewahrt bleibe. Mein Bild entfernen Sie aus dem Salon; es würde mich verrathen. Und wenn wir beobachtet sind, behandeln Sie mich als Fremden und Untergebenen."

„Das ist ja ganz und gar unmöglich, mein lieber, junger Herr," protestirte die Kastellanin. „Herr Jesses, wie könnte ich mich unterstehen, Euer Durchlaucht — —!"

„Sie sollen sich aber unterstehen!" fiel er ihr in die Rede. „Sie weisen mir hier unten in Ihrer Nähe ein Zimmer an, damit Sie es leicht haben, sich in zweifelhaften Fällen meine Anweisungen zu holen. Der Pascha bekommt die Gemächer meines Vaters, und seiner Dame werden die Thurmzimmer zur Verfügung gestellt."

„Seiner Dame?" frug die Kastellanin erschrocken. „Hat er denn eine Dame mit?"

„Ja; jedenfalls seine Lieblingsfrau."

„Herr Jesses, das fehlt nun gerade noch, daß wir hier Haremswirthschaft bekommen; denn so eine Frau verlangt alles Mögliche und Unmögliche: Bäder, Seifen, Pommaden, Oeurs, Zahnpulver, Schönheitswasser, Schnürsenkel, Henna für die Fingernägel und Ruß für die Augenbrauen. Und was für ein Schwarm von Dienstvolk wird dabei sein! Ein Mustapha mit einer Fatime, ein Jussuf mit einer Suleika, ein Achmet mit einer — — —"

„Gar keine Dienerschaft bringen sie mit. Ich glaube gar, sie werden nicht einmal per Wagen oder Sänfte, sondern einfach zu Fuße kommen. Sorgen Sie für die nöthige Lohndienerschaft, Horn, und empfangen Sie jetzt die Herrschaften, während ich hinauf gehe, um nachzusehen, was in den Zimmern noch zu vervollständigen ist."

„Wir — die Türken empfangen? Das geht nicht, Durchlaucht! Dazu fehlt uns das Geschick. Ich weiß ja nicht einmal, wie man so einen Pascha titulirt! Wie viele Roßschweife hat er denn eigentlich?"

„Die Roßschweife sind gleichgültig. Tituliren Sie ihn gerade so wie einen hiesigen Minister. Hier ist die Karte des Pascha, welche ich Ihnen natürlich übergeben mußte, weil Prinz Arthur nicht anwesend war. Also vorwärts, Horn, sonst kommen sie, noch ehe — —"

„Alle Wetter," rief der Kastellan; „dort kommen Sie bereits durch die Gartenpforte! Rasch, Alte! Na, ich bin neugierig, wie das werden wird."

„Durch die Gartenpforte?" frug die angsterfüllte Frau, indem sie an das Fenster eilte. „Wahrhaftig, und seine Frau ist gleich mit dabei. Herr Jesses, wie soll ich sie tituliren, Durchlaucht? Na, da ist der junge, gnädige Herr bereits verschwunden. Horn, sage mir in aller Welt, wie man eine Haremsfrau zu tituliren hat!"

„Weiß auch nicht, Alte. Habe mein Lebtage kein Harem gehabt! Rasch jetzt; wir müssen in den sauren Apfel beißen!"

„Ja, wir sind leider gezwungen, hinein zu beißen. Aber Alter, bitte, geh Du voran!"

Der Pascha kam mit seiner Begleiterin langsamen Schrittes durch den Garten. Er hatte jedenfalls die Absicht, durch die Veranda Entree zu nehmen, was die beiden alten Leute bewog, sich schleunigst nach der Letzteren zu begeben.

Der Türke war eine wirklich imposante Erscheinung. Seine hohe, breitschultrige Figur ragte um einen halben Kopf über Leute gewöhnlichen Schlages hinaus; auf dem Kopfe trug er den bekannten rothen Fez, welcher mit einer schwer goldenen Quaste verziert war; die eng anliegende Kleidung, über welche er den weiten Mantel nur leicht geworfen hatte, zeigte eine höchst ebenmäßige, kraftvolle Gestalt, um deren schlanke Taille sich der glänzende Gurt schlang, an welchem der historische krumme Säbel befestigt war. Das edel geschnittene Gesicht, aus welchem zwei dunkle, kühne Augen blitzten, wurde von einem dichten Vollbarte geschmückt, welcher bis auf die Brust herniederreichte, und wie dieser Mann so durch den Garten herbeigeschritten kam, machte er den Eindruck eines Charakters, dessen unerschütterliche Festigkeit durch die physischen Vorzüge eines kraftvollen Körper auf das Vollkommenste unterstützt wird.

Jetzt erstieg er die Stufen der Veranda, und der Kastellan trat ihm zögernd entgegen.

„Excellenz —"

„Das Auge des Pascha fixirte ihn mit einem raschen Blicke.

„Wer sind Sie?"

„Ich bin der Kastellan von Schloß Sternburg, und das hier ist meine Frau."

„Melden Sie mich seiner Durchlaucht, dem Prinzen von Sternburg. Ich werde bereits erwartet!"

„Excellenz entschuldigen. Seine Durchlaucht sind nicht anwesend und — —"

„Auf wie lange?"

„Auf unbestimmte Zeit. Daher mögen Excellenz mir und meiner Frau gütigst gestatten, uns Ihnen zur Verfügung zu stellen. Schloß Sternburg steht Ihnen offen."

„Echt! Doch — hat der Prinz den Brief von Durchlaucht, seinem Vater erhalten?"

„Allerdings, doch der junge Herr glaubten, daß noch einige Zeit bis zu Ihrem Erscheinen verstreichen werde. Ich glaube sogar, er entfernte sich nur, um Vorbereitungen für den Empfang so hoher Gäste zu treffen."

„War nicht nothwendig. Ich bin ein Seemann und zufrieden, wenn ich eine kleine Koje habe, von welcher aus ich in die See hinausblicken kann."

„O eine solche Koje wird hier wohl zu finden sein, Excellenz," meinte die Kastellanin, welche es jetzt an der Zeit hielt, auch ein Wort zu sprechen. „Und für Madame auch, wenn sie es liebt, auf das Meer hinauszuschauen. Bitte, treten die Herrschaften nur ein!"

Man betrat das Zimmer des Prinzen.

„Wer wohnt hier?"

„Der junge Herr. Hier und nebenan."

„Blos?" frug der Türke verwundert.

„Ja, blos!" antwortete die Kastellanin, welche Muth zu fassen begann. „Er ist ja auch Seemann und liebt es, nur eine Koje zu haben."

Jetzt trat Arthur ein. Nurwan Pascha wandte sich sofort an ihn.

„Du kennst die hiesigen Formalitäten beim Ankerwerfen eines Fahrzeuges?"

„Ja."

„Besorge mir das. Die Schiffspapiere befinden sich in meiner Kajüte. Und sage den Leuten, daß ich mein Gepäck sofort erwarte; den Weg herauf kannst Du ihnen beschreiben."

„Alles richtig, Excellenz!" antwortete Arthur in strammer Haltung und verließ das Zimmer.

Als er die Yacht erreichte, fand er die Effekten auf dem Verdecke bereits bereit gelegt. Die vier Matrosen hockten dabei und

Digitized by Google

ruchten ihren duftenden Jelimah. Er sprach sie türkisch an; sie verstanden ihn nicht. Jetzt versuchte er es mit dem Arabischen, und sofort sprangen sie empor und griffen nach dem Gepäcke. Der Eine aber meinte:

„Sprich die Sprache Deines Landes, Bruder; der Arabel-Bahr wird Dich verstehen!"

Drei von ihnen stiegen nach dem Schlosse empor, und der Vierte blieb zurück. Arthur stieg die schmale Treppe hinab und befand sich zwei Thüren gegenüber, deren eine er öffnete. Er befand sich in einer kleinen Kajüte, welche, wie er auf den ersten Blick erkannte, der Türkin zum Aufenthalte gedient hatte. Auch hier bemerkte er den feinen Duft, welcher ihm bereits aufgefallen war; es konnte nichts Anderes sein als Resseda, vermischt mit einem andern leisen orientalischen Parfüm. Wo war er demselben nur begegnet? Er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn über ihm verfinsterte sich die Luke und der herabblickende Araber meinte:

„Die Kajüte des Kapitäns liegt am Steuerbord!"

Er betrat den bezeichneten Raum und fand die Papiere; dann wollte er nach oben zurückkehren, fühlte sich aber durch einen höchst auffälligen Umstand aufgehalten. Den beiden Kajüten gegenüber befand sich eine Eisenwand, welche bei einer zufälligen Berührung mehr Wärme zeigte, als die Temperatur der äußeren Luft mit sich brachte. Er eilte nach oben und trat hastig auf den Araber zu.

„Rasch durch die Vorderluke hinab. Es brennt unten im Raume!"

„Feuer? Komm mit!" rief erschrocken der Mann, eilte nach dem Vorderdeck und stieg hinab.

Arthur folgte ihm. Unten war es vollständig finster.

„Feuer sagst Du? Hamdullilah, Preis sei Gott, daß Du Dich irrst! Wo soll es brennen?"

„Ich sehe es auch nicht. Aber diese Hitze hier?"

„Diese Hitze? Hat Dir die Wärme Dein Gehirn versengt, daß Du nicht bemerkst den Kessel und die Maschine, welche dem Schiffe die Schnelligkeit der Gazelle gibt?"

Jetzt hatte sich das Auge Arthurs an die hier herrschende Dunkelheit gewöhnt, und er bemerkte nun allerdings einen kleinen Kessel, welcher jedenfalls mit Petroleum gefeuert wurde.

„Eine Maschine?" rief er, im höchsten Grade erstaunt. „Wie heißt die Yacht? Ich habe vergessen, nach dem Namen zu schauen."

„Almah!"

„Almah? Wem gehört sie?"

„Dem Kapitän."

„Dann hat er den Riß zu ihrem Baue selbst entworfen. Sie ist ein Meisterstück. Auch das schärfste Auge erkennt von außen nicht, daß diese Segelyacht eigentlich ein Dampfer und zwar ein Schraubendampfer ist. Aber —"

Er hielt inne. Es fiel ihm der Umstand auf, daß die „Almah" in den Schiffspapieren einfach als Privatyacht aufgeführt war, ohne eine Beifügung, ob sie Segel- oder Dampfschiff sei. Doch konnte ihm dies gegenwärtig sehr gleichgiltig sein. Er verließ das Fahrzeug, dessen Name ihn höchst sympathisch berührte, und begab sich zum Hafenmeister, um die gebotene Meldung zu machen.

Unterdessen hatte der Kastellan mit seiner Frau die Gäste nach oben geführt. Die Zimmer, welche Nurwan Pascha zur Verfügung gestellt wurden, waren geradezu prachtvoll zu nennen, und jedes einzelne Fenster bot eine Aussicht, welche einen Seemann entzücken mußte.

„Diese Zimmer bewohnen Durchlaucht, der Herr General, wenn er sich hier befindet," erklärte Franke.

„Und welche von ihnen sind für mich bestimmt?" frug die noch immer Verschleierte mit einer Stimme, deren süßer, reiner Wohllaut wohlthuend zu Ohren drang.

„Die Ihrigen liegen eine Treppe höher. Darf ich sie Ihnen zeigen?"

„Ja, kommen Sie."

Die Wohnung, welche sie jetzt betraten, bestand aus vier im Kreise neben einander liegenden Räumlichkeiten, welche für eine Dame, und zwar mit einer Eleganz eingerichtet waren, die auf den unermeßlichen Reichthum des Sternburg'schen Hauses schließen ließ. Die beiden Männer waren unten geblieben, und die Kastellanin befand sich also jetzt mit der Fremden allein.

„Herrlich, prächtig," jubelte die Letztere, erfreut die kleinen weiß behandschuheten Händchen zusammenschlagend. „Das ist ja eine Thurmwohnung, von welcher aus man nach allen Seiten die prächtigste Aussicht hat, hier auf die See, und hier auf die Küste und dort hinein in das weite grüne Land. Und wie prächtig eingerichtet; blauer Sammt und weißer Atlas! Wer pflegt hier zu wohnen?"

„Ihre Königliche Hoheit, Prinzeß Asa von Süderland, wenn sie die Stadt besucht, um Seeluft zu athmen."

„O schön, wundervoll! Ich habe die Zimmer einer Königlichen Prinzeß!" rief die Türkin in kindlichem Jubel und hüpfte aus einem Gemache in das andere, um jede Kleinigkeit in Augenschein zu nehmen.

Die Kastellanin folgte den zierlichen Bewegungen mit Bewunderung. Das war ein körperlich vollkommen ausgebildetes Weib mit einem reinen, noch unverfälschten kindlichen Gemüthe.

„Es freut mich, daß diese Wohnung Ihnen genügt! Für die nöthige Bedienung wird schleunigst gesorgt werden, und dann wird uns jeder Ihrer Wünsche ein Befehl sein, Madame!"

„Madame?" frug sie verwundert. „Sie halten mich für eine Frau?"

„Ja doch! Sind Sie nicht eine Frau aus dem Harem des Herrn Pascha?"

„Jetzt schlug sie die Händchen nochmals und zwar im hellen Entzücken zusammen, wobei ihren Lippen ein herzliches Lachen entquoll, dessen Konsonanz goldenen Saiten zu entstammen schien.

„Ich — eine Frau — aus dem Harem des Herrn Pascha?" Und mitten im hellen Lachen schlug sie den Schleier zurück, nahm ihn vom Kopfe, warf die leichten Hüllen von sich, welche das eigentliche Gewand dem Blicke entzogen, und frug dann: „Sehe ich wirklich aus wie das Weib eines Pascha?"

Die Kastellanin trat bei dem Glanze der ihr entgegenstrahlenden Schönheit unwillkürlich einen Schritt zurück; eine solche Vereinigung der vollkommensten körperlichen Reize hatte ihr erfahrenes Auge noch niemals erblickt, und mit voller Ueberzeugung antwortete sie:

„Nein, Sie sind keine Frau, sondern — — aber — aber — bitte, befehlen Sie, wie ich Sie nennen soll!"

„Sagen Sie erst Ihren Namen?"

„Horn."

„Nun wohl, Mutter Horn, nennen Sie mich einfach Almah!"

Die Kastellanin blickte ihr mit glänzenden Augen in das herrliche Angesicht.

„Das geht nicht! Ich bin eine alte geringe Frau, und Sie sind — aber bitte, was sind Sie denn, wenn Sie nicht die Frau des Pascha sind?"

„Ich bin seine Tochter."

„Ah! Und wie titulirt man in der Türkei die Tochter eines Pascha?"

„Man nennt sie bei ihrem Namen. Darum sollen Sie Almah zu mir sagen."

„Ich muß wohl gehorchen, wenn Sie es befehlen; aber Ihr Herr Papa, wird er es leiden? Ich — ich habe mich bisher so sehr vor den Türken gefürchtet, weil sie so große Bärte und so krumme Säbel haben und an einen andern Gott glauben."

„Ah? Kommen Sie einmal her zu mir, meine gute Frau Horn; ich will Ihnen etwas sagen!" Sie ergriff die Hand der Kastellanin und zog die Letztere nahe zu sich heran. „Hören Sie: Vater ist kein Türke in der Weise, wie Sie es nehmen!"

„Nicht? Kein Türke?"

„Nein."

„Dann sind Sie auch keine Türkin?"

„Nein. Vater ist ein Christ und ich bin also auch Christin."

„Ihr wahr?" frug die Kastellanin erfreut.

„Natürlich!"

„O, das ist schön! Ich möchte Sie so gern recht herzlich lieb haben, und hätte mich dies doch nicht getraut, wenn Sie eine Türkin wären."

„So ists recht, Mütterchen! Wollen uns lieb haben, so lieb, als seien Sie auch wirklich meine Mutter!"

„Ja, haben Sie denn keine Mutter mehr?"

„Nein, ich habe Mama gar nicht gekannt; sie starb, als ich noch ein sehr kleines Kind war."

„Sie armes, liebes Fräulein! Haben Sie auch keine Schwester, keine Tante oder sonst eine Freundin?"

„Verwandte habe ich nicht. Ich wohne mit Papa auf einer Insel im Meere, und wenn er zur See geht, so bin ich mit meiner alten Dienerin und zwei Arabern ganz allein."

„Und so war es immer?"

„Immer!"

„Das ist ja fürchterlich! Auf einer einsamen Insel im Meere mit zwei Arabern und einer alten Dienerin allein zu sein. Nimmt Sie Ihr Papa nicht zuweilen mit?"

„Nein, ausgenommen ein einziges Mal und jetzt."

„Da sollen Sie hier Entschädigung finden. Sie müssen hier recht oft in Gesellschaft gehen und — —"

„O nein, das mag ich nicht; ich bin gern allein, sehr gern,

Digitized by Google

und mag gar nicht hinaus unter die vielen Leute, unter denen ich mich so fürchte. Doch kommen Sie; ich muß hinunter zu Papa; man wird jetzt wohl unsere Effekten bringen!"

Sie ließ die Schleier liegen und stieg nach unten, wo ihr Vater wirklich bereits auf sie wartete. Man sah aus den Fenstern seiner Wohnung die drei Araber die Höhe erklimmen, und nicht lange dauerte es, so befanden sich Almah und die Kastellanin im Vorzimmer beim Auspacken."

„Warum haben Sie die Araber fortgeschickt, Fräulein Almah? Nun müssen Sie diese Arbeit selbst vornehmen!"

„Sie meinen, ich soll fremde Männer für Papa sorgen lassen? O nein, das ist er nicht gewohnt, und das mag ich auch gar nicht leiden."

„So, gerade so geht es mir auch mit meinem lieben, jungen Herrn!"

„Wer ist das?"

„Prinz Arthur — —"

„Der uns hier erwarten sollte?"

„Ja."

„Aber, hören Sie, meine liebe Mutter Horn, ist das nicht ein wenig unartig von diesem Prinzen, daß er uns entflohen ist? Meine alte Dienerin hat mir sehr viel davon erzählt, daß die Männer des Abendlandes so aufmerksam gegen ihre Frauen sein. Bei einem Prinzen ist dies wohl nicht der Fall?"

„O doch! Aber er hat ja gar nicht gewußt, daß Sie mitkommen, und sodann war in dem Briefe seines Vaters ja von einer späteren Zeit die Rede."

(Fortsetzung folgt.)

Auf falscher Fährte.

Kriminalnovelle

von

Paul Lippert.

(Fortsetzung.)

„Hochwürdiger Herr," redete er ihn an, „je mehr ich das Benehmen des Doktors tadeln muß," — und er deutete auf eine Gruppe von Männern, die man nicht sehen, sondern der vollständigen Dunkelheit halber, welche auf dem Friedhof ruhte, nur hören konnte — um so angenehmer wurde ich überrascht durch die Mäßigung Ihres Teils. Ich hatte Ihnen meinen Dank dafür ab und ersuche Sie, dem kleinen unerquicklichen Zwischenfall keine Wichtigkeit beizumessen. Kreishypochondrus Leisering hat seine kleinen Schrullen, aber er ist ein vortrefflicher Mensch —"

„Wenn er nüchtern ist," fiel mit einem leichten Anflug von Humor der Kaplan ein. „Auf mich machte er den Eindruck, als wenn er heute schon verschiedene Trauersalamander gerieben hätte. Hören Sie nur, seine Stimme übertönt alle übrigen. Auch soll ihm verziehen sein, denn ich nehme an, seine Zurechnungsfähigkeit an diesem Abend war nicht weit her."

„Was ich nicht weiter bestreiten will," pflichtete Benno bei. „Herr Kaplan," fuhr er dann fort und faßte den Priester scharf ins Auge, „eine Gewissensfrage. Nicht wahr, mein Onkel kann an dieser Stelle, wo er einmal seine Ruhe gefunden hat, liegen bleiben?"

„Wenn die Gemeinde nichts dagegen hat, seine erzbischöfliche Eminenz werden es nicht hindern."

„Ich danke Ihnen, hochwürdiger Herr, und nun noch eine Frage. Woher weiß das Episkopat, als dessen Abgesandten ich Sie ansehen muß, daß mein Onkel sich selbst entleibt hat? Mutmaßungen, daß ein Selbstmord von Herrn von Karlström begangen wurde, sind allerdings und in verstärktem Maße am vorgestrigen Abend auch in mir aufgestiegen."

„Und weshalb gerade vorgestern?"

„Weil ich da durch ein Schreiben des die Untersuchung führenden Staatsprokurators verständigt wurde, daß meine Unschuld an dem Tode des Freiherrn von Karlström sich in eklatanter Weise aufgeklärt habe, und weil dieser Brief das, was Sie als erwiesen von Amtswegen an diesem Grabe vorhin verkündigt, schon dunkel andeutete."

„So will ich Ihnen nicht vorenthalten, Herr von Utrecht, denn aus Ihren Worten entnehme ich erst, wen ich vor mir habe, daß der nämliche Untersuchungsrichter, Staatsprokurator Fürnrohr, gestützt auf die Zeugenaussagen des Gendarm Siegrist, des Verwalters Damm und des Gefängnißpredigers Erdmann, zu dem Resumme gelangt ist, daß Major von Karlström freiwillig und bei klarem Bewußtsein seinem Leben selbstmörderisch ein Ende gemacht hat. Dieses Untersuchungsresultat wurde durch Pater Erdmann auch dem erzbischöflichen Stuhle zur Kenntnisnahme unterbreitet — leider zu spät, um die kirchliche Einsegnung der Leiche rechtzeitig zu verhindern."

„So wäre die ganze Untersuchung also überflüssig gewesen, so gäbe es keinen Angeklagten mehr, so wäre meine Tante — o, geschmäht, Herr Kaplan, sagen Sie mir, befindet sich die Frau Majorin von Karlström wieder auf freiem Fuße?"

„Allerdings, und sie beabsichtigt, morgen bereits nach ihrem Schlosse zurückzukehren."

„Das ich dann verlassen werde," flüsterte Benno vor sich hin, laut aber fügte er hinzu: „Und Pater Erdmann, was hat er für Gravierendes gegen meinen Onkel ausgesagt haben?"

„Mein Amtsgenosse hat von der für gewisse Fälle ertheilten Vigenz Gebrauch gemacht, das Beichtgeheimniß, weil es seine Seele zu sehr bedrückte, seinem geistlichen Gewissensrichter anzuvertrauen. Dieser aber hat ihn bevollmächtigt, den Staatsprokurator zum Mitwissenden zu machen."

„Und wer außer meiner Tante, die doch nichts zu bekennen hatte, könnte dem Gefängnißprediger die Wahrheit, nach der man seit fünf Tagen vergeblich geforscht, gebeichtet haben?"

„Der Marquis Jules d'Orange, welcher sogar in der Lage gewesen ist, einen an ihn gerichteten Brief des Freiherrn von Karlström vorzuzeigen, worin dieser ausdrücklich die Absicht sich das Leben zu nehmen zu erkennen gibt. Doch meine Mission ist erfüllt und ich muß mich von Ihnen verabschieden, Herr von Utrecht. Todtengräber" — er winkte die verkörperte Lehre des pessimistischen Nihilismus an sich heran, denn der richtige Todtengräber ist gemeiniglich ebenso materialistisch im Innern seines Herzens gesinnt, als der Professor eines Anatomiesaals — „Sie dürfen mir darum, daß kein Denkmal aus Holz, Stein, Marmor oder sonst einem Material auf das Grab zu stehen kommt. Nicht einmal eine einfache Holztafel, bei den Namen des Todten trägt, darf ich darum dulden."

Der Angeredete schulterte seinen Spaten, wischte sich mit der äußeren Handfläche über die niedrige Stirn und brummte: „Zu Befehl, Herr Kaplan, will schon die Stelle hier im Auge behalten. Verlassen sich Hochwürden nur ganz auf mich."

„Will die gnädige Frau ihrem todten Gemahl im Schloßgarten ein kleines Mausoleum errichten lassen," wandte sich der Kaplan mit flüsternder Stimme wieder an Benno, „so kann ihr das selbstredend kein Mensch verwehren."

Herr von Utrecht drückte dem Geistlichen mit Wärme die Hand. Der Edelmann brachte damit dem edlen Gefühl des Kaplans seine Huldigung dar.

Letzterer sprach mit enthlößtem Haupt noch ein kurzes Gebet vor dem Madonnenbild, dann schritt er fürbas. Der Amtsdiener wankte langsam hinterdrein.

„Meine Herren, Sie waren Zeugen meiner Unterredung mit dem Priester," redete Benno jetzt seine Kameraden an, die treu bei ihm ausgeharrt hatten. „Daß meine Unschuld an dem Tode des Majors bereits an den Tag gekommen, war Ihnen schon bekannt, daß aber auch auf meiner Tante kein Flecken einer Mitschuld, eines Verdachtes mehr lastet, haben Sie soeben erfahren. Ich ersuche Sie, diese Kunde in Ihren Kreisen zu verbreiten. Ich selbst werde für eine glänzende öffentliche Ehrenerklärung zu Gunsten meiner Tante Sorge tragen."

Die Offiziere gaben in der herzlichsten und aufrichtigsten Weise Benno die Versicherung, daß sie die Widerherstellung seiner und der Reputation der Majorin wie ihre eigenen Angelegenheiten betreiben würden, und trennten sich dann von ihrem Kameraden unter freundschaftlichen Händedrücken.

Benno hatte jetzt noch eine kurze Auseinandersetzung mit dem Todtengräber, der angewiesen wurde, Epheu, welcher das Grab des Freiherrn umwuchern sollte, um den Grabhügel zu ziehen und gleich für ein ganzes Jahr den Betrag für Instandhaltung der letzten Ruhestätte seines Onkels von dem Neffen empfing. Dann verließen auch Herr von Utrecht, Coccejus und Damm den jetzt völlig verödeten Kirchhof, dessen Thür hinter ihnen vom Todtengräber verschlossen wurde.

„Also morgen wird Eure Herrin wieder nach Schloß Karlström zurückkehren," sagte Benno zu seinen Begleitern, mit denen er die Schlangenwendungen des Weges, welcher nach dem Wittwensitze Ella's zurückführte, entlang ging. „Damm, ich verlasse mich auf Euch, daß Ihr Alles aufs Festlichste zum Empfange der Majorin in Stand setzt, und Friedrich, alter Junge, Ihr werdet ihre jeden Wunsch vom Auge absehen. Auch über die bisher von mir bewohnten Gemächer kann verfügt werden."

„Sie wollen uns verlassen, Herr von Utrecht?" riefen fast aus einem Munde die beiden Bediensteten.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 15.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Ja, wir sind eine Woche früher abgereist, als Papa eigentlich beabsichtigte. Doch, Sie wollten wohl sagen, daß Sie den Prinzen auch gern bedienen?"

„Ja, das wollte ich sagen. Ich lasse ihm von einem Andern keine Handreichung thun."

„Warum? Er ist ja doch nicht Ihr Gatte oder Ihr Vater!"

„Aber mein Herr, und dennoch dabei so lieb und gut, so mild und nachsichtig, als ob er mein Sohn sei."

„Er ist schon sehr alt?"

„Warum?"

„Weil er Fregattenkapitän ist, und Papa sagte, daß man dies sehr schwer und sehr spät werde."

„O nein, er ist erst zweiundzwanzig Jahre alt."

„Zweiundzwanzig? So jung! Sagen Sie einmal, Mutter Horn, wie sieht denn eigentlich so ein abendländischer Prinz aus? Wohl recht stolz, streng und vornehm?"

„Weiß."

„Also Prinz Arthur auch?"

„Dieser nicht — im Gegentheile! Wenn der Sie anschaut, so ist es, als ob Ihnen die liebe Sonne recht hell und warm in die Augen schiene."

„So hat er wohl Augen gerade wie — wie — wie der Matrose, den Papa mit der Karte zu Ihnen sandte?"

„Wie der — der Bill Willmers? Ja, gerade so sind seine Augen. Sie dürfen nur — — doch, da ist er, Ihr Diener!"

Die Thür zum Vorzimmer war geöffnet worden, und Arthur stand unter derselben. Almah hatte sich über einen Koffer gebeugt, jetzt erhob sie sich und wandte sich zu ihm um. Sie kannte vor ihm, gerade so wie er zu seinen Kameraden auf der Veranda gesagt hatte, wie die Schönheit in ihrer herrlichsten Inkarnation. Den schlanken und doch vollen Oberkörper bedeckte eine rothe, mit Gold gestickte türkische Jacke, unter welcher ein blaufammetnes, von massiven Silberspangen verschlossenes Mieder die herrlichste Büste mit einer Taille verband, die man mit den Fingern zu umspannen vermochte. Sie wurde umschlossen von einem mit edlen Steinen besetzten Schuppengürtel, von welchem aus weißseidene Hosen über die schön gerundeten Hüften bis herab zu den Knöcheln gingen, deren Feinheit mit der Kleine des Füßchens bezaubernd harmonirte. Auf dem schlanken, schneeigen Halse saß ein Köpfchen, dessen Anmuth ebenso wenig zu beschreiben war, wie die unvergleichliche Schönheit der Gesichtszüge, welche in ihrer Harmonie ein Ganzes bildeten, dem kein Malerpinsel und auch nicht das nachbildende Licht der Sonne gewachsen sein konnte.

Arthur war, als sie

Ernsik Pascha, Khedive von Egypten.

Digitized by Google

sich emporrichtete und mit dem kleinen, reizenden Händchen die vollen, schwarzblauen Locken aus der Stirn zurückwarf, wie erstarrt halten geblieben. Kein Glied seines Körpers bewegte sich; sein Mund war leise geöffnet und seine Augen richteten sich fast unnatürlich groß auf das entzückende Wesen, welchem am Tage seine Gedanken und des Nachts seine Träume gegolten hatten seit jenem Abende auf dem Nile.

Sie sah den erstarrenden Ausdruck seiner Züge und frug halb ängstlich:

„Was ist Ihnen? Was wollen Sie? Sie sind schon zurück!"

„Al — — Almah!" rang es sich halb seufzend und halb jubelnd von seinen Lippen; dann kam ihm die Bewegung wieder, und er machte Miene, sich auf sie zu stürzen, wurde aber von dem Blicke, welchen sie auf ihn warf, förmlich zurückgeschleudert.

„Sie wissen wie ich heiße!"

„Ja."

„Woher erfuhren Sie meinen Namen?"

Er besann sich und bemühte sich, die furchtbare Aufregung, unter welcher jedes Glied seines Körpers erbeben wollte, in die Tiefen seines Innern zurückzuringen.

„Hörte ich ihn nicht von Excellenz, dem Pascha selbst?"

„Ach so. Sie bleiben jetzt zur Disposition und lassen sich vom Kastellane Ihre Wohnung anweisen. Gehen Sie!"

Er wandte sich wie im Traume zurück und verließ das Zimmer.

„Was war mit ihm?" frug Almah. „Haben Sie sein Erschrecken gesehen, Mutter Horn?"

„Allerdings."

„Bin ich so häßlich, daß er sich vor mir fürchtet? Oder erschrak er aus einem Grunde, den ich nicht kenne?"

„Die Kastellanin war keine Diplomatin, und dennoch gab ihr die Vorsicht eine Antwort ein, die sie nicht besser hätte geben können:

„Es geht ihm wie mir; er hat Sie für eine Türkin gehalten, die sich nicht sehen lassen darf. Er hat Sie unverschleiert erblickt und hält sich nun für einen Verbrecher, dem Sie zürnen müssen; daher sein Schreck!" — —

Neuntes Kapitel.

Der tolle Prinz.

Ueber die Residenz von Süderland breitete sich ein wunderbar schöner, sternenvoller Abend, und die Luft war so mild und erquickend, daß die Promenaden von Spaziergängern wimmelten, welche unter den duftenden Bäumen wandelten, um nach des Tages Sorge und Arbeit den angestrengten und ermüdeten Geist zu erfrischen.

Unter den Promenirenden bewegten sich zwei junge Männer, welche ihrer Haltung und Kleidung nach zu den besseren Kreisen des Mittelstandes gehörten, Arm in Arm, und den Blicken, mit welchen sie die ihnen Begegnenden musterten, war es anzusehen, daß sie irgend Jemand erwarteten.

„Sie kommen nicht," meinte der Eine von ihnen, den Hut, als ob er schwitze, abnehmend, um die hohe, breite Stirn mit dem weißen Moufoir zu trocknen.

„Sie werden kommen, Karl, darauf verlaß Dich. Anna hat mir noch in der Dämmerstunde besahend zugenickt, als ich vorüberging."

„Sie wird kommen, ja; sie ist ein ruhiges, festes und treues Gemüth, und Du thatest damals wohl, gerade sie zu wählen."

„War es nicht ein eigenthümlicher Scherz, der dann so schön in Erfüllung ging?"

„So schön? Ja, ich habe auch und lange Zeit geglaubt, daß es uns zum Glücke so geschehen sei," meinte Karl mit halblauter Stimme, aus welcher eine tiefe, schwere Trauer klang.

„Zweifelst Du jetzt wirklich?"

„Wir fahren im Parke," fuhr der Gefragte, ohne auf diese Worte zu hören, wie zerstreut fort, „und uns gegenüber nahmen zwei unbekannte Damen Platz, die Eine blond und schmächtig, die Andere braun, dunkeläugig, voll Feuer und Leben und von einer Gestalt, an welcher ein Correggio nichts auszusetzen gehabt hätte. Wir wählten uns im Scherze eine von ihnen; Du wolltest die Blonde, Sanfte, ich die Braune, Schöne, Feurige. Aus dem Scherze wurde Ernst — Du bist glücklich und ich — elend."

„Karl!" rief der Andere.

„Zweifelst Du?"

„Ich begreife es nicht. Emma ist schön, besitzt ein gutes Gemüth, einen häuslichen, wirthschaftlichen Sinn und" — —

„Und weiß, daß sie schön ist," fiel Karl ein. „Sie hat ihre Mutter bei der Geburt verloren und wurde von ihrem Vater durch übergroße Zärtlichkeit und unverständige Nachsicht so verzogen, daß sie kein anderes Gesetz kennt, als das Gefühl des Augenblickes. Sie kennt ihre körperlichen Vorzüge sehr genau; sie bemerkt es, wenn sie bewundert wird, und thut man dies nicht, so fordert sie durch Blick, Bewegung und Geberde dazu auf. Sie hatte mich lieb, aber sie will ihre Vorzüge nicht mir allein widmen, sie bedarf auch der Anerkennung Anderer, welche sie mit suchendem Auge einkassirt. Bei einem solchen Charakter oder vielmehr Naturell ist sie allen Versuchungen ausgesetzt, denen gegenüber sie nicht diejenige Festigkeit besitzt, welche erforderlich ist zur inneren und äußeren Treue gegen den Geliebten."

„Du richtest zu streng. Auch ich habe sie später etwas weniger ernst gefunden, als ich sie vorher taxirte; aber sie ist noch jung, und die mangelhafte Erziehung wird sich nachholen lassen."

„Du bist ein großer Psycholog, Paul, um zu wissen, daß eine junge zweiundzwanzigjährige Dame noch zu ziehen ist."

„Doch! Du als Literat, der sehr berühmte Romane und Novellen schreibt, bist natürlich seelenkundiger als der bescheidene Uhrmacher Paul Held; aber ich meine, wenn ein Mädchen den Mann ihrer Wahl wirklich lieb hat, so wird sie ihren Fehlern gern entsagen."

„Richtig, doch von diesem gern entsagen bis zum wirklichen Aufgeben der Fehler ist ein weiter und schwieriger Weg, zu welchem eine Charakterfestigkeit gehört, welche dem Leichtsinne entgeht. Emma hat mich noch heut innig lieb, aber ihre Gesellschaft wird sie auf Abwege treiben, auf denen sie vielleicht jetzt schon wandelt."

„Karl!" rief der Andere zum zweiten Male.

„Ich bleibe bei dieser Behauptung. War es früher nicht ihr größtes Glück, des Abends an meinem Arme sich zu erholen? Und was thut sie jetzt? Sie verspricht mir, zu kommen, hält aber selten Wort, und wenn ich nachforsche, so höre ich, daß sie nicht daheim geblieben, sondern bei dieser Frau Schneider gewesen ist, deren Erziehung mir eine höchst problematische zu sein scheint. Dieses Weib hat eine Tochter, welche den Anziehungspunkt gewisser Herrenkreise bildet. Ich habe Emma gebeten, die Familie zu meiden, sie hat meinen Wunsch nicht berücksichtigt; ich habe es ihr mit Strenge befohlen, sie ist mir ungehorsam gewesen; ich sie Aufrichtigkeit und ernte Lügen; diesem Zustande möchte ich ein Ende machen und kann es doch nicht, weil ich — — sie zu innig, zu innig liebe!"

„Armer Freund!"

„Ja, arm, sehr arm! Wie reich und glücklich war ich vorher. Ich gehöre zu den gelesensten Novellisten; man bezahlt meine Arbeiten so gut, daß ich mehr einnehme als ich bedarf; ich könnte es schnell so

irgend einen Anhalt gewinnen, so mußte er eingehender forschen. Er untersuchte den Schrank, den Schreibtisch, die Nachttischchen und die Kästen der Kommode. Schon war er mit den Letzteren beinahe zu Ende, so erblickte er ein Kästchen, welches ihm vollständig fremd war; es mußte erst kürzlich in den Besitz der Geliebten gekommen sein. Er öffnete es und fand einige elfenbeinfarbene Couverts, auf denen ein sonnetenes Emi lag. Das Letztere enthielt eine kokette Schmuckgarnitur, und in jedem Couverte stak ein zierlich geschriebenes Billetchen. Er las die Letzteren; sie dufteten so sehr nach dem Weihrauche der Bewunderung und enthielten der Schmeicheleien so kräftige, daß nur einer unkundigen Seele die grobe Absicht dieser Schreibereien entgehen konnten. Unterschrieben waren die Billets mit „von Polenz, Oberleutenant."

„Hund!" knirschte Karl. „Aber ist es nicht Hundenatur, auf fremdem Gebiete zu revieren? Diese Herren dürfen mit ihren sogenannten noblen Passionen ungestraft das Glück und Wohl ihrer Nebenmenschen tödten, und wenn ein armer Teufel vor Hunger die Hand nach einem elenden Stücke Geldes ausstreckt, so reißt man ihn aus all seinen Verhältnissen, aus der menschlichen Gesellschaft, und steckt ihn, der nur noch als eine Nummer gilt, zwischen kalte nackte Mauern, die er nur verläßt, um die Seinen noch ärger bestraft zu finden, als er selbst es war. Ich werde diesen Lieutenant von Polenz finden und ein Wörtchen mit ihm sprechen!"

Er brachte Alles wieder an den früheren Platz zurück und verließ dann die Wohnung.

Nicht weit von derselben stand das Haus, dessen Parterre die Familie Schneider bewohnte. Er trat an einen der Fensterläden und horchte. Das helle fröhliche Lachen Emma's, welches ihn früher so oft beglückt hatte, ertönte im Innern. Hatte sie ihm ihr Wort gebrochen, blos um den Abend bei diesen Leuten zuzubringen? Er zweifelte. Zwar hatte er auch den Billets keine Bestellung für den heutigen Abend gefunden, doch konnte Emma diese schriftliche Bestellung, wenn eine solche erfolgt war, auch anderswo versteckt oder zu sich genommen haben. Er beschloß daher, jedenfalls zu warten, was der Abend bringen werde.

Gegenüber lag ein hohes, alterthümliches Haus mit einem breiten, tiefen Thorwege. Der eine Flügel des letzteren stand offen, und er trat in den dunklen Flur und schloß das Thor in der Weise, daß nur eine Spalte blieb, um die Straße zu beobachten.

Er hatte noch nicht lange in diesem Verstecke gestanden, als er von fern her Sporen klirren hörte. Zwei Männer nahten und hielten unweit des Thorweges an, es waren Offiziere.

„Wohin führen wir sie heut?"

„Promeniren?"

„Bah, pöuffiren!"

„Also nach den Promenaden?"

„Zu voltreich. Will allein sein mit ihr!"

„Also Stadtpark — entfernteste Parthie, da wo der Reitweg endet?"

„Ja."

Es gibt dort zwei sehr bequeme Bänke, von dichtem Gebüsch überschattet. Kein Mensch verirrt sich in diesen Winkel."

„Trefflich! Habe mir mit diesem Mädchen beinahe Mühe geben müssen — soll nicht umsonst gewesen sein — will süßen Lohn, haha — — Sie gehen mit der Ihren voran; ich werde folgen!"

Dieser Letztere sprach kurz und in einem Tone, welchem man die Gewohnheit des Befehlens anhörte. Sollte er wirklich bloßer Lieutenant sein?

Der Andere ließ einen halblauten Pfiff aus, und kurze Zeit darauf öffnete sich drüben die Thür. Emma trat hervor; der Befehlshaberische nahm sie sofort in die Arme und küßte sie. Hinter ihr verließ ein anderes Mädchen das Haus, welches der andere Offizier am Arme nahm, um sich sofort nach der vorgezeichneten Richtung zu bewegen.

„Emma, mein schönes, süßes, entzückendes Kind," hörte Karl seinen Nebenbuhler sprechen, „sind Sie gern gekommen?"

„Gern!"

„Und hat dieser — dieser Scribilfox, dessen Sie sich nicht erwehren können, nicht Bächlag auf den heutigen Abend gelegt?"

„O ja!"

„Und Sie sind nicht mit ihm gegangen! Meinetwegen, nicht wahr, mein himmlisches Mädchen?"

„Ja, nur Ihretwegen, Herr Lieutenant!"

„Recht so, meine Venus, mein unvergleichlicher Engel! Habe mich lieb, nur mich allein, dann wirst Du Glück finden ohne Ende, ein Glück, von welchem wir heut die süßesten Tropfen schlürfen können. Komm, laß uns gehen!"

Sie folgten dem voraufgegangenen Paare

Karl lehnte hinter dem Thore und hatte die fieberheiße Stirn an die kalte Mauer gelegt.

„Verloren — Alles, alles verloren! Sie wird ihm gehören und dann zu Grunde gehen. Emma, wie lieb, wie unendlich lieb habe ich Dich gehabt! Und nun — — aber, ist sie wirklich verloren? Noch nicht, wenn ich sie nicht aufgebe! Sie wird, sie muß erkennen, welcher Unterschied ist zwischen einer schmutzigen Sinnlichkeit und den reinen, treuen Gefühlen, welche ich ihr entgegenbringe. Ich werde ihnen folgen, oder vielmehr, ich werde einen andern Weg einschlagen, um ihnen zuvorzukommen.

Er kannte den Ort, welcher das Ziel ihres Spazierganges war, und es konnte ihm nicht leicht fallen, denselben noch vor ihnen zu erreichen. Als das erste Paar dort anlangte, hatte er sich bereits ein bequemes Versteck hinter derjenigen Bank, welche am verborgensten lag, hergerichtet, und als dann auch Emma mit ihrem Begleiter erschien und sich hart vor ihm plazirte, hätte er sie mit der Hand erreichen können, und er vermochte jedes ihrer Worte zu verstehen.

Der Offizier hatte den Ueberrock ausgezogen und als Teppich für das Mädchen auf den Sitz gelegt. Später nahm er auch die Mütze vom Kopfe, jedenfalls um durch den Anblick seines schönen, reich gelockten Haares die Zahl seiner sichtbaren Vorzüge zu vermehren. So wurde sein Gesicht vollständig frei; Karl konnte ihn ganz genau erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gitano.

Ein Abenteuer aus Spanien

von

Karl Hohenthal.

(Schluß.)

Schnell folgte ich der Richtung seines Auges und gewahrte einen Männerkopf, welcher vorsichtig hinter der eingestürzten Wand hervorlugte und mit ermunterndem Nicken sofort wieder verschwand. Das Erblicken desselben machte den Gebundenen unvorsichtig.

„Santa maria de Ragunna, mein Freund Diego Bonamaria! Er ist den Schuften also doch entkommen und wird uns retten!" sprach er ziemlich vernehmlich, so daß der Nachstsitzende der Wache sofort herbeitrat.

„Was habt Ihr mit einander zu sprechen!" schalt er und fuhr zu mir gewendet fort: „Rückt fort von hier, dort hin an die Mauer; es ist hier nicht der Ort zum Plaudern."

Wohl oder übel mußte ich diesem Befehle Folge leisten, kann aber hatte ich den Platz erreicht, so vermahm ich über meinem Kopfe, wo sich eine Oeffnung in dem Umfassungsgemäuer befand, eine Stimme, deren Worte jedenfalls mir galten.

„Haltet Euch ruhig, Sennor, damit die Bandisto's nicht merken, daß Jemand mit Euch spricht."

Es war Bonamaria, der sich um die Ruine herumgeschlichen und diesen Ort gewählt hatte, sich verständlich zu machen. Ich schloß die Augen und hielt meine Gesichtszüge vollständig unbeweglich.

„Ich komme von Tudela, wohin ich gesloßen war, und wollte sehen, was aus meinem Eigenthum geworden ist. Dort liegt Martinez Compos mit seinen Schaaren und hat eine Abtheilung in die Berge geschickt, um die Gegend abzusuchen. Ich werde diese Leute aufsuchen und sie hierherführen, um Euch zu befreien und mich zu rächen. Sagt dies meinem Freunde Fernando Lunez, wenn Ihr könnt, und sucht den Ausbruch zu verschieben. Addio, Sennor!"

Trotzdem diese Worte einen höchst erfreulichen Eindruck auf mich machten, suchte ich denselben doch zu verbergen. Glücklicherweise waren die Karlisten jetzt mit dem gefangenen Offizier beschäftigt, welcher sich nicht binden lassen wollte, aber doch endlich, wie ich zu bemerken Gelegenheit hatte, auf einen Wink des Zigeuners nachgab.

„So," sagte feindselig lachend der Colonel, „trotzdem auch wir die löbliche Eigenthümlichkeit haben, gefangenen Offizieren Achtung und Rücksicht zu erweisen, dürft doch Ihr auf so Etwas nicht rechnen, und das habt Ihr Eurem Bruder zu danken."

„Meinem Bruder?" fragte der Gefangene wie verwundert.

„Niemand Anderm, Don Ramirez. Da Ihr nicht bei derselben Abtheilung gestanden habt, mag Euch wohl unbekannt sein, wie ich zu dieser Aeußerung komme. Er ist vom General Jovellar nach Tolosa gesandt worden, um unsere Streitkräfte kennen zu lernen, also Spion. Unglücklicher Weise ward er von einem unserer Offiziere, der ihn kannte und sah, entdeckt und zum Tode verurtheilt. Dieses Urtheil scheint sich aber seiner Zustimmung nicht erfreut zu haben, denn eine Befreiungsbande vor der Exekution war er

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 16.

Scepter und Hammer.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

„Der tolle Prinz — in Lieutenantsuniform!“ murmelte er überrascht. „Das gibt eine Schlägerei, wenn ich mich anerstehe, ihm den Besitz meiner Braut streitig zu machen! Bah,“ setzte er zähneknirschend hinzu — „mir ganz gleich!“

Es waren fürchterliche Augenblicke für den jungen Mann, welcher ausehen mußte, daß der Gegner sich in Zärtlichkeiten erging, die ihm selbst verweigert gewesen waren, doch wollte er so lang wie möglich unbemerkt bleiben, um zu erfahren, wie weit die Untreue seines Mädchens bis jetzt gegangen war.

„Hast Du den Schmuck bereits getragen, den ich Dir brachte?“ hörte er fragen.

„Noch nicht.“

„Warum?“

„Vater darf ihn nicht sehen, und die Gelegenheit ist so kostbar, daß ich beschlossen habe, sie zum ersten Male an — an — an unserem Hochzeitstage zu tragen.“

„Recht so, mein Herz, denn daraus erkenne ich, daß Du ein sparsames, haushälterisches Weibchen sein wirst. Doch bis zur Hochzeit kann noch mancher Monat, vielleicht sogar ein ganzes Jahr vergehen. Ehe ich mir eine Frau nehmen kann, muß ich erst Hauptmann sein. Wird Dir das nicht zu lang?“

„Nein, denn ich werde Dich ja öfters sehen.“

„Natürlich, auf der Promenade oder — — oder wohl auch bei Dir?“

„Bei mir? Ich danke, Papa soll noch nichts von unserer Liebe wissen!“

„Allerdings, doch ist dies noch immer kein Hinderniß, uns in Deiner Wohnung zu sehen. Papa braucht ja nichts davon zu wissen.“

„Das ist unmöglich! Er würde trotzdem bemerken, daß ich Dich bei mir sehe.“

„Er würde es nicht bemerken. Soll ich Dir das beweisen?“

„Wie so?“

„Heut ist er ausgegangen?“

„Ja. Es ist heut der Tag, an welchem er ein Spielchen zu machen pflegt.“

„Wenn kommt er da nach Hause?“

„Vor Mitternacht sicher nicht.“

„Weckt er Dich denn, wenn Du bereits schläfst?“

„Nie.“

„Also! Es ist jetzt ein Viertel vor elf Uhr. Laß uns aufbrechen!“

„Warum?“

„Ich werde Dich recht schön ersuchen, einmal sehen zu dürfen, wie mein zukünftiges Weibchen wohnt.“

„Das geht nicht; nein, das ist unmöglich!“

„Warum? Verlange ich mit dieser Bitte zu viel?“

„Nein, aber zu so später Stunde — — nein, es ist unmöglich, Du mußt früher kommen!“

„Ja, mein Herz, kann ich früher kommen, ohne bemerkt zu werden?“

„Ich darf nicht!“

„So liebst Du mich nicht!“

„O doch!“

„Nein. Ich glaube nicht an eine Liebe, welche mir einen so einfachen Wunsch verweigert. Darf ich nicht einmal das Zimmer sehen, welches mein Mädchen bewohnt, so ist von Liebe und Vertrauen keine Rede.“

„Du bist grausam!“

„Nein. Entscheide Dich! Soll ich allein gehen oder wollen wir jetzt mit einander aufbrechen?“

Sie zögerte eine Weile mit der Antwort, dann klang es gepreßt:

„Komm!“

Sie erhoben sich und traten den Rückweg an. Das andere Paar schien zu sehr in seine eigenen Angelegenheiten vertieft zu sein, um diese Entfernung zu bemerken. Karl erhob sich, um noch vor den Vorangegangenen die Stadt zu gewinnen.

Er glaubte jetzt zu der Annahme berechtigt zu sein, daß er Emma noch nicht verloren geben dürfe; es galt nur, den Einfluß des prinzlichen Abenteurers zu zerstören, und das konnte ja nicht schwer fallen.

Er suchte gegenüber dem Wohnhause eine dunkle Thüröffnung, in welche er trat, bis sie mit ihrem Begleiter erschien. Sie zog den Hausschlüssel hervor, um zu öffnen, und eben wollte sie zur Seite treten, um dem Prinzen den Vortritt zu geben, als es hinter ihnen erklang:

„Halt! Magst Du nicht allein hinaufgehen, Emma?“

Sie fuhr erschrocken herum.

Digitized by Google

„Karl!"

„Ja, ich bin es. Bitte, gehe hinauf! Ich werde Dir morgen am Tage meinen Besuch machen, um weiter mit Dir zu sprechen; zu so später Zeit aber verlangt kein ehrlicher Mann Zutritt bei einer Dame."

„Herr, wer sind Sie?" brauste der Prinz auf.

„Ich habe keine Veranlassung, meinen wahren Namen zu verbergen; d ch brauche ich ihn nicht zu nennen; ich bin der Scribisaz, von welchem diese Dame Ihnen erzählt hat."

„Schön! Kann treten Sie gefälligst zur Seite! Ich gestehe Ihnen nicht das mindeste Recht zu, uns den Eingang zu verwehren."

„Und ich gestehe Ihnen nicht die Erlaubniß zu, ein Mädchen unglücklich zu machen, welche brav war, ehe es Ihnen gelang, sie durch Lüge und Verstellung zu bethören. Dieses Haus werden Sie heut nicht betreten!"

„Wirklich?" klang es höhnisch. „Marsch, zur Seite!"

Emma war bereits nach den ersten Worten der Gegner im Flur verschwunden, doch stand die Thür noch offen. Der Sieger, blieb, konnte eintreten. Der Prinz hatte den Literaten beim Arme gefaßt und versuchte, ihn von der Thür zu drängen; es gelang ihm nicht.

„Herr, nehmen Sie die Hand von mir," drohte Karl. „Ich möchte sonst vergessen, wer Sie sind!"

„Ah! Wer bin ich denn?"

„Entweder ein Prinz oder ein Schurke, was Beides zuweilen recht gut vereinigt zu sein scheint. Wählen Sie zwischen Beiden!"

„Spion!" knirschte der Prinz und faßte seinen Gegner mit beiden Fäusten vor der Brust. „Fort, sage ich, und zwar zum letzten Male!"

Karl drängte die Fäuste des Prinzen von sich ab, faßte ihn bei der Hüfte und schleuderte ihn gegen die Mauer.

„Wollen sehen, wer sortgeht, Sie oder — — — oh — Hülfe — — oh — —!"

Er brach zusammen, ohne den Satz vollständig aussprechen zu können. Der Prinz, von Wuth hingerissen, hatte den Degen gezogen und ihm denselben in die Brust gestoßen.

„So, Bursche; Du bist beseitigt. Jetzt hinauf!"

Ohne sich um die Folgen seiner That zu bekümmern, tastete er sich den Flur entlang nach der Treppe hin und stieg dieselbe empor. Droben stand Emma, zitternd vor Angst und Besorgniß.

„Wer da? Bist Du es, Emma?"

„Ja."

„Deine! Du wohnst doch hier, nicht wahr?"

„Ja. Aber bitte, laß mich heut allein! Wo ist Goldschmidt?"

„Vor der Thür."

„Was ist mit ihm? Um Gottes willen, sage es! Ich hörte ihn um Hülfe rufen."

„Ich mußte ihm ein wenig die Haut ritzen; das ist Alles!"

„Himmel, Du hast nach ihm gestochen?"

„Allerdings. Solchen Menschen muß gezeigt werden, wie weit sie die Erlaubniß haben, mit Andern zu verkehren."

„Mein Gott, was hast Du gethan! Das wird ein Unglück geben, wie es mich — — —"

„Papperlapapp! Wer weiß denn, wer es gewesen ist?"

„Goldschmidt selbst wird es sagen!"

„Der? Pah, der sagt nichts mehr!"

„So ist er todt? O Gott, das ist ja gar nicht möglich! Daran bin ich schuld!"

Sie bebte vor Schreck am ganzen Körper; er aber blieb vollständig ruhig.

„Denke dies nicht, Emma. Er selbst trägt die Schuld allein, denn er besitzt nicht die mindeste Berechtigung, sich in meine Angelegenheiten zu mischen. Und was wird es sein? Man findet ihn, trägt ihn fort, scharrt ihn ein, sucht nach dem Thäter, erfährt aber nichts — tout voilà! Bitte, lasse Dich und öffne!"

„Ich kann nicht, heut nicht! Der Todte liegt unten, und Papa muß bald kommen. Geh fort, geh fort; nur heut geh fort. wenn Du nicht willst, daß ich vor Angst vergehen soll!"

„Nur heut? So darf ich ein anderes Mal mit herauf?"

„Ja; aber jetzt mußt Du gehen!"

„Wenn soll ich wiederkommen?"

„Ich weiß es nicht!"

„Morgen?"

„Nein, da ist Papa zu Hause!"

„Wenn hat er wieder Spieltag?"

„Sonnabend."

„Bon! So komme ich nächsten Sonnabend!"

„Ja doch, aber bitte, gehe jetzt!"

„Punkt neun Uhr?"

„Ja."

„Du wirst Alles offen stehen lassen und dafür sorgen, daß mich Niemand kommen sieht!"

„Ich werde es, doch entferne Dich jetzt! Mir schwindelt vor Angst."

„Dann den Abschiedskuß! Gute Nacht, mein Leben. Träume süß von mir und von — unserer Hochzeit!"

Er stieg die Treppe wieder hinab und verließ das Haus. Sein Opfer lag regungslos in einer Blutlache vor der Thür; er warf einen kurzen Blick auf den Leblosen und schritt davon.

„Er hat seinen Lohn. Ein Prinz oder ein Schurke! Donnerwetter, das hat mir noch Niemand geboten, doch er hat seinen Lohn! Er erkannte mich; es war ein Glück, daß das Mädchen bereits fort war, sonst wäre es mit dieser höchst interessanten Liaison zu Ende gewesen, ohne daß ich die Früchte meiner Bemühungen hätte pflücken dürfen."

Er bog nach einiger Zeit in die Promenaden ein, welche sich mittlerweile von ihrem Publikum entleert hatten, und gelangte auf diesem Wege in die Nähe des königlichen Schlosses. Da vernahm er von der Hauptstraße her den Galopp eines Pferdes. Er blieb stehen.

„Wer ist das! Es darf ja um diese Zeit hier weder gefahren noch geritten werden! Gewiß ein fremder Sonntagsreiter, den ich ein wenig in die Trense nehmen werde!"

Er eilte vorwärts und stand bald auf dem breiten Wege, welcher nach dem Hauptportale des Schlosses führte. Der Galopp des Pferdes hatte sich in einen kurzen Trapp und dieser in langsamen Schritt verwandelt. Der Reiter wurde sichtbar. Der Prinz trat ihm einige Schritte entgegen. Das Pferd schien keiner gewöhnlichen Rasse anzugehören, der Mann aber, welcher auf demselben saß, trug einen Südwester im Nacken, eine kurze Jacke und ein paar riesige Seemannsstiefel.

„Halt! Werda?"

Der Reiter hielt sein Pferd an und betrachtete sich den Offizier, welchem der Mond voll in das Gesicht schien.

„Ich!" antwortete er dann ruhig.

„Ich? Wer ist dieser Ich?"

„Na, ich natürlich!"

„Donnerwetter, wer Du bist, meine ich!"

„Hm, was Du meinst, das weiß ich schon, mein Junge. Aber sage mir einmal, was nützt es Dir denn eigentlich, wenn ich Dir sage, wer ich bin?"

Der Mann schlang die Arme über der Brust zusammen und hatte ganz das Aniehen und die Haltung, als ob er eine recht ungemüthliche Konversation in Gang bringen wolle.

„Was ist das?" ertönte die ganz erstaunte Gegenfrage. „Du wagst es zu duzen? Kerl, Dir soll ja der Teufel in den Korpus fahren, daß — — —"

„Nah!" unterbrach ihn der Andere. „Wer mit mir Brüderschaft macht, den pflege ich Du zu nennen; das ist bei uns zur See und vielleicht auch zu Lande nicht anders Mode. Und vor dem Teufel kegelt mein Korpus jedenfalls nicht sofort davon. Doch, apropos, wer bist denn eigentlich Du, alter Maate?"

„Kerl, Du bist verrückt! Siehst Du nicht, daß ich Offizier bin? Und weißt Du nicht, daß hier in der Nähe des Schlosses zur Nachtzeit das Reiten verboten ist?"

„Offizier? Hm, ja; aber was ist das weiter? Es muß jeder Mensch Etwas sein — was, das bleibt sich gleich, wenn er es nur versteht, seine Stelle brav und ehrlich auszufüllen. So so, also hier darf man nicht reiten! Warum denn nicht, he?"

„Das wird sich finden! Jetzt bist Du arretirt. Vorwärts zur Schloßwache!"

„Arretirt? Meinetwegen! Zwar glaube ich nicht, daß Du der richtige Kerl bist, einen rechten, echten Seemann zu arretiren, aber ich bin nicht der Mann, einen guten Spaß zu verderben. Nur wünsche ich, daß Dir der Gang zur Schloßwache kein Bauchgrimmen mache. Vorwärts also. Segel auf, und fort!"

Einen höchst belustigten Blick auf den Lieutenant werfend, nahm er die Zügel wieder auf und ritt hinter dem Offizier her, welcher vor Zorn bebend nach der Seitenfronte herumbog, wo aus einigen Parterrefenstern helle Lichtstrahlen heraus auf den Platz fielen.

„Hier bleibt Du halten!" gebot der Offizier und wandte sich dann nach dem Schlosse. „Posten herbei!"

Einen am Thore stehende Schildwache kam herzu und honneurirte beim Anblicke der Uniform.

„Wer hat heut das Wachtkommando?"

„Oberlieutenant von Ranbau."

„Schön. Die Wache heraus!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

Digitized by Google

Er schritt zurück und rief mit lauter Stimme:

„Wache heraus!“

Im Nu entströmten der Thür die Gestalten der Soldaten, welche sich in Reih und Glied aufstellten.

„Ah,“ machte der Arretirte; „man bringt mich nicht selbst zum Wachtlokal; man will sich nicht sehen lassen. das Bauchgrimmen ist da!“

„Maul halten!“ schnauzte ihn der Offizier an und wandte sich dann zum Lieutenant von der Wache: „Herr Oberlieutenant, Sie kennen mich?“

Randau blickte schärfer auf.

„Zu Befehl, königl — — —“

„Halt! Diesen Menschen habe ich zu Pferde hier am Schlosse aufgegriffen, wobei er sich in unterschiedlichen Injurien und Gemeinheiten erging. Ich übergebe den Inkulpaten Ihnen und bringe auf strengste Bestrafung!“

„Zu Befehl!“ Dann fügte er, zum Arrestanten tretend hinzu: „Herab, Bursche; wollen Dich hübsch vor Anker legen!“

„So? Wärt mir auch die Kerls darnach!“ Dann nahm er sein Pferd stutzer in die Zügel, drängte es hart an den Wachtkommandanten heran, zog ein großes, mehrmals versiegeltes Schreiben aus der Satteltasche und reichte es ihm entgegen. „Herr Oberlieutenant, Sie sind Kommandant der Wache hier am Schlosse!“

Dieser Ton schien einer ganz anderen Stimme und einem ganz andern Manne anzugehören, und unwillkürlich antwortete der Gefragte:

„Ja. Warum?“

„Ich bin Kurier seiner fürstlichen Durchlaucht des Prinzen Arthur von Sternburg und habe Ihnen diese Depesche zu übergeben. Ich thue dies mit der Weisung, dieselbe morgen früh nach dem Lever Seiner Majestät dem Könige eigenhändig zu präsentiren, verstehen Sie, eigenhändig, denn der Inhalt des Schriftstückes ist von solcher Wichtigkeit, daß ich Sie verantwortlich mache für jeden Zufall, welchem es gelingen sollte, dieser Zuschrift das Wesen einer Depesche zu rauben. Im Uebrigen gebe ich mir die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!“

Er zog das Pferd empor und gab ihm die Sporen, daß es auf den Hinterbeinen eine Umdrehung machte und dann mit allen Vieren in die Höhe ging. Dabei wandte er das lächelnde Gesicht zum Prinzen:

„Adieu, mein Junge; laß Dir die Arretur besser bekommen, als sie gelungen ist!“

Dann fegte er im Galoppe davon und ließ sein Thier erst dann wieder in ruhigen Schritt fallen, als er das Schloß weit hinter sich hatte.

„Prinz Hugo als Lieutenant!“ murmelte er vor sich hin. „Gewiß kam er von irgend einem seiner Streiche zurück, welche er inkognito auszuführen pflegt. Er hat mich noch nie gesehen und also auch nicht erkannt. Die kleine Lehre und der etwas gröbere Aerger, welcher dieselbe begleiten wird, kann ihm nichts schaden. — Jetzt nun zu diesem Dichter, den ich so lange nicht gesehen habe! Für ihn muß ich ein Stündchen erübrigen, und dann geht es wieder retour!“

Er bog in eine Straße ein und hielt vor einem Hause, dessen schmaler erster Stock erleuchtet war.

„Er hat Licht, vielleicht gar Gesellschaft bei sich, da die Schatten so unruhig sich an den Gardinen bewegen.“

Nachdem er abgestiegen war, band er das Pferd an eine Ladenangel und begab sich nach der ersten Etage. Auf sein Klingeln wurde die Entreethür geöffnet, und eine ältliche Frau erschien unter derselben.

„Wer ist noch da?“ frug sie.

„Ich, meine liebe Frau Goldschmidt. Ist Karl zu Hause?“

Sie leuchtete empor und erkannte ihn.

„Mein Gott, Durchlaucht! Sie hier? Haben Sie es auch schon erfahren?“

„Was?“

„Von — — oh, Sie wissen nichts? Bitte, bitte, treten Sie ein, treten Sie ein!“

Er bemerkte ihre Augen voller Thränen und sah, daß Sie sich in einer außerordentlichen Aufregung befand. Im Zimmer befanden sich mehrere Personen, auf deren Gesichtern ein tiefer Ernst ausgebreitet lag, und aus dem geöffneten Nebenraume erklangen halblaute Stimmen.

„Hier ist etwas geschehen! Was ist es?“ frug er die Mutter des Frl undes.

„Durchlaucht, Karl ist ermordet worden,“ antwortete sie, die Hände ringend und in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend.

„Unmöglich! Von wem?“

„Das weiß noch Niemand.“

„Wo ist er?“

„Drauben. Kommen Sie!“

Sie führte ihn in das Nebenzimmer. Zwei Aerzte standen vor dem entkleideten Körper des Litteraten.

„Was wollen Sie?“ frug der Eine den Eintretenden.

„Meine Herren, mein Name ist von Sternburg, Seekapitän von Sternburg. Dieser Todte ist ein Studiengenosse von mir, und ich kam, ihn zu besuchen.“

„Ah, dann haben Sie Zutritt, Durchlaucht,“ klang die höfliche Antwort. „Uebrigens ist der Verwundete nicht todt. Der Stich hat weder Herz noch Lunge verletzt, und nur der schwere Blutverlust hat eine todesähnliche Ermattung herbeigeführt.“

„Er ist nicht todt? Er lebt!“ rief die Mutter. „Gott sei Dank; ich wäre ihm nachgefolgt.“

Der Arzt machte eine abwehrende Bewegung.

„Leise, leise, Frau Goldschmidt! Wir können Ihnen unmöglich ganz die Hoffnung nehmen, doch vermögen wir auch nicht zu verschweigen, daß sein Leben nur an einem Faden hängt; es kann im Augenblicke seines Erwachens auf eine Minute aufflackern und dann sofort für immer verlöschen. Wir werden hier bleiben bis er zu sich kommt, um nach den eintretenden Umständen handeln zu können. Schicken Sie alle überflüssigen Personen fort und vermeiden Sie jedes Geräusch.“

Man nahm Platz und auch der Kapitän ließ sich in der Nähe des Bettes nieder. Es verging beinahe eine Stunde, bis der Verwundete die Augen aufschlug und einen schmerzlichen Seufzer ausstieß.

„Wasser!“ klang es durch die lautlose Stille des Zimmers. Es wurde ihm gereicht.

„Emma,“ hauchte es leise zwischen seinen bleichen Lippen hervor; dann fielen die schweren Lider wieder zu.

Arthur begab sich leise nach der vorderen Stube, wo die Mutter des Kranken leise weinend in einer Ecke Platz genommen hatte.

„Warum gehen Sie nicht in die Krankenstube?“ frug er sie.

„Weil ich den Schmerz da nicht zurückhalten könnte. Mein Gott, wer muß der Bösewicht gewesen sein! Karl ist so gut, daß wissen Sie auch, Durchlaucht; er beleidigt mit Wissen keinen Menschen, und dennoch bringt man ihn mit als Leiche nach Hause!“

„Haben Sie bereits Anzeige gemacht?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil — weil ich gar nicht daran gedacht habe.“

„Wo hat man ihn gefunden?“

„Vor der Thür des Hauses, in welchem seine Braut wohnt.“

„So ist er bei ihr gewesen?“

„Jedenfalls.“

„Und man hat ihn beim Austritte überfallen — hm; das klingt mir nicht wahrscheinlich. Geben Sie die Sache ja der Polizei über, welche allerdings auch ganz von selber sehr ernstliche Notiz von dem Vorfalle nehmen wird. Ich habe leider nicht Zeit, länger zu verweilen, werde aber dafür sorgen, daß ich zu fast kleine über das Befinden Ihres Sohnes.“

Nach einigen Worten des Trostes und der Beruhigung verließ die Wohnung. Als er aus der Thür des Hauses trat, bemerkte er eine weibliche Gestalt, welcher die gegenüberliegende Seite der Straße zu gewinnen suchte. Sie war vor dem Schalle seiner Schritte erschrocken und hatte also Ursache, sich in der Nähe des Hauses nicht sehen zu lassen. Er eilte ihr nach und hatte sie nach einigen raschen Schritten erreicht.

„Halt, meine Dame! Warum sind Sie so eilig?“

Er erfaßte sie am Arme und blickte in ein erschrockenes, brünettes Mädchenangesicht, dessen Augen ängstlich die seinigen zu vermeiden suchten. Sie antwortete nicht.

„Nun? Darf ich um Antwort bitten, Fräulein? Warum fliehen Sie vor mir?“

„Ich floh nicht vor Ihnen,“ klang es leise.

„Vor wem denn?“

„Vor — vor Niemand.“

„Vor Niemand? Damit wollen Sie sagen, vor keiner bestimmten Person. Aber dennoch hatten Sie das Bestreben, nicht bemerkt zu werden. Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“

Sie schwieg. Er fühlte ihre Hand, die er gefaßt hielt, zwischen der seinigen zittern.

„Ich hoffe, Sie werden mir Auskunft geben, sonst fühle ich mich in die unangenehme Lage versetzt, Sie nach einem Orte zu bringen, wo Sie zur Antwort gezwungen sind.“

„Warum?“

„Es ist an einem Freunde von mir ein Mordanfall verübt

Digitized by Google

worden, und ich vermuthe nach Ihrem Verhalten, daß Sie zu dieser Thatsache auf irgend eine Weise in Beziehung stehen."

„Lebt Karl noch?"

„Karl? Ah, Sie kennen ihn? Sie kamen, um sich Gewißheit über seinen Zustand zu holen! Ihr Name, Fräulein?"

„Emma Vollmer."

„Wir unbekannt. Sie sind vielleicht — — —!"

„Ich — ich war die — die Geliebte Karls."

„War? Sie sind es nicht mehr? Ah! — — — Er wurde vor Ihrer Thür gefunden?"

„Ja."

„So war er vorher bei Ihnen?"

„Nein."

„Aber Sie waren daheim?"

Sie schwieg. Dieser Mann frug trotz eines Inquisitionsrichters. Wer war er? Mußte sie denn überhaupt Rede stehen? Und doch hielt er sie so fest, und doch sprach er in einem solchen Tone, daß sie antworten mußte:

„Nein."

„Ah — — —!"

Er faßte sie auch am andern Arme und zog sie näher, um ihr lange und fest in das Angesicht zu blicken.

„Sie haben jetzt einen andern Geliebten?"

„Ja."

„Was ist er?"

„Offizier."

„Welchen Ranges?"

„Lieutenant."

„Wie heißt er?"

„Hugo von Zarheim."

„Zarheim? Bah, gibts nicht — findet man sogar im Gothaer nicht! Hugo — — oh — — hm — — Sie waren heut mit ihm promeniren?"

„Ja."

„Er begleitete Sie bis zur Thür?"

„Ja."

„Und da trat Ihnen Karl entgegen?"

Sie schwieg. Er wiederholte seine Frage dringlicher.

„Nein. Ich habe ihn heut gar nicht gesehen."

„Ah, Fräulein, Sie mögen Andere täuschen, vielleicht sogar meinen Freund, der es jedenfalls ehrlich mit Ihnen gemeint hat, mir aber sagt der Ton Ihrer Stimme etwas ganz Anderes als Ihre Worte. Wie alt ist dieser Lieutenant Hugo?"

„Einundzwanzig."

„Blond?"

„Ja."

„Ein feines Schnurrbärtchen?"

„Ja."

„Eine Narbe über die rechte Wange?"

„Ja," antwortete sie verwundert. (Fortsetzung folgt.)

Auf falscher Fährte.

Kriminalnovelle

von

Paul Lippert. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Franzose, denn als solcher verrieth er sich auf den ersten Blick, entledigte sich seiner Handschuhe erst nachdem er Platz genommen, und ließ dabei den einen auf den Fußboden herabgleiten. Schnell bückte sich Benno danach, hob ihn auf und reichte ihn seinem neuen Nachbar. Dieser bedankte sich in französischer Sprache, und die Unterhaltung zwischen den beiden Herren kam in Fluß. Auch der Reserveoffizier war des Französischen so weit mächtig, daß er seinen Theil an der Konversation damit bestreiten konnte. Als das Dessert herumgereicht war, hatte die gegenseitige Annäherung schon weitere Fortschritte gemacht und die Visitenkarten waren zwischen Benno und seinem Nachbar ausgetauscht worden. Ersterer fündete sich eine Manilla, der Franzose eine Cigarrette an, und beide Herren verfügten sich auf den Vorschlag des Chevalier d'Anjou, als welcher er sich durch seine Karte ausgewiesen, nach einem verglasten Balkon des Hôtels, von dem aus dem Auge die Gelegenheit zu beobachten im reichen Maße geboten wor, während die Außenwelt die auf dem Balkon Sitzenden nicht erkennen konnte, so lange die Fenster geschlossen blieben.

Der Kellner servirte Kaffee mit Kirschwasser und der Chevalier wandte sich, nachdem er seinem jungen Bekannten eine Vorlesung über die wohlthätigen Wirkungen des Kirschbranntweins auf die Magensäfte nach einem guten Diner gehalten, plötzlich mit der Frage an Benno: „Und Sie beabsichtigen längere Zeit in Monte Carlo zu bleiben? Ist es wohl indiskret zu fragen, ob aus Gesundheitsrücksichten oder aus anderen Gründen?"

Herr von Utrecht blies eine lange Rauchwolke vor sich hin, nahm die Cigarre aus dem Mund und äußerte: „Wäre es nicht zweckmäßig, den einen Fensterflügel herabzulassen, der Rauch verflüchtet sich leichter, und die würzige Abendluft zieht zu uns hinein."

Chevalier d'Anjou antwortete hierauf, indem er den lebernen Riemen erfaßte, den Fensterflügel damit aus seiner Umrahmung hob und hinabgleiten ließ.

„Herr von Utrecht," sagte er dann, „die freudige Ueberraschung, welche ich vorhin an der Tafel offenbarte, als ich in Ihnen einen Deutschen, einen Vertreter der Nation, welche ich achte und liebe, erkannte, mag Ihnen dafür bürgen, daß es mehr als bloße Neugierde bei mir ist, wenn ich mich erdreiste, eine Frage an Sie zu richten, die für unsere junge Bekanntschaft allerdings zudringlich genug klingt, und die Sie mir auch offenbar nicht beantworten wollen."

„Warum nicht?" nahm Benno das Wort. „Daß ich nicht zur Wiederherstellung meiner Gesundheit hierher gekommen bin, werden Sie mir wohl ansehen, denn, Gott sei Dank! ich bin gesund wie ein Fisch. Es müssen daher andere Gründe sein, die mich nach Monte Carlo geführt haben."

„Unglücklicher, Sie wollen doch nicht etwa hier spielen?" rief der Chevalier aus.

„Und weshalb nicht?" entgegnete Benno. Die Wahrheit zu sagen, hatte er noch gar nicht daran gedacht, das Kasino, wo dem Gott Pharao geopfert wird, zu betreten, aber Widerspruch reizt, und in diesem Augenblick empfand er ein gebeimes Lüstchen, sein Glück zu versuchen.

„Thun Sie es nicht, lassen Sie sich warnen," flehte der Franzose, fast in dem beschwörenden Tone eines zärtlichen Vaters. „Ihr Interesse, das Sie an meiner Person vielmehr an der Wohlfahrt meines Beutels zu nehmen scheinen, frappirt mich ordentlich. Sagen Sie, Chevalier, welchem Umstande verdanke ich diese rührende Sorge, mich nicht in die Netze des Spieleufels fallen zu lassen?"

„Die Stirn des Franzosen umwölkte sich, er fuhr mehrmals mit der Hand über seine hohe Stirn, als wolle er Erinnerungen wecken oder verscheuchen. Endlich nahm er das Wort und sprach mit langsamer schleppender Stimme: „Schelten Sie mich einen Pedanten oder Thoren, aber ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, welches mich antreibt Ihnen zuzurufen: Auch ich war einst jung, blühend und lebenslustig, wie Sie, als die Sirene des Spiels mich in ihren Strudel hinabzog. Mit dem Glück meines Lebens, mit der Ruhe meines Gewissens habe ich es gebüßt, und büße es noch. Darum nochmals, beherzigen Sie den Warnungsruf eines erfahrenen Mannes: fliehen Sie das Spiel! Doch, um Ihnen mein ganzes Inneres zu enthüllen" — und seine Blicke hafteten sich auf Benno's Hand — „dies ist es noch allein, was mir jene abmahnenden Worte diktirte. Sie tragen da einen Ring an Ihrem Finger, ein Chrysopras, dessen seltsame Fassung ich schon einmal in meinem Leben angestaunt. Es ist lange her, daß ich zuerst diesen Goldreif mit seinen kleinen grinzenden Satyrköpfen oben an der Umrandung des Steins, an der Hand eines Mannes blitzen sah, dem damals der Himmel so voll von Geigen hing, als heute Ihnen, und der jetzt — doch lassen wir dies, es gehört nicht hierher. Ich will nicht forschen, wie Sie zu dem Ringe gekommen sind, aber das traurige Schicksal des Mannes, der ihn einst getragen, es war ein Deutscher und ein Rheinländer wie Sie, sollte mir nimmer auf Sie vererbung, und deshalb meiden Sie den Spieltaal!"

„Herr Chevalier," sagte Benno mit erkünstelter Ruhe, denn in seinem Innern gährte es wie die klüftige Glockenspeise vor dem Gusse, „unmöglich muß ich Ihnen bemerken, daß ich nicht nach dieser Spielhölle gereist bin, um meine Finanzen zu verbessern, und daß ich zur Noth auch einige tausend Franks verspielen kann, ohne mir ein graues Haar deshalb wachsen zu lassen. Sodann aber verbinden Sie mich sehr, wenn Sie es nicht bei den dunklen Andeutungen bewenden, sondern mich auch den Namen des Mannes erfahren lassen, der diesen Ring einst den seinigen genannt hat."

„Sie haben ein gewisses Recht, Herr von Utrecht, diese Auskunft zu verlangen, so vermehrter Sie denn: der frühere Besitzer dieses Ringes nannte sich Freiherr Major von Karlström."

Der Franzose fixirte den jungen Mann scharf, während er den Namen des Selbstmörders aussprach, doch Benno hatte sein Mienenspiel so in der Gewalt, daß er ohne nur mit der Wimper zu

Digitized by Google

Für alle Welt!

4. Jahrg. 1880.

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 17.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Drei Karte.

Schön; ich vermuthete den Zusammenhang, weil ich ihn zufälliger Weise traf, als er von Ihnen kam. Fräulein, Karl Goldschmidt ist ein Ehrenmann, ein berühmter Dichter, welcher unter den besten und reichsten Mädchen des Landes wählen könnte, wenn er etwas mehr prätensiös sein wollte; haben Sie sich von ihm getrennt, so haben Sie auf ein Glück verzichtet, wie es Ihnen an der Seite eines Andern niemals werden kann. Dieser Lieutenant Hugo von Zarheim aber ist ein Wüstling, ein Schwindler, welcher schon hundert Mädchen unglücklich gemacht hat und auch Sie verlassen wird, wenn Sie ihm gewährt haben, was er sucht. Er ist nicht Lieutenant und heißt nicht Zarheim, sondern er ist Reitergeneral und heißt Hugo, Prinz von Süderland. Er ist der jüngste Sohn Ihres Königs und unter dem Namen der „tolle Prinz" bekannt."

„Hugo — Prinz Hugo — ein königlicher Prinz?!" klang es von ihren Lippen, aber mehr erstaunt als erschrocken. „Ists wahr?"

„Es ist wahr. Kennen Sie den Prinzen nicht persönlich?"

„Nein."

„So verschaffen Sie sich sein Bild und vergleichen Sie! Sie wissen jetzt genug, und ich hoffe, Sie handeln so, daß ich zu Karl, wenn er je wieder aufleben sollte, mit Achtung von Ihnen sprechen darf. In Beziehung aber des Anfalles ist es sehr möglich oder vielmehr sogar wahrscheinlich, daß Sie gerichtlich vernommen werden. Jetzt gehen Sie. — Gute Nacht!"

Sie enteilte mit hastigen Schritten, und er trat zu seinem Pferde. Als er sich aufgeschwungen hatte, warf er noch einen Blick hinauf nach den Fenstern, hinter denen plötzlich so vieles und großes Leid eingekehrt war, und ritt dann davon.

Als er die Ro-

Digitized by Google

sideng im Rücken hatte, dehnte sich die breite Heerstraße in langen Windungen zwischen blühenden Gesträuchen hin, bis sie in den Wald trat, dessen magisches Dunkel das Gemüth des einsamen Reiters zum Träumen stimmte.

Diese Emma Wollmer war kein schönes, sogar ein sehr schönes Mädchen, welche alle Gaben der Natur besaß, um einen Mann innig glücklich zu machen, und doch — — that sie es? Kann ein Mann überhaupt an seine Lieben, an sein Weib glauben. Droben am Himmel stehen Millionen von Sternen so fern, und dennoch, je näher man ihnen kommt, je besser man sie kennen lernt, desto mehr bemerkt man, daß sie alle, alle diese scheinbare Festigkeit nie besessen haben und nie besitzen werden. Sind nicht alle unsere Ideale geistige oder verkörperte Lichtgebilde, welche aufgehen, kulminiren und — verschwinden?"

„Und wie ist es mit meinem Sterne?" frug er halblaut. „O Almah, herrliches unvergleichliches entzückendes Wesen, sei mir eine Sonne, welche niemals trügt, und ich will der Parse sein, der vor Deinem Glanze kniend liegt und Anbetung athmet bis zum letzten Hauche seines Lebens!"

Er verfiel in ein tiefes, glückliches Sinnen. Er gedachte des Abends am Nil, an welchem er die Herrliche zum ersten Male erblickte, an das Sehnsuchtsgefühl, das ihn dann erfüllt hatte, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, sie zu fassen, und an das namenlose Glück, welches ihn gleich einem großen Schrecken durchzuckt hatte, als sie ihm zum zweiten Male in seiner eigenen Behausung entgegengetreten war. So sann und sann er; Viertelstunden einten sich zu Stunden; eine Meile Weges wurde nach der anderen zurückgelegt, und als der Morgen erglänzte, hielt er auf seinem dampfenden Rosse am Rande der Ebene, deren gegenseitige Grenze der Höhenzug bildete, hinter welchem das Terrain zur Küste des Meeres niederstieg.

Eine Stunde später saß Nurwan Pascha mit Almah auf dem Balkon seiner Wohnung und schlürfte den Mocca, welchen ihm das schöne Mädchen drunten in der Küche der Kastellanin eigenhändig bereitet hatte. Auf der herrlichen Scene vor und unter ihnen lag der goldene Glanz des Sonnenlichtes; die Wogen der See blitzten in grünlich-goldenen und bläulich-silbernen Reflexen, welche sich draußen am fernen Horizonte in von unvergleichlichen Farben gesättigten Tinten verloren, und hier in der Nähe, auf der Küste, am Quai, im Hafen regte sich ein Leben von so vielseitiger, munterer Geschäftigkeit, daß man nicht müde wurde, seinem nie ruhenden Pulse zu folgen.

Vom äußersten Ende der Stadt ertönte ein scharfer, schriller Doppelpfiff; gleich einer Riesenschlange wand sich ein Dampfzug an der Küste hin, trat dann zwischen die Berge hinein und verschwand hinter den Höhen, welche das Binnenland vor den gefräßigen Fluthen des Meeres schützten.

„Mit diesem Zuge fährt er," meinte der Pascha.

„Wer."

„Ah, es ist wahr, Du weißt nichts davon. Ich meine unsern neuen Diener."

„Will Wollmers? Wohin fährt er?"

„Nach der Residenz. Er hat mir eine höchst wichtige Depesche zu besorgen."

„Eine höchst wichtige? So hast Du wohl ein recht gutes Vertrauen zu ihm, Papa?"

„Allerdings. Du hast jedenfalls meine gestrige Ueberraschung bei seinem Anblicke bemerkt. Es war mir, als sei mein liebster, bester Jugendfreund herbeigekommen, um mich zu begrüßen, ganz er, jeder Zug des Gesichtes, die Haltung, die Stimme, der treue, verständige Blick des Auges, und trotzdem er es unmöglich sein kann, da dieser Freund in meinem Alter steht, und trotzdem er einen mir vollständig fremden Namen führt, kann ich mich nicht von dem Gedanken, nicht von der Ahnung trennen, daß mein Irrthum nicht ganz und gar ein vollständiger sei. So oft ich mit ihm spreche, möchte ich ihn nicht Wollmers sondern Brandauer nennen."

„Weißt Du, Papa, daß es mir auch recht eigenthümlich mit diesem Matrosen geht?"

„Wie so?"

„Papa das kann ich Dir nicht sagen! Du bist mein Vater, und was Du thust und sprichst, das ist, als hätte Gott es gethan und gesprochen. Wie andere Männer sind, das weiß ich nicht, aber — aber, wenn jetzt ein Sturm hereinbräche, daß die Wogen über unserer kleinen Yacht zusammenschäumten, und dieser Wollmers spräche zu mir: „Komm, ich gehe mit Dir in das Wasser und bringe Dich an das Land, ich würde ihm folgen und darauf schwören, daß er es vollbringt."

Das scharfe Auge des Pascha blickte hinaus in das Weite; es war seinem adlerartigen Blicke nicht anzusehen, was er über die Worte der Tochter dachte. Diese hatte den prachtvollen Arm, welcher berückend unter dem leichten, seidenen Gewebe hervorschimmerte, auf die Balustrade gelegt und beobachtete das Treiben in der Nähe.

„Papa, schau den Reiter da unten!" rief sie plötzlich. „Ist ein solcher Galopp nicht fürchterlich?"

„Allerdings gefährlich, höchst gefährlich bei solchem Terrain. Der Mensch muß beiden leisesten Fehltritte des Pferdes den Hals brechen. Ich wette, es ist einer jener jungen, unvorsichtigen Kavallerieoffiziere, denen der Ruhm, ein kühner Reiter zu sein, höher gilt, als die Vorsichtsrufe des Vaters und der Mutter!"

„Er lenkt nach der Höhe ein —"

„Und zwar auf dem Wege, welcher nach Schloß Sternburg führt. Wer mag es sein!"

Er erhob sich und blickte stärker hinab.

„Wollmers!" rief er dann, ebenso überrascht wie zornig.

„Wollmers, Papa? Das ist doch nicht möglich! Ein Matrose kann doch auf keinen Fall ein solcher Reiter sein!"

„Er ist es aber doch. Es scheint, als ob an diesem einfachen Manne Alles ungewöhnlich, sogar — sein Gehorsam, seine Dienstfertigkeit. Ich glaube ihn mit meiner höchst dringlichen Depesche unterwegs nach der Hauptstadt und wohl bemerken, daß es ihm beliebt, spazieren zu reiten, bevor er an die Ausführung meines Befehles denkt. Nur bin ich neugierig, von wem er sich das Pferd geborgt hat!"

„Papa, ich bitte —!"

„Was?"

„Sei nicht barsch mit ihm; er wird es nicht wieder thun! Du glaubst es gar nicht, wie dein Blick schmerzt, wenn Du zürnst!"

„Und ihn soll er nicht schmerzen?"

„Vergieb ihm! Er kennt Dich noch nicht und wird es nicht bös gemeint haben."

„Eine Depesche ist kein gewöhnlicher Brief, Kind. Ich muß ihn empfangen, wie er es verdient hat!"

Er erhob sich und begab sich hinab, um den Kommenden zu erwarten. Almah war nicht von seiner Seite gewichen. Hatte sie die Ahnung, daß ein einziger Strahl ihres Auges hinreichend sei, alle schmerzenden Blitze unschädlich zu machen, welche das Auge des Vaters schleudern könnte?

Der Hufstritt des Pferdes ertönte, und Arthur ritt in den Hof. Die Beiden bemerkend, nahm er den Hengst kurz auf und sprengte in zierlichem kurzem Galopp, einen Bogen schlagend, bis vor die breiten Granitstufen, auf denen sie standen, und stand dann nach einem gewandten Schwunge aus dem Sattel vor ihnen. Der Pascha blickte ihm zornig in das vom scharfen Ritte gerötherte Gesicht.

„Wem gehört das Pferd?"

„Dem Prinzen von Sternburg."

„Wer hat Dir erlaubt, es zu reiten?"

„Der Kastellan."

„Und wer noch?"

„Niemand."

„So! Also meiner Erlaubniß bedarf es zu einem Spazierritte, währenddessen ich Dich auf der Reise nach der Residenz vermuthe, nicht! Du bist kein gehorsamer Diener; ich kann Dich nicht gebrauchen; Du kannst gehen!"

Der Gescholtene schlug kein Auge nieder; er blickte dem Pascha ruhig in das Angesicht und antwortete.

„Zu Befehl, Excellenz!"

Sich scharf auf dem Absatze herumdrehend, schritt er davon.

„Papa!" bat Almah, indem sie die Hand auf den Arm des Vaters legte.

Dieser hatte eine solche Eile von Seiten des Dieners gar nicht erwartet.

„Wollmers!" gebot er.

Der Gerufene drehte sich um.

„Excellenz!"

„Komm noch einmal näher!"

Arthur folgte dem Rufe.

„Warum gehorcht Du jetzt so schleunig?"

„Um Excellenz zu beweisen, daß ich kein ungehorsamer Diener bin."

„Und dennoch bist Du es, sonst hättest Du den vorhin abgelassenen Kurierzug nach der Residenz benutzt, um meine Depesche zu expediren."

„Excellenz haben mir nicht befohlen, diesen Zug zu benutzen."

„Gebot ich Dir nicht, die Depesche schleunigst zu übermitteln? Es ging am Abende kein Zug mehr, wie Du sagtest, folglich —"

„Folglich bin ich zu Pferde nach der Residenz, Excellenz."

Digitized by Google

„Zu Pferde? Diesen weiten Weg? Unmöglich!“

„Bei einem solchen Pferde iſt es ſehr möglich. Ich kehre eben zurück; die Depeſche wurde um Mitternacht übergeben.“

„Wem?“

„Dem Kommandanten der Schloßwache.“

„So wird ſie der König heut Vormittag leſen. Du wurdeſt gefragt, von wem ſie ſei?“

„Nein. Ich ſchnitt alle Erkundigungen durch die Angabe ab, daß ich ein Kurier von Schloß Sternburg ſei.“

„Gut! Ich habe mich vorhin geirrt. Du bleibſt!“

„Zu Befehl, Excellenz!“

Er wandte ſich ab und trat zum Pferde, welches er nach dem Stall führte. Dann ſuchte er das Stübchen auf, welches er als Domeſtik erhalten hatte.

„Papa, hat ſie ihn, als ich von ihm fortgewieſen wurde! Sie iſt gut und mild; ihr Angeſicht ſagt nicht, wie die Züge ſo vieler Frauen, welche man innerlich ganz anders findet, als das Aeußere es verſpricht. Ihr Auge iſt rein und wahr wie das Kriſtall der Quelle, welche das kleinſte Sandkorn des Bodens erblicken läßt. Almah, ſei Du das köſtliche Ziel, nach welchem ich ſtrebe, und wenn es mir beſchieden iſt, es zu erreichen, ſo will ich vom Geſchicke nichts mehr verlangen, als nur die Kraft, mit Deine Liebe für immer erhalten zu können!“

Er öffnete das Medaillon und drückte das Bild der heimlich Geliebten an ſeine Lippen. Dann ſtellte er ſich ſinnend an das Fenſter.

„Was mag es ſein, was den berühmten Admiral nach Tremona führt? Und wie kam der Vater mit ihm zuſammen? Es iſt ein eigenthümlicher Brief, welchen er mir ſchreibt!“

Er öffnete ein Käſtchen und entnahm demſelben einen Bogen, welchen er entfaltete und las:

„Mein lieber Junge!

Ich erfuhr in Deinem letzten Briefe, daß Du Urlaub bekommſt und nach Tremona gehen wirſt. Das gönne ich Dir von ganzem Herzen und wünſche, ich könnte bei Dir ſein. Da dies aber nicht der Fall ſein kann, ſo ſende ich Dir einen Stellvertreter, nämlich keinen Andern, als den berühmten Seehelden Nurman Paſcha, welcher eine Kleinigkeit mit der Süderländiſchen Regierung zu reguliren hat und mich frug, ob es in Tremona ein anſtändiges Logement gebe, wo er einige Zeit lang ungeſtört ſeinen Neigungen leben könne. Ich erzählte ihm von Dir und Schloß Sternburg und erbielt von ihm die Erlaubniß, ihn Deiner Gaſtfreundſchaft empfehlen zu dürfen. Er wird einige Tage nach dem gegenwärtigen Briefe bei Dir anlangen, und ich bin überzeugt, daß Ihr beiden Seethiere bald Wohlgefallen an einander finden werdet. Sorge beſonders dafür, daß er ſich frei und ohne von zudringlicher Neugierde beläſtigt zu ſein, bewegen kann!

Allem Anſcheine nach bereitet ſich zwiſchen Norland und Süderland ein Bruch vor, deſſen Länge und Breite jetzt unmöglich abzumeſſen iſt, und ich habe eine kleine Ahnung, daß der Beſuch des Paſcha in Tremona mit dieſem Umſtande in enge Verbindung zu bringen ſei. Mir ſcheint, es ſolle Süderland im Falle eines Krieges an einem tüchtigen Seemanne, vielleicht — doch ſoll dieſe Bemerkung keineswegs eine Mahnung enthalten, den Paſcha unter Deine Unterſicht zu nehmen. Er iſt eine vollſtändig unburchdringliche Perſönlichkeit, und neben ſeiner hohen ſeemänniſchen Charge ein gewandter Diplomat, dem man nicht gern eine unangenehme Deklination einflößen möchte. So ſoll ihm noch vor ganz Kurzem beim Vicekönige von Egypten eine Miſſion gelungen ſein, an deren Schwierigkeit die Bemühungen ſeiner Vorgänger gründlich ſcheiterten. Nimm ihn auf wie mich ſelbſt, und — à propos, er hat eine Tochter, welche er, — ich ſage Dir einſtweilen nur ſo viel, daß ich ſie heirathen werde, wenn Du kein Mittel findeſt, dies zu verhindern. Leider wird er ſie wohl nicht mitbringen; ſie iſt in echt orientaliſcher Abgeſchloſſenheit erzogen worden, und ſo ſcheint es wahrſcheinlich, daß er ſie nicht dem bewegten Leben einer großen Hafenſtadt ausſetzen werde.

Vielleicht iſt es mir möglich, noch vor Ablauf Deines Urlaubes Dich in Tremona zu überraſchen. Bis dahin ſei gegrüßt von Deinem

treuen Vater.

Iſt es Dir noch nicht gelungen, eine Spur von der Zigeunerin Zarba aufzufinden? Ich würde Vieles darum geben, ihr einige Fragen vorlegen zu können.

Der Obige.“

Noch war er mit dem Zuſammenfalten dieſes Briefes beſchäftigt, ſo klopfte es und die Kaſtellanin trat ein.

„Darf ich das Frühſtück ſerviren, Durchlaucht? Mein lieber junger Herr ſind die ganze lange Nacht hindurch zu Pferde geweſen und haben während dieſer Zeit wohl kaum etwas Ordentliches genoſſen!“

„Ja, ich habe Hunger, meine liebe Mutter Horn. Zeigen Sie einmal, was Sie mir bringen!“

„Ich bringe immer nur, was Sie gern haben, Durchlaucht. Und wiſſen Sie, wer es geſchnitten und auf den Teller arrangirt hat?“

„Natürlich Sie.“

„O nein, Fräulein Almah iſts geweſen.“

„Die Türkin? Die wird doch das Frühſtück für ihren Bedienten nicht ſelbſt bereiten! Ich nehme natürlich an, daß ſie gewußt hat, für wen es beſtimmt iſt.“

„Sie hat es gewußt und dennoch die kleinen Häutchen nicht geſchont. „Er iſt während der ganzen Nacht zu Pferde geweſen und von Papa dafür gar noch ausgeſcholten worden,“ hat ſie geſagt; „ich muß dafür ſorgen, daß er nicht hungert.“ Uebrigens iſt ſie gar keine Türkin, ſondern eine Chriſtin.“

„Wh! Iſt dies wahr?“

„Sie hat es mir ſelbſt geſagt; und auch ihr Vater iſt ein Chriſt. Er hat ſie auf einer einſamen Inſel erzogen, und wenn er fort geweſen iſt, ſo hat ſie ſich mit zwei Heiden und einer alten Dienerin allein befunden.“

„Welche Inſel iſt das geweſen?“

„Das weiß ich nicht, aber wenn Sie es wiſſen wollen, ſo werde ich ſie einmal fragen. O, ſie ſagt mir Alles; ſie iſt die echte reine Liebe. Durchlaucht, wenn ich ein Mann wäre, die müßte meine Frau werden! Sie iſt ſo ſchön wie die Sonne, und ſo gut wie keine Andre mehr. Wenn ich daran denke, daß ſie einmal beinahe ertrunken wäre, ſo zittere ich vor Angſt!“

„Ertrunken?“

„Ja, ertrunken. Das iſt da drüben geweſen in — na da, wo der König Pharao auch ertrunken iſt —!“

„In Egypten?“

„Ja, ſo heißt die Gegend. Da iſt, ſie mit der Frau vom Könige einmal des Abends auf dem Waſſer ſpazieren gefahren und dabei aus dem Kahn gefallen. Herr Jeſſes, wie leicht konnte ſie da verloren ſein. Aber da iſt ein Fremder geweſen, der hat ſie noch erfaßt und iſt mit ihr an das Land geſchwommen.“

„Wer war es?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber ſie weiß es?“

„Auch nicht. Er hat der Königin ſeine Karte gegeben, und die hat ſie wieder verloren.“

„Ah, weſſen Karte man verliert, an Dem iſt Einem nicht viel gelegen.“

„Das mag wahr ſein, hier aber iſt es ſicherlich anders; denn Almah kann ihr Herzeleid darüber, daß ſie ihrem Retter nicht einmal danken kann, gar nicht beſchreiben.“

„Vielleicht findet ſi. ihn noch!“

„Das iſt möglich, denn ſie weiß wenigſtens ſo viel, daß er Korvettenkapitän geweſen iſt. Vielleicht könnten Durchlaucht ihn ausfindig machen, da es ein Kamerad iſt; aber Sie dürfen leider wegen dem Inkognito nicht mit ihr darüber ſprechen. Herr Jeſſes, wäre das ſchön, wenn das Inkognito nicht wäre!“

„Warum?“

„Weil dann zwei gute, liebe Menſchen mit einander verkehren könnten, wie es ſich für ſie ſchickt und gehört. Adieu, Durchlaucht; nun muß ich fort, denn es gilt, an das Diner zu denken!“

Der Kapitän lächelte ſtill vor ſich hin. Auch ihm kam es vor, daß es weit ſchöner wäre, wenn er ſich ihr in ſeiner wahren Eigenſchaft zeigen könne, doch leider ſchien es ihm nicht gerathen, den Paſcha durch das Geſtändniß der Wahrheit in Verlegenheit zu bringen. (Fortſetzung folgt.)

Helene von Bonſee.

Roman

von

Bernhard Stavenow. (erbeten.)

(Fortſetzung.)

„Mein Gott, ich habe davon gehört,“ antwortete Frau von Saltawood, „und gewiß war es unrecht von mir, Ihnen nichts davon zu ſagen; allein ich fürchtete, Ihnen So ge zu machen und

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 18.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Aus diesem Grunde besorgte er einige Aufträge desselben im Laufe des Vormittages mit dienstlicher Treue, und war eben in das Schloß zurückgekehrt, als er, die Höhe hernieder blickend, eine Lohnequipage bemerkte, welche sich dem Schlosse zu emporbewegte. Sie war offen, und er konnte deutlich die Gestalt erkennen, welche, in einen Militärüberrock gehüllt, in stolz-nachlässiger Haltung im Fonde saß.

„Prinz Hugo! Ah, als Abgesandter seines Vaters, jedenfalls in Folge der von mir überbrachten Depesche!“ Sein Gesicht nahm einen finstern Ausdruck an.

„Heute wird er nicht die Lieutenantsuniform tragen, und — ab, wenn er Almah erblickt, so wird er Feuer und Flamme sein. Einem Charakter von seiner Rücksichtslosigkeit ist es zuzutrauen, daß er die Heiligkeit des Gastrechtes und die Eigenschaften ihres Vaters vergißt. Doch dann wehe ihm; ich werde über sie wachen!“

Er sorgte dafür, daß ihn der Prinz nicht sofort zu sehen bekam, und dies fiel ihm nicht schwer, da zur persönlichen Bedienung des Paicha einer der arabischen Matrosen von der Yacht gerufen worden war, und er nur die Aufgabe zu haben schien, die Verbindung mit der Außenwelt zu unterhalten.

Als er nach einiger Zeit in sein Zimmer zurückkehrte und dabei an der Küche vorübergehen mußte, stand die Thüre derselben um eine Lücke offen und er vernahm die Stimme Almahs. Unwillkürlich blieb er stehen.

„Er ist kein Prinz!“

„Kein Prinz?“ frug die erstaunte Stimme der Kastellanin. „Wie so?“

„Von Geburt mag er es wohl sein, aber nicht von Gesinnung. Einen Prinzen habe ich mir anders vorgestellt.“

„Wie denn ungefähr?“

„Wie — wie — nicht wie diesen Mann, dessen Augen beleidigen und dessen Höflichkeiten kränken, sondern wie — wie — nun —“ lachte sie — „fast so flott, ehrlich und gut wie den Matrosen, den Papa gestern gemiethet hat. Papa sagt auch, daß er gar nicht wie ein Bordeckmann aussehe und der Sohn sehr anständiger Eltern sein müsse. Ich möchte gar nicht wieder hinauf zu Papa, wenn ich nicht ihm und dem Gaste die Honneurs der Tafel zu machen hatte, wie sich der Prinz ausdrückt.“

„Ja, ein guter Herr ist er nicht, dieser Prinz Hugo, meinte die Kastellanin; „man darf es natürlich nur nicht öffentlich sagen. Er wird im ganzen Lande nicht anders genannt, als der „tolle Prinz,“ und besonders müssen sich die jungen Damen hüten, ihm zu begegnen.“

„Sie ist gewarnt,“ dachte Arthur und trat in sein Zimmer.

Als er nach eingenommenem Mittagsmahle hinaustrat und einen Blick hinunter nach der Stadt warf, sah er einen Mann emporsteigen, welcher zuweilen halten blieb und das Schloß wie Einer beobachtete, welcher sich noch nicht vollständig klar ist über die besten Schritte zur Erreichung eines vorgesteckten Zieles. Er blieb zuweilen einige Augenblicke sinnend stehen und schritt dann wieder eine Strecke empor, um von Neuem sinnend innezuhalten. Endlich erreichte er doch das Thor und sah sich hier Arthur gegenüber.

„Friede sei mit Dir, mein Sohn!“ grüßte er salbungsvoll, das weiße Leinentuch aus der Tasche des langen Schafrockes nehmend, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen. „Wer wohnt in diesem schönen Hause?“

„Es gehört dem Fürsten von Sternburg.“

„Ist der Fürst zu sprechen?“

„Er ist nicht hier.“

„Wer vertritt ihn hier?“

„Sein Sohn, Prinz Arthur.“

„Prinz Arthur, der Norländische Seekapitän? Ist er daheim?“

„Warum?“

„Warum? Mein Sohn, ich bin ein Diener am großen Weinberge Christi; was ich thue und was ich frage, das thue und frage ich auf Geheiß des göttlichen Geistes, dessen Eingebung nicht Jedermann erfahren darf. Ist der Prinz daheim?“

„Warum? frage ich nochmals, denn auch ich bin ein Diener und gehorche meinem Herrn. Auf meine Auskunft kommt es an, ob er daheim ist oder nicht.“

„Mein Sohn, ich habe mit einem Gaste des Prinzen zu sprechen.“

„Wer ist dieser Gast?“

„Ein Türke, ein Ungläubiger, dessen Seele ich retten will vor dem ewigen Verderben. Ist der Prinz daheim?“

„Jetzt ist er nicht im Schlosse anwesend; er wird Euch also in Euren frommen Bemühungen nicht stören, ehrwürdiger Vater.

Digitized by Google

Geht durch das Portal und eine Treppe empor, so werdet Ihr einen Diener finden, welcher Euch anmelden kann!"

„Ich danke Dir, mein Sohn. Nimm meinen väterlichen Segen!"

Er schritt nach dem Portale zu, in welchem er verschwand.

„Ein Jesuit. Die frommen Väter werden hier im Lande geduldet; mir sind sie ein Gräuel! Bekehrungsversuch? Pah! Jedenfalls ist es eine ganz andere Absicht, die ihn zum Pascha treibt."

Er blieb am Thore halten, um die Rückkehr des Mannes zu erwarten. Es dauerte gar nicht lange, so sah er ihn kommen.

„Mein Sohn, ich muß Dir zürnen!" klang ein Vorwurf zwischen den schmalen, bleichen Lippen der hagern Gestalt hervor.

„Weshalb?"

„Der Ungläubige war nicht allein; er hatte einen hohen Offizier bei sich, dessen Anwesenheit ihn verhinderte, meinen Worten Gehör zu schenken. Warum hast Du mir nicht gesagt, daß er keine Zeit habe?"

„Weil Ihr mich nicht darnach gefragt habt. Adieu!"

Er wandte sich indignirt ab und ging nach dem Garten. Er wandte sich, um seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können nach dem hintersten Theile desselben, und war kaum dort angelangt, so vernahm er seitwärts ein Geräusch, welches ihn emporblicken ließ.

Auf der hohen Mauer ritt ein Mann, welcher ihm grüßend zunickte und dann mit einem Sprunge vor ihm stand.

„Was willst Du? Wer hat Dir erlaubt, auf eine so ungewöhnliche Weise hier Zutritt zu nehmen?"

„Zarba!"

Der Mann sprach nur dies eine Wort aus; aber es hatte eine sehr in die Augen fallende Wirkung.

„Zarba?" rief Arthur. „Kennst Du sie? Wo ist sie? Schickt sie vielleicht Dich hierher?"

Der Mann lächelte. Er war beinahe in Lumpen gekleidet, und sein Gesicht, der lang herabhängende Schnurrbart und die nackten, schmutzigen Füße ließen in ihm einen Zigeuner erkennen.

„Zu Euch, dem Prinzen nicht!" antwortete er.

„Du kennst mich?"

„Ich kenne Euch und liebe Euch, denn Ihr seid ein Freund von meiner Herrin, welche mächtig und groß ist unter dem Volke der Weissagung."

„Wer ist Deine Herrin?"

„Zarba."

„Und sie sendet Dich nicht zu mir?"

„Nein."

„Aber Du kommst doch nach Schloß Sternburg. Was sollst Du hier?"

„Es ist ein großer Mann hier anwesend, welcher aus dem Morgenlande stammt und vom Fürsten geschickt wurde?"

„Ja," antwortete Arthur erstaunt. „Wer hat Dir davon erzählt?"

„Zarba weiß Alles. Ich muß mit diesem Manne sprechen."

„Was?"

„Nichts. Ich habe ihm nur ein Schreiben zu geben."

„Er ist jetzt nicht allein; er hat Besuch. Du mußt also warten!"

„Ich kann nicht warten. Wollt Ihr dieses Papier ihm übergeben?"

„Ja."

„Ich komme wieder, um mir die Antwort zu holen."

Er wandte sich wieder nach der Mauer.

„Halt!" gebot Arthur. „Du wirst mir einige Fragen beantworten, ehe Du von hier gehst!"

„Welche?"

„Wo ist Zarba?"

„Das darf ich nicht sagen."

„Und wenn ich Dich zwinge?"

„Der Zigeuner ist frei. Ihn zwingt Niemand. Und wenn ihn die Gewalt besiegt, so stirbt er, aber sein Mund schweigt."

„Aber wenn ich Dich bitte?"

„Dann werde ich Euch Auskunft geben."

„Nun?"

„Zarba wußte, daß Ihr nach ihr fragen würdet, und gebot mir, Euch zu sagen, daß ihr Geist stets neben Euch wandelt, ihr Auge alles sieht, was Ihr thut und ihrem Ohre kein Laut Eures Mundes entgeht. Sie muß verborgen bleiben noch eine kleine Weile; ist aber die Zeit gekommen, so wird sie erscheinen, auch ohne daß Ihr sie ruft."

„Ist sie weit von hier?"

„Ich sagte, daß mein Mund schweigen und mein Fuß eilen muß. Ich habe den Mann zu verfolgen, welcher mit Euch brannen am Thore sprach."

„Wer ist er?"

„Eine Viper, welche Euch sticht, sobald Ihr sie berührt. Seid gegrüßt von Zarba, der Königin ihres Volkes, und lebt wohl!"

Einen nahe an der Mauer stehenden Baum benutzend, kletterte er auf dieselbe empor und war in der nächsten Minute auf der andern Seite verschwunden.

Arthur hielt das kleine, zusammengefaltete und mit einem höchst eigenthümlichen Siegel versehene Billet in der Hand. Jetzt hatte er Gelegenheit gehabt, den Wunsch des Mädchens zu befolgen und sich über Zarba vollständige Gewißheit zu verschaffen, doch war ihm der Bote mit der Gleichheit eines Aales entschlüpft. Aber er mußte ja wiederkommen, um sich die Antwort zu holen, und dann gab es vielleicht Gelegenheit, die jetzt erfolglose Erkundigung mit besserer Wirkung zu erneuern.

Er schritt langsam wieder dem Schlosse zu, da hörte er leichte Schritte, welche ihm entgegenkamen, und blieb halten. Es war Almah. Der Weg hier war schmal und wurde zu beiden Seiten von Buschwerk begrenzt. Er machte Miene, sich in das Letztere einzudrücken, um den Weg freizugeben, sie aber hielt ihn mit einer Bewegung ihrer Hand davon ab.

„Bill — nicht wahr, so heißest Du —?"

„Ja."

„Papa hat Dir wehe gethan. Sei ihm nicht gram dafür!"

Er blickte ihr in die Augen, und dann mußte er die seinigen schließen, denn er fühlte, welche Gluth seinem Herzen entstieg, um sich in den Blick zu drängen.

„Almah — nicht wahr, so heißen Sie?"

„Ja."

„Und wissen Sie, was dieses Wort bedeutet?"

„Nein."

„Almah heißt Seele, und — ohne Seele gibt es kein Leben, gibt es nur Tod. Erhalten Sie Dem das Leben, welcher ohne Sie sterben müßte!"

Er theilte das Gebück mit den Armen und zwängte sich hindurch. Er fühlte, daß er zu viel gesagt habe, aber bei dem Anblick dieses herrlichen Geschöpfes hatte sich die Liebe in ihm aufgebäumt, so daß ihm die Worte wider Willen und gegen alle Absicht entfahren waren.

Er suchte den verlassenen Pfad wieder zu gewinnen und war dann auf demselben noch nicht weit fortgeschritten, so vernahm er abermals ein nahendes Geräusch. Er bog um eine Ecke und wäre fast mit Prinz Hugo zusammengestoßen. Dieser erkannte ihn sofort und blieb überrascht stehen. Er trug Generalsuniform und schien im Begriffe zu stehen, Jemand zu suchen.

„Halt! Treffe ich Dich hier, Bursche?" meinte er mit einem stechenden, verächtlichen Blicke. „Daß Du den „Jungen" an der Schloßwache vergessen? Hier, nimm ein Souvenir daran!"

Er holte aus, um Arthur einen Schlag in das Gesicht zu versetzen, dieser aber erhob einfach den Fuß und versetzte ihm einen solchen Tritt in die Gegend des Magens, daß er nach hinten zwischen die Sträucher stürzte.

„Behalte mit dem „Jungen" auch das Souvenir. Nur ein Schurke nimmt Etwas von Dir an!"

Mit diesen Worten wandte er sich ruhig vorwärts. Er erwartete, daß der Gegner ihm sofort folgen werde, da er aber nicht das geringste Zeichen davon bemerkte, so blieb er nach kurzer Zeit stehen.

Er ist mit dem Pascha fertig und hat bemerkt, das Almah in den Garten ging. Jetzt folgt er ihr und wird es vorziehen, sie statt meiner aufzusuchen. Soll ich ihm folgen? Ja, denn in seiner Nähe vermag sie nur ein starker, schlagfertiger Arm vor Beleidigungen zu schützen!"

Er schritt noch eine kurze Strecke vorwärts und bog in einen zweiten Weg ein, welcher ebenfalls nach der Gegend des Gartens führte, in welcher die beiden zu vermuthen waren. Lange blieb er ohne das geringste Zeichen, daß sie sich getroffen hatten und noch anwesend seien, endlich aber vernahm er zwei Stimmen und schritt leise der Gegend zu, in welcher dieselben ertönten.

Gerade an dem Orte, an welchem er mit dem Zigeuner gesprochen hatte, fand Almah und vor ihr der tolle Prinz, welcher vor der Begegnung mit ihr jedenfalls die Spuren entfernt hatte, welche seine Uniform von der Begegnung mit Arthur davongetragen hatte. Man sah es dem Mädchen an, daß sie sich ihm gegenüber in Verlegenheit befand. Ihre Wangen waren gerötet, und ihr Blick irrte suchend über die Umgebung, als ob sie nach einer Gelegenheit spähe, dem ihr lästigen Gespräche zu entgehen.

„Ich wiederhole, daß ihr Vater der schönste Mann ist, welcher

Digitized by Google

meinem Blicke begegnete. Und Ihre Mutter, Fräulein, muß alle Reize in sich vereinigt haben, welche dem Weibe gegeben sind, um sich den Mann unterthänig zu machen."

„Ich kenne nur Papa. Mutter Karb, als ich noch ein Kind war," antwortete sie verlegen.

„Kein Wunder," fuhr der Prinz fort, ohne auf ihre Worte zu achten, „daß ich Ihnen die herrliche alter Frauen vor mir sehe, Fräulein, Sie haben keine Ahnung von der Gewalt, mit welcher Ihr Anblick Jeden packt, welcher in Ihre Nähe kommt — — —"

Er erfaßte ihre Hand, die sie ihm aber zu entziehen suchte.

„O, lassen Sie mir dieses kleine süße Händchen! Ich muß es küssen; ich muß meinen Arm um diese unvergleichliche Taille legen, muß dieses bezaubernde Köpfchen an mein Herz ziehen, um diese Lippen — — —"

„Prinz," rief sie, „lassen Sie mich!"

„Dich lassen?" antwortete er, die sich mit aller Macht Sträubende fest an sich ziehend. „Das wäre das unverzeihlichste Verbrechen gegen die Göttlichkeit des Schönen. Nein, festhalten werde ich Dich. Du Entzückende, um von Deinen Lippen Wonne und Seligkeit zu trinken!"

Sie wandte alle ihr zu Gebot stehende Kraft an, sich aus seiner Umarmung zu befreien, vergebens.

„Lassen Sie mich, Prinz, sonst rufe ich um Hülfe!"

„Rufe, mein Herz; es wird Dich hier Niemand hören!" antwortete er, sich mit seinem Munde ihren Lippen nahend.

„Sie braucht nicht zu rufen, denn sie ist bereits gehört worden," ertönte eine feste, ruhige Stimme, und der Matrose stand vor ihm. „Lassen Sie meine Herrin los, Prinz!"

„Ah, bist Du es?" erklang es knirschend. „Schön, ich werde sogleich mit Dir abrechnen, vorher aber muß ich diese Lippen — — —"

Er kam nicht zum Kusse, denn Arthur packte ihn, so daß er die Arme vom Almah lassen mußte, und schleuderte ihn mit solcher Wucht an die Mauer, daß er zusammenknickte. Dennoch aber raffte sich der Prinz schnell wieder empor und zog den Degen.

„Hund, das wagst Du! So stirb!"

Arthur faßte ihn bei der Faust und entriß ihm den Degen.

„Sterben, nicht wahr, wie gestern Karl Goldschmidt, Dein Opfer? Du bist ein ehrloser Schurke, und ich werde Dich als solchen kennzeichnen, damit sortan die Unschuld vor Dir sicher sei!"

Er entriß ihm den Degen, zertrat denselben mit dem Fuße und schleuderte ihm das Gefäß mit solcher Kraft in das Gesicht, daß ein rother Blutstrahl aufspritzte. Vor Wuth und Schmerz laut heulend, stürzte sich der Getroffene auf ihn, fühlte sich aber sofort mit unwiderstehlicher Kraft gepackt und zu Boden geworfen. Dann riß der starke Seemann eine Ruthe vom nächsten Busche und zog ihm dieselbe wiederholt über das Angesicht.

„So, an diesem Zeichen soll man Dich erkennen, und der gestrige Tag soll der letzte sein, an dem es Dir gelingt, ein Mädchen zu bethören!"

Ein mächtiger Faustschlag vollendete den Sieg; der Prinz lag entehrt und besinnungslos am Boden. Als sich Arthur erhob war Almah entflohen. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Helene von Bonsecours.

Roman

von

Bernhard Stavenow.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Es war gegen 11 Uhr. Der Graf von Bonsecours war eben im Begriff, mit seiner Tochter ins Theater zu gehen, als ihm gemeldet wurde, der Baron von François erwarte ihn in seinem Kabinet.

Der treue Freund des Hauses hatte nicht gezwagt, in der Salon zu gehen, wo er Helene getroffen haben würde. Dem Grafen fiel, als er zu ihm kam, sein bestürztes Gesicht auf. François suchte nach einer Einleitung für die unglückliche Nachricht, welche er zu überbringen hatte. Der Graf unterbrach ihn jedoch, indem er gefaßt sagte:

„Ich soll nichts Erfreuliches von Ihnen hören, Freund; Ihr Gesicht, Ihre Befangenheit verkündigen es mir. Kommen Sie ohne Umschweife zum Ziele. Ich bin ein Mann und habe tragen gelernt."

Noch einige Augenblicke zögerte der Baron. Dann erfuhr der Graf das Schreckliche, das über ihn hereingebrochen war.

Wie gewaltig ein unvorhergesehenes Unglück immer sein mag, doch ist es minder entsetzlich, als wenn ihm die langen Qualen bestänbiger Erwartung seines Kommens vorangegangen sind. Nicht ohne Unruhe, nicht in gänzlicher Sicherheit hatte der Graf die achtzehn Jahre hingebracht, welche seit einem verhängnißvollen Ereignisse hingegangen waren; es war wohl zuweilen bei Ahnung des Schlages über ihn gekommen, der seine ganze Existenz vernichten konnte. Aber endlich hatte er doch aufgehört, diesen Schlag zu fürchten. Wie hätte er nicht auch nach und nach ruhig werden sollen? . . . . Zur Zeit des Vorganges stand Neuspanien in den Flammen des Bürgerkrieges. Nirgends war Ordnung, nirgends Sicherheit; die Stadt Tampico war mehrere Monate der Schauplatz der blutigsten Begebenheiten. Mitten in solchen Unruhen mußte der gewaltsame Tod etwas Alltägliches sein, das Niemand beachtete.

Frizy von Bonsecourd ging nach dem Duell. in welchem sein Gegner gefallen war, nach Tampico zurück und wendete sich an die Kirche wegen des Begräbnisses des vermeintlich Getödteten; aber die Kirche verweigerte diese letzte Pflicht einem Mann, der ohne Beichte gestorben war. Gegen ein ansehnliche Summe übernahm es endlich ein Priester, Roberts Leichnam aufzusuchen und am Fuße der Lagunen zu begraben. Am andern Tage brachte er dem Grafen die Versicherung, es sei geschehen, und zwei Tage später verließ Frizy von Bonsecourd Tampico.

Als er jetzt vernahm, daß der, den er seit so vielen Jahren im Sande der Lagunen begraben glaubte, am Leben sei, war er zuerst wie vom Blitze getroffen. Bald jedoch ergolte er sich mit der Energie eines Menschen, der in der Gewißheit seines Unglücks selbst einen Stützpunkt findet.

Bei dieser Lage war keine Alternative möglich. Das erste Wort, welches der Graf sprach, drückte daher auch einen rasch gefaßten Entschluß aus.

„Ich werde weichen mit meiner Tochter," sagte er, „werde Alles verlassen."

Der Baron hatte jedoch noch nicht vollendet. Es war ihm zu peinlich gewesen, dem Freunde Roberts Beschuldigungen mitzutheilen. Indessen mußte er ihm jetzt Alles sagen.

„Er beschuldigt mich des Meuchelmordes!" rief der Graf mit finsterem Erstaunen. „O, mein alter Freund, das glauben Sie gewiß nicht, das wird Niemand glauben! Bei meiner Seele, bei meiner Ehre, bei Allem, was mir das Liebste und Heiligste auf der Welt ist, bei dem schuldlosen Haupte meiner Tochter schwöre ich, daß Alles ehrlich zuging! Robert war der Angreifer . . . ich vertheidigte mein Leben."

Der Baron reichte ihm stumm die Hand.

„Die Umstände sind freilich gegen mich," fuhr der Graf dumpf fort, „ich fühle, daß ich in die Hand dieses Mannes gegeben bin. Er fordert mein Leben, meine Ehre. O, ich kenne ihn! Ich begreife, wie viel Haß und Rachverlangen er in so vielen Jahren des Elends gesammelt haben wird. Nie vergibt er mir, daß ich glücklich war, während er litt! . . . Glücklich? . . . Er kennt die Schmerzen nicht, welche mein Leben verbitterten! . . . Die heißgeliebte Gattin verlor ich. Sie sank in die Tiefe des Meeres, das zu durchkreuzen ich sie zwang; sie starb, weil sie mir gefolgt war! Den Rest meiner Jugend verbrachte ich in den schrecklichsten Vereinsamungen. Ich genoß weder meine Stellung in der Welt, noch meinen vielbeneideten Reichthum. Was ich verliere, ist nichts für mich. Es hatte nur Werth um meines Kindes willen, das nun den Ruin, vielleicht die Entehrung seines Vaters sehen wird."

Seine Stimme wankte und erstarb bei diesen Worten. Er weinte.

„Mein Freund," sprach der Baron erschüttert, „Ihre Tochter wird noch immer glücklich sein. Fatanella liebt Helene. Sie wollten sie ihm geben, als Sie noch Millionen besaß; er wird ihr auch seine Hand reichen, da sie arm ist. Seine Seele ist edel und uneigennützig. Bald werden Sie den Beweis erhalten."

Der gute Baron blieb die ganze Nacht bei dem Grafen. Helene wartete bis Mitternacht vergebens im Salon; dann ging sie zu Bette, ohne ihren Vater gesehen zu haben. Frau Babette begleitete sie wie gewöhnlich, und als sie sich zurückzog, sagte sie nickend:

„Die beiden alten Herren haben sich den ganzen Abend eingeschlossen. Ohne Zweifel haben sie wegen unseres lieben Kindes gesprochen. Vielleicht erfahren wir morgen, was sie berathen haben."

Ein rosiges Gewölk lagerte sich auf Helenes Stirn. Sie schloß lächelnd die Augen und drückte das Köpfchen in die Kissen.

Der Baron war Menschenkenner genug um einzusehen, daß ein Zusammentreffen der beiden Gegner jede Hoffnung auf eine

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 19.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Vor Jahren.

Früher stieg der dichte Wald viel weiter von den Bergen herab als jetzt, und erstreckte einen seiner Ausläufer sogar bis auf einige Meilen von der Hauptstadt hernieder. Eine weit in diese Forstzunge eindringende Umfriedigung schloß ein Wildgehege ab, in welches eindringen Jedermann außer dem Forstpersonale verboten war. Dennoch befanden sich eines Tages innerhalb der Umzäunung Personen, deren Habitus man sehr leicht ansehen konnte, daß sie weder zu diesem Personale noch zu sonst irgend welchen Berechtigten zählten.

Zwischen zwei hohen Eichen, die wohl an die tausend Jahre zählen mochten und ihre stammesdicken Aeste weit in die Luft hinausstreckten, stand ein altersschwacher vierräderiger Karren. Der Gaul, welcher ihn gezogen haben mochte, weidete im hohen Grase, dessen saftige Stengel zwischen Moos und allerlei Grün hervorragten. Am Stamme des einen Baumes loderte ein helles Feuer, an welchem

König Alfons XII. von Spanien

Königin Christine von Spanien.

Digitized by Google

über zwei Astgabeln gelegt, ein Rehrücken briet, den ein kaum zehnjähriger Junge mit einer Miene drehte, die ebensoviel Kennerschaft wie inneres Behagen ausdrückte.

Der Knabe war nur halb bekleidet, und ebenso mangelhaft oder defekt zeigte sich die Umhüllung der andern Personen, welche in mancherlei Stellungen um das Feuer saßen oder lagen, um der Zubereitung des leckeren Bratens zuzuschauen. Sie alle zeigten jene unverkennbaren Züge, welche der Physiognomie des Zigeuners eigenthümlich sind, schienen jedoch trotz ihres mehr als anspruchslosen Aeußeren nicht jenen nomadisirenden Horden anzugehören, welche Raub und Diebstahl als ihr eigentliches und einträgliches Gewerbe betreiben.

Auf dem Wagen saß auf einigen alten Betten — gewiß ein sehr ungewöhnlicher Luxus bei einer fahrenden Zigeunerbande — eine uralt scheinende Frau, jedenfalls die Vajdsina, und war beschäftigt, aus einigen verschlossenen und farbloſen Fetzen irgend ein Kleidungsstück herzustellen, dessen Art und Zweck jedoch nicht zu erkennen war. Auf der Deichselgabel ruhte der Vajdsina, bald einen Blick auf die Alte werfend, bald die immer dunkler werdende Farbe des Rehrückens musternd und dabei aus einem kurzen Pfeifenstummel den Rauch eines Krautes ziehend, dessen Geruch eine Verwandtschaft mit der Kartoffel als sehr wahrscheinlich erscheinen ließ. Auch die Zigeunermutter rauchte, aber der Geruch ihres Tabaks war ein anderer. Es wäre vielleicht möglich gewesen, daß der feinste Kenner das Aroma dieser Sorte bewundert hätte.

Bei der Stille, welche ringsum herrschte, waren ferne Laute zu vernehmen, welche als gedämpfter Schall eines Gespräches durch die Büsche drangen und von zwei Personen herrührten, die sich von der Gesellschaft zurückgezogen hatten und einige hundert Schritte vom Wagen entfernt einander sich gegenüber befanden.

Die eine von ihnen war ein Mädchen

Sie mochte kaum siebzehn Jahre zählen, aber ihre Formen waren beinahe diejenigen eines vollendeten Weibes, schwellend und üppig und doch dabei so fein und zart, als hätte eine einzige Stunde einem kindlichen Körper die Vollkommenheiten der entwickelten Jungfrau verliehen. Ihr kleines Köpfchen vermochte kaum die Fülle des reichen Haares zu tragen, welches ihr in einem langen, dichten, blauschwarz schimmernden Strome über den Nacken herniederfloß; die ideale Stirn, etwas egyptisch vorstehend, das feine, kleine Näschen mit den leicht beweglichen, trotz der dunklen Gesichtsfarbe rosa angehauchten Nasenflügeln, der schwellende, kleine Mund, zwischen dessen Lippen zuweilen zwei Reihen blendender schmaler Zähnchen zu bemerken waren, das mit einem liebenswürdigen Grübchen versehene Kinn, alle diese Einzelheiten gaben ihrem Antlitze einen Ausdruck, welcher den Kenner weiblicher Schönheit entzücken mußte. Vor Allem aber war das Auge bewundernswerth. Aus der orientalisch-mandelförmig geschlitzten Oeffnung desselben strahlte unter den langen Lidern und seidenen Wimpern der tiefschwarze Stern eine Gluth hervor, welche aus geheimnißvollen, unbewußten Tiefen zu kommen schien, eingehüllt vom Schleier jungfräulicher Ahnungslosigkeit, und doch zuweilen auf einen Augenblick so mächtig und unwiderstehlich hervorbrechend, daß sie sicher Jeden traf, der sein Herz diesem Blicke unbewacht entgegenstellte. Sie saß in halb nachlässiger, halb stolzer Haltung im Moose. Ihre Kleidung war bei weitem besser und vollständiger, als die der Anderen, und es ließ sich leicht bemerken, daß auf dieselbe diejenige Sorgfalt verwendet wurde, welche auch unter den mißlichsten Umständen jedes weibliche Wesen für ihr Aeußeres besitzt.

Die andere Person war ein Jüngling.

Er hatte sich mit dem Rücken an einen nahen Baum gelehnt und die Arme über der Brust in einander geschlungen. Leute, welche gern oder auch unbewußt eine solche Stellung einzunehmen pflegen, besitzen gewöhnlich eine bedeutende Entwickelung derjenigen Eigenthümlichkeiten, deren Gesammtheit man mit dem Worte Charakter bezeichnet. Ein aufmerksamer Beobachter hätte sich vielleicht über die Farbe seiner Haut verwundert. Sie sah weder weiß, wie dies bei dem Kaukasier zu sein pflegt, noch hatte sie diejenige Bräune, welche den Zigeuner kennzeichnet; eher hätte man sie grau nennen können, grau, vermischt mit demjenigen Braun, welches von Wind und Wetter und den Einwirkungen der Sonne herrührt. Er trug ein Paar kurze, weite Hosen, welche sicher für andere Körperverhältnisse gefertigt worden waren; zwischen ihnen und der Jacke, welche vielfach zerrissen war und für einen weit längeren Menschen gefertigt zu sein schien, blickte ein schmutziges Hemd hervor; den Kopf bedeckte eine Mütze, welche ihr Schild verloren hatte; die Füße waren nackt und durch die Aermel der Jacke blickte stellenweise ebenso nackt der muskulöse Arm. Durch eines dieser Löcher blickte in tiefem Schwarzroth eine wunderbare Zeichnung, welche gleich einer Tätowirung der eigenthümlich gefärbten Haut eingeprägt war. Sie stellte ein Wappen vor, dessen einzelne Züge allerdings so ausgezogen und ausgedehnt erschienen, daß das Ganze einen gewissen Grad von Undeutlichkeit besaß und es sehr anzunehmen war, daß die Tätowirung bereits vor längeren Jahren angebracht worden sei. Sein Haar besaß eine tiefschwarze Farbe; ein aufmerksamer Beobachter hätte aber doch vielleicht bemerkt, daß es an den Wurzeln einen bedeutend lichteren Ton zeigte und die Haut unter ihm so rein und weiß war, wie man sie vorzugsweise bei blonden Leuten beobachtet. Das Gesicht hatte unbedingt ein nordisches Gepräge. Die ungewöhnlich hohe und breite Stirn, das offene, blaugraue Auge, die geradegeschnittene Nase, das längliche, regelmäßige Oval des Gesichtes deuteten nicht auf eine indische oder egyptische Abstammung hin, und so kam es, daß der Jüngling in seinem gegenwärtigen Habitus einen beinahe befremdenden Eindruck hervorbrachte, welcher unterstützt wurde durch die Ruhe und Sicherheit seiner Haltung und Bewegungen, welche bedeutend abstach gegen das Rastlose und Unstäte, welches den Zigeuner zu aller Zeit gekennzeichnet hat.

Trotz dieser äußeren Ruhe schien er sich in einer innern geistigen Erregung zu befinden. Seine Züge glänzten, sein Auge leuchtete ekstatisch, und der Blick desselben schien in weite, weite Fernen gerichtet und Gestalten zu schauen, deren Anblick dem gewöhnlichen Sterblichen versagt ist. Das Gesicht des Mädchens nahm den Ausdruck der Bewunderung an, als sie in anerkennendem Tone ausrief:

„Katombo, Dir ist ein Geist gegeben, der größer und mächtiger ist, als die Gabe der Weissagung. Soll ich Dir noch eine Aufgabe entheilen?"

„Thue es, Zarba!" antwortete er.

„Weißt Du, wo Bhowannie, die Göttin der Gitani, wohnt?"

„Auf Nossindambo, welches vom Volke der Christen Madagaskar genannt wird."

„Richtig! Hoch droben im Amboßitsmenegebirge steht ihr Thron, und tief unter den Bergen von Bebour schläft sie des Tages, um erst beim Beginn des Abends zu erscheinen. Kannst Du Dir denken, wie sie aussieht? An stillen Abenden glänzt ihr Haupt in den Sternen, und mit lieblichem Lächeln badet sie die schimmernden Füße in den wogenden Fluthen des Meeres, bis der Tag erscheint, vor dessen Kusse sie nach Westen flieht. Kannst Du das beschreiben in der Sprache, welche die Dichter reden?"

Er nickte selbstbewußt.

„Ich kann es."

„So thue es!"

„Nun denn, wenn Du meinem Kusse nicht entfliehest, wie sie der Umarmung des Tages!"

„Du darfst mich küssen, Katombo, denn Du bist mein Bruder."

„Dein Bruder? Ich will den Kuß der Liebe, aber nicht den Kuß einer Schwester!"

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann meinte sie:

„Du sollst ihn haben. Jetzt aber beginne!"

Er blickte träumerisch vor sich hin; dann erhoben sich seine Arme zur Gestikulation, und ohne Pause oder Unterbrechung strömten ihm die Verse von den Lippen:

„Wenn um die Berge von Bebour
Des Abends erste Schatten wallen,
Dann tritt die Mutter der Natur
Hervor aus unterirdischen Hallen,
Und ihres Diadems Azur
Erglänzt von funkelnden Krystallen.

In ihren buntlen Locken glühn
Der Erde bäfreiche Lieder;
Aus ungemeßnen Fernen glühn
Des Kreuzes Funken auf sie nieder,
Und traumbewegte Wogen sprühn
Der Sterne goldne Opfer wieder.

Doch bricht der junge Tag heran,
Die Tausendäugige zu finden,
Läßt sie ihr leuchtendes Gespann
Sich durch purpurne Thore winden,
Sein Angesicht zu schaun, und dann
Im fernen Westen zu verschwinden."

Das Mädchen war seinen Worten mit der Miene einer Kunstkennerin gefolgt. Sie neigte jetzt langsam den Kopf und meinte:

„Die Christen haben viele Dichter, aber Keiner von ihnen allen besitzt den schnellen, glänzenden Geist, der in Dir wohnt, Katombo."

Digitized by Google

Er lächelte matt.

„Mein Volk rühmt und preist mich als seinen besten Dichter, Zarba, aber ich gebe allen Ruhm und allen Preis hin für einen freundlichen Blick und für ein gutes Wort von Dir. Ich nehme mir jetzt meinen Kuß!"

Er that einen Schritt auf sie zu, sie aber wehrte ihn mit einer schnellen Bewegung ihres Armes ab.

„Warte noch, denn Du bist nicht zu Ende!"

„Ich bin fertig!"

„Nein, denn Du hast Bhowannie geschildert blos wie sie erscheint an stillen, milden Abenden. Aber wenn sie ihrem Volke grollt, dann erblickt Du sie ganz anders. Der Himmel bedeckt sich mit Wolken; die Wogen stürzen sich mit —"

„Halt!" gebot er ihr. „Ich will nur Deinen Kuß, nicht aber Deine Unterweisung. Höre mich weiter, dann aber bin ich zu Ende und nehme mir meinen Lohn. Es ist dieselbe Göttin, darum sollen meine Worte auch dasselbe Gewand und denselben Bers besitzen."

Er besann sich kaum einige Sekunden lang, ehe er begann:

„Wenn um die Berge von Befour
Des Abends dunkle Schatten wallen,
Dann tritt die Mutter der Natur
Hervor aus unterird'schen Hallen
Und läßt auf die versenkte Flur
Des Thaues stille Perlen fallen.

Des Himmels Seraph flieht, verhüllt
Von Wolken, die sich rastlos jagen;
Die Erde läßt, von Schmerz erfüllt,
Den Blumen bitt're Thränen tragen,
Und um verborg'ne Klippen brüllt
Die Brandung ihre wilden Klagen.

Da bricht des Morgens glühend Herz,
Er läßt den jungen Tag erscheinen;
Der küßt den diamant'nen Schmerz
Von tropfenden Karfunkelsteinen
Und trägt ihn liebend himmelwärts,
Im Aether dort sich auszuweinen."

Er hatte geendet und ließ nun sein Auge forschend auf dem Antlitze des Mädchens ruhen. Sie blickte vor sich nieder, und die langen Wimpern verhüllten den Ausdruck dessen, was sie jetzt empfinden und denken mochte.

„Zarba!"

„Katombo!"

„Meinen Kuß!"

„Schenke ihn mir!"

Sie erhob die Lider, und ihr Blick suchte halb kalt halb mitleidig den seinigen.

„Warum?"

„Was nützt er Dir?"

„Was er mir nützt? Was nützt dem Auge das Licht, dem Munde die Speise, dem Herzen das Blut? Soll das Auge erblinden, der Mund verstummen und das Herz brechen und sterben, weil sie nicht haben dürfen, was ihnen Leben gibt?"

„Stirbst Du ohne meinen Kuß?"

Seine Gestalt richtete sich höher auf und sein Auge flammte.

„Zarba, Du hast mich geliebt, mich allein. Wir sind Verlobte, und bald bist Du mein Weib. Du selbst hast es so gewollt, und die Bajadina hat unsre Hände in einander gelegt. Wie oft hast Du gesagt, daß Du sterben müßtest ohne mich! Dein Herz hat an dem meinen geschlagen, Deine Lippe auf der meinigen geruht; wir haben zusammen gehungert und zusammen geschwelgt; ich habe Leben und Glück aus Deinem Auge getrunken — ja, ich würde sterben, wenn der Tod Dich mir entriß!"

„Ich sterbe nicht."

„Ich war noch nicht zu Ende. Ich würde freudig mit Dir sterben; aber wenn ich Dich anders verlieren sollte, als durch den Tod, so — so — so —"

„Nun, so —?"

„So — so würde ich leben bleiben, denn ich hätte die Aufgabe zu erfüllen, welche jeder Bojnjaare kennt, dem ein Anderer sein Weib oder seine Braut entreißt!"

„Und die ist?"

„Rache!"

Sie blickte beinahe erstaunt zu ihm empor. Dann flog ein ungläubiges Lächeln über ihre Züge.

„Rache? Katombo und Rache? Hat der weiche Katombo jemals einen Wurm zertreten? Hat er ein einziges Mal für die Seinigen das gethan, was die Christen Betrug und Diebstahl nennen? Du hast den Geist des Dichtens, aber Du bist kein Mann. Du sprichst von Bojnjaarenrache und mußt jeden Mond Haar und Haut Dir dunkler färben. Bin Du ein Gitano?"

„Was gibt mehr Recht, ein Gitano zu sein: die kurze Stunde der Geburt oder die langen Jahre des Lebens? Der Vajdha hat mich im Walde gefunden, und Niemand kennt meine Eltern; aber ich bin bei Euch gewesen allezeit, die Vajdhina nennt mich ihren Sohn, und daher darf ich sagen, daß ich ein Gitano bin. Gieb mir meinen Kuß!"

„So nimm ihn Dir!"

Sie sprach diese Worte kalt und gleichgiltig, ohne jede einladende Miene oder Bewegung. Seine Stirn verfinsterte sich; er rang mit dem aufwallenden Zorne, und seine Stimme zitterte leise, als er antwortete:

„Behalte ihn; aber vergiß niemals, daß Deine Lippen mir gehören, sonst müßte ich Dir beweisen, daß ich trotz meiner weißen Haut ein ächter Bojnjaare bin!"

Seine Worte klangen wie eine Drohung, doch sein Auge glänzte feucht. Sie sah es, sprang empor und schlug die Arme um seinen Hals.

„Vergib mir!" bat sie, ihn küssend. „Ich habe Dich lieb, Katombo, aber —"

Sie stockte. Er legte den Arm um sie, drückte sie innig an sich und frug:

„Aber —? Sprich weiter, Zarba!"

„Ich kann nicht!" antwortete sie.

„Warum nicht?"

Sie sah mit einem Blicke zu ihm empor, in welchem es halb wie Scheu und halb wie Bitte um Verzeihung glänzte.

„Du wirst es noch erfahren, Katombo; aber selbst dann noch mußt Du glauben, daß ich Dich immer lieb gehabt habe."

„Ich weiß es; aber seit einigen Tagen ist Dein Herz stumm. Dein Angesicht kalt, und dennoch leuchtet zuweilen Dein Auge wie ein Stern, dem eine Sonne neuen Glanz verliehen hat. Zarba, bleibe mein, damit ich nicht mich selbst mit Dir verliere!

Es lag wie eine große Angst in seinen schönen, ehrlichen Zügen, als er sie jetzt so fest an sich nahm, daß er ihr beinahe wehe that. In diesem Augenblick raschelte es in einem nahen Busche, und eine laute Stimme gebot:

„Faß, Tiger!"

Ein riesiger Fanghund schoß hinter dem Strauche hervor und warf sich von hinten auf Katombo.

„Nieder!" erscholl ein zweites Kommando.

Der Hund faßte den Zigeuner im Genick und riß diesen zu Boden, ehe er nur an Gegenwehr zu denken vermochte.

„Festhalten!"

Mit diesem Worte trat der Herr des Thieres jetzt herbei. Es war ein junger Mann von nicht viel über dem Alter des Zigeuners; er trug eine Jagdkleidung mit Uniformschnitt und ließ auch ohne dies in seiner ganzen Haltung und Erscheinung den Offizier erkennen.

Zarba war von dem Vorgange tief erschrocken, und dennoch ging eine tiefglühende Röthe über ihr braunes Angesicht. Der Fremde trat zu ihr und faßte ihre Hand.

„Wer ist der Mensch, der es wagt, Dich zu umarmen?" frug er.

„Katombo."

„Katombo —? Das ist sein Name, und mir nicht genug!"

„Er ist — mein — — Bruder," antwortete sie stockend.

„Dein Bruder? Nichts weiter?" frug er, den am Boden Liegenden mit finsterem Auge musternd.

„Nichts weiter!"

„Ah! Umarmt und küßt man einen Bruder in dieser Weise?"

Sie schwieg, sichtlich in tiefer Verlegenheit. Er legte den Arm um sie und zog sie trotz ihres Widerstrebens an sich.

„Wenn er wirklich nur Dein Bruder ist, so mag er auch sehen, was ich thue."

Er näherte seine Lippen ihrem Munde, kam aber nicht zum Kusse, denn ein lauter Schrei des Hundes ließ ihn ihn nach diesem blicken. Trotz der Gefährlichkeit eines solchen Vorhabens hatte Katombo dem über ihm stehenden Thiere mit einer blitzschnellen Bewegung beide Hände um den Hals geschlagen und ihm die Kehle so zusammengedrückt, daß es machtlos zu Boden sank.

„Mensch, was wagst Du!" rief der Jäger, nach seiner Büchse fassend. „Laß ab vom Hunde, oder ich schieße Dich nieder!"

Katombo lag noch immer am Boden. Er lächelte ruhig.

„Vom Hunde lassen, damit er mich dann zerreißt?" frug er. „Mensch, Du bist außerordentlich klug!" (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 20.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Mit der Linken den Hund festhaltend, zog er mit der Rechten sein Messer hervor und stieß die Klinge desselben dem Thiere bis an das Heft zwischen die Rippen.

„So stirb!“ schnaubte der Jäger, das Gewehr zum Schusse erhebend.

Er drückte auch wirklich ab. Der Zigeuner warf sich gedankenschnell zur Seite; die Kugel bohrte sich hart neben seinem Kopf in den Boden. Im Nu sprang er jetzt auf, stürzte sich auf den Gegner, riß diesen nieder und schwang sein Messer über ihm.

„Stirb Du jetzt!“

„Der Stoß wäre unbedingt tödlich gewesen, wenn nicht Zarba den doch erhobenen Arm gefaßt und mit Aufbietung aller Kraft gehalten hätte.

„Thue ihm Nichts, Katombo, es ist der Herzog!“

„Und wenn er der König wäre! Warum haßt Du vorher nicht auch ihm gesagt, daß er mir Nichts thun soll?“

Er versuchte, seinen Arm aus ihren Händen zu befreien, während er mit dem andern den sich bäumenden Gegner fest am Boden hielt. Es gelang ihm, und sicher hätte er seine Drohung wahr gemacht, wenn nicht ein zweites und viel nachhaltigeres Hinderniß eingetreten wäre.

„Halt!“ erscholl es laut und gebieterisch von der Seite her, nach welcher hin sich das Lager der Zigeuner befand.

Es war die Vajdjina, welche den Schuß gehört hatte und mit den Ihrigen herbeigeeilt war. Sie schlug bei dem Anblicke des zu Boden Gerissenen vor Schreck die Hände zusammen.

„Der Herzog! Der hohe, gute, schöne, blanke Herr, der uns erlaubt hat, hier im Gehege zu lagern und so viel Wild zu verspeisen, als wir wollen! Bist Du wahnsinnig, Katombo? Laß ihn los!“

Der Zigeuner gehorchte und erhob sich, doch ohne das Messer wegzuthun. Auch der Jäger stand auf; sein Angesicht glühte vor Grimm und Beschämung. Die Zigeunermutter ließ sich vor ihm auf das Knie nieder und zog den Saum seines Rockes an die Lippen.

„Verzeiht ihm, großmächtigster Herr! Er ist sanft und gut, und Ihr müßt ihn sehr gereizt haben, daß er es gewagt hat, sich an Euch zu vergreifen.“

„Gereizt? Kann ein solcher Bube sich erfrechen, sich für gereizt zu erklären von dem Herzog von Raumburg?“

„Er wollte Zarba küssen und schoß auf mich!“ entschuldigte sich Katombo.

„Er erstach meinen besten Hund!“ knirschte der Herzog. „Hund um Hund, Blut um Blut!“

Er griff nach der Büchse, die ihm entfallen war. Ihr zweiter Lauf war noch geladen. Er erhob sie, um gegen Katombo loszudrücken. Da aber trat Einer aus der Zahl der Zigeuner hervor und stellte sich vor die Mündung des Gewehres.

„Legt die Waffe weg, Herr! Mein Name ist Karavey; Katombo ist mein Bruder, und wenn Ihr nicht von ihm laßt, so ist es sehr leicht möglich, daß es Euch wie Eurem Hunde geht!“

„Oho! Wollt Ihr Beide des Todes sein? Ich pflege nicht zu spaßen, am allerwenigsten aber mit Gesindel von Eurer Sorte!“

Die Vajdjina trat nochmals zwischen die Streitenden.

„Seid gnädig, Herr General! Der Zorn spricht oft Worte, von denen das Herz Nichts wissen mag. Der Gitano kennt keinen andern Richter, als seinen Vajda und seine Vajdjina; jedem andern weiß er sich zu entziehen; das gebietet ihm sein Gesetz. Wenn Katombo Euch beleidigt hat, so klagt ihn an, und ich werde ihn zu strafen wissen.“

Der Grimm des Herzogs schien einer entgegengesetzten Gesinnung Platz zu machen; er lächelte satyrisch und meinte:

„Ihr wollt die Richterin sein? Nun wohl; ich werde mich Eurem Gebrauche fügen. Dieser Mensch hat meinen Hund getödtet und mir nach dem Leben getrachtet; womit werdet Ihr ihn bestrafen?“

„Welche Strafe verlangt Ihr?“

„Ich verlange sein Leben, fünfzig Hiebe für Denjenigen, der sich seinen Bruder nannte, und dann die Räumung des Geheges. Ich habe Euch aus Gnade und Barmherzigkeit die Erlaubniß ertheilt, hier sein zu dürfen, und es kann nicht meine Absicht sein, dafür in Lebensgefahr zu schweben.“

„Hoher Herr, Eure Güte war groß, aber die Dankbarkeit der Vajdjina war auch so, wie Ihr sie verlangtet,“ antwortete die Alte mit einem unwillkürlichen Seitenblick auf Zarba. „Ihr hetzet den Hund auf Katombo, daher wurde er von diesem getödtet; Ihr

Digitized by Google

wolltet Katombo erschließen, daher suchte er sich zu vertheidigen. Wählt eine mildere Strafe!"

„Nun wohl, Alte, ich will mich auch jetzt noch gnädig finden lassen. Ich hetze den Hund auf diesen Burschen, der sich von Zarba küssen ließ, und er tödtete ihn, weil dann ich sie küssen wollte. Wenn jetzt Zarba vor allen Euren Augen mich dreimal küßt, soll Alles vergeben sein."

Das Mädchen erglühte und Niemand antwortete.

„Nun?" frug der Offizier. „Es steht in Eurer Wahl, meine Gnade zu haben oder vor einem andern und strengen Gerichte zu stehen!"

Die Bajbzina erhob die Hand gegen Zarba:

„Gehe hin und küsse ihn!"

„Halt!" rief Katombo. „Zarba ist meine Braut; ihr Kuß darf keinem Andern gehören, als nur mir allein!"

Der Offizier lächelte verächtlich.

„Ich gebe Euch nur eine Minute Zeit; dann ist es zu spät, und ich lasse die beiden Burschen arretiren."

„Küsse ihn!" gebot die Mutter zum zweiten Male.

Obgleich tief verlegen und mit verschämtem, glühendem Angesichte, that Zarba doch einen Schritt nach dem Herzog hin.

„Bleib, Zarba," rief ihr Bruder Karaveg. „Eine Gitana küßt nur den Zingaritto!"

„Und mich wirst Du verlieren, wenn Du ihn küssest," fügte Katombo hinzu.

„So seid Ihr Alle verloren," entschied der Herzog. „Räumt sofort das Gehege! Wer in einer Viertelstunde in demselben noch betroffen wird, wird als Wilddieb behandelt. Und für die beiden stolzen Gitani werde ich noch extra Sorge tragen."

„Küsse ihn!" befahl die Mutter zum dritten Male.

„Ich muß, denn die Bajbzina gebietet es!" klang die Entschuldigung Zarba's.

Sie trat schnell auf den Herzog zu, legte die Arme um seinen Nacken und drückte drei flüchtige Küsse auf seine Lippen. Katombo stieß einen Schrei des Schreckes und der Wuth aus und wollte sie zurückreißen; der Bajbza aber ergriff ihn am Arme.

„Halt, Katombo! Die Bajbzina hat es geboten, und was sie befiehlt, das wird ohne Widerrede befolgt. Können wir nun bleiben, hoher Herr?"

„Bleibt!" antwortete der Befragte. „Doch hütet Euch in Zukunft sehr, etwas gegen meinen Willen zu unternehmen. Habt Ihr einen Wunsch, so soll ihn mir Niemand sagen, als nur Zarba allein. Merkt Euch das!"

Er wandte sich und ging, ohne Jemand noch eines Blickes zu würdigen. Am Ausgange des Geheges traf er auf einen Wildhüter, welcher mit der Miene tiefster Unterthänigkeit militärisch grüßte.

„Wer hat heut Dienst, Stephan?"

„Alle, Excellenz, da Keiner Urlaub nahm."

„Kennst Du sämmtliche Zigeuner?"

„Ja."

Seine Miene ließ errathen, daß die Anwesenheit der Genannten nichts weniger als eine Billigung hatte.

„Auch den, welchen sie Katombo nennen?"

„Auch den. Er ist noch das beste Mitglied der ganzen Sippschaft."

„Warte, bis ich ein solches Urtheil von Dir verlange! Uebrigens sollt Ihr die Leute baldigst loswerden; sie haben sich gröblich gegen mich vergangen und werden ihre Strafe erhalten, doch wünsche ich nicht, daß hiervon gesprochen wird. Kannst Du schweigen?"

„Excellenz kennen mich wohl!"

„Allerdings. Getraust Du Dich, diesen Katombo gefangen zu nehmen?"

„Ich werde jedem Befehle Eurer Excellenz gehorchen."

„Es soll jedes Aufsehen dabei vermieden werden!"

„Sehr wohl!"

„Besonders soll Niemand wissen, wer den Befehl gegeben hat und wohin der Gefangene kommt."

„Werde es so einzurichten wissen."

„Ich komme heut Abend in den Forst. Katombo wird sich dann gefesselt im Blößenhause befinden."

„Die viel Uhr?"

„Elf."

„Werde pünktlich sein, Excellenz. Doch wenn er sich wehrt oder zu laut wird, welche Mittel darf ich in Anwendung bringen?"

„Jedes beliebige, welches dazu dient, ihn zum Schweigen zu bringen."

„Und wenn dann dieses Schweigen etwas länger dauern sollte, als man vorher annehmen konnte?"

„So wird Dir nicht der geringste Schaden daraus erwachsen. Ich will heut Abend Punkt elf Uhr den Zigeuner im Blößenhause haben, das Uebrige zu arrangiren ist lediglich meine eigene Sache. Du hast Dich zu der vierten Unterförsterstelle gemeldet?"

„Rein."

„Warum nicht?"

„Weil ich mich der Protektion des Oberförsters nicht zu erfreuen scheine und weil ich auch noch nicht eine solche Dauer mich im Dienste befinde, daß ich auf Berücksichtigung rechnen könnte."

„Melde Dich!"

„Wenn Durchlaucht befehlen, werde ich es thun!"

„Du wirst die Stelle haben und Deine weitere Zukunft steht ebenso in meiner Hand, wie Du wohl wissen wirst. Nur merke Dir, daß ich strikte Erfüllung meiner Befehle und die strengste Verschwiegenheit liebe."

Er ging.

Stephan trat zum Thore des Geheges zurück, welches er zuvor offen gelassen hatte, und verschloß es.

Es war früher stets streng verwahrt gewesen, damit das Wild nicht aus dem Gehege zu entfliehen vermochte. Vor einigen Wochen jedoch hatte der Herzog den Befehl ertheilt, eine Zigeunerbande in das Letztere aufzunehmen, ihr den nöthigen Aus- und Eingang zu gestatten und es nicht zu bemerken, wenn diese Leute zuweilen ein Wildpret für ihren eigenen Bedarf verwenden sollten. Diese sonderbare Ordre hatte böses Blut unter dem sämmtlichen Aufsichtspersonale hervorgerufen. Zigeuner im Wildgehege, welches sonst auch dem höchsten Staatsbeamten, dessen Ressort sich nicht auf die Forstwirthschaft erstreckte, verschlossen blieb! Hierzu mußte es eine sehr dringende und vielleicht auch eigenthümliche Veranlassung geben. Man forschte nach ihr und fand sie auch sehr bald.

Unter der Bande befand sich ein Mädchen von so seltener, wunderbarer Schönheit, daß sie Jeden entzückte, der sie zu Gesichte bekam. Auch der Herzog hatte sie gesehen und kam nun täglich in das Gehege, um mit ihr zusammenzutreffen; dies geschah theils in Gegenwart der Zigeuner, theils aber auch heimlich, wie die Forstleute beobachteten, und nun war das Räthsel gelöst. Die Bande durfte ihren Aufenthalt im Wildgarten nehmen und sich sogar an den gehegten Thieren vergreifen, damit der Herzog Gelegenheit finde, mit der schönen Zarba zu verkehren. Das Mädchen schien in ihrer Unerfahrenheit von einem Rausche ergriffen zu sein. Man hatte sie oft an der Seite, ja in den Armen des Herzogs gesehen, und daher kam es dem Forstwart Stephan ganz unerwartet, daß so gewaltthätige Maßregeln gegen ein Mitglied ihrer Familie ergriffen werden sollten, und ebenso war er über die unverhoffte Mittheilung erstaunt, welche sich auf die Entfernung der Zigeuner bezog.

Allerdings frug er sich nicht nach den näheren Gründen des ihm gewordenen Auftrages; der Herzog war sein höchster Vorgesetzter, von dessen Wohlwollen seine ganze Zukunft abhing, und da er ein keineswegs empfindsames Gemüthe besaß, so konnte es bei ihm nichts anderes als den blindesten Gehorsam geben. Den Eingang hatte er verschlossen, um der Gegenwart Katombo's sicher zu sein; jetzt schritt er der Richtung zu, in welcher sich das Zigeunerlager befand.

In der Nähe desselben vernahm er eine zornige Stimme und erkannte, vorsichtig näher tretend und hinter dem Stamme eines Baumes Posto fassend, Katombo, welcher mit zorniger Miene vor Zarba stand.

„Sagte ich Dir nicht, daß ich Dir verloren sei, wenn Du ihn küßtest? Und dennoch hast Du es gethan!" warf er ihr vor.

„Ich habe es gethan, doch nur um Deinet- und um Karaveg willen," antwortete sie.

„Das glaube ich nicht! Warum verweigertest Du mir den Kuß, als wir noch allein waren? Warum schickt die Bajbzina mich stets zur Stadt, wenn dieser Herzog in das Gehege kommt? Soll vielleicht Du das Fleisch, welches wir genießen, bezahlen und die Erlaubniß, hier im Walde bleiben zu dürfen?"

„Bist Du eifersüchtig?" frug sie mit einem Lächeln, in welchem sich doch ein gewisser Grad von Verlegenheit zeigte, welchen er bemerken mochte.

„Eifersüchtig? Ein verständiger Mann kann nie eifersüchtig sein, und ich glaube sehr, daß ich meinen Verstand habe. Der Mann eines treuen Weibes und der Verlobte eines braven Mädchens. Beide haben keine Veranlassung zur Eifersucht; welches Weib aber diese Veranlassung gibt, die ist nicht mehr werth, daß sich das Herz des Mannes mit ihr beschäftigt."

„Ich mußte thun, was mir die Bajbzina gebot!"

„Du mußtest thun, was ich Dir gebot, denn Deine Lippen waren mein Eigenthum seit dem Tage, an welchem Du mir sagte, daß Du mich liebtest und meine Braut wurdest. Du hast mir dies Eigenthum zurückgeraubt und an einen Andern verschenkt, der nicht

Digitized by Google

ein schnödes Spiel mit Dir treibt; ich lasse es ihm, denn ich verzichte auf jeden Mund, den ein Zweiter nach mir küßte; aber dieser Herzog wird einst besser glauben als vorhin Du, daß ich ein ächter Boinjaare bin, der einen solchen Kuß zu vergelten weiß. Meine Schwester wird Du bleiben, meine Braut aber bist Du gewesen, und mein Weib wirst Du niemals sein!"

Ihr Auge flammte auf.

„So verachtest Du mich?"

„Nein, sondern ich bemitleide Dich und werde den Raub, den Du an mir begingst, zu rächen wissen, zwar nicht an Dir, sondern an ihm, denn Deine Strafe erhältst Du ganz von selbst, gerechter, größer und schwerer, als ich sie Dir bestimmen könnte."

„So wagst Du, mit Deiner einstigen Bajbajna zu sprechen! Du sagst, daß Du mich nicht zum Weibe magst — weißt Du denn, ob ich Dich noch zum Manne begehre? Welche Strafe könnteste Du mir geben, welche Strafe könnte mich außerdem noch treffen? Katombo, der Geist des Irrsinns ist über Dich gekommen; bete zu Bbowannie, daß sie Dich vom Wahnsinne errette! Und wenn Deine Seele wieder licht und klar geworden ist, dann wirst Du erkennen, daß Zarba nicht nöthig hat, bei Dir um Vergebung und Liebe zu betteln. Vergebung braucht sie nicht, denn sie hat nicht gegen Dich gesündigt, und Liebe findet sie überall, mehr als manche feine blanke Dame, die ihr Auge vergebens zu Fürsten und Herzogen erhebt."

Er blickte ihr mit unendlichem Mitleide in das glühende Angesicht.

„Zarba, nicht mich umfängt der Wahn, sondern Dich; nicht ich werde erwachen, sondern Du wirst es, und dann wirst Du Dich nach Vergebung sehnen, wie der Blinde nach dem Lichte der Sonne!"

„Was habe ich gethan, daß Du mir es vergeben müßtest? Ist ein Kuß, in Deiner Gegenwart gegeben, ein Verbrechen?"

„In meiner Abwesenheit ein Diebstahl, in meiner Gegenwart aber noch mehr, ein gewaltsamer Raub, in beiden Fällen aber eine Untreue."

„Ich war nicht untreu!" behauptete sie fest.

„Was ist die Untreue? Eine Gesinnung, die im Charakter wohnt, im Herzen arbeitet und ihre Früchte durch das Auge, die Hand und den Mund nach Außen treibt. Seien diese Früchte gereift oder nicht, seien ihre Thaten vollendet oder begonnen, spreche sie durch den Blick, das Wort oder die That, die Gesinnung, die Untreue wohnt tief unten und ist ganz dieselbe. Ich kann einem Weibe verzeihen, von der ein Mann Alles nahm, was mir gehörte, wenn ihr Herz nur mein verblieb, und ich kann ein Weib für immer von mir stoßen, obgleich nur ein einziger ihrer Blicke mit Wünschen an einem Andern hing, denn ihr Herz war mir entflohen. Die Bajbajna schickte mich fort, wenn der Herzog kam; ich habe Dich also nicht beobachten und belauschen können; aber ich habe die Röthe Deiner Wangen gesehen, als er und vorhin überraschte; ich habe die Sprache Deines Auges verstanden, als er den Kuß von Dir nehmen wollte, da ich unter dem Hunde lag; ich habe den entsetzten Schlag Deines Pulses gefühlt, als ich das Messer über ihm zuckte. Dein Herz ist nicht mehr mein; es gehört ihm. Und wenn es wieder zurückkehren wollte, ich möchte es nicht haben, denn nur der unvernünftige hilflose Säugling genießt den Busen, den ein anderer Mund ihm vorlaut."

Er mußte sie mit jedem Gedanken seiner Seele lieb gehabt haben, das war aus dem knirschenden Grimme zu hören, mit welchem er seine letzten Worte sprach. Der Schweiß stand in Tropfen auf seiner Stirn; seine Zähne waren zusammengepreßt, und sogar die aufgetragene Farbe vermochte nicht, das tödtliche Bleich seiner Wangen vollständig zu verdecken. Das Mädchen bemerkte von dem Allem nichts; der Zorn hatte sie zeit so vollständig übermannt, daß ihre Stimme beinahe heiser klang, als sie höhnisch antwortete:

„Nun wohl, hältst Du mich für die Geliebte eines Herzogs, so mußt Du wissen, daß Du ein armseliger Wicht bist gegen einen solchen Mann. Es wird niemals einer Amme in den Sinn kommen, Dir meine Liebe vorzuklauen. Ich verlache Dich und alle Deine Drohungen!"

Mit einigen raschen Schritten war sie hinter den Bäumen verschwunden.

Er hatte vorhin durch seinen Angriff auf den Herzog bewiesen, daß es ihm an Muth und Kraft nicht fehle; jetzt aber, da die Wirklichkeit seines Verlustes unerschütterlich und unwiderruflich vor ihm lag, schlang er die Arme um den Stamm des nächsten Baumes und drückte seine glühende Stirn fest an die harte, rauhe Rinde desselben.

So stand er lange Zeit. Da plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Er blickte auf; der Wildheger Stephan stand vor ihm.

„Biß Du Katombo?"

„Ja," antwortete er in einem Tone, als erwache er soeben aus einem schweren, tiefen Traume.

„Ist nicht Zarba, die junge Zigeunerin, Deine Braut?"

„Warum fragst Du?"

„Weil ich Dir dann Etwas zu vertrauen habe."

„Was?"

„Sind wir hier unbelauscht?"

„Ist es ein Geheimniß, was Du mir zu sagen hast?"

„Ja. Ich bin ein Freund von Dir und möchte Dir gern heut einen großen Dienst erweisen."

Katombo blickte dem Hüter mißtrauisch in das Angesicht.

„Mein Freund? Seit wann willst Du es sein? Hast Du und nicht von Allen am meisten gekränkt und verfolgt?"

„Dich nicht, sondern die Andern, die alle falsch und heimtückisch sind. Du hast uns nie Holz oder ein Wild gestohlen; darum habe ich Dich gern und möchte es Dir beweisen."

„So komme ein Stück fort von hier!"

Sie schritten mit einander ein Stück in den Wald hinein, bis sie eine Stelle erreichten, an der sie sicher sein konnten nicht gesehen und gehört zu werden. Hier blieb der Zigeuner stehen.

„Jetzt sprich!"

„Kennst Du das Blöschenhaus?"

„Das kleine, steinerne Häuschen auf dem freien Platze, welches immer verschlossen ist?"

„Ja."

„Ich kenne es. Was ist mit ihm?"

„An seiner hinteren Seite steht eine Bank."

„Ich kenne sie."

„Auf dieser Bank habe ich Zwei sitzen sehen, Abends im Mondesscheine."

„Zwei Männer?"

„Nein; einen Mann und ein Mädchen."

„Ah! Wer waren sie?"

„Wüßt Du es wirklich wissen?"

„Vollest Du nicht mit mir sprechen, um es mir zu sagen?"

„Allerdings. Das Mädchen war Zarba, Deine Braut."

„Sagst Du die Wahrheit?"

„Es steht bei Dir, ob Du es glauben willst oder nicht."

„Ich glaube es. Wer war der Mann?"

„Ich konnte sein Gesicht nicht erkennen; er saß so, daß es mir abgewendet war." (Fortsetzung folgt.)

Helene von Bonsecours.

Roman
von
Bernhard Stavenow.

(Fortsetzung.)

Helene und Frau Babette setzten sich in das Fuhrwerk, welchem ein Neger als Kutscher diente. Tom Lopez stieg zu Pferde, und die leichte Equipage flog von dannen.

Helene hatte jetzt Zeit, den Mann näher zu betrachten, dessen Anblick sie so in Verwunderung gesetzt. Er war von hoher Statur und hager und hatte die Kupferfarbe der Mischlinge: an den Schläfen fiel dieselbe noch ziemlich schwarz aus. Er war noch frisch und kräftig, die Jahre hatten kaum einige Falten in sein Gesicht gegraben, ein Strohhut bedeckte sein kurzes wolliges Haar; er trug eine Jacke und weite Beinkleider von gestreiftem Zeuge und an den Füßen silberne Sporen.

Alles an ihm trug das Gepräge der Einfachheit. In seinem Gesicht lag eine so aufrichtige, natürliche Gutmüthigkeit, daß er Helenens Herz sogleich gewann. Dennoch gesellte sich, vielleicht unbewußt, einige Verlegenheit zu dieser entstehenden Neigung.

„Mein Gott!" sagte sie leise zu Frau Babette. „Meine Mutter war also eine Farbige!"

„Wer hätte das gedacht!" verletzte die gute Babette, Helenens glänzend glattes Haar und ihre schönen blauen Augen betrachtend.

Bald indessen richtete Helenens Aufmerksamkeit sich auf die Gegend, durch welche sie fuhren und deren malerischer Anblick sie fesselte. Pferde und Ochsen weideten auf den unabgehauten Feldern; hier und dort blickte eine Wohnung zwischen den Bananen hervor, deren heiteres Grün von dem dunklen Laube des Gehölzes abstach, an dessen Saum sie sich hinzogen. Der durch dieses verwilderte Land führende Weg war jedoch durchaus nicht verdbet. Lange

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 21.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Das ist unmöglich! Sie saßen doch jedenfalls neben einander, und wenn Du ihr Gesicht gesehen hast, mußtest Du auch das seinige erkennen."

„Sein Kopf lag an ihrer Brust."

„Das geschieht nicht für immer; er muß ihn auch zuweilen erhoben haben. Du willst mir seinen Namen nicht verrathen."

„Und wenn es so wäre?"

„Ich würde ihn dennoch kennen. Wenn Du so vorsichtig bist, so muß es ein Vorgesetzter von Dir sein."

„Ja."

„Der Förster ist es nicht, denn dieser liebt sein junges, gutes Weib; der Oberförster auch nicht, denn dieser ist uns feindlich gesinnt und so alt, daß er sich des Abends zu keinem jungen Mädchen an das Blöße nhaus setzt. Außer diesen Beiden kommt nur ein Dritter noch in das Gehege; dieser muß es sein, und weil er ein so hoher und gewaltiger Herr ist, willst Du mir nicht sagen, wie er heißt."

„Ich darf keinen Namen nennen, weil ich sonst meine Stellung verlieren könnte; aber das will ich Dir sagen, daß Du ein sehr scharfsinniger Bursche bist."

„Daß er zu Zarba kommt, weiß ich nun auch; aber des Nachts soll er von ihr lassen; dafür werde ich Sorge tragen!"

„Wie willst Du das anfangen?"

„Sie darf das Lager nicht verlassen."

„Thor! Kannst Du Dir nicht denken, daß die Alte diese Liebschaft nach allen Kräften beschützt, weil Ihr große Vortheile aus derselben zieht? Sie sendet Dich in die Stadt, wenn er kommt; Fe wird auch ihre Vorkehrungen treffen, daß Du die nächtlichen Zusammenkünfte nicht zu stören vermagst. Die Sache müßte ganz anders angefaßt werden."

„Wie?"

„Ich will Dir gestehen, daß auch mir diese Schleichereien des hohen Herrn nicht angenehm sind; es gibt so Manches, was man am Liebsten thut, ohne von einem solchen Beobachter gesehen zu werden. Daher möchte ich ihm einen Streich spielen, der ihm das Wiederkommen verleidet. Willst Du mir dabei helfen, Katombo?"

„Gern, wenn ich mich auf Dich verlassen kann!"

„Gewiß kannst Du das! Hier hast Du meine Hand darauf!"

Er reichte ihm die Rechte hin, in welche der Zigeuner einschlug. Dann fuhr er fort:

„Als der Mann, den ich nicht nennen will, vorhin das Gehege verließ, begegnete ich ihm, und er befahl mir, daß ich die alte Steinbank heut noch mit weichem Wassermoos belegen solle; bis zur Dämmerung muß die Arbeit fertig sein."

„So will er gewiß heut Abend kommen!"

„Das vermuthe ich auch und zwar mit Sicherheit. Wenn wir dann im Häuschen wären, könnten wir das Paar belauschen und jedes Wort vernehmen, denn gerade über der Bank befindet sich die einzige Fensteröffnung, die das alte Gebäude hat. Das Uebrige könnten wir dann nach den Umständen einrichten, welche sich ergeben."

„Ich bin dabei, sicher und gewiß! Aber der Schlüssel zu dem Häuschen, wer hat den?"

„Er hängt beim Förster, und Niemand bemerkt es, wenn ich ihn an mich nehme."

„Willst Du dies thun?"

„Ja, vorausgesetzt, daß Du auch wirklich mitmachst."

„Darüber gibt es keinen Zweifel mehr! Aber die Zeit?"

„Es war elf Uhr vorüber, als ich die Beiden bei einander sitzen sah, also wird es um Zehn wohl Zeit für uns sein."

„Ich komme. Wo treffen wir uns?"

„Am Besten unter der großen Buche, welche der Thür des Häuschens am Waldesrande gegenübersteht."

„Gut!"

Sie gingen auseinander; der Wildhüter mit dem Bewußtsein, sein Opfer bereits in der Schlinge zu haben, und Katombo mit einem Herzen, in welchem gebrochene Liebe, Haß und der feste Vorsatz, Rache zu nehmen, eng bei einander wohnten.

Er rührte das fertig gewordene Wildpret, um welches der schmausende Zigeunerbande saß, als er den Lagerplatz erreichte, nicht an, sondern warf sich in das Moos und gab sich Mühe, schlafend zu erscheinen. Nach dem Mahle legte sich Karavey zu ihm.

„Katombo!"

Er antwortete nicht.

„Glaube nicht, daß ich denken soll, Du schläfst! Der Schmerz kennt keinen Schlummer und keine Ruhe."

„Was willst Du?"

41

Digitized by Google

„Dir sagen, daß ich stets Dein Bruder und Dein bester Freund gewesen bin."

„Ich weiß es, Karavey!"

„Was wirst Du thun?"

„Ich? Was soll ich thun? Der arme, verachtete Zingaritto gegen einen großmächtigen Herzog? Nichts!"

„So willst Du Dich nicht an ihm, sondern an Zarba rächen?"

„An ihr? Niemals! Ich habe sie geliebt."

„Täuche mich nicht! Als Du kamst, las ich in Deinen Augen, daß ein fester Entschluß in Deiner Seele wohnt. Des Freundes Blick ist scharf. Sage mir, was Du vorhast, und ich werde Dir beistehen mit allen meinen Kräften!"

„Laß mich, Karavey! Du bist Zarba's rechter Bruder; ich darf Dir mein Geheimniß noch nicht mittheilen."

„So versprich mir wenigstens, daß ihr kein Leid geschieht!"

„Ich verspreche es!"

„Und daß Du nicht Etwas vornimmst, was Dich unglücklich machen kann!"

„Auch das verspreche ich, obgleich ich bereits so unglücklich bin, daß ich gar nicht unglücklicher werden kann."

„Willst Du uns verlassen?"

„Ich weiß es nicht. Ich will ein freier Mann sein, dem die Vajbjina nicht zerstörend in das Leben greifen darf; aber ich bin ein Sohn Eures Volkes geworden und möchte es bleiben, weil Dankbarkeit in meinem Herzen wohnt."

„Schwöre mir bei Bhowannie, der Schrecklichen, daß Du nicht von uns gehst, ohne es mir vorher zu sagen!"

„Ich schwöre es!"

„Vielleicht gehe ich dann mit Dir. Der Gitano darf seinen Willen haben als den seines Vajda und seiner Vajbjina; aber wenn diese Beiden die eigene Tochter, das beste Kind des Stammes, das schönste Mädchen des Volkes, die einst selbst Vajbjina werden soll, einem lüsternen Christen opfern, so werde ich mich gegen ihren Befehl auflehnen und, wenn das Nichts hilft, den Stamm verlassen. Die Welt ist groß und weit; der Gitano hat keine Heimath und weiß, daß nur die Freude ihm gehört."

Das flüsternd geführte Gespräch war zu Ende, und die beiden Jünglinge lagen, in trübe Gedanken versunken, neben einander, während die andern dachten, daß sie schliefen. So verging ein Theil des Nachmittages, bis der Vajda mit Karavey und den andern Männern in den Wald gingen, um sich ein Wild zu holen. Die Frauen und Mädchen blieben zurück, doch lag auch auf ihnen in Folge des heutigen Erlebnisses ein Druck, der eine lebhafte Unterhaltung nicht aufkommen ließ.

Katombo erhob sich jetzt, um mit seinen Gedanken durch den stillen, lautlosen Forst zu streichen. Darüber verging Stunde um Stunde, bis es Mitternacht zehn Uhr war. Jetzt schlug er den Weg nach dem Blöshenhause ein.

Die kleine Lichtung, in deren Mitte es stand, war rings von hohen Tannen umgeben, zwischen denen zuweilen der hohe Wipfel einer Eiche oder Buche emportragte. Das Häuschen selbst war einstöckig, von starken Mauern aufgeführt, und besaß eine dicke Bohlenthür, welche mit starkem Eisen beschlagen war. Das kleine Fenster an seiner hinteren Seite hatte kaum genug Umfang für den Kopf eines Mannes und war mit starken, tief eingefugten Eisenstäben versehen. Das Bauwerk hatte einst zu verschiedenen Jagdzwecken gedient, stand aber jetzt vollständig leer und unbenutzt, und selbst der alte Oberförster wäre in Verlegenheit gerathen, wenn man ihn gefragt hätte, vor wie viel Jahren es zum letzten Male von einem menschlichen Fuße betreten worden sei.

Katombo schlich sich langsam des Blößenrandes hin und bemerkte bei dem halben Scheine des Mondes, daß die Bank hinter dem Hause nicht besetzt sei. Bei der Buche angekommen, traf er auf den Waldhüter, der ihn bereits erwartet hatte.

„Das ist pünktlich," meinte dieser. „Es wird gleich zehn Uhr schlagen."

„Und es ist noch Niemand hier."

„Ich habe sie jetzt auch noch gar nicht erwartet. Wir müssen ja eher kommen als sie, sonst könnten sie uns bemerken."

„Hast Du den Schlüssel?"

„Ja. Komm."

Sie schritten auf das Häuschen zu. Bei demselben angekommen, zog der Hüter den langen, schlanken Hohlschlüssel hervor und öffnete. Das Schloß kreischte und die alten Angeln krachten laut auf; eine dumpfe, feuchte Luft schlug ihnen entgegen; sie traten ein.

„Der Laden ist zu. Soll ich ihn öffnen?" frug Katombo.

„Ja."

Der Zigeuner trat zur hinteren Wand des finstern Raumes und faßte mit den beiden Händen empor, um die Konstruktion des Verschlusses zu untersuchen. In diesem Augenblicke erhielt er einen Schlag von hinten über den Kopf, daß er mit einem unartikulirten Schmerzenslaute zusammenbrach; ein zweiter Hieb bes sofort auf ihn niederknieenden Stephan traf ihn so, daß er die Besinnung vollends verlor.

Als er erwachte, fühlte er sich an Händen und Füßen gefesselt, und ein Knebel saß in seinem Munde. Neben ihm saß ein Mann, den er nicht erkennen konnte, theils wegen der Dunkelheit und theils wegen der Schmerzen, welche ihm die beiden Hiebe verursachten. Seine Gedanken waren wirr, und trotz der tiefen Finsternis sah er glühend feurige Räder vor seinen Augen rollen.

Tiefe Stille herrschte in dem engen Raume, bis sich nach ihm unendlich scheinender Zeit die Thür öffnete, um eine zweite Gestalt einzulassen.

„Stephan!" hörte er.

„Hier."

„Gelungen?"

„Ja."

„Wo ist er?"

„Hier neben mir.

„Gefesselt?"

„Fest. Ich habe ihm Zwei über den Kopf gegeben, daß er unter einer Stunde sicher nicht erwacht."

„Aber er lebt noch?"

„Sein Puls geht noch."

„So ist ein Knebel nöthig, damit er Ruhe hält!"

„Er hat ihn schon. Aber wer seid Ihr? Ich habe doch Niemand erwartet als den Herz — — —"

„Halt, keinen Namen! Ihr dürft Euch nie wieder an das erinnern, was heut Abend geschehen ist. Ich bin abgesandt worden, den Gefangenen zu holen, und daß ich der Richtige bin, werdet Ihr mir wohl ohne weitere Beweise glauben."

„Ich glaube es. Aber wie wollt Ihr ihn transportiren, und wohin soll er gebracht werden?"

„Das ist nicht Eure, sondern meine Sache. Ich habe Euch nur zu melden, daß Ihr das Gesuch um die Stelle nicht vergessen sollt."

Er trat zur Thür. Auf seinen leisen Ruf erschien ein Dritter in derselben.

„Anfassen!"

Sie hoben den widerstandslosen Gefangenen empor.

„Verschließt das Häuschen, Stephan, und geht zur Ruhe. Alles Andere werden wir selbst besorgen. Gute Nacht!"

„Gute Nacht.

Die beiden Männer verschwanden mit ihrer Bürde im Dunkel. Sie mußten den Weg kennen, aber war er ihnen sehr genau beschrieben worden, denn sie erreichten ohne Anstoß und sonstiges Hinderniß das Eingangsthor, welches nur angelehnte. Sie verschlossen es, nachdem sie Katombo draußen niedergelegt hatten, mit einem Schlüssel, welchen der Eine von ihnen in der Tasche bei sich führte. Dann brachten sie den Gefesselten nach einem Wagen, der ganz in der Nähe hielt. Er wurde in denselben gehoben; einer seiner Begleiter nahm neben ihm Platz; der andere bestieg den Bock, und dann ging es fort, erst langsam und vorsichtig, dann aber, als man den Wald verlassen hatte, im raschen Trabe auf ebener Straße.

Der Knebel war so fest angebracht, daß Katombo kaum die nöthige Luft zum Athmen bekam; dennoch aber zog sein Wächter jetzt ein Tuch hervor und band es ihm um den Kopf, so daß seine Lungen nicht das Mindeste zu ertragen vermochten.

Rasch und längerer Zeit rollten die Räder über hartes Straßenpflaster bis der Wagen hielt. Katombo wurde herausgehoben und in einen Kahn geschafft, welcher noch so lange am Ufer des Flusses lalten blieb, bis der Kutscher, welcher mit dem Geschirr weiterfuhr, zurückkehrte und zum Ruder griff.

Lautlos ging es über das Wasser bis an den Garten des herzoglichen Palais, wo der Zigeuner aus dem Boote genommen und nach einer kleinen Pforte getragen wurde, an welcher eine hohe, tief verhüllte Gestalt wartete.

„Habt Ihr ihn?"

„Ja."

„Hinunter mit ihm! Den Knebel und die Beinfesseln könnt Ihr ihm dann nehmen; die Arme aber bleiben gefesselt!"

Katombo erkannte diese harte Stimme sofort; es war diejenige des Herzogs von Naumburg, und nun durchschaute er den ganzen Plan, dessen Opfer er auf so leichtsinnige und vertrauensvolle Weise geworden war.

Er fühlte, daß man ihn eine steile, schmale Treppe hinabtrug. Unten ging es eine Strecke eben fort; dann wurde eine Thür geöffnet, deren schwere Riegel er laut klirren hörte. Man legte ihn nieder,

Digitized by Google

zog ihm den Knebel aus dem Munde, entfernte die Stricke, welche sich um seine Beine schlangen, und schloß dann hinter ihm sorgfältig wieder zu.

Wo war er?

In der Gewalt des Herzogs, seines Nebenbuhlers, so viel war ihm sicher. Den Ort freilich, an welchem er sich befand, konnte er nicht bestimmen. Er kannte weder die Wohnung des Herzogs, noch hatte er während des Transportes einen Blick durch das Tuch zu werfen vermocht; er wußte nur, daß er auf widerrechtliche und gewaltthätige Weise gefangen genommen worden war durch die Kreaturen oder Schergen eines Gegners, von dem er weder Schonung noch Gnade zu erwarten hatte.

Er wollte sich erheben, um sein Gefängniß zu untersuchen; an dem Letzteren hätten ihn seine Fesseln gehindert, und das Erstere wollte ihm nicht gelingen, da der Blutumlauf seines Körpers in Folge der festen Banden stockte und sein Kopf ihn noch mehr schmerzte als vorher. Er blieb nach einigen vergeblichen Anstrengungen in vollständiger Apathie liegen und sank nach und nach in einen tiefen, lethargischen Schlaf, der sich wohlthätig zu ihm niederneigte.

Als er aus demselben erwachte, war es ihm unmöglich, zu bestimmen, wie lange er geschlafen habe; lange, sehr lange aber mußte es sein, denn er fühlte sich vollständig gekräftigt; der Schmerz an seinem Kopfe war verschwunden, und nur die Fesseln seiner Hände verursachten ihm eine unerträgliche Pein.

Er erhob sich. Es war vollständig dunkel in dem Raume. War es die Finsterniß der Nacht oder hatte der Kerker gar keine Fenster oder sonstige Oeffnung? Er konnte dies nicht entscheiden und tappte sich ringS an den Wänden hin. So weit seine Gestalt reichte, fühlte er nur kalte, geschlossene Mauern, deren einzige Unterbrechung in der Thür bestand, durch welche man ihm hereingeschafft hatte.

Noch war er mit der Untersuchung der engen Zelle beschäftigt, als er draußen Schritte vernahm. Die Riegel klirrten; die Thür öffnete sich, und ein heller Lichtschein drang zu ihm herein. In demselben bemerkte er jetzt sehr deutlich, daß sein Gefängniß kein Fenster hatte; es war im Kellerraume angebracht und zeigte keine einzige Oeffnung, durch welche die Luft und das Licht des Tages hatten Zutritt finden können. Auch den Mann erkannte er, welcher mit der Blendlaterne eintrat und dann die Thür hinter sich sorgfältig in den Rahmen zog. Es war der Herzog von Raumburg.

„Guten Abend!“ klang es gehetzt und höhnisch, und als der Gefangene ob dieser Anrede verwundert aufsprang, fuhr der Herzog fort: „Ja, es ist bereits wieder Abend. Ich bin dreimal hier gewesen; Du aber warst nicht zu sprechen, denn Du schliefst, als hättest Du mit den zwei kleinen Schlägen eine ganze Apotheke voll Opium erhalten. Nun aber, was sagt der stolze Sitano zu der vortrefflichen Wohnung, die ich ihm gegeben habe?“

„Schurke!“

Es war nun das eine Wort, aber es lag eine ganze Welt voll Haß und Verachtung darin.

„Schön! Ich werde Dir den Knebel wieder geben müssen, damit Deine Zunge nicht allzusehr spazieren geht. Du bist in der Gewalt des Herzogs von Raumburg, der ganz andere Töne gewohnt ist, als den Deinigen.“

„Schurke!“ erklang es furchtlos wieder. „Thu mit mir, was Du willst, und je Größeres Du erfindest, desto mehr bist Du ein Schurke. Aber nimm mir nur einen Augenblick die Fesseln ab, so werde ich Dir zeigen, wie ein ehrlicher Zigeuner mit einem Halunken verfährt!“

„Bemühe Dich nicht, mich in Zorn zu bringen, denn alle Deine Anstrengung wird fruchtlos sein. Ich komme nur, um Dir Dein Urtheil zu verkünden. Zarda, das schönste Mädchen, welches ich jemals gesehen habe, muß mein eigen werden, versehe wohl, mein eigen wie die Blume, deren Duft man athmet und die man dann von sich wirft; Du bist mir dabei im Wege, und daher habe ich Dir ein Quartier gegeben, wo Du mich nicht belästigen kannst. Ich hatte Dich vielleicht einst wieder frei gelassen; aber Du hast mich zu beschimpfen versucht, und darum wirst Du diesen Ort niemals wieder verlassen.“

„Meinst Du, daß ich Dich um Gnade anflehen werde? Ich verlange nur Gerechtigkeit, und die muß, die wird mir werden!“

„Gerechtigkeit? Ja, denn ich bin die oberste Behörde des ganzen Reiches, und die ist gewohnt, schnell und gerechter zu entscheiden, als jede andere Instanz. Du bist schuldig eines Mordversuches gegen mich und mußt eigentlich sterben; ich aber begnadige Dich zu lebenslänglicher Haft in diesem Kerker und gebe Dir dazu den Trost, daß diese Gefangenschaft nicht lange dauern wird.“

„Du darfst weder verurtheilen noch begnadigen. Ich verlange einen gesetzmäßigen Richter, vor dem auch Du zu stehen hast, denn auch Du bist des Mordverluches gegen mich und dazu des Menschenraubes schuldig.“

Der Herzog lachte.

„Dein erster und letzter, Dein einziger Richter steht vor Dir, und er verspricht Dir, daß es den Deinen wohlgehen wird. Zarda wird sich entschließen, zu mir zu ziehen und mein Weibchen zu werden; und ich werde zärtlicher und inniger gegen sie sein als Du; die Andern müssen fort und werden mir für diesen Befehl dankbar sein, denn sie lieben ja die Freiheit, und damit sie diese ganz und voll genießen können, werde ich ihnen verbieten, jemals wieder in das Land zurückzukehren.“

„Schurke!“ rief Katombo zum dritten Male.

Er machte eine fürchterliche aber vergebliche Anstrengung, seine Fesseln zu zersprengen, und rannte dann voll Wuth gegen den Herzog an, so daß dieser zurücktaumelte, gegen die Mauer schlug und ihm beinahe die Laterne entfallen wäre. Er setzte sie zu Boden und faßte den wehrlosen Zigeuner.

„Hund, ich werde Dir das Beißen unmöglich machen! Du sollst mit dreifachen Banden gefesselt und — — —“

Er hielt mitten in der Rede inne. Katombo hatte verstanden, ihm den ergriffenen Arm zu entziehen, und dabei das Loch seines Jackenärmels gröber zerissen. Durch dasselbe blickte sehr deutlich jene seltsame Tätowirung, und das Auge des Herzogs war auf sie gefallen. Dieser ließ mit seinen Händen von Katombo ab und trat beinahe erschrocken einen Schritt zurück.

„Mensch, wer bist Du!“

Dieser Ausruf war ihm ganz unwillkürlich entfahren. Katombo konnte sich die sonderbare Frage nicht erklären; er blickte ihn daher erstaunt an und antwortete nicht.

„Wer Du bist, habe ich gefragt!“ wiederholte Raumburg gebieterisch.

Katombo's Erstaunen wuchs; er fand keine Antwort, vielmehr kam es ihm vor, als ob sich die Sinne seines Gegners plötzlich verwirrt hätten.

„Hörst Du, ich will wissen, wer Du bist! Du heißt nicht Katombo und bist kein Zigeuner!“

„Ah! Wer sagt Dir das?“

Der Herzog erholte sich von seiner Ueberraschung, die vielleicht auch Schreck sein konnte, und fragte mit gleichgültigerer Stimme:

„Ist die Vajbzina Deine Mutter?“

„Ja.“

„Deine wirkliche?“

„Inwiefern sollte sie es nicht sein? Uebrigens bin ich über solche Sachen keinem Menschen Rechenschaft schuldig. Ich habe hier von weiter nichts zu sprechen, als daß ich meine Freiheit oder einen ordentlichen Richter will.“

„Gut, so sind wir also fertig.

Er ergriff die Laterne und wollte gehen. Katombo benützte sein Niederbeugen, um den Ausgang zu gewinnen, was ihm aber nicht gelang, denn der Herzog schnellte ihm rasch in den Weg und brachte es leicht fertig, den Gefesselten zurückzuschleudern.

„Nicht so schnell, Bursche! Deine Leiche soll man zu seiner Zeit von hier wegschaffen, lebendig aber kommst Du nicht fort!“

Er warf die Thür in das Schloß, schob die beiden Riegel vor und schritt einige Stufen empor, wo sich die Treppe theilte. Nach der einen Seite gelangte man an die Pforte, durch welche Katombo hereingeschafft worden war, auf der andern erreichte man das Zimmerparterre des Schlosses. Hier angekommen, blies Raumburg seine Laterne aus und stieg die breiten Marmorstufen empor, auf denen er in sein Arbeitszimmer gelangte. Dort legte er die Laterne ab und zog auch den Dolch hervor, den er aus Rücksicht für seine persönliche Sicherheit bei sich getragen hatte.

Dann ging er zur Bibliothek, welche heil erleuchtet war, und suchte lange, lange Zeit in alten vergilbten Papieren herum. Sie mußten, nach der Aufmerksamkeit zu urtheilen, welche er ihnen schenkte, sehr Wichtiges enthalten; er las einige von ihnen mehrere Male durch und verschloß sie dann so sorgfältig, als ob höchst Wichtiges von ihnen abhinge. Dann verbarg und verschloß er sie an einem Orte, der ihm die nöthige Sicherheit zu gewähren schien.

Nun suchte er die Ruhe, fand sie jedoch nicht, sondern warf sich auf dem Lager hin und her, bis es Tag wurde, wo er sich erhob, sobald er angekleidet war, seine Wohnung und die Stadt verließ.

Sein Weg führte ihn hinaus in den Wald nach dem Gehege, wo er die Zigeuner in Sorge um den verschwundenen Katombo antraf. Die Vajbzina war die Erste, welche ihn erblickte, und auch sofort Gelegenheit nahm, ihre Klage anzubringen.

„O hoher Herr, es ist Betrübniß eingezogen bei den Sitani

Digitized by Google

und Sorge bei den Kindern meines Volkes. Habt Ihr nicht gesehen Katombo, meinen Sohn?"

„Nein. Was ist mit ihm?"

„Er ist verschwunden, seit er gestern unser Lager verließ, und Niemand hat eine Spur von ihm gefunden. Der Forst hat keine wilden Thiere, die ihn zerreißen konnten, und keinem hat er vertraut, daß er uns freiwillig verlassen wolle. Es ist ihm ganz sicher ein Unglück widerfahren!"

„Was soll ihm widerfahren sein."

Karaney trat näher.

„Was ihm widerfahren ist, das wissen wir nicht," meinte er mit finsterem Auge; „aber ich kenne einen Feind von ihm, den einigen, den er hat, und welchen sein Verschwinden am Herzen liegen muß. Wehe ihm, wenn er die Hand dabei im Spiele hat!"

„Wen meinst Du, Burschc? Verklage ihn bei mir. Ich bin Euer Freund und werde Euch alle Hülfe und Unterstützung gewähren, welche Ihr nothwendig haben sollter."

„Gerad Euch brauche ich ihn nicht zu nennen. Aber die Kinder der Brinjaaren haben scharfe Augen, gewandte Hände und ein Gedächtniß, welch es keine gute und keine böse That vergißt. Entweder ist Katombo heut Abend wieder bei uns oder wir werden uns zur Rache vorbereiten!"

„Thue das, mein Sohn; nur siehe Dir den Mann genau an, gegen den Du Deine Rache richten willst. Uebrigens geht mich diese Angelegenheit nicht das Mindeste an; ich komme in einer andern Sache und habe mit dem Vajha und der Vajhjina zu sprechen."

Er wandte den beiden Alten und schritt von dem Lager weg in den Forst hinein. Sie folgten ihm und bemerkten nicht, daß Karaney hinter ihnen gleichfalls den Ort verließ. In einer gewissen Entfernung blieb der Herzog stehen und wandte sich zu den Beiden zurück.

„Ich habe Euch einige Fragen vorzulegen. Von der Wahrheit Eurer Antworten hängt Euer Glück oder Euer Unglück ab!"

„Sprecht, Herr!" bat die Alte. „Wir werden Euch Alles sagen, was Ihr begehrt."

„Wer ist der Vater und die Mutter dieses Katombo?"

„Ich bin der Vater," antwortete der Vajha.

„Und ich die Mutter," die Vajhjina.

„Bedauerlich, daß Ihr wirklich, die richtigen natürlichen Eltern zu sein? Man sieht es ja dem Manne an, daß er kein Zigeuner ist."

Die beiden Alten warfen sich einen Blick des Verständnisses zu; dann antwortete die Vajhjina:

„Er ist ein Zigeuner, Herr, und mein leibhaftiger Sohn."

„Wo habt Ihr ihn geboren?"

„Weit im Süden auf einer Insel, welche man Sizilien nennt."

(Fortsetzung folgt.)

Auf falscher Fährte.

Kriminalnovelle

von

Paul Lippert.

(Forts. u. Schluß.)

So verging auch der Spätherbst, und der zweite November 1858 tagte. Es war Abend und ich befand mich wie gewöhnlich bei Hortense. Die Gesellschaft war weniger zahlreich als sonst. Die vorgerückte Jahreszeit und die allgemeine Panik, welche in Folge der sich steigernden öffentlichen Unsicherheit die Ausländer früher als sonst aus Homburg vertrieben hatte, waren daran Schuld. Auch der Vater meiner Geliebten war heute zerstreut und bei schlechter Laune. Er gab sich alle Mühe dieselbe zu verbergen, aber wenn er sich unbeobachtet glaubte, runzelte sich seine Stirn und die Schatten finsterer Gedanken umzuckten sein Gesicht. Trotzdem jouirte und spielte man nach alt hergebrachter Weise und der Abend verging wie gewöhnlich, bis zu der Stunde, welche das Kartenhaus, worauf sich mein vermeintliches Glück gebaut hatte, zerstören sollte. Zwei landgräflich hessen-homburgische Gendarmen zeigten sich plötzlich an der Thür und der Kurdirektor trat auf seinen Gastgeber zu.

Mit gedämpfter Stimme, ohne die Einladung, sich zu setzen zu beachten, richtete der Direktor in französischer Sprache zwei Fragen an den Greis.

Die erste beantwortete derselbe mit erkünstelter Ruhe, bei der zweiten wurde er ohnmächtig. Der Kurdirektor winkte die Gendarmen zu sich heran und gab ihnen mit lauter timme den Befehl, den Bewußtlosen, sobald er wieder zu sich gekommen, zu arretiren. Sämmtliche Anwesende erhoben sich jetzt von ihren Plätzen, Schmähungen und Verwünschungen wurden laut, die Gendarmen zogen blank.

Da durchbrach ein Weib das Gewirr von bestürzten Gästen und neugierigen Bedienten, und mit dem Angstschrei: „Mein Vater! Was ist meinem Vater geschehen?" warf sich Hortense neben dem Ohnmächtigen nieder. Sie legte sein schneeweiß Haupt auf ihren Schooß und blickte den Kurdirektor fragend an.

„Ich kann Ihnen, der Tochter des Verhafteten, nur wiederholen, was ich bereits Ihrem Vater gesagt habe. Auf Requisition der französischen Regierung bin ich gezwungen mich Ihres Vaters zu versichern," lautete der Bescheid, der ihr seitens des Vertreters der Badeverwaltung wurde. „Derselbe ist beschuldigt, das Haupt einer Einbrecherbande zu sein, die seit zwei Jahren Paris und London unsicher macht. Hier ist meine Vollmacht!" Er zeigte auf ein Papierrolle, die er unter seinem Arm trug. „Der Polizeiinspektor hat mich mit der Exekutive in dieser Angelegenheit betraut."

Ich will nicht zu weitschweifig sein und Sie daher mit den leidenschaftlichen Betheuerungen der Unschuld des Angeklagten verschonen, womit dessen Tochter das Herz des Kurdirektors zu erweichen suchte, indeß seine Vollmacht sowie das Requisitionsdokument unter den Anwesenden zirkulirten. Letzteres nahm auf die allerdings sehr gravirenden Aussagen zweier auf frischer That ergriffener Einbrecher Bezug, die man überdieß hatte, im Dienste des Vaters meiner Geliebten zu stehen und die denn auch einräumen mußten, von demselben zu dem vereitelten Raube angestiftet zu sein. Auch der allmählige Umschlag, welcher in der Stimmung der Anwesenden hervortrat, bedarf wohl keiner eingehenden Erklärung. Die Aussagen der ihres Verbrechens geständigen Bedienten, die man gelaunt und über deren häufige Reisen man schon Aletier gemurrt hatte, sprachen nur zu bereit für die Schuld des ohnmächtigen Greises.

Eine halbe Stunde nach dem Eintritte des Badekommissärs waren außer der Gruppe, welche Hortense, ihr Vater, den man auf einen Divan gelegt, der Kurdirektor und die beiden Gendarmen bildeten, nur noch ich, der Bankier, welcher die Spielgerathschaften zusammenräumte, und ein Aebenbuhler von mir um die Gunst des unvergleichlichen Weibes in dem großen Salon zugegen, die übrigen Personen hatten sich sämmtlich sehr still und aus bewußter Vorsicht entfernt. Dieser Nebenbuhler nannte sich Marquis Jules d'Orange. Inzwischen kam der Bewußtlose wieder zu sich und nun begannen die Verhandlungen mit dem Kurdirektor, dem ich, dabei unterstützt von Hortense und dem Marquis, mit einer Zungenfertigkeit, über die ich noch jetzt erstaunen muß, einigermaßen suchte, daß nur ein unglückseliges Mißverständniß an der Ausfertigung des Verhaftsbefehles die Schuld tragen könne. Der Kurdirektor ließ sich indeß nicht mürbe machen, und erst die unter Thränen hervorgestotterte Anweisung des Greises auf seine meinen Haare, die durch die Einlederung mit Schmach bedeckt werden würden, bewogen den Kommissär, mildere Saiten aufzuziehen. Er erklärte sich bereit, gegen Stellung einer Kaution von 150,000 Franks von der Ausführung des Verhaftsbefehls abzustehen, und von dieser Forderung ging er nicht ab. Die Kaution war binnen vierundzwanzig Stunden auf seinen Amtsstube zu erlegen, bis dahin quartierten sich die beiden Gendarmen in der Villa ein, um jeden Fluchtversuch des Alten hintertreiben zu können. Ihnen Sie jetzt, Herr von Utrecht, durch welche Opfen diese bedeutende Summe, zu der die Bewohner der Villa nur hunderttausend Franks flüssig machen konnten, vervollständigt wurde? Zwanzigtausend Franks besaß ich noch an Baarmitteln, die gleiche Summe vermochte ich bei einem Bankier durch Hinterlegung einiger Hypothekeninstrumente aufzutreiben, den Rest empfing ich aus der Kasse des Klubs der Ausgepflanderten. Wie Sie aus den Statuten wissen, beträgt das Maximum, welches die Gesellschaft ausleiht, zehntausend Franks, welche mir noch fehlten. Marquis d'Orange vermittelte meine Bekanntschaft mit dem damaligen Präsidium des Klubs, zu dessen Mitgliedern er durch Aufnahme eines Darlehens von gleicher Höhe gehörte."

„Und in welcher Weise trug Hortense Ihre Dankbarkeit gegen Sie ab?" fragte Ella, nachdem der Chevalier eine längere Weile geschwiegen hatte.

„Ihre Dankbarkeit?" rief mit flammendem Blicke der Gefragte. „Dieselbe bestand darin, daß Hortense zwei Tage nach der erlegten Kaution aus Homburg verschwand. Ihr Vater entfloh mit ihr. Wohin sie sich gewandt hatten, erfuhr Niemand. Vierundzwanzig Stunden später lief bei der Polizeidirektion in Homburg von der französischen Gesandtschaft in Frankfurt a. M. ein Telegramm ein, das die sofortige Verhaftung auch von Hortense dekretirte. Dem Befehl konnte nicht entsprochen werden, auch die steckbriefliche Verfolgung erwies sich als nutzlos. Die Beiden waren und blieben verschollen, indeß meine wahnwitzige Liebe zu immer mächtigeren Flammen auflodcrte. An der Unschuld meiner Hortense zu zweifeln erschien mir ein Verbrechen, und ich war so fest überzeugt, daß sie

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 22.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Und wer war sein Vater?"

„Dieser hier, mein Mann."

„Ihr lügt!"

„Könnt Ihr mir beweisen, daß ich die Unwahrheit sage?"

„Ich kann es und werde Euch zu diesem Zwecke kurz eine Geschichte erzählen. Habt Ihr den Namen Naumburg nicht bereits früher schon einmal gehört?"

„Wie sollte ich?"

„So waret Ihr auch noch niemals in diesem Lande?"

„Nie."

„So! Es gab einen Herzog von Naumburg, welcher von den Reizen einer jungen Zigeunerin so hingerissen wurde, wie ich von Zarba's Schönheit. Sie verließ ihren Stamm und ging zu ihm, bis sie unheilig wurden und sie zu den Ihrigen zurückkehrte. Der Herzog verheirathete sich; seine Gemahlin schenkte ihm einen Sohn, welcher einst, als er kaum zwölf Monate zählte, spurlos verschwand. Niemals wurde etwas von dem Knaben gehört, doch erfuhr der Herzog, daß gerade zur betreffenden Zeit Gitani in der Nähe gewesen waren, eine der Zigeunerinnen hatte man mit einem Balete aus dem herzoglichen Garten kommen sehen. Der Mann, welcher dies erzählte, hatte, als sie vorüber war, sogar die unterdrückte Stimme eines Kindes gehört, so daß er annehmen mußte, daß das Weib ein solches bei sich getragen habe. Wißt Ihr, wer diese Frau war?"

„Nein."

„Es war die frühere Geliebte des Herzogs, die sich durch den Kinderraub an ihm rächen wollte."

„Zu einer solchen Behauptung müßten Beweise sein, hoher Herr."

„Diese sind da, und zwar so deutlich und bestimmt, daß ich Euch sogar den Namen und jetzigen Aufenthaltsort der Thäterin nennen könnte."

„Man redet den Gitani so viel Böses nach, was nicht wahr: sondern Lüge ist!"

„Ich aber sage die Wahrheit: Ihr waret das Weib, und das geraubte Kind befand sich bis heute bei Euch!"

Er blickte ihr drohend in das Angesicht; sie schien nicht im Mindesten zu erschrecken und antwortete ruhig:

„Wollt Ihr mit zwei armen, alten Leuten einen solchen Spaß treiben, Herr?"

„Spaß? Es ist mein Ernst, der Euch an den Hals gehen kann. Der Herzog, von dem ich Euch erzählte, ließ seinem Kinde sein Familienwappen in den Arm tätowiren, wie es seit uralten Zeiten Familiengebrauch gewesen war. An diesem Zeichen wird man den Geraubten erkennen. Vielleicht befindet es sich schon in diesem Augenblick vor dem Richter, welcher die Angelegenheit zu untersuchen hat. Ihr werdet das Gehege auf seinen Augenblick verlassen und seid Gefangene des Forstpersonals, bis ich ein Weiteres verfüge."

Er machte Miene sich zu entfernen; da ergriff ihn die Alte beim Arme und hielt ihn zurück.

„Bleibt, Herr! Ich will Euch sagen, daß Katombo nicht mein natürlicher Sohn ist. Wir fanden ihn halb verschmachtet im Walde und nahmen ihn zu uns, damit er nicht verhungern sollte."

„Wo war das?"

„Hier."

„Ihr kanntet also den Herzog von Naumburg, meinen hochseligen Vater?"

„Ja," antwortete sie, indem trotz ihres unterwürfigen Tones etwas in ihrem Auge leuchtete, was nicht die mindeste Aehnlichkeit mit Demuth hatte.

„Katombo ist sein Sohn?"

„Wie kann ich das wissen, Herr?"

„Höre Alte, ich will Dir sagen, daß ich hier kein amtliches Verhör anstelle, sondern mir nur die allervertraulichsten Mittheilungen unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit ausbitte. Ich kann mir nicht gleichgültig sein, ob ich einen Bruder am Leben habe oder nicht, der mich in meinem Erbe und meinen Rechten schmälern könnte. Ihr seht, ich bin aufrichtig. Nur Gewißheit will ich haben. Wenn Ihr ein offenes Geständniß ablegt, soll Euch Nichts geschehen, vielmehr habt Ihr dann eher eine Belohnung als eine Strafe zu erwarten."

Die Beiden blickten sich gegenseitig an, und ihre Augen sagten, daß sie sich verstanden.

„Herr, laßt Ihr uns frei ziehen, wenn wir Euch die Wahrheit sagen?"

„Ja."

„Wollt Ihr dies beschwören?"

Digitized by Google

„Ich beschwöre es.“

„Daß Katombo Euer Bruder ist, können wir nicht sagen und nicht gestehen, aber — — halt, Herr, Ihr wißt, wo er sich befindet?“

„Ja.“

„Wo?“

„Bei mir, also in Sicherheit.“

„Ihr werdet ihm kein Leid thun?“

„Nein.“

„Wollt Ihr es beschwören?“

„Ja.“

„Kommt er wieder zu uns?“

„Ja, wenn er will. Will er aber nicht so kann ich ihn nicht halten.“

„Dann will ich Euch sagen: Katombo ist Euer erstgeborner Bruder. Es soll auf Euch ankommen, ob es die Leute erfahren oder nicht.“

Er griff in die Tasche und zog die Börse hervor, welche er ihr entgegenstreckte.

„Hier, nehmt! Es wird Euch Niemand aus dem Gehege treiben; bleibt hier, so lange es Euch beliebt. Vergeßt aber nicht, daß es Euer Verderben ist, wenn ein Mensch erfährt, daß Ihr einen raumburg'schen Prinzen raubtet!“

Zufrieden mit dem Ergebnisse dieses Gespräches, wandte er sich ab. Die beiden Alten kehrten zum Lager zurück, wo die Bajdjina sofort ihrer Tochter Zarba winkte.

„Weißt Du, wo Katombo ist?“

„Nein.“

„Bei dem Herzoge.“

„Beim Herzoge? Wie ist er zu ihm gekommen?“

„Ich weiß es nicht; aber ihm droht Gefahr. Ich glaube, der Herzog will ihn verschwinden lassen.“

„Weshalb?“

„Weil er Dein Bräutigam ist und weil — doch das ist ein Geheimniß, welches nur der Bajda wissen darf. Du kannst ihn retten.“

„Wie?“

„Durch den Herzog. Als dieser Mann zum ersten Male bei uns erschien, habe ich Dir gesagt, daß ich einst seinen Vater liebte, er vertrieb mich, und die Liebe des Sohnes zu Dir soll meine Rache sein. Diese Liebe ist auch das Werkzeug, mit welchem Du Katombo retten oder rächen kannst. Du wirst Manches noch nicht verstehen, aber es kommt die Zeit, in welcher Alles klar vor Deinen Augen liegt. Gib Dir den Anschein, als ob Du ihn liebtest!“

„Und Katombo, der mein Bräutigam ist?“

„Wird einige Zeit lang eifersüchtig sein, dann aber verzeihen, denn des Gitano höchstes Gut ist die Rache, und Deine Zärtlichkeit soll mir den Weg zur Vergeltung öffnen. Er liebt Dich, aber wie der Schmetterling die Blume liebt, von welcher er zu einer andern flattert, wenn er die vorige geküßt hat. Wahre daher Dein Herz, aber seine Liebe laß wachsen, indem Du freundlich mit ihm bist, ihm aber Alles verfagst, was eine Braut einem Andern nicht gewähren darf. Ich weiß, daß er noch nicht fort ist, vielmehr wird er im Gehege bleiben, um Dich zu treffen. Gehe und versuche ihm zu begegnen, und dann forsche bei ihm nach Katombo, damit wir erfahren, was er mit ihm vorhat!“

Zarba gehorchte. Sie sollte das Werkzeug der Rache sein, aber sie fühlte, daß das Spiel zum Ernst werden sei. Sie brauchte dem Herzoge gegenüber keine Liebe zu heucheln, nein, sie liebte ihn wirklich, mit aller Gluth ihres kleinen, wilden Herzens. Der hohe, stolze Mann mit seinem sichern, imponirenden Auftreten hatte es ihr angethan, und die Liebe, welche er ihr empfinden und bemerken ließ, machte sie so selig, wie die Zuneigung Katombos es niemals vermocht hatte.

Sie ging um ihn aufzusuchen, aber nicht der Befehl der Bajdjina trieb sie mehr allein dazu, sondern ihr eigenes Herz flog ihn zu dem Manne, dem die Liebe der schönen Zingaritta gehörte. Sie traf ihn wirklich sehr bald; er kannte ja den Ort, an welchem sie so oft gesessen hatten, um zu plaudern und zu kosen, ohne daß irgend Jemand eine Ahnung davon gehabt hatte. Er legte die Arme um sie und zog sie an sich.

„Zarba, schon glaubte ich, daß Du nicht kommen würdest.“

„Hast Du schon einmal vergebens auf mich gewartet?“

„Nein. Ich weiß, Du hist mich lieb, und die Liebe ist eine pünktliche Gebieterin. Doch warum erfüllst Du mir den größten Wunsch nicht, den ich habe?“

„Daß ich hin zu Dir komme, wo Du wohnest? Die Bajdjina erlaubt mir nicht, in die große Stadt zu gehen, wo die Menschen so fremd, so stolz und so bös sind.“

„Bin auch ich bös und Dir fremd?“

„Nein.“

„Also warum kommst Du nicht zu mir?“

„Ich darf nicht; ich müßte mich des Nachts fortschleichen, und dennoch würde Katombo es bemerken.“

„Katombo? Ich denke, er ist verschwunden!“

„Er ist bei Dir.“

„Wer sagte es?“

„Die Bajdjina. Warum hältst Du ihn fest?“

„Nicht ich halte ihn, sondern der Richter.“

Sie erschrak.

„Der Richter? Was hat Katombo verbrochen?“

„Viel, sehr viel! Seinen gestrigen Angriff hätte ich ihm verziehen um Deinetwillen, aber er ist dann in die Stadt gekommen, hat sich in meine Wohnung geschlichen und mich meuchlings zu tödten versucht. Er ist dabei ergriffen worden und wird seine Bosheit mit dem Tode büßen.“

„Herr, das ist nicht möglich! Katombo hat noch keinem Menschen ein Leid gethan; er ist es nicht gewesen, der Euch tödten wollte!“

„Er war es, kein Anderer. Wollte er mich nicht bereits gestern tödten?“

„Ihr habt ihn gereizt; vergebt ihm und laßt ihn frei.“

„Das steht nun nicht mehr in meiner Macht.“

„Und dennoch vermagst Ihr es! Ihr seid noch dem Könige der mächtigste und gewaltigste Mann im ganzen Lande, und was Euer Wille ist, das muß geschehen.“

„Soll ich einen Menschen retten, den Du freiwillig küssest?“

„Er ist mein Bruder, und ich thue es nicht mehr. Gebt ihn frei!“

„Hätte ich ihn gefangen, so könnte ich dies leicht thun; aber er befindet sich in den Händen der Justiz und es sind so viele Zeugen seines Mordversuches da, daß es beinahe unmöglich ist, die That auf sich beruhen zu lassen.“

Sie schmiegte sich inniger an ihn.

„Du sagst, Du habest mich lieb?“ schmeichelte sie.

„Ja.“

„Und willst mir diese Bitte nicht erfüllen? Willst meinen Bruder tödten! Geh, Deine Liebe ist nicht wahr!“

„Dann ists die Deinige auch nicht. Du verlangst von mir, was kein Anderer zu verlangen wagte, und versagt mir doch die Erfüllung des kleinen Wunsches, einmal zu mir zu kommen.“

„Gebiete, Herr, und ich werde gehorchen; nur laß Katombo frei!“

„Wirklich wirst Du kommen? Wann?“

„Wann Du es befiehlst.“

„Dann heut Abend.“

„Aber ich finde den Weg und Deine Wohnung nicht.“

„Ich werde Befehl ertheilen, daß das Gehege nicht verschlossen wird. Gerade eine Stunde vor Mitternacht wird Du auf der Straße, welche nach der Stadt führt, einen Wagen finden; Du brauchst ihm nur das Wort „Bajda“ zu sagen, so nimmt er Dich auf und bringt Dich zu mir. Willst Du?“

„Ja.“

„Er wird nicht mit Dir sprechen, und auch Du sagst nur dies eine Wort, denn es soll Niemand wissen, wer Du bist.“

Sie nickte zustimmend. Sein Auge leuchtete auf, endlich befand er sich jetzt nahe an dem Ziele, welches er sich schon längst in Beziehung auf das schöne Mädchen gesteckt hatte. Noch lange saßen sie in süßer, inniger Umarmung, dann verließ er heimlich das Gehege, und Zarba kehrte zu den Ihrigen zurück. Die Bajdjina winkte sie sofort zu sich.

„Triffst Du ihn?“ frug sie gespannt.

„Ich war bis jetzt bei ihm.“

„Frugst Du ihn nach Katombo?“

„Ja. Katombo ist gefangen.“

„Wo?“

„Bei der Justiz.“

„Weshalb?“

„Er ist in die Wohnung des Herzogs gekommen um ihn zu tödten, und dabei ergriffen worden. Nun soll er sterben.“

Die runzeligen Züge der Alten zogen sich zusammen.

„Die wurde der Herzog gestern von Katombo genannt?“

„Ein Schuß.“

„Er ist auch einer. Glaube ihm kein Wort von allen seinen Reden. Er will Katombo verderben aus einem Grunde, den Du nicht kennst; Du wirst ihn aber noch erfahren.“

Digitized by Google

„Er wird ihn nicht verderben; er wird ihn freigeben."

„Sagte er es?"

„Er sagte es."

„Glaube es ihm nicht; er ist ein Lügner und Betrüger wie sein Vater. Suche zu erfahren, in welchem Gefängniß sich Katombo befindet; wir müssen ihn selbst retten."

„Er gibt ihn frei; er hat es mir versprochen."

Die Züge der Alten wurden womöglich noch finsterer als zuvor.

„Hat er es Dir versprochen, so hast Du ihm ein Gegenversprechen machen müssen."

Zarba senkte verlegen den Blick.

„Ja," antwortete sie endlich. Sie wußte, daß der Vajbjina nur schwer zu entrinnen ist.

„Was hat er von Dir verlangt?"

„Daß ich heute Abend mit ihm spreche."

„Wo?"

„Hier im Walde."

„Du lügst! Das ist zu gering als Entschädigung für Katombos Freiheit; er kann Dich im Walde ohne ein solches Opfer treffen. Ich verlange, daß Du die Wahrheit redest!"

„Ich sage sie. Er hat mich bestellt."

„Aber nicht hier im Walde! Willst Du Deine Mutter täuschen, die zugleich Deine Vajbjina ist? Glaubst Du, mein Auge sei so trübe und mein Geist so dunkel geworden, daß ich nicht sehe und errathe, was Du mir verbergen willst? Du sollst heut zu ihm in seine Wohnung kommen! Antworte!"

„Ja."

„Und Du hast es ihm versprochen?"

„Ja."

Die Alte blickte eine Weile still sinnend vor sich hin; dann meinte sie:

„Vernimm, was ich Dir sage! Du solltest mit kaltem Herzen die Liebe in seiner Brust erwecken; es ist Dir gelungen, aber Dein Herz ist nicht kalt geblieben, sondern es brennt und lodert in derselben Gluth wie das seinige. Dies willst Du verschweigen und Deine Vajbjina betrügen. Deine Strafe dafür soll sein, daß Du den verdirbst, der Dir höher steht als meine Befehle. Du wirst heut zu ihm gehen, und wenn er Dich nicht wieder von sich lassen will, so komme ich und werde Dich zurückverlangen. Mache Dich schön und schmücke Dich fein, doch darf Niemand etwas davon merken!"

Sie wandte sich ab und Zarba befand sich nun mit ihrer eigenthümlichen Instruktion auf sich selbst angewiesen. In tiefes Sinnen und Grübeln versunken, streifte sie den ganzen Tag über im Forste umher, bis es Nacht wurde und die Stunde nahte, für welche sie bestellt worden war. Jetzt legte sie ihre beste Kleidung an und schlich sich, nur von der Vajbjina beobachtet, hinaus auf die Straße, auf welcher sie nach kurzer Wanderung auch wirklich einen Wagen halten sah, dessen Kutscher, als sie die Losung ausgesprach, ihr beim Einsteigen half und dann in Eile der Stadt entgegenfuhr. Am Flusse harrte ihrer ein Anderer, welcher sie in ein Boot geleitete und mit demselben nach dem Garten des Herzogs überfetzte. Hier führte er sie bis in die Nähe der Treppe, wo Raumburg ihrer bereits wartete.

„Du kannst gehen!" befahl er dem Diener, welcher sich auf diesen Befehl schleunigst entfernte. „Weiß der Vajbja oder sonst Jemand, daß Du den Wald verlassen hast?" frug er dann Zarba.

„Die Vajbjina."

Er schien unangenehm überrascht zu sein.

„Wer hat es ihr gesagt?"

„Ich. Sie hat Alles errathen."

„So ist es nothwendig, daß auch ich Alles errathe. Komm!" Er trat mit ihr an das Treppenfenster, öffnete dasselbe und stieg ein. Sie zögerte, ihm zu folgen.

„Komm ohne Sorgen, Zarba," meinte er. „Es ist hier ein geheimer Weg nach meiner Wohnung; ich darf Dich nicht durch den öffentlichen Eingang bringen, weil ich nicht will, daß Du gesehen wirst."

Sie stieg zu ihm herab. Jetzt zog er eine Blendlaterne hervor, so daß der Gang erleuchtet wurde, und führte sie durch die Bibliothek in sein Arbeitskabinet.

„Warte hier! Es wird Niemand Einlaß begehren, und ich werde in wenigen Minuten wohl schon wieder bei Dir sein."

Er kehrte durch den Gang in den Garten zurück und trat an die künstliche Umzäunung desselbe:. Ueber dieselbe hinwegblickend, gewahrte er einen Kahn, welcher geräuschlos längs des Ufers herabgetrieben kam und ihm gegenüber landete. Eine Frauengestalt stieg aus.

„Dachte es mir!" murmelte er. „Dog sie soll sich verrechnet haben und mir statt hinderlich nur förderlich sein. Wenn sie den geheimen Eingang kennt, so muß sie sterben."

Das Weib war keine Andere, als die Vajbjina. Sie kam vorsichtig an die Umfassung des Gartens heran und schlich sich an derselben entlang bis zu einer Stelle, welche ihr zum Uebersteigen am bequemsten schien. In der Nähe stand eine von dichtem Blattwerke gebildete Laube, in welcher es sich beim Eichenrieben der Zigeunerin leise regte. Wäre es heller gewesen, so hätte man einen Diener erkennen können, welcher mit einem Küchenmädchen die Einsamkeit des Gartens zu einem Stelldichein benutzt hatte.

„Wer ist das?" flüsterte das Mädchen erschreckt.

„Niemand, der jedenfalls nicht herein gehört," antwortete der junge Mann. „Ein Weib —! Sicher eine Obst- oder Gemüsedieb. Laß uns sie belauschen und dann auf der That ertappen!"

Sie traten aus der Laube und schlichen der Vajbjina nach, welche die Richtung nach der Veranda etwas einhielt. Dort angekommen, trat sie an das Fenster; noch aber hatte sie sich nicht zu demselben niedergebückt, so wurde sie beim Arme ergriffen.

„Halt! Was hast Du hier zu suchen?"

„Der Herzog!" flüsterte der Diener seinem Mädchen zu.

Sie standen mit einander hinter einem nahen Bosquet und konnten die beiden Andern ganz deutlich sehen und hören.

„Und was suchst Du hier?" antwortete die Zigeunerin. „Sind die Wege eines Herzogs so dunkel, daß Niemand sie sehen darf?"

„Ich suche Dich. Ich wußte, daß Du kommen würdest."

„So hat es Dir der Geist gesagt, den Ihr Gewissen nennt. Wo ist Zarba, die Tochter der Bonijaaren?"

„Sie ist bei mir."

„Schicke sie herab, daß ich mit ihr zurückkehre!"

„Sie wird bei mir bleiben, so lange es mir gefällt."

„Ich wußte, daß dies Dein Wille war, und bin deshalb gekommen, sie gegen Dich zu schützen. Wo ist Katombo, mein Sohn?"

„Er befindet sich in meinen Händen."

„Auch ihn gibst Du mir wieder. Dein Vater hat mich an dieser Stelle zu sich gebolt, wie Du heut Zarba zu Dir gebeten hast. Er knickte die Blume und warf sie dann fort; aber der Geist der Rache verwandelte die Rose in eine Löwin, welche nach Vergeltung lechzte. Du bist in meine Hand gegeben und wirst thun, was ich von Dir fordere."

Er lachte kurz und höhnisch auf.

„In Deine Hand? Weib, Du bist verrückt! Aber ich bin trotzdem begierig, zu erfahren, was Du von mir verlangen könntest."

„Daß Zarba Dein Weib werde, Dein rechtmäßiges. Bin öffentlich angetrautes Weib."

„Es ist wahrhaftig kein Zweifel, Du bist wahnsinnig. Eine Zigeunerin das Weib eines Herzogs!"

„Sie ist eine Fürstin unter den Kindern der Zingaaren und schöner als alle Mädchen der Christen. Sie soll Herzogin werden, oder ich nehme Dir Deine Krone und Alles, was Du hast. Dein Vater schwur mir, daß ich sein Weib, seine Gemahlin sein sollte; er hat sein Wort gebrochen, und daher soll die Tochter der verrathenen und verstoßenen Zigeunerin das sein, was ihre Mutter nicht werden durfte."

„Ah — —!" dehnte er. „Das wird immer interessanter. Womit willst Du mich zwingen, Deinen Willen zu thun?"

„Mit Katombo. Er ist Dein ältester Bruder, welchen ich Deinem Vater stahl, um mich zu rächen."

„Beweise es!"

„Siehe das Wappen der Raumburge an seinem Arme; es ist ganz dasselbe, wie auch Du eins haben wirst. Auch seine Kleider habe ich aufbewahrt an einem Orte, wo sie sicher liegen, bis ich sie brauche."

„Weib, Du machst Dich ungeheuer lächerlich! Du bekennst Dich für des Kindes raubes schuldig und wirst für lebenslang in das Zuchthaus wandern, wenn Du Deinem Wahnsinn Folge gibst."

Seine Worte klangen außerordentlich ruhig und gelassen, obgleich die ihm gewordene Enthüllung von der größten Wichtigkeit für ihn sein mußte. Die Zigeunerin antwortete:

„Du hast Recht; ich werde eine Zeit lang gefangen sein, aber Katombo, der neue Herzog, wird mich zu begnadigen wissen. Wähle zwischen Zarba und meiner Rache!"

„Ich habe gewählt."

„Wie?"

„So!"

Mit einem raschen Griffe schlug er ihr die beiden Hände um den Hals, den er in der Weise zusammenpreßte, daß es ihr unmöglich war, einen Laut von sich zu geben. Der Athem verging ihr; die Besinnung schwand; sie schlug krampfhaft mit den Armen um

Digitized by Google

sich; dann sanken dieselben schlaff herab; ein letztes konvulsivisches Zucken flog über ihren Körper, dann stürzte sie, von ihm losgelassen, zur Erde. Er hatte sie erwürgt.

Die beiden Lauscher thaten vor Entsetzen an allen Gliedern gelähmt. Sie hätten sich nicht bewegen können, selbst wenn es in ihrer Absicht gelegen hätte, gegen die finstere That ihres Gebieters einzuschreiten. Und überdies war dieselbe so rasch geschehen, daß für einen Entschluß die nöthige Zeit gar nicht vorhanden war.

Der Herzog nahm die Leiche auf und trug sie davon.

„Er wird sie in das Wasser werfen," meinte der Domestike in einem Tone, aus welchem die ganze Größe seines Entsetzens klang. „Komm, um Gottes Willen, komm; wir dürfen von dieser Stunde nicht das Mindeste wissen!"

Er zog das zitternde Mädchen in größter Eile mit sich fort.

Seine Vermuthung war richtig. Der Herzog warf die Zigeunerin über die Umfassung, stieg nach und schleppte sie dann in den Fluß. Das Wasser deckte nur kurze Zeit und reißend, daß es die Leiche sicher eine so weite Strecke mit sich fortnahm, daß eine Entdeckung nicht zu erwarten stand. Dann kehrte er durch den verborgenen Gang in sein Arbeitszimmer zurück.

Als er hier bei Zarba eintrat, zeigte sein Aeußeres eine Ruhe, welche nicht das Geringste von dem verrieth, was soeben geschehen war.

„Ich mußte Dich warten lassen," meinte er. „Nun aber bleibe ich bei Dir."

„Ich dachte, Du hättest Katombo!"

„Katombo? Wie kommst Du auf diesen Gedanken?"

„Hast Du mir nicht versprochen, ihn frei zu geben, wenn ich Dir Deinen Willen thue, Dich hier zu besuchen."

„Versprochen habe ich es eigentlich nicht. Es ist sehr schwer, ihn der Hand des Richters zu entziehen." (Fortsetzung folgt.)

Helene von Bonsecours.

Roman
von
Bernhard Stavenow.

(Schluß.)

Herauf winkte sie Helene ihr zu folgen. Sie gingen dem Hause zu; doch statt in dasselbe, führte Luisa die Besucherin in den Garten. Helene sah hier den alten Simon, der den Rasen begoß, und unwillkürlich fiel ihr beim Anblick des Sklaven ein, was Tom Lopez gewesen. Der Gegensatz dieser Erinnerung zu der, welche das Wiedersehen der Frau von Santawood in ihr erweckt hatte, führte ihr sofort ihre beiderseitige Abstammung ins Gedächtniß zurück und gab sie dem Gefühl ihrer gegenwärtigen Stellung, die sie einen Augenblick vergessen hatte, wieder hin.

Die beiden Damen setzten sich in eine Laube, nicht weit von ihnen nahm Frau Babette Platz.

„Ich hätte Ihnen gern die Mühe erspart, hierher zu kommen," begann Luisa mit der Betonung des kältesten Stolzes; „aber dann hatte ich Sie aufsuchen müssen, und das war unmöglich."

„Sie sehen, daß ich keinen Anstand genommen habe, mich einzufinden," antwortete Helene mit ruhiger Würde.

In dem Tone, in dem Blicke der jungen Dame lag so viel Edles, sie zeigte eine so bescheidene und doch Achtung gebietende Haltung, daß Luisa einen Augenblick erstaunte. Das war die Gräfin von Bonsecours und nicht die Entkelin des Mulatten, die ihr so antwortete. Sie begriff, es würde nicht rathsam sein, diese Gegnerin einschüchtern zu wollen, da sie bei einem solchen Charakter dann wohl nicht zum Ziele käme. Deßhalb sagte sie, schnell den Ton ändernd:

„Schon lange wünschte ich, Sie zu sehen. An Sie selbst wollte ich einige Fragen richten, welche das Glück, die gesellschaftliche Achtung und das ganze fernere Leben eines jungen Mannes, meines nächsten Verwandten, betreffen. Ich weiß um das Vorhaben des Marquis von Fatanella: er will Sie heirathen. Ich weiß auch, daß in Europa eine solche Heirath möglich wäre; hier aber hat man so etwas nie gesehen. Schon wahr, es ist ein Vorurtheil; doch es ist so mit unseren Sitten verwachsen, daß vor seiner Unerbittlichkeit Niemand Gnade findet. Fatanella kann sich nicht mit Ihnen verbinden, wenn er nicht sein Vaterland für immer und damit sein Vermögen aufgeben will. Er hat Ihnen gesagt und Ihre jugendliche Unerfahrenheit hat es geglaubt, Ihre Liebe werde ihm Alles ersetzen. Armes Kind, Sie kennen Männerherzen nicht! Ich will nicht einmal zweifeln, daß Fatanella es mit seinen Versprechungen ehrlich meint; aber er täuscht sich selbst. Glauben Sie, ich kenne ihn genau."

Diese einfachen, fast freundschaftlichen Worte machten auf Helene einen tiefen Eindruck. Oefter schon waren ähnliche Zweifel in ihr aufgestiegen und hatten dieselben Betrachtungen ihre Seele gemartert.

Dennoch antwortete sie mit möglichster Fassung:

„Gnädige Frau, ich erkenne den ganzen Umfang des Opfers, welches der Marquis von Fatanella mir bringen will; indessen hoffte ich, es würde ihm nicht zu schmerzlich sein. Frankreich ist sein zweites Vaterland, und sobald Donna Charlotta nicht mehr sein wird, hat er Niemand von seiner Familie, als Sie. Auch Sie lebten schon ein Mal in Frankreich, und wir würden die Hoffnung mitnehmen, Sie dort wiederzusehen."

„So rechneten Sie," versetzte Luisa mit eigenthümlichem Lächeln. „Nun ja, ich glaube ebenfalls, daß Fatanella diesem Lande, das nur halb sein Vaterland ist, sowie seiner Familie leicht entsagen wird, ich glaube, daß er sich leicht wieder darein finden wird, sein von uns zu leben. Aber wissen Sie, worin er sich niemals finden wird? In den Mangel! Und Mangel und Elend sind für ihn fünfzehnhundert Piaster Renten, die ihm bleiben! . . . Fatanella hat nie rechnen gelernt; hier liegt unsere Tante Donna Charlotta, ohne daß er es bemerkt, zu, wo es bei ihm fehlt; er selbst hat keine Idee von Einrichtung. Wenn er nun von dem, was er besitzt, wird leben sollen, kann es dann ausbleiben, daß er seine Armuth fühlt? Wird er dabei glücklich sein? . . . Sie meinen vielleicht, eine solche Lage könne nur vorübergehend sein, eines Tages werde Donna Charlotta's Erbe ihm das Verlorene wiedergeben. Aber Sie täuschen sich. Donna Charlotta stößt an seinem Hochzeitstage ihr Testament um, denn hundert Mal lieber wird sie ihr Vermögen derjenigen in fremden Händen wissen, als es einem Manne hinterlassen, der die Enkelin des Mulatten Tom Lopez zu einem Mitgliede ihrer Familie gemacht hat."

Helene neigte trübe und niedergeschlagen den Kopf.

Luisa fuhr nach kurzem Schweigen fort:

„Sie werden mir vielleicht einwenden, Sie seien noch jung. Sie könnten warten, bis Donna Charlotta's Erbe den Marquis von Fatanella unabhängig gemacht hätte. Ei nun, auf dieses Erbe kann er möglicher Weise noch zwanzig Jahre warten. Ein altes spanisches Sprüchwort sagt: Wer darauf rechnet, eines Todten Schuhe anzuziehen, läuft Gefahr, sein Leben lang barfuß zu gehen. Jetzt, denke ich, habe ich Ihnen Fatanella's Lage klar gemacht; ich wende mich an Sie selbst, um das Unglück abzuwenden, welches ich voraussehe. Freilich müssen Sie Ihr Interesse und Ihre Hoffnungen zum Opfer bringen; hätten Sie Muth genug zu einem solchen Entschluß?"

„Ja, gnädige Frau, wenn ich mich überzeugen könnte, daß dieses Opfer zu Fatanella's Glück erforderlich wäre," antwortete Helene weinend. „Aber er liebt mich so sehr!"

„Und Sie meinen, er werde den Verlust des Gegenstandes seiner Liebe nicht ertragen können?" versetzte Luisa mit verstecktem Hohn. „Sie meinen, seine Andere würde Sie in seinem Herzen ersetzen? Halten Sie sich denn für die Erste, welche er geliebt hat?"

„Ich glaube daran," flüsterte Helene.

Abermals entstand eine Pause. Dann sprach Frau von Santawood:

„Nun, so hören Sie, ich will Ihnen vertrauen, was noch Niemand erfahren hat, weil Sie es jetzt wissen müssen: Dieser Mann, dessen erste und einzige Liebe Sie zu sein wähnen, er hat auch mich geliebt! Soll ich Ihnen die Beweise vorlegen? Wollen Sie seine Briefe sehen?"

Helene erhob ihren düsteren und verstörten Blick, betrachtete einen Augenblick die stolze Schönheit dieser Frau und sagte leise:

„Er konnte aufhören, Sie zu lieben?"

„Mein Gott, ja!" antwortete die Dame gleichgültig. „obgleich diese Leidenschaft Jahre angedauert hatte. Das hat er Ihnen freilich nicht gesagt. Dergleichen Dinge verschweigen die Männer, oder besser gesagt, sie vergessen sie."

Helene bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und glaubte wahnsinnig zu werden vor Verzweiflung. Luisa aber nahm des Mädchens brennende Hände in die ihrigen und sagte lächelnd:

„Ruhig, mein gutes Kind, ruhig! Ermuthigen Sie sich, Ihrer Lage gerade ins Gesicht zu sehen."

„Sie ist schrecklich!" schluchzte Helene.

Luisa ließ sie weinen und wartete, bis die Heftigkeit des Schmerzes sich erschöpft hatte. Dann begann sie wieder:

„Sie müssen einen Entschluß fassen, jeder Augenblick des Zögerns verschlimmert Ihre Lage. Kennen Sie alles Unglück, welches es anrichten könnte, wenn Ihre Beziehungen zu Fatanella ent-

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

IV. Jahrgang. Alle 14 Tage erscheint ein Heft. 1880.

№ 23.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

„Hier ist Alles möglich.“

„Vielleicht.“

„So gib ihn frei!“

„Unter einer Bedingung.“

„Welche ist es?“

„Laßt erst sehen! Katombo ist kein geborener Zigeuner, wie ich nun sicher weiß. Wer sind seine Eltern?“

„Ich weiß es nicht. Die Bajbjina fand ihn im Walde.“

„War der Bajda dabei, als sie ihn fand?“

„Nein; er war damals in Süderland.“

„Der Bajda und die Bajbjina sind so offen mit einander, daß sie kein Geheimniß gegen einander haben?“

„Die Bajbjina ist die Königin des Stammes; sie braucht ihrem Manne nichts zu sagen, was er nicht wissen soll.“

Sie ahnte nicht, daß sie mit diesem Ausspruche ihrem Vater das Leben rettete.

„Weißt Du, daß ich soeben mit der Bajbjina gesprochen habe?“

„Jetzt?“

„Ja. Sie hat Dir gesagt, daß sie kommen werde.“

„Sie sagte es.“

Er zog eine Schnur hervor, an welcher ein kleiner, lederner Beutel hing. Er hatte sie vorhin der Leiche vom Halse genommen, ehe er diese in das Wasser warf.

„Hier sendet sie Dir dies Zeichen. Du sollst bei mir bleiben, bis sie kommt, um Dich abzuholen.“

„Bei Dir? Ich kam doch nur für eine Stunde!“

Er zog sie an sich und strich ihr mit der Hand liebkosend über das Haar.

„Haß Du mich wirklich lieb, Zarba?“

„Ja.“

„Und mußt Du der Bajbjina in Allem gehorchen?“

„Ja.“

„So mirst Du bei mir bleiben; sie befiehlt es Dir. Denn nur unter dieser Bedingung kann ich Katombo retten und den Andern, der ihm gegen mich beistand.“

Sie blickte verwirrt vor sich nieder. Der Gehorsam gegen die Bajbjina und die Liebe stritten gegen das Gefühl mädchenhafter Scham und Zurückhaltung in ihrem Innern.

„Und was soll ich hier?“

Er drückte sie noch inniger an sich und küßte sie wiederholt auf die schmellenden Lippen.

„Meine Gebieterin sollst Du sein, meine Braut, mein Weibchen.“

Er sprach weiter zu ihr und immer weiter. Seine Stimme hatte jenen einschmeichelnden Klang, welcher selbst ein erfahrenes Mädchen, als Zarba war, zu bethören vermag. Er erzählte ihr von der Pracht und Herrlichkeit, die ihrer warteten und umstrickte sie mit so glanzvollen Schilderungen und Versprechungen, daß ihr Widerstand immer schwächer wurde, bis sie endlich frug:

„Hat die Bajbjina wirklich befohlen, daß ich bleibe?“

„Wirklich! Ich habe Dir ja zur Beglaubigung ihr Zeichen gebracht.“

„Es ist ihr Talisman, den sie noch niemals aus den Händen gegeben hat; ich glaube Dir und werde bleiben, bis sie kommt. Aber nun gibst Du auch Katombo frei?“

„Ja.“

„Jetzt gleich?“

„Sofort. Ich werde den Befehl geben, ihn zu entlassen.“

Er erhob sich. Sie hielt ihn zurück. Hatte trotz alledem der Zweifel seine warnende Stimme in ihr erhoben?

„Ich muß dabei sein; ich muß mich überzeugen, daß er wirklich gehen darf!“

Er lächelte.

„Du lieber, kleiner Unglaube! Ich muß Dir Deinen Willen thun, um Dich ganz und gar zu beruhigen und zu überzeugen. Aber ist es Dir denn lieb, daß Katombo Dich sieht?“

„Nein, aber er soll erfahren, daß ich bei Dir bleibe, um ihn zu retten.“

Der Herzog trat hinaus auf den Korridor und von da in ein Zimmer, in welchem zwei Männer auf sein Erscheinen gewartet zu haben schienen. Sie trugen seine Livrée und waren wohl seine Vertrauten.

„Holt den Zigeuner! Ich werde Euch befehlen, ihn sofort frei zu geben, dennoch aber nehmt Ihr ihn unten wieder fest und bringt ihn in den Keller zurück. Sorgt dafür, daß der ganze Vorgang keine Zeugen findet!“

Er kehrte zu Zarba zurück, der man es ansah, daß sie dem Erscheinen ihres bisherigen Geliebten doch nicht ohne Bangen ent-

46

Digitized by Google

gegen sah. Nach einiger Zeit wurde die Thür geöffnet und einer der Männer trat ein.

„Befehlen Ew'ere Gnaden den Gefangenen?"

„Herein mit ihm!"

Katombo trat ein. Sein erster Blick fiel auf das Mädchen.

„Zarba!" Er fuhr zurück, als habe er ein Gespenst erblickt. „Was thust Du hier?"

„Ich habe um Gnade für Dich gebeten."

„Zu dieser Stunde! Ich brauche keine Gnade; ich will nur Gerechtigkeit."

„Wenn es wie Du willst, Gnade oder Gerechtigkeit," fiel der Herzog ein. „Ich will Dir Deinen Wunsch erfüllen. Du bist frei. Nehmt ihm die Fesseln und geht!"

Die Diener gehorchten dem Befehle und verließen das Zimmer. Katombo dehnte und reckte seine Arme, um das Blut in Umlauf zu bringen; dann wandte er sich an Zarba:

„Komm!"

Der Herzog legte den Arm um das Mädchen und zog sie an sich.

„Du gehst allein; Zarba bleibt bei mir."

„Was soll sie hier?"

„Mein Liebchen sein. Geh!"

„Ah!"

Er sprach nur diese eine Silbe aus, aber ihr Ton gab deutlich Zeugniß von den Gefühlen, welche jetzt auf ihn einstürmen mußten.

„Die Vajhjina hat es geboten," entschuldigte sich das Mädchen in sichtlicher Verlegenheit. „Ich konnte Dich nicht anders retten."

„Um diesen Preis will ich nicht frei sein," klang es verächtlich. „Du warst auch ohnedies für mich verloren, aber Du sollst Deine Untreue nicht mit einer angeblichen Großmuth bemänteln, die eine Lüge ist. Du erniedrigst Dich zur Buhlerin; ich habe keine Pflicht mehr, Dich zu retten; es würde auch vergebens sein; aber ich bitte Dich, kehre zur Vajhjina zurück, denn ich gehe wieder in meine Gefangenschaft."

„Das wird Dich nichts nützen, denn sie bleibt bei mir, auch wenn Du verschmäht frei zu sein."

Trotz des Schmerzes, der in seinem Innern wühlte, vermochte es Katombo, ein Lächeln fertig zu bringen; es war ein unendlich stolzes. Er reckte sich in die Höhe und trat einen Schritt näher.

„Glaubst Du wirklich, daß es meine Absicht war, gefangen zu bleiben? Ich wollte nur sehen und beweisen, daß meine Rettung nichts als eine eitle Vorspiegelung war. Ich gehe. Zarba bebauere ich; Dich aber verachte ich. Du hast mir das Liebste geraubt, was ich hatte; Du wirst mich wiedersehen, wenn ich komme, Abrechnung mit Dir zu halten!"

Er trat zur Thüre hinaus und schritt der Treppe zu. Unten standen die beiden Diener; er wußte an ihnen vorüber, wenn er zum Hauptportale gelangen wollte. Der Eine trat ihm entgegen.

„Hier ist bereits verschlossen. Komm hier nach hinten!"

Er schritt voran, einen langen Flurgang hinab. Katombo folgte, hinter ihm der zweite Domestike. Der Andere öffnete am Ende des Ganges eine Thür, hinter welcher eine Treppenöffnung sichtbar wurde.

„Hier hinab!"

Dem Zigeuner kam blitzschnell die Erkenntniß, was man mit ihm vorhabe. Rasch wandte er sich um, warf den hinter ihm Stehenden zu Boden und sprang den Gang zurück. Neben dem Portale befand sich eine Thür, in deren Schlosse der Schlüssel steckte. Mit der Geschwindigkeit des Gedankens riß er sie auf, trat ein und schob den Riegel vor. Die Diener waren ihm gefolgt.

„Er wird durch das Fenster fliehen wollen. Schnell das Thor auf und hinaus!" gebot der Eine.

Die Innenriegel flogen zurück; das Thor sprang auf, und die beiden Männer traten hinaus. Der kleine Raum, in welchen Katombo geraten war, war das Zimmer des Portiers. Dieser befand sich nicht in demselben, da man ihn entfernt hatte, um nach dem Befehle des Herzogs jede unnöthige Zeugenschaft zu vermeiden. Auf dem Tische lag ein Messer. Katombo ergriff es, öffnete das Fenster, schwang sich hinauf und sprang nach außen. Seine Füße berührten in dem Augenblicke den Boden, in welchem seine Verfolger aus der Thür traten. Sie warfen sich sofort auf ihn, aber mit einem lauten Wehegeschrei stürzte der Vorderste zur Erde; Katombo hatte ihm das Messer in die Kehle gestoßen und flog in weiten Sätzen nach dem Wasser zu.

„Hilfe! Mörder! Haltet ihn!" rief der Unverletzte und eilte hinter ihm her.

Neben dem Portale stand ein Schilderhaus, an welchem ein Militärposten lehnte. Der Mann war Zeuge des ganzen Vorganges gewesen; doch war Alles so schnell geschehen, daß er sich erst, als Katombo bereits den Fluß erreicht hatte, auf das besann, was ihm zu thun oblag.

„Sieh oder ich schieße!" gebot er und erhob das Gewehr.

Der Zigeuner warf sich in das Wasser. Der Schuß krachte, und die Kugel pfiff hart über seinem Kopfe hinweg. Die Hilferufe des Dieners und der weithin dröhnende Schuß blieben nicht ohne für Katombo höchst bedenkliche Folgen. Die zahlreiche Dienerschaft des Herzogs eilte auf den Alarm aus dem Palaste und besetzte das diesseitige Ufer. Am jenseitigen sammelten sich Leute; es war dem Fliehenden unmöglich, hüben oder drüben zu landen. Ein Glück für ihn war es, daß gerade gegenwärtig nur ein einziges Boot auf dem Flusse sichtbar war. Es hielt sich in der Mitte und wurde stromauf gerudert. Ein einziger Mann saß in demselben. Konnte Katombo ihn überwältigen, so war er gerettet. Als ein ausgezeichneter Schwimmer strebte er schnell dem Kahne entgegen. Der Mann jog das Ruder ein und richtete sich empor.

„Wer da?"

Katombo antwortete nicht. Das Messer in der Rechten, stieß er mit den Füßen kräftig aus, so daß er fast über den Bord des Kahnes gehoben wurde. Sich mit der Linken festhaltend, holte er mit dem Messer aus. Der Mann im Kahne sah die Klinge blitzen; mit einem blitzschnellen Griffe faßte er die Rechte des Zigeuners, der unter dem furchtbaren Drucke, den er fühlte, das Messer fallen ließ, ergriff ihn dann an der Jacke und warf ihn mit einem riesenkräftigen Schwunge zu sich herein. Bei dieser Bewegung drohte das schwanke Fahrzeug umzuklentern; es hob und senkte sich, und das Wasser spritzte von beiden Seiten herein. Den Mann schien das nicht im Mindesten zu berühren; er hielt mit eisernen Fäusten Katombo gepackt und meinte in deinahe gemüthlichem Tone:

„Heda, mein Bürschchen, da bist Du wohl an den Unrechten gekommen! Wer sind wir denn eigentlich?"

„Rette mich; ich bin unschuldig!" stieß der Zigeuner hervor.

„Unschuldig? Und dabei schießt man hinter Dir her und schreit nach Mördern! Wer bist Du?"

„Ich bin ein Zigeuner und dem Herzoge von Naumburg entsprungen, der mich in seinen Keller sperrte, um mit meiner Braut nehmen zu können."

„Der Naumburger? Hm! Ich bin dem Kerl keineswegs gewogen; aber Du greifst mich mit dem Messer an."

„Aus Verzweiflung!"

„Möglich!" Der Sprecher blickte ausmerksam nach den beiden Ufern und meinte dann gelassen: „Höre, Bursche, ich will Dir einmal Etwas sagen: Ich kenne den Herzog, und was Du mir da sagst, klingt allerdings wahrscheinlich. Bist Du unschuldig, so werde ich mich Deiner annehmen; im andern Falle aber übergebe ich Dich der Polizei. Erzähle mir Alles aufrichtig und versuche nicht, mir zu entkommen. Bis Du fertig bist werden wir trotz den Schreihälsen da drüben ein wenig spazieren fahren."

Er nahm die Hände von Katombo weg, so daß sich dieser aufrichten konnte, und griff nach den Rudern. Jetzt erst erkannte der Zigeuner, daß er einen Mann von ganz ungewöhnlich kräftigen Körperformen vor sich hatte, der sich allerdings vor Niemand zu fürchten brauchte. Von zwei starken Armen getrieben, flog der Kahn jetzt wieder stromabwärts, so daß die Verfolger ein lautes Geschrei erhoben, welches aber der Besitzer des Kahnes nicht im Geringsten beachtete.

„Also erzähle!" gebot er zum zweiten Male.

Sein Gesicht war so ehrlich und Vertrauen erweckend, daß Katombo Muth faßte. Er stattete einen ausführlichen Bericht über das Erlebte ab, und war mit demselben erst zu Ende, als die Residenz längst hinter ihnen lag. Der Andere zog die Ruder ein und ließ den Kahn nur noch mit dem Wasser treiben.

„Hm! Ich glaube Dir Alles, was Du mir da gesagt hast; aber eine verteufelte Geschichte ist es dennoch, da Du das Messer gebraucht hast. Hätte der Lärm nicht stattgefunden, so glaube ich, ließe der Herzog die Sache am liebsten auf sich beruhen. Am Besten ist es, Du machst Dich so schnell wie möglich aus dem Staube."

„So willst Du mich freigeben?"

„Allerdings; man hat mich nicht erkannt, und Du scheinst mir ein ganz braver Kerl zu sein."

„So bitte ich Dich, mich an das Land zu setzen. Ich muß sofort nach dem Gehege."

„Was fällt Dir ein! Du kannst Dir leicht denken, daß bereits Boten unterwegs sind, um Dich dort abzufangen."

„Aber ich muß zur Vajhjina!"

„Jetzt nicht, mein Junge! Es ist keineswegs meine Absicht, Dir zu helfen, damit sie Dich wieder erwischen. Willst Du den

Digitized by Google

Deinen Nachricht geben, so werde ich selbst nach dem Gehege gehen."

„Wirklich?"

„Ja, und zwar noch heut in der Nacht, wenn Du es verlangst."

„Und wo bleibe ich?"

„In meiner Wohnung; da bist Du sicher."

„Wer bist Du?"

„Ich heiße Brandauer und bin der Kurschmied seiner Majestät des Königs."

„Ich verstehe mich auch auf die Schmiederei."

„Ich habe davon gehört, daß die Zigeuner oft die besten Pferdeschmiede sind. Das freut mich! Jetzt gehen wir an das Land."

„Und dann in die Stadt zurück?"

„Ja. Doch habe keine Sorge; Du bist bei mir vollständig sicher."

„Und der Kahn? Er kann Dich verrathen!"

„Er gehört einem Fischer; er mag ihn morgen holen."

Sie stiegen an und zogen das Boot an das Land. Dann schritten sie in einem weiten Bogen nach der Stadt zu. Jede Begegnung sorgfältig vermeidend und sich stets im Dunkel haltend, gelangten sie glücklich an die Hofschmiede, deren Fenster alle dunkel waren.

„Wir gehen durch die Hinterthür," meinte der Schmied und sprang über den Zaun.

Katombo folgte ihm. Als sie in die Werkstatt traten, machte Brandauer Licht. Das Erste, was den beiden Männern in die Augen fiel, war eine weiße Gestalt, die sich hinter den Blasebalg niedergekauert hatte, um sich dort zu verstecken. Jedenfalls war es ein Lehrjunge, der hier auf verbotenen Wegen von dem Meister überrascht wurde, den er wohl bereits zu Hause gewähnt hatte. Der Schmied zog ihn hervor, und nun zeigte es sich, daß der Bursche nur mit Hemde und Unterhose bekleidet war.

„Was thust Du hier, Thomas?"

„Ich — ich — ich weiß es selber nicht, Meister Brandauer."

„So!" Er leuchtete in den Winkel, wo der Bursche gesteckt hatte, und brachte eine noch glimmende Cigarre zum Vorschein. „Was ist das?"

„Das? Hm, das ist vielleicht gar eine Ampalema!"

„Du hast geraucht?"

„Nur ein ganz kleines Pfeifchen, Herr Meister."

„Und warum hier?"

„Droben kann ich nicht in der Kammer; da könnte ich mich dem Obergesellen schöne Ohrfeigen peitschen!"

„Verdient hättest Du sie!" lachte Brandauer, der dem Lehrjungen nicht ungewogen zu sein schien. „Aber da sie einmal brennt, so magst Du sie fortrauchen. Dabei aber sorgst Du für diesen Mann, den ich Dir übergebe, bis ich nachher wiederkomme."

„Ganz zu Befehl, mein hoher Meister Brandauer!" schmunzelte der Junge und folgte den beiden Leuten in die Stube, wo der Schmied einen Kleiderschrank öffnete.

„Hier, ziehe Dich um, und laß Dir dann von Thomas zu essen und zu trinken geben. Er mag so vorsichtig wie möglich sein, daß Niemand aufgeweckt wird. Jetzt gehe ich nach dem Gehege."

Nach einigen weiteren Bemerkungen verließ er das Haus. Katombo sah sich von dem Lehrburschen auf das Beste bedient, der, als sich der Zigeuner umgekleidet hatte und mit Essen fertig war, hinaus in die Werkstatt ging und mit einer Cigarre zurückkehrte.

„Willst Du Dir auch eine anprennen?" frug er.

„Ja."

„Da hast Du sie; aber rauche sie mit Verstand; es ist nicht etwa plos Cuya oder Hapanna, sondern die peste Ampalema. Ich habe sie von meinem Bruder Baldwin, der ist Kenner, zwei Stück für drei Pfennige!"

Damit hatte die Unterhaltung ein Ende, denn der Lehrling hatte keine Lust, sich den Hochgenuß seiner Ambalema durch unnützes Reden zu beeinträchtigen, und Katombo war zu sehr mit seinen Gedanken und Gefühlen beschäftigt, als daß er ein Bedürfniß nach einem Gespräche empfunden hätte.

So verstrichen beinahe zwei Stunden, ehe Brandauer zurückkehrte. Er schickte den Jungen zur Ruhe und gab dann kurzen Bericht.

„Ich habe sie nicht getroffen."

„Warum? Der Ort ist auch bei Nacht leicht zu finden."

„Weil sie überhaupt nicht mehr da sind. Ich traf ganz unerwartet auf einen Militärposten, der mich anrief. Ich gab an, daß ich mich verirrt hätte, und frug nach dem Grunde, daß Posten ausgestellt seien. Er erzählte mir, daß einer der Zigeuner einen Mann erstochen habe und entflohen sei; nun ist das ganze Gehege besetzt, um ihn zu fangen, sobald er zurückkehrt. Die andern Zigeuner aber sind sofort unter militärischer Bedeckung transportirt worden, wohin, das wußte er nicht."

„So werde ich morgen nachforschen!"

„Das überlaß nur mir. Für jetzt bist Du bei mir in Sicherheit. Ich übergebe Dir ein Zimmer, welches kein Mensch betreten darf als der Lehrling, der Dich bedienen wird. Er ist treu und verschwiegen. Das Uebrige wird sich später finden."

XI.

Parvil.

Es war am Abende. Ein feiner, dichter Regen fiel vom Himmel nieder, so daß auf den Straßen der Residenz nur Diejenigen verkehrten, welche die Nothwendigkeit aus ihren Wohnungen trieb. Der Posten, welcher vor dem Polizeigebäude auf und ab patrouillirte, hatte sich fest in seinen Mantel gehüllt und murmelte zuweilen ein zorniges Kraftwort über das unfreundliche Wetter, dem er sich in Folge seiner dienstlichen Obliegenheiten preisgeben mußte.

Ein hochgewachsener Mann, der einen weiten Gummirock mit Kapuze trug, kam die Straße herangeschritten und trat durch das Portal in das Gebäude. Der dienstthuende Polizist im Flure desselben trat ihm einen Schritt entgegen.

„Was wünschen Sie?"

„Ist der Inspektor zu Hause?"

„Der Herr Inspektor, wollen Sie wohl sagen! Er ist zwar da, aber nicht mehr zu sprechen."

Statt aller Antwort drehte sich der Mann um und schritt auf die Treppe zu. Der Polizist eilte ihm nach und faßte ihn am Arme.

„Ich sagte, daß der Herr Inspektor nicht zu sprechen sei."

Der Andere schlug jetzt die Kapuze zurück und frug:

„Kennen Sie mich?"

Der Beamte trat erschrocken einen Schritt zurück.

„Durchlaucht Excellenz! Verzeihung, ich konnte Ew. Hoheit ganz unmöglich erkennen!"

Der Herzog von Raumburg, denn dieser war es, nickte kurz und stieg dann zur ersten Etage empor, in welcher sich die Wohnung des Inspektors befand. Dort angekommen, öffnete er ohne Weiteres eine Thür und befand sich seinem Untergebenen gegenüber, den über den unvermutheten Besuch eine sichtliche Ueberraschung befiel.

„Durchlaucht!"

„Schon gut; lassen wir alle Komplimente! Sie kennen meine Gewohnheit, Alles selbst zu sehen, mich von Allem so viel wie möglich selbst zu überzeugen. Ich komme, die Polizeigefängnisse zu revidiren. Ist Alles in Ordnung?"

„Alles," antwortete der Inspektor, nach einem Schlüsselbunde greifend.

„Lassen Sie die Schlüssel! Sie wissen, daß ich einen Hauptschlüssel für die Schlösser sämmtlicher Landesanstalten besitze. Ist bereits abgespeist?"

„Ja."

„Die Gefangenen haben die Strohsäcke in ihre Zellen bekommen und werden nun eigentlich nicht mehr gestört?"

„So ist es, Excellenz!"

„Sind alle Schließer da?"

„Nur der wachthabende; die andern haben frei."

„Gut. Er wird mich führen, und Ihre Begleitung ist also nicht nöthig."

Der Herzog verließ das Zimmer und schritt dem ihm wohlbekannten Theile des Gebäudes zu, in welchem sich die mit Nummern versehenen Gefängnißzellen befanden. Sie lagen an den Seiten von zwei Korridoren, welche den ersten und zweiten Stock des Hinterhauses bildeten. Der Vorhabende Schließer erkannte ihn sofort und stellte sich in devotester Haltung zur Disposition.

„Revidiren!" klang es kurz und befehlshaberisch.

„Wo, Excellenz?"

„Zunächst oben!"

Sie stiegen eine zweite Treppe empor. Der Schließer öffnete eine Zellenthür nach der andern und leuchtete in die engen Räume, in welche der Herzog einen kurzen Blick warf. Fast waren sie damit zu Ende, als Raumburg frug:

„Haben Sie Trinkwasser oben?"

„Nein; es befindet sich im unteren Korridore."

Der Herzog hatte dies bereits bemerkt und gerade deshalb dieses Mittel gewählt, den Beamten auf eine kurze Zeit zu entfernen.

Digitized by Google

„Es gibt hier eine Luft, welche in Folge des Zellendunftes beinahe unerträglich ift. Holen Sie mir ein Glas frisches Waffer!“

Der Schließer beeilte fich, diesem Befehle schleunigst nachzukommen. Kaum hatte er den Gang verlaffen, so trat der Herzog zu einer Thür, welche eine nach dem Boden führende Treppe verschloß. Mit Hilfe seines Hauptschlüssels war sie in drei Sekunden geöffnet; dann schloß er ebenso die Zelle auf, in welcher Helbig detinirt war, und zog ein Bündel unter dem Rocke hervor.

„Schnell, schnell! Hier ist der Strick. Dort hinauf!“

Helbig ergriff das Bündel und huschte die dunklen Stufen empor. Der Herzog verschloß die beiden Thüren hinter ihm und war damit vollständig fertig, als der Schließer das Waffer brachte. Die Revision wurde fortgesetzt. (Fortsetzung folgt.)

Der Einsiedel.

Eine Erzählung aus dem Erzgebirge
von
Karl Hohenthal.

(Forts. u. Schluß.)

Ein grelles, blendendes Licht zuckte an den Fenstern des Saales vorüber; ihm folgte ein krachender Donnerschlag, unter dem das Haus zu beben schien, und bei der augenblicklich eingetretenen tiefen Stille war das Brausen des Windes zu vernehmen, welcher draußen heulend die Wipfel der Bäume schüttelte. Das Gewitter war da, und gleich sein erster Schlag war ein so furchtbarer, daß der Schreck daselbst Aller Gesichter entfärbten machte.

„Da hast' das Feuer, Wies'nbauer!“ tönte die Stimme Gustavs durch das Schweigen.

Er leitete ihn bei diesen Worten keine bestimmte Absicht, und ß sie nur unter dem Eindrucke der Situation, aber es lag und Haltung etwas so unwiderstehlich Ueberzeugendes, daß Auf erschoß:

hat eingeschlag'n. Der Wies'nhof brennt!“

Der Streich war vergeffen, und eine angstvolle Beweglichkeit kam über die Versammlung. Die Thür war zu eng, um die Andrängenden schnell genug hindurch zu laffen, unter deren Vordersten Heinemann sich befand. Er dachte nicht an den Gegner, dachte nicht an seine Tochter; er stürzte die Treppe hinab und hinaus in die vom Sturme durchfegte Nacht. In wenigen Minuten war der Saal geleert, nur zwei Personen befanden sich noch in demselben.

Gustav stand noch an derselben Stelle, an welcher er den verhängnißvollen Ruf ausgestoßen hatte. Er hätte nicht vermocht, sich Rechenschaft über denselben zu geben, aber er glaubte selbst so fest an die Wahrheit seiner Worte, als läge der Wiesenhof schon in Schutt und Asche vor ihm.

Ein klagender Laut ließ ihn zur Seite blicken. Dort saß mit thränenden Augen und gefalteten Händen Katharina zusammengesunken auf der Bank.

Er trat zu ihr hin.

„Bist wohl matt vom Schred', Kathrin'?“

„Ih's wahr vom Feuer?“

„Ich hab' net gesch'n ob's brennt und wo.“

„Aber Du sagt'ß doch, daß es bei uns sei!“

„Net ich hab's gesagt, die Ahnung hat aus mir gesproch'n. Komm', geh', ich will Dich führ'n.“

„Ich waaß net, ob ich kann. Ach Gott, was hast Du heut' gethan!“

„Ih's bös gewes'n, Kathrin? Dann will ich die ärgste Strafe erleid'n, die es gibt; Du sollst mich nimmer wieder ansch'n und ich geh' in“

„Nein, bleib', Gustav! Der Vater hat mich verlaff'n und kann Ander's hat an mich gedacht. Ich kann ohne Deine Hilf' net von hier weg. Komm', ich will mich auf Dich stütz'n!“

Er nahm sie in den Arm, um sie fort zu geleiten. Als sie auf die Straße traten, war dieselbe fast tageshell erleuchtet. Kein Regentropfen fiel zur Erde; nur den einen Blitzstrahl hatte das Wetter herabgeschleudert und war dann vom Sturme hinweggetrieben worden.

Aber oberhalb des Gasthofes stieg eine rothglühende Lohe flackernd empor, in welcher brennende Garbenbüschel wirbelten. Das Feuer mußte die kaum eingeheimste Ernte ergriffen haben.

„Die Ernteeit iß' aane heil'ge Zeit, und wer sie durch Bosheit entweiht, der wird die Strafe find'n!“ hatte Gustav heute zu Heinemann gesagt. Er hörte noch die letzten Worte desselben: „Dann thu's net eher, als bis ich das Feuer gesehen hab', was Du mir heute verprachst!“ in seinem Ohre klingen, und als er jetzt forschend aufblickte, um zu bestimmen, wo es brenne, ergriff ihn ein heiliges Grauen vor der Sicherheit seiner eigenen unwillkürlichen Prophezeiung.

Es war kein Zweifel möglich: der Wiesenhof stand in Flammen.

III.

Als Heinemann in die Nähe seiner Wohnung kam, drohten ihm die Knee zusammen zu brechen. Er war nächst dem Tannenbauer als der reichste Mann im Dorfe bekannt und hatte auf den Mammon gepocht, ohne für Unglücksfälle, wie der jetzt ihn treffende einer war, die gewöhnlichen Vorkehrungsmaßregeln zur Sicherung seiner Habe zu treffen. Der Bauer befreundet sich nur langsam mit Einrichtungen, deren Nützlichkeit ihm nicht sofort und schwerwichtig in die Augen fällt, nimmt der Spekulation gegenüber gern eine mißtrauisch zuwartende Haltung an und betrachtet selbst das Versicherungswesen mit einer Vorsicht, deren Folgen er nicht selten zu beklagen hat.

Der Wiesenhof war nicht versichert, und sein Besitzer dachte in diesem Augenblick nicht an die Gefahr, in welcher sich Weib und Kind befanden, sondern nur an den schweren Verlust, den das gefräßige Element ihm bereiten mußte.

Sowohl die mit Getreide gefüllte Scheune als auch die Stallung, in deren oberen Räumen ein bedeutender Vorrath duftenden Gebirgsheues untergebracht war, brannte lichterloh; der funkensprühende Schwalch leckte bereits an dem Hauptgebäude, und doch war kein Mensch in dem tageshell erleuchteten Hofe zu sehen. Die Bewohner schienen nur mit ihren nächsten Habseligkeiten beschäftigt und an das arme Vieh nicht zu denken, welches ängstlich nach Rettung brüllte.

Heinemann schwankte nach dem Stalle und öffnete die Thür. Mit Hilfe der jetzt auch herbeieilenden Nachbarn gelang es ihm, die Thiere in das Freie zu bringen; damit war es aber auch vollständig mit seiner Kraft zu Ende, und zusammenbrechend sank er auf einen der Sessel nieder, welche man aus der Wohnstube mit anderen Möbeln herbeigetragen hatte.

„Steh' auf, Wies'nbauer,“ mahnte ihn eine schnarrende Stimme. Es ist von Deinem Gesind' gar Niemand net zu seh'n, und es muß doch auch wer da sein, der in dem Gedräng' auf Ordnung sieht!“

„Laß mich! Ich mag gar nix mehr wiss'n auf der Welt. Du bist doch der Richter und kannst die Ordnung führ'n!“

„Ich hab' net Zeit dazu. Jetzt kommt die Sprit' und bei der muß ich sein, damit sie die richtige Stell' im Aug' behalt'n!“

„So geh! Mit mir ih's aus; mir ist nun Alles gleich!“

Es stürmte vom Thurme. Das warten dieselben Glocken, deren frommes Mahnen er heute von sich gewiesen hatte. Wie ganz anders klang jetzt ihre Stimme! Er hörte sie nicht, er hatte keine Sinne mehr für die Außenwelt, es war ihm, als läge er selbst in Asche. — Asche? Wie hatte die Drohung des jungen Teufelsbauern geläutet? „Du hast Wind und Asch' geä't und wirst Sturm und Feuer ärnten!“ Sie hatte sich erfüllt; die Flamme stieg breit und groß vor ihm zum blutroth gefärbten Himmel auf, und der Sturm brehte sie zusammen, riß sie wieder auseinander und warf einen zündenden Funkenhagel auf das theilweise noch mit Stroh gedeckte Wohnhaus nieder, dessen Rückwand nach dem unvorsichtigen Gebrauche der Gebrüder bis hoch hinauf mit kurzem Reisig und kleingehacktem Brennholze belegt worden war.

Die Erinnerung an seine Begegnung mit Gustav gab ihm neue Kraft; er sprang empor und blickte mit verstörtem Gesichte um sich. In einem wirren fürchterlichen Durcheinander eilten, sich mehr hindernd als helfend, die mit Löschen und Retten beschäftigten Leute hin und her, es fehlte gänzlich an der nothwendigen Leitung. Jeder that, was ihm beliebte, und der kleine Ortskricher ließ dem Wasserstrahle der Spritze eine solche Leitung geben, daß derselbe kaum irgend einen Nutzen schaffen konnte.

„Was ist denn das für aan unfeig's Gethu', Ihr Leut'?“ donnerte da eine Stimme durch den wüsten Lärm. „Macht aane Reih' mit Euern Wassereimern von hier bis an den Teich und schafft die Sprit' rasch in den Gart'n, sonst brennt das Reisig an und Alles ist verlor'n!“

Der Richter fuhr herum, erkannt über das Korrigiren seiner Anordnungen.

„Hast etwa hier 'was zu befehl'n, Teufelsbauer? Mach' Dich schnell aus dem Dorfe fort, sonst wirst hinausgebracht, Du waaßt wohl schon, warum!“

„Bist wieder da, Haubold Friedort“ erscholl es plötzlich auf

Digitized by Google

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. №24. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Als der Herzog vorhin auf das Polizeigebäude zuschritt, war ihm von weitem ein Mann gefolgt, welcher sich ungesehen von ihm und dem Militärposten so plazirte, daß er den Eingang des Gebäudes im Auge zu behalten vermochte. Es war Max, der Sohn des Hofschmiedes Brandauer. Aus dem belauschten Gespräche zwischen Raumburg und Helbig hatte er mit Sicherheit geschlossen, daß heut etwas gegen ihn, Zarba und den Hauptmann unternommen werde, und daher den Palast des Herzogs aufgesucht, um das Nöthige zu beobachten. Seine Vermuthung bestätigte sich; er sah den Herzog seine Wohnung verlassen und folgte ihm auf dem Fuße bis hierher.

Er nahm als gewiß an, daß Helbig sein Gefängniß heimlich verlassen werde; da er aber die Art und Weise nicht kannte, in welcher dies bewerkstelligt werden sollte, so konnte er nicht den Mörder beobachten, sondern mußte sich begnügen, seine Aufmerksamkeit auf den Herzog zu richten.

Er hatte beinahe eine volle Stunde gewartet, als er den Letzteren endlich aus dem Portale treten und die Straße hinabschreiten sah. Er folgte ihm.

Raumburg bog in die nächste Seitenstraße ein und folgte dann einigen engen Gassen, die ihn an die hintere Seite des Polizeigebäudes führten. Dieses lag außerhalb der inneren Stadt, und seine Rückfront stieß an das offene Feld, welches hier die Spuren einiger alter Festungsgräben zeigte, die nicht zugeschüttet worden waren. In den Vertiefungen wucherte ein üppiges Weidengebüsch, zu welchem der Herzog seine Schritte lenkte. Dort angekommen, stieß er einen leisen Pfiff aus, und sofort tauchte die Gestalt Helbigs vor ihm empor.

„Helbig!“

„Hier!“

„Alles gut?“

„Ja.“

„Wo ist das Seil?“

„Es hängt noch.“

„Wirst Du wieder hinaufkommen?“

„Ja, wenn ich wirklich wieder in die Zelle muß. Aber ich denke, Sie wollen mir die Freiheit schenken!“

„Du sollst sie auch haben, aber auf anderem Wege. Du kletterst in Deine Zelle zurück, und ich werde dafür sorgen, daß durch ein Alibi Deine Unschuld bewiesen wird.“

„Es ist finster, und Niemand wird das Seil bemerken, mit dessen Hilfe ich wieder hinauf zum Bodenfenster klettere; aber wie komme ich von dort oben wieder in meine Zelle?“

„Sobald Du oben bist, wirfst Du das Seil herab; ich werde es dann selbst entfernen. Natürlich kann ich Gründe haben, gegen Morgen das Gefängniß nochmals zu revidiren; Du wartest hinter der Bodenthür, bis ich diese öffne. Es wird morgen Niemand ahnen, daß Du während der Nacht das Gefängniß verlassen hast.“

„Und nun meine Aufgabe, gnädiger Herr?“

„Du gehst zunächst in meinen Garten. In derjenigen hinteren Ecke, welche nach dem Flusse zu liegt, findest Du ein Paket. Es enthält einen vollständigen Handwerksburschenanzug, den Du anlegst. Hast Du Geschick genug, für einen Schmiedegesellen zu gelten?“

„Wird mir nicht schwer fallen, Durchlaucht.“

„Schön! Hier hast Du ein Wanderbuch, in welchem Du natürlich vorher die Visa nachsehen mußt. Kennst Du Brandauers Hofschmiede?“

„Ja.“

„Dorthin gehst Du und sprichst um ein Nachtlager an.“

„Sie werden mich in die Herberge weisen.“

„Ich habe Erkundigung eingezogen und erfahren, daß der Meister sehr oft wandernde Gesellen bei sich behält, wenn ihm ihr Arbeitszeug und ihre Legitimation gefällt. Dein Wanderbuch wird Dich ihm empfehlen; das Uebrige ist Deine eigene Sache. Du mußt auf alle Fälle versuchen, bleiben zu dürfen; halte Dich an die Gesellen; hier hast Du Geld, ihnen ein Gratial zu geben. Und sollest Du partout gehen müssen, so benütze Deine Zeit wenigstens dazu, Dich mit der Oertlichkeit vertraut zu machen, damit es Dir gelingt, Dich heimlich einzuschleichen.“

„Und was kommt dann?“

„Der Schmied hat einen Sohn, Namens Max, welcher in der Stube über der Schmiede schläft. Auf der andern Seite wohnt eine Zigeunerin und ein verabschiedeter Artilleriehauptmann; das sind drei Personen, für welche ich Dir hier dieses Messer und diesen Revolver gebe; er ist geladen. Weiter kann ich nichts sagen.“

Digitized by Google

„Ist auch nicht nöthig! Sie können sich darauf verlassen, daß ich stets vollbringe, was ich mir einmal vorgenommen habe. Geht es im Stillen mit dem Messer, so ist es mir um so lieber; gelingt es aber nicht, so schieße ich die Drei ganz einfach vor Aller Augen nieder. Für meine Person ist keinerlei Gefahr dabei."

„Du bleibst Dich dann in meinem Garten wieder um, wo ich in der hintersten Laube auf Dich warten werde. Gelingt Dir Alles gut, so bist Du in wenigen Tagen frei und ich flatte Dich so aus, daß Du ohne Sorgen leben kannst. Jetzt geh!"

Heiduk verschwand. Der Herzog wartete noch einige Minuten und entfernte sich dann auch. Bei'm erhob sich kaum einige Fuß von dem Platze, an welchem die Beiden gesprochen hatten, War vom Boden. Er hatte jedes Wort der für ihn so gefahrdrohenden Unterredung vernommen.

„Ein sauberes Paar! Der Plan ist wahrhaftig so verwegen, daß wir sehr bedeutende Personen sein müssen, von deren Entfernung höchst Wichtiges abzuhängen scheint. Diesen Heiduk werde ich belommen, und den Herzog später auch, trotzdem ihm sein Rang den besten Schutz gewährt!"

Er kehrte nach der Schmiede zurück.

Dort saßen heut die Gesellen nicht wie an schönen Abenden im Freien, sondern sie hatten sich in der Werkstatt plazirt. Thomas fehlte; es waren also nur Baldrian, Heinrich und die Lehrlinge anwesend.

„Wenn ich nur wüßte, warum der Thomas verreist ist!" meinte Heinrich, der Aelteste. „Es muß das einen ganz besondern Grund haben."

„Das ist am Den!" nickte Baldrian, der Grenadier.

„Kannst Du Dir nichts denken?"

Baldrian schüttelte mit dem Kopfe, und Heinrich fuhr fort: „Erst eine Depesche und dann der Obergeselle auf Reisen — es geht Etwas vor. Meinst Du nicht auch, Baldrian?"

„Das ist am Den!"

„Trotzdem die Zigeunerin und der Hauptmann; dann der junge Herr immer auf dem Sprunge — es geht Etwas vor! Hast Du das Gesicht gesehen, welches er machte, als er jetzt kam?"

Baldrian nickte.

„Das sah aus, als hätte er etwas ganz Außerordentliches erlebt. Er war fadennaß, und der Schmutz lag so dick auf seinen Hosenbeinen, als hätte er draußen auf dem Felde gelegen. Nun ist er mit dem Messer hinauf zu der Zigeunerin, wo sie Allerlei vorhandeln, als ob großer Kriegsrath abgehalten würde, gerade wie damals, als wir vor Dodzberg lagen und kein Mensch Rath wußte, bis ich endlich der ganzen Generalität aus der Patsche half."

„Du?" frug Baldrian verwundert.

„Ja, ich. Das war nämlich so: Wir belagerten Hodzberg schon sechs Wochen lang und konnten doch das Nest nicht bekommen. Der Oberstkommandirende war ganz grimmig darüber, hielt einen Kriegsrath nach dem andern und konnte doch zu keinem Ziele kommen. Eines schönen Tages saßen sie wieder beisammen, und ich hatte den Zimmerpostendienst. Jeder hatte eine andere Meinung; der Generalissimus fluchte und wetterte, daß es krachte, und sagte endlich: „Die Schuld liegt daran, daß wir weder von der Befestigung noch von der Vertheidigung etwas Genaues wissen. Ich wollte der Sache bald ein Ende machen, wenn ich drin Jemand hätte, der mir Alles sagte."

Die Rede leuchtete mir ein; ich konnte mich nicht halten und trat vor.

„Zu Befehl, Herr Generalissimus; schicken Sie mich hinein. Ich werde auf den Thurm steigen und mir Alles genau ansehen."

„Du?" frug er. „Ja so, Du bist ja der Heinrich Feldmann, der berühmteste und geschiedteste Artillerist in meinem ganzen Heere! Getraust Du Dir das wirklich zu Stande zu bringen?"

„Zu Befehl, ja!"

„Gut; ich gebe Dir sofort Urlaub. Laß Dich ablösen und handle ganz nach Deinem Ermessen; ich weiß, daß Du ein guter strategischer Kopf bist und mir meinen Feldzugsplan nicht verderben wirst. Wenn es Dir wirklich gelingt, so bekommst Du eine lebenslängliche Pension von jährlich fünfhundert Thalern."

„Ich ließ mich also ablösen, setzte mich auf meinen Fuchs, denn ich war doch reitender Kanonier und durfte mich zu Fuße nicht blamiren, und ritt im Galopp gegen die Festung. Sie hielten mich für einen Parlamentär und dachten schon, wir wollten uns ihnen ergeben; darum machten sie schnell das Thor auf und kamen in hellen Haufen herbei, um mich zu empfangen. Indem ich mir nun die Leute ansehe, erblicke ich unter ihnen den ganz obersten Festungskommandanten. Da fährt mir ein kühner, gewaltiger Plan durch den Kopf, denn ich hatte bemerkt, daß die Kirchthür offen stand. Ich reite also auf den Kerl zu, packe ihn bei der Gurgel, reiße ihn zu mir herauf auf den Fuchs und sprenge mit ihm nach der Kirche. Hinter uns ertönt ein ungeheures Wuthgeheul; ich aber kehre mich nicht im Geringsten daran, sondern galoppire die vier Thurmtreppen hinauf bis auf den Glockenboden. Dort steige ich ab und werfe den Kommandanten vom Pferde; er war in eine Ohnmacht gefallen, und da ich keine ätherischen Tropfen mit hatte, konnte ich ihm nicht helfen. Im Nu habe ich die Fallthür zugeworfen und schiebe den Riegel vor. Aber das ganze Heer der Belagerten war mir nachgestiegen und wollte die Fallthür sprengen. Was ist da zu thun? Ich schraube also die drei Glocken los und wälze sie auf die Thür. Das war meine Rettung. Nun binde ich den Kommandanten die Hände und Füße und puffe ihn durch das Schallloch hinaus. Ich kann da die ganze Befestigung überblicken und gebe unsern Leuten durch Zeichen zu verstehen, was sie machen sollen. Auf diese Weise dauerte es nur fünf Tage, und die Festung war unser. Der Feind mußte natürlich, daß ich die Hauptrolle dabei spielte, und ich wurde darum von der obersten Treppe aus ganz fürchterlich belagert; aber die Glocken waren so schwer, daß ich keine Sorge zu haben brauchte. Gehungert habe ich während dieser fünf Tage auch nicht, denn der Kommandant war gerade als ich kam, beim Konditor gewesen, um seiner Frau fünf Pfund Chokolade und drei Pfund Marzipan mitzunehmen; davon haben wir gelebt, und es schmeckte gar nicht übel. Der Fuchs aber steckte von Zeit zu Zeit den Kopf zum Schallloche hinaus und fraß das Stroh und Heu aus den Dohlen- und Schwalbennestern, die es da draußen in Menge gab. Als die Unsrigen die Festung erstürmt hatten, bauten sie mir auf jeder Treppe einen Triumphbogen mit allerlei Fahnen und Guirlanden, und ich bin wieder hinuntergeritten, daß es puffte."

„Das ist am Den!" nickte Baldrian mit einem Gesichte, als ob er an der fürchterlichsten Kolik litte.

„Willst Du es etwa nicht glauben? Für die Gefangennahme des Festungskommandanten bekam ich extra eine goldene Medaille geschlagen, die mir aber auch irgendwo abhanden gekommen ist, und die Pension bezieht ich noch heut; Ihr seht nur nichts davon, weil ich das Geld stehen lasse, bis es mir einmal gefallen wird, mich zur Ruhe zu setzen."

Baldrian stand im Begriffe, trotz seiner sonstigen Einsilbigkeit eine scharfe Bemerkung zu machen, wurde aber daran verhindert, denn die Hausthür öffnete sich, und Helbig trat ein, den Knotenstock in der Hand und ein volles Felleisen auf dem Rücken.

„Viel Glück ins Haus, Ihr Leute!" grüßte er nach Handwerksburschenmanier. „Ich bin ein wandernder Schmiedegeselle und komme, den Herrn Meister um ein Nachtquartier zu bitten."

„Ein Nachtquartier?" frug Heinrich. „Hast Du gute Papiere?"

„Ja."

„Steht der Bettel vielleicht drin?"

„Ich bettle nicht, sondern ich verdiene mir von Ort zu Ort so viel Reisegeld, als ich brauche."

„Eigentlich ist hier bei uns keine Herberge; aber der Meister ist ein guter Mann, der schon Manchen übernachtet hat, wenn es ein anständiger Bursche war. Nicht wahr, Baldrian?"

„Das ist am Den!" stimmte der Gefragte bei.

„Du siehst allerdings nicht aus wie ein Bummler; ich werde hinaufgehen und den Meister holen," fügte Heinrich hinzu.

„Ist es nicht möglich, daß ich vielleicht Arbeit hier bei Euch bekommen könnte?" frug Helbig treuherzig. „Ich habe etwas gelernt und immer nur bei tüchtigen Meistern in Arbeit gestanden."

„Ich glaube nicht, doch kannst Du ja den Meister selbst fragen." Heinrich ging, und Helbig wandte sich nun ausschließlich zu Baldrian:

„Nicht wahr, Euer Meister heißt Brandauer?"

„Das ist am Den."

„Hat er Kinder?"

Baldrian nickte.

„Einen Sohn?"

Ein zweites Nicken folgte.

„Ist dieser daheim?"

Ein drittes Nicken.

„Wohnt Ihr allein im Hause?"

„Das ist nicht am Den."

„So wohnen auch noch Fremde hier, die eigentlich nicht zur Familie des Meisters gehören?"

Jetzt warf ihm Baldrian einen höchst verweisenden Blick zu.

„Höre, Fremder, halte das Maul; ich halte es auch am Liebsten!"

Diese Rede des schweigsamen Gesellen war kurz und sehr deutlich. Helbig öffnete den Mund zu einer Entgegnung, als sich drei-

STANFORD LIBRARIES
Digitized by Google

den eine Thür öffnete. Max kam mit dem Vater die Treppe herab. Helbig wiederholte seinen Gruß und seine Bitte.

„Frage mir Dein Buch!“ antwortete Brandauer.

Helbig reichte es ihm entgegen. Der Meister blickte es durch und nickte dann zufrieden.

„Du kannst und sollst hier bleiben. Lege ab!“

Helbig stellte seinen Stock in eine Ecke und schnallte das Felleisen vom Rücken. In dem Augenblicke, als er es an einen Nagel hängen wollte, trat Brandauer hinter ihn und legte ihm die Arme um den Leib; zugleich zog Max zwei bereit gehaltene Riemen hervor, und ehe die Andern ihrer Ueberraschung über dieses unvorhergesehene Ereigniß Ausdruck geben konnten, war der falsche Schmiedgeselle so gefesselt, daß er sich nicht im Geringsten zu rühren vermochte. Auch ihm hatte das Plötzliche des Angriffs so außer aller Fassung gebracht, daß kein einziger Laut von seinen Lippen zu hören war. Die Gesellen und Lehrlinge standen wortlos und staunten; der Meister legte den Gefesselten zur Erde.

„Also ein Nachtlager bekommst Du, mein Junge, das habe ich Dir versprochen; nur weiß ich nicht, ob es nach Deinem Gusto sein wird. Laß einmal sehen, was Du bei Dir hast!“

Er zog ihm zunächst das Geld aus der Tasche.

„Das also war zum Gratial für meine Gesellen. Seine Durchlaucht werden es ehrlich wieder bekommen!“

Jetzt fand er das Messer und den Revolver.

„Und das war für die drei Menschen, welche Euch im Wege sind! Ich werde Dir diese Sachen bis Morgen aufheben und sorgar auch Deine Kleider aus der hintersten Gartenecke holen lassen, damit Du nicht in Verlust geräthst. Baldrian!“

„Herr Meister?“

„Dieser Mensch ist ein gefährlicher Verbrecher; ich muß ihn heut hier behalten und übergebe ihn Dir und Heinrich. Schließt ihn in die Eisenkammer und seht darauf, daß er Euch nicht etwa abhanden kommt. Ich weiß, ich kann mich auf Euch verlassen!“

„Das ist am Den!“

Der starke Geselle nahm den Gefangenen von der Erde auf, warf ihn mit Leichtigkeit über die Schulter und trug ihn nach dem bezeichneten Orte. Heinrich und die Lehrjungen folgten; es gab ja hier ein Abenteuer, welches sie ganz gehörig durchfosten mußten.

„Ich werde morgen Vormittag zum König gehen, um ihm die Sache vorzutragen,“ meinte Brandauer. „Er und kein Anderer hat hier zu entscheiden, da der Herzog seine Hand im Spiele hält. Willst Du noch hin zu diesem?“

„Ja, und zwar sofort; er ist ein Meuchler; aber ich biete ihm mein Schach in das Gesicht.“

Er ging. Nachdem er über den Fluß gerudert war, passirte er das herzogliche Palais und sprang dann über die Gartenmauer. Er brauchte keine Vorsicht anzuwenden, da Helbig ja von Naumburg erwartet wurde. Er schritt offen zur Laube; in ihrer Nähe angekommen, griff er in die Tasche, in welcher er ein Phosphorlaternchen stecken hatte, deren Schein ihm jede Feindseligkeit von Seiten des Herzogs zeigen mußte.

„Helbig!“ klang es ihm halblaut entgegen.

„Durchlaucht!“ antwortete er ebenso.

„Schon! Ich hatte Dich viel später erwartet; es muß sehr günstig gestanden haben. Wie ist es abgelaufen?“

„Schnell und gut.“

„Sind sie todt?“

„Nein.“

„Alle Teufel; warum kommst Du dann?“

Jetzt öffnete Max die Laterne, deren genügend heller Schein auf den Herzog fiel.

„Um Ihnen zu sagen, Durchlaucht, daß sie ein Schurke sind!“ antwortete er mit fester, zuhiger Stimme.

„Ein Schur — — ah, wer ist das? Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?“

Max ließ das Licht einen Augenblick lang auf sein Gesicht fallen.

„Sehen Sie her! Sie kennen mich ja wohl.“

„Brandauer! Hölle und Teufel! Mensch, was thun Sie in meinem Garten? Ich lasse Sie sofort arretiren!“

„Das werden Sie bleiben lassen, mein Herr! Ich komme nicht als Dieb und Einschleicher, denn ich wußte sehr genau, daß ich Sie hier treffen würde.“

„Nun, was wollen Sie?“

„Ich bitte sehr höflich um die Erlaubniß, mir einen Gegenstand holen zu dürfen, welcher sich gegenwärtig in Ihrem Garten befindet.“

„Welchen Gegenstand?“

„Die Kleidung eines gewissen Helbig.“

„Helbig? Kleidung? Wer ist das? Ich weiß von Nichts.“

„Lügen Sie nicht?“

„Herrr — —!“

Er trat mit erhobenem Arme auf Max zu. Dieser jedoch wich keinen Zoll breit zurück, sondern antwortete:

„Herrr — —! Sie stehen, Durchlaucht, mir stehen ganz dieselben Stimmmittel zur Verfügung wie Ihnen, die Vertheidigungswaffen ganz unerwähnt, welche ich gebrauchen würde, falls sie Lust bekämen, den offenen Kampf mit mir aufzunehmen. Also bitte, darf ich mir die Kleider nehmen?“

„Ich verstehe Sie nicht. Sie reden wahrscheinlich irre!“

„Dann muß ich, um Sie von dem Gegentheile zu überzeugen, ausführlicher sein.“

„Nun? Ich befehle Ihnen das allerdings!“

„Seit wenn steht Ihnen die Erlaubniß zu, mir irgend etwas zu befehlen? Jetzt reden wohl Em. Hoheit irre, denn was ich Ihnen gegenüber thue, geschieht einzig und allein nur, weil es mir so beliebt. Sie erinnern sich wohl eines gewissen Helbig, welcher einst in Ihren Diensten stand?“

„Möglich. Weiter!“

„Er scheint von Ihnen vorzugsweise zu Missionen verwendet worden zu sein, welche nicht ganz heller Natur gewesen sind denn — — —!“

„Schweigen Sie!“ herrschte ihn der Herzog an.

Das Innere beschienen lochte förmlich vor Grimm. Er wußte jetzt, daß sein Anschlag gescheitert, daß Alles verrathen sei; er fühlte in welcher Gestalt er seinem Gegner erscheinen müsse, und mehr ihm auch seine hohe Stellung eine gewisse Sicherheit gab, er war nicht nur heftigt, er war entlarvt von einem solchen, unüberwind sich scheinenden Gegner, von einem — Schmiedsohne, der vor ihm stand und bereits schon vor ihm gestanden hatte so ruhig und heiter, wie der Löwe vor dem schmutzigen Gewürm, welches im Staub kriecht. Das steigerte seinen Grimm bis zum höchsten Grade, aber es war eine ohnmächtige Wuth, der lächelnden Ruhe gegenüber mit welcher Max antwortete:

„Wollen Sie nicht Ihre Stimme dämpfen, Durchlaucht? Es kann unmöglich in Ihrem Interesse liegen, meine Unterredung mit Andere hören zu lassen. Also ich sagte, daß diese Meinungen können nicht ganz heller Natur gewesen sein, ebenso wie zum Beispiel der Auftrag, welchen er heut in Ihrem Interesse ausführen sollte.“

„Sie sprechen in Räthseln. Verlassen Sie meinen Garten.“

„Das Erstere ist nicht wahr, und das Letztere ist nicht Ihr Wunsch, denn es muß Ihnen sehr daran liegen zu erfahren, warum ich an Stelle dieses Helbig komme. Er hat sich nämlich durch Selbstschuldigen, da es Ihm unmöglich ist, Ihnen seinen Bericht selbst abzustatten. Er liegt gebunden bei mir; Ihr Messer und Revolver wurde ihm abgenommen und ebenso das Geld, welches er zum Gratial für die Gesellen meines Vaters verwenden sollte.“

„Elender Verräther!“

„Sie irren wieder, Durchlaucht. Helbig hat Sie nicht verrathen; er hat sogar nicht einen einzigen Laut von sich gegeben, denn aber wußte ich bereits ehe er als Handwerksbursche bei mir erschien, welche Gefahr mir, der Zigeunern Zarba und dem Hauptmann von Wallroth drohte.“

„Mensch, wie soll ich Sie behandeln!“

„Anders als bisher, Durchlaucht. Lassen Sie mir die Kleider des Meuchelmörders, und ich gestatte Ihnen dafür, mit dem ganzen Polizeigefängnisse hängenden Seile ganz nach Ihrem Belieben zu verfahren. Ich gehe in dieser Konzession geradezu so weit, daß ich nichts dawider habe, wenn Sie den Schluß fassen, sich heraus aufzuknüpfen. Dann wären alle Kontraste gelöst, und Sie erspar ten sich die geplante nochmalige Revision des zweiten Korridors.“

„Ah, es scheint, sie sind allwissend!“ keuchte der vor Wuth bebende Herzog. „Wo haben Sie diese raffinirten Schlüsse gezogen?“

„Draußen zwischen den Weiden im alten Festungsgraben, gnädiger Herr. Ich stand da auf dem Anstande, um einen Fuchs mit einen Marder zu ertappen. Sie gingen Beide ein. Den Fuchs lasse ich für heut noch laufen, denn er ist mir zu leder Zeit sicher, den Marder aber halte ich fest, da ich ihn nicht an das Polizeygefängniß zurückliefern darf, weil über dieses nächtliche Raubzeug kein Anderer entscheiden soll, als Seine Majestät der König selbst.“

„Sind Sie toll?“

„Nichts weniger als das!“

„Und dennoch sind Sie es, sonst würden Sie es nicht wagen, sich mir als Feind zu präsentiren.“

„Unsere Intentionen gehen so weit auseinander, daß eine freundliche Beziehung geradezu eine positive Unmöglichkeit genannt werden muß.“

Digitized by Google

„Sie irren!“ Der Herzog glaubte jetzt, diplomatisch verfahren zu müssen, und fuhr fort: „Ich könnte Ihnen den Beweis liefern, daß unsere Intentionen sich sehr leicht vereinigen lassen. Schweigen Sie über den heutigen Tag und geben Sie Helbig frei, dann sollen Sie einen mächtigen Beschützer und Gönner in mir finden.“

„Sie beweisen mit dieser Forderung gerade das Gegentheil von dem, was Sie beweisen wollten. Ich kann keinen Mörder freigeben, weil ich ja dann sein Mitschuldiger würde; ich stehe so gut auf meinem eigenen Füßen, daß ich eines Gönners und Beschützers nicht bedarf. Unsere Interessen sind so divergirend, daß wir stets Gegner sein werden; doch versprech ich Ihnen, stets mit offener Stirn mit Ihnen zu verfahren, und rathe Ihnen, dasselbe auch mit mir zu versuchen. Ein ehrenhafter Feind ist schätzenswerth, ein hinterlistiger Freund aber einfach verächtlich. Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß ich die betreffenden Kleidungsstücke mit mit oder ohne Ihre Einwilligung jetzt nehmen werde.“

„Halt! Bedenken Sie sich sehr wohl, ehe Sie Ihr letztes Wort sprechen! Ich kann beglücken und verderben, ganz wie es mir beliebt, und Ihrer Anklage und Verfolgung stehe ich zu hoch, als daß es Ihnen gelingen könnte, mich zu erreichen.“ (Fortsetzung folgt.)

Mein erster Frack.

Humoreske nach dem Leben

von

Armin Meister. (Nachdruck verboten.)

Wenn dem freundlichen Leser die Ueberschrift dieser Zeilen zu Gesicht kommt, mag er wohl versucht sein zu glauben, ich mache ihm hier Mittheilung von irgend einem heiteren Abenteuer, welches mir als einem etwa mit dem schwarzen Frack des Examenskandidaten, des Ballbesuchers oder des Hochzeiters angethanen Individuum zugestoßen sei. Er ist in einer schweren Täuschung begriffen. Nicht von dem vielgeschmähten Kleidungsstück, dessen Existenzberechtigung in neuerer Zeit so mannigfach in Zweifel gezogen worden ist, werde ich ihm erzählen, auch nicht von dem blauen Frack mit gelben Knöpfen, mit ihr vor vierzig Jahren, da die gegenwärtige Geschichte spielt, die älteren Männer aus dem Honoratiorenstande in deutschen Landen als nothwendige Ergänzung zu den damals so beliebten Rankingshosen getragen haben.

Nein — so paradox dieses auch klingen mag, von jenem Frack werde ich erzählen, in welchem ich selbst seiner Zeit als noch „unkonfirmirt“ auf den Bänken der Lateinschule der weiland schwäbischen Reichsstadt saß, in der mein seliger Vater als städtischer Beamter angestellt war, von ihm und seinem Schicksal.

Ob auf das letztgenannte Kleidungsstück die Anfangszeile in dem bekannten Poem: „Fordre Niemand zc. zc.“ paßt, möge der Leser entscheiden, wenn er die Geschichte, mit welcher ich nunmehr beginne, durchgelesen hat.

In jenen Tagen, von welchen hier die Rede ist, kannte man in meiner Vaterstadt dreierlei Arten von Kleidungsstücken für des männlichen Geschlechts Oberkörper. Der erwachsene Mann trug am Werktag den Rock, am Sonntag den Frack, alias Schwalbenschwanz. Der Knabe trug das Wamms, am Werktag von grobem, am Sonntag von feinem Stoff, und diese Kleidung, die mit ihm gemein der Mann und den unteren Schichten des Volks. Dieser betrachtete eben das Wamms als eine für seinen Stand unbedingt erforderliche Beigabe, wohl von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß auch im Busen unter dem Wamms ein braves Herz zu schlagen im Stande sei. Hat doch dieser letzteren Anschauung im Sturmjahr 1858 eben in meiner Vaterstadt eine demokratisch angehauchte Größe öffentlichen und praktischen Ausdruck dadurch gegeben, daß sie einen Wammsverein gründete, eine ganz neue Spezialität auf dem Gebiet der in unseren deutschen Gauen so zahlreich und mannigfaltig vertretenen Vereine!

Im Wamms erschien der Knabe, ob vornehm, ob gering, in meiner Vaterstadt bis zur Konfirmation. Mit letzterer aber trat bei ihm der schwarze Rock, für den Sonntag wenigstens, in seine Rechte ein, während der „Herrenbube,“ wie man den Konfirmirten zu nennen pflegte, auch am Werktage häufig noch im Wamms auftrat.

Unerwähnt darf ich aber hier nicht lassen, daß der Stand mit „zwierlei Tuch“, der Wehrstand und in specie das Ulanenregiment, welches in meiner Vaterstadt in Garnison lag, bezüglich der Oberkörperkleidung eine Stellung einnahm, welche ich als das juste milieu zwischen dem Schwalbenschwanz der Älteren und dem Wamms der jüngeren Civilisten damaliger Zeit bezeichnen möchte.

Von dieser Kleidung weiß die jetzige Generation freilich nichts mehr und nur Soldatenbilder aus früherer Zeit können ihr kund thun, wie der „Spazenfrack“, (also nannten wir den Ulanenrock, ein Wamms mit zwei schießgeschnittenen je mit sechs blanken Knöpfen besetzten Schößen nun von ein Fuß rheinisch Länge), ausgesehen hat.

Dieses Fräckchen nun war vor viele Jahre hinburch des Kavalleristen privilegirter Anzug und eine Uebertragung desselben auf civilistische Verhältnisse schien undenkbar.

Und doch sollte es anders kommen. Eines schönen Tags nämlich sprach man in meiner Vaterstadt von einer projektirten, die Gemüther besonders aufzuregen geeigneten Neuerung auf dem Gebiet der Bekleidung für Knaben. Und zwar sollte die letztere in nichts Geringerem bestehen, als in der Abschaffung des durch altes Herkommen geheiligten Wamms und Anschaffung eines „Buxbenfracks,“ im Schnitt genau dem Modell der Ulanenfräckchen entsprechend.

Wem die neue Idee zu verdanken war, wußte eigentlich Niemand zu sagen. Die Schneider meiner Vaterstadt waren, wenigstens was Modevargelegenheiten betraf, sämmtlich konservativ gesinnt, und es wunderte deshalb die der projektirten Neuerung barge entgegensehenden Väter und Mütter der bis dahin bewammsten Kinder nicht, als von dieser und jener Seite der Verdacht ausgesprochen wurde, ein junger Meister, welcher vor einigen Jahren als Geselle ins Ausland gegangen, auch längere Zeit „in Paris drein gewest war“ und zum Entsetzen der Spießbürger und Spießbürgerinnen der Stadt sein Geschäft im Wochenblatt mit der Unterschrift „maître tailleur“ empfohlen hatte, sei auf die neue Idee verfallen. Diesem Manne, welcher im Gegensatz zu seinen Kollegen nach den Vorschriften und Bildern eines in seiner Werkstatt aufgelegten französischen Modejournals arbeitete, ließ sich so etwas allerdings schon zutrauen.

In dem Verdacht wurde man sodann noch weiter durch den Umstand bestärkt, daß ein von seinen Renten lebender früherer Apotheker, welcher in manchen Dingen den Ton angab und dessen Gewohnheiten, mochten sie auch etwas barof sein, bei vielen schmachten Leuten Nachahmung fanden, seinen früheren Schneider aufgab und den maître tailleur als „Leibschneider“ engagirte. Des Apothekers Frau aber war auch der erste, welcher im „Buxbenfrack“ paradirte. Von dem Tage an, wo der Frau dessen nach Paris reisen, galt das neue Kleidungsstück, eben weil es der Vater Apotheker als passend kanstionirt hatte, schon in den Augen von ein Paar Dutzend Müttern für etwas ganz besonders Schönes, obwohl die Offiziere der Garnison auf die Neuerung, welche ihnen als eine quasi Verhöhnung der Tracht ihres Standes erscheinen mochte, nicht besonders gut zu sprechen waren. Als aber der Herr Major des Regiments seinem Eugen auf flehentliches Bitten der Mutter auch einen Frack bewilligte, da war nach dieser Seite hin gleichsalls das Eis gebrochen und nun gings von den diversen Häusern aus an ein Bestellen von Fräckchen für der Stadt männliche Jugend, daß die Schneider vollauf zu thun hatten. Auch der Schneiderzunft konservativer Theil raffte sich aus seiner gewohnten Lethargie auf und strebte, es dem Pariser Kollegen gleich zu thun, galt es doch diesmal das Eisen zu schmieden, so lange es noch warm war, d. h. sich möglichst vieler Bestellungen zu versichern. Und weil das in unseren Tagen so viel genannte Schlagwort der Nationalökonomen von „Nachfrage und Angebot“ schon zu jener Zeit eine nicht zu unterschätzende Wirkung ausübte, scheuten sich die Schneider nicht, dieses Gesetz praktisch zu verwerthen und eine entsprechende Preiserhöhung für die Frackfabrikation eintreten zu lassen. Sie hatten damit die Rolle, welche den Mitgliedern der ehrsamen Glaserzunft nach einem über eine Stadt hereinbrechenden Hagelwetter mit obligater Fensterzertrümmerung zufällt, glücklich übernommen und Niemanden fiel es ein, gegen den Preisansatz zu rebelliren, weil der Mütter Wunsch, ihre Jungens in Fräcken zu sehen, epidemisch geworden, ja, möchte ich sagen, zur Manie ausgeartet war.

Meine Eltern waren in Bezug auf die Kleiderfrage, soweit solche sie selbst sowohl als auch ihre Nachkommenschaft berührte, ziemlich konservativ gesinnt; zu dieser Gesinnung trug übrigens das leidige Geld, welches ja zu allen Zeiten und in allen Lebensverhältnissen eine so große Rolle gespielt hat, nicht wenig bei. Das war aber sehr begreiflich bei Eltern, für welche in allen Angelegenheiten, sofern sie sich auf des Leibes Nahrung und Nothdurft bei ihren Kindern bezogen, nach dem Dezimalsystem in eigenthümlicher Abart — wir waren nämlich unsere zehn Geschwister — gerechnet werden mußte.

Nach langem Besinnen erst wurde endlich auch Seitens meiner Eltern der Beschluß gefaßt, vor der Hand zwei von uns Knaben mit Fräcken auszustaffiren, und zwar diejenigen, welche die besten Plätze in der Lateinschule der Stadt behaupteten. Die Wahl fiel

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 25. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

„Ich Glück aus Ihrer Hand würde ich niemals annehmen, und wollen Sie mich verderben, so versuchen Sie es. Ihre Höhe ist nur eine konventionelle, nicht aber eine moralische; in Beziehung auf die letztere stehen Sie auf gleicher Stufe wie Ihr Werkzeug Helbig, und noch ist die Gewißheit nicht vorhanden, daß Ihnen nicht dasjenige Schicksal bevorstehe, von welchem Sie ihn befreien wollten. Gute Nacht!"

Da faßte ihn der Herzog beim Arme.

„Noch einmal: Halt! Sie werden dem König wirklich das Geschehene referiren?"

„Nicht ich, sondern der Vater wird es thun."

„So gehen Sie. Sie haben es gewagt, mir Schach zu bieten, und werden eher als Sie glauben erkennen, daß ich Herr meines Feldes bin, während Sie nichts sind als ein elender, jammerlicher Wurm, den ich gewiß zermalmen und zertreten werde."

Max entzog sich mit einem kräftigen Rucke der Hand seines Gegners. Seine Stimme klang ruhig, aber es lag eine Sicherheit und Festigkeit darin, welche imponiren mußte.

„Sie wagen es, mich einen Wurm zu nennen? Es wird die Stunde kommen, in welcher ich Ihnen den Fuß auf den Kopf setze, um Sie zu vernichten wie eine giftige Viper, deren Dasein nur Gefahr bringt. Unter vier Augen haben Sie mich nicht zu fürchten, denn ich verachte jeden heimlichen Vortheil; öffentlich aber werde ich Sie zu finden und zu treffen wissen, und dann wird Sie kein Rang vor meinen Streichen schützen, von denen Sie entblößt werden sollen bis zur tiefsten Armseligkeit!"

Mit zwei raschen Schritten trat er in die Ecke, nahm das hier liegende Kleiderbündel empor, steckte die Laterne zu sich und schwang sich über die Umfassung des Gartens. Drinnen stand der Herzog wüthend aber rathlos. Er jedoch schritt davon mit dem Bewußtsein, einen glanzvollen Sieg errungen zu haben.

Als er die Schmiede erreichte, saßen die beiden Gesellen wieder am Herde.

„Ihr habt den Mann doch sicher?" frug er sie.

„Na und ob!" antwortete Heinrich, der Artillerist. „Er kann ja kein Glied rühren, und wir wachen hier, bis er fortgeschafft wird. Eine Flucht ist rein unmöglich."

„Das ist am Den!" stimmte Baldrian bei.

„Wo sind die Eltern?"

„Droben bei der Her — — wollte sagen bei der Zigeunerin."

Max begab sich nach oben, wo er Alle beisammen fand. Er berichtete von seiner Unterredung mit dem Herzoge.

„Er soll kein Wort gesprochen haben, welches der König nicht erführt," meinte Brandauer.

„Er hat die heiligsten Gefühle des Menschenherzens verhöhnt und alle Bande zerrissen, welche das Kind mit dem Vater vereinigen," fügte der Hauptmann bei. „Er wüthet gegen sein eigenes Fleisch und Blut; ich bin aller Rücksicht gegen ihn quitt und habe die Erlaubniß, von nun an nur an die Qualen zu denken, welche ich auf seine Befehle erdulden mußte. Ich sehe in ihm nur meinen ärgsten Feind, den ich schonungslos bekämpfen muß."

Auch Zarba erhob die Hand.

„Fluch ihm, tausendfachen Fluch! Der Tiger liebt sein Junges und der Geier beschützt seine Brut; dieser Teufel aber zerreißt die Herzen Derer, die ihn lieben. Bhowannie wird ihre Weise über ihn schicken, wenn er es am wenigsten vermeint. Schon ist das Messer geschärft, welches gegen ihn gezückt werden soll, und die Vajoxina der Brinjaaren wird ihn zu ihren Füßen sehen, wie er sich windet unter Klagen, Bitten und Jammern; aber sie wird weder Gnade noch Barmherzigkeit für ihn haben, sondern ihm seinen Lohn geben, den er verdient!"

An demselben Tage hatte der Regen die Wasser und Bäche des Gebirges hoch angeschwellt, daß es schwer und bedenklich war, auf Fußpfaden durch die Waldung zu kommen. Auch die weniger fahrbaren Straßen, welche nach der Grenze führten, wurden schwerer wegbar, und wer nicht gezwungen war, dem Wetter zu trotzen, der blieb daheim am sichern Herde sitzen.

Ungefähr drei Wegstunden von der Grenze entfernt liegt das Städtchen Waldenberg, rings umgeben von schroffen Höhen, welche die Poststraße nur schwer zu überwinden vermag. Seitwärts von dieser Letzteren steht an einem Saumpfade fast mitten im Walde ein einstöckiges Häuschen, über dessen Thür eine Holztafel angebracht ist, deren verwitterte und verwaschene Inschrift man nur mit Mühe zu entziffern vermag. Sie lautet: „Zur Oberschenke." Fragt der Fremde, ob es denn Gäste gebe, welche Durst genug haben, dieses einsame und anspruchslose Haus zu frequen-

49

Digitized by Google

tiren, so antwortet man ihm allerdings mit Ja! er selbst aber würde wochenlang beobachten und zählen können, ehe er zu dem Resultate käme, daß am Tage nicht ein einziger Gast dort verkehrt.

Nur der Eingeweihte weiß, daß sehr oft gewisse Gestalten heimlich in das Gebäude huschen und ebenso vorsichtig wieder verlassen; er weiß auch, daß zuweilen des Nachts die alte verräucherte Stube kaum die Zahl Derer zu fassen vermag, welche lautlos kommen und verschwinden.

Steht man vor der Thür der Oberschenke, so gestattet ein schmaler Holzschlag, der sich den Berg hinabzieht, einen Blick hinunter in das Thal und auf die Fahrstraße, welche dem Letzteren in vielen Windungen zu folgen hat. Sollte dieser Holzschlag durch eine gewisse Absicht hervorgerufen worden sein? Fast scheint es, als hätte es dem Wirthe ermöglicht werden sollen, von seinem verborgenen Wohnsitze aus die Straße immer im Auge behalten und beobachten zu können.

Heut that er dies nicht; er wußte, daß es keinen Verkehr oder wenigstens keinen nennenswerthen geben werde, er saß an dem gemüthlichen Kachelofen, in welchem ein großer Holzklotz mehr klimmte als brannte, rauchte seine Pfeife und hob zuweilen einen dicken Steinkrug zum Munde, um in einem langen Zuge das Getränk zu schmecken, welches bei ihm Bier genannt wurde.

Am Tische, der in der Nähe des Ofens stand, saßen zwei Männer, welche ähnliche Krüge vor sich stehen hatten und ein Gespräch unterhielten, über welches sich ein heimlicher Lauscher gewundert haben würde. Sie waren mehr in Lumpen als in ein ordentliches Gewand gekleidet, und doch hatte der Tabak, den sie rauchten, ein so feines und dabei kräftiges Parfüm, daß der Kenner geschworen hätte, er könne nur von sehr wohlhabenden Leuten bezahlt werden. Die Gesichter der Beiden hatten unbedingt jenen unverleumdbaren Schnitt, der den Zigeuner kennzeichnet, während die breiten Züge des Wirthes die nordische Abstammung dokumentirten. Eines aber hatten alle Drei gemein: den Ausdruck der List und Verschlagenheit, der den Beschauer gleich beim ersten Blicke auffallen mußte.

„Und sie sind wirklich wieder hüben gewesen, die Süderländer?" fing der Wirth.

„Wirklich!"

„Woher weißt Du es, Horgy?"

„Ich bin Ihnen begegnet."

„Alle Teufel! Allein?"

„Mit Tschemba hier."

„Auch Du warst mit?" wandte sich der Wirth an den Genannten. „Wann war es?"

„Heute Nacht, drüben bei der alten Kapelle. Wir wären sicher des Todes gewesen, wenn sie es bemerkt hätten."

„Das ist so gewiß wie mein Ofen hier! Was wird Sie dazu sagen, wenn sie es erfährt?"

„Sie? Hm, sie wird sie heimschicken mit blutigen Köpfen, wie vor fünf Wochen, als sie uns in das Tabaksgeschäft pfuschen wollten. Wenn diese albernen Kerls Ihre Oberhoheit anerkennen und Ihr gehorchen wollten, würde es ganz anders sein. Das Geschäft wäre dann nicht zerrissen; es wäre ein gemeinsames; der Gewinn müßte sich verdoppeln, und Gefahr, haha, Gefahr wäre dann ein Wort, welch-s man gar nicht zu kennen brauchte."

„Aber wie kommst Du zur Kapelle, Horgy? Ich denke, Du warst das, was man verreist zu nennen pflegt!"

„Allerdings. Ich kehrte gestern wieder und traf mit Tschemba zusammen."

„Wo warst Du?"

„In Süderland."

„Ah! Weit drin?"

„In Tremona."

„Bist Du des Teufels? Hatte Sie Dich geschickt?"

„Ja."

„Also ein Auftrag von Ihr! Darf man wissen, was es gewesen ist?"

„Nicht nothwendig. Ich hatte einen Kerl zu beobachten, der die Augen verdrehte, als ob sie an einer Kurbel gingen, und dann einen Brief zu übergeben."

„An wen?"

„An — an einen türkischen Pascha!"

„An einen Pascha? Lüge Du und der Teufel!"

Wirklich war Horgy derjenige Zigeuner, welcher Arthur von Sternburg den Brief für Aurwan Pascha übergeben hatte. Bei der Interjektion des Wirthes lächelte er wie ein Mann, der die Wahrheit nur aus dem Grunde gesagt hat, weil er weiß, daß sie nicht geglaubt wird.

„Frage nicht mehr, als Du darfst! Du weißt, daß Sie streng darauf sieht, daß nie gesprochen wird. Also halte lieber den Mund und schenke mir nochmals ein!"

Der Wirth erhob sich, um den Wunsch des Gastes zu erfüllen; dabei fiel sein Blick durch das Fenster.

„Alle Wetter, dort kommt Einer auf die Schenke zu! Macht Euch hinaus in die Kammer! Es kann zwar Jeder bei mir verkehren, aber man braucht doch nicht Alles und Jedes mit der Kanone in die Welt hinaus zu schießen."

Die beiden Zigeuner verschwanden mit ihren Krügen in dem anstoßenden Raume, und gleich darauf trat der Mann ein, der trotz des herabströmenden Regens den Weg nach der Schenke unternommen hatte. Die Dienstmütze kennzeichnete ihn als einen Post- oder Telegraphenbeamten.

„Eine Depesche!" verkündigte er.

„Eine Depesche? An mich?"

„Ja. Hier ist sie!"

Der Wirth machte Miene, das Couvert zu entfalten; der Beamte verbiß ihn darum.

„Laß sie nachher. Ich habe keine Zeit, auf Euch zu warten."

„Wollt Ihr nicht ein Bier trinken oder einen Schnaps?"

„Geht nicht. Ich muß pünktlich wieder zurück und habe mich wegen des schlechten Weges bereits verspätet."

Er erhielt seine Gebühr und ging dann. Jetzt öffnete der Wirth den Umschlag und las die Depesche. In seine Mienen kam Bewegung; er trat zur Kammerthür und öffnete dieselbe.

„Kommt heraus! Es gibt Arbeit."

„Arbeit!" frug Tschemba. „Auch für uns?"

„Ja. Ich habe eine Depesche bekommen."

„Woher?"

„Aus der Residenz, von Ihr."

„Von Ihr? Ists möglich!"

„Ja; hört! „Oberschenke Waldenberg — Fuhrmann Beyer und zwei Männer — einen Tag lang aufhalten — mit Gewalt zur Tannenschlucht — Zarba." Habt Ihr es verstanden?"

„Der Beyer soll aufgehalten werden? Er gehört ja doch zu uns!"

„Auf ihn ist es jedenfalls nicht gemünzt, sondern auf die zwei Männer. Er fährt nie einen andern Weg, als hier bei uns vorüber, und Sie muß genau wissen, daß er kommen wird."

„Wer mögen die Männer sein?"

„Geht uns jetzt nichts an. Sie sollen aufgehalten und nach der Tannenschlucht geführt werden. Sind wir Drei dazu genug, oder soll ich noch Einige rufen?"

„Wir sind genug, denn der Beyer muß mithelfen."

„So lauf Du in die Stadt, Horgy, und erkundige Dich im „Weißen Schwane," ob er schon dagewesen ist! Er kehrt auf jeden Fall dort ein. Nach dem, was Du erfährst, haben wir uns dann einzurichten."

Der Zigeuner folgte dem Gebote. Er holte den Telegraphenbeamten ein, so schnell schritt er aus, doch ließ er sich nicht von ihm bemerken, sondern schlug sich an ihm vorüber durch den Wald, nicht achtend der Nässe, welche die Aeste auf ihn warfen. In der Stadt angekommen, suchte er den bezeichneten Gasthof auf. Vor dem Thore desselben stand ein mit zwei Pferden bespannter Kutschwagen, den er sofort erkannte, auch wenn der Besitzer desselben nicht gerade bei den Thieren gestanden hätte. Es war Beyer, und die Depesche war also seine Minute zu früh an ihre Adresse gekommen.

„Beyer!"

Der Angerufene drehte sich um.

„Horgy! In diesem Wetter auf den Beinen?"

„Deinetwegen. Du fährst zwei Männer?"

„Ja."

„Wohin?"

„Ueber die Grenze."

„Daraus darf nichts werden."

„Warum?"

„Sie müssen in die Tannenschlucht."

„Warum?" frug der Fuhrmann verwundert.

„Weil Sie es befohlen hat."

„Sie? Zarba?"

„Still! Weißt Du nicht, daß kein Name genannt werden darf. Sie hat es aus der Hauptstadt telegraphirt."

„Gewiß?"

„Gewiß!"

„So gibt es für uns nichts Anderes als wir müssen gehorchen. Aber wie?"

„Wer sind die Leute?"

„Der Direktor und der Oberarzt aus dem Irrenhause."

Digitized by Google

„Um, vornehme und gelehrte Leute! Sollen wir List oder Gewalt gebrauchen?“

„Beides, wenn es nothwendig ist, vorerst jedoch nur List. Ich habe Ihnen zwar versprechen müssen, sie so schnell wie möglich über die Grenze zu bringen, jetzt aber gibt es keine Wahl. Wie viele seid Ihr dann?“

„Drei.“

„Ist wenig, wird aber reichen, wenn nichts Außerordentliches dazwischen kommt.“

„Sind sie bewaffnet?“

„Nein, so viel ich bemerkt habe. Sie essen jetzt. In zehn Minuten geht es weiter. Eilt Ihr voraus. Ich fahre bis an das Holzkreuz droben im Hochwalde. Dort werde ich es so einzurichten wissen, daß wir umkippen und der Wagen sich gemüthlich an die Seite des Hohlweges legt. Das Uebrige ist dann Eure Sache.“

„Gut. Also vorwärts!“

Der Zigeuner schritt davon.

Drinnen in der Gaststube saßen die beiden Flüchtlinge bei den Resten ihres sehr eilig abgehaltenen Mahls. Die Wirthin hatte sich zu ihnen gesetzt, um sie dabei zu unterhalten.

„Also Sie denken, daß man am Tage nichts zu befürchten braucht?“ frug der dicke Direktor, das gepflogene Gespräch fortsetzend.

„Nein, mein sehr verehrter Herr,“ antwortete sie. „Ein Schmuggler ist noch lange kein Straßenräuber. Sogar bei Nacht könnte man ganz sicher reisen, wenn man sich nur hütet, ihnen partout in den Weg kommen zu wollen. Nur für den Fall wäre eine Gefahr vorhanden, wenn man zwischen sie und die Süderländer geriethe.“

„Wie so? Die Süderländer, wen meinen Sie?“

„Die Schmuggler von drüben. Beide treiben ganz dasselbe Geschäft, aber es herrscht Feindschaft zwischen ihnen und drüben, weshalb, das kann ich allerdings nicht sagen, und wenn sie einmal an einander gerathen, dann geht es stets auf Tod und Leben. Erst kürzlich haben sie sich ein Treffen geliefert, bei welchem die von drüben mehrere Todte lassen mußten.“

„Schauderhaft!“ meinte der Direktor, sich den Schmeerbauch mit einer Miene betastend, als wolle er untersuchen, ob auch er mit zu vielem Todten gehöre. „Hier muß doch die Behörde einschreiten!“

„Die Behörde? Ja, eine Behörde gibt es, und Grenzer und Soldaten gibt es auch, aber man hat noch niemals gehört, daß auch nur Einer von ihnen einmal einem Paschen begegnet wäre. Es ist verwunderlich.“

„Die Leute müssen ja förmlich organisirt sein und einen sehr lustigen Amtsihrer besitzen.“

„Das sagt man, aber es kennt ihn Niemand, und es geht Alles so glatt und geheim, daß man von keinem einzigen Menschen mit Sicherheit sagen könnte, daß er zu den Paschern gehört. Aber wollen die Herren wirklich fort?“

Die beiden Männer hatten sich erhoben.

„Ja; wir haben Eile und bitten um Ihre Rechnung.“

Diese wurde aufgestellt und bezahlt; dann stiegen sie ein und der Wagen rollte durch das Stadtchen weiter, hinaus in den Wald.

Eine Zeit lang saßen die Flüchtlinge einander schweigsam gegenüber, bis der Oberarzt die Stille unterbrach.

„Kennen Sie den Geheimerath, an welchen wir gewiesen sind?“

„Persönlich nicht; ich war ja überhaupt noch nie in Süderland. Aber sein Ruf ist wohl auch Ihnen nicht ganz fremd. Er ist einer von den wenigen Beamten der dortigen Regierung, welchen man einen Einfluß auf den König zutrauen darf; wir sind ihm jedenfalls gut empfohlen, und wenn es sind gelingt, einen günstigen Eindruck auf ihn zu machen, so zweifle ich nicht, daß der uns aufgezwungene Ortswechsel von keinen unangenehmen Folgen für uns ist.“

„Wenn! Ja, könnte man in die Zukunft blicken!“ meinte der etwas düsterer angelegte Oberarzt.

„Folgen Sie meinem Beispiele und seien Sie guter Dinge! Der Herzog von Raumburg darf uns unmöglich fallen lassen; denken Sie an die beträchtliche Summe, welche er uns überweisen hat, und an die wichtigen Depeschen, welche uns durch Penentrier anvertraut worden sind. Die Zukunft läßt mich nichts befürchten; anders aber ist es mit der Gegenwart. Wir haben eine noch ziemliche Strecke zurückzulegen, ehe wir die Grenze erreichen, und es sollte mich wundern, wenn wir nicht bereits verfolgt würden. Dazu kommt die Geschichte mit den Schmugglern, die einander gegenseitig massakriren. Ich wollte, wir wären hindüber!“

Dieser letztere Gedankengang warf ihn in die vorige Schweigsamkeit zurück; er lehnte sich in die Polster des Wagens und schloß die Augen. Der Oberarzt folgte seinem Beispiele; die Landschaft draußen bot ja bei der gegenwärtigen Witterung nichts Anziehendes, und so wühlten sich die Räder immer weiter fort; Viertelstunde um Viertelstunde verging, bis plötzlich ein lauter Ruf des Kutschers die Fahrgäste aus ihrem Halbschlummer aufschreckte.

Dem Rufe folgte ein eigenthümliches Schwanken des Wagens, welcher jetzt einen scharfen Ruck bekam und sich auf die Seite neigte.

„Um Gottes willen, wir stürzen!“ rief der Direktor. „Beyer, halt, halten Sie an!“

Der Wagen kam nicht vollständig zum Umfallen; er stand inmitten eines tiefen Hohlweges und lehnte sich mit der einen Seite fest an die Böschung desselben. Die Pferde bielten vorn unbeweglich und geduldig wie die Lämmer, und nur der Kutscher stieß einige zornige Flüche hervor und stieg ab, um nach der Ursache des Unfalles zu sehen.

Der Direktor öffnete ängstlich das Fenster, um sich über seine Lage zu unterrichten, fuhr aber sofort mit einem Schreckenslaute zurück.

„Gott stehe uns bei! Doktor, sehen Sie die drei Kerls, welche dort herabspringen?“

Der Wirth mit den beiden Zigeunern war es. Sie hatten schwarze Masken vor die Gesichter gebunden, lange Messer in den Fäusten und kamen in den Hohlweg herabgestiegen. Der Erstere öffnete den Wagenschlag.

„Wohin die Reise, meine Herren?“

„Nach der Grenze,“ antwortete der Direktor zähneklappernd. „Schnell oder langsam?“

„Schnell, so schnell wie möglich, mein Lieber.“

„Gut, dann muß ich Ihnen sagen, daß dieser Weg nicht der kürzeste ist, und zudem scheint Ihnen Ihr Kutscher abhanden gekommen zu sein. Wollen Sie sich uns anvertrauen, so werden wir Sie sicherer und schneller führen, als er Sie geführen hat.“

„Sie meinen — Sie wollen — — ja, meine Herren, verstehe ich Sie recht?“

„Jedenfalls. Wir sind hier, uns Ihrer anzunehmen. Steigen Sie aus!“

Aber bitte, wollen `ie uns nicht lieber den Wagen aufrichten und dann den Kutscher rufen? Ich werde Sie für diese kleine Mühe gern bezahlen.“

„Was könnten wir für eine so kleine Mühe fordern! Erlauben Sie uns doch eine etwas größere Mühe. Steigen Sie aus!“

„Aber, mein Bester, ich — — —“

„Heraus!“

„Sollte es wirklich Ihr Ernst — — —“

„Herrrraus, oder — — —!“

Dieser Ton, verbunden mit einer sehr deutlich zu erklärenden Bewegung des Messers brachte eine sehr schnelle Wirkung hervor. Der Direktor war trotz seiner Korpulenz in einem Nu aus dem Wagen; der Oberarzt folgte ihm ebenso eilig. Von dem Fuhrmann Beyer war nicht die geringste Spur zu bemerken.

„Kommen Sie!“ gebot der Wirth und wandte sich dem Walde zu.

„Aber bitte, entschuldigen Sie, meine Herren, unser Gepäck —!“

„Geht Ihnen sicher nicht verloren, dafür lassen Sie mich sorgen. Folgen Sie nur hierein beiden Männern, die es so gut mit Ihnen meinen, daß sie nicht gern von ihren Messern Gebrauch machen möchten. Vorwärts, marsch!“ (Fortsetzung folgt.)

Der Lindenhof.

Erzählung

von

Karl von Kessel.

(Fortsetzung.)

„Ich mich gehen, Vater,“ rief diese, und die Thränen stürzten ihr jetzt aus den Augen, „ist das die Liebe, welche Du für Dein Kind hegst, daß Du so rücksichtslos gegen mich verfahrst?“

„Nu, nu,“ brummte dieser, erröthete dabei aber doch tief, „Du wirst wohl wieder einmal Deinen Trotz haben die Zügel schießen lassen.“ Damit schritt er weiter und erreichte bald die Laube, in welcher jetzt Foller mit verschränkten Armen und mit einem Gesichtsausdruck saß, als wenn nicht das Mindeste vorgefallen wäre.

Ein flüchtiger Blick auf seinen Gast beruhigte daher Ulenburg wieder einigermaßen, denn er schloß aus dessen Haltung, daß das

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. №26. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Die beiden Aerzte sahen sich gezwungen, dem fürchterlichen Menschen zu gehorchen. Sie wurden von den Zigeunern in den Wald geführt, wo man ihnen die Augen verband und sie dann an der Hand weiter geleitete. Dies dauerte sehr lang; die Zeit wurde ihnen fast zur Ewigkeit; aber endlich erreichte man doch das Ziel; eine Thür kreischte in den Angeln — noch einige Schritte weiter, dann wurden ihnen die Binden wieder von den Augen genommen. Sie befanden sich in einem vollständig dunkeln Raume.

„Hier herein!“ klang die Stimme des einen Zigeuners.

Die Gefangenen wurden in einen engen, niedrigen Raum gestoßen; ein helles Gelächter ertönte hinter ihnen, dann waren sie mit sich allein. — —

Es war nur einige Tage früher, daß Prinz Arthur von Sternburg im Garten von Schloß Sternburg sein Rendontre mit dem wilden Prinzen gehabt hatte.

Die Kastellanin Horn stand in der Küche und bügelte Gardinen und allerlei andere Hausmäsche, welche jetzt ja sehr nöthig gebraucht wird, als die Thür aufgerissen wurde und Almah ganz athemlos hereintrat.

„Hülfe, meine liebe Mama Horn, Hülfe!“

„Hölfe?! Herrjesses, mein Kind, was ist denn los?“

„Hülfe! Um Gottes willen, helfen Sie, retten Sie ihn!“

„Ihn?! Wen denn?“

„Ihn!“ antwortete das erschrockene Mädchen, indem sie auf einen Stuhl sank und die Augen schloß.

„Herr meines Lebens, jetzt stirbt sie mir!“ schrie die Kastellanin und eilte hin und her, um irgend ein Mittel zu finden, die Ohnmächtige wieder in das Leben zurückzurufen. Vor Angst und Bestürzung jedoch fand sie nichts, und so nahm sie den Kopf des Mädchens an ihr Herz, streichelte die erbleichten Wangen und bat:

„Nicht sterben, mein liebes, mein gutes, mein süßes Kind, nur nicht sterben! Herrjesses, wo nur mein Alter steckt; nun bin ich ganz allein in dieser schrecklichen Noth! Sie stirbt mir wahrhaftig noch, und hat mir nicht einmal vorher gesagt, wen ich retten soll. Aber da, Gott sei Lob und Dank, da holt sie ja wieder Athem, da macht sie die Augen auf. Kind, fassen Sie sich und sagen Sie mir schnell, wen ich retten soll!“

„Ihn!“ hauchte es leise.

„Ihn? Ja, wen denn und wo denn?“

„Im Garten. Sie werden sich tödten!“

„Tödten? Herrjesses, ist das schrecklich!“ Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Was soll daraus werden, und wie soll das enden, wenn sie sich tödten! Aber, mein Kind, wer ist es denn?“

„Prinz Hugo.“

„Der? Und wer noch?“

„Er — er — — der Matrose, der neue Diener.“

„Der gute, gnädige Herr Ar — — — der — der Bill Willmers, wollen Sie sagen, mein Kind?“

„Ja. Der Prinz zog den Degen.“

„Den Degen? Herrjesses, ist das gefährlich, ist das eine Angst und eine Noth! Wo ist nur mein Alter? Bleiben Sie hier, mein Kind, ich muß gleich sofort in den Garten, um ein solches Elend und Herzeleid zu verhüten!“

Jetzt eilte sie hinaus. Sie war schon ein Stück in den Garten hinein, als sie stehen blieb, sich besann und dann schnell wieder umkehrte.

„Sagen Sie mir doch, mein Kind, wo sie sich umbringen; ich muß sonst zu lange suchen!“

„In der Ecke, ganz hinten.“

„Auch das noch. Da sind sie todt, ehe ich hinkomme!“

Sie sprang wieder hinaus, so schnell sie es vermochte, und wäre draußen beinahe an Arthur gerannt, welcher soeben aus dem Garten zurückkehrte.

„Gnädiger H — — — Sie leben noch, Sie haben sich nicht umgebracht? Herrjesses, was bin ich glücklich! Das muß ich gleich dem lieben, guten Fräulein erzählen!“

Sie kehrte zur Küche zurück, um diesen Vorsatz auszuführen. Der ganze Vorgang hatte nicht unbemerkt bleiben können. Horn kam die Treppe herabgestiegen, und auch der Pascha zeigte sich von oben.

„Was gibt es, Bill?“ frug er.

„Einen Menschen, der im Garten liegt, Excellenz.“

„Todt?“

„Nein. — Und einen Brief.“

Er stieg die Stufen zu ihm empor.

„Von wem?“

„Von einem Fremden.“

Digitized by Google

Er gab das Schreiben der Zigeunerin ab. Nurman Pascha warf einen Blick auf das Papier und erbrach dasselbe dann mit einer Hast, welche deutlich die Bedeutung zeigte, die es für ihn haben mußte.

„Wo ist der Bote?“

„Fort.“

„Du hast sonst keinen Auftrag von ihm bekommen?“

„Keinen.“

„So geh!“

Schon hatte Arthur im Begriffe, dieser Weisung Folge zu leisten, als unten vom Garten her eilige Schritte ertönten. Es war der wilde Prinz, welcher wieder zum Bewußtsein gekommen war. Mit blutigem Gesichte stürmte er herbei, um seinen Gegner zu suchen. Er sah ihn droben beim Pascha stehen, stieß einen heiseren Ruf der Rache aus und sprang empor. Schon wollte er Arthur von hinten packen, als dieser sich schnell umdrehte, ihn bei den Hüften faßte, emporhob und mit solcher Wucht die Treppe hinunterwarf, daß er unten wie ein Holzklotz aufschlug und zum zweiten Male liegen blieb. Das geschah so schnell, daß der Pascha nicht die mindeste Zeit gehabt hatte, es zu verhindern.

„Mensch!“ rief er jetzt erschrocken. „Dieser Mann ist ein königlicher Prinz. Was hast Du mit ihm?“

„Nichts, Excellenz.“

„Nichts? Und wirfst ihn die Treppe hinab!“

„Ich nichts mit ihm, er aber wohl mit mir.“

Unten ertönten zwei Schreckensrufe. Die Kastellanin war mit Almah aus der Küche getreten und hatte den Prinzen liegen sehen.

„Herrjesses, welch ein Malheur!“ rief sie erschrocken. „Einer ist also doch noch umgebracht worden. Und wie ist er im Gesichte zugerichtet!“

„Er hat es verdient,“ klang da des Mädchens Stimme.

„Verdient?“ frug ihr Vater, welcher jetzt herabgekommen war. „Wie meinst Du das?“

„Er verfolgte mich im Garten, Papa, und hielt mich bereits arg gefaßt, so daß ich mich gar nicht wehren konnte. Da kam Bill und errettete mich.“

„Ah, ists so!“

Er stieß mit dem Fuße gegen den Bewußtlosen und machte dabei die Bastommine der größten Verachtung.

„Herr Kastellan!“

„Excellenz!“

„Ich will diesen Menschen nicht wiedersehen. Nehmen Sie sich seiner an, daß er nicht so liegen bleibt, und säubern Sie ihn. Will er mich aber sprechen, so sagen Sie ihm, daß ich meinem Versprechen sofort nachkommen werde, auf ein Wiedersehen jetzt aber Verzicht leisten müsse.“

Dann wandte er sich zu Arthur.

„Bill, wußtest Du, daß es ein Prinz ist?“

„Ja.“

„Und hast Dich dennoch an ihn gewagt?“

„Bah!“

„Du bist ein guter tüchtiger Junge, und ich werde Dir dankbar sein. Ich muß sofort verreisen. Willst Du mich begleiten, oder mußt Du hierbleiben?“

„Dauert diese Reise lang, Excellenz?“

„Keine Woche.“

„Verreisen, Papa?“ fiel hier Almah ein. „Darf ich mit?“

„Es würde für Dich beschwerlich sein, mein Kind. Es geht in das Gebirge.“

„Dann muß ich doch erst recht mit, Papa; ich habe ja noch gar kein Gebirge gesehen!“

„Nun meinetwegen, nämlich wenn Bill mitgeht, dem ich Dich übergeben müßte. Nun, Bill?“

„Ich gehe mit, Excellenz!“

Das Blut stieg ihm zu Herzen bei dem Gedanken, daß ihm das herrliche Wesen für eine Reise anvertraut werde, und bei dem dankbaren Blicke, welcher ihn aus ihrem Auge traf. Der Pascha frug, ohne sich um Prinz Hugo weiter zu bekümmern, mit seiner Tochter wieder empor, und Arthur sah sich jetzt mit dem Kastellan und dessen Frau allein.

„Durchlaucht, ich bin ganz erschrocken,“ meinte Horn; Arthur aber fiel ihm sofort in die Rede:

„Willmers heiße ich, Willmers, merken Sie sich das! Diesen Menschen tragen Sie hinaus vor das Thor, und wenn er wieder bereinkommt, sind Sie Ihres Dienstes entlassen.“

„Durchl — — — —!“

„Willmers heiße ich!“

„Vor das Thor — ein königlicher Prinz — — —!“

„Ein Lump ist er, nichts weiter! Uebrigens haben Sie gehört, daß ich mit verreisen werde; besorgen Sie mich mit dem Nöthigen. Ich weiß noch nicht, wohin es geht, werde aber dafür sorgen, daß wir in Berührung bleiben, damit wenn ich plötzlich einberufen würde, Sie mich sofort benachrichtigen können.“

Jetzt ertönte die Stimme Almahs, welche nach der Kastellanin rief. Diese gehorchte und fand das Mädchen in der Wohnung desselben.

„Wir werden uns Abschied sagen müssen, meine gute Mama Horn,“ wurde sie empfangen.

„Noch nicht für immer!“

„Nein, nur für einige Tage. Wissen Sie, Papa hat mit dem wilden Prinzen eine sehr wichtige Unterredung gehabt, und die Folge dieser Unterredung muß wohl diese Reise sein.“

„Wo gehen Sie hin?“

„Zunächst nach Süderhafen und dann hinauf in die Berge. Wissen Sie, Mama, daß ich mich unendlich freue?“

„Ich glaube es Ihnen, mein liebes Kind.“

„Wo ist der Prinz?“

„Ich mich vor das Thor geschafft. Ich, was war das für ein Schreck, als Sie kamen und um Hülfe riefen; ich hätte vor lauter Angst gleich in den Erdboden hineinsinken können. Wie ist es nur so schlimm gekommen?“

Almah theilte ihr das Nähere mit und fügte dann hinzu:

„Es ist gerade so gewesen, als sei Bill ein Prinz und der Prinz ein Matrose. Ich sage Ihnen, Mama, dieser Willmers ist ein Held, dem ich mich auf unserer Reise sehr gern anvertrauen werde.“

„Nicht wahr? Ja, ja, vertrauen Sie sich ihm nur an, mein liebes Kind; bei ihm sind Sie sicher vor aller Fährlichkeit. Der Prinz hatte nichts Anderes verdient, obgleich ich erschrecklich Angst habe, was auf die Sache folgen wird; denn einen königlichen Prinzen mit der Ruthe entehren, das kann selbst den hochgestelltesten Manne höchst gefährlich werden.“

„Ihm können sie nichts thun, denn er steht unter Papa's Schutz. Schlimmer wäre es, wenn er ihn getödtet hätte.“

„Herrjesses, das wäre doch ganz und gar entsetzlich gewesen! Ich kann von solchen Dingen ein Wort erzählen.“

„Sie, Mama Horn?“

„Ja ich! Denken Sie sich einmal“ — und dabei näherte sie sich ihr mit wichtiger und geheimnißvoller Miene — „ich bin einst dabei gewesen, daß Jemand getödtet wurde!“

„Durch den Scharfrichter?“

„Nein, durch einen richtigen ächten Mörder.“

„Nicht möglich! Das wäre dann ja bei einem Morde gewesen!“

„Das war es auch!“

„Wirklich? O, Mama Horn, dann haben Sie ein fürchterliches Abenteuer erlebt, welches Sie mir erzählen müssen.“

„Liebes Kind, das darf ich nicht!“

„Warum?“

„Mein Mann hat es mir verboten.“

„Der? So haben Sie es ihm erzählt?“

„Er war ja selbst auch mit dabei!“

„Er auch? Das wird ja immer interessanter! Dürfen Sie es wirklich nicht erzählen?“

„Nein.“

„Keinem Menschen?“

„Keinem!“

„Hat er Ihnen denn auch befohlen, es mir zu verschweigen?“

„Nein.“

„Na, sehen Sie, Mama Horn; jetzt können Sie mir diese schöne Geschichte also doch erzählen! Nicht wahr? Bitte!“

„Ich darf wirklich nicht, mein Kind. Nur das kann ich Ihnen sagen, daß es schon lange her ist.“

„Wie lange wohl?“

„Ich war damals noch ledig, und mein Mann hat mir eben gesagt, daß wir bald heirathen wollten. Wir saßen in der Laube und — —“

„In der Laube? Mit einander?“

„Natürlich! Es war am Abende, und Alles schlief, so dachten wir nämlich; aber dennoch war der Herzog noch im Garten.“

„Der Herzog? Welcher Herzog?“

„Der Herzog von Nammburg.“

„Den kenne ich nicht.“

„Ich stand nämlich als Küchenmädchen in seinem Dienste, und mein Mann war Reitknecht. Es durfte Niemand wissen, daß wir uns lieb hatten, und darum kamen wir manchmal des Abends zusammen, wo uns Niemand sehen konnte. Da saßen wir in der Laube und hatten uns gar viel zu sagen und zu erzählen, bis ein fremdes Weib über die Mauer stieg.“

„Wer war sie?“

Digitized by Google

„Eine Zigeunerin."

„Sagte ich es nicht, daß diese Geschichte sehr schön sein werde! Was wollte dieses Weib?"

„Das wußten wir erst auch nicht; bald aber stand der Herzog bei ihr, der auf sie gewartet hatte, und dann erwürgte er sie."

„Ein Herzog eine Zigeunerin? Wissen Sie das genau?"

„Natürlich; wir standen ja ganz nahe dabei."

„Warum aber erwürgte er sie?"

„Weil sie ihre Tochter wieder haben wollte und auch ihren Sohn, den er gefangen hielt."

„Das muß ja ein ganz und gar schlimmer Mensch gewesen sein, dieser Herzog! Wollte er denn den Sohn und die Tochter nicht herausgeben?"

„Nein. Er erwürgte die Frau, und wir durften ihn nicht anzeigen, weil er unser Herr war und kein Mensch uns geglaubt hätte, was wir sagten. Aber wir sind dann schnell aus seinem Dienste und zu unserem jetzigen Herrn gegangen und haben das bis auf den heutigen Tag noch niemals bereut."

„So weiß also außer Euch kein anderer Mensch, daß dieser garstige Herzog die Zigeunerin erwürgt hat?"

„Kein Mensch."

„Wie hieß sie?"

„Das weiß ich nicht; aber ihre Tochter hieß Zarba, und ihr Sohn Roh noch in derselben Nacht auf seiner Gefangenschaft; er hieß — — — da komme ich doch nicht auf den Namen!"

„Katombo!" ertönte es von dem Eingange her.

Die beiden Frauen drehten sich um und erblickten den Pascha, welcher Zutritt hatte nehmen wollen und ein unbemerkter Zuhörer der Erzählung gewesen war. Warum hatte diese Letztere einen solchen Eindruck auf ihn gemacht. Er sah bleich aus, und seine Augen glühten wie im Fieber.

„Katombo, ja, so hieß er," antwortete die Kastellanin überrascht. „Du weißt diesen Namen, Papa? Wie kannst Du ihn erfahren haben?"

„Ich hörte einst von dieser Sache sprechen," antwortete er kurz, und zu der Kastellanin gewandt fügte er hinzu: „Sie werden mir das noch ausführlicher erzählen müssen, ehe ich heute abreise."

„Schon heut, Excellenz?"

„In zwei Stunden schon. Bitte, schicken Sie Willmers hinunter zu meiner Yacht; sie soll sofort segelfertig gemacht werden!"

Die Kastellanin entfernte sich.

Papa, wird es Dir nicht Schaden bringen, daß dieser Prinz hier so gastfreigebig werden ist?"

„Schaden? Bah! Der König muß es mir Dank wissen, wenn ich mich durch die Frechheit seines Buben nicht bestimmen lasse, den Vertrag rückgängig zu machen, den ich heut mit diesem abgeschlossen habe!"

„Einen Vertrag? Ist es ein wichtiger, Papa?"

„Ja."

„Darf ich ihn wissen?"

„Du wirst ihn seiner Zeit erfahren. Jetzt brauche ich Dir nur zu sagen, daß ich jetzt die Aufgabe habe, die Küsten- und Grenzfortifikationen Norlands zu untersuchen, daher unsere Reise."

Sie blickte ihm ängstlich in das Angesicht.

„Das deutet auf einen Krieg, Papa. Sollst Du etwa wieder das Kommando einer Kriegsflotte übernehmen?"

„Möglich, doch das sind sehr geheimnißvolle Pläne, von denen ich kaum zu Dir sprechen darf, obgleich ich weiß, daß ich meinem guten Kinde vollständig vertrauen kann."

„Sage mir es, Papa! Wenn ich nichts weiß, kann ich sehr leicht einen großen Fehler begehen, der Dich in Schaden bringt."

„Du hast Recht. Es wird bald zwischen Norland und Süderland ein sehr ernster Krieg ausbrechen, und da Süderland keinen hervorragenden Seemann besitzt, so ist mir der Oberbefehl über die Kriegsflotte angetragen worden."

„Hast Du angenommen?"

„Nur für gewisse Bedingungen. Der König von Norland ist ein guter Herrscher, aber er hat sein Scepter aus der Hand gegeben, denn der eigentliche Regent ist jener böse Herzog von Rauwburg, von dem die Kastellanin vorhin erzählte. Dieser will nun nicht nur die Macht, sondern auch sämmtliche Attribute eines Königs haben und hat deshalb mit Süderland einen geheimen Plan verabredet. In Norland soll die Revolution ausbrechen; Süderland wird eingreifen, den jetzigen König absetzen und den Herzog krönen."

„Das ist aber ja eine Ungerechtigkeit, Papa! Was wird Süderland davon haben?"

„Vortheilhafte Verträge, und überdies wird die Prinzessin Ada Königin von Norland werden, denn sie soll den Sohn des Herzogs heirathen."

„Und dazu sollst Du helfen! Auch Du willst den bösen Herzog zum Könige machen?"

Ueber das wettergebräunte Gesicht des türkischen Kapudan-Pascha ging ein eigenthümliches Zucken.

„Ob ich es thue oder nicht, Almah. Du wirst stets wissen, daß Dein Vater nur das Gute will und alles Böse haßt. Ich mache Dir diese Mittheilungen und schließe dabei manche meiner Absichten aus, weil ich vielleicht gezwungen sein werde, Dich hier bei Hofe vorzustellen. Du darfst nur Dinge wissen, durch deren Kenntniß Du mir dienen kannst, während ich gewisse Punkte unaufgeklärt lassen muß, weil mir deine Einwirkung Schaden bringen kann. Trete ich das Kommando wirklich an, so werde ich leider gezwungen sein, gegen unserer gegenwärtigen Wirthe zu kämpfen."

„Wie so?"

„Der alte Sternburg ist ohne Zweifel der befähigtste General der nordländischen Armee, und er wird sich an dem Kampfe betheiligen, wenn auch auf Einfluß des Herzogs, der ihn nicht liebt, ihm keine hervorragende Heerführerstelle anvertraut wird. Sein Sohn, Prinz Arthur, ist trotz seiner Jugend und obgleich er erst den Rang eines Kapitän bogleitet, der einzige Seeoffizier Norlands, den ich als ebenbürtig anerkennen würde. Auf alle Fälle aber werden wir uns nicht als persönliche Gegner zu betrachten haben. Jetzt beeile Dich, mein Kind, damit Du zur angesetzten Zeit fertig bist. Wir kehren wieder nach hier zurück."

Er ging hinab in die Wohnung des Kastellans, um dessen Frau heraufzuschicken. Er fand sie sehr verlegen und ihren Mann zornig.

„Excellenz," meinte der Letztere, „meine Frau hat Ihnen ein Ereigniß mitgetheilt, welches bisher unser alleiniges Geheimniß war —"

„Sorgen Sie nicht! In Beziehung auf Sie wird es Geheimniß bleiben wie bisher. Ich gebe Ihnen hiermit mein Ehrenwort, daß Sie keinerwegen nicht in die geringste Verwickelung oder Unzelegenheit gerathen werden, nur mache ich hierbei allerdings die Bedingung, daß Sie mir Alles einmal genau und ausführlich erzählen, während Ihre Frau meiner Tochter bei der Reisevorbereitung behilflich ist."

Dies geschah. Horn erinnerte sich jenes verhängnißvollen Abends noch ganz genau und konnte sich auf jedes Wort besinnen, das er damals mit seinem Mädchen belauscht hatte.

Unterdessen kehrte Arthur von der Yacht zurück und machte sich reisefertig. Er hatte von dem Prinzen Hugo weder oben auf der Höhe noch unten in der Stadt eine Spur bemerkt. Zur festgesetzten Zeit hatte das kleine, flotte Schiff seine sämmtlichen Passagiere an Bord. Es lichtete die Anker, entfaltete seine Segel und strebte in einem graziösen Bogen aus dem Hafen hinaus der See entgegen. Bald war der weiße Punkt, welchen seine Leinwand am blauen Horizonte bildete, verschwunden.

Die Straße, welche von Süderhafen in das Gebirge führte, dieselbe, welche Baldwin Schubert, Karaoey und dann auch Thomas Schubert benutzt hatte, um zu dem Waldhäuter Tirdan zu gelangen, schien heut belebter als gewöhnlich zu sein. Von irgend einem der Weg beherrschenden Punkte hätte man nach und nach verschiedene Gestalten oder Gruppen bemerken können, in ihrem Aeußeren so verschieden, daß die Ahnung ferne lag, sie könnten vielleicht bald in eine engere Beziehung zu einander treten. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben meines Freundes.

Ein Emortellenkranz

von

E. v. Wald.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Ich lebte noch; es war ein Wunder, Gott hatte mich in seiner Gnade gar wunderbar gerettet. Ich fühlte wohl, ich hatte noch einige Schüsse bekommen, doch wußte ich nicht wo; ein Loch in meinem Beinkleid am linken Knie ließ mich vermuthen, daß auch hier eine Kugel Eingang gesucht und gefunden hatte. — Langsam senkt sich die Nacht hernieder, ein Stöhnen hier, ein Schmerzensschrei dort, ein Ruf nach Wasser, um den Brand der Lippen zu stillen, wird laut; ein schwer Verwundeter erhebt sich, versucht sich zurückzuschleppen, doch nur um im nächsten Augenblick ohnmächtig umzusinken; Andere sind glücklicher, auf halb zertrümmerte Gewehre gestützt kommen sie mühsam angekrochen, oft halten sie, um wieder neue Kräfte zu sammeln. Gar mancher meiner Leute kam; freundlich, selbst verwundet, boten sie mir die Hand, um ihren Führer in

Digitized by Google

Illuſtrirtes Unterhaltungsblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 27. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen

Scepter und Hammer.

Originalroman
von
Carl May.
(Fortſetzung.)

Zunächſt lag auf der Blöße vor Tabbas Hütte der Steuermann mit dem Bootsmann im Grase. Beide ſchienen nur mit ihren Gedanken beſchäftigt und mit dem Pfeifchen, welches ſie von Zeit zu Zeit aus einer Lache in die andere ſchoben. Da raſchelte es in den Büſchen, und eine lange, breite Geſtalt erſchien, über und über von Ruß geſchwärzt und einen mächtigen Schürbaum auf der Schulter. Es war der Schmiedegeſelle Thomas, welcher ſeine gegenwärtige Muße benutzt hatte, einem Kohler werkthätige Geſellſchaft zu leiſten.

„Was iſt mir denn das für eine Sache,“ meinte er. „Da liegt Ihr am Boden, haltet Maulaffen feil und guckt den Himmel an. Giebt es denn keine Arbeit hier für zwei Faullenzer von Euer Sorte? Ich würde gar nicht räſonniren, wenn nur wenigſtens Einer von Euch eine Cigarre übrig hätte, es brauchte gar keine Ampalema zu ſein!“

Der Steuermann langte phlegmatiſch in die Taſche und brachte einen rieſigen Knollen Kautabak zum Vorſchein.

„Hier, alte Feuereſſe!“

„Danke, Balduin! Beiße Dir die Zähne ſelber aus an dieſem Zeuge. Ich werde jetzt einmal nach dem Kruge gehen. Wer geht mit?“

Im Nu ſtand der Steuermann auf den Beinen.

„Ich, mein Junge; das verſteht ſich ja ganz von ſelber. Komm, Thomas, lege Dich Backbord an mich, und Du Steuerbord, Bootsmann. So, nun fare well, Tirban, Du ſiehſt uns nicht eher wieder, als bis es Deinen Schluck mehr im Kruge gibt!“

„Und keine Ampalema oder Kapalleros. Lauf, Balduin, denn Dein Backbord hat es eilig!“

Sie ſchritten nach dem bekannten Kruge, in welchem der Steuer- und Bootsmann den Loosmanszettel gefunden hatten. An der hinteren Seite deſſelben befand ſich ein kleines Gärtchen, in welchem ein ſehr primitiv gebauter Tiſch nebſt ebenſolchen Bänken ſtand. An ihm ſaßen drei Perſonen, welche man vom Walde aus ſehr genau ſehen und beobachten konnte. Der Obergeſelle hielt die beiden Andern an und deutete nach der Gruppe.

„Donnerwetter, wer muß das ſein; das iſt gewiß ein ganz vornehmes Volk! Seht Euch nur einmal das Weibsbild an; das iſt ja die reine Genovefa, ſo ſchön und ſo fein, ſo glatt poliert, als käme ſie gerade erſt aus dem Schaufenſter heraus. Hol' mich der Teufel, die iſt ſogar noch hübſcher als meine alte gute Purpurſeidenmüller!“

Auch der Steuermann ſchaute aufmerkſam hin.

„Karaxen, ſieh Dir einmal den jungen Mann an, der ſich da ſeitwärts von der Dame niedergelaſſen hat!“

„Warum?“

„Du haſt von dem berühmten Lieutenant und jetzigen Kapitän von Sternburg gehört?“

„Natürlich!“

„Nun, dieſer Sternburg ſieht dem Manne dort ſo ähnlich wie ein Tropfen dem andern, und — heiliges Mars- und Braamenwetter, wer iſt denn das?!“

„Wer?“

„Nun, der Andere, der Alte!“

„Kennſt Du ihn?“

„Bin ich während meiner Seefahrten einmal dem Tiger begegnet?“

„Dem Tiger? Meinſt Du das Piratenſchiff?“

„Natürlich!“

„Nein.“

„Nun, ich ſage Dir, daß ich zweimal hart an ihm vorübergekommen bin, ohne daß er Miene machte, die Flagge zu hiſſen und uns Antwort zu geben. Ich ſteuerte damals die Fregatte „Poſeidon,“ das beſte Schiff und den ſchnellſten Segler unſerer Marine. Wir gaben den Signalſchuß; wir riefen ihn an, er aber ging an uns vorüber ohne die geringſte Antwort. Keine Flagge wehte, kein Wimpel war zu ſehen; kein Mann befand ſich an Deck, ſogar der Mann am Steuer war verſchwunden. Aber vorn auf dem Klüverbaum ſtand, ohne ſich anzuhalten, krank und frei Einer, der bis an die Zähne bewaffnet war, hoch, lang und breit von Geſtalt und ſchwarz von Geſicht wie ein Neger. Und zwei Tage ſpäter ging daſſelbe Schiff wieder an uns vorbei, kaum drei Kabellängen von unſerm Bug entfernt; die Kanonenluken waren geöffnet, an der großen Rah hing Einer, der am Strick geſtorben war, und vorn auf dem Klüver ſtand wieder ganz derſelbe Mann, hoch, lang und breit von Geſtalt, bis an die Zähne bewaffnet, dieſes Mal aber

53

Digitized by Google

von weißer Gesichtsfarbe. Ich habe ihn mir ganz genau angesehen, und möchte ein Panzerschiff gegen ein Teichboot verwetten, daß er und dort dieser Mann wenigstens Zwillingsbrüder sind."

„Laß Dich doch nicht auslachen, Steuermann! Der schwarze Pirat und der Kapitän von Sternburg haben einander mitten hier im Waldgebirge. Eher kommt die Ebbe mit der Fluth zusammen."

„Was ist denn das eigentlich für ein Insekt oder ein Amphibium, der schwarze Pirat?" frug Thomas, der einstige Kavallerist.

„Ein Seeräuber, wie es keinen zweiten gegeben hat."

„Ein Seeräuber? Keinen Zweiten gegeben? Seid Ihr gescheidt? Und das soll der dort sein? Valbuin, wenn ich jetzt hinginge und es ihm sage, bringt er Dich an den Galgen! Und der Andere soll ein Seefapitän sein? Donnerwetter, sein Ihr denn alle Beide blind, daß Ihr nicht seht, daß er blos der Pediente ist von den zwei Andern!"

Sie waren jetzt an das Haus gekommen und bemerkten nun eine Equipage, welche vor demselben hielt; jedenfalls gehörte sie den drei Personen, welche im Garten saßen. Sie traten in die Stube und wurden von dem Wirthe mit möglichster Freundlichkeit empfangen. Trotz ihres erst so kurzen Aufenthaltes hatte er sie doch bereits als Fremde kennen gelernt, denen sowohl die Qualität als auch die Quantität seiner Getränke vollständig gleichgiltig zu sein schien. Sie tranken von Allem, was er hatte, ungeheuer viel und bezahlten ebenso reichlich.

„Noch keine Ampalema?" war die erste Frage des Schmiedes.

„Noch nicht."

„Schaffe Die Ampalema an, Kerl, sonst pringe ich Dich um die Konjession und um das Lepen. Gieß her, was Du hast!"

Sie hatten noch nicht lange gesessen, so vernahmen sie draußen das nahende Rollen eines Wagens. Der Steuermann blickte durch das Fenster.

„Heiliger Mark, sitzt in dieser Kabine ein wunderliches Brautpaar. Seht Euch doch einmal den hübschen Kerl an, neben der Hexe! Wenn der sich in sie verliebt, so verschlinge ich den ersten Haifisch, den ich hier im Gebirge begegne!"

Auch Karavey blickte hinaus.

„Allerdings ein verteufelt schmucker Patron; aber von wegen der Hexe darfst Du Dich nur immer ein wenig in Acht nehmen; Du siehst doch, daß es eine Zigeunerin ist, und was bin ich denn, he?"

Da fuhr der Schmiedegeselle zwischen sie.

„Hört, Ihr Kerls, haltet doch einmal alle Beide den Schnabel! Die da hier gefahren kommen, kennt Keiner so gut wie der Thomas Schubert. Das ist nämlich mein junger Herr, der Doktor Max Pirabunar, na, welch eine Freude! — und das Weibsen ist die Zigeunerin Zarpa, auf die wir Alle warten."

„Ists wahr?" frug Karavey.

„Natürlich! Oder denkt Du, daß ich Euch belügen möchte?"

Der Wagen hielt. Max sprang herab und half dann Zarba zur Erde. Sie traten mit einander in die Stube. Der Geselle fuhr auf Brandauer zu, als ob er ihn zerreißen wolle.

„Willkommen, junger Herr! Weiß Gott, tausend Thaler sind mir nicht so lieb wie dieses Wiedersehen! Legt der Herr Meister noch und auch die Frau Meisterin? Wie geht es dem Valbrian? Ists noch „am Den" und lügt der Heinrich immer noch wie gedruckt?"

Max mußte über diese Ansprache lächeln, die so sanguinisch war, als sei der brave Thomas zehn Jahre lang von der Schmiede entfernt gewesen. Indessen hatte Zarba dem Wirthe einige Worte in Zigeunerdialekt hingeworfen, welche dieser bejahte, indem er nach der Gegend deutete, in welcher die Tannenschlucht lag. Sie nickte kurz und frug dann Thomas:

„Wer sind diese Beiden?"

„Dieser da ist Valbuin der Steuermann, mein durchgepraunter und lieber Bruder, den ich hier ganz unverhofft wiedergefunden habe, und Der dort, das ist —"

„Halt!" wehrte Karavey ab, indem er zu Zarba trat. „Siehe mich an, ob Du meinen Namen sofort findest!"

Sie forschte in seinen Zügen und schüttelte langsam den Kopf.

„Ich kenne Dich nicht."

„Und dennoch kennst Du mich! Du weißt meinen Namen und hast tausendmal an mich gedacht. Hab Du ihn nicht zu Deiner letzten Losung genommen?"

Sie horchte auf, trat ihm näher, blickte ihn schärfer an; dann entfiel der Stock ihren Händen, und sie glitt langsam und schwach in den Sessel, welcher neben ihr stand. Die Stille des Todes herrschte in der Stube; nur ein leises, mit aller Macht nicht zu unterdrückendes Schluchzen war zu vernehmen — Zarba weinte.

Dann nahm sie die Hände von den Augen und streckte sie zitternd dem Bruder entgegen.

„Karavey!"

„Zarba!"

Sie lagen einander in den Armen, die sich seit länger als fast einem Menschenalter verloren und nicht wiedergesehen hatten. Das Leid hatte in ihren Herzen gewühlt wie der Pflug in der Erde, und wer trug die Schuld? Zarba, die einstige Rose der Brinjaaren, die jetzt verwelkt und entblättert dalag, eine verfallene Ruine einstiger Herrlichkeit.

„Karavey, vergieb!"

„Dir ist schon längst vergeben!"

Dem guten Thomas stand das Wasser in den Augen; er konnte sich nicht halten und trat näher.

„Meyer, ich bitte auch um Vergebung! Ich habe Dich für eine ganz schlimme Hexe gehalten und sehe jetzt, daß Du ein recht praves Frauenzimmer bist. Du sollst in meinem Herzen gleich nach der Barpara Seidenmüller kommen!"

Diese lyrisch-komische Auslassung war mehr als alles Andere im Stande, das erschütternde innere Gleichgewicht wieder herzustellen; nur die beiden Hauptpersonen der soeben stattgehabten Erkennungsscene lieben ernst.

„Bleibt hier!" bat Zarba. „Komm mit, Karavey!"

Sie traten mit einander hinaus in den Flur und wandten sich nach dem Gärtchen. Die Zigeunerin hatte noch nicht bemerkt, daß dasselbe bereits besetzt war. Als sie die drei Personen erblickte, blieb sie überrascht stehen. Waren sie ihr bekannt? Es schien so. Fast hätte man aus dem Spiele ihrer Mienen vermuthen sollen, daß sie hier in den Bergen erwartet habe, nur die Art und Weise schien sie zu befremden. In diesem einen Augenblicke war die innere Erschütterung zurückgedrängt; sie war wieder Zarba, die Bajojina ihres Stammes.

Sie schritt auf die drei Personen zu und blieb vor Almah stehen.

„Phowannie läßt blühen die Blumen und duften die Rosen. Darf ich sehen dieses kleine Handchen?"

Lächelnd reichte das Mädchen ihr die Rechte dar. Zarba forschte in den Linien derselben, und es ging heil über ihre faltigen Züge.

„Fürchte Dich nicht vor dem Wasser; es bringt Dir Glück und Seligkeit. Im fernen Süd hat er Dich im Wasser gefunden, im Norden wirst Du ihn wiederfinden, schwimmend auf den Wogen im Tommer des Kampfes; dann wirst Du sehen, wie nahe er Dir gewesen ist."

Almah erglühte; auch Arthur war im höchsten Grade verwundert. Woher wußte die Zigeunerin von jener Begegnung im Nile? Sie wandte sich jetzt zu ihm:

„Auch Eure Hand, mein blanker Herr!"

Er gab sie ihr hin. Nach einer kurzen Betrachtung meinte sie:

„Der Geist der Weissagung blickt durch die Kleidung und das Gewand. Du wirst den Freund mit einer Krone schmücken und hohe Ehren erlangen. Fürsten und Könige sind in den Bergen, und in der kleinen Hütte ruhen die Bebersicher der Völker."

Nun trat sie auch zu Aurmon Pascha. Er hatte seine türkische Kleidung abgelegt und trug sich ganz nach der hiesigen Sitte. Auch er streckte ihr seine Hand hin. Sie nahm dieselbe und betrachtete sie. Da plötzlich wurde ihr Gesicht leichenfahl, sie stieß einen gellenden Schrei aus und sank besinnungslos zur Erde. Der Name, die Gestalt, das Gesicht, Alles war ihr fremd geworden, aber diese Hand, die hatte sie wieder erkannt, die Hand, die sie einst so zärtlich herzhaft und die sie dann so unbankbar und leichtsinnig von sich geschoben hatte.

„Was war das? Wer ist sie?" frugen die beiden Männer, und Almah bog sich liebreich zu ihr nieder, um ihr mit Hilfe eines Riechfläschchens beizusprechen. Karavey kniete an der Erde und hielt die Hände der Ohnmächtigen gefaßt.

„Zarba, wache auf! Was ist mit Dir?"

„Zarba!" rief Arthur, und

„Zarba!" rief auch der Pascha.

Der Letztere bog sich zu ihr herab:

„Zarba, erwache; Katombo ist da!"

„Wer!" rief Karavey aufspringend. „Katombo? Wo ist Katombo?"

„Hier; ich bin es selbst!"

„Ihr — Du bist es! O — o — welch ein Tag! Kennst Du mich?"

„Nein."

„Karavey!"

„Karavey? Mann, Bruder, ists möglich!"

Jetzt lagen sich die beiden Männer in den Armen. Darüber erwachte die Zigeunerin. Sie richtete sich halb empor.

STANFORD LIBRARIES
Digitized by Google

„Katomba, töte mich!“

Töten? Nein, sagen werde ich Dich, Du Geliebte meiner Jugend und Du Abgott meines Schaffens!“

Er hob sie empor und setzte sie auf den Platz, den er erst inne gehabt hatte.

„Also Du, Zarba, bist die Königin unserer großen Verbindung? Du bist das allmächtige und allwissende Wesen, dem Groß und Klein gehorcht, ohne zu klagen und zu fragen! Du wiesest meine Liebe von Dir, aber ich war stark im Herzen und wurde dennoch glücklich. Siehe mein Kind, mein einziges, herrliches Kind; es mag Dir sagen, daß ich Liebe um Liebe wiedergefunden habe!“

Durch die laute Unterhaltung hier im Garten wurden die in der Stube Befindlichen aufmerksam. Max trat heraus; ihm folgten die Andern. Kaum hatte er die Hinterthür erreicht, so entfuhr ihm ein Laut der Verwunderung. Zwei Augen hatten auch ihn erblickt, Arthur kam herbei:

„Max, ich bitte Dich, ich bin ein Matrose und heiße Bill Wilkmers! Nur Zarba scheint meinen wahren Namen zu kennen.“

„Warum dieses Inkognito?“

„Werde es Dir später erklären. Uh! Was ist das für ein Gespenst?“

Tirban, der Waldhüter kam am Waldessaume herbeigeschlichen. Kaum hatte Zarba ihn erblickt, so rief sie ihn herbei. Er kam und begrüßte sie mit einer Unterwürfigkeit, als ob er eine Königin vor sich habe.

„Kam die Depesche nach Waldenberg?“ frug sie ihn.

„Ja.“

„Habt Ihr sie?“

„Wir haben sie.“

„In der Tannenschlucht?“

„Du hast es so befohlen.“

„Wer bewacht sie?“

„Horgy und Tschemba.“

Sie wandte sich an den Schmiedegesellen und seinen Bruder: „Thomas, wir werden uns für eine halbe Stunde entfernen und übergeben Euch diese Dame!“

„Schon!“ antwortete der Angeredete. „Ich werde sie bewachen und bewahren, als ob sie meine peste Ampalema wäre!“

„Bleibe hier!“ bat Nurwan Pascha seine Tochter.

Sie nickte zustimmend.

„Darf Bill nicht auch bleiben, Papa?“

Die Zigeunerin hatte die Frage vernommen.

„Er darf bleiben!“ entschied sie.

Das Erlebte hatte so mächtig auf die Anwesenden eingewirkt, daß sich Alle wie halb im Traume befanden. Sie folgte Tirban, welcher voranschritt.

Der Weg ging zunächst nach seiner Hütte, dann an dieser vorüber in den dichten Wald hinein, bis sich vor ihnen eine tiefe, finstere Schlucht öffnete, deren Seiten mit riesigen Tannen besetzt waren. Das war die Tannenschlucht. Sie war beinahe eine Viertelstunde lang und schien seit Jahren von keinem menschlichen Fuße betreten worden zu sein. Ihr Hintergrund wurde von wirr über einander getürmten Felsen gebildet. Tirban schob einen derselben mit Leichtigkeit bei Seite; das Kreischen verrosteter Angeln ertönte und es wurde eine Oeffnung sichtbar, welche groß genug war, zwei Männer neben einander hindurch zu lassen.

Drin war es dunkel, aber eine angebrannte Fackel verbreitete bald das gehörige Licht. Auf einer Streu hatten zwei Männer gelegen, welche bei dem Eintritte der Kommenden sich erhoben. Es waren die beiden Wächter Horgy und Tschemba, welche ihre Wachtzeit mit größter Ehrerbietung grüßten.

„Alles in Ordnung?“ frug diese.

„Alles!“

„So bringt die Gefangenen!“

Im hinteren Theile des Raumes wurde eine Thür geöffnet, hinter welcher der Direktor mit dem Oberarzte hervortrat. Beim Erblicken der Anwesenden erbleichten Beide; dem dicken Direktor schlotterten die Kniee; er wäre zusammengebrochen, wenn er sich nicht an die Wand gelehnt hätte.

Zarba trat auf ihn zu.

„Hund, welcher den zerreißt, auf welchen er gehetzt wird, Du hast nur noch eine Minute zu leben, wenn Du nicht offen beichtest. Tirban, nimm die Pistolen!“

Der Alte griff in eine Vertiefung und brachte die Waffen hervor.

Zarba fuhr fort:

„Hier der Herr Doktor Brandauer wird Euch fragen; bei der geringsten Unwahrheit drücke Du los, Tirban!“

Der Direktor stöhnte vor Entsetzen. Max, welcher sicher annahm, daß es Zarba mit ihrer Drohung blos darum zu thun war, die beiden Kerle einzuschüchtern, begann:

„Ich wiederhole, daß ich bei der geringsten Lüge winken werde; mehr brauch es nicht zu einer Kugel. Herr Direktor, Sie kennen einen Herrn Aloys Penentrier?“

„Ja.“

„Er besuchte Ihre Anstalt sehr oft?“

„Ja.“

„Im Auftrage des Herzogs von Naumburg?“

„Sie ist es.“

„Er hatte Ihnen die Befehle desselben zu bringen?“

„Denen ich natürlich gehorchen mußte,“ versuchte er sich zu entschuldigen.

„Ich theile diese Ansicht natürlich nicht. Sie konstatiren hiermit gewisse Fälle, in denen geistig vollkommen Gesunde als wahnsinnig eingeliefert und behandelt wurden?“

„Ja,“ klang es nach einigem Zögern.

„Ebenso gestehen Sie Fälle ein, in denen Sie angehalten waren, gefürchtete Zeugen durch Tödtung zu entfernen?“

„Ja.“

„Ihr Oberarzt war ausnahmslos Ihr Mithelfer?“

„Ja.“

„Gestehen Sie das ein?“ wandte sich Max an diesen.

Er warf dem Direktor einen fürchterlichen Blick zu, schielte nach der bereitgehaltenen Pistole und antwortete:

„Bei solchen Gewaltmitteln kann ich nicht anders als ja sagen.“

„Gut, so sind wir fertig. Wo sind die Effekten dieser Männer?“

„Hier,“ antwortete Tirban, indem er zwei Koffer herbeischob.

„Untersuchen!“

Sie wurden geöffnet, enthielten aber nichts als Wäsche und Toilettengegenstände. Daher ließ Max die Kleidung der Gefangenen untersuchen. Jetzt kam das Reisegeld und außer verschiedenen Portefeuille zum Vorschein, welches einige verlegte Briefe ohne Adresse enthielt. Max erbrach sie, und kaum hatte er einen Blick auf den ersten geworfen, so griff er in die Tasche und zog sein Notizbuch hervor. Er hatte ganz dieselbe Geheimschrift erkannt, zu welcher er aus der Bibliothek des Herzogs von Naumburg sich den Schlüssel mitgenommen hatte. Er trat an das Tageslicht und begann zu dechiffriren.

Es dauerte lange, ehe er fertig war. Die Andern ahnten, daß er etwas sehr Wichtiges gefunden haben müsse, und vermieden alle Störung. Als er geendet hatte, steckte er die Briefe zu sich und überlegte einige Zeit.

„Ich werde über diesen Fund später berichten. Können die Gefangenen für diese Nacht noch hier bleiben?“

„Ja,“ entschied Zarba.

„So schließe sie wieder ein! Jetzt vorerst wieder zurück zum Kruge, wo wir berathen wollen, die Räthsel zu lösen, vor welche wir uns heute gestellt sehen.“

„Halt!“ gebot Zarba. „Ehe wir diesen Ort verlassen, verlange ich von Euch Allen den Schwur, ihn niemals zu verrathen.“

„Ich schwöre es gern,“ antwortete Max.

„Ich auch,“ stimmten die Andern bei.

Der Rückweg wurde angetreten. Tirban blieb in seiner Hütte; die Uebrigen begaben sich nach dem Kruge. Als sie dort angekommen waren, näherte sich Thomas Schubert seinem jungen Herrn.

„Herr Doktor, darf ich einmal ein Pischen neugierig sein?“

„Nun?“

„Warum ist der Herr Hauptmann von Wallroth zurückgeblieben und nicht lieber auch mitgekommen?“

„Der König erlaubte es nicht. Er hat ihn zum Major avancirt und gewünscht, ihn für jetzt im Schlosse zu behalten.“

„Donnerwetter, da pfeife ich ein anderes Mal auch zu Hause!“

Er trat befriedigt zu seinem Bruder. Dieser verwandte kein Auge von Nurwan Pascha, welcher sich wieder zu seiner Tochter gesetzt hatte, und drehte sich endlich ärgerlich um.

„Thomas, ich wette doch mit, daß dieser Mann der schwarze Kapitän ist. Je länger ich ihn mir betrachte, desto gewisser werde ich!“

„Ein Seeraüber? Dann hat er dieses Mädchen wohl auch auf der See geraubt und gießt sie nun für seine Tochter aus. Darüber zerspreche ich mir aper den Kopf nicht; lieper will ich einmal nachdenken, wie ich es anfange, daß mein junger Herr auf den glücklichen Gedanken kommt, mir eine von seinen Cupa oder Papanne anzupleten?“ — — —

Digitized by Google

XII.

Ein Rückblick.

Es war zu Siut in Ägypten. Die glühende Mittagssonne verbreitete eine drückende Schwüle über die Stadt, in deren engen Straßen selten der eilende Schritt eines Menschen, der kurze Trab eines Esels oder das Schnauben eines Kameels zu hören war. Sprühende Gluth vibrirte über den Wassern des Nils, und kein einsamer Kahn, keine Barke war auf den Wogen zu sehen. Einige Sandals lagen im Hafen, aber von der Besatzung war kein Kopf, kein Glied zu sehen, da sich die Leute vor der Hitze an das Ufer zurückgezogen hatten, um sich in dem kühlen Raume eines Kawaah (Kaffeewirthes) zu erholen.

Am Ufer des Flusses stand ein großes Gebäude, von welchem allerdings nicht viel zu erkennen war, da das ganze zu ihm gehörige Areal von einer sehr hohen Backsteinmauer umgeben wurde. Diese Letztere umschloß zunächst einen Garten, der mit großer Kunst und Sorgfalt angelegt war; dann starrten Einem die vier fensterlosen Mauern des ein Rechteck bildenden Gebäudes entgegen. Das durch die Mauer gebrochene Thor lag dem Flusse zu, und ihm gegenüber öffnete sich der Eingang des Gebäudes, welches mit seinen vier Seiten einen mit Säulengängen eingefaßten Hof umschloß. Stieg man von diesem Hofe aus eine breite aus dem Syenit des Tschebel Mokkhadam gebaute Treppe empor, so gelangte man in ein weites Gemach, in welchem eine sehr angenehme und erquickende Kühle herrschte. Dieselbe wurde hervorgebracht durch die Ausdünnung des Wassers in den vielen porösen Thongefäßen, welche in zahlreich angebrachten Maueröffnungen standen. Der Boden war mit einem einzigen großen persischen Teppich von wundervoller Arbeit und Färbung belegt, und auf einer erhöhten Estrade stand ein mit rothem ruhsischem Sammet überzogener Divan, auf welchem ein Mann in jener Stellung (mit untergeschlagenen Beinen) Platz genommen hatte, welche der Türke Rähat otturmät, d. i. Ruhe der Glieder nennt.

Er mochte achtundvierzig oder neunundvierzig Jahre zählen, aber der Ausdruck von Vertrübniß, welcher auf seinen edlen, männlich-schönen Zügen lag, ließ ihn um Einiges älter erscheinen. Der sicherste Werthmesser für den Reichthum eines Mannes pflegt in Ägypten die Pfeife zu sein. Diesen Maßstab angelegt, mußte der Reichthum dieses Mannes ein sehr bedeutender genannt werden, denn der Kopf der Pfeife, welche er rauchte, war sicher aus einem Stücke Meerschaum von seltener Größe geschnitten, das Rosenholzrohr zeigte eine massive Goldbratzumumwindung, zwischen welchen zahlreiche ächte Perlen hindurchblickten; die Spitze bestand aus einem großen Stücke jenes halbdurchsichtigen Bernsteines, welcher im Oriente theurer bezahlt wird als der wasserhelle, und der kristallene Kondenfirkauf schimmerte von Brillanten, Smaragden und Rubinen, welche an sich schon ein Vermögen repräsentirten.

Zu seinen Füßen hockten zwei schwarze Sklaven; der Eine war beschäftigt, die Pfeife in stetem Gang zu erhalten, und der Andere trebenzte in kleinen, kaum mehr als fingerhutgroßen Tassen den schwarzen Trank des Mocca, der vollständig rein, ganz ohne Zucker und Sahne genossen wurde.

Da öffnete sich eine Seitenthür und eine verhüllte Frauengestalt trat ein. Sie näherte sich dem Manne, hob den Schleier ein wenig und küßte ihn auf die Stirn; dann strich sie ihm mit der kleinen, weißen Rechten über dieselbe und meinte mit halblauter und doch goldig reiner Stimme:

„Wieder lagern Wolken um Dein Haupt, und Schatten ziehen durch Dein Herz. Die Geschicke der Sterblichen stehen geschrieben und verzeichnet im Buche des Schicksals, und keine Hand kann wider Allahs Willen."

„Du sagst recht, Ayescha; aber doch thut der Wille Allahs wehe, wenn er das Herz zerreißt. Allah lenkt die Geschicke wie Wasserbäche, doch oft ist der Mann Spielraum, seine Kraft zu erproben und zu entfalten. Mein Leben war ein schwerer Kampf; das Kismet (Vorherbestimmung) ist mir gütig gewesen; jetzt aber hat es mich getroffen mit dem Schlage einer Keule, die mein Leben zerschmettern kann. Ich kämpfe und ringe dagegen, doch all mein Reichthum, all meine Macht bringt mir keine Hilfe. Ich werfe mit Gold um mich, als beiäße ich die Schätze der tausend und einen Nacht; ich schicke meine Freunde, meine Diener und meine Sklaven aus, aber Keiner will kommen, um mir die Kunde zu bringen, nach welcher ich mich sehne, wie die Nacht nach dem Lichte des Tages, wie die Wüste nach Thau und Regen und wie der Nil nach der gnadenreichen Letlet en Kuthja."*

„Vater, es gibt nur Einen, welcher klug und tapfer genug ist, das Geheimniß zu enthüllen und Dir die ersehnte Kunde zu bringen; aber dieser ist nicht da."

„Wer?"

„Katombo."

Der Mann erhob forschend seinen Blick.

„Kennst Du ihn so genau, daß Du dies behaupten kannst?"

Sie schwieg einige Sekunden in halber Verlegenheit; dann antwortete sie:

„Hast Du mir nicht so viel von ihm erzählt?"

„Ja, das habe ich und Du hast das Richtige getroffen. Wäre er nicht so fern, sondern hier gewesen, so hätte er mit Länsst des Herzens Muth und Freude zurückgegeben, dann keiner von Denen, welche sich ausfandte, Sobelde zu suchen, wird sie finden und mir wiederbringen."

„Allah ist groß; er kann helfen, wenn er will, und oft erscheint seine Hilfe zu einer Zeit, in welcher wir sie am wenigsten erwarten. Ich stand soeben auf dem Dache, um die feuchte Luft des Stromes zu athmen, und sah ein Boot auf dem Wasser schwimmen. Es hatte untere Farben und wurde von einem Manne gerudert, der nach dem Hafen zuhielt. Ich kam sofort, um es Dir zu verkünden. Sollte es einer Deiner Boten sein?"

„Kam er stromab oder stromauf?"

„Stromab."

„So muß er das Ufer bereits erreicht haben und augenblicklich hier sein. Hörst Du?"

Man konnte deutliche Schritte vernehmen, deren Schall vom Hofe herunbrang. Sie kamen die Stufen empor; und dann wurde der Eingang geöffnet. Ein Diener trat ein und verbeugte sich bis zur Erde.

(Fortsetzung folgt.)

---

* „Nacht des Tropfens," jene Nacht, in welcher nach dem Glauben der Nilanwohner ein Thränentropfen vom Himmel fällt, um augenblicklich die segenreichen Befruchtungen hervorzubringen.

Der Lindenhof.

Erzählung

von

Karl von Kessel.

(Schluß.)

Glauben Sie diesen Schmuck und halten Sie überhaupt die Verleumdungen, welche man über mich ausgestreut hat, einer Beachtung werth?" fragte er, indem er jetzt tiefbewegt seiner Gesellschafterin ins Auge blickte.

„Nein," antwortete diese fest und bestimmt, „ich glaube von alledem Nichts, ich bin überzeugt, daß Sie unschuldig sind."

„O meine Melanie, Dank, innigsten Dank für diese Worte des Vertrauens," und der junge Mann zog freudestrahlenden Auges das junge Mädchen an sich, welches jetzt hoch aufschluchzend den Kopf an seine Brust lehnte.

„Alles wird aufgeklärt werden," fuhr Weidner in einem so festen und zuversichtlichen Tone fort, daß Melanie daraus neuen Muth schöpfte. „Es ist ein schändliches Komplott, das sich gegen mich zusammengesponnen hat, aber schon bin ich bemeisden auf der Spur," fuhr der junge Mann fort, „und dieser Mensch, welcher noch soeben die gröbsten Schmähungen gegen mich ausstieß und Sie in so dreister Weise beläftigte, er hat mir bei alledem, freilich wohl ganz gegen seinen Willen, einen großen Dienst erwiesen. Er nannte den Namen Zepp und deutete darauf hin, daß derselbe im Stande wäre, Zeugniß gegen mich abzulegen. Dieser Zepp ist ein armer Teufel und solche Leute sind meist nur gar zu leicht geneigt, sich für eine handvoll Thaler zu einer Lüge verleiten zu lassen."

„Und Ihre Reise?"

„Der Zweck, welchen ich dabei im Auge hielt, ist vollkommen erreicht; ich habe Lüdorff gesprochen."

„Und sie wird für Sie Zeugniß ablegen?"

„Selbstredend, wenn die Zeit hierfür gekommen ist."

„Wenn die Zeit dafür gekommen ist? Weßhalb denn nicht schon jetzt?"

„Weil es von meiner Seite noch einiger Vorbereitungen bedarf, um Ihrem Vater die Ueberzeugung beizubringen, wie sehr er mich verletzt, wie schwer er mich beleidigt hat."

Das junge Mädchen seufzte tief auf, wieder legte sich ein Flor um seine Augen.

„Was bewegt Sie so?" fragte Weidner bestürzt.

„O, Sie wissen freilich nicht, was sich zwischen ihm und mir während Ihrer Abwesenheit ereignet hat. Selbst wenn Sie im Stande sein sollten, sich vollständig zu rechtfertigen, blicke ich doch nur in eine trostlose, hoffnungslose Zukunft, denn mein Vater wird nie in eine Verbindung zwischen uns einwilligen."

Digitized by Google

Illuſtrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. №28. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortſetzung.)

Ober Scheik, ein Schiffer verlangt Dich zu ſprechen.“

„Laß ihn herein!“

Der Diener verbeugte ſich nochmals, trat ab und ließ den Mann ein, den er angemeldet hatte. Dieſer trug die gewöhnliche Tracht der Nilbarkenleute und ſchnitte aus allen Poren.

„Was willſt Du?“

„Biſt Du Manu-Remuſat, der große und berühmte Abu-el-Reiſahn (Vater der Schiffsführer)?“

„Ich bin es.“

„Mich ſendet Katombo, Dein Kapitän.“

„Katombo?!“

Er machte eine Bewegung zum Aufſpringen, übermannte ſich aber; eine ſolche Erregung paßte nicht zu der charakteriſtiſchen Ruhe, welcher der Orientale als Zeichen der Würde ſich zu befleißigen ſtrebt.

„Katombo,“ antwortete der Gefragte, ſich als Zeichen der Zuſtimmung tief verneigend; „er ſendet mich, um Dir ſeine Ankunft zu melden.“

„Wo iſt er?“

„So nahe, daß er in wenigen Minuten eintreffen wird. Ich mußte ſehr ſchnell rudern, um Dich eher anzutreffen.“

„So nahe iſt er? Daraus ſehe ich, daß ihm entweder ein Unglück widerfahren iſt, oder er eine ſehr gute und glückliche Fahrt gemacht hat. Welches von beiden iſt das Richtige?“

„Ich weiß es nicht. Sidi Katombo hat mich erſt in Dongola gemiethet, als er ſich auf der Rückfahrt befand.“

„Habt Ihr gut geladen?“

„So viel, daß kaum Platz für die Mannen übrig iſt.“

„Habt Ihr die Schellal (Stromſchnellen) glücklich überwunden?“

„So glücklich, daß weder ein Mann noch ein Fingergroß von der Ladung verloren gegangen iſt.“

„So war die Fahrt eine gute, eine beſſere, als ich jemals ſelbſt gemacht habe. Gehe hinunter zu den Dienern und laß Dir Speiſe und Trank geben!“

Der Schiffer entfernte ſich und Manu-Remuſat erhob ſich. Er hatte nicht bemerkt, daß ſeine Tochter bei der Nachricht von der Ankunft Katombos unwillkürlich und freudig zuſammengezuckt war.

„Bereite das Mahl, Aqeſcha. Ich werde nach dem Fluſſe gehen, um Katombo zu empfangen.“

Das Mädchen ſchwebte aus dem Gemache wie ein aus einer höheren Welt ſtammendes Weſen, deſſen Schritte man nicht hört und deſſen Schönheit den Erdenſohn in ſeligen Rauſch verſetzt. Remuſat wand um den Fes, welcher ſeinen Kopf bedeckte, einen langen, weichen Kaſchmirſhawl, deſſen beide Enden von dem ſo gebildeten Turban über ſein Geſicht herabfielen und daſſelbe vor den ſengenden Strahlen der Sonne beſchützten. Er verließ das Haus, ſchritt durch den Garten zum Thore hinaus und wandte ſich dem Fluſſe zu. Wer ihn kannte, der ſprach ſicher von der großen Ehre und Bevorzugung, welche Demjenigen widerfuhr, wegen deſſen der berühmteſte und reichſte Nilfahrer ſich in eigener Perſon an den Fluß bemühte. Katombo mußte ſehr hoch in ſeiner Gunſt ſtehen, daß er ihm entgegenging, ſtatt ihn in ſeinem kühlen Divan zu erwarten.

Als er das Ufer erreichte, bemerkte er eine ungewöhnlich große Dahabié, welche in einem Bogen auf das Ufer zuſteuerte. Das Segel war gereft, und nur der Stromgang trieb das Fahrzeug an das Geſtade, wo es am Buge beim Anker genommen wurde, während der Stern ſich nach abwärts legte. Ein junger Mann, ganz derſelbe, welcher einſt als Zigeuner der Verlobte Zarba's geweſen war, nur um mehrere Jahre älter, ſtand auf dem Hinterdecke, ſetzte den Fuß auf den Bord und ſprang mit einem kühnen Satze wohl zwölf Fuß über das Zwiſchenwaſſer auf das Ufer herüber. Dort kreuzte er die Arme über die Bruſt und beugte ſich tief zum Boden hernieder.

„Habalek (willkommen), Katombo! War Allah mit Dir und Deiner Dahabié?“

„Allah ſchützte uns, und die guten Geiſter des Himmels hielten die Wogen und die Winde, daß ſie uns nicht ſchaden konnten.“

„Haſt Du gute Fracht?“

„Ich war Dir ungehorſam, o Scheik el Reiſahn. Ich ſollte bringen Semmesblätter aus Gondar und bringe welche aus Amhara.“

„Biſt Amhara kamſt Du?“ frug Manu-Remuſat erſtaunt. „So biſt Du ein Liebling des Propheten, der Dir günſtige Winde gab, und haſt ein Herz voll Muth und Unerſchrockenheit. Denn Ungehorſam bringt mir Gewinn, denn weiſt Du, daß die Semmes-

65

Digitized by Google

blätter aus Amhara besser und feiner sind als die, welche man in Gondar kauft?"

„Ich weiß es, Sidhi, darum fuhr ich so weit hinauf."

„Welchen Preis gabst Du?"

„Denselben, welchen Du mir erlaubtest für die Gondarer Waare."

„Ist es möglich? So hast Du mir einen reichen Gewinn bereitet, Katombo! Hast Du eine vollständige Ladung?"

„Es ist jeder Raum benutzt, Sidhi. Aber ich habe Dir dennoch ein Geständniß zu machen, denn die Sennetblätter sind nicht die einzige Fracht, welche ich eingenommen habe."

„Was hast Du noch?" frug Nemusat, indem seine Stirn sich jetzt wirklich ein wenig verfinsterte. „Ich hoffe nicht, daß Du etwas gestaust hast, was ich nur unter Schaden wieder weggeben kann!"

„Elfenbein, Sidhi!" antwortete Katombo mit so anspruchslosem Tone, als handle es sich um Sand oder Backsteine aus der Nähe von Siut.

„Elfenbein!" rief Nemusat beinahe laut. „Wie viel?"

„Achtzig Zentner."

„Achtzig Zentner! Du bist wahrhaftig ein großer Liebling Allahs. Aber dazu hat ja das Geld nicht gereicht, welches ich Dir mitgab."

„Es hat gereicht; ich bringe Dir noch welches mit zurück."

„Ich erkaune. Woher ist das Elfenbein?"

„Vom Bahr el Azreck, wohin es mit einer Karawane aus dem Lande Solat kam."

„Hast Du es gekauft oder getauscht?"

„Keines von beiden, Sidhi; ich habe es erbeutet."

„Sagst Du die Wahrheit, Katombo? Erbeutet? Wer etwas erbeuten will, muß kämpfen. So hast Du also einen Kampf gehabt!"

„So ist es, Sidhi. Hast Du nicht gehört von den Raubsandals, welche im Bahr el Abiad und Bahr el Azreck friedliche Handelsschiffe anzufallen pflegen?"

„Ich kenne sie und möchte Keinem rathen, mit ihnen anzubinden. Flucht ist das Einzige, was retten kann, denn die Besatzung eines jeden Fahrzeuges, welches in ihre Hände geräth, wird ohne Gnade und Barmherzigkeit niedergemacht. Und doch sind diese Sandals viel schneller als unsere Dahabiés, fast so schnell wie die Dampfer, welche man im Abendlande baut."

Verzeihe, Sidhi, so ist also Flucht nicht das Einzige, was retten kann, sondern ein muthiges Herz und eine starke Faust. Dies dachte ich mir, und darum bin ich nicht geflohen, als mich zwei von diesen Sandals verfolgten, sondern ich habe ihnen Stand gehalten, sie erobert und die Räuber alle getödtet. Ihre Fracht, welche sie sich wohl auch geraubt hatten, habe ich für Dich genommen, Sidhi; auch das Elfenbein war dabei; ich behielt es, während ich alles Andere verkaufte, auch die beiden Sandals dazu."

„Katombo, Du bist ein großer Beluhwan, ein Held, wie der Nil keinen zweiten kennt; aber Du hast Unrecht gethan, die Sandals zu verkaufen und das Elfenbein mir zu bringen; es gehört ja Denen, welchen es geraubt wurde!"

„Sie Alle leben nicht mehr. Die Fahrzeuge gehörten den Räubern, welche ich getödtet habe, und die, denen sie die Fracht raubten, wurden von ihnen niedergemacht. Du sagst ja selbst, daß sie niemals Pardon geben."

„So hast Du Recht und sollst belohnt werden, wie es sich gezieмt. Das Geld, welches Du übrig hast, ist Dein."

„Sidhi, Deine Hand öffnet sich mit Wohlthun und Barmherzigkeit, doch kann ich ein so reiches Geschenk nicht annehmen, denn die Summe, welche ich wiederbringe, ist doppelt so groß als die, welche Du mir mitgabst. Die Sandals wurden mir in Chartum gut bezahlt."

„Und dennoch bleibt es bei Dem, was ich sagte, denn das Wort des Propheten lautet: „Halte, was Du versprichst, denn der Athem Deines Mundes, der die Rede trägt, geht wohl heraus, kehrt aber nicht wieder in denselben zurück!" Wie viel bringst Du wieder?"

„Erlaube, Sidhi, daß ich Dir in Deiner Wohnung Rechnung ablege! Deine Gnade führte Dich herbei zum Wasser, aber die Sonne brennt so heiß, daß Dein treuer Diener fürchtet, sie könne Deine Gesundheit trüben."

„So komm! Aber mußt Du nicht auf dem Schiffe sein?"

„Der Steuermann ist ein tüchtiger Schiffer; er wird meine Stelle vertreten, bis wir mit einander gesprochen haben."

Sie wandten sich dem Hause zu, in welchem alle Diener herbeieilten, um Katombo ihre Freude über seine Rückkehr zu erkennen zu geben. Er genoß also nicht nur die Gunst seines Herrn und Prinzipals, sondern auch die Liebe aller Derer, die mit ihm zu verkehren hatten. Uebrigens war mit seinem Aeußeren eine höchst vortheilhafte Veränderung vorgegangen. Seine Gestalt hatte sich noch Höhe und Breite entwickelt; sein früher jugendliches Ansehen war bedeutend männlicher geworden; ein prächtiger Vollbart zog sich um seine gebräunten Wangen, und wie er so neben Maru-Nemusat die Stufen emporstieg, zeigte sich seine Gestalt beinahe stattlicher, kräftiger und würdevoller als diejenige seines Chefs, obgleich dieselbe ganz geeignet war, einen Achtung gebietenden Eindruck hervorzubringen.

Sie betraten das kühle Zimmer, in welchem Nemusat vorhin gesessen hatte. Die beiden Sklaven hatten sich mittlerweile entfernt. Der Egypter nahm wie früher auf dem Divan Platz.

„Setze Dich zu mir, denn ich bin sehr mit Dir zufrieden!"

Katombo gehorchte, im Stillen erfreut über diese ehrenvolle Aufforderung, die gewiß noch an keinen Andern ergangen war. Er legte den krummen Säbel und die Pistolen ab, welche sein Gürtel bisher getragen hatte, und zog verschiedene Papiere aus der Tasche.

„Hier ist meine Abrechnung, Sidhi. Sie wird Dir zeigen, daß ich kein untreuer Diener war."

Maru-Nemusat nahm sie und klatschte in die Hände. Sogleich erschienen die beiden Schwarzen.

„Tabak!"

Auf diesen Zuruf hin brachten sie zwei Pfeifen, welche sie Nemusat und Katombo darreichten. Nachdem das duftende Kraut von Dschebeli in Brand gesteckt worden war, knieten sie zur weiteren Bedienung vor den beiden Männern nieder.

Maru-Nemusat durchlas und verglich die Papiere; dann, als er fertig war, steckte er sie zu sich.

„Ich sehe, daß Du ein treuer, muthiger und gewandter Diener bist. Das Geld, welches Du mitbringst, gehört Dir, und ich stehe im Begriffe, Dir einen Beweis meines Vertrauens zu geben, wie Du größer ihn niemals erlangen kannst."

„Sprich, Sidhi! Ich werde hören und gehorchen."

„Ich werde Dir eine Aufgabe ertheilen, welche Du vielleicht nur dann erfüllen kannst, wenn Du Dein Leben wagst. Soll ich weiter sprechen?"

„Mein Leben gehört Deiner Rede, Sidhi. Mein Herz und meine Liebe gehören Dir, sogleich auch mein Leben."

„Du weißt, daß kein wahrer Moslemin zu einem andern Manne von seinen Frauen spricht. Wenn ich diesen guten und löblichen Gebrauch übertrete, so wirst Du erkennen, daß auch ich Dich lieb habe und Dir mein ganzes Vertrauen schenke. Ich habe keinen Harem wie andere Gläubige. Der Tod hat das Weib meiner Seele von mir gerissen; mein Herz ist ihr treu geblieben bis auf den heutigen Tag, und weder eine Frau noch eine Sklavin hat es vermocht, die Trauer um sie von mir wegzunehmen. Als sie von mir schied, hinterließ sie mir die zwei größten Kleinode meines Lebens, meine beiden Töchter. Du hast sie noch niemals gesehen, obgleich Du bereits drei Jahre in meinem Hause weilst. Sie sind schön wie die Huris des Paradieses, lieblich wie die Jüngfrauen der Schwalbe und gut und folgsam wie Noath (Ruth), von der die Schriften der Kalifen und die Bücher der Juden und Christen erzählen. Sie waren meine Freude des Morgens, meine Wonne des Abends, und all meine Sorge bei Tag und bei Nacht hatte nur ihr Glück im Auge. Jetzt ist die Freude in Leid verwandelt, und die Wonne hat sich in Schmerz und Gram verkehrt, denn Sobeide, die ältere von ihnen, ist verschwunden, und weder ich noch einer meiner Diener hat vermocht, eine Spur von ihr aufzufinden."

Er schwieg. Sein Antlitz hatte sich wieder verdüstert, und in seinem dunklen Auge stand eine Thräne. Katombo hielt den Blick zu Boden gesenkt; er schien nachzusinnen. Dann erhob er ihn zu seinem Herrn.

„Darf ich sprechen, Sidhi?"

„Sprich!"

„Du sagtest selbst, daß ein ächter Moslem nicht von Frauen reden darf —"

„Der Mann darf von seinem Weibe und der Bruder von seiner Schwester reden. Sprich zu mir, wie der Sohn zu seinem Vater. Sprich von Sobeide, wie der Bruder von seiner Schwester; frage mich nach Allem was Du willst, ich werde Dir gern antworten!"

„Seit wann ist Sobeide verschwunden?"

„Morgen werden es drei Wochen."

„Am Tage oder des Nachts?"

„Des Abends."

„War sie allein?"

„Ja. Sie war in den Kiosk gegangen, welcher an die Mauerecke des Gartens gebaut ist. Sie hatte dies niemals allein, sondern stets in Begleitung ihrer Schwester gethan; sie ist also entführt, und dies verdoppelt meinen Schmerz."

Digitized by Google

„Hatte sie gesagt, daß sie nach dem Kiosk gehe?“

„Ja.“

„Hatte sie ihre Schwester nicht aufgefordert, sie zu begleiten?“

„Nein.“

„Wo war die Schwester, als Sobeide ging?“

„Bei mir. Wir spielten Schach. Sobeide saß dabei; sie erhob sich und ging, ohne ein Wort zu sagen.“

„Spielte sie auch Schach?“

„Nicht gern und nicht gut.“

„Hat sie erst ihr Haren aufgeschut, ehe sie nach dem Kiosk ging? Erinnere Dich genau, Sihdi!“

„Nein, denn sie ging hier die Stufen hinab in den Hof und von da aus nach dem Garten. Selim, der Verschnittene, war im Hofe und hat es gesehen.“

„Welches Gewand trug sie?“

„Das, welches sie gewöhnlich trug.“

„Vermißt Du etwas von ihren andern Gewändern, von ihrer Wäsche, ihrem Schmucke und ihrem oder Deinem Gelde?“

„Nicht das Geringste. Ich selbst habe nachgeforscht und auch Apeicha nachsuchen lassen.“

„So freue Dich, Sihdi, denn Deine Tochter ist nicht freiwillig von Dir gegangen; sie ist nicht entflohen.“

„Nicht entflohen? Was sonst?“

„Sie ist geraubt, sie ist entführt worden.“

„Allah akbar, Gott ist groß! Du träufelst mir Balsam in die Wunde meines Herzens, die aber dennoch nicht genesen wird, denn sie ist mir doch verloren!“

„Allah akbar, Gott ist groß, sagst Du; er nimmt, und er gibt wieder; aber er steigt nicht vom Himmel herab, um Dir Deine Tochter selbst wiederzubringen, sondern er gab Dir einen klugen Sinn, einen starken Arm und treue Diener, damit Du Dir wieder holen sollst, was Dir geraubt wurde.“

„Mein kluger Sinn ist zu Ende mit seinen Plänen; mein starker Arm ist ermattet vom Kummer, und meine Diener, die ich aussandte, sind entweder noch gar nicht zurückgekehrt, oder sie kamen ohne die, welche sie mir wiederbringen sollten. Ich habe nur noch Dich, Katombo. Willst Du gehen und Sobeide suchen?“

„Ich will, Sihdi. Als Du mich mit der Tapferkeit hinausfandest in das unbekannte Land, mußte ich, daß ich Deinen Willen erfüllen würde, und jetzt, da Du mich nach Deinem geraubten Kinde suchen heißest, sagt mir eine geheime Stimme, daß ich es finden werde.“

„Hab Dank, Katombo! Du gibst mir Hoffnung und neues Leben. Hier kommt Speise und Trank. Ich werde Beides wieder genießen können, denn ich vertraue auf Dich und Deine Geschicklichkeit. Wann wirst Du gehen?“

„Erlaube mir, Sihdi, daß ich heut noch bleibe. Ich muß mir Alles genau betrachten und überlegen, um einen richtigen Plan bilden zu können. Die Andern haben nichts vermocht, weil sie ohne ein bestimmtes Ziel von Dir gingen.“

„Du redest klug und richtig. Auch mußt Du Dich von Deiner Reise erholen. Iß und trink und verlange getrost von mir; Du sollst Alles reichlich haben, was Du zur Erfüllung meines Auftrages von mir fordersk!“

Die Diener stellten einen nach orientalischer Sitte niedrigen Tisch vor die Beiden hin und bedeckten ihn mit Speisen, wie sie nur ein reicher Mann bezahlen und genießen kann. Katombo langte fleißig zu; Mamu-Remusat aber aß nur sehr wenig. Der Gram ist der schlechteste Koch, den es geben kann.

Nach vollendetem Mahle verabschiedete sich der frühere Zigeuner von seinem Herrn. Er hatte sich bereits während des Essens Alles reiflich überlegt und schritt nach dem Garten, um zu dem Kiosk zu gelangen, auf welchem Sobeide seiner Meinung nach entführt worden war. Dieses war ein aus Holz gezimmertes Gartenhaus in persischem Stile. Die Thür stand offen; einige Backsteinstufen führten zu ihr empor. Die Schritte Katombos verursachten auf dem weichen und sorgfältig gepflegten Rasen nicht das mindeste Geräusch; auf den Stufen aber hinsichten seine Schuhe, und in demselben Augenblicke vernahm er ein leichtes Geräusch im Innern des Kiosk. Er öffnete die nur angelehnte Thüre und — blieb mit einem Laute der Ueberraschung unter derselben stehen: Auf dem im Gartenhause befindlichen Divan hatte Apeicha gesessen und sich beim Schalle seiner Schritte erhoben.

„Katombo!“ rief sie unwillkürlich, aber dieselbe Stellung beibehaltend.

Sie hatte den Schleier niedergelassen, doch wenn auch durch diese Hülle ihre Züge nicht zu erkennen waren, ihre großen dunklen Augen waren doch zu sehen; ihre kleinen Füßchen, welche in den feinsten Saffianpantoffeln steckten, blickten unter dem halb aufgerafften Gewande hervor, und auch die kleinen weißen Finger ihrer Rechten, welche den Schleier zusammenhielt, ließen sich deutlich bemerken.

„Verzeihe, Herrin, wenn ich Dich störe, und erlaube mir, mich wieder zurückzuziehen!“ meinte Katombo.

„Was wolltest Du hier?“ frug sie mit beinahe leiser Stimme.

„Dein Vater gebot mir, Sobeide aufzusuchen, und ich glaubte, hier die erste Spur von ihr zu finden.“

„Wirst Du sie wiederbringen?“

„Das weiß nur Allah und sein Prophet; aber ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, Dir Deine Schwester wiederzugeben.“

„Ich weiß es, Katombo!“

Diese süße, metallschreine Stimme nannte ihn beim Namen! Er mußte sich zwingen ruhig zu bleiben.

„So darf ich gehen?“

„Nein, bleibe und suche!“

Er hatte ganz unmöglich glauben können, diese Erlaubniß zu erhalten. Sie erweckte Gefühle in ihm, die bereits einmal wach gewesen waren und bisher im tiefsten Herzen geschlummert hatten. Apeicha setzte sich wieder nieder, doch ohne ihr Händchen zurückzuziehen oder ihre Füße zu verhüllen. Er bemerkte dies sehr wohl; doch durfte er auf diese hohe Vergünstigung keine Rücksicht nehmen, da er seine ganze Aufmerksamkeit auf den Zweck seiner Anwesenheit zu verwenden hatte. Leider waren alle etwaigen Spuren auf dem Fußboden und den wenigen im Kiosk befindlichen Gegenständen bereits unvorsichtiger Weise verwischt worden, und all sein Scharfsinn konnte ihn zu keiner Entdeckung führen.

Jetzt trat er an das eine Fenster, welches nach außerhalb der Mauer führte. Die dasselbe gegen die Sonne schützende Matte war aufgezogen. Es unterstützte die Einfassung der Oeffnung und bemerkte in den unteren Gewände die Bruchfläche eines stählernen oder eisernen Gegenstandes, welcher in dem Holze geskeckt hatte. Ein Nagel konnte es unmöglich gewesen sein, da die Fläche lang und schmal wie der Durchschnitt einer Messerklinge war. Schnell nahm er seinen Dolch zur Hand und grub den Gegenstand heraus. Es war die Spitze eines zweischneidigen Dolches.

Jetzt blickte er an der Außenseite des Kiosk und der Mauer hinab. Einige Fuß tief unterhalb der Stelle, wo der erstere auf der letzteren ruhte, saß ein tief eingeschlagener Nagel, und an ihm hing ein schimmernder Gegenstand. Katombo griff hinab und nahm ihn empor. Es war ein kleines Stück Goldschmur, wie man sie zur Verzierung von Jacken gebraucht.

Indem er lautlos dastand und nachdenklich die beiden Gegenstände betrachtete, klang es hinter ihm:

„Hast Du eine Spur?“

Er drehte sich um und faßte hart vor Apeicha, welche aufgestanden und herbeigetreten war.

„Ich weiß es noch nicht. Hast Du oder Sobeide jemals Waffen mit im Kiosk gehabt?“

„Nein.“

„Oder ein Anderer?“

„Nein. Dieser Kiosk war blos für uns Beide, und Niemand konnte ihn öffnen als wir.“

„Aber Dein Vater war hier?“

„Nur einmal als Sobeide fort war.“

„Du warst dabei?“

„Ja.“

„Hatte er einen Dolch bei sich?“

„Nein.“

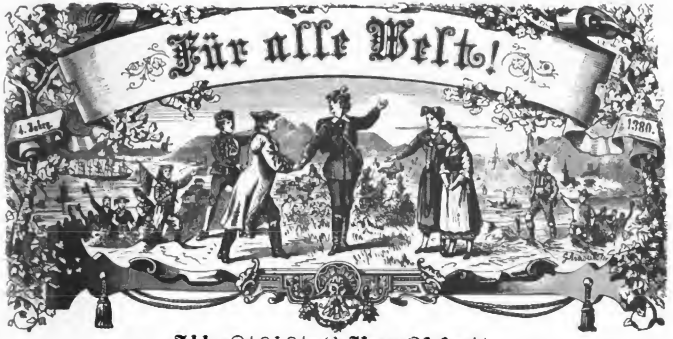
„So stammt diese Spitze von einem Fremden! Trägt einer unserer Diener ein Messer, an welchem sich solche Schnur befindet?“

Sie nahm das Stück und hielt es nahe an den Schleier, doch schien sie es durch das Gewebe hindurch nicht genau erkennen zu können, denn sie drehte sich ein wenig absett, öffnete den Schleier und sah nun die Goldschnur genau und ziemlich lange Zeit an.

Wollte sie Katombo Gelegenheit geben, ihre Züge zu sehen? War dies nicht der Fall, so hätte sie sich weiter fortwenden müssen, denn der junge Mann erblickte das unvergleichliche Profil eines Angesichtes, dessen Schönheit ihm das Blut siedend durch die Adern pulsiren machte. Was war Farbe gegen diese köstliche orientalische Perle! Farbe, die ihn verlassen und verrathen und dann sich selbst verlo..n hatte! Was seit jenen schweren Tagen tief in seinem Innern vergraben gewesen war, in diesem Augenblicke sprengte es seine Hülle und bäumte sich mit Riesengewalt empor, hochauflodernd wie ein Feuer, welches durch den Zutritt der Luft neuen Raum und neue Bahnen gewinnt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Illuſtrirtes Unterhaltungsblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 29. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman
von
Carl May.
(Fortſetzung.)

Da ſchloß ſie den Schleier und wandte ſich ihm wieder zu.

„Es trägt Niemand in unſerem Hauſe ſolche Schmuck.“

Er ſenkte den Blick zur Erde; er brauchte Zeit, um ſeine Ruhe, ſeine Faſſung wieder zu gewinnen. Da plötzlich leuchtete ſein Auge auf, und es ging hell über ſein intelligentes Geſicht.

„Ich habd, ich habs! Allah kerihm, Gott iſt gnädig!“

„Was haſt Du? Weißt Du, wo Sobeide ſich befindet und wer ſie geraubt hat?“

Sie war vor Erregung ſchnell zu ihm herangetreten und legte ihm das Händchen auf die Schulter. Er zuckte unter dieſer Berührung zuſammen wie unter einem kräftigen Fauſtſchlage; ihr Geſicht befand ſich nahe dem ſeinigen; er fühlte den linden würzigen Athem ihres Mundes — er konnte nicht anders, er legte die Linke um ſie und öffnete mit der Rechten ihren Schleier.

„Ayeſcha!“

„Katombo, was wagſt Du, was thuſt Du!“ flüſterte ſie, erſchrocken, verwirrt und beſeligt zugleich.

„Ayeſcha, Licht meiner Augen, Stern meiner Seele, Sonne meines Lebens, darf ich Dich ohne Schleier ſehen?“

„Nein — ja — nein!“ antwortete ſie, beim letzten Worte die Hand erhebend, um ſich wieder zu verhüllen.

Er wehrte ihr dieſe Bewegung.

„O, laß mich den Strahl Deiner Augen und den Glanz Deines Angeſichtes trinken, Du Holde, Du Reine, Du Unvergleichliche. Laß mich Deine Lippen küſſen und dann ſterben vor Wonne, vor Entzücken und vor Seligkeit!“

Er bog ſich zu ihr nieder und berührte mit ſeinem Munde zweimal, dreimal ihre Lippen, ohne daß ſie es ihm wehrte. Ihr Angeſicht erglühte, aber ſie griff weder zum Schleier noch ſuchte ſie ſich ſeinem Arme zu entziehen.

„Du biſt kühn, Katombo, aber ich liebe Dich!“ klang es leiſe und langſam zwiſchen ihren wie Perlen ſchimmernden Zähnen hervor.

„Und Du ſtehſt ſo hoch über mir, wie der Himmel über der Erde, aber ich liebe Dich. Wüßt Du herabſteigen zu mir, dem Armen, dem Kleinen, und mich beglücken mit einer Seligkeit, wie ſie in Allahs Himmeln nicht zu finden iſt?“

„Ich will, obgleich Du Allah läſterſt mit Deinen Worten,“ erwiderte ſie, ihr Köpfchen feſt und innig an ſeine Bruſt ſchmiegend. „Du willſt? Du willſt!“ jauchzte er. „O, dann bin ich ſtark und mächtig; dann vermag ich Alles, ſelbſt das Schwerſte durch Dich! Dann werde ich Dir auch Deine Schweſter wiederbringen!“

„Glaubſt Du? Haſt Du wirklich hier Spuren von ihr gefunden?“

„Ich weiß es noch nicht ſicher, aber ich werde mir ſofort die Gewißheit holen. Leb wohl, Ayeſcha, mein Ein und Alles! Ich werde heut, wenn der Abendſtern im Zenithe ſteht, wieder hier ſein und auf Dich warten. Wirſt Du kommen? Kannſt Du kommen, ohne daß man Dich bemerkt?“

„Ja, ich werde kommen, mein Geliebter!“

„Hab Dank, ſo viel Male Dank, als Sterne am Himmel ſtehen, als Tropfen im Meere wogen und als Körner des Sandes in der Wüſte glühen!“

Er drückte ſie an ſich; er fühlte das entzückte Wogen ihres Buſens an ſeiner Bruſt; er küßte ſie wieder und immer wieder und ließ ſie endlich leiſe auf den Divan gleiten. Dann trat er an die Fenteröffnung, hob den Fuß zu derſelben empor, ſchwang ſich hinaus und fand mit einem kühnen Sprunge unten an der Gartenmauer. Von hier aus ſchritt er eilends dem Fluſſe zu, bemerkte aber, ſich einmal umdrehend, daß Ayeſcha am Fenſter ſtand und ihm nachblickte.

Am Waſſer angekommen, erſtieg er ſogleich ſeine Dahabié und trat zum Steuermann.

„Hat der Mann, welcher uns in Aſſuan bat ihn mitzunehmen, das Schiff bereits verlaſſen?“

„Ja.“

„Und ſein Gepäck mitgenommen?“

„Er hatte kein Gepäck, als ich ihn an Bord kommen ſah.“

„Wo ging er hin?“

„Am Fluſſe abwärts, den Weg, welcher nur zum Kawahſchi Abdel-Oman führt.“

„Hat er die Fahrt bezahlt?“

„Ja.“

„Wußte er, wem die Dahabié gehört?“

„Er frug mich, und ich nannte ihm nur Deinen Namen; ſo ſollte es ja ſein, damit die Handelsfeinde unſeres Herrn getäuſcht würden.“

Digitized by Google

„Gut. Mache die Ladung fertig, morgen gelöscht zu werden!“ Er ging wieder an das Land und schritt den Weg hinab, den ihm der Reis (Schiffsführer, Steuermann) bezeichnet hatte. Einige hundert Schritte abwärts von der Stelle, an welcher die Dahabis vor Anker lag, befand sich hart am Flusse eine Kaffeeschenke, in welcher nur Schiffer zu verkehren pflegten. Im großen vorderen Zimmer versammelten sich die niederen Leute, während es nach hinten einen kleineren aber sehr luftig gebauten und darum auch kühleren Raum gab, welcher nur für die höher Stehenden eingerichtet war, ganz dieselbe Einrichtung also wie in den Gasthäusern des Abendlandes, wie überhaupt an allen Hafenplätzen.

Katombo ging zur hinteren Thür und kam durch dieselbe in den reservirten Raum, wo sich kein Mensch befand. Er ließ sich auf dem längs der Wände hinlaufenden Divan nieder, und ein leichtes Händeklatschen brachte einen der Neger herbei, welche die Gäste zu bedienen hatten. Dieser hielt schon Pfeife und Kaffee in den Händen und reichte, niederkniend, Beides dem jungen Barkenkapitän entgegen.

„Wo ist Abdel-Oman, Dein Herr?“

„Vorn, bei den Gästen, Sihdi.“

„Rufe ihn zu mir, doch ohne daß es Jemand merkt!“

Der Schwarze verneigte sich und ging. Nach kaum einer Minute trat der Kawuahschi ein. Als er Katombo erblickte, kreuzte er die Arme auf der Brust und verneigte sich so tief, daß sein Turban fast die Matte berührte, mit welcher der Boden bedeckt war.

„Sallam aaleikum, Friede sei mit Dir, Jo Reis akbar, Du großer Kapitän, der Du der beste und berühmteste Schüler bist von Manu-Remusat, dem kühnsten und größten aller Schiffsführer!“

Katombo nickte bei diesem superlativen Gruße nur leicht mit dem Kopfe.

„Sallam aaleikum, Du Schech el Kawuahin, Du Größester aller Kaffeewirthe in Egypten, der den besten Trank und den lieblichsten Tabak hat, so weit die Erde reicht!“

„Sihdi, Deine Rede ehrt mein Haus und tröstet mein Herz; aber spottet Dein Mund nicht doch vielleicht dessen, der lieber Dein als aller Anderer Diener ist?“

„Warum soll ich Lüge reden statt der Wahrheit? Siye ich nicht bereits hier bei Dir, trotzdem ich erst vor wenigen Minuten hier angekommen bin? Welche Gäste haben Dich abgehalten, mein Kommen zu bemerken?“

„Es sind nur vier, Sihdi, drei Freunde und ein Fremder.“

„Ein Fremder! Wo ist er her?“

„Ich frag ihn, doch hat er es mir nicht gesagt.“

„Kam er auf dem Flusse oder mit einer Kafflah (Karawane)?“

„Auf dem Flusse.“

„Mit welchem Schiffe?“

„Er nannte das Deinige.“

„Hast Du ihm gesagt, daß es nicht mir, sondern Manu-Remusat gehört?“

„Nein; sollte ich es ihm sagen?“

„Du hast sehr recht gethan! Sage ihm, daß ein Sihdi ihn hier sprechen will, verschweige aber, daß ich es bin. Und wenn er bei mir eingetreten ist, so hältst Du an der Thür Wache, bis ich Dich rufe!“

„Sihdi, ich weiß nicht, was Du mit ihm willst, aber ich gehorche Dir, denn Deine Hand hat noch niemals das gethan, was der Prophet verbietet.“

Der Kawuahschi ging und noch einigen Augenblicken trat der Fremde ein. Man konnte es ihm auf den ersten Blick ansehen, daß er weder ein eingeborener Egypter noch ein Türke war; vielmehr wies seine lange, hagere Gestalt, sein gelbblasses Gesicht, seine riesige Habichtsnase und die kleinen, listig blickenden Augen auf armenische Abkunft hin. Diese konnte ihm nicht als Empfehlung dienen, denn es ist bekannt, daß sich Niemand so leicht und gern zu allerlei Schurkenstreichen gebrauchen läßt, wie gerade der Armenier, vorausgesetzt, daß er gut dafür bezahlt wird. Er trug einen Tarbusch auf dem Kopfe, den Oberleib bedeckte eine blaue, mit goldenen Schnüren besetzte Jacke, rothe Pumphosen hingen von seinen Lenden in weiten Falten bis zu den Füßen herab, welche in derben ledernen Stiefeletten staken. In seinem Gürtel glänzten zwei Pistolenläufe, zwischen denen Katombo die Lederscheide eines Dolches bemerkte, dessen Griff reich mit Silber beschlagen war.

Der Mann blickte verwundert auf, als er den Kapitän der Dahabis erkannte.

„Sallam aaleikum!“ grüßte er, die Hand auf die Gegend des Herzens legend.

Katombo nickte blos, ohne den Gruß zu erwidern.

„Wie heißest Du?“

„Mein armer Name ist Schirwan, Sihdi.“

„Ich sehe, daß Du Dich wunderst, zu mir gerufen zu sein. Du sollst den Grund sogleich erfahren.“

„Ich höre, Sihdi,“ antwortete der Armenier.

„Wo kauftest Du Deine Pistolen?“

„In Bulak,* bei Abu-Soliman, dem berühmten Waffenhändler.“

„Sie sind vortrefflich, ich sah es sofort, als ich Dich auf meinem Schiffe traf. Ich hätte Dich gefragt, ob Du sie verkaufest, aber was ein Reis begehrt, das muß man ihm schenken, und Du hättest denken können, daß ich Deine Pistolen als Baksisch haben wolle, darum wartete ich jetzt. Verkaufst Du sie?“

„Ja, Sihdi, warum soll ich nicht verkaufen, wenn ich einen guten Preis bekomme? Ich kann mir dann ja andere kaufen.“

„Darf ich sie ansehen?“

„Hier sind sie.“

Er zog sie aus dem Gürtel und reichte sie Katombo bar. Dieser nahm sie in Empfang und betrachtete sie aufmerksam.

„Sie sind wirklich von Abu-Soliman, von dem ich mir längst welche gewünscht habe; aber ich bin noch nicht nach Kairo gekommen.“

Bei diesen Worten fiel sein Blick wie zufällig auf den Gürtel des Armeniers.

„Was hast Du da für einen Dolch? Auch er scheint vortrefflich zu sein.“

„Er ist ausgezeichnet; ich erbte ihn von meinem Vater, der ihn in Damaskus kaufte.“

„In Damaskus? Diese Stadt ist berühmt wegen ihrer unübertrefflichen Klingen. Verkaufst Du den Dolch?“

„Nein, Sihdi, mein Vater hat ihn im Kampfe getragen, ich würde keine Seele beschimpfen, wenn ich den Dolch fortgäbe.“

„Aber betrachten darf man ihn?“

„Das darfst Du. Hier ist er.“

Er reichte Katombo die Waffe sammt der Lederscheide entgegen. Der Reis betrachtete zunächst die Letztere und zog dann die Klinge hervor; sie war auf jeden Fall früher länger gewesen, dann an der Spitze abgebrochen und wieder zugespitzt und geschärft worden.

„Ein sehr guter Stahl; es muß viel Kraft gekostet haben, die Spitze abzubrechen,“ meinte Katombo.

„Ich erhielt die Waffe so von meinem Vater.“

„Wirklich? Dann muthest Du mir zu, kein Kenner zu sein. Siehst Du nicht, daß noch nicht drei Wochen vergangen sein können, seit diese Klinge wiederhergestellt wurde? Jedenfalls ist Dein Vater schon länger als diese Zeit todt.“

Du zuwiderte an der Wahrheit meiner Worte?“ frug der Armenier in halb beleidigtem und halb stolzem Tone.

„Ja,“ antwortete Katombo, ihn jetzt mit scharfem Auge fixirend. „Betrachte Deine Jacke!“

„Warum, Sihdi?“

„Hast Du nicht bemerkt, daß etwas an ihr fehlt?“

„Nein.“

„So werde ich es Dir zeigen.“

Er steckte wie in Gedanken sowohl den Dolch als auch die Pistolen zu sich und stand auf. Der Gegner stand jetzt waffenlos vor ihm; er deutete mit dem Finger nach einer der Schnuren, welche die Jacke bestehen zierten.

„Fehlt hier Nichts?“

„Ein wenig von der Schnur,“ antwortete der Mann, ohne nach der beschädigten Stelle zu blicken. Er hatte den Mangel also selbst auch bemerkt, aber keine Gelegenheit gehabt, die Stelle ausbessern zu lassen.

„Warum hast Du die Jacke nicht in den Laden eines Schneiders gebracht?“

„Was geht Dich meine Jacke an?“ frug der Mann, dem das Gespräch jetzt sonderbar und unangenehm zu werden begann.

„Ich frage Dich, weil ich um Dein Wohl besorgt bin, denn diese Stelle an Deiner Jacke kann ebenso verhängnißvoll für Dich werden wie Dein Dolch.“

„Ich verstehe Dich nicht, Sihdi, sprich deutlich!“

„Das werde ich sogleich. Dein Stahl wurde in demselben Augenblick zerbrochen, in welchem Du die Schnur Deiner Jacke zerrissest. Sieh hier die verlorene Spitze und sieh hier das abgerissene Stück der Schnur.“

Er griff in die Tasche und hielt ihm Beides entgegen. Der Armenier prallte zurück, faßte sich aber sofort wieder.

„Was geht mich dieses Eisen und diese Schnur an?“

„Sehr viel! Dieses Eisen ist die Spitze Deines Dolches und diese Schnur ist auch von Dir; siehe, wie sie paßt!“

Er hielt das Stück auf die Brust des Mannes und überzeugte sich, daß er sich nicht geirrt habe. Der Armenier ahnte jetzt, welchen

* Vorstadt von Kairo.

Digitized by Google

Zweck das ganze Gespräch verfolgte, und daß er sich von einem gewandten Gegner hatte überlisten lassen. Er trat um einige Schritte zurück.

„Was willst Du von mir? Ich verkaufe meine Waffen nun nicht: gib sie mir zurück, ich will gehen."

„Warte noch ein wenig. Wohin hast Du Sobeide, die Tochter des Obersten der Schiffsführer, Manu-Nemuisat, gebracht?"

„Der Gefragte entfärbte sich, suchte aber eine gleichgiltige Miene zu erzwingen.

„Hat Dich die Sonnenhitze um den Verstand gebracht, daß Du mich fragst, wie nur ein Wahnsinniger fragen kann?"

„Hat Dir der Scheitan (Teufel) das Gehirn gethöhnt, daß Du thatest, was nur ein Verrückter thun konnte? Weißt Du nicht, daß Mohamed sagt: ‚Wer Böses thut, den wird die Strafe treffen'?! Sofort, als ich Dich zum ersten Male sah, sei mir die Stelle auf, an der Dir die Schnur fehlte, und dies fiel mir wieder ein, als ich hörte, daß Sobeide geraubt sei und ich die Spitze nebst der Schnur dort fand, wo die That geschehen ist. Der Koran sagt: ‚Das Geständnis führt die halbe Schuld, und die Reue läßt auch die andere Hälfte vergessen.' Denke an dieses Wort und öffne Deine Seele, damit Dir Vergebung werde!"

„Ich weiß von Nichts, geh von mir und suche Deinen Kopf, den Du verloren hast; zuvor aber gib mir meine Waffen zurück!"

„So leugnest Du?"

„Ich leugne. Heraus mit meinen Waffen!"

Er trat auf Katombo zu und faßte ihn am Arm.

„Hier hast Du sie!"

Der Reis zog die eine Pistole hervor und schlug sie ihm so gegen die Stirn, daß er betäubt zurücktaumelte. Im Nu hatte ihn Katombo gepackt, riß ihn zu Boden nieder und wand ihm seine Schärpe um die Arme; dann schnitt er ihm einen Fetzen von der Jacke und steckte ihm denselben als Knebel in den Mund.

„Abd-el-Oman!"

Die Thür öffnete sich und der Kawuahschi, welcher draußen gewartet hatte, trat ein. Er sah den Gebundenen am Boden liegen und schlug vor Schreck die Hände zusammen.

„Sihdi, was thust Du meinem Hause! Soll ich Dich für einen Räuber, einen Mörder, oder einen Henker halten?"

„Für keins von allen Dreien. Der Räuber liegt hier, ich habe ihn überwunden und werde Gericht über ihn halten."

„So mußt Du ihn zum Kaschef (Polizeivorsteher) oder zum Kadi (Richter) bringen lassen!"

„Das werde ich nicht thun, oder ich werde es auch thun, je nachdem sich dieser Mensch verhalten wird. Für jetzt übergebe ich ihn Deiner Obhut; fessle ihm noch die Beine und sperre ihn ein, bis ich ihn in einer Viertelstunde holen lasse."

„Ist er denn auch wirklich ein Räuber, Sihdi?"

„Ja."

„Allah kerihm, Gott ist gnädig! Wie leicht hätte er auch bei mir sein Handwerk versuchen können; ich werde ihn so binden, daß ihm die Seele wanken soll, ich werde Alle, die bei mir sind und noch zu mir kommen, vor ihm warnen, ich werde um — — —"

„Nichts wirst Du, verstehst Du mich? Es soll jetzt noch Niemand wissen was vorgefallen ist, und darum darfst Du es nicht eher erzählen, als bis ich selbst es Dir erlaube. Du weißt, wie reich und mächtig Manu-Nemuisat ist; er kann Dich verderben, wenn Du plauderst!"

„Sihdi, Du sprichst weiser als ein Kalif und flügger als die Männer des Koran; ich werde schweigen wie der Fisch im Wasser."

„Das ist verständig von Dir. Ich werde meine Diener mit der Sänfte senden, um ihn abzuholen; laß es Niemand sehen, wenn er aufgeladen wird."

Der Kawuahschi verbeugte sich dreimal statt einmal, als er die Münze erblickte, welche Katombo ihm als Bezahlung für den Kaffee und die Pfeife reichte.

„Allah segne Deine Hand, Sihdi, sie spendet Gutes und schüttet Wohlthat aus über Deine Diener. Kehre bald wieder ein im Hause deines, welcher der gehorsamste Deiner Sklaven ist!"

Katombo verließ die Kaffeeschenke und kehrte auf demselben Wege in das Haus seines Gebieters zurück. Dieser saß noch auf dem Divan und rauchte seine Pfeife; er blickte erwartungsvoll auf, als der junge Reis eintrat.

„Du kehrst zurück, Deine Augen leuchten und Deine Wangen erglühen wie die Morgenröthe, wenn sie den jungen Tag verkündet. Was hast Du mir zu sagen?"

„Sihdi, Du weißt, daß ich mit Deiner Tochter gesprochen habe?"

„Ich weiß es, denn sie selbst sagte es mir, daß Du im Kiosk gewesen bist, um nach den Spuren meines Kindes zu suchen. Wir haben auch gesucht, aber der Schmerz verdüsterte unsere Augen; Du hast die Spitze eines Dolches und das abgerissene Stück einer goldenen Schnur gefunden?"

„So ist es, Sihdi."

„Stammen sie von jenem Abende her?"

„Ja."

„Aber wie willst Du den finden, dem Beides gehörte? Nur Allah allein ist groß, er sieht und hört Alles, der Mensch aber ist nicht allwissend, er kann nicht in das Dunkel blicken."

„Sihdi, weißt Du nicht, daß der Geist des Menschen von Gott stammt und wieder zu Gott geht? Der Mensch ist ein Kind Allahs, und Vieles, was der Vater weiß, theilt er dem Sohne mit; von der Allwissenheit Allahs fiel ein Strahl herniederauf das Geschlecht der Menschen und dieser Strahl wird Verstand genannt. Den Einen traf er viel und den Andern wenig, darum sieht der Eine, was der Andere nicht bemerkt."

„Und Du, was hast Du gesehen?"

„Den Räuber Deiner Tochter."

Manu-Nemuisat sprang empor wie von einer Feder in die Höhe geschnellt. Bei dieser unvermutheten Nachricht ließ er ganz die anerzogene muselmännische Ruhe und Würde außer Acht.

„Ihn, ihn hast Du gesehen? Das ist unmöglich, ich selbst habe ihn gesucht — vergebens, meine Diener haben ihm nachgeforscht drei Wochen lang — ebenso vergebens, und Du, der Du kaum einige Minuten lang von ihrem Verschwinden weißt, willst ihn bereits gesehen haben?"

„Sihdi, ich habe ihn bereits seit einer Woche gesehen!"

„Wo?"

„Auf meiner Dahabié."

„Bist Du wahnsinnig?"

„Nein, Sihdi, meine Sinne sind ebenso gesund wie meine Fäuste, mit denen ich ihn vor wenigen Augenblicken niedergeschlagen und gefangen genommen habe."

„Du hast ihn gefangen? Sag, wo?"

„Beim Kawuahschi Abd-el-Oman."

„Erzähle!"

„Erlaube mir zuvor, vier Deiner Diener zu senden, um ihn zu holen!"

„Thue es!"

Katombo ging in den Hof und gab dort die nöthige Instruktion, dann kehrte er zu Manu-Nemuisat zurück. Einer der Schwarzen mußte ihm eine Pfeife bringen, und dann begann er seinen Bericht, während dessen Aysesha hereintrat. Wegen der Wichtigkeit des Augenblickes erlaubte ihr der Vater zu bleiben, und Beide hörten mit äußerster Spannung den Worten des Erzählers zu. Als dieser geendet hatte, reichte ihm Manu-Nemuisat die Hand.

„Katombo, ich sagte vorhin zu Dir, Du solltest zu mir reden wie ein Sohn zu seinem Vater; ich werde Dein Vater sein, so lange Du eines solchen bedarfst oder so lange Allah mir das Leben schenkt. Erinnere mich an dieses Gelübde, wenn ich dessen jemals vergessen sollte!"

„Ich danke Dir, Sihdi!"

Er wollte weiter sprechen, wurde aber von einem der Diener unterbrochen, welcher eintrat und die Ankunft des Palankins (Sänfte) meldete.

„Nehmt dem Menschen den Knebel aus dem Munde, die Fesseln von den Beinen und bringt ihn herauf!" befahl Katombo und wandte sich dann an Nemuisat: „Du bist der Gebieter, Sihdi, Du wirst ihn verhören!"

„Nein, das werde ich nicht, Du hast ihn gefangen genommen und er ist Dein Eigenthum; Deine Augen sind heller und Dein Verstand ist klarer als der meinige. Sprich Du mit ihm!"

„Du befiehlst es, Herr, und ich gehorche!"

Jetzt brachten die vier Diener den Armenier geführt.

„Bringt ihn näher und tretet dann ab," gebot Katombo. „Doch bleibt hinter der Thür!"

Sie stellten den Gefangenen in die Nähe des Divans und verließen dann das Gemach. Er stand mit finsterer Miene vor seinen Richtern, aber es war ihm dennoch anzusehen, daß ihm das Herz nicht gar zu muthig schlug.

„Du leugnetest vorhin," begann Katombo; „willst Du jetzt bekennen?"

Der Gefangene schwieg.

„Ich wiederhole meine Frage: Willst Du die That gestehen?"

Es erfolgte wieder keine Antwort.

„Ah, Du bist vor Angst plötzlich stumm geworden; ich werde Dir die Sprache wiedergeben."

Er klatschte in die Hände und sofort erschienen die vier Diener.

„Führt ihn hinab in den Hof, zieht ihm die Schuhe aus und

Digitized by Google

geht ihm die Bastonnade, einstweilen blos zehn Hiebe auf jede Fußsohle!"

Sie ergriffen den Armenier, nahmen ihn trotz seines Widerstandes fest und führten ihn fort. Der Schall der Hiebe klang herauf in das Gemach, doch kein einziger Laut oder Schrei verkündete, daß er seine verlorene Stimme wieder bekommen habe; dann brachten sie ihn wieder herein. Er hatte Mühe, auf seinen nackten Füßen zu gehen, blieb aber aufrecht und finster vor Katombo stehen.

„Willst Du nun bekennen?" frug dieser wieder.

Die Antwort blieb abermals aus.

„Führt ihn wieder ab und geht ihm nun zwanzig!" gebot er den Dienern, welche noch geblieben waren.

„Ich habe Nichts gethan, ich will vor den Kaschef geführt sein!" knirschte jetzt der Gefangene.

„Maschallah, die Schläge haben geholfen; tretet ab, Ihr Leute, aber haltet Euch bereit!" Dann wandte er sich wieder an den Inkulpaten: „Vor den Kaschef wirst Du nicht kommen, denn Du gingst ja auch nicht zu ihm, bevor Du in unsern Kivük einstiegst. Wo ist die Tochter dieses Eidhi?"

„Ich kenne sie nicht und weiß nicht, was Du willst!"

„Höre, Mann, die Sprache ist Dir noch immer nicht vollständig zurückgegeben worden; ich werde meine Arznei nochmals anwenden, vielleicht wirst Du dann vollständig geheilt. Oder willst Du reden?"

Der Gefragte schwieg. Katombo klatschte zum zweiten Male, und die Diener traten ein.

„Gebt ihm vierzig auf jede Sohle, wenn er nicht verspricht, zu reden."

Sie führten ihn ab und bald erschollen die Schläge von Neuem, gleich darauf aber auch das Wimmern des Gefangenen. Ayescha hüllte sich fester in ihre Schleier, die Exekution mochte ihr weiches Gemüth peinlich berühren; auch Mama-Remusat schien einiges Bedenken zu haben.

„Dürfen wir ihn schlagen, Katombo?" frug er, „oder müssen wir ihn nicht vielmehr dem Kadi übergeben?"

„Er ist ein Armenier und kein Unterthan des Vizekönigs, sonst hätte er sich darauf berufen. Und wir werden schneller mit ihm fertig, als der Kaschef oder Kadi; hat er Dir nicht schlimmere Streiche versetzt, als er jetzt erhält?"

„Du hast Recht, mein Sohn; aber siehe, da bringen sie ihn wieder!"

Wirklich traten die Exekutoren wieder mit dem Inkulpaten ein und einer von ihnen meldete, daß er nur fünfzehn Streiche erhalten habe, weil er jetzt reden wolle. Sie setzten ihn, da er nicht mehr zu stehen vermochte, auf den Teppich und entfernten sich dann wieder.

„Bete das Surat yesin, daß Dir Allah Deine Sprache wiedergegeben hat," begann Katombo, „und bitte ihn, daß er sie Dir erhalte, denn ich schwöre Dir bei Allah und seinem Propheten, daß Du nun sechzig Hiebe erhalten, sobald Du Dich weigerst zu sprechen. Merke Dir, sechzig auf jede Sohle, selbst wenn Du versprächest zu reden."

(Fortsetzung folgt.)

Ein theures Nachtlager.

Humoreske

von

Fritz Brentano.

Der Herr Major geruhen heute wüthend zu sein," flüsterte der alte Peter Kimmel der Köchin des Hauses im Vorübergehen zu, als er aus dem Zimmer seines Herrn trat. —

Und der Herr Major a. D. von Sturm war wirklich wüthend.

Nicht daß er dies in einer Art und Weise kundgab, wie sie sonst häufig alten Herren vom Schwert eigen ist, durch Donnern und Wettern, Chikaniren des Bedienten, oder durch einen von Zeit zu Zeit dem harmlosen Jagdhund verabreichten Fußtritt — nein, dazu war der Herr Major im Grunde des Herzens zu gemüthlich. Er ging nur im Zimmer auf und ab und rauchte. —

Aber wie er rauchte, darin lags, daß Peter mit mathematischer Gewißheit aufstellen konnte:

„Der Herr Major geruhen heute wüthend zu sein." —

Seit nämlich Herr von Sturm den Dienst quittirt hatte — es war dies nun schon zehn Jahre her — hatte er sich mit ganz besonderer Ausdauer dem Kultus des Rauchens ergeben, und nächst seinem Neffen, dem Sohn seiner einzigen, leider aber früh verstorbenen Schwester, war ihm seine reichhaltige Pfeifensammlung das Liebste auf der Welt — ja, es gab sogar Stunden, wo er die Pfeife entschieden seinem Neffen vorzog.

Und so rauchte der Herr Major vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit einer Virtuosität, welche er sich durch jahrelange Uebung zu eigen gemacht hatte. Alle seine Stimmungen und Gefühle drückten sich in der Art und Weise aus, wie er die blauen Wolken seines Virginiafanafers von sich blies, und da Peter Kimmel schon beinahe 30 Jahre unter dem Kommando des Majors stand, so war nichts natürlicher, als daß er sich bekanntlich auf diesen Stimmungsbarometer seines Herrn verstand.

Heute paßte dieser mit der Energie einer Lokomotive, welche einen Güterzug von hundert Achsen hinter sich herschleppt. Das aber war ein sicheres Zeichen, daß Sturm im Kalender stand, und Peter, der heute Morgen unter den Briefen, die er aus der Stadt geholt, auch einen des Herrn Neffen erblickt hatte, wußte um so besser woher der Wind wehte, als der Herr Major noch vor dem Lesen des Briefes sehr feine zierliche Wölkchen von sich geblasen hatte, also offenbar in der friedlichsten Stimmung gewesen war.

Auch darin hatte Peter Recht — die hohe Laune des Alten rührte wirklich von dem Brief des Herrn Neffen her, der als angehender Rafael die Malerakademie der Haupt- und Residenzstadt Kassel besuchte.

Und weil dieser Neffe bestimmt ist, in meiner Geschichte eine nicht unwichtige Rolle zu spielen, so erlaube ich mir, einer alten guten Sitte gemäß, denselben einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum, dem diese Historia zu Gesicht kommt, ergebenst vorzustellen.

Herr Moritz Busch, Gemermaler und zur Zeit, da meine Geschichte spielt, 21 Jahre alt, war der einzige Sohn einer Lieblingsschwester des Herrn Major, welche einen bürgerlichen Beamten geheirathet, nach kurzer Dauer einer glücklichen Ehe den Gatten verloren und denselben nicht lange überlebt hatte.

Als der Trauerfall eintrat und der kleine Moritz zur Waise wurde, war der Major noch Hauptmann und ein armer Teufel, der lediglich auf seine Gage angewiesen war, die damals überdies um ein Bedeutendes kleiner ausfiel, als sie heute der Fall ist.

Trotzdem bekam sich der wackere Soldat seinen Augenlicht, den Knaben zu sich zu nehmen, und da er ihn nicht fremden Händen zur Erziehung anvertrauen mochte, so richtete er sich sogar seinen eigenen kleinen Haushalt ein, dessen er bisher als prinzipieller Junggeselle entbehrt hatte. — Eine resolute Person wurde gemiethet, welche als Köchin, Haushälterin ꝛc. fungirte, den männlichen Theil der Dienerschaft repräsentirte Peter Kimmel, dem zugleich die körperliche Erziehung des jugendlichen Adoptivkindes anvertraut war, während der Hauptmann persönlich für dessen geistige Ausbildung sorgte.

Er that dies um so lieber, als es ihm eine wohlthätige Zerstreuung nach dem langweiligen Kamaschendienst, gewährte, welcher damals in den kleinen Staaten ganz besonders ganz und gabe war. Die meisten seiner Herren Kameraden freilich wußten sich ganz andere Erholungen zu verschaffen, die allerdings Summen kosteten und ihm deshalb nicht zu Gebote standen, denen er aber auch keinen Geschmack abgewinnen konnte, als ihm später das Schicksal ganz wunderbar die reichlichsten Mittel gewährte, allen seinen etwaigen Launen in dieser Beziehung zu fröhnen.

Der kleine Moritz war ein prächtiger Junge und wuchs unter der Leitung seines Onkels und in der Pflege der alten Bärbel frisch und fröhlich heran, so daß der Hauptmann seine helle Freude an ihm hatte. Er besaß einen klugen offenen Kopf, und war allem Wissen rasch zugänglich. Schon in seinem zwölften Jahre entwickelte sich ein ganz besonderes Zeichentalent in ihm, von welchem alle Thüren des Hauses und die Wände der Korridore ein sprechendes Zeugniß ablegten, da er dieselben mittelst Kreide oder Holzkohle mit gar erbaulichen Bildern verzierte.

Freilich erregten dieselben gerade keinen allseitigen Entzückungsmus, denn während Peter Kimmel blos maulte, daß ihn der Bengel mit Eselsohren und dergleichen militärischen Verzierungen abkonterfeite, war der Hauswirth, Herr Timotheus Kratzer, schon geradezu zweimal wüthend. — Einmal, weil der „infamigte Bube" — ihm das ganze Haus beschmiere, und das andere Mal, weil er sogar seine, des Herrn Timotheus, geheiligte Person in den Kreis seiner Modelle gezogen und ihn in Zipfelmütze und Schlafrock so unverkennbar, wenn auch nicht mit besonderer Hervorhebung seiner körperlichen Schönheiten, an die äußere Mauer des Hauses gezeichnet hatte, daß alle Gassenjungen sich zusammenrotteten und Schnaps, der Spitz des Nachbar Krämers, das lebensgroße Bild wüthend anbellte, wahrscheinlich weil das Original ihm schon so manchen Fußtritt gegeben hatte, wenn er sich auf dessen Treppe sonnte.

Nur Bärbel wußte die Ehre, sich von ihrem Herzensjungen mit Kohle an der Küchenwand verherrlicht zu sehen, wahrhaft zu

Digitized by Google

Illustrirtes Unterhaltungsblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. №30. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Ich bin in Deiner Hand; ich habe geschworen zu schweigen, aber Allah wird mir vergeben, wenn ich aus Schmerz meinen Schwur breche!" lautete jetzt die kleinmüthige und verzagte Antwort.

„So sprich: Du warst es, der das Mädchen raubte?"

„Ja."

„Allein konnst Du nicht gewesen sein; wer war bei Dir?"

„Die ganze Bemannung eines Sandals."

„Der Sandal war von dem gemiethet, für den Ihr das Mädchen raubtet?"

„Ja."

„Wer ist es?"

Der Armenier blickte ängstlich vor sich nieder.

„Willst Du die Sechzig haben? Du weißt, daß ich geschworen habe und also mein Wort halten werde!"

„Ich muß es gestehen: es ist der Mudellir (Statthalter) von Assuan."

„Hamd-el-Arek!" rief Manu-Remusat, indem er die Pfeife vor Ueberraschung zu Boden fallen ließ. „Mein Todfeind, der mächtige Hamdel-Arek, welchen der Khedive (Vicekönig) beschützt wie einen Bruder! Allah akbar, jetzt begreife ich Alles! Er weiß, daß Sobeide eine Perle ist unter den Töchtern Aegyptens und hat sie rauben lassen, um seinen Harem mit ihr zu schmücken und sich zugleich an mir zu rächen. Fahre fort, mein Sohn; dieser Mann darf nicht geschont werden, und wenn er nicht Alles der Wahrheit gemäß bekennt, soll er nicht blos sechzig Streiche erhalten, sondern ich lasse ihm so lange schlagen, bis ihm der Schaum des Todes von den Lippen tropft. Redet er aber aufrichtig, so darf er auf meine Gnade rechnen und ich werde ihn so barmherzig behandeln, wie es seine Reue verdient; das schwöre ich bei dem Barte meiner Väter!"

„Du hörst diese Worte," meinte Katombo, „also denke an Dein Bestes! Wie heißest Du? Schirwan ist Dein richtiger Name nicht. Wie nennt Dich der Mudellir?"

„Hamm-Barak."

„Standest Du in seinem Dienste?"

„Ja."

„Als was?"

Der Gefragte schwieg verlegen. Katombo lächelte:

„Ich begreife; Du mußtest ihm diejenigen Dienste leisten, von denen Niemand etwas wissen durfte und für welche es im Haushalte keinen Namen gibt?"

„So ist es."

„Der Auftrag, welchen er Dir gab, bezog sich nicht direkt auf Sobeide?"

„Nein; ich sollte von den beiden Töchtern dieses Siddi eine bringen, gleichviel welche."

Ayscha machte eine Bewegung des Entsetzens, wie leicht hätte sie das Schicksal ihrer Schwester treffen können.

„Wie kamt Ihr in den Kiosk?"

„Ich kundschaftete aus, daß die beiden Töchter des Scheik-el-Reisahn sich des Abends dort befinden, und schwang mich mit meinen Leuten hinauf. Es kam nur Eine, und wir nahmen sie gefangen. Ich stieß meinen Dolch in das Fenster und hing unsere Strickleiter an denselben; meine Männer stiegen mit ihr hinab; ich mußte nachspringen, aber als ich zuvor den Dolch wieder herauszog, brach die Spitze ab."

„Du bist kein Springer, sonst wärst Du nicht an dem Nagel hängen geblieben. Ihr habt die Gefangene gesund und richtig abgeliefert?"

„Ja."

„Sie befindet sich in dem Harem des Mudellir?"

„Nein. Seine Lieblingsfrau ist eifersüchtig; er darf keine junge schöne Sklavin bringen."

„Wo ist sie dann?"

„In einem Hause der Straße Babel-Nun, wohin wir sie bringen mußten. Man erkennt es an der ersten Sure des Koran, welche über seinem Thore steht."

„Wie viel erhieltest Du für die That?"

„Ich erhielt noch nichts; der Mudellir will mich erst nach meiner Rückkehr bezahlen."

„Warum gingst Du wieder nach Siut?"

„Ich sollte erkundschaften, ob Manu-Remusat unsere Spur entdeckt habe."

„Wußtest Du, daß die Dahabié, auf welcher Du fuhrst, ihm gehört?"

„Nein; der Steuermann nannte mir Deinen Namen."

Digitized by Google

„Ist Hamdel-Arek jetzt noch in Assuan? Ich hörte, daß der Khedive ihn nach Kairo berufen habe."

„Er wird noch einige Tage in Assuan bleiben, um sich Sobeide günstig zu stimmen; aber lange Frist ist ihm nicht gelassen."

„Ich bin fertig mit Dir!" Dann wandte er sich an Manu-Remufat: „Das Weitere muß ich Dir überlassen, Sihdi!"

Remufat sprach noch einige unwesentliche Fragen aus, die sich meist auf das Verhalten und Befinden seiner Tochter bezogen. Ueber das Erstere wurde ihm ausführlicher Bescheid; über das Letztere aber konnte er natürlich nichts erfahren. Seine Schlußmeinung sprach er in den Worten aus:

„Du bleibst mein Gefangener, bis die Angelegenheit zu Ende ist. Erhalte ich meine Tochter unversehrt wieder, so werde ich Dir ein gnädiger Richter sein; findet aber das Gegentheil statt, so mußt Du sterben!"

Er ließ den Armenier abführen und sorgte dafür, daß an eine Flucht desselben nicht zu denken war. Dann reichte er Katombo nochmals die Hand:

„Ich wiederhole, daß ich Dein Vater bleiben werde. Allah halte seine Hand über Dir und alle die Deinen, so lange Du lebst und sie auf Erden sind! Du hast mir neue Hoffnung gegeben, wo keine mehr vorhanden war, hast mir den Weg gezeigt, den ich zu gehen habe, und nun werde ich noch heute aufbrechen nach Assuan, um mein Kind von seinem Räuber zurückzufordern."

„Das wirst Du nicht. Wüßt Du Deine andere Tochter schutzlos zurücklassen?"

„Ich übergebe Dir Ayescha, denn ich weiß, daß sie unter Deiner Obhut so sicher ist wie im Zelte der Cryoäer."

Ein Gefühl des Stolzes und der Genugthuung überkam Katombo, dennoch aber antwortete er:

„Sagtest Du nicht selbst, daß Hamd-el-Arek Dein Todfeind sei? Er ist der Liebling des Vizekönigs. Willst Du in die Höhle des Löwen gehen? Du wirst nicht Deine Tochter retten, sondern darin zugrunde gehen!"

„Einst hatte ich die Macht, welche er besitzt; ich beherrschte ganze Flotten, welche auf der See schwammen, und Alles was ich that, war recht und gut. Da wollte mir der Vizekönig eine seiner Töchter zum Weibe geben; ich aber liebte die Mutter meiner Töchter und schlug es ihm ab. Er schickte mich in die Verbannung. Der Streich war von Hamdel-Arek ausgesonnen; dieser wußte, daß ich jedes andere Weib ausschlagen und also den König erzürnen werde. Er nahm meine Stelle ein in der Gunst des Herrschers und trachtet mir nun auch nach meinen Töchtern, Allah verdamme ihn. Ich werde ihn tödten, wo ich ihn nur finde!"

„Laß Den für Dich handeln, den Du vorhin Deinen Sohn nanntest, Sihdi! Du kannst nicht frei und ungehindert handeln, denn der Mudelir kennt Dich; mich aber hat er noch nie gesehen; von mir hat er noch nie gehört. Du kannst mein Auge und meinen Arm. Ich schwöre Dir, daß ich Dir Deine Tochter bringen oder sterben werde; ich schwöre es bei Allah und den sieben Himmeln des Propheten!"

Manu-Remufat wurde wankend; das war ihm anzusehen, und jetzt legte sich auch das Händchen Ayeschas auf seine Schulter.

„Erfülle seine Bitte, Vater, und bleibe bei mir. Er wird Dir Sobeide wiederbringen!"

„Auch Du, meine Tochter? So sei es denn! Fahre Du hinauf nach Assuan; Du wirst meine Hoffnung ganz erfüllen. Nimm die leere Dahabie, welche noch nicht besrachtet ist; ich stelle sie unter Deinen Befehl."

„Verzeihe, Sihdi! Die Dahabié geht zu langsam. Gieb mir den Sandal, welcher nach meiner Zeichnung gebaut wurde und eigentlich in drei Tagen seine erste Fahrt stromab beginnen sollte!"

„Den kannst Du nicht nehmen; er ist ja beinahe vollständig besrachtet."

„Wir laden Alles auf die zweite Dahabié. Wenn alle unsere Schiffer helfen, sind wir vor Anbruch des Morgens fertig, und dann wird der Sandal so schnell segeln, daß er den Verlust der Zeit doppelt einbringt."

„Thue, was Du wünschest! Der Sandal wurde nach Deinem Plane gebaut; Du selbst gabst ihm den Namen Djuhrel-Djienne (Schwalbe) und behauptest, daß er der beste Segler des Nils sein werde. Dir zu Ehren soll seine erste Fracht in dem Glücke bestehen, welches Du mir wiederbringst. Gehe jetzt, mein Sohn, und ertheile Deine Befehle; sie sollen so befolgt werden, als seien es meine eigenen!"

Katombo ging. Als er in den Hof trat, eilte ihm ein arabischer Diener entgegen, welcher sich durch eine, wenn auch nicht zu hohe aber äußerst nervige und geschmeidige Gestalt auszeichnete.

„Hamdulillah, Preis und Lob sei Gott, daß ich Dich wiedersehe! Ich war krank, als Du abreistest. El-Timsach (Krokodil) hatte mich gebissen, ließ mich aber wieder fahren, weil es zu wenig Fleisch an mir fand, dennoch aber waren mir seine Zähne so tief in den Leib gefahren, daß ich Dir nicht folgen konnte. Jetzt aber hat mir Allah den Gebrauch meiner Glieder wiedergegeben, und so hoffe ich, daß ich mit Dir gehen darf, wenn Du wieder reisest."

„Das sollst Du, Ali, und zwar bald, denn bereits morgen früh fahren wir mit der neuen „Djuhr-el-Djienne" ab."

„Morgen früh? Mit Deinem Sandal, Sihdi?" Der Mann machte vor Freude einen Luftsprung, denn er hatte gelenkigste Merklatze nicht besser fertig gebracht hätte, und fuhr dann fort: „Du bist der beste und gütigste Sihdi, den es geben kann in ganz Mosleminstan, Parsistan, Indistan, Chinistan und Frankistan!"

Katombo lächelte selbst sehr vergnügt. Unter allen Leuten Manu-Remufats hatte er Ali am liebsten; dieser war nicht nur der treueste und zuverlässigste Diener, den es gab, sondern er zeichnete sich unter seinen meist ernsten Genossen durch eine ansehnliche Portion Lebhaftigkeit aus, die sehr oft geradezu in Frohsinn und eine Heiterkeit überging, welche sich in den possirlichsten Witzen erging.

„Mache Dich also bereit, Ali!"

„Sihdi, ich bin bereits fertig. Soll ich abiegeln?"

„Nein," lachte Katombo; „aber wenn Du es so eilig hast, so gehe hinüber zur Dahabié, in welcher ich gekommen bin, und sage allen Männern, daß sie herunter zum Sandal kommen sollen; es gibt eilige Arbeit für sie!"

„Ich eile, ich laufe, ich springe, ich fliege, Sihdi!" antwortete Ali, und bei dem letzten seiner Worte war er schon so weit entfernt, daß es von Katombo gar nicht mehr gehört oder verstanden werden konnte.

Er sprang nach dem Flusse hin und ertönte die Dahabié. Einer der Männer, welcher ihn nicht kannte, trat ihm entgegen.

„Was willst Du hier?"

„Sage mir zuvor, was Du hier willst, Du Beni-el-Kuskuffu!*"

„Ich gehöre zu diesem Schiffe!"

„So bist Du wohl der Mann, der die überflüssigen Ratten und Mäuse todtzubeißen hat, wie ich an Deinem Großmaul ersehe?"

„Hüte Deine Zunge, Kleiner! Ich bin Omar, der Segelwächter."

„Omar, der Segelwächter? Was ist ein Segelwächter, und was ist Omar? Ein Segelwächter ist ein Mann, der nichts ist, ganz und gar nichts, und Omar ist ein Name, den so viele Männer tragen, wie Sand am Meere oder wie Flöhe in der Sahara. Ich aber heiße Ali-el-Hakemi-Ebn-Abbas-Ebn-Emir-Kumi-Ben-Hafid-Omaren-Nasafi und bin der erste Diener und Minister meines guten Herrn und Effendi Katombo. Siehe, wie Du vor Erstaunen den Mund aufsperrst, als ob Du die Pyramiden von Gizeh verschlingen wolltest, gerade wie Deine Ratten und Mäuse! Wo ist der Steuermann?"

„In der Kajüte!"

Ali eilte hinab und traf den Genannten an.

„Allah ferihm, Gott ist gnädig; Du bist wieder gesund, Ali!" begrüßte ihn dieser. „Was thust Du auf der Dahabié? Schickt Dich der Reis?"

„Ja. Sihdi Katombo läßt Dir sagen, daß alle Männer sofort nach der „Djuhrel-Djienne" kommen sollen, wo es viele Arbeit gibt."

„Wir haben hier zu Arbeit auch genug!"

„Allah segne Deine Zunge, daß sie vollständiger reden lernt! Wenn mein Effendi befiehlt, so hat Jeder zu gehorchen. Weißt Du das, Du, dessen Verstand heller leuchtet wie Nurgeehan?" **

„Mache Dich von dannen, Du Ali-el-Hakemi-Ebn-Abbas-und-so-weiter!" lachte der Steuermann, der den spitzigen Patron zu gut kannte, als daß er ihm seine Worte hätte übel nehmen mögen. Zugleich stieg er an Deck, um alle Mannen zusammenzurufen und mit ihnen, eine Wache ausgenommen, nach dem Sandal zu gehen.

Hier fanden sie Katombo bereits beschäftigt, das Transmettiren der Fracht nach der zweiten Dahabié zu überwachen. Der Steuermann frug ihn nach dem Grunde und dem Ziele der so schnell und plötzlich projektirten Reise, konnte aber leider zu seinem Verdrusse nicht das Mindeste erfahren.

Unter diesen Vorbereitungen verging der heiße Nachmittag. Die in jenen Gegenden äußerst kurze Dämmerung brach herein, und es wurde Abend. Dennoch aber hörte die Arbeit nicht auf; sie wurde beim Scheine der Fackeln und Laternen fortgesetzt, und zwar immer noch unter der persönlichen Leitung Katombos, der

* Sohn des Strikes.
** Das Licht der Welt.

Digitized by Google

dieselbe erst dann an den Steuermann abtrat, als der Abendstern beinahe seinen Kulminationspunkt erreicht hatte.

Jetzt verließ er den Sandal und kehrte nach dem Hause zurück. Doch betrat er dieses letztere nicht, vielmehr wandte er sich vom Gartenthor seitwärts und suchte den Kiosk zu erreichen, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Es gelang ihm, obgleich in Folge des beabsichtigten Abganges des Sandals noch alle Augen offen und alle Hände beschäftigt waren. Er fand das Gartenhaus noch verschlossen und trat seitwärts hinter ein Zeigengebüsch, um die Ankunft der Geliebten zu erwarten.

Noch hatte er nicht lange hier gestanden, als er leise Schritte vernahm. Eine schwarz verhüllte Frauengestalt nahte; er hatte Ayescha bisher nur in weißen Gewändern gesehen, aber das Klopfen seines Herzens sagte ihm, daß sie es dennoch sei und sich nur in dunkle Farbe gekleidet habe, um nicht bemerkt oder gar erkannt zu werden.

Sie blieb gerade vor ihm stehen, blickte empor zum Himmel nach dem Abendstern und flüsterte dann, indem sie forschend um sich blickte:

„Katombo!“

„Ayescha!“

„Du bist so beschäftigt, daß ich schon glaubte, Dich nicht anzutreffen!“

„Ich wäre gekommen, und wenn mich hundert Arme gehalten hätten. Hatte ich nicht viel mehr Recht zu der Frage, ob Du kommen werdest, Du mein Engel, meine Huri, meine Fee?“

„Hatte ich es Dir nicht versprochen? Komm; laß uns eintreten!“

Sie stieg die Stufen empor und öffnete. Er folgte ihr. Die Matte, welche das nach dem Garten gehende Fenster bedeckte, wurde aufgezogen, so daß der Strahl des Mondes und der Sterne in den Raum fiel, und dann nahmen sie Beide neben einander auf dem Divan Platz. Er entfernte den neidischen Schleier von ihrem Angesicht und blickte ihr lange, lange und wortlos in die dunklen, mit einem magischen Blicke auf ihm ruhenden Augen.

„Ayescha, ist diese Stunde kein Traum, keine Täuschung, keine Fata morgana, welche dem Pilger wunderbar Schönes und Köstliches vorspiegelt, um ihn dann in die tiefste Verzweiflung zu stürzen?“

„Es ist kein Traum und keine Spiegelung, Katombo, sondern Wahrheit. Ich war beinahe noch ein Kind, als ich Dich zum ersten Male bei uns sah, aber ich habe Dich geliebt seit jenem Tage bis heute, und werde Dich lieben, so lange Allah mir das Leben schenkt.“

„Und weshalb liebst Du mich? Ich kam her elend und arm, ohne irgend eine der vielen Gaben, welche Allah an Glückliche vertheilt.“

„Du hast die beste und die edelste Gabe, welche Allah nur seinen Auserwählten bietet: Du bist ein Mann! Weißt Du nicht, daß es hier nur Sklaven gibt, die hier sich demüthig beugen und dort so hochmüthig sich drüsten? Gibt es ein Fatum, ein Kismet? Der Prophet sagt ja, und der Koran sagt es auch. Aber wenn es Dein Kismet ist, ein Mann zu sein, so bist Du es doch nicht mit einem Male, sondern Du mußt es werden und bleiben durch Dich selbst. Vater nahm Dich auf, als Du arm und verlassen zu ihm kamst. Er frug Dich nur nach Deinem Namen, nach weiter nichts; aber Du hast mehr als diesen Namen.“

„Ja, ich habe mehr, viel mehr, unendlich mehr als ihn, denn ich habe Dich, die mir sosdauer ist als alle Schätze und Ehren der Erde.“

„Nein, Du hast Dich, und nur darum darfst Du auch mich besitzen. Ich habe gesehen, mit welchen Mühen Du nach des Vaters Liebe und Vertrauen gerungen hast; ich habe das Licht in Deiner Kammer leuchten sehen alle Nächte hindurch bis an den frühen Morgen; Du saßest bei den Büchern, welche Vater Dir gegeben hatte und in denen die schwere Kunst zu lernen ist, ein Schiff zu führen auf dem Strome und auf der großen See. Und wenn Du auf Reisen warst, so bin ich in Deine Kammer gegangen und habe viele Bücher gesehen in fremden Sprachen und mit Zeichen, die kein Laleb (Schriftgelehrter) versteht. Vater sagt, daß Du klüger und geschickter seist als er; Ali nennt Dich Effendi (Magister oder Doktor) und Du bist es auch. Du bist ein Mann, denn Du glaubst nicht an das Fatum und nicht an das Kismet, sondern Du willst durch Deine Arbeit und durch Deine Mühe werden, was Du wirst, und darum hebe ich meine Augen auf zu Dir und liebe Dich.“

Es war ihm so wunderbar, so selig zu Muthe bei diesen Worten des herrlichen Mädchens. Er sah sich in seinem tiefsten, innersten Denken und Streben von ihr verstanden, und dies machte ihn noch stolzer, noch glücklicher als ihre Liebe. Woher hatte sie die Anschauungen, die er hinter der Stirn eines orientalisch erzogenen Mädchens gar nicht erwarten und vermuthen konnte?

„Wer hat Dich gelehrt, am Kismet zu zweifeln?“

„Darf ich Dir es sagen, Katombo?“

„Sage es!“

„Aber Du wirst dann Dein Herz von mir wenden und mich nicht mehr lieben!“

Er legte ihr Köpfchen in überquellender Zärtlichkeit an seine Brust und flüsterte:

„Ayescha, ich war in einem fremden Lande, wo man ein wunderbar schönes Lied singt. Darin kommen Worte vor, die ich Dir als Antwort geben will.“

„Wie lauten sie?“

„Ich hab Dich geliebet und liebe Dich heut, und werde Dich lieben in Ewigkeit!“

„Welch schöne Worte; in jenem Lande muß es Dichter geben, die ebenso groß und gut sind wie die unsrigen!“

„Noch größer und besser!“

„Wie heißt es?“

„Germanistan.“

„Und ich darf glauben, was dieses Lied sagt, und Dir ohne Sorge meine Antwort geben?“

„Du darfst es, denn lieber will ich sterben, als auf Deine Liebe verzichten!“

„So wisse, daß wir eine alte Sklavin hatten, die nach dem Tode der Mutter immer bei uns sein mußte. Sie war keine Gläubige, sondern eine Christin und hat mir und Soheiden heimlich viel erzählt von ihrem Heilande, der Jsa-Ben-Marryam (Jesus, der Sohn Marieens) geheißen hat und für die Elenden und Armen gar gestorben ist. Die Worte, welche er lehrte, waren wie Thau in der Dürre und wie Balsam für die Schmerzen. Wir haben viel geweint über seine Leiden; aber er wohnt jetzt bei Allah und regiert die Erde. Ich liebe ihn, und weil er verboten hat, an das Kismet zu glauben, so will ich ihm gehorsam sein.“

„Weiß Dein Vater alles dies?“

„Nein. Aber Du bist ein Gläubiger und wirst mich nun von Dir stoßen!“

„Nein, das werde ich nicht, denn was Jsa-Ben-Marryam gesagt hat, das glaube auch ich. Doch das Herz ist ein Brunnen, aus dem nicht Jeder trinken darf; darum soll man nicht sprechen von seinen Gedanken, und nicht reden von den Gefühlen, welche in ihm wohnen. Wer glücklich ist, soll seine Seligkeit verschließen, und wer ein Leid zu tragen hat, darf es nicht Andern zeigen.“

„Und doch hast Du es Andere sehen lassen!“

„Ich? Woher weißt Du, daß ich ein Leid im Herzen hatte?“

„Hast Du jemals gelacht, seit ich Dich kenne? Bist Du jemals munter und vergnügt gewesen? Auf Deiner Stirn stand geschrieben, daß Dich ein großes Unglück drückte, und erst heut sah ich Dein Auge zum ersten Male ohne Wolken. Willst Du mir sagen, was Dich so tief betrübte?“

„Ja; aber nun muß ich befürchten, daß Du dann mich nicht mehr liebst!“

Sie legte ihre Arme um seinen Nacken und flüsterte:

„Ich hab Dich geliebet und liebe Dich heut, und werde Dich lieben in Ewigkeit!“

Er küßte sie mit tiefer Bewegung auf die reine Stirn.

„Ja, ich trug ein großes Leid im Herzen! Was würdest Du thun, Ayescha, wenn ich Dich jetzt von mir stieße und eine Andere liebte, die mich blos für eine Woche sehen will, um mit meiner Liebe zu spielen?“

„Katombo, thue das nicht; ich würde sterben!“ bat sie in angstvollem Tone.

„Nein, meine Seele, das thue ich nicht! Ich habe auch geglaubt, daß ich sterben müsse; aber das Herz des Mannes ist stark; es blutet fort, doch es bleibt leben, und das ist schlimmer als der Tod.“

Sie sah ihn fragend an.

„So hast Du eine Andere geliebt, die Dich verlassen hat?“

„Ja. Und nicht wahr, nun wirst Du mir Deine Liebe entziehen?“

„O nein, denn Du hast mich ja damals noch nicht gekannt. Ich möchte vielmehr nun meine Liebe verdoppeln, damit Dein Herz seine Wunden vergißt!“

„Sie sind geheilt, heut, in einem einzigen Augenblick.“

„An welchem?“

„Als Du mir fragtest, daß ich Dich lieben darf.“

„Sie — war — wohl — — schön, sehr schön?“ frug sie stockend.

Digitized by Google

„Ja, sie war schön, aber nicht so gut wie Du!“

„O nein, gut kann sie nicht gewesen sein, sonst hätte sie Dir nicht einen solchen Gram bereitet. Ich hasse sie nicht, weil Du sie liebtest, sondern ich hasse sie, weil sie so schlimm gegen Dich war. Wie hieß sie?“

„Zarba.“

„Zarba. Ich werde mir diesen bösen Namen merken, aber ich werde ihn niemals aussprechen, um nicht das Glück zu trüben, das ich Dir so gern geben möchte!“

Diese Worte des lieben engelsreinen Mädchens drangen ihm bis in die tiefsten Tiefen seines Innern, und Alles, was ihn bisher so unglücklich und elend gemacht hatte, drängte sich noch einmal eng zusammen, so daß es ihm heiß aus dem Herzen in die Augen stieg, aus welchen eine einzige aber desto schwerere Thräne niedertropfte. Sie fiel auf Ayeschas Wange. Sofort schlug das Mädchen die Arme um ihn und bat, nun selbst leise schluchzend:

„Meine nicht, Katombo, sondern liebe mich; Du sollst Alles vergessen, und ich werde Dir nie ein Leid thun, nie ein einziges!“

„Wirst Du auch mich nicht vergessen, wenn ich fern von Dir bin?“

„Ich werde stets an Dich denken, alle Tage, zu jeder Stunde und an jedem Augenblick! Kannst Du mir verzeihen, daß ich Dich fort von hier trieb, dorthin, wo nur Gefahr auf Dich wartet?“

„Du?“

„Ja ich, als ich den Vater bat, Dich an seiner Stelle nach Assuan zu senden?“

„Ich habe Dir ja gar nichts zu vergeben, vielmehr muß ich Dir Dank sagen, daß Du mir beistandest, als er mir meine Bitte nicht erfüllen wollte.“

„Ich weiß, daß nur Du allein die Schwester bringen wirst; ich weiß, daß Du alle Gefahren besiegen wirst; Vater aber wäre nie zurückgekehrt. Sein Herz ist krank; o, gieb ihm Heilung, Katombo, denn Du liebst mich und ihn, und er hat Dich seinen Sohn genannt!“

„Ich habe ihm versprochen, daß ich sterben oder Sobeide zurückbringen werde, und ich habe noch niemals mein Wort gebrochen. Er hat mich seinen Sohn genannt; aber werde ich es auch so sein dürfen, wie wir es wünschen — als Mann seiner Tochter?“

Bei dieser Frage verdunkelte ein Schatten den halb offen gebliebenen Eingang und — Manu-Remusat stand vor ihnen. Sie erhoben sich erschrocken; er aber legte seine beiden Hände auf ihre Häupter.

„Du darfst es sein, Katombo, denn Ihr liebt Euch so, wie ich mein Weib einst liebte, und seid werth, Euch zu beglücken. Ich wollte Dich sprechen, Ayescha, sand Dich nicht im Harem und suchte Dich. Ich habe alle Eure Worte vernommen. Gehe nach Assuan, Katombo, und wenn Du mir Sobeide bringst, sollst Du Ayescha zum Weibe haben. Es ist ein hoher, ein köstlicher Preis; verdiene ihn Dir!“ — — —

(Fortsetzung folgt.)

Die verhängnißvolle Reise.

Humoreske

von

C. F . . . . r.

Das Fehlen ungestellter Gewalt
Wird keinem Sterblichen zu Theil.

Der Seifensieder August Krauthahn ging mit raschen, heftigen Schritten in seinem Wohnzimmer auf und ab und blies dem * Dampf aus seiner langen Pfeife in dichten Wolken zur Decke empor.

„Reise nicht!“ brummte er dabei, indem er einen nicht besonders freundlichen Blick nach seiner Ehehälfte, einer kleinen dicken Frau, hinüberwarf, die in dem Lehnstuhl am Fenster saß und düster vor sich hinstarrte. — „Reise nicht! Weshalb soll ich denn nicht reisen, he?“

„Weshalb? — Weil Du nicht wiederkommen wirst!“ sagte diese tief aufseufzend.

Krauthahn blieb plötzlich stehen und sah seine Frau erstaunt an. „Nicht wiederkommen?“ rief er endlich lachend. „Na nu, halt mir 'mal den Bucket steif! — Meinst Du, ich habe die Absicht, nach Amerika zu gehen und Dich im Stich zu lassen?“

„Wer spricht von Amerika? Daß Du nicht dahin gehst, weiß ich gewiß; aber Deinem Unglück rennst Du muthwillig entgegen.“

„Unglück entgegenrennen?“ rief Krauthahn verwundert und schüttelte den Kopf. — „Muthwillig? — Hat nun Jemand schon in der weiten Welt solch albernes Geschwätz gehört!“

„Albernes Geschwätz?“ rief seine Frau verletzt. „Natürlich, ich bin albern und dumm, wenn ich Deine Pläne nicht gutheiße. Was kümmert Dich denn Deine arme un —“

„Aber was in der Welt soll mir denn zustoßen, he?“

„Was Dir zustoßen soll? Das kannst Du noch fragen? Ich bitt' Dich um Alles in der Welt! — Liest Du denn nicht täglich in den Blättern, daß Eisenbahnzüge zusammengestoßen, den Eisenbahndamm hinunterzustürzt sind und dabei so und so viel Menschen ihr Leben eingebüßt haben? Willst Du das etwa in Abrede stellen?“

„Ich nicht!“ knurrte Krauthahn, indem er wieder eine Wolke Tabak von sich blies und seine Wanderung von Neuem begann. „Wer will denn das bestreiten? Aber nicht jeder Zug passirt ein Unglück; — unter Tausenden kann einem. Und ist übrigens auf der Strecke von Kittelwitz nach Hammelberg schon ein Unglück passirt? — Noch nicht einmal ein Hund, geschweige ein Mensch hat bis jetzt dort sein Leben eingebüßt!“

„Kann aber doch jeden Tag passiren, August!“ sagte Sie gelassen. „Du denkst Dir die Reise leichter, als sie wirklich ist. Nicht blos auf der Eisenbahn, auch in Hammelberg und wo ihr sonst noch hinkommen mögt, kann Dir ein Unglück zustoßen. Die Zeiten sind schlecht, August! Auf offener Straße und am hellen lichten Tage werden die Leute überfallen und ihrer Baarschaft beraubt; widersetzen sie sich, werden sie ohne Weiteres von den Strolchen niedergestochen. — Du schüttelst unglaubig den Kopf — “

„Du siehst zu schwarz, Kathrine!“ sagte Krauthahn stärker dampfend.

„Nein, August! Was ich Dir eben sagte, kannst Du alle Tage in den Blättern lesen. Zu spät wirst Du einsehen —“

„Ich muß reisen, Kathrine!“ fiel ihr Krauthahn ins Wort. „Kann die Reise nicht aufschieben.“

„Mußt reisen?“ rief diese verwundert. „Wer zwingt Dich dazu?“

„Zwingt Dich dazu? Hast Du denn, zum Kukuk, dein Brief vom Vetter nicht gelesen?“ rief Krauthahn ärgerlich, indem er sich nach dem vor ihm am Boden liegenden, dahin geworfenen zerknitterten Briefe bückte, ihn aufhob und auseinanderschlug.

„Nein! — Ja! — Das heißt, oberflächlich habe ich ihn gelesen,“ sagte sie kurz.

„Nun, da wunderts mich freilich nicht, daß Du so sprichst,“ sagte Krauthahn, seinen aufsteigenden Zorn mühsam verbergend. „Du weißt doch, daß ich dem Vetter vor vier Wochen schrieb, ich würde ihn acht Tage nach Pfingsten besuchen.“ —

„Und deshalb mußt Du reisen?! — Schreib ihm doch, daß Du jetzt nicht kommen könntest; schieb irgend etwas —“

„Nein, das thu' ich nicht.“ —

„Weil Dir Deine Frau gleichgültig ist! Fremde Leute stehen Dir natürlich näher —“

„Karoline!“ rief Krauthahn mit flammenden Augen und stemmte beide Arme in die Seite, „zügele Deine Zunge! — Donner und Wetter! Meinst Du, ich werde nicht, was ich zu thun und zu lassen habe? Ist denn der Vetter Filzberger ein Mensch, den man zum Narren haben kann, he?“

Frau Krauthahn war bei diesem unerwarteten heftigen Erguß ihres sonst gutmüthigen Gatten erschrocken emporgeschnellt und starrte diesen mit weit geöffneten Augen an. Dieser aber fuhr unerschütterlich fort:

„Hier steht schwarz auf weiß, daß der Vetter mich morgen Nachmittag bestimmt erwartet und sogar bis Kippelshausen mir entgegensahren will. Soll ich nun etwa hier in Saubach bleiben und den Vetter in die Welt hineinfahren lassen, he? — Niemals würde er mir verzeihen; enterben würde er uns.“

„Laß uns nicht mehr davon sprechen!“ rief seine Frau, die jetzt einsah, daß ihre Vorstellungen vergeblich waren und ihr Mann sich immer mehr in Zorn hineinsprach; „ich sehe ein, daß alle meine vernünftigen Vorstellungen nutzlos sind. Reise meinetwegen heute Abend noch — jetzt gleich; die schlimmen Folgen aber werden sicher nicht ausbleiben!“

Dies sagend segelte sie aus dem Zimmer und dröhnend flog die Thüre zu.

„Und die wollen wir abwarten!“ rief Krauthahn, indem er das Taschentuch hervorholte und die dicken Schweißtropfen, die ihm das unerquickliche Thema erpreßt hatte, von der Stirn wischte. — „Schlimme Folgen! — Schnak, als ob es ein Kunststück wäre, von Kittelwitz nach Hammelberg auf der Eisenbahn zu fahren! — Habe ich auch,“ brummte er, während er seine Pfeife wieder in Brand setzte, „die Eisenbahn — noch nie benutzt — will ich — doch ohne Furcht auf derselben — bis ans — Ende der Welt fahren!“ —

Eine Weile noch schritt er in der Stube auf und ab, um die

Digitized by Google

Illuſtrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 31. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortſetzung.)

XIII.

Vom Reis zum Kapuden Paſche.

Die Sonne hatte ſich ſchon längſt aus den Fluthen des rothen Meeres erhoben, doch war der Morgen noch nicht ſo weit vorgerückt, daß ihre Strahlen ſehr beſchwerlich gefallen wären. Auf den Fluthen des Nils tummelte ſich ein reges Leben, und auch in den Straßen und Gaſſen von Aſſuan herrſchte ein Verkehr, der nach einigen Stunden, wenn das Geſtirn des Tages höher zu ſtehen kam, notwendig erſterben mußte.

Am Ufer lag zwiſchen andern Fahrzeugen ein Sandal, der die Blicke aller Kenner auf ſich zog. Der Rumpf hatte eine ſchärfere und ſchlankere Bauart, als ſonſt bei dieſen Fahrzeugen zu bemerken war; von dem Segelhaus konnte man nichts ſehen, da Alles im Reiſe lag, aber die eigenthümliche und frembartige Takelung ließ vermuthen, daß auch die Leinwand eine ungewöhnliche Form und Stellung beſitzen werde.

Auf dem Vorderdecke dieſes Fahrzeuges ſaßen mehrere Männer, welche Tabak rauchten und ſich dabei in aller Gemüthsruhe das am Ufer ſichtbare Leben und Treiben beſchauten; am Hinterdecke aber, ganz nahe am Steuer ſtanden Zwei, die in einer zu lebhaften Unterhaltung begriffen waren, als daß ſie, wenigſtens jetzt, für dieſen Gegenſtand ein Intereſſe hätten haben können. Der Eine war ein ſehr hochgewachſener, noch junger Mann in der Tracht eines Reis, und der Andere zeigte eine ſchmächtigere, weit kleinere Statur, die ſich durch eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit auszeichnete.

„Alſo Babel-Nun heißt die Straße, Ali,“ meinte der Erſtere.

„Ja, Bab-el-Nun, Effendi. Meine Geſtalt iſt kurz, aber mein Gedächtniß iſt ſo lang wie der Nil; wie könnte ich mir ſonſt meinen eigenen Namen merken!“

„Und über dem Thore des Hauſes ſteht das erſte Surat des Koran.“

„Das erſte, das iſt gut; da habe ich nicht ſo viel zu zählen, als wenn es das neunzigſte oder hundertachtundvierzigſte wäre.“

„Und Du wirſt Deine Sache gut machen, Ali?“

„Maſchallah, habe ich ſie jemals ſchlecht gemacht? Nur ein einziges Mal bin ich dumm geweſen, weil ich das Krokodil nicht gleich verſchlungen habe, als es mich freſſen wollte. Sei ohne Sorge, Sihdi! Aſſuan iſt nicht bekannt, als ob hier beſonders kluge Leute wohnten.“

„Hier haſt Du Geld. Man weiß nicht, ob Du welches brauchen wirſt.“

„Maſchallah, Sihdi, ich weiß, daß ich ſtets welches brauche; aber was ich übrig behalte, das ſollſt Du ehrlich wieder bekommen. Das Geld iſt wie der Vogel: man weiß, aus welchem Ei er kommt, aber wenn er ausgekrochen iſt, ſo weiß man nicht, wohin er fliegt.“

„So gehe!“ lachte Katombo.

„Sallam — — —“

Das aaleikum“ war nicht mehr zu hören, denn Ali hatte bereits den Fuß auf den Bord geſetzt, um an das Ufer zu ſpringen. Hier gab er ſich ganz das Anſehen eines Mannes, der ohne ein beſonderes Ziel behaglich dahinzuſchlendern vermag, weil ihm die liebe Zeit nicht allzu karg zugemeſſen iſt, und erſt nach einiger Zeit trat er zu einem müßig ſtehenden Laſtträger.

„Sallam aaleikum!“

„Aleikum!“ lautete die einſilbige Antwort.

„Iſt Friede in Deinem Hauſe?“

„Friede immerdar!“

„Und Glück bei Deinem Geſchäfte?“

„Allah gibt Jedem, was er braucht. Gibt er viel, ſo braucht man viel, gibt er wenig, ſo braucht man wenig.“

„Hamdulillah, Preis ſei Gott, daß ich gefunden habe, was ich ſuche!“

„Was ſucheſt Du?“

„Sag lieber: „Wen ſucheſt Du?“ Ich ſuche einen weiſen Mann, der mir eine Frage beantworten kann, und da Deine Worte von Gelehrſamkeit duften wie die Bücher der Kabis, ſo glaube ich, daß Du mir Antwort geben kannſt.“

„So frage!“ gebot der Laſtträger, welcher ſich außerordentlich geſchmeichelt fühlte, und nun eine Frage erwartete, zu deren Beantwortung ein ungewöhnlicher Scharfſinn gehöre.

„Wo liegt die Straße Babel-Nun?“

Das Geſicht des Laſtträgers verfinſterte ſich mit einem Male.

„Iſt das Deine gelehrte Frage?“

„Ja.“

„So gehe, wo Du hergekommen biſt, ſonſt werde ich Dir die Straße Babel-Nun mit dieſem da zeigen!“ Dabei erhob er den

Digitized by Google

Prügel, an welchen er Doppellasten zu befestigen pflegte, um sie auf der Achsel zu tragen. „Glaubst Du, daß sich ein ehrlicher Mann von einem Muffin (Spatzvogel) äffen läßt? Fort, sonst kommst Du dreimal schneller weg, als Du denkst!“

Dabei machte er eine so sprechende Bewegung, daß Alli schleunigst das Weite suchte.

„Maschallah, war das ein Grobian! Also auf diese Weise geht es nicht; ich muß es auf eine andere versuchen!“

Er bog jetzt eilig in ein Gäßchen ein, in welchem ihm ein Sorbethändler begegnete. Er trat auf ihn zu und frug kurz:

„Wo ist die Straße Babel-Nun?“

Der Händler setzte seinen Limonadenapparat zur Erde und legte beide Hände an die Ohren.

„Was? Wie?“

Ali merkte, daß der Mann schwerhörig war und trat ihm so nahe wie möglich, um ihm seine Frage in das Ohr zu brüllen. Indem kamen zwei Maultiere herbei, welche eine Sänfte trugen, in welcher jedenfalls eine vornehme Frau saß, denn zwei Läufer gingen ihr voran, laut ihr „Memalek!“ und „Schimalek!“ („rechts!“ und „links!“) rufend, um die Begegnenden zum Ausweichen anzuhalten. In der Rechten trug jeder von ihnen eine schwere Nilpeitsche, um ihren Worten, wenn sie nicht befolgt wurden, nach Landessitte den gehörigen Nachdruck zu geben. Eben brüllte Ali sein

„Wo ist die Straße Bab — — —“

so eyhiett er, ohne vollständig ausgesprochen zu haben, einen fürchterlichen Hieb über den Rücken. Er fuhr erzürnt herum.

„Schimalek!“ donnerte ihm der Läufer entgegen und applizirte ihm einen zweiten und ebenso kräftigen Hieb auf dieselbe Stelle.

„Schim — — ach so! Allah ferikhm, haut der Kerl zu!“

Er retirirte sich zur angegebenen Seite, aber doch nicht schnell genug, so daß er noch einen dritten Hieb empfing. Der Sorbethändler hatte natürlich die Warnung noch viel weniger vernommen. Der andere Läufer bearbeitete ihn auf das Lebhafteste mit der Peitsche, immer sein „Memalek!“ rufend; aber ehe der schwerhörige Mann seinen Apparat emporwarf, waren die Maultiere zur Gasse und schritten so kontinuirlich weiter, daß er zur Seite geworfen und sein Gefäß umgerissen wurde, so daß die Limonade über die Gasse schwemmte.

Als Ali das Unheil bemerkte, welches er angerichtet hatte, machte er sich eiligst aus dem Staube, und hielt nicht eher an, als bis er um einige Ecken gebogen war. Dort blieb er stehen, um sich den Resten seines beleidigten Körpers zu reiben.

„Allah akbar, Gott ist groß, aber diese Liebe waren noch größer. Welch ein Glück, daß ich entkommen bin! Hätte mich der Händler festnehmen lassen und angezeigt, so hätte ich ihm seinen ganzen Sorbet bezahlen müssen. Wie es scheint, ist es heut mein Kismet, daß ich die Straße Bab-el-Nun nicht finden soll!“

Er schaute sich um und bemerkte einen Wassermann, welcher seinen Esel vor sich hertrieb, an dessen beiden Seiten die offenen Fässer hingen. Er wartete, bis derselbe nahe war und trat ihm dann entgegen.

„Willst Du mir nicht sagen, wo die Straße Babel-Nun ist, la Abd-el-Ma (o Diener des Wassers)?“

Der wie ein Herkules gebaute Mann sah ihn ruhig von unten bis oben an, ergriff dann sein Schöpfgefäß, tauchte es tief in eines der Fässer, so daß es voll wurde, und goß ihm das Wasser in das Gesicht. Dann setzte er, ohne ein Wort zu verlieren, seinen Weg weiter fort, als ob nicht das Mindeste vorgefallen wäre. Ali stand da, als hätte ihn der Schlag gerührt, und es dauerte lange, ehe er auf den Gedanken kam, seine Sachen abzubinden, um sich mit derselben abzutrocknen. Er befand sich im Bazar der Schneider, und ihm gegenüber lag ein Laden, dessen Besitzer den ganzen Vorgang mit angesehen hatte. Er winkte ihm einzutreten.

„Sallam aaleikum!“ grüßte Ali.

„Sallam, Friede sei mit Dir! Warum begoß Dich dieser Mann mit Wasser?“

„Ich weiß es nicht. Kannst Du es mir sagen?“

„Was sprachst Du zu ihm?“

„Ich frug ihn, wo die Straße Babel-Nun ist.“

„Bist Du fremd in Assuan?“

„Ja.“

„Wo kommst Du her?“

„Von Kairo.“

„Maschallah, so hat er Dich unschuldig bestraft! Die Straße Babel-Nun ist dieselbe, in der Du Dich befindest, und der Mann hat gelaubt, Du wollst mit ihm scherzen. Was suchst Du in dieser Straße? Ich werde Dich gern berichten.“

„Das Haus des Mudellir.“

„Das liegt fehr weit von hier; Du kannst es an der heiligen Fahne erkennen, welche über dem Thore zu lesen ist. Was willst Du bei Hamd-el-Kref?“

Ali hatte zwar bisher Unglück gehabt, aber er war trotzdem ein schlauer Kopf und behalten sich kurz:

„Ich will ihn um Gerechtigkeit bitten.“

„Um Gerechtigkeit?“ dehnte der Schneider. „Der Prophet spricht: „Wenn Du einen Freund findest, so öffne ihm Dein Herz, dann wird Dein Fuß nicht straucheln. Sprich weiter!“

„Bist Du mein Freund?“

„Versuche es, so wirst Du es bald sehen! Ich bin ein Freund aller Gerechten, aber ein Feind aller Ungerechten.“

„Ich habe einen Bruder im Wadiel-Nagreb, welches nicht weit von hier liegt. Er starb und hat mir seine Habe hinterlassen, aber als ich von Kairo in das Wadi kam, da —“

„Da hatte der Mudellir Deine Erbschaft eingezogen?“ fiel ihm der Schneider eifrig in die Rede.

„Du sagst es.“

„Und nun willst Du zu ihm gehen und sie von ihm fordern?“

„Sie von ihm fordern!“ nickte Ali.

Der Schneider blickte sich vorsichtig um, legte dann die Hand an den Mund und flüsterte:

„Weißt Du, was Du bekommst?“

„Was?“

„Die Bastonnade, aber von Deiner Erbschaft nicht so viel, wie ein Durchakorn (Hirsekorn) groß ist. Gehe nicht zu ihm, sondern kehre eilends nach Kairo zurück!“

„Sagst Du die Wahrheit?“

„Ich sage sie, denn ich kenne den, von dem Du sprichst. Er hat ein ganzes Jahr lang seine Gewänder bei mir genommen, und als ich kam und ihr bemüthig um die Zahlung bat, kannte er mich nicht und ließ mich in den Bock spannen. Meine Zahlung habe ich redlich erhalten, denn für jedes Silberstück, welches ich verlangte, bekam ich einen Bastonnadenstreich! Allah i charkilik, Gott verbrenne ihn!“

„Und die Tochter meines Bruders ist auch mit verschwunden.“

„Maschallah, ist das wahr? So hat er sie in sein Harem gesteckt! Die schönsten Jungfrauen des Bezirkes treibt er zusammen, obgleich Sado, seine Frau, nichts davon erfahren darf. In dem Hause, welches ich Dir beschrieb, werden sie eingeschlossen; ich weiß das ganz genau, denn meine Schwester gehört zu den Hüterinnen der Frauengemächer.“

„Kommt sie zuweilen, Dich zu besuchen?“

„Sie kommt täglich, wenn sie ihre Einkäufe für die Küche macht.“

„Würdest Du mir erlauben, einmal mit ihr zu sprechen?“

Der Schneider schüttelte langsam und bedächtig das Haupt.

„Das ist zu gefährlich!“

„So laß Dir etwas sagen, Mann: Die Tochter meines Bruders hatte einen Geliebten, welcher mit nach Assuan gekommen ist. Er ist ein sehr wohlhabender Kaufmann und hat einen ganzen Beutel voll Goldstücke bei sich. Er würde gern mit Dir sprechen. Darf ich ihn holen?“

Der Schneider blickte nachdenklich vor sich nieder.

„Warte einmal; ich will das Kismet befragen!“

Er griff in die Tasche seiner weiten Bluderhosen und zog drei Würfel hervor, die er eine Weile in den hohlen Händen rollte und dann auf den Boden fallen ließ. Er zählte die oben aufliegenden Augen und meinte dann:

„Geh und hole ihn, ich darf Euch vertrauen!“

Ali verließ den Laden und kehrte schleunigst zum Sandal zurück, wo ihn Kalombo mit Sehnsucht erwartete. Als er ihn kommen sah, stieg er zur Kajüte nieder, in welcher er ihn empfing.

„Nun?“

„Sidi, ich bin Ali-el-Hatemi-Ebn-Abbas-Ebn-er-Rumi-Ben-Hafis-Omar-en Nasaff, und was Du mir befiehlst, das bringe ich zu Stande!“

„Hast Du die Straße gefunden?“

„Sofort,“ antwortete er, sich in die Brust werfend.

„Und weiter?“

„In dieser Straße wohnt ein Schneider, der ein großer Feind des Mudellir ist, weil dieser ihm die Bastonnade geben ließ, anstatt ihn zu bezahlen. Seine Schwester ist Haremshüterin beim Mudellir und wird jetzt zu ihm kommen. Willst Du mit ihr sprechen? Ich habe gelogt, mein Bruder im Wadiel-Nagreb sei gestorben und ich bin aus Kairo gekommen um die Erbschaft zu holen. Der Mudellir aber hat sie mir weggenommen und auch die Tochter meines Bruders dazu, deren Bräutigam Du bist. Du bist ein Kaufmann und hast viele Goldstücke mit.“

Digitized by Google

„Ali, Dein Verstand ist ebenso groß, wie Dein Name lang ist. Warte ein wenig; ich werde gleich fertig sein!“

Er durfte natürlich in dem Anzuge eines Reis nicht mitgehen, sondern mußte ein anderes Gewand anlegen. Nachdem dies geschehen war, verließen sie das Fahrzeug und schritten nach der Straße Bahrel-Nun, deren Lage sich Ali genau gemerkt hatte. Der Schneider schien ihrer bereits zu harren. Vielleicht war seine Schwester mitterweile gekommen.

„Mein Freund hier hat mir Deinen Laden empfohlen,“ begann Katombo nach der üblichen Begrüßung. „Hast Du einen Anzug für mich?“

Des Schneiders Auge leuchtete bereitsbigt auf; er sah, daß er einen Mann vor sich habe, der eine delikate Sache auf die rechte Weise einzuleiten verstand.

„Du findest bei mir Alles, was Du begehrst. Willst Du einen guten oder einen billigen Stoff?“

„Der gute ist stets der billigste.“

„Du sprichst weise, wie ein Kenner spricht. Setze Dich nieder und nimm die Pfeife! Ich werde Dir vorlegen.“

Er brachte die verschiedensten Anzüge zum Vorschein. Katombo bejhelt einen derselben und bezahlte ihm doppelt so viel, als er verlangte. Der Schneider bedankte sich:

„Gesegnet sei die Hand, welche lieber gibt als nimmt! Erhebt Euch, Ihr Männer! Tretet durch diese Thür, Ihr werdet auch dort finden, was Ihr sucht.“

Sie folgten seiner Aufforderung und traten in ein kleines, enges Gemach, in welchem eine kurze dicke und verhüllte Frauengestalt saß. Katombo verbeugte sich sehr tief herab, obgleich er wußte, daß er nur eine Dienerin vor sich habe.

„Sallam aaleikum, Friede und Heil sei mit Dir! Der Kuran sagt: „Das Herz des Weibes gleicht der Rose; es spendet Duft und Wohlgeruch zu aller Zeit. Laß mich die Schwester des Weibes bewundern.“

Neben ihr stand eine Thonvase, in welcher eine Rose steckte. Er nahm Beides, sog den Duft der Rose ein, ließ dabei eine Hand voll Goldstücke in die Vase fallen und setzte diese wieder an ihren Ort zurück. Diese Introduktion hatte eine außerordentliche Wirkung; der Schleier wurde gelüftet und ein volles, gutmüthig dreinschauendes Gesicht kam zum Vorschein; zwei fette Hände ergriffen die Vase und holten trotz des darin befindlichen Wassers das Geld heraus.

„Du hast den Kuran studirt und Worte und Handlungen der Höflichkeit gelernt. Ich werde Dir dienen, so weit ich es vermag.“

„Du bist Aufseherin im Harem des Mudellir?“

„Ich bin es.“

„Kennst Du die Namen aller seiner Frauen?“

„Ich kenne sie.“

„Und weißt Du von Jeder, wo ihre Heimath ist?“

„Von Keiner. Warum soll ich ihnen Schmerz bereiten, indem ich sie nach ihrer Heimath frage?“

„Kennst Du eine Namens Sobeide?“

„Ich kenne sie, doch ist sie nicht eine von seinen Frauen.“

„Warum?“

„Er darf sie nicht berühren, sonst tödtet sie sich.“

„Wann wurde sie Euch gebracht?“

„Vor noch nicht einem Monat.“

„Weißt Du, woher sie kam?“

„Nein.“

„Es ist meine Geliebte. Darf ich einmal mit ihr sprechen?“

„Wenn Du mir beim Barte des Propheten Verschwiegenheit gelobst.“

„Ich schwöre es.“

„So muß es noch heut geschehen, denn der Mudellir reist morgen nach Kairo a und nimmt einige seiner Frauen mit, unter denen Sobeide vielleicht sein könnte.“

„Mit welchem Schiffe fährt er?“

„Ich weiß es nicht. Er nimmt das, welches ihm gefällt, ohne den Schiffer zu fragen; ob er ihm Schaden bringt.“

„Wann soll ich Sobeide sehen?“

„Grad um die Mittagszeit. Sie wird im Garten sein. Wenn Du Dir das Haus betrachtest, so ist die hintere Mauer des Gartens leicht zu finden. Da, wo ein Zitronenbaum über dieselbe emporragt, wird sie stehen. Wie Du hinaufkommst, mußt Du selber sehen.“

„Kann ich mich auf Dich verlassen?“

Sie legte betheuernd die dicke Hand auf das Herz.

„Sicher!“

„Ich danke Dir. Wenn ich Dir etwas zu sagen habe, werde ich zu Deinem Bruder kommen.“

„Thue das!“

Katombo verabschiedete sich mit Ali. Draußen auf der Straße angekommen, schritten sie dieselbe hinab, bis sie ein einzeln stehendes Haus bemerkten, über dessen Thore die heilige Fatiha zu lesen war. Auf einem Umwege suchten sie die hintere Seite des Gartens zu gewinnen, es gelang ihnen, und nun bemerkten sie, daß das Terrain ihrem Vorhaben außerordentlich günstig war. Die Umgebung zeigte sich so einsam und versteckt, daß man keinen Beobachter oder Verräther zu befürchten brauchte, und sie kehrte Katombo außerordentlich befriedigt nach dem Sandal zurück.

Er hatte kaum seinen Anzug gewechselt, so trat Ali bei ihm ein.

Ali, es gelten einige Distanzen am Fluße hin. Man sagt, sie suchen ein Fahrzeug für den Mudellir auf.“

Sofort begab sich Katombo auf das Deck und kam gerade zur rechten Zeit um zu bemerken, daß einer von den Männern abstieg und auf den Sandal zuschritt. Am Wasser angekommen, verlangte er mit barscher Stimme ein Brett um hinüberkommen zu können. Es wurde ihm gelegt, und er schritt an Bord.

„Wo ist der Reis?“

Man wies ihn zu Katombo, der ihn neugierig erwartete.

„Du bist der Führer dieses Schiffes?“

„Ich bin es.“

„Was hast Du geladen?“

„Nichts.“

„Wohin ist der Sandal bestimmt?“

„Nach dem Bahrel-Abiad.“

„Was willst Du dort holen?“

„Sennesblätter.“

„Woher kommst Du?“

„Aus Kairo.“

„Zeige mir das Innere Deines Schiffes.“

„Wer bist Du?“

„Ich heiße Hamdel-Arek und bin der Mudellir von Assuan. Kennst Du mich?“

„Ich habe Dich nach wie gesehen, aber Deinen Namen oft gehört. Komm und siehe!“

Er führte ihn durch die Kajüte und sämmtliche Räume. Als sie das Deck wieder betraten, schien der Statthalter im höchsten Grade befriedigt zu sein. Er legte Katombo seine Hand auf die Schulter.

„Bist Du ein guter Schiffer?“

„Urtheile selbst. Der Sandal ist nach meinem Plane gebaut.“

„So vertraue ich Dir, denn der Bau und die Einrichtung sind unübertrefflich. Du wirst nicht nach dem Bahr-el-Abiad gehen!“

„Nicht?“ frug der Reis scheinbar verwundert.

„Nein, sondern zurück nach Kairo.“

„Was soll ich in Kairo?“

„Mich sollst Du hinbringen, mich, meine Diener und eine von meinen Frauen. Wenn wir glücklich anlömmen, wirst Du gut bezahlt.“

Katombo bemühte sich, ein höchst verdrießliches Gesicht zu Stande zu bringen, und es gelang ihm so vollständig, daß der Mudellir die Stirn runzelte.

„Ich hoffe, Du beklagst Dich nicht über die Ehre, mich an Bord haben zu dürfen; die Nilpeitsche würde Dich eines Besseren belehren! Meine Dienerschaft kommt unter das Vorderdeck, die höhere Begleitung unter die Zelte, welche ich Dir senden werde, ich in die Kajüte und die Frau in die Kabine nebenan. Machst Du einen Versuch mit dem Sandal fortzugehen, so bekommst Du die Bastonnade bis Du stirbst.“

„Ich werde gehorchen!“ antwortete Katombo.

„Ich hoffe es um Deinetwillen. Du hast nur für Raum und gute Fahrt zu sorgen; alles andere werde ich selbst besorgen.“

Er verließ das Schiff, bestieg sein Pferd wieder und ritt davon. Katombo wußte nicht, ob er sich freuen solle; es galt, Gewißheit zu erlangen, und das konnte erst zu Mittage geschehen. Bis dahin hatte er allerdings genug zu thun, um seine Anordnungen zu treffen in Beziehung auf die Veränderungen, welche im Innern und auf dem Decke des Sandal vorgenommen werden mußten. Kurz vor Mittag aber verließ er mit Ali das Fahrzeug und bezahlte trotz der außerordentlich drückenden Sonnenhitze nach dem Garten des Statthalters. Sie kamen unangesehen bei der ihnen angewiesenen Stelle an und suchten sorgfältig die Umgebung ab, um sich zu vergewissern, daß kein Lauscher vorhanden sei. Dann traten sie an den Punkt, wo sich der bezeichnete Baum über die Mauer erhob.

„Ich muß auf Deine Schultern treten, Ali!“

„Maschallah, das ist mir lieber als auf die Nase! Ich werde Dich schon erhalten können, Sidi.“

„Herunter springe ich ohne Deine Hilfe. Du steckst Dich bis

Digitized by Google

dahin unter jenen Busch, um das Terrain zu beobachten. Wenn Du etwas Verdächtiges bemerkst, stoßest Du den Schrei des Geiers aus."

„Den bringe ich fertig, Sihdi; wenn ich aber „Lubeka Allah Hümeh," den Gesang der Pilger, anstimmen sollte, so müßten wohl einige Töne über Bord geworfen werden. Doch, hier stehe ich, fest und sicher wie ein Elephant. Willst Du aufsteigen?"

„Ja, komm!"

Er schwang sich auf die Schultern des Dieners und konnte von hier aus gerade den oberen Rand der Mauer erfassen. Ein fester Griff, eine gewandte Volte und er saß oben. (Fortsetzung folgt.)

Ulrich Schwarz

Bürgermeister von Augsburg.

Historische Erzählung aus dem 15. Jahrhundert

von

J. B. Karg.

(Schluß.)

Erlaubt mir, Bürgermeister, und Ihr Mitglieder des Raths," begann er mit fester Stimme, „Euch auf die Folgen einer solchen Handlung aufmerksam zu machen. Des Kaisers Ungnade laßet schwer genug auf der Stadt, wollt Ihr sie noch vermehren? Ihr wißt, wie hoch Bittel in des Kaisers Gnade steht. Ihr wißt, wie hoch die Beiden von ihren Mitbürgern geehrt werden; dreimal hat Hans Bittel der Bürgermeisterwürde vorgestanden, zum Wohle der Stadt so viel gewirkt, und über einen solchen Mann wollt Ihr zu Gericht sitzen, an dem kein Fehl und kein Verbrechen haftet? Ich warne Euch, denn nur Unheil kann aus dieser That entspringen."

„Ihr wagts," fuhr Schwarz auf, „für den Hochverräther hier zu reden? Ich kenne Euch, Rehlingen und Eure Freunde, traut mir nicht zu viel zu, es könnte leicht Euch gleiches Loos begegnen."

„Thut, was Ihr wollt," war Rehlingens Antwort. „Ich kenne keine Furcht vor Euch und nehme keinen Theil an diesem Morde." Er erhob sich und verließ mit den wenigen Gutgesinnten das Rathhaus.

Schwarz befahl nun, auch Leonhard Bittel zu verhaften und Jeden in einem besonderen Kerker zu verwahren.

Als die Nachricht sich in der Stadt verbreitete, die beiden Brüder Bittel seien gefangen und ihr Todesurtheil sei gewiß, herrschte überall große Bestürzung und Jammer, Gruppen von Bürgern und Frauen standen beisammen und erzählten sich die Trauerbotschaft. Doch Niemand wagte für sie zu handeln, die Furcht vor dem Haß und der Rache des Tyrannen war so groß, daß nicht eine Hand sich zu ihrer Befreiung erhob.

Zwei Tage darauf versammelte sich wieder der Rath, um das Urtheil über die beiden Bittel zu sprechen. Alle Bitten ihrer Freunde fanden taube Ohren und verhallten ungehört vor Schwarzens Rachgier. Ein Schreiben des Herzogs Albrecht von Bayern, welcher die beiden Männer hoch schätzte und sie retten wollte, warf Schwarz verächtlich bei Seite. Die Vorstellungen des Bischof Johannes und des Abtes von St. Ulrich fanden kein Gehör. Er glaubte, seine Macht könne nichts mehr beugen und er müsse sie zeigen, damit seine Feinde Gehorsam lernten.

Als Schwarz in die Versammlung trat und die Anwesenden überfah, bemerkte er mit heimlichem Grimme, daß Hörmart, Rehlingen, Großenbert, Georg Strauß, Michert und Ulrich Deller fehlten. Die Wackeren wollten nicht durch ihre Anwesenheit Theil an dem ungerechten Morde nehmen und eine Blutthat auf ihr Gewissen laden. Ausstich auf Rettung für die Unglücklichen war keine vorhanden.

Schwarz, schon im Voraus seines Anhanges und seiner Helfershelfer versichert, von denen besonders der Bäcker Jos Taglang heute thätig war, sprach nach kurzer Berathung das Schuldig über die beiden Brüder, und der Rath verurtheilte sie zum Tode mittelst Enthauptung.

Doch sieh, was für ein Drängen und Wogen entsteht unter der Menge, die das Rathhaus umstand, den Sprüche des Rathes harrend. Ein Beifallsgemurmel erhebt sich und dringt hinaus bis zu den Ohren des Bürgermeisters, der sofort nach der Ursache des Lärmens forschen läßt. Und eilend bringt der Abgesandte die Nachricht, ein Zug von Frauen in tiefe Trauer gehüllt nahe sich, voran Bittels Gattin und seine Tochter.

Das Volk machte zu beiden Seiten Raum, den Zug hindurch zu lassen. Mitleid mit den Armen überwog einen Augenblick die Furcht und ehrerbietig grüßten sie die trauenden Frauen.

Langsamen Schrittes betraten Bittels Gattin, Bertha und Franziska mit den ehelichen Frauen der Stadt den Saal. Die Rathsherren hatten sich von den Sitzen erhoben und betrachteten theils verwundert, theils mit Angst dieselben. Bittels Gattin und Tochter warfen sich Schwarz zu Füßen und der Ruf: „Gnade für den Gatten, Gnade für den Vater, Gnade für die Unglücklichen" entrang sich Aller Lippen.

Doch der übermüthige Tyrann sah verächtlich herab auf die Bittenden, ein triumphirendes Lächeln auf den Lippen. Ja er wollte er sie sehen, die Stolzen, im Staube vor ihm sich windend, und winselnd um sein Erbarmen flehend.

Doch kein Erbarmen kannte sein Tigerherz. Mit donnernder Stimme rief er den Frauen zu: „Was der Rath beschloß, dann ändert sich kein Buchstabe, den Tod haben sie verdient, er soll ihnen morgen werden und zwar durch Henkershand."

Ein Weinen und Wehklagen erhob sich bei den fürchterlichen Worten; doch der Mann des Schreckens stand unbeweglich, sein Herz hatte eine starre Eisrinde umgeben und die Thränen flossen vergebens.

Da plötzlich hebt sich Bittels Gattin empor. „Steht auf, Ihr werthen Frauen," sprach sie, „nicht länger ziemt es uns im Staub zu liegen, Bittels Weib und Kinder sind hart genug, den Leidenskelch bis auf den Grund zu leeren. Du aber, Schwarz, den keine Klage und keine Thräne rührt, der Du kein Mitleid kennst, Du sollst auch kein Mitleid finden, wenn einstens Deine Stunde schlägt."

Groß und erhaben im Ertragen unverdienten Leidens kehrte sie ihm den Rücken und verließ mit den Frauen die ob ihrer kühnen Rede bestürzten Rathsherren.

Der 19. April, der Todestag der unglücklichen Opfer schnöder Willkür und Tyrannei, brach an. Die Nacht hatten die beiden Brüder im Gebet zugebracht. Der Prior Peter Anselm des Dominanerklosters bereitete sie auf den letzten Gang mit den Tröstungen der Religion vor und suchte ihrer Seele Fassung zu verleihen zu dem letzten Kampfe, den das Leben ihnen bot.

Doch kein Vorwurf trübte ihre letzten Stunden, fielen sie ja schuldlos als Märtyrer der Wahrheit und des Rechts, wie konnte der Tod ihnen eine Schreckensgestalt sein. Johann Bittel nahm in einem rührenden Schreiben Abschied von seinem Weibe. Er dankte ihr für alle Liebe und Treue, die er während seiner glücklichen Ehe mit ihr genossen, bat sie, seinen Feinden zu verzeihen und die Stadt zu verlassen, bis bessere Zeiten wiederkehren würden. Auch seine Tochter tröstete er mit dem Glauben an die Liebe und Allbarmherzigkeit Gottes. „Und so lebt wohl, im Himmel sehen wir uns wieder," schloß er den Brief.

Nun hatte er mit der Welt abgeschlossen und nur der Gedanke an die Ewigkeit war es, der seine Seele erfüllte. Mit Ruhe sah er dem Augenblicke entgegen, der ihn vor Gottes Richterstuhl rufen würde. Als der Morgen dämmerte, floß kalter Regen hernieder; trotzdem hatte sich eine unabsehbare Menge vor dem Rathhause auf dem Fischermarkte und in den angrenzenden Straßen versammelt, welche durch die herbeiströmenden Bewohner der umliegenden Dorfschaften von Minute zu Minute vermehrt wurde. Die Soldlinge und Stadtknechte mit ihren Spießen und Hellebarden konnten kaum dem ungestümen Andrange der Volkes widerstehen, das stumm und zitternd dem blutigen Schauspiele entgegensah, das zwei der besten Bürger der Stadt das Leben kosten sollte.

Auf dem Fischmarkte stand das Schaffot mit schwarzen Tüchern behangen, den Rathhausfenstern gerade gegenüber. In der Mitte desselben stand der Block, das scharfgeschliffene Beil lehnte an demselben. Starke Wachen von bewaffneten Bürgern, aus Schwarzens Anhange gebildet, umgaben dasselbe. Da klang vom Perlachthurme herab der Ton des Armesünderglöckleins, klagend und wehmüthig, als wollte es die Unthat, zu der es seine Töne sandte, selbst beweinen. Aus dem Rathhause schritt der Zug, den die Stadtbeamten eröffneten, nach ihnen folgten die Mitglieder des Rathes, welch Schwarz bestimmt hatte, der Hinrichtung beizuwohnen, Jos Onsorg und Jos Taglang an ihrer Seite. Ihnen folgte der Henker in scharlachrothem Mantel mit seinen Knechten und hinter ihnen feste Schrittes die beiden Bittel mit Pater Anselm an ihrer Seite. Soldlinge schlossen den Zug. Heiter und todesmuthig schritten die beiden Brüder einher, ein Bild echten Gottvertrauens.

Als sie auf dem Fischmarkte vor dem Schaffote anlangten, umarmten sie sich. „Sei standhaft und trage muthig, was der Vaters Willen dort oben über uns verhängte," ermunterte Hans Bittel seinen Bruder Leonhard, „wir haben uns im Leben treu geliebt, es ist ein süßer Trost für uns, daß wir auch im Tod vereint bleiben."

Der Stadtschreiber Fluidleisen verlas das Todesurtheil, nach welchem die beiden Brüder Johann und Leonhard Bittel wegen Landfriedensbruch und fälschlicher Beschuldigung des Rathes beim Kaiser

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 32. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Hamdullilah, Preis und Dank sei Gott, daß ich nicht droben bin! Ich käme nicht so leicht wieder herab, und wenn ich auch meinen langen Namen als Seil gebrauchen wollte," klang es von unten herauf; dann schlüpfte Ali hinter seinen Busch.

Katombo nahm zunächst eine solche Stellung unter den Zweigen ein, daß er nicht so leicht bemerkt werden konnte; dann blickte er hinab in den Garten.

Eine weiße Gestalt kam langsam den Gang daher. War es die Erwartete oder nicht? Er hatte vergessen der Haremshüterin seinen Namen zu sagen, und daher war es leicht begreiflich, wenn Sobeide nur mit Mißtrauen auf das Abenteuer einging.

Er bemerkte, daß die Gestalt durch den Schleier hindurch die Stelle, an welcher er sich befand, sorgfältig musterte, und beschloß, sich durch ein kleines Magniß Gewißheit zu verschaffen.

„Katombo!" rief er so laut, daß nur sie es noch zu hören vermochte.

Beim Klange dieses Namens zuckte sie zusammen, warf einige rasche Blicke umher und kam dann herbeigeeilt.

„Katombo, bist Du es wirklich?"

„Ich bin es. Doch blicke nicht empor, sondern thue, als ob Du Blüthen pflücktest! Daheim ist alles wohl. Vater und Schwestern lassen Dich grüßen. Ich habe Deinen Aufenthalt entdeckt und bin gekommen, Dich zu retten."

„Das ist unmöglich."

„Warum?"

„Ich muß noch heute Nacht zu Schiffe; der Mudellir schleppt mich nach Kairo."

„Dich allein?"

„Ja!"

„Dann ist Alles gut; denn er fährt mit meinem Sandal."

„Allah kerihm, Gott ist gnädig!"

„Du wirst neben der Kajüte untergebracht. Ich habe an der Seite nach dem Raume zu ein Brett locker gemacht, damit wir mit einander reden können. Hüte Dich eine Bewegung zu machen, aus der er sieht, daß Du mich und die Leute kennst!"

„Hast Du ein Messer bei Dir?"

„Ja."

„Wirf es mir herab!"

Er zog es aus dem Gürtel und ließ es hinunterfallen.

„Hier nimm; doch ich hoffe, daß Du es nicht brauchst!"

Ein leiser Ruf erscholl.

Die Hüterin gibt mir das Zeichen. Lebe wohl!"

„Friede und Hoffnung sei mit Dir!"

Sie eilte davon, und Katombo sprang von der Mauer herab. Ali kam aus dem Busche hervor.

„Du hast sie gesehen?"

„Ja."

„Und mit ihr gesprochen, Sihdi?"

„Ja."

„Hat sie nichts von mir gesagt?"

Katombo mußte über die trockene Naivetät des Dieners lachen.

„O doch!"

„Was sagte sie, Sihdi? Sage es schnell!"

„Sie frug mich, warum Du heute Morgen so naß gewesen bist."

Ali blickte verlegen vor sich nieder.

„Hatte Dich vielleicht wieder El Timsah, das Krokodil, in das Wasser gezogen?"

„Nein, Sihdi. Es war eine fürchterliche Ueberschwemmung in der Straße Bab-el-Kun, von der ich Dir ein ander Mal erzählen werde."

„Gut; ich kann warten. Aber jetzt komm! Wir sind hier keineswegs in Sicherheit."

Sie verließen den Ort und kehrten in einem weiten Bogen nach dem Flusse zurück.

Im Laufe des Nachmittags kamen alle nöthigen Reiseequisiten auf dem Sandal an, und während des Lärmens, welcher bei der Zurichtung des Schiffes unvermeidlich war, konnte das kleine Geräusch nicht auffallen, welches Katombo dadurch verursachte, daß er noch einige Bretter an der Koje lockerte, in welcher Sobeide untergebracht werden sollte. Auch einen Riegel brachte er an, durch welchen der kleine Raum von innen fest verschlossen werden konnte. Auf diese Weise war das Mädchen vor jeder Fährlichkeit geschützt.

Der Nachmittag verging und ebenso der Abend. Es wurde Nacht, und die Sterne leuchteten vom tiefblauen Firmamente so ruhig herniederl, als ob es auf Erden weder Leid noch Schmerzen, weder Angst noch Sorgen gebe. Da plötzlich tauchten Fackeln auf

Digitized by Google

dem Platze auf, vor welchem die Barken, Dahabiés und Sandals ankerten. Vier Träger brachten einen Palankin, den ein schwarzer Verschnittener begleitete. Sie näherten sich der Stelle, wo die „Djubr-el-Djenne“ ankerte, und verlangten eine Landungsbrücke übergelegt. Diesem Wunsche wurde entsprochen, und nun brachten sie den Palankin an Deck. Der Verschnittene trug eine Nilpeitsche in der Hand.

„Wo ist der Reis?“ frug er mit seiner unnatürlichen Fallettstimme, welche im grellsten Widerspruch mit seinem herkulischen Körperbaue stand.

„Hier bin ich,“ antwortete Katombo, indem er näher trat.

„Oeffne den Raum für diese Frau, aber schnell, sonst mache ich Dir Beine!“

Der Reis sah sich den Mann ruhig an. Dann meinte er: „Ich werde öffnen, aber nicht schneller, als es mir beliebt. Hier an Bord gilt nur meine Peitsche und nicht die Deinige. Merke Dir das!“

Der Kastrat fletschte ihm die großen, weißen Zähne entgegen, hatte aber doch nicht den rechten Muth, seine Drohung auszuführen.

„Wollen sehen!“ meinte er höhnisch.

„Werden auch sehen!“ antwortete Katombo. „Komm!“

Die Sänfte wurde nach der Kajütenluke getragen, wo Sobeide ausstieg. Der Verschnittene führte sie hinab. Nach kaum einigen Minuten, während welcher Zeit sich die Palankinträger bereits wieder entfernt hatten, kehrte er eiligen Laufes zurück und kam gerade auf Katombo zu.

„Bi! mir Hammer und Zange!“

„Wozu?“

„Wie kannst Du einen Riegel machen an die Thür, welche die Frau von ihrem Gebieter trennt! Sie ist sein Eigenthum, und er muß zu ihr können, so oft er will. Ich will den Riegel entfernen!“

„Du willst? Allah, Allah, Gott ist groß im Himmel und auf Erden, und ich bin Gott auf meinem Schiffe. Der Riegel bleibt wo er ist!“

„Er kommt fort, sage ich!“

„Er bleibt, sage ich!“

„So warte, Du Kelb, Du Hund!“

Er hatte mit der Peitsche aus, doch Katombo kam ihm zuvor. Er riß ihm die Peitsche aus der Hand, zog sie ihm drei, vier Male über das Gesicht und setzte ihn dann bei der Gurgel. Es kostete ihn nur eine geringe Anstrengung, den entmannten Neger zu Boden zu werfen.

„Fesselt ihn,“ gebot er seinen herbeispringenden Untergebenen; „gebt ihm einen Knebel und werft ihn in das Strafloch!“

Sie gehorchten, und nun ging Katombo zur Kajüte, in welcher eine halbbrennende Lampe brannte. Die Thür zur Nebenkoje war verriegelt. Er klopfte an.

„Wer ist da?“

„Katombo!“

Jetzt sprang die Thür auf, und mit einem lauten konvulsivischen Schluchzen warf sich Sobeide an seine Brust. Alles Gefes, alle Strenge, alle Zurückhaltung war vergessen, und die Unglückliche folgte nur der Gewalt ihres Herzens.

„Katombo, bin ich nun sicher?“

„Du bist es, und keine Hand soll wagen, Dich auch nur leise anzutasten!“

„Wo ist der fürchterliche Mensch?“

„Gefangen und im Schiffskerker.“

„Ja Allah! O Gott, Du machst Dich unglücklich! Er besitzt die größte Macht beim Mudellir, und Du bist verloren!“

„Noch nicht. Hätte ich Dich noch nicht hier, so könnte ich bemüthig sein, nun Du aber in Sicherheit bist, bin ich der Kapitän meines Sandals, und wehe dem, der es wagt, gegen meinen gerechten Willen zu handeln! Dieser Riegel ist fest; er wird Dich vor Hamdel-Arek schützen; und diese Bretter braucht Du nur auf die Seite zu schieben, so gelangst Du in den Raum, den ich für mich hergerichtet habe, weil der Mudellir in meiner Kajüte wohnen will. Beruhe, und es wird geschehen, was Du gebietest!“

„Du wirst Riegel gegen ihn anbringen können, denn er kommt mit über zwanzig Mann!“

„Ich fürchte mich nicht, obgleich ich nur zehn Männer bei mir habe.“

„Fliehe, ehe er kommt!“

„Das geht nicht. Mich darf ich ihm nehmen, aber er hat sein ganzes Gepäck bereits an Bord, und wenn ich absegle ohne ihn, hat er das Recht, mir den Kopf vor die Füße zu legen, mir und all den Meinen.“

„So schütze mich vor ihm und jenen gräßlichen Schwarzen!“

„Sei getrost; es wird Dir nichts geschehen!“

Er ging wieder nach oben und gewahrte, daß der Landeplatz sich zum zweiten Male erhellte. Der Mudellir kam mit seiner Begleitung, und der Augenblick der Abfahrt war also nahe. Katombo hatte dazu Alles vorbereiten lassen; der Sandal hing nur noch an einem Taue, und die Segel lagen hißgerecht, so daß es nur weniger Augenblicke bedurfte, um das Fahrzeug auf die Mitte des Stromes zu bringen.

Die Landungsbrücke wurde gelegt, und die Reisegesellschaft kam an Bord. Es mußte ein dringender Befehl vom Bikekönige eingetroffen sein, sonst hätte sich der Statthalter nicht so gefunden. Katombo empfing ihn auf dem Mittelbord, anstatt aber seinen Gruß zu erwidern, stieß ihm der stolze Beamte nur das eine Wort entgegen:

„Abfahren!“

Das hatte der Reis gewünscht, denn sobald das Fahrzeug sich im Strome befand, war er nach Schifferrecht alleiniger Herr desselben.

„Ho — ih!“ ertönte seine Stimme, und sofort wurde das Ankertau gekappt, die Segel fingen an den Masten empor, der Sandal drehte seinen Kiel der Fluth entgegen und befand sich bald in tiefem Fahrwasser.

Unterdessen war das Deck der Schauplatz eines wirren Treibens gewesen, da Jeder unter Beeinträchtigung der Andern sich so bequem wie möglich einrichten wollte. Jetzt war bereits einige Ordnung vorhanden, die aber bald in Gefahr gerieth, vollständig wieder gestört zu werden. Es öffnete sich nämlich die Kajütenthüre und der Mudellir trat hervor. Im Scheine der brennenden Fackeln sah man den Ausdruck des höchsten Zornes auf seinem Angesicht.

„Reis!“ brüllte er, sich funkelnden Auges umblickend.

Katombo schritt langsam auf ihn zu. Ein Wink von ihm genügte, um seine Leute hinter sich zu versammeln.

„Du rufst mich?“

„Ja, ich rufe Dich! Wer hat Dir befohlen, einen Riegel an mein Nebengemach anzubringen? Er war heut, als ich den Sandal besichtigte, nicht vorhanden.“

„Befohlen?“ antwortete Katombo ruhig, jedoch das Wort sehr scharf betonend. „Befohlen hat es mir Niemand, sondern ich that es aus eigenem Antriebe.“

„So befehle ich Dir, ihn sofort abzureißen!“

„Befiehle!“ Und wieder legte er den schweren Ton auf dieses Wort. „Wem gehört dieser Sandal?“

„Nun Dir!“

„Das denke ich auch, und darum bin ich es allein, der hier zu befehlen hat. Wer etwas von mir wünscht, hat nur zu bitten!“

„Hund!“ brüllte Hamdel-Arek und machte Miene, sich auf ihn zu stürzen, doch besann er sich noch und blickte sich suchend um. „Simo!“

„Simo? Meinst Du Deinen Schwarzen?“

„Ja. Wo ist er?“

„Im Arrest. Er drohte mir mit der Peitsche und muß also seine Strafe leiden.“

„Mensch, bist Du wahnsinnig!“

„Weniger als Du. Ich kenne mein Recht; Du aber wirst haben, was Dir nicht gehört.“

„Heraus mit dem Gefangenen, oder ich schieße Dich nieder! Er soll Dir das Fell gerbläuen, daß es die Winde in Fetzen mit sich nehmen. Herbei, Ihr Männer, faßt ihn!“

Katombo zog sich einige Schritte bis auf die Seinigen zurück; in seinen Händen funkelten die Läufe zweier Pistolen.

„Was ist das! Meuterei? Du rufst diese Männer gegen mich auf? Weißt Du nicht, daß ich hier Recht habe über Leben und Tod? Was wißt Du mit Deiner Handvoll Leute! Die Andern stecken unter Deck und können nicht heraus, denn ich ließ die Luke verriegeln, sobald Du die Stimme gegen mich erhobst.“

Der Mudellir sah sich genauer um und gewahrte nun allerdings, daß sich augenblicklich nur fünf seiner Leute auf Deck befanden.

„Den Riegel weg!“ befahl er abermals, aber seine Stimme hatte nicht mehr den zuversichtlichen Klang wie vorher.

„Hast Du ein Recht zu diesem Verlangen? Ist die Bewohnerin der Koje Deine Frau?“

„Ja.“

„Du lügst!“

„Mensch!“ knirschte der Statthalter. „Was wagest Du!“

„Ich wage Nichts, Du aber wagst Dein Leben, wenn Du Dich nicht sofort in Deine Kajüte begiebst.“

„Wer sagt Dir, daß sie nicht meine Frau und nicht meine Sklavin ist?“

„Hamm-Barak, der Armenier!“

Dieser Name brachte eine wunderbare Wirkung auf den

Digitized by Google

Mudellir hervor. Er trat zurück und fuhr sich unwillkürlich mit der Hand nach dem Kopfe:

„Hamm-Barak! Kennst Du ihn?“

„Ich kenne ihn.“

„Wo traft Du ihn?“

„In Siut.“

„Wo ist er jetzt?“

„Gefangen in Siut!“

„Gefangen! Bei wem?“

„Bei Manu-Remusat, dem berühmten Abu-el-Reisahn.“

„Ein fürchterlicher Fluch entfuhr den Lippen des Statthalters.

„Du lügst, Hund, und ich werde Dich zertreten, heut oder morgen.“

„Sage mir, dem Reis dieses Schiffes, noch einmal in das Gesicht, daß ich lüge, so schlage ich Dir die Peitsche Deines eigenen Henkers in das Gesicht! Ich selbst bin es, der diesen Hamm-Barak gefangen hat; ich selbst habe ihn verhört, und ich selbst war in Deinem Garten, um Sobeide zu befreien, denn wisse, dieser Sandal gehört keinen Andern als Manu-Remusat, den Du verfolgst. Bis Siut bin ich Dein Herr und Meister; dann verlässt Du das Schiff und magst gehen, wohin Du willst. Legt die Waffen ab!“

Die Worte hatten ihn wie ein Donnerschlag getroffen, so daß er sich von Katombo unwillkürlich die Pistolen, den Säbel und das Messer nehmen ließ. Die Andern folgten natürlich seinem Beispiele. Ohne ein Wort zu sagen, wandte sich der Mudellir um und ging in die Kajüte. Auf einen Wink Katombo's eilte Ali herbei und schob den Riegel vor; der Statthalter war gefangen.

Während dessen schob der Sandal mit der Schnelligkeit eines Dampfers vorwärts. Katombo war Herr des Schiffes und ließ noch während dieser Nacht ein Zelt für Sobeide auf dem Verdeck errichten, und zwar an einer Stelle, daß sie nicht beobachtet werden konnte, selbst wenn sie es auf einige Schritte verließ. Er ging dann hinab, schob die Bretter zur Seite und bat sie, mit ihm zu kommen.

„Hinauf?“ frug sie besorgt.

„Hinauf!“

„Wo ist der Mudellir?“

„Gefangen.“

„Und seine Leute?“

„Gefangen.“

„Allah, was hast Du gethan!“

„Blos das, was ich verantworten kann.“

Er führte die tief Verschleierte hinauf, wo es ihr in der lauen Nachtluft besser behagte, als in der dumpfen Schwüle ihres kleinen Verschlages. — —

Einige Tage später bewegte sich eine Karawane durch die öhliche Stimmung der lybischen Wüste, eine Karawane, welche aus vierzig köstlichen Reitkamelen und ebenso vielen Lastkamelen bestand. Etwas vorauf ritt ein junger Mann in Mamelukentracht auf einem jener köstlichen arabischen Barakhpferde, welche meist ein seidenähnliches silbergraues Haar besitzen und von keiner andern Rasse übertroffen werden.

Schon waren die Schatten bedeutend länger als Thier und Reiter selbst; der Abend lag nicht fern, und es war wünschenswerth, bald einen Ruhepunkt oder das Ziel der Wanderung zu erreichen. Da plötzlich streckte das vorderste Lehjihn (Reitkamel) den langen Hals weit aus, sog die Luft in einem langen Zuge durch die Nüstern, stieß einen lauten gellenden Schrei aus und eilte dann wie vom Sturme getrieben in gerader Richtung davon. Die Männer stießen einen Jubelruf aus und folgten auf ihren Thieren in demselben beschleunigten Tempo. Das Lehjihn hatte die wassergeschwängerte Luft des Nilthales gerochen, und bald schoß die Karawane von den Sandbergen, welche es im Westen begrenzen, herab in die grünende duftende Senkung.

„Stut!“ rief der Reiter auf der silbergrauen Stute. „Geht in das Karawanserai, und wartet dort auf meine Befehle!“

Er ließ der Stute die Zügel vollständig schießen und flog seitwärts von den Andern längs des Flusses hinan an dem Hause des Kawaahdschi vorüber. Abdel-Oman stand gerade vor seiner Thür. Als er den Reiter vorbeisprengen sah, murmelte er in den Bart:

„Omar-Bathu, der Mamelukenfürst, der reicher ist als der Khedive selbst! Er wird den Schech-el-Reisahn besuchen.“

Er hatte richtig vermuthet, denn der Reiter bog in das Thor Manu-Remusats ein, sprengte durch den Garten in den Hof und hielt gerade vor der Treppe, welche zum Divan des Obersten der Schiffskapitäne führte. Er mußte mit dem Wege und den Lokalitäten sehr vertraut sein.

Der Hufschlag seines Pferdes war nicht unbemerkt geblieben; einige Diener eilten herbei, und oben öffnete sich eine Thür, aus welcher der Besitzer des Hauses in eigener Person hervortrat.

„Remusat!“

„Bathu!“

Kaum waren die Rufe erklungen, so lagen sich die beiden Männer in den Armen.

„Gesegnet sei der Gedanke, der Dich zu mir führt,“ meinte zuerst Remusat. „Trete ein und sei mir willkommen!“

Nur wenige Augenblicke vergingen, so saßen sie mit den dampfenden Pfeifen vor dem duftenden Mokka.

„Wunden sind vergangen, seit ich Dich nicht bei mir sah. Wohin hast Du Deine Reise getragen?“

„Bald hierhin und bald dorthin, wo das Schwert gerade Arbeit fand. Wir haben gefiegt und viele Beute gemacht, denn Allah liebt den Muthigen und segnet seine Wege. Und Du? Wie ist es mit den Deinen? Wo ist Katombo, der Wackere, und wie befindet sich Sobeide?“

Die letzten Worte waren leiser und fast zagend gesprochen.

„Katombo sahr mit dem Sandal nach Assuan, und Sobeide — sie — sie ist — —“

Da legte ihm Omar-Bathu die Hand auf den Arm.

„Ich weiß, der Mann spricht nicht von seinen Frauen, aber nach Sobeide darf ich doch fragen; sie liebt mich, und Du hast sie mir verlobt. Heut komme ich, um offen um sie zu werben und sie nach Kairo in meinen Palast zu führen als einziges Weib, welches ich jemals nehmen werde. Die Kameele, welche meine Brautgabe bringen, liegen bereits im Serai.“

Manu-Remusat senkte das Haupt.

„Freund, es ist großes Herzeleid eingezogen in mein Haus, denn Sobeide war verschwunden.“

„Verschwunden?“

Der Mameluke sprang empor, schleuderte die Pfeife in den fernsten Winkel und legte die Hand an den Griff seines krummen Säbels.

„Ja, verschwunden.“

„So wurde sie geraubt, denn freiwillig entfliehen kann Sobeide nie. Wer war der Teufel, der mir dieses that?“

Ich suchte wochenlang vergebens, bis endlich Katombo vom Bahrel-Rareck zurückkehrte und bereits eine Stunde später den Namen des Räubers entdeckt hatte.

„Ja, Katombo ist klug, kühn und wacker; er ist mein Freund. Doch sag, wer ist der Räuber? Ich muß seinen Kopf zu meinen Füßen sehen.“

„Er ist ein Mächtiger, bis zu dessen Kopf die Degen Zahlreicher nicht zu reichen vermögen — —“

„So nenne ihn doch!“ rief Bathu mit dem Fuße stampfend. „Bei allen Scheitans (Teufeln) der Hölle, ich muß seinen Namen wissen!“

„So höre ihn: Hamdel-el-Kref, der Mudellir von Assuan.“

„Diese? Das Schoofkind des Khedive? Den sollen alle Djinns (böse Geister) durch die Lüfte reiten, daß er gliedermeise in die Tschehema (Hölle) stürzt. Was hast Du gethan?“

„Ich wollte selbst gehen und sie von ihm fordern — —“

„Er hätte Dich erdrosseln lassen,“ fiel ihm Bathu in die Rede. „Doch Katombo hat mich, ihn zu senden.“

„Daran that er recht. Wenn Einer sie zurückbringt, so ist er es, aber wenn ich — —“

Er wurde unterbrochen, denn die Thüre öffnete sich und Ali trat ein.

„Sallam aaleikum, Sihdi, Friede sei mit Dir!“

„Ali!“ rief Remusat, und jetzt entfiel auch ihm die Pfeife. „Du kommst von Assuan. Was bringst Du für Botschaft?“

Der Mamelukenfürst stürzte auf ihn zu und faßte ihn bei der Schulter. „Ja sage es, schnell, heraus damit! Ihr kamt glücklich nach Assuan?“

„Ja, Sihdi. Wir gingen dorthin, um Sobeide, die Tochter unsers Schech-el-Reisahn zu holen.“

„Und was habt Ihr erreicht? Rasch, schnell, augenblicklich!“

„Sihdi, ich heiße Alibel-Hakemi-Ebn-Abbas-Ebn-er-Rumi-Ben-Hafid-Omar-en-Nasafi, und was ich einmal will, das vollbringe ich auch.“

„Hamdullilah, Preis sei Gott! So hast ihr sie gesehen?“

„Ja; zuerst sah sie Sihdi Katombo, als er auf der Mauer saß; dann sah ich sie, als — — —“

„Still jetzt! Sage nur zunächst das eine: Bringt Ihr sie?“

Digitized by Google

„Ja. Ich bin mit dem kleinen Boote vorangerudert, um es Euch zu melden.“

„Und Hamd-el-Areï, was sagt er dazu?“

„Was er sagt, das konnten wir nicht hören, denn er sitzt als Efendjener in der Kajüte.“

„Der Mudellir?“

„Der Mudellir! Sihdi Katombo hat ihn und alle seine Leute auf dem Sandal gefangen.“

„Das klingt unglaublich. Erzähle!“

Der gute Ali begann seinen schwierigen Bericht; es dauerte lange, ehe er, von hundert und aber hundert Fragen unterbrochen, mit demselben fertig wurde, aber kaum hatte er geendet, so krachte vom Flusse her eine Pistolensalve als Zeichen, daß der Sandal angekommen sei.

Manu-Remusat und Omar-Bathu eilten sofort hinaus an den Strom; Ali und die gerade anwesenden Diener folgten ihnen. Das Schiff hatte bereits den Vorderanker geworfen und drehte graziös seinen Stern an das Ufer. Eine Minute verging, dann sprangen alle, Herren und Diener, an Bord.

Sobeide kniete, übermannt von Bewegung, in ihrem Zelte. Remusat stürzte zu ihr hin, warf sich neben ihr nieder und drückte sie lautlos an sein Vaterherz. Auf dem Hinterdecke begrüßten sich Katombo und Omar-Bathu; die Diener bewillkommneten die Schiffer; es war eine Scene, die sich unmöglich beschreiben läßt, und das Durcheinander entwirrte sich erst, als Sobeide am Arme ihres Vaters aus ihrem Zelte trat, um an das Land zu gehen. Er führte sie zu Omar-Bathu.

„Hier nimm sie hin, um die Du heut geworben hast, sie sei Dein, und darum sollst Du sie in das Haus ihres Vaters bringen!“

Omar ergriff ihre Hand, half ihr über Bord und führte sie davon. Alle Anwesenden waren erstaunt über das die bisherige Gewohnheit über den Haufen werfende Verhalten des Abu-el-Reisahn. Dieser aber trat nun zu Katombo und reichte ihm beide Hände.

„Mein Sohn, laß Dir später von mir danken! Du wirst Dich wundern über das, was ich jetzt that; aber Du hast die Gefangenen an Bord, und die Wuth des feurigen Bathu wäre nicht zu zügeln, wenn er den Mudellir erblickte. Wir müssen schnell handeln. Was räthst Du mir?“

„Deiner Tochter ist nichts geschehen, daher verzichte auf eine persönliche Rache und ziehe es lieber vor, den Mudellir beim Rhedive zu verklagen. Vergreifen wir uns mit den Waffen in der Hand an ihm und den Seinigen, so sind wir verloren, da der Vizekönig nicht und, sondern auf ihn hören wird.“

„Deine Rede ist weise, und ich werde sie befolgen. Wo sind die Gefangenen?“

„Der Mudellir befindet sich in der Kajüte, und seine Leute habe ich alle im Vorderraume zusammengesperrt.“

„Gib ihnen die Freiheit. Da drüben liegt eine Barke, welche nach Kairo geht. Unsere Leute mögen alles, was ihm gehört, hinüberschaffen und ihn dann selbst hinüberbringen. Du nahmst ihnen ihre Waffen?“

„Ja.“

„Gib sie ihnen wieder. Es gibt keine größere Demüthigung für den freien und muthigen Mann, als seiner Waffen beraubt zu sein.“

„Ist es nicht besser, sie bekommen sie erst auf der Barke ausgehändigt?“

„Nein, Katombo. Oder soll er meinen, daß wir uns vor ihm fürchten? Sein Angesicht muß erröthen, wenn er sieht, mit welcher Hoflichkeit wir den Räuber meines Kindes behandeln.“

„Ich thue es nicht gern, aber wenn Du befiehlst, so muß ich gehorchen.“

Er befahl die Waffen herbeizubringen, und gab dann einen Wink, die Luke zu öffnen, welche in den Vorderraum führte. Er selbst schob den Riegel von der Kajütenthür zurück.

Wie ein verwundeter Tiger sprang Hamd-el-Areï daraus hervor; als er aber die Zahl der Anwesenden bemerkte, wandte er sich um, trat an die Schanzkleidung und that, als ob er von Allem nichts bemerke. Seine Begleiter waren jetzt auf das Deck gestiegen; nur der Verschnittene fehlte noch.

„Ihr seid wieder frei,“ verkündigte Manu-Remusat. „Nehmt Eure Waffen!“

Er ergriff die Pistolen, den Säbel und das Messer des Mudellir und näherte sich ihm.

„Hamd-el-Areï, nimm, was Dir gehört!“ (Fortsetzung folgt.)

Die Rose von Ernsthal.

Eine Erzählung
von
Karl Hohenthal.

(Schluß.)

So wandte sie sich in Befürchtungen und Zweifeln und konnte zu keiner Ruhe kommen.

Da klopfte es leise an die Thür, und eine Stimme, bei deren Klange ihr das Blut in die Wangen stieg, fragte:

„Darf man eintreten?“

„Richard.“

„Ja ich bin es. Ich wußte, daß Du jetzt an mich denkst, und konnte die trüben Gedanken Deiner Seele. Da bin ich herbei gekommen um Dir noch einmal zu sagen: Vertraue Gott und mir!“

„Mir ist nicht angst um mich.“

„Sondern nur um mich. Ich weiß es; aber ebenso weiß ich auch, daß diese Angst noch heut von Dir genommen wird. Und da möchte ich gern eine Bitte aussprechen.“

„Sprich!“

„Wenn Deine Gefühle heut von einem recht glücklichen Ereignisse in Anspruch genommen werden, so sei stark, recht stark, damit die Aufregung nicht Dir und uns Allen den Erfolg der ärztlicher Behandlung vereitele. Komm, schließe Deine Augen.“

Er nahm ihren Kopf, schob die Binde zurück und berührte leise küssend die geschlossenen Lider. Dann zog er die Binde wieder herab.

„So und nun sei der Allgütige mit seinem Segen bei Dir in dem Augenblicke, der Dir das Licht des Tages bringen soll. Und eins noch wisse: An meinem Herzen ist Deine Heimath jetzt und immerdar, mag Dir der heutige Tag Erfüllung oder Verlagung des heißesten unserer Wünsche bringen.“

„Es kommen Reiter die Straße her!“ rief in diesem Augenblicke der Meister herauf.

„Richard flieh!“

„Nein, mein Kind; diese Leute sind mir ungefährlich. Lebe wohl für jetzt!“

Er nahm ihre Arme von seiner Schulter herab und entfernte sich. Sie hörte ihn in seine Kammer gehen und dann raschen Schrittes die Treppe hinabsteigen und das Haus verlassen.

Es war eine Schwadron sächsischer Reiter, welche von Chemnitz her im Galopp in Ernsthal einritt. Im Nu wurden die Höfe besetzt und die Bewohner seinen Augenblick lang über den Zweck dieses eiligen Besuches in Ungewißheit gelassen. In Zeit von einer halben Stunde waren die kräftigsten und tauglichsten unter den vorgefundenen jungen Leuten auf dem Marktplatze zusammengetrieben, und wehklagend folgten die Angehörigen derselben ihnen nach.

„Wort gehalten, Krieben! Hier bin ich und bringe Dir, wie ich heut Morgen versprach, auch den Rapphengst mit, der allerdings unverbesserlich ist. Nimm ihn wieder hin; er ist nicht zu gebrauchen.“

Es war der Junker, welcher auf einem jungen feurigen Traberhengst fuß und statt des blauweißen Kavallerieunjus Offiziersuniform trug.

„Willkommen, Bredenow. Wie stets mit Deinem Schätzchen und mit unserem Fahneschmied? Wir haben alles Disponible beisammen, und doch sehe ich ihn nicht dabei.“

„Werde ihn schon bringen! Mußte mich doch vor allen Dingen erst Dir zeigen. Sind die Wagen besorgt?“

„Ja wohl, eine Equipage für die beiden Frauen und ein Bagagewagen für das Uebrige. Der Kutscher hat Weisung, auf der Obergasse in der Nähe des Hauses zu halten.“

„Schön, ich werde den Burschen jedenfalls bei den Weibern finden, da er auf die Rolle eines Schutzgeistes so außerordentlich passionirt ist. Gib mir ein kleines Detachement Deiner Leute mit.“

„Dort halten sie, lauter auserlesene Riesen. Mit ihnen wird er es wohl nicht aufnehmen.“

Weißpflug war mit dem Rufe, daß Reiter kämen, in die Stube zurückgeeilt und hatte den sich entfernenden Gesellen gar nicht bemerkt. Nur wenige Minuten nach dem Eintreffen der Schwadron drangen einige Reiter auch in sein Haus und fragten nach jungen Leuten. Er führte ihnen die anwesenden Bewohner vor, und da das Gesuchte hier nicht zu finden war, rückten die Menschenjäger wieder ab. Als er ihnen nachblickte, bemerkte er rechts von seiner Wohnung hinter den zur damaligen Hintergasse gehörigen Gärten zwei Geschirre, welche mit militärischer Eskorte da hielten. Die

Digitized by Google

Illustriertes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 33. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Der Angeredete griff zu, ohne sich umzudrehen. Unterdessen dachte Katombo an den Verschnittenen. Er befahl, auch diesen noch zu holen, und einer von den Leuten ging hinab, um ihn freizulassen. Als der Schwarze aus der Luke emportauchte, bot sein Gesicht einen höchst unsichönen Anblick dar. Die Schwielen, welche von den Fesseln Katombos stammten, waren aufgesprungen, und dazu entstellte eine unbeschreibliche Wuth die Züge des Verschnittenen. Sein Auge suchte Katombo, und kaum hatte er ihn erblickt, so riß er ein Messer aus dem Gürtel des ihm Zunächststehenden und stürzte auf ihn zu.

Katombo hatte sich abgewandt und achtete auf den Angreifer nicht eher, als bis er durch einen allgemeinen Schrei auf denselben aufmerksam gemacht wurde. Und doch wäre es zu spät gewesen, wenn sich nicht Manu-Remusat dazwischen geworfen hätte. Dieser faßte den Schwarzen beim Arme, um ihn am Stoße zu verhindern; doch die Wuth gab dem Angreifenden ungewöhnliche Kräfte; er riß sich los und versetzte Remusat einen Stich in die Wange, aus welcher sofort das Blut aufspritzte. Der Verwundete trat einen Schritt zurück, warf sich dann mit aller Kraft auf ihn und bohrte ihm das Messer, welches er ihm entriß, bis an das Heft in die Schulter.

Da richtete sich der Mudellir empor.

„Blut? Ja, Ihr sollt Blut haben! Drauf auf sie; haut sie zusammen!“

Er spannte die Pistole und zielte auf Remusat. Im Augenblicke des Schusses warf sich dieser zur Seite und entriß Katombo eine seiner Pistolen. Der Schuß war vorübergegangen. Jetzt blitzte es in den Händen Remusats auf, und der Mudellir stürzte, mitten durch die Stirn getroffen, zu Boden. Auf den Fall ihres Führers erhoben die Assuaner ein fürchterliches Geheul und drangen auf die Suter ein. Es entspann sich ein allgemeiner Kampf, der allerdings mit der vollständigen Niederlage der ersteren endete, aber auch den letzteren manche Wunde brachte.

Dies alles war in weniger als fünf Minuten geschehen. Omar-Bathy, der Mameluke, hatte die Schüsse und das Geschrei gehört und kam jetzt herbeigeeilt, doch zu spät, denn eben wurde der letzte Assuaner niedergeworfen.

„Allah akbar, was ist hier geschehen?“ frug er. „Wer hat den Gefangenen Waffen gegeben?“

„Ich,“ antwortete Manu-Remusat kleinmüthig und doch muthentbrannt über die Scene, welche das Deck mit Blut überschwemmt und mit Leichen bedeckt hatte.

„Du? Warum?“

„Ich wollte — Maschallah, ich wollte den größten Fehler begehen, den ich in meinem Leben begangen habe.“

„Du hast recht gesagt; denn seht Ihr dort die Khawassen (Polizisten) und den Mann an ihrer Spitze? Wer ist es?“

„Der Kaschef.“

„Dann erlaubt mir, daß ich gehe. Wenn ich Euch retten will, darf ich hier nicht getroffen werden.“

Natürlich hatte man auch in der Stadt das Schießen und Getöse des Kampfes gehört, der Kaschef war aufmerksam geworden und kam nun mit seinen Khawassen herbei, um den Thatbestand aufzunehmen. Er stieg an Bord und grüßte mit einer Miene, in welcher ein schlimmes Wetter leuchtete.

„Was ist hier geschehen?“

„Ein Kampf, wie Du siehst.“

„Zwischen wem?“

„Zwischen Assuaner Männern und meinen Schiffern.“

Der Kaschef warf den Blick umher und erkannte die Leiche des Mudellirs.

„Allah! Wer ist das? Ist das nicht Hamd-el-Areef, der Mudellir von Assuan?“

„Er ist es.“

„Wer hat ihn getödtet?“

„Ich.“

„Warum?“

„Weil er zuerst auf mich schoß.“

„Kannst Du dies beweisen?“

„Diese Männer alle sind Zeuge.“

„Sie gelten nichts, denn sie haben sich mit an dem Kampfe betheiligt. Wie kommt der Mudellir auf Deinen Sandal?“

„Er wollte mit demselben nach Kairo fahren.“

„So war er Gast auf Deinem Schiffe, und Du hast ihm den Tod gegeben! Ich muß Dich gefangen nehmen.“

„Warte zuvor bis Du alles weißt. Katombo, erzähle es ihm!“

Digitized by Google

Katombo, welcher aus einer schweren Armwunde blutete, trat vor und gab ihm trotz des rinnenden Blutes einen kurzen aber doch genügenden Bericht über alles Vorgefallene. Diese Erzählung schien die Strenge des Beamten zu mildern. Er wandte sich an Nemusat.

„Hast Du nicht gewußt, daß der Mudellir der Freund des Khedive ist? Ihn kann keine Anklage treffen, denn er ist todt, Du aber wirst sie in ganzer Strenge fühlen."

Während er die nothwendigen Aufzeichnungen machte, wurden die Verwundeten, die sich nicht entfernen durften, nothdürftig verbunden. Der Fall war ein so außerordentlicher, daß dem sich ein Polizeibeamter aufgedrängt haben konnte, daß er höchst sorgfältig zu Werke ging und es längst schon Nacht war, als er endlich seine Entscheidung gab.

„Manu-Nemusat, ich will Dich nicht arretiren, denn Du bist schwer beleidigt und getränkt worden, aber wache über Dich und die Deinen, daß Keiner fehlt, wenn Ihr vor Gericht geiordert werdet. Dieser Sandal darf den Ankerplatz nicht verlassen, bis aus Kairo eine Beschäftigung eingetreten ist, die Todten werden beerdigt, wenn der Kadi sie gesehen hat; die lebenden Assuaner aber nehme ich als Gefangene mit mit — im Namen des Khedive und des Gesetzes!"

Mit der wichtigsten Amtsmiene, die er ermöglichen konnte, nickte er Nemusat und Katombo zu und verließ den Sandal, während zwei Khawassen als Wache auf demselben zurückblieben. Der Schechel-Reisahn wandte sich zu Katombo:

„Du hattest Recht, mein Sohn, als Du ihnen die Waffen nicht geben wolltest. Ich war so froh, mein Kind wiederzuhaben, und nun ist der Fittich des Todes über meine Freude gestrichen. Auch Du bist verwundet. Statt Dir zu danken für die Treue und Liebe, mit welcher Du für mich handeltest, habe ich Dein Blut verschuldet. Kannst Du mir vergeben?"

„Sidbi, sprich nicht so. Komme heim, wo man Dich mit Schmerzen und Sehnsucht erwarten wird!"

Sie gingen dem Hause zu. Unter dem Thore erwartete sie Omar-Bathyn, der Mamelukenfürst.

„Alle ist es gefangen?" frug er.

Manu-Nemusat erzählte ihm das Ergebniß der polizeilichen Untersuchung. Omar-Bathyn wurde nachdenklich.

„Wußte der Kaschef, daß ich vor ihm auf dem Sandal gewesen bin?" erkundigte er sich.

„Er hat nichts gesagt."

„So ist es möglich, daß alle Deine Habe gerettet werden kann."

„Glaubst Du, daß sie verloren sei?"

„Ich hielt es für möglich oder sogar für sehr wahrscheinlich."

„Warum?"

„Der Kaschef muß schleunigst direkt an den Khedive Anzeige machen, da Hamdel-Aref der Liebling desselben war. Er wird wohl noch heut einen zuverlässigen Boten nach Kairo schicken, und was dann erfolgt, kannst Du Dir denken."

„Ja, das kann ich mir denken: der Khedive ist gerecht und wird seinen Günstling nicht ungestraft sterben lassen."

„Der Khedive ist gerecht, und Du bist reich; die Gerechtigkeit bedarf des Reichthumes, wenn sie bestehen will. Sie wird ihren Arm nach Stut ausstrecken, um Dich von dem Mammon zu befreien, der das Heil Deiner Seele gefährdet, und vielleicht gar diese Seele aus den Banden des Körpers erlösen, der ihr hinderlich ist, empor zu Allah zu steigen. Komm heraus in Deinen Divan, damit wir weiter über diese Sache sprechen!"

Sie schritten durch den Hof und die Stufen zu dem Sprechzimmer empor. Dort wurden sie von den beiden Mädchen empfangen, die sich allerdings zunächst mit dem Vater beschäftigten, welcher nicht unverwundet davongekommen war. Katombo stand da und beobachtete die kindliche Sorgfalt, mit welcher Ayescha die Wunde trotz der Anwesenheit zweier Männer behandelte; mit Entzücken aber bemerkte er trotz ihrer Verhüllung den Schreck, welcher durch ihre Glieder zuckte, als sie dann bemerkte, daß auch er verletzt worden sei, und zwar noch schwerer als der Vater.

„Katombo!" hauchte sie, unwillkürlich einen Schritt auf ihn zutretend. Manu-Nemusat hörte den Schreckensruf.

„Fürchte Dich nicht vor mir, meine Tochter," meinte er, sie bei der Hand erfassend und zunächst auf Omar-Bathyn deutend. „Dieser Mann hat die Hand Deiner Schwester begehrt, Du darfst Dich vor ihm nicht scheuen. Und erinnerst Du Dich meines Versprechens, welches ich Euch gab, als Katombo nach Assuan ging, um uns Sobeide zu holen? Ich schwur, daß Du sein Weib sein solltest, wenn es ihm gelänge, mir die geraubte Tochter wiederzugeben. Gehe hin zu ihm, führe ihn in sein Gemach oder in Dein Harem, denn Du bist sein Weib, und er soll keinen Preis für Dich zahlen, sondern mein Sohn sein, der sich einst nach meinem Tode mit Omar-Bathyn in mein Erbe theilt!"

Da trat der Mamelukenfürst näher und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Manu-Nemusat, Du weißt, daß ich der Schätze so viele besitze, wie Keiner, der am Nile oder in der Wüste wohnt. Gib Katombo all Dein Erbe; er ist es werth und hat es verdient; mir aber gib Sobeide, denn sie allein macht mich glücklicher, als all' Dein Gold und alle Deine Edelsteine. Dort unten im Serai halten meine Kameele mit den Gaben, welche ich Dir für Sobeide brachte. Erlaube, daß ich sie herbeiholen lasse!"

„Warum soll ich Schätze von Dir nehmen, da ich doch nicht einmal die meinigen erhalten kann?"

„Du wirst sie erhalten. Rufe den Kadi, damit er jetzt gleich unsere Ehe schließe!"

Manu-Nemusat neigte zustimmend das Haupt und klatschte in die Hände, um dem sofort erscheinenden Diener den betreffenden Befehl zu ertheilen.

„Komm!" flüsterte jetzt Ayescha.

Halb ängstlich und halb zagend ergriff sie Katombos Hand und trat mit ihm durch die Thür, welche nach ihrem Harem führte. Dort angekommen mußte sich der Jüngling auf einen seidenen Divan niederlassen, worauf sie seine Wunde untersuchte und verband. Er fühlte kaum die Schmerzen, welche ihm dadurch verursacht wurden; er fühlte nur die Seligkeit, welche ihm die Nähe des herrlichen Wesens bereitete, und das Entzücken des Gedankens, mit ihr von jetzt an immerdar vereinigt sein zu können. Sie hatte den Schleier längst vom Angesicht genommen, und er konnte nun sein Auge an ihrer Schönheit weiden. Seine Züge besaßen schon lange Zeit nicht mehr jene künstliche Bräune, welche sie bei den Zigeunern gehabt hatten, zwar waren sie von der Sonne des Südens mit einem tieferen Kolorit überzogen worden, doch ließ sich ihre kaukasische Abstammung unmöglich mehr verkennen, und die edle Ruhe, welche sich in ihnen mit dem Ausdruck der Entschlossenheit und des Muthes paarte, gaben ihnen ein Selbstbewußtsein, welches ein weibliches Herz sehr wohl zu fesseln vermochte.

Jetzt legte er den Arm um sie und frug sie in jenem Tone, der nur der wahren innigen Liebe eigen ist:

„Hast Du mein gedacht, als ich in Assuan war, Ayescha?"

„Ja, Geliebter, an jedem Tage, ja jeder Stunde und zu aller Zeit."

„Hast Du geglaubt, daß ich Dir Sobeide wiederbringe?"

„Ich habe nicht daran gezweifelt, denn ich weiß, daß Du alles vermagst, was Du Dir einmal vorgenommen hast."

„So muß es sein; der Mann muß an die Liebe seines Weibes und sie muß an die Macht des Mannes glauben! Deine Liebe ist wahr und innig, und wir werden unendlich glücklich sein. Halte sie fest, Ayescha, denn es werden böse Tage kommen. Der Smum* erhebt sich über uns, und die Gefahr des Todes wälzt sich heran wie die Wogen des Kataraktes, der Alles zu verschlingen droht. Wirst Du stark und muthig bleiben an meiner Seite? Wirst Du Allah vertrauen, der im Himmel wacht, und mir, der tausend Leben hingeben würde, um sie Dir und Deinige zu schützen?"

„Ich vertraue ihm und Dir!"

Sie schmiegte sich fester an seine Brust, und er blickte ihr mit unendlicher Seligkeit in die herrlichen Augen, die so klar und offen in die seinen blickten.

„Ich danke Dir! Und nun mag kommen, was da will, wir werden gerüstet sein und nicht verzagen!"

Der Stern, zu dem er einstens in heißer Liebe aufgeblickt hatte, war untergegangen auf Nimmerwiedersehen; Zarba war vergessen, und an dem neuen Himmel erglänzte ihm ein neues Licht, dessen Glanz ihn niemals täuschen konnte.

So saßen sie, selig in sich versunken, bis sich der Vorhang leise öffnete und Sobeide erschien.

„Kommt, der Kadi ist da!"

„Müssen wir uns nicht schmücken?" frug Ayescha.

„Nein. Der Vater sagt, es sei heut keine Zeit dazu."

Sie verließen das Gemach und traten in den Divan, wo der Beamte sich neben Nemusat und Omar-Bathyn niedergelassen hatte, um das „Nargileh der Einleitung" zu rauchen. Er erhob sich, verbeugte sich auf das Tiefste vor den Eintretenden und ließ sich dann wieder in seine würdevolle Haltung nieder. Auch Katombo nahm Platz und griff zur Pfeife, welche ihm einer der Sklaven reichte. Die beiden Mädchen setzten sich mit untergeschlagenen Beinen und tief verschleiert auf die Kissen, welche man zu diesem Zwecke auf den Teppich gelegt hatte.

* Samum, giftiger Wüstenwind.

Digitized by Google

Das Schweigen dauerte so lange, bis der Kadi seine Pfeife geraucht hatte. Endlich legte er sie weg und räusperte sich zum Zeichen, daß die Verhandlung ihren Anfang nehmen werde. Er begann mit der heiligen Fathho*, welche die erste Sure des Koran bildet und von keinem Muselmanne bei einer wichtigen Angelegenheit hinweggelassen wird:

„Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Lob und Preis sei Gott, dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichtes. Dir wollen wir dienen, und zu Dir wollen wir, die Deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg Derer, über welche Du zürnest und nicht den der Irrenden! Laßt uns beginnen mit Omar-el-Bathju, dem großen und gefürchteten Emir der Mamelukен!"

Omar erhob sich, und der Kadi legte sich ein Pergamentblatt auf die Knie und griff zu dem Schilfrohre, um die nöthigen Aufzeichnungen vorzunehmen.

„Wie ist Dein erlauchter Name?"

„Omar-el-Bathju."

„Wie hieß Dein Vater und der Vater Deines Vaters?"

„Mein Vater war der Mamelukenprinz Raman-Ebn-Aku-el-Aret-Ben-Ommanam. Sein Vater war der berühmte Fürst Beglimam-Aku-el-Aret-Ben-Ommanam, den der große Sultan el Kouhr ** liebte."

„Wie ist der Name Deiner Mutter?"

„Der wahre Gläubige nennt einem Andern nicht den Namen eines Weibes. Sie war die Schwester des Sultan Aged-Nuredbin von Tebris."

„Ich sehe, daß Du ein strenggläubiger Sohn des Propheten bist. Du darfst Dich setzen!"

Er wandte sich jetzt an Manu-Remufat:

„Wie ist Dein vollständiger Name?"

„Er lautet Manu-Remufat-el-Benu-Halal."

„Welche Deiner Töchter willst Du Omar-Bathju verkaufen?"

„Die Aelteste."

„Wie viel gibt er Dir dafür?"

„Der Preis liegt im Serai; Manu-Remufat zählt ihn nicht."

„Habt Ihr noch etwas zu bemerken?"

„Nein."

„So setzt Eure Namen unter das, was ich geschrieben habe!" Dies geschah und dann wandte sich der Kadi an Katombo: „Jetzt mag der junge Reis sprechen! Wie ist Dein lobenswerther Name?"

„Katombo."

„Ist er nicht länger?"

„Nein!"

„Wie ist der Name Deines Vaters?"

„Ich kenne ihn nicht."

Der Kadi machte eine Bewegung der größten Ueberraschung. Wenn es im Oriente schon nicht empfiehlt, einen einzigen Namen zu besitzen, so ist es geradezu eine ganz außerordentliche Schande, seinen Vater nicht zu kennen.

„Allah kerihm, Gott ist gnädig! Du kennst den Namen Deines Vaters nicht?"

„Nein."

„Wie hieß der Vater Deines Vaters?"

„Auch das weiß ich nicht."

„Wessen Tochter war Deine Mutter?"

„Ich habe weder sie gekannt noch ihren Vater."

„Allah akbar! Gott gibt jedem Baume seinen Kern und jedem Thiere seinen Erzeuger; Dich aber hat er den Vater nicht sehen lassen. Du bist unglücklich unter den Kindern der Erde und verlassen unter den Söhnen der Menschen! Was soll ich schreiben, wenn Du keinen Vater hast?"

„Hüte Deine Zunge, o Kadi, denn ich bin nicht gewohnt zu hören, was mir nicht gefällt! Ich wurde meinem Vater geraubt, als ich noch nicht lallen konnte; wer ist schuld daran, ich oder Du?"

„Du nicht, und auch ich nicht!"

„Allah erleuchtet Deinen Verstand, daß Du das Richtige erkennst; warum spricht Du also Worte, die mich beleidigen! Schreibe den Namen dessen, der mir dann Vater geworden ist!"

„So sage ihn."

„Sein Name lautet Kanaveda-el-Bajda-el-Brinjaari!" antwortete Katombo, indem er den Namen des Zigeunervaters nebst seinem Stand möglichst in das Arabische übertrug.

„Und wer war Deine Mutter?"

„Sie war Bajdjina, das heißt Fürstin beim Volke der Lombabaaren."

„Allah segne Dich, mein Sohn, denn Du hast große und berühmte Eltern gehabt. Aber sie müssen in einem sehr fernen Lande wohnen, denn die Worte, welche Du sagst, gehören nicht in die Gegend el Arab."

Katombo hütete sich wohl, ihm irgend welche Aufklärung zu geben, und so wandte sich der Kadi wieder an Manu-Remufat.

„Deinen Namen habe ich schon geschrieben. Welche Deiner Töchter willst Du diesem Katombo-Ebn-Kanaveda-el-Bajda-el-Brinjaari zur Frau geben?"

Der Gefragte konnte mit den Andern ein leises Lächeln darüber nicht verbergen, daß Katombo plötzlich einen so schönen, langen und hochtrabenden Namen erhalten hatte, und antwortete:

„Die Jüngste."

„Wie viel gibt er dafür?"

„Er hat einen Preis gezahlt, wie ihn kein König geben kann, ich zähle ihn nicht."

„Habt Ihr noch etwas zu bemerken?"

„Nein."

„So schreibt Eure Namen auf dieses Pergament!"

Es geschah; der Kadi gab sein Siegel und seine Unterschrift dazu und reichte Omar-Bathju und Katombo je eines der Schriftstücke. Dann erhob er sich.

„Steht auf, denn ich habe meines Amtes gewartet, und wir werden Al-Kadar*, die siebenundneunzigste Sure des Koran beten!"

Sie erhoben sich Alle, auch die Frauen, um die Hände zu falten, und der Kadi betete:

„Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Wahrlich, wir haben ihn, den Koran, in der Nacht Al-Kadar geoffenbart. Was lehrt Dich aber begreifen, was die Nacht Al-Kadar ist? Die Nacht Al-Kadar ist besser als tausend Monate. In derselben stieg herab der Engel der Geister, mit Erlaubniß ihres Herrn, mit den Bestimmungen Gottes über alle Dinge. Friede und Heil bringe Euch diese Nacht bis zur Morgenröthe!" Er ließ eine kurze Pause eintreten und fügte dann hinzu: „Ihr Männer, jetzt steht Euch der Weg zum Harem Eurer Weiber offen; führt sie dahin, wo sie Euch sein sollen wie die Huri des Paradieses, um zu beglücken Eure Herzen und zu stärken Eure Glieder für die Kampfe und Mühen des Lebens!"

Jeder der beiden Verheiratheten nahm seine Frau und entfernte sich mit ihr. Manu-Remufat blieb mit dem Kadi zurück. Er griff hinter sein Kissen und zog einen Beutel hervor, zwischen dessen Maschen glänzendes Gold durchschimmerte.

„Deine Hand soll offen sein dem Bruder und reichlich geben dem Diener des Propheten!" sagt der Koran. Hier, Kadi, nimm was Dir gehört."

Der Beamte ergriff den Beutel mit einer Miene, in welcher sich die freudigste Ueberraschung aussprach. Er schwieg einen Augenblick, als ringe er mit einem Entschlusse; dann sing er:

„Wirst Du den Männern Deiner Töchter kein ein Fest geben, wie es gebräuchlich ist unter den Kindern des Propheten?"

„Nein. Es ist Trübsal über mich gekommen und Herzeleid über mein ganzes Haus. Du bist Kadi und wirst wissen, was ich meine."

„Ich weiß es."

„Der Kaichef hat es Dir erzählt?"

„Er war bei mir." Er zögerte noch einen Augenblick; aber das reiche Geschenk hatte ihn mittheilsam gemacht; darum fuhr er halblaut fort: „Er hat mir sein Amt für so lange übertragen, als er abwesend ist."

„Wo geht er hin?"

„Nach Kairo."

„Wann?"

„Um Mitternacht."

„Mit welchem Schiffe?"

„Mit dem Deinen."

„Mit welchem? Er ist noch nicht hier gewesen, um es zu miethen."

„Er wird es nicht miethen. Er wird um Mitternacht mit acht Khawassen Deinen Sandal besteigen, um ihn, gerade so, wie er ist, nach Kairo zu fahren, damit der Khedive Alles mit eigenen Augen sehen soll."

Manu-Remufat erschrak, denn er mußte aus dieser Maßnahme ersehen, daß sein Untergang beschlossen sei.

---

* „Eröffnung."

** Napoleon.

* Al-Kadar ist die Nacht der Herrlichkeit und Macht, in welcher der Engel Gabriel den Koran vom siebenten Himmel brachte. Sie fällt zwischen den 23. und 24. Tag des Monats Rhamadan.

Digitized by Google

„Und Dir läßt er den Auftrag zurück, mich und die Meinen streng zu bewachen.“

„So ist es. Was ist Dir Deine Freiheit werth?“

„Wie viel gilt Dir das Leben des Kaschef?“

„Ich sehe, daß Du ein kluger Mann bist, Manu-Remusat. Sage mir offen Deine Gedanken!“

„Du wirst Kaschef, wenn er nicht nach Kairo kommt und auch niemals von Kairo zurückkehrt.“

„Deine Gedanken sind auch die meinigen. Sprich weiter!“

„Welches steht Dir höher im Preise, meine Freiheit oder diese Stelle?“

„Allah schenke Dir alles Gute und mir die Stelle! Aber er wird zurückkehren, und Du wirst sterben!“

„Meinst Du, daß Manu-Remusat sich vor einem Henker fürchte und ihm sein Haupt mit knechtlicher Ergebenheit unter den Säbel legt? Wer wird mich bis Mitternacht bewachen, Du oder er?“

„Ich, denn er hat keine Zeit dazu, weil er sich zur Reise vorbereiten muß. Ich soll immer zwölf Khawassen um Dein Haus stellen, bis er wiederkehrt, und nur diejenigen Diener aus- und eingehen lassen, welche für Euch Nahrung holen.“

„So merke auf, was ich Dir sage! Ich schwöre Dir beim Barte des Propheten, daß er niemals zurückkehren wird, wenn Du mir schmörst, bis um Mitternacht Deine Khawassen von mir fern zu halten.“

„So schwöre es!“

„Ich schwöre. Auch Du?“

„Auch ich.“

„Beim Barte des Propheten?“

„Beim Barte des Propheten!“

„So gib mir Deine Hand!“

„Hier hast Du sie!“

Sie schlugen ein. Dann zog Remulat einen kostbaren Ring von seinem Finger und reichte ihn dem Kadi.

„Hier, nimm diesen Diamant als Bestätigung meines Schwures. Er ist groß und hat mehr Werth als vieles Gold. Du darfst ihn ohne Scheu tragen, denn es hat ihn hier noch Niemand gesehen.“

„Deine Hand ist wie die Hand des Morgens, welcher Licht und Wärme bringt und Segen spendet. Allah sei mit Dir auf allen Deinen Wegen. Sallam aaleikum!“

„Sallam aalleikum, Friede sei mit Dir!“

Der Kadi entfernte sich. Er hatte ein besseres Geschäft gemacht, als er jemals erwarten konnte. Manu-Remulat gab einem herbeigerufenen Diener Befehl, sofort seine beiden Schwiegersöhne rufen zu lassen. Sie erschienen, und er theilte ihnen seine Unterredung mit dem Kadi mit. (Fortsetzung folgt.)

Ein Kriminalverbrecher.

Humoreske

von

Karl Görlitz.

(Fortsetzung.)

II.

Ungefähr zu derselben Zeit, als die erzählten Vorgänge in der Fröhlich'schen Küche sich zugetragen hatten, saßen zwei Herren, ein älterer und ein jüngerer, in dem Komptoir einer der größten Brauereien der Residenz und rechneten.

Aus dem Gespräch, welches sie bei dem Vergleichen der ausgestellten Rechnungen führten, ging hervor, daß sie verschiedener Meinung waren.

Der ältere Herr sah nach der Uhr, stand auf und ging in einen an das Komptoir grenzenden Gartensaal, durch dessen hohe weitgeöffnete Glasthüren man in einen hübschen wohlgepflegten Garten blickte.

Als der junge Mann den älteren Herrn das Komptoir verlassen sah, folgte er ihm in den Gartensaal, was von dem letzteren sehr ungnädig bemerkt wurde, denn er wandte sich ziemlich barschen Tones um:

„Halten Sie mich nicht auf!“

„Ich muß doch Ihrer Willensmeinung kennen, Herr Röder,“ entschuldigte sich der junge Mann, „denn die Rechnung stimmt nicht!“

„So schreiben Sie die fehlende Differenz auf mein Konto ab.“

„Sie sind der Herr, und haben zu bestimmen,“ versetzte der andere, welcher Inspektor in der Brauerei war.

Ueber der Gartenmauer, welcher der geöffneten Glasthür des Saales gegenüber lag, erschien in diesem Augenblick der Kopf eines Menschen; ein paar blitzende Augen guckten prüfend herüber, und da sie die beiden Herren in dem Gartensaale erblickten, tauchte der Kopf sogleich wieder hinter der Gartenmauer unter und verschwand wie ein spukhaftes Gespensterbild, ohne von Jenen bemerkt worden zu sein.

Nachdem der junge Inspektor die Weisung erhalten hatte, die vorhandene Rechnungsdifferenz auf den Namen des Herrn Röder zu schreiben, verneigte er sich achselzuckend und wollte in das Komptoir zurückgehen.

„Sie können auch einen Boten zum Kommissionär Schwarz senden,“ wurde ihm nachgerufen, „daß er dort dreitausend Mark in Empfang nimmt als Anzahlung auf die Partie Gerste, welche auf dem zweiten Speicher liegt; ich habe sie verkauft, da wir sie nicht gebrauchen.“

Der Inspektor blieb stehen; ein Ausdruck schlecht verhehlter Entrüstung flog über sein hübsches Gesicht.

„Wir könnten sie aber brauchen und dann schwer in unserer Brauerei vermissen, wenn es eine spate Ernte in diesem Jahre geben sollte!“ erwiderte er.

„Sie wissen wohl, daß ich über die Brauerei laut Testament meines Schwagers unumschränkte Vollmacht habe!“

„Da möchte ich doch um schriftlichen Revers von Ihnen bitten,“ sagte der Inspektor kalt, „denn solche Geschäftsdispositionen würde ich nicht vertreten können.“

„Gut, ich werde Ihnen denselben schreiben,“ entgegnete Röder verdrießlich und ging, von Jenem gefolgt, in das Komptoir zurück.

Vorsichtig erschien jetzt der Kopf zum zweiten Male über der Gartenmauer; die ängstlich blickenden Augen spähten nach allen Seiten forschend umher, und da Niemand weder im Garten noch im Saal zu erblicken war, schob der Kopf sich langsam höher; ein paar Schultern folgten; zwei Arme stützten sich auf der Mauer, ein kühner Schwung und ein Mann saß rittlings auf derselben, ließ sich aber sogleich in den Garten hinabgleiten.

Es war Fröhlich.

Seine Kletterpartie war geglückt, seine Flucht über Dächer und Treppen, Höfe und Zäune bis hierher ihm vollständig gelungen. Was aber nun weiter?

Plötzlich kam ihm darauf an, zunächst sich den Tag über irgendwo verborgen zu halten, bis er beim Anbruch der Nacht unter dem Schutze der Dunkelheit die Stadt ungehindert und ungekannt verlassen konnte.

Vor Allem mußte er vermeiden die Straße zu betreten, denn er konnte sich natürlich sagen, daß er dort nicht nur von seinen Verfolgern gesucht werden würde, sondern daß namentlich auch seine Frau Alles daran setzen würde, um seine Spur ausfindig zu machen.

Eine große Schwierigkeit war ferner für den armen, von der Kriminalpolizei verfolgten Fröhlich, daß er gar nicht wußte wo er war, und wie er, wenn ihm Jemand begegnete, seine Anwesenheit hier erklären sollte.

Er trat zögernd in den Saal ein, als sein Blick in einen Spiegel fiel und er einen schwarzen Ruß fleck in seinem Gesicht bemerkte, den er sich bei seiner Höllenfahrt durch den Schornstein zugezogen hatte; er wischte den Fleck aus dem Gesichte und schüttelte den Staub von seinem Rocke.

Da ging die Thüre auf.

Erschreckt fuhr er zusammen und sah sich nach einem Schlupfwinkel um; zur rechten Zeit entdeckte er die tief herabhängende Decke über den Sophatisch, und — mutsch! — mit der Behendigkeit einer Katze sah er darunter, von der herabhängenden Decke vollständig verhüllt.

Fast zu gleicher Zeit wurden zwei gegenüberliegende Thüren geöffnet, und von entgegengesetzten Seiten traten ein Herr und eine Dame in den Gartensaal, wo der arme Fröhlich in wahrer Todesangst und zähneklappernd unter dem Tische verborgen saß.

Der Herr war der Besitzer der Brauerei, welcher, wie wir vorher aus dem Munde des Inspektors gehört haben, Röder hieß, die Dame war seine Frau.

Letztere, schon in reiferen Jahren stehend, aber mit jugendlicher Eleganz gekleidet, hielt einen offenen Brief in der Hand.

„Es ist recht fatal,“ rief sie ihrem Gemahl entgegen, „Frau von Horn schreibt mir eben, daß der Dienst, den sie uns aus Großherzendorf schicken wollte, erst in der nächsten Woche eintreffen kann.“

Fröhlich spitzte in seinem Verstek die Ohren.

„Warum hast Du auch den vorigen so schnell und plötzlich entlassen?“ sagte Röder verdrießlich.

„Well er zu anspruchsvoll war; wir wollen es mal mit einem vom Lande versuchen!“

„Da können wir uns selbst bedienen, bis er kommt.“

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 34. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

„Liebe mit mir!“ meinte Omar-Bathu, der Mameluk. „Du bist nirgends sicher, als nur bei mir in der Wüste.“

„Auch dorthin bringen die Häscher des Khedive.“

„Ich werde Dich zu schützen wissen!“

„Du wirst mich schützen und dann mit mir untergehen. Nein, Omar, nimm Sobeide und die Schätze, welche Du ihr brachtest, und kehre zu den Deinigen zurück! Ich weiß einen Ort, an dem ich sicherer bin, als selbst im wilden Dschebel Artalan, und von da aus werde ich zuweilen kommen, um Dich und Sobeide zu besuchen.“

„Wo ist dieser Ort?“

„Es ist eine Insel im Meere, die Niemand kennt als nur ich allein, ich entdeckte sie, als ich noch der Beiseh-Reis des Khedive war. Dorthin gehe ich mit Katombo und Ayescha, und nur die Möve, welche in den Lüften schwebt, wird uns sehen.“

„So willst Du den All hinunterfahren?“

„Ja, mit dem Sandal und meinen Dahabiés, in die ich bis zur Mitternacht meine Habe verlade.“

„Und der Kaschef, welcher mit dem Sandal fahren will?“

„Wird in Ketten fahren oder auf dem Grunde des Nils auf den Tag der Auferstehung warten.“

„Ich werde Dich begleiten, bis Du sicher bist!“

„Du wirst noch heut Siut verlassen und nur allein für die Sicherheit Sobeidens sorgen. Ich habe Katombo bei mir und viele treue Diener, auf die ich mich verlassen kann. Macht Euch fertig, ich werde jetzt die Tochter vorbereiten!“

Kurze Zeit später begann zwischen dem Hause und dem Flusse im Dunkel der Nacht ein außerordentlich reges und geschäftiges Leben sich zu entfalten. Auf mehreren Dahabiés vernahm man das Geräusch von Kisten und Ballen, welche an Bord gebracht und in den Raum verladen wurden; emsige Gestalten eilten hin und her, und nur der Sandal lag einsam und verlassen da, wie ein schlafendes Wasserungeheuer, welches sich im Traume von den Wogen leise hin und her wiegen läßt.

Draußen vor der Stadt hielt im Dunkel dieselbe Karawane, welche kurz vor der Dämmerung ihren Einzug in Siut gehalten hatte. In ihrer Mitte lag auf dem Boden eines jener Hedschin* welche, vom Stamme der Bischarihn erzeugt, für die edelsten und besten Thiere der Wüste gelten. Es trug, wie man beim Schimmer des südlichen Sternenhimmels erkennen konnte, auf seinem Rücken einen mit kostbaren Teppichen belegten und behangenen Tachterwan*, der nur zur Aufnahme eines vornehmen Weibes bestimmt sein konnte. Unter den Reitern, welche abgestiegen waren und bei ihren Thieren hielten, herrschte eine tiefe lautlose Stille, welche erst unterbrochen wurde, als leise nahende Fußtritte zu vernehmen waren.

Zwei barfüßige Diener brachten eine Sänfte getragen, hinter welcher Manu-Remsiat und Omar-Bathu schritten. Die Sänfte wurde niedergesetzt und geöffnet. Sobeide stieg aus. Als sie die fremden Männer bemerkte, die sie mit sich fortnehmen sollten, warf sie die Arme um den Hals ihres Vaters und brach in ein lautes Schluchzen aus. Remsiat hob leise den Schleier und küßte sie auf die Stirn.

„Weine nicht wieder, mein Kind, denn mein Herz blutete bereits, als Du von Ayescha schiedest. Banne den Schmerz in die Tiefe des Herzens, denn Allah ist gnädig und wird geben, daß wir uns wiedersehen!“

Sie schluchzte leise fort, bis er sie in die Arme Omar-Bathus legte.

„Sie war mir verloren und wurde mir wiedergebracht. Ich gebe sie Dir; aber das Kind bleibt dem Vater, so lange die Pulse schlagen: ich werde Dich und sie wiedersehen!“

„Mein Zelt wird Dir offen stehen, so oft Dein Fuß zu mir kommt, und dann wirst Du Dich an dem Glücke Deiner Kinder erfreuen. Gern hätte ich Dich bis nach Kairo begleitet, denn ich bin mächtig unter den Meinen und mein Name hätte Dir vielen Nutzen bringen können. Doch Du hast nicht gewollt.“

„Ich hätte Dich in das Verderben gezogen, welches meiner wartet, sobald man mich ergreift. Nun aber weiß ich Die[illegible] mein Kind bei Dir in Sicherheit. Allah sei mit Euch jetzt und in Ewigkeit! Lebe wohl, meine Tochter; lebe wohl, mein Sohn; Lebe wohl, Ihr Männer. Sallam aaleikum, Friede und Heil sei mit Euch!“

„Sallam aaleikum!“ ertönte es als Gegengruß rundum im Kreise der Reiter.

Sobeide beftieg unter immerfort rinnenden Thränen den Tach-

* Reitkamele.

* Kamelkorb für Frauen.

Digitized by Google

termen; die Trennung war ihrem Gemüthe zu schnell und unerwartet gekommen. Die Kameele erhoben sich vom Boden; die Reiter bestiegen ihre Pferde, und nach einem letzten „Sallam" stob die Schaar von dannen.

Noch einige Minuten stand Manu-Remusat allein auf der Stelle, bis der Hufschlag der Thiere vollständig verklungen war, dann wandte er sich um, erst langsam und später immer eiliger zurückkehrend, aber nicht zu seinem Hause, denn dieses stand bereits vollständig leer, sondern an das Ufer des Nils, wo man schon seiner wartete.

Wäre es Tag gewesen, so hätte man weit unterhalb des Kaffeehauses eine Dahabié schwimmen sehen, welcher eine zweite und eine dritte folgte. Sie alle waren möglichst geräuschlos vom Lande gestoßen und ließen sich ohne Segel einstweilen nur von den Wogen treiben. Die ersteren konnten nur dann erst aufgezogen werden, wenn man das Gebiet der Stadt verlassen hatte, und das war kein ganz ungefährliches Unternehmen, da das Fahrwasser des Nils'es wegen seiner alljährlichen Ueberschwemmungen so trügerisch ist, daß die Schiffer, wenn sie nicht durch die Noth oder irgend ein unabweisbares Gebot gezwungen sind des Nachts zu fahren, gewöhnlich des Abends an das Ufer legen, um erst mit dem Beginne des Morgens weiterzufahren.

Der Sandal aber lag noch ebenso ruhig wie vorher. Manu-Remusat schlich sich vorsichtig auf ihn zu. Am Ufer lagerten zwischen allerlei Tau- und anderen Schiffswerk eine Anzahl von Männern, welche er sich unter seinen Untergebenen ausgewählt hatte; bei ihnen hielt Katombo.

„Wo ist Ayescha?" frug er diesen.

„Dort auf der Taurolle sitzt sie."

„Werden wir sie wirklich in den Raum bringen, selbst wenn alles gelingt? Ich hätte sie doch auf einer Dahabié einschiffen sollen, wir konnten sie dann später an Bord nehmen."

„Sie will sich auf keinen Augenblick von Dir und mir scheiden. Sie hat ein muthiges Herz und wird uns das Wort nicht erschweren. Hier ist die Strickleiter; befestige sie an das Tau, wenn Alle eingestiegen sind. Wenn Du sie straff anziehst, wird Ayescha leicht emporsteigen können. Jetzt aber will ich hinauf, denn es ist nicht weit von Mitternacht, und der Kaschef kann alle Augenblicke kommen."

„Sei vorsichtig, mein Sohn, denn von Dir hängt das Gelingen unseres Werkes ab!"

Katombo trat in das Wasser und watete leise bis an die Seitenwand des Fahrzeuges. Hier hing ein Tau vom Bord herab. Er ergriff es und schwang sich empor. Die Fußspitzen an die Planken stemmend und sich fest am Seile haltend, schob er nur die Augen über Deck, um erst zu sehen, wo die Wächter waren. Sie saßen beim Scheine der Schiffslaterne hinten am Steuer und er erkannte aus den Bewegungen ihrer Arme, daß sie würfelten.

Schnell schwang er sich an Bord und kroch vorsichtig zwischen den herumliegenden Leichen nach der Raumluke. Hier glitt er die Treppe hinab und trat zur Seitenwand, wo er eine Seitenluke öffnete, welche groß genug war, einen auch kräftigen Mann hindurchzulassen. Er hatte gewußt, daß im Raume, der jetzt keine nennenswerthe Ladung hatte, Taue genug lagen. Er ergriff eines derselben, befestigte es an dem Lukenagel und ließ es außen niedergleiten. Es wurde von den Männern bemerkt, welche sofort einer nach dem andern in das Wasser gingen, emporkletterten und sich hereinschwangen.

Zuletzt befand sich nur noch Manu-Remusat mit Ayescha am Ufer. Der erstere ging in das Wasser, um die Strickleiter an das Tau zu befestigen; sie wurde emporgezogen. Nun ging er zurück und trug die Tochter herbei, welche sich auf die schwanken Sprossen stellte. Er faßte die Leiter und zog sie kraft an, so daß das muthige Mädchen leichter emporsteigen konnte. Sie wurde von Katombo in Empfang genommen und in das Innere des Schiffes gezogen. Jetzt stieg Remusat nach und die Leiter wurde hereingenommen.

„Jetzt Alle hinunter in den Ballastraum!" gebot Katombo. „Dorthin wird Niemand kommen, wenn das Schiff je untersucht werden sollte."

Diesem Befehle wurde Folge geleistet, so daß nur die beiden Männer mit Ayescha zurückblieben. Diese Letztere wurde von Katombo in den Verschlag geführt, welchen er vorher für sich und Sobeide hergerichtet hatte. Er verschloß die Kajütenthür mit dem Riegel und kehrte dann zu Manu-Remusat an die Luke zurück.

Sie hatten noch nicht lange an derselben gestanden, so bemerkten sie mehrere Gestalten, welche sich dem Ufer näherten.

„Sie kommen," meinte Remusat. „Jetzt müssen wir uns zu Ayescha zurückziehen."

Sie thaten dies und schoben, als sie in den Verschlag getreten waren, die losen Bretter vor.

Einige Sekunden später bemerkten sie an dem Geräusch, welches an der Schiffswand zu hören war, daß der Kaschef mit seinen Khawassen an Bord stieg, und nach einigen Minuten kamen mehrere Leute mit einem Lichte in den Raum herab, um denselben zu untersuchen.

Was Katombo erwartet hatte, geschah, sie stiegen nicht hinab in den Ballastraum, sondern kehrten, ohne den Verschlag entdeckt zu haben, auf das Deck zurück. Nun hörte man Hölzer knarren und Seile und Taue rollen. Ein schwerer Schlag an den Bug bewies, daß der Anker aufgenommen wurde, der Sandal kam in langsame Bewegung. Er ging mit seinem Spriete landab, während der Stern am Ufer saß; als aber die Wasser seine Seite im spitzen Winkel fassen konnten, wandte er sich schneller; sie drängten ihn mit stiller lautloser Kraft an Backbord, während sie am Steuerbord mißerstehend rauschten, bis der Stern sich vom Lande löste und das Fahrzeug den Wogen und dem Steuer nun vollständig gehorchte.

„Ob sie wohl segeln?" frug Manu-Remusat.

„Nein."

„Wie wißt Du das erkennen?"

„Der Sandal würde dann schneller gehen als das Wasser, und folglich müßte das letztere an seinem Holze rauschen; es läßt sich aber nicht das geringste Geräusch vernehmen, folglich treibt er mit der Fluth."

„Du bist klüger geworden als Dein Lehrer, Katombo, und wenn Du so fort in den Büchern lernst, so wirst Du ein großer und berühmter Schiffer werden."

„Die Bücher thun es nicht allein, man muß hinauf auf die hohe See, und da bin ich noch nicht gewesen."

„Wir werden jetzt hinausgehen."

„Mit welchen Schiffe?"

„Mit unserer „Djuhrel-Djinne". Wir dürfen kein anderes Fahrzeug nehmen, weil Niemand unsern Aufenthalt erfahren soll."

„Aber wird der Sandal auch seetüchtig sein?"

„Er würde es nicht sein, wenn er so flach auf den Bug gebaut wäre, wie andere Flußschiffe; Du aber hast ihn scharf auf den Kiel gesetzt und wenn wir Einiges im Takelwerk verändern, so können wir bei nicht gar zu bösem Wetter eine Fahrt von mehreren Tagen wagen."

Jetzt verging eine längere Zeit; dann wurde nebenan die Kajüte geöffnet, und der Kaschef trat ein, begleitet von einem seiner Khawassen, welcher die Lampe anzündete. Er setzte sich auf einen der daliegenden Polster und meinte, mit einem behaglichen Gähnen die Beine unterschlagend:

„Hier werde ich bleiben bis es Tag ist. Kommt etwas Wichtiges vor, so ruft Ihr mich; jetzt aber holt Du mir meine Pfeife."

Er lag mit dem Rücken gegen die Thür, welche ihn von den Lauschern trennte; der Khawaß entfernte sich; Katombo stieß Manu-Remusat an.

„Jetzt!" flüsterte er.

„Warum? Ueberreile Dich nicht!"

„Wir bekommen ihn nicht besser, und die Leute können es im Ballastraume nicht lange aushalten."

Er ergriff den Riegel leise, schob ihn mit einem schnellen Rucke auf, sog die Thür herüber und hatte in demselben Augenblicke auch schon den Kaschef so bei der Kehle gepackt, daß dieser keinen Laut auszustoßen vermochte. Er zog ihn herein zu Remusat.

„Halte ihn, bis ich den Khawassen habe!"

Remusat griff zu, und Katombo trat in die Kajüte. Nur wenige Augenblicke später trat der Polizist herein, das Nargileh in der Hand. Er bemerkte sofort, wen er vor sich hatte, bekam aber keine Zeit zu entfliehen oder auch nur auszuschreien, denn Katombo ergriff ihn rasch beim Halse und riß ihn herein, so daß er die Pfeife fallen ließ und die Hände mit auseinanderschlug.

In diesem Augenblicke ertönte hinter ihm ein lauter Schrei; er blickte sich überrascht um und sah im Scheine des Lichtes draußen im Verschlage eine Waffe blinken. Schnell entschlossen riß er seinen Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn dem Khawassen in die Brust. Remusat hatte den Fehler begangen, seine Hand vom Halse des Kaschef zu nehmen, und dieser war dadurch zu Athem und zu der Kraft gekommen, seine Pistole zu ziehen. Er wollte schießen; Remusat ergriff ihn bei der Faust, konnte aber nicht verhindern, daß der Schuß losging. Glücklicher Weise schlug die Kugel, ohne Jemand zu treffen, in das Gebälk des Verschlages.

„Nieder mit ihm!" rief Katombo, welcher Ayescha zu Boden sinken sah.

Eine Ohnmacht hatte sie ergriffen; er aber glaubte, daß sie

Digitized by Google

von der Kugel getroffen worden sei, stürzte sich auf den Kaschef und stieß ihm den Dolch von hinten so kunstgerecht in das Herz, daß der Getroffene leblos zusammenbrach. Dann zog er die Kajütenthür zu und verriegelte sie von innen.

„Bist Du verwundet, Vater?"

„Nein," antwortete Nemusat.

„So eile nach dem Ballastraume und rufe die Leute. Ich halte hier die Kajüte, und Du gehst auf das Deck; es darf keiner entkommen!"

Manu-Nemusat schob die Bretter des Verschlages zurück und kroch hinaus. Schon klopfte es laut und heftig an die Kajütenthür; Katombo aber stümmerte sich nicht darum, sondern blickte sich zu Ayescha nieder, um nach ihrer Wunde zu sehen.

„Dambullikah, Preis sei Gott; sie ist nicht verwundet; sie ist nur ohnmächtig, und die Kugel ist hier in diesen Balken gedrungen!"

Jetzt stellte er sich hinter die Thür und zog seine beiden Doppelpistolen.

„Kaschef — Sidhi — Effendi — Effendina!" rief es draußen, und als keine Antwort ertönte, krachten kräftige Fußtritte gegen die Thür.

Da erscholl vom Verdecke herab ein lauter Ruf des Schreckes, und nun war es Zeit für Katombo. Er stieß die Thür auf, drei Männer standen auf der engen Treppe; der Hinterste wandte sich soeben um, um zu sehen, was droben am Decke vorgegangen sei. Zwei Schüsse krachten und noch einer, alle gut gezielt. Der kleine Raum füllte sich mit dichtem Pulverdampf. Katombo zog die Thür wieder in den Riegel und wandte sich nach dem Verschlage.

„Vater — Katombo!" hörte er Ayesche rufen.

Der Knall der Schüsse hatte sie aus der Ohnmacht geweckt.

„Hier, Ayescha!"

„Allah helfe uns! Was ist vorgegangen?"

„Wir siegen. Bleibe noch hier; ich komme gleich wieder!"

Er drang hinaus in den Raum, welcher leer war und eilte zur Treppe empor. Oben leuchteten die Sterne wie vorher, und beim Scheine derselben konnte er sehen, wie Nemusat einen Khawassen niederstieß, den letzten, welcher zu sehen war.

„Fertig!" frug er.

„Fast sieben. Wo sind die andern?"

„Toot, auf der Kajütentreppe."

„Holt sie herauf!" gebot Nemusat seinen Leuten.

In kurzer Zeit lagen die Leichen auf dem Vorderdeck, und Ayescha ruhte, angegriffen von dem Geschehenen, unter demselben Zelte, unter welchem vor ihr Sobeide sich befunden hatte. Jetzt wurden Steine aus dem Raume geholt, um die Todten zu versenken. Während dieser Arbeit leuchteten zu beiden Seiten des Stromes hinter dem Sandal helle Schiffeuer auf. Man hatte an den Ufern die Schüsse und das Geschrei des Kampfes vernommen; das stattliche Fahrzeug aber war mittlerweile mit dem Strome so weit fortgegangen, daß man es nicht mehr erblicken konnte. Endlich war die letzte Leiche den Fluthen übergeben, und nun galt es, die Spuren des Kampfes zu verwischen.

„Schöpft Wasser, Ihr Männer, und scheuert das Deck und die Kajüte," gebot Nemusat. „Am Morgen muß Alles blank sein wie zuvor; dann ziehen wir die Segel auf und holen die Dahabié's ein."

Zwischen Bord und Masten tummelten sich nun die Schiffer; Manu-Nemusat beaufsichtigte sie, und Katombo saß im Zelte bei Ayescha, um sie zu beruhigen und ihre Bangigkeit über die Folgen ihres heutigen Abenteuers zu verscheuchen. Sie lag an seinem Herzen und schlummerte endlich ein, eingewiegt von den süßen Worten, welche er nicht müde wurde ihr in das Ohr zu flüstern. Auch er war müde nach den anstrengenden Ereignissen der letzten Tage; er legte den Kopf an die Zeltwand und schloß die Augen; der Schlaf umarmte ihn gerade so, wie er sein junges Weib in den Armen hielt.

Als er erwachte, blickte die Sonne bereits über die Höhen des Djebel Nokkladam herüber. Er ließ den Kopf Ayeschas auf das Kissen gleiten und erhob sich.

Das blanke Deck zeigte nicht die geringste Spur des stattgefundenen Gefechtes, und an den Masten flatterten bereits die Segel, welche Manu-Nemusat soeben aufziehen ließ. Sie wurden kraft gespannt; der Wind fing sich in ihnen, und bald war die Schnelligkeit des Sandals um mehr als das Doppelte vergrößert. Ueber den blitzenden Wassern kreuzten die Schwalben, jene Namensschwestern des Sandals, welche der Araber Djubr-el-Djienne, Vögel des Paradieses nennt, weil die fromme Sage von ihnen erzählt, daß sie den Menschen nicht verletzen wollten, als dieser aus dem Paradiese getrieben wurde, sondern an dem flammenden Schwerte des Engels vorüberflogen, um den Ureltern des menschlichen Geschlechtes in die Verbannung zu folgen; im Schilfe schnäbelten sich die weißen NilTauben, die dem Eingeborenen heilig sind, ziemlich unbekümmert um die Krokodile, welche hier und da mit dem Rudelchen von schlammüberzogenen Holzklötzen am Ufer oder irgend einer Sandbank lagen, und hoch droben in der Luft ließ der Geier bereits seinen schrillen Ruf vernehmen, während der schlanke Falke an ihm vorüberschoß, um ihm seine Beute abzujagen. An den Ufern wechselten Reis- mit andern Feldern, eine gründende Pflanzung folgte der andern, und über ihnen allen ragten die schwanken, gefiederten Wedel der Palmen empor. Zuweilen sah man einen nackten Fellah in sein ärmliches Boot steigen, um Fische zu fangen, oder es trat ein Felladenmädchen an das Wasser, um den thönernen Krug zu füllen und ihn auf dem Kopfe heimzutragen und dabei einem bezaubernden Bilde zu gleichen, dessen Formen der Künstler nicht schöner und plastischer darzustellen vermocht hätte. Dann fuhr man wieder an einem Felde vorüber, dessen Besitzer mit einem Joch Ochsen einen Holzpflug von demselben primitiven Baue regierte, wie die alten Egypter schon vor dreitausend Jahren sich desselben bedienten. Es war eine Scenerie, die jedem Fremden in ihrer streng individuellen Eigenthümlichkeit auf das höchste interessiren mußte.

Nach und nach belebte sich der Strom immer mehr, und kaum waren einige Stunden vergangen, so hatte der Sandal die drei Dahabié's überholt. Die Flußreise ging glücklich von statten, bis die „Djuhr-el-Djienne" wohlbehalten im Hafen von Bulakh* vor Anker ging.

Hier wurden die Dahabiés erwartet und nach ihrer Ankunft sammt ihrem Inhalte sofort verkauft. Die Besatzung dieser drei Fahrzeuge wußte nicht, was während der ersten Nacht ihrer Abreise auf dem Sandal passirt war, und konnte daher ohne alles Bedenken entlassen werden.

Anders war es mit der Bedienung des Sandals. Auf diese mußte Manu-Nemusat Rücksicht nehmen. Er behielt sie bei sich und beschloß, sie sogar mit nach seiner einsamen Insel zu nehmen. Uebrigens hatte er ja auch gar nicht anders gekonnt, da er ja Leute brauchte, um das Fahrzeug zu regieren.

Nach dem Verkaufe der Dahabiés waren Alles, was sie Nothwendiges für die Flüchtlinge an Bord führten, auf den Sandal gebracht worden, auf welchem man nun Kairo verließ, um nach Alexandrien zu gehen.

Auch hier kam die „Djuhr-el-Djienne" glücklich und unangefochten an, und sofort nahm Nemusat die nöthigen Arbeiter an Bord, um die von ihm beabsichtigten Veränderungen an dem Fahrzeuge vorzunehmen.

Leider war gerade gegenwärtig keine günstige Zeit zum Auslaufen. Die Pforte stand im Kriege mit Norland, welches ein ansehnliches Geschwader in die türkischen Gewässer geschickt hatte. Einige Segel daoon kreuzten draußen vor Alexandrien, und wenn es auch einmal einen Tag lange schien, als ob die Blokade aufgegeben worden sei, so waren sie am andern Morgen sicher wieder zu sehen.

Schon waren die Arbeiten auf dem Sandal ihrer Vollendung nahe, als Nemusat mit Katombo auf dem Verdeck stand, um sich ihre Berichtigungen in Beziehung der Aufsicht mitzutheilen. Länger zu bleiben war nicht rathsam; bei Nacht getraute sich wohl kaum ein Lootse aus dem Hafen, und wenn sie es wagten, am Tage die Anker zu lichten, so fielen sie mit Sicherheit in die Hände der feindlichen Kreuzer.

„Es ist besser, wir bleiben," meinte Manu-Nemusat. „Es wird sehr schwer halten, unsern Sandal zu erkennen; der Name ist fort und ein anderer an seiner Stelle, und wer die Takelung sieht wird meinen, ein kleines Schiff von der Sorte vor sich zu haben, welches die Franken Küstenkleyper nennen."

„Aber Dich und mich kann man erkennen, obgleich wir das Fahrzeug nicht verlassen und in keinen Serai und gar keinem Kawuahchi kommen. Wir werden gewiß einen Lootsen finden, der es versteht und wagt, uns des Nachts aus dem Hafen zu bringen."

„Aber wir müssen der Küste folgen und werden also immerhin auf Kreuzer stoßen."

„Der Küste? Nein, wir gehen in die offene See."

„Bist Du sicher, die Schiffsbücher gut zu führen und alle Berechnungen richtig machen zu können?"

„Ich fürchte mich vor keinem Admiral," lächelte Katombo.

„Dann könnten wir es wagen, obgleich ich Dich dazu nicht brauche; doch muß man alle Fälle in Berathung ziehen. Aber wer ist dort der Mann, welcher uns und unser Fahrzeug so sorgfältig in die Augen nimmt?"

„Welcher?"

„Der am Kahn, in der Kleidung eines Levantiners."

* Kairo gerfällt in Alttairo, Neutairo und die Vorstadt Bulakh.

Digitized by Google

„Ah der! Mir scheint, daß ihm der Anzug eines Mameluken besser stehen würde."

„Eines Mameluken? Trefflich. Allah akbar, Gott ist groß, und meine Augen waren mit Blindheit geschlagen! Es ist derselbe Mameluk, welcher Omar-Bathy stets begleitete, wenn dieser mich besuchte. Sollte er hier sein um uns zu finden? Ich werde ihn rufen!"

„Thue es, wenn Du seiner Verschwiegenheit sicher bist!"

„Ich bin es. Er ist ein verschwiegener Mann und Omar-Bathy treu ergeben."

Er brauchte nicht laut zu rufen, sondern nur zu winken, da der Mameluk ohne Unterlaß herüberblickte. Auf das Zeichen hin kam er näher und trat über die Laufplanke an Bord.

„Sallam aaleikum!"

„Aaleikum! Wen suchest Du?"

„Ich darf den Namen dessen, den ich suche, nicht nenne."

„Wer hat es Dir verboten?" (Fortsetzung folgt.)

Ein Kriminalverbrecher.

Humoreske
von
Karl Görlitz.

(Schluß.)

Dann eilte er durch den Garten auf den Hof der Brauerei, um von dort für Röder die befohlene Flasche Burgunder aus dem Keller zu holen.

Hermine und Georg blieben sich in unbeschreiblicher Verwirrung allein gegenüber stehen.

Keines wagte das Andere anzusehen, Keines das erste Wort zu sprechen.

„Ich fühle aus den Worten dieses Mannes," hub der Inspektor nach kleiner Pause an, „daß Sie mich für undankbar halten, weil ich meine Stellung verlassen will!"

„Sie sind ja Ihr eigener Herr," sagte sie leise ohne aufzusehen, „und können gehen, wenn es Ihnen nicht bei uns gefällt!"

„Ich gehe, weil es mir bei Ihnen nur zu gut gefällt, ich gehe Ihretwegen!"

„Meinetwegen?" fragte sie und blickte auf.

Ihre Blicke begegneten sich und verschmolzen magnetisch in einen; dieser Blick war der Funken in das Pulverfaß ihrer beiderseitigen Gefühle; es explodirte, und nun war kein Halten, kein Verbergen mehr.

Er faßte ihre kleine Hand und drückte sie mit zärtlicher Leidenschaft.

„Ja, Ihretwegen will ich fort, weil ich nicht mit ansehen kann, Hermine, wie Ihr Vermögen durch die schlechte Verwaltung Ihres Onkels gefährdet wird; ich versuchte dagegen zu kämpfen, aber vergebens, denn ich habe keine Macht, noch weniger ein Recht dazu. Meine alte Freundschaft für Sie ward erst zum Mitleid, und dies schließlich zur heißesten Liebe für Sie!"

Sie schlug vor seinem brennenden Blick den ihrigen zu Boden.

„Sie lieben mich und wollen uns doch verlassen?" flüsterte sie kaum hörbar; nicht am Ton, mehr an der Bewegung ihrer Lippen errieth er den Sinn ihrer leisen Worte.

„Darf ich denn nach diesem Geständnisse bleiben?" rief er erfreut und immer leidenschaftlicher. „Sie sind eine reiche Erbin und ich ein armer Inspektor!"

„Ueber meinen Reichthum haben Onkel und Tante zu bestimmen!"

„Aber über Ihre Hand?"

„Doch nimmermehr über mein Herz!" jauchzte sie mit dem vollsten Ausdruck der Liebe.

Mit leidenschaftlichem Entzücken vernahm er dies Geständniß; er streckte die Hand aus und zog sie an sich; sein Gesicht senkte sich auf die blonden Wellen ihres duftigen Haares, und seine Lippen trafen erst die sammetweichen Wogen und dann die warme, weiße Stirn Herminens; das Gesicht, welches er bei der Berührung ihres holden Kopfes empfand, war eines von denen, welche einen Menschen durch das Uebermaß des Glückes tödten können.

Er hatte schon lange gekämpft, seine heiße Liebe ihr zu verbergen, jetzt hatte sie ihm Erwiderung derselben gegeben.

Das magnetische Fluidum, welches seinem Blick entströmte, drang durch ihr Auge bis in ihr Herz; ihre Arme umschlangen seinen Hals, sie ward den Kopf zurück, ihre zitternden Lippen öffneten sich und ließen den blendenden Schmelz ihrer Perlenzähne sehen, ein gegenseitiges Neigen und in der Begegnung ihrer Lippen brannte das Geständniß: Lieben, sich angehören oder sterben!

Mit dem vollen Bewußtsein seines Glückes kam aber auch das seiner Stellung, das klare Erkennen aller Hindernisse, die sich dieser tiefen reinen Liebe unbedingt entgegenstellen würden.

Er löste sich aus den beseligenden Umarmung, und für den Augenblick verzweifelnd, daß er diese Hindernisse je besiegen könnte, verwünschte er es, daß er den Funken seiner Leidenschaft nun auch in die bis jetzt so arglose Kinderseele der Geliebten geschleudert hatte.

„Was that ich?" murmelte er erbleichend, „uns trennt ja doch ein Abgrund!"

Und als wollte er ihr, sich selbst seinen bangen Gedanken vor der Zukunft entflehen, eilte er in das Komptoir zurück, wo er das fieberhafte Gefühl tief auf seinen Pult senkte, als wollte er in der Arbeit den einzigen Trost, die alleinige Stütze suchen.

Hermine stand einen Augenblick wie betäubt; sie fühlte sich unter seinem Kuß wie zu einem neuen Dasein erwacht, fühlte sich von dem wunderbaren Lichte, welches ihr Alles und sie selbst in ungekannter glänzender Färbung zeigte, vollständig geblendet; dann wollte sie ihm folgen, doch schüchtern sackte ihr Fuß; aber gleich darauf ward sie ihr kühnes Köpfchen fast trotzig und herausforderend in die Höhe, und mit einem Tone, in welchem die Naivetät des Kindes mit der Leidenschaft des Weibes kämpfte, sprach sie halblaut vor sich hin, als wollte sie ihr Vorhaben vor sich selbst beschönigen:

„Er hat mich geküßt und denkt, daß ich darüber böse sei; gewiß, ich bin es auch, sehr böse, aber man muß verzeihen, denn Verzeihen ist Menschenpflicht!"

Sie folgte ihm schnell, um ihm ihre Verzeihung zu bringen, und unzweifelhaft hatte er dieselbe wohl mit Entzücken angenommen.

Fröhlich hatte sich nach dem Keller zurecht gefragt und die Flasche Burgunder für Herrn Röder heraufgeholt.

Als er mit derselben durch das Gitter, welches den Hof von dem Garten trennte, schritt, erblickte er einen Mann von der anderen Seite her durch den Garten kommen, dessen Anblick ihn lebhaft beunruhigte; der Fremde, ein altmodisch gekleidetes, ziemlich mageres Männchen, blieb hinter einem Jasminstrauche halb verdeckt stehen und spähte Fröhlich scharf; dadurch beigirrt sich dessen Unruhe zur größten Angst; er sah seine Spur entdeckt und sich von dem Fremden, der gewiß ein geheimer Polizist war, hier in seinem Zufluchtsort gefangen.

Ein Entweichen war nicht möglich, darum faßte er sich ein Herz und ging dem Unbekannten zitternd entgegen.

Dieser mußte augenscheinlich einen geheimen Plan im Schilde führen, denn er rührte sich nicht von der Stelle und beobachtete, verschmitzten Gesichtsausdruckes, Fröhlich unausgesetzt sein Auge.

Fröhlich, der sich im Stillen gelobt hatte, daß der Fremde ja und leicht irgend ein Geschäft hier in der Brauerei haben könnte, verlor aber den durch solche Vorstellung gefaßten Muth sehr schnell wieder, da er sich von Jenem sehr scharf fixirt sah. Als er sich beeilte, dieser Observation zu entgehen und schnell in den Gartenfaal zu treten, kam auch der Fremde näher, und rief wie unwillkürlich aus:

„Das ist ja ein fremdes Gesicht!"

„Der neue Bediente, — aufzuwarten!" erwiderte Fröhlich unter tiefer Verbeugung und verfolgte, bei dem Fremden vorbeihuschend,

Aber Jener folgte ihm unverzüglich.

„Melden Sie mich, mein Lieber," sagte er zu Fröhlich, „Geheimsekretär Rebel vom Gericht!"

„Vom Gericht!"

Entsetzliche Bestätigung von Fröhliche Furcht.

Der arme, von e'nem so harten Schicksal Verfolgte hätte beinahe vor Schreck die Flasche Burgunder fallen lassen und eilte mit großen Schritten fort, um diesen „Geheimen vom Gericht" der Herrschaft anzumelden.

Der Gerichtsbeamte feinerseits blickte Fröhlich ebenso mißtrauisch an wie dieser ihn, und als er den letzteren sich so eilig entfernen sah, murmelte er halblaut vor sich hin:

„Der Mensch scheint mir etwas anzumerken, und doch bin ich zugekuppt wie immer; ich habe stets Furcht, meine Pläne hier verleitelt zu sehen, und muß noch mehr auf meiner Hut sein!"

Er wurde in seinem Selbstgespräch durch Veronikas Erscheinen unterbrochen; die Dame trat in größter Aufregung aus dem Speisesalon heraus.

Fröhlich hatte bei seiner Meldung sogleich gesehen, daß der Geheimsekretär Rebel ein Bekannter der Herrschaft war, worauf seine augenblickliche Angst zwar etwas gemindert wurde, doch blieb seine Furcht vor Entdeckung seiner wahren Persönlichkeit unausgesetzt dieselbe.

„Herr Geheimsekretär, Sie hier?" fragte Veronika im Eintreten

Digitized by Google

Illustrirtes Unterhaltungsblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 35. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

„Mein Herr, Omar-Bathu, der Mamelukenbei. Ich soll hier zwei Männer und ein junges Weib aufsuchen und dann schnell zurückkehren, um zu melden, daß sie die See glücklich erreicht haben."

„Du hast sie gefunden. Wie geht es meiner Tochter?"

„Mein Herr läßt Dir sagen, daß sie gesund und glücklich ist, nur betrübt sie sich, daß Du nicht bei ihr sein kannst mit der Schwester und dem Sohne."

„Wie ist es möglich, daß Du so schnell nach Alexandrien gekommen bist."

„Mein Herr gab mir zwei seiner besten Djemmels mit, ein Bischarinbedschin und eine Tuareksalle."

„Und warum kamst Du nicht gleich zu mir, als Du mich erblicktest?"

„Ich erkannte Dich sofort, aber ich wußte nicht, ob dieses Schiff das Deinige sei, denn mein Herr hat es mir anders beschrieben."

„Hast Du mir sonst noch etwas zu sagen."

„Ja. Der Kaschef von Siut ist ermordet worden mit zehn seiner Khawassen; man weiß es bereits in Kairo und meint, daß Du es gewesen bist. Verweile Dich nicht länger in Alexandrien!"

„Ich werde Deinen Rath befolgen, doch komme herunter und stärke Dich mit Speise und Trank!"

„Dieses darf ich nicht eher thun, als bis ich die Befehle meines Herrn erfüllt habe. Willst Du, Sihdi, daß ich Dir einen Lootsen schicke, der draußen in Rosette wohnt und Dich des Nachts ganz sicher aus dem Hafen bringen wird? Es ist der Bruder meines Weibes."

„Thue es, und zehn Goldstücke sind Dein eigen!"

„Gib sie ihm, wenn Du sie geben willst. Ich aber habe Omar-Bathu zu gehorchen und darf nichts von Dir nehmen. Sallam aaleikum!"

Er sprang über die Laufplanke hinüber und verschwand in dem Getriebe der Menschen, welche am Ufer auf- und niederwogten.

Das Erscheinen des Mameluken hatte alle Zweifel und Bedenken beseitigt; es wurde alles zur Abfahrt gerüstet, und während dessen erwarteten sie seine Wiederkehr. Aber er kam nicht; es begann bereits zu dunkeln, und schon wollte sich ein böser Regwohn sowohl bei Nemusat als auch bei Katombo geltend machen, als ein Mann die Planke betrat, den man sofort als einen Schiffer erkannte.

„Wer bist Du?" frug Nemusat.

„Mein Name ist Tida-Ben-Akram. Mich sendet mein Bruder."

„Wer ist Dein Bruder?"

„Du hast ihn bereits gesprochen, Sihdi, als er Dir Grüße brachte von Omar-Bathu, dem Mameluken bei."

„Wo ist er?"

„Zurückgekehrt zu seinem Herrn, denn er weiß, daß ich Dich sicher aus dem Hafen bringen werde."

„Warum kam er nicht noch einmal her mit Dir?"

„Er fürchtete Deine Belohnung."

„Wann können wir fahren?"

„Sogleich, wenn Du befiehlst, Sihdi. Es ist guter Wind und in zehn Minuten bricht die Nacht herein."

„Wo hast Du das Boot, in welchem Du zurückkehren wirst?"

„Es wartet mein draußen auf der Rhede."

„So laßt uns beginnen."

„Im Namen des allbarmherzigen Gottes!" fügte der fromme Muselmann bei, indem er das Haupt dreimal mit der Hand berührte und sich nach der Gegend von Mekka tief verneigte.

Jetzt wurden die Anker gelichtet und die Segel emporgezogen. Der Ausbruch des Sandals fiel keinem Menschen auf, da jeder Beobachter denken mußte, daß er nur hinaus nach Rosette wolle. Dort angekommen, ging er aber nicht vor Anker, sondern beschrieb einen weiten Bogen um den Quai herum und hielt dann auf die offene See zu.

Der Lootse stand ganz vorn am Bug und gab laut seine Weisungen; Katombo selbst stand am Steuer und lenkte das Schiff. Der Abend war sehr dunkel, und die Sterne hatten das Himmelsgewölbe noch nicht erstiegen. Nach und nach wurden die Kommandos des Lootsen immer leiser, bis er plötzlich ein Licht ergriff und dreimal hoch im Kreise schwenkte, ehe er es wieder hinter den Schirm stellte, wo es gestanden hatte.

Der Pfiff einer Möve war die Antwort auf dieses Signal, und gleich darauf sah man ein Boot dem Sandal nahen.

„Werft eine Leine aus, es ist mein Kahn!" erklärte der Lootse.

Als dies geschehen war, schwang sich ein Knabe von kaum

Digitized by Google

vierzehn Jahren an Bord, während das Boot im Schlepptau nachgezogen wurde.

„Hab Du den Feind gesehen?“ frug der Vater den Sohn.

„Ja.“

„Und warst nahe an ihm?“

„Ja.“

Dabei nickte der Knabe mit einer Miene, als ob dies etwas sehr Leichtes und Selbstverständliches sei.

„Wo befindet er sich?“

„Er segelt Nord bei Ost und gerade Ost von hier, um nach Damiette zu gehen.“

„So sind wir sicher. Gebt vorn eine Laterne aus, damit ich das Fahrwasser erkenne!“

Diesem Befehle wurde Folge geleistet, und nun gab er seine Kommandos wieder laut vom Buge aus, und trotz der Gefährlichkeit des Fahrwassers gelangten sie nach noch nicht zwei Stunden in die offene freie See.

Jetzt wollte sich der Lootse verabschieden, und Manu-Remusfat zog eine Handvoll Goldstücke hervor.

„Hier nimm! Du hast es redlich verdient.“

„Sihdi, behalte Dein Geld und gedenke mein! Mein Bruder hat mich, Dich durch die Blokade zu bringen, und ich habe es gethan, weil es ihm und Allah gefällig war. Dein Dank ist mir lieber als das Gold, welches Du mir bietest!“

Er trat an die Regeling und sprang trotz der Dunkelheit mit einer wahrhaft virtuosen Sicherheit hinunter in das Boot. Sein Sohn folgte ihm mit ganz derselben Gewandtheit.

„Sallam aaleikum!“ hörte man noch den Gruß der Beiden; die Wogen hoben das Boot empor, ein Wellenthal verbarg es wieder; dann — war die letzte Verbindung mit der Heimath zerrissen.

Manu-Remusfat trat zu Katombo.

„Glaubst Du, daß es gute Menschen gibt, die Allah lieben muß?“

„Ich glaube es, denn dieser Mann hat es bewiesen.“

„Allah segne ihn und seinen Bruder, sammt allen, die zu uns gehören, obgleich wir sie verlassen mußten! Jetzt aber gib mir das Steuer uno gehe zur Ruhe; Du bedarfst ihrer, denn morgen muß Du das Schiff regieren, während ich schlafe!“

Katombo folgte dem Gebote. Als er am Morgen erwachte, erblickte er ringsum nur Himmel und Wasser; das Schiff war glücklich aus dem gefährlichen Hafen in die offene See gekommen. Des Nachts war dies noch nicht zu behaupten gewesen, da mit Anbruch des Tages sehr leicht einer der Kreuzer zurückgekehrt sein und bemerkt werden konnte.

Auch die Luft war günstig und das Wetter so schön, daß der Sandal fast anderthalb Tage lang seine Fahrt ohne die geringste Unterbrechung oder Störung machen konnte. Am Nachmittage des zweiten Tages saßen Remusfat und Katombo bei Apesa.a im Zelte, während einer der Leute das Steuer führte. Da trat Ali herein, welcher mit zur Bemannung gehörte, und klatschte in die Hände, zum Zeichen, daß er etwas zu melden habe. An den Eingang des Zeltes durfte er sich nicht wagen, weil ein Weib sich in demselben befand. Katombo erhob sich und ging hinaus.

„Was gibt es, Ali?“

„Schau dorthin, Sihdi!“

Dabei deutete er mit der Hand fast gerade nach Nord.

„Ein Segel!“ bemerkte Katombo.

„Ein Segel, Sihdi! Allah segne Deine Augen, aber einer von uns Beiden sieht falsch, und meine Augen trugen mich niemals!“

Katombo suchte den ganzen Horizont ab, konnte aber nur das entdecken, was er bereits gesehen hatte.

„Dann trügen sie Dich jetzt, denn es gibt nur dies eine Segel!“

„Sihdi, Du weißt, daß ich Ali-el-Hakemi-Ebn-Abbas-Ebn-er-Rumi-Ben-Hafid-Omar-en-Nasaf bin, und was ich sage, das ist wahr, denn dieses Schiff, das dort gesahren kommt, hat nicht nur ein, sondern sehr viele Segel!“

Jetzt mußte Katombo lächeln.

„Jetzt hast Du Recht, Ali mit dem langen Namen! Dieses Schiff hat sehr viele Segel; aber der Seemann sagt nicht: dort kommt ein Schiff, sondern: dort kommt ein Segel. Das mußt Du Dir merken. Rufe den Emir-el-Reisahn herbei.“

Manu-Remusfat kam, und Katombo zeigte ihm das Segel.

„Zu welcher Flagge glaubst Du, daß es gehört?“

„Ich weiß es nicht und mag es auch nicht erfahren.“

„Soll ich etwas mehr Ost bei Süd halten?“

„Um ihm aus dem Kurse zu gehen? Nein, das ist nicht nothwendig, denn sicher, es geht ja ganz scharf auf Süd und wird uns nicht bemerken.“

„Aber es ging vorhin Süd bei Ost!“

„Das hat nur so geschienen; jetzt, da der Winkel offener ist, kann man es deutlicher sehen. Ich gehe wieder in das Zelt, komm nach, wenn es seinen Lauf nicht ändert!“

Er ging. Katombo beobachtete den Lauf des fremden Fahrzeuges. Dieses hielt allerdings ganz streng auf Süd; in einer Viertelstunde mußte es bereits verschwunden sein, und darum kehrte auch er in das Zelt zurück, gab aber vorher Ali die Weisung, genau aufzuschauen und alles Auffallige sofort zu melden.

In der angegebenen Zeit klatschte der Diener auch wirklich in die Hände. Katombo steckte nur den Kopf hervor.

„Was gibt es?“

„Das Schiff ist fort, Sihdi!“

„Gut!“

Es verging etwas über eine Stunde; da klatschte der wackere Ali schon wieder.

„Etwas Neues?“ frug Katombo.

„Ja, Sihdi. Wieder ein Schiff!“

„Mit vielen Segeln?“

„Ja. Es sieht aus gerade wie das vorige.“

Katombo verließ das Zelt.

„Wo fährt es?“

„Beinahe gerade im Süd von uns; dort!“

Katombo erkannte dasselbe Fahrzeug, welches vorher im Nord von dem Sandal gesegelt war, und dann den Kurs nach Süd gehalten hatte.

„Hole schnell den Herrn!“ befahl er.

Manu-Remusfat eilte schnell herbei, wirklich erkannt über die seltsame Schnelligkeit, mit welcher das fremde Fahrzeug ihm von einer Seite auf die andere gekommen war. Er nahm das Rohr zur Hand und betrachtete es sorgfältiger.

„Katombo, wir sind verloren!“

„Warum?“

„Es ist ein Kriegsschiff, und zwar muß es ein feindliches sein.“

„Hat es die Flagge gezogen?“

„Nein, aber es ging erst im Nord von uns und hat seinen Kurs nur verändert, um uns den Rettungsweg nach der Küste von Derna abzuschneiden. Das ist gewiß. Nur kann ich die Schnelligkeit nicht begreifen, mit der dies geschehen ist. Allah allein weiß es!“

„Gib mir das Rohr!“

Er bekam es und schaute aufmerksam hindurch.

„Du hast Recht: Allah weiß es, ich aber auch!“

„So erkläre es mir!“

„Es ist ein Dampfer, der auch mit Segeln geht, wenn der Wind es erlaubt. Siehst Du den leichten Streif an seinem Stern? Er wird jetzt immer dichter und schwärzer. Jetzt hält das Schiff gerade auf uns zu und gibt vollen Dampf. Du hast Recht; es macht Jagd auf uns!“

„Was thun wir? Uns ergeben?“

„Nein, uns wehren!“

„Das geht nicht. Dort an Bord gibt es zehn Mal mehr Leute als bei uns, und wir haben keine Kanonen.“

„Willst Du ihnen Dein Kind und Deine Schätze preisgeben?“

„Sie führen nicht mit Frauen Krieg, und mein Gut wird wir verbleiben, denn ich bin ein Flüchtling des Vizekönigs und kein Soldat.“

„So thue, was Du denkst. Ich ergebe mich in Deinen Willen!“

„Laß uns auch die Leute fragen!“

Dies geschah. Das Orlogschiff kam immer näher und zeigte sich in Folge dessen von Augenblick zu Augenblick größer und mächtiger. Die Bemannung des Sandals war im Gebrauche der Handwaffen wohlgeübt und keinesweges feig zu nennen, aber es gehörte dennoch beinahe der Muth der Verzweiflung dazu, es mit einem solchen Gegner aufzunehmen. Alle außer Einem stimmten daher der Ansicht von Manu-Remusfat bei. Dieser Eine war Ali.

„Allah akbar, Gott ist groß, und mein Handschar ist spitz und scharf. Warum soll sich ein Gläubiger den Ungläubigen ergeben? Ich werde sie verschlingen, wie die Heuschrecke das Gras des Feldes und das Laub der Bäume frißt!“

Er kam natürlich mit seiner Meinung nicht durch, sondern es wurde beschlossen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, falls das Schiff wirklich ein feindliches sein sollte.

Mittlerweile war es so nahe gekommen, daß es eine seiner Stückpforten öffnen konnte. Es lief plötzlich alle Segel fallen, hißte die Flagge auf und gab mit einem Schusse das Zeichen, ein Gleiches zu thun.

Digitized by Google

„Ein Norländer, also wirklich ein Feind!“ rief Remusat. „Eine Flagge haben wir nicht; satt die Segel sollen!“

Dies geschah, und nun sahen sie der Ankunft des Bootes, welches der Norländer aussetzte, um an Bord des Sandals zu gehen, mit banger Erwartung entgegen. Ayescha zitterte vor Angst am ganzen Leibe, und Remusat sowohl als auch Katombo versuchten vergeblich, sie zu beruhigen. Das Boot legte an, und ein Offizier stieg mit acht Mann an Bord.

„Wer ist der Befehlshaber dieses Fahrzeuges?“ frug er.

„Ich,“ antwortete Remusat.

„Wem gehört es?“

„Mir selbst.“

„Was hat es geladen?“

„Haus- und Wirthschaftsgeräth für mich.“

„Wo kommt es her?“

„Aus Siut.“

„Ah! Sollte dies die Wahrheit sein? Ein Nilschiff auf offener See! Wohin ist es bestimmt?“

„Nach Mizarata.“

„Wo haben Sie Ihre Papiere?“

„Ich habe keine, ich bin ein Flüchtling.“

„Interessant!“ lächelte der noch sehr junge Mann. „Um aus Egypten zu fliehen, fährt man von Siut aus durch ganz Egypten und geht mit einem Nilkahne unter Klippertakelage nach Mizarata, welches unter der gleichen Oberherrschaft des Sultans steht. Wie ist Ihr Name, mein Herr?“

„Remusat.“

„Das ist ein sehr berühmter Name, denn ich erinnere mich, von einem gewissen Remusat gelesen zu haben, der sehr Vieles über China, die Mongolei und Tibet geschrieben haben soll. Doch dieser Mann hat vor verschiedenen Jahrhunderten gelebt, und Sie können es also nicht sein, sonst hätte ich mich aus Rücksicht für Ihren schriftstellerischen Ruhm veranlasset, ohne Sie weiter zu belästigen. So aber muß ich um die Erlaubniß bitten, Ihr Fahrzeug untersuchen zu dürfen!“

„Thun Sie es!“

Der Marineoffizier warf zunächst einen Blick auf dem Decke umher und bemerkte dabei:

„Diese guten Leute sind ja ganz außerordentlich bewaffnet!“

„Sie müssen wohl, daß bei uns jeder Mann berechtigt ist Waffen zu tragen; man braucht jedoch deshalb noch nicht ein Krieger zu sein.“

„Schon! Führen Sie mich zur Kajüte und in den Raum!“ Remusat begleitete ihn, während alle Andern auf dem Decke blieben. Als er wieder nach oben kam, zeigte seine Miene einen gewissen Grad von Unsicherheit.

„Ich habe allerdings nichts Verdächtiges bemerken können, und doch geben mir Ihre Angaben Grund zu dem Wunsche, Sie und die Ihrigen persönlich durchsuchen zu lassen. Wer auf offene See geht, bedarf ganz nothwendig derjenigen Papiere, durch welche er sich und seine Absichten zu legitimiren vermag.“

„Meschallah. Sie wollen einen Kapitän peinlich durchsuchen lassen:“ brauste Remusat auf.

„Sie sind nicht Kapitän, sondern ein Privatschiffer, der mir dringend verdächtig erscheinen muß. Wollen Sie sich fügen?“

„Ich muß!“

Die Umersuchung wurde vorgenommen, ohne allen Erfolg, und schon glaubte sich Manu Remusat frei, als der Offizier achselzuckend meinte:

„Auch das kleinste Fahrzeug kann ein sicheres Versteck für geheime Schriften, Depeschen und dergleichen haben. Was birgt dort das Zelt?“

„Meine Tochter.“

„Ah! Ich werde sie begrüßen.“

Er trat näher und öffnete den Vorhang. Die Hand Katombos fuhr nach dem Griffe seines Dolches, doch der Offizier machte vor der tief Verschleierten nur eine sehr höfliche Verbeugung und trat dann zurück.

„Ich wünschte gern, Ihnen die Erlaubniß geben zu können, Ihren Kurs fortzusetzen, sehe mich aber leider außer Stande dazu. Wo ist Ihr Steuermann?“

„Hier,“ antwortete Katombo.

„Sie Beide werden mich an Bord meines Schiffes begleiten, damit ich sie dem Kapitän vorstelle. Er mag das Weitere verfügen.“

Zu einer Widerrede oder gar einem ernstlichen Widerstande wäre es nun zu spät gewesen. Die beiden Aufgeforderten mußten in das Boot steigen und wurden an das Schiff gerudert, unter dessen Spriete man die in goldenen Lettern abgefaßte Inschrift „Der Drache“ lesen konnte. Sie stiegen das herabgelassene Fallrepp empor und wurden von einigen Schiffssoldaten in Empfang genommen, während der Lieutenant nach dem Quarterdecke schritt, um dort seinen Rapport abzustatten.

Nach einigen Augenblicken kehrte er zurück um sie zu holen. Unter einem luftigen Zelte saßen die Offiziere beisammen; einer von ihnen, welcher eine etwas reservirte Haltung eingenommen hatte, saß etwas weiter zurück. Der Kapitän erhob sich nicht bei dem Erscheinen der beiden Männer; er nickte nur leichthin mit dem Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

Excentrische Liebe.

Aufzeichnungen einer Gesellschafterin

von

Louise Dauenhauer.

(Schluß.)

„Es ist keiner der Genannten,“ sagte ich, „die wohl Alle nicht darnach sind, Ernestina zu bezaubern. Sie lieh sich von dem edlen Anstitz und der schönen Gestalt eines italienischen Arbeiters bestechen, der an dem Eisenbahnbau beschäftigt ist. Gelegentlich eines Spazierrittes —“ ich kam nicht weiter, denn Herr von Langenfeld taumelte und wäre zu Boden gestürzt, wenn ich nicht seine sinkende Gestalt in meinen Armen aufgefangen hätte. Kaltes Entsetzen überrieselte mich, gemischt mit tiefem Mitleid, als er mit zusammengeballten Händen, Schaum vor dem Munde, von heftigen Zuckungen hin und her geworfen wurde. Ich rief laut um Hülfe, die mir denn auch Herr von Metzendorf, der schleunigst vom Hause herbeieilte, insofern gewährte, daß er Eisig und nasse Tücher herbeholte und den Freund mit vieler Mühe zum Bewußtsein brachte.

„Es ist sein gewöhnlicher An all, nur bei höchsten Gemüthsaffektionen wird er davon heimgesucht. Gut, daß die Dienerschaft nichts von der Sache merkte,“ sagte er, während er sich bemühte, den Gutsherrn bequem auf einem der Rohrsophas zu plazieren. Ich zitterte am ganzen Körper und fand kraftlos in einem Stuhl. Ich weiß nicht wie es kam, daß meinen Augen unaufhaltsam Thränen entströmten, ich, die ich sonst in Gegenwart Fremder nie die Selbstbeherrschung verlor, weinte wie ein Kind, laut und herzbrechend.

Herr von Langenfeld richtete sich nach einigen Minuten in den Armen seines Freundes auf. Ich verhüllte das Gesicht, da es mich beschämte, von ihm so schwach gesehen zu werden. Da hörte ich Herrn von Metzendorf plötzlich die Laube verlassen und hörte gleich darauf meine Hand in den heißen zitternden Fingern des Landherrn. „Weshalb weinen Sie, Coeline?“ fragte er weich. Ich sah scheu zu ihm auf, seine Augen brannten seltsam. Eine Sekunde verstehte ich mich in diesen flammenden tiefen Blick, es kam über mich wie unermeßliche, unfaßbare Glückseligkeit, dann entzog ich ihm mit einer gewaltsamen Bewegung meine Hand und floh wie gejagt dem Hause zu, die Treppen hinauf und in mein Zimmer, welches ich verschloß, worauf ich mit heißen Schluchzen in die Kniee sank und mein Gesicht in den Kissen des Bettes vergrub.

Er fragte, warum ich weinte?!

Am andern Tage warf die Sonne schon lange Strahlen durch die Ritzen der zusammengezogenen Vorhänge, die nur ein mattes gedämpftes Licht ins Zimmer ließen, als ich mein Lager erst verließ, auf welchem ich mich die ganze Nacht schlaflos herumgewälzt. Mein Kopf brannte und in meinen Schläfen hämmerte es. Es war mir, als vernähme ich ein Klingen und Läuten, als tauchten seltsame phantastische Gebilde vor mir auf, die jedoch, als sie Gestalt und Leben zu gewinnen schienen, wieder in Nichts zerflossen. Mein Antlitz sah mir bleich und überwacht aus dem Spiegel entgegen.

Trotz meines langen Ausbleibens kam Ernestina heute nicht mit Oskar vor die Thür meines Schlafzimmers, um mich zu ermuntern, im Hause war es satt unheimlich still. Ich zog die Vorhänge zurück und ließ die Morgenluft und die Sonnenstrahlen ungehemmt ins Zimmer dringen, warf, für meine Stimmung bezeichnend, ein dunkelgrauses Kleid über und philosophirte, zu was wohl meine Neigung führen könne. Das Beste war, meine Stellung aufzugeben und wo anders eine ähnliche zu suchen. Sah ich dann nicht mehr täglich in diese tiefen untergründlichen Augen, hörte ich nicht mehr diese weiche, seelenvolle und doch wieder so gebietende Stimme, dann — dann wollte ich versuchen zu vergessen.

Mit diesem Entschluß ging ich, nachdem ich Kaffee getrunken, in die Beletage hinab, schritt durch den Salon, wo Oskar sich mit

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich ein Nummer von 2 Bogen. № 36. Wöchentlich ein Nummer von 2 Bogen

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Ich habe Ihre Angaben vernommen," meinte er. „Haben Sie in Allem die Wahrheit gesagt?"

„In Allem."

„Haben Sie etwas hinzuzufügen?"

„Nein."

„Ihr Name ist Remusat?"

„Ja."

„Vielleicht gar Manu-Remusat?"

„Allerdings."

„Dann sind Sie der einstige Freund des Vizekönigs von Egypten?"

„So ist es."

„Dann habe ich allerdings keinen Grund, die Wahrheit Ihrer Angaben zu bezweifeln."

„Und dennoch enthalten sie Lügen, Kapitän," fiel der Reservirte ein, welcher die Uniform eines Volontärs ohne alle Abzeichen trug. „Bitte, fragen Sie einmal dort den Steuermann, ob er nicht Katombo heißt!"

Bei dem Klange dieser Stimme fuhr Katombo herum und beim Anblicke des Sprechers überzog eine tödtliche Blässe sein Angesicht. Wie kam dieser Mann, sein Peiniger, sein Henker, sein Todfeind auf die See? Er hatte keine Zeit, über diese Frage nachzudenken, denn soeben erklang es aus dem Munde des Kapitäns:

„Wie heißen Sie?"

Er faßte sich und antwortete so fest wie möglich:

„Katombo."

„Sehen Sie, Kapitän, daß ich Recht habe?" meinte der vorige Sprecher. „Dieser Mensch ist ein vormaliger Zigeuner, welcher einst in meinen Palast einbrang um zu stehlen. Er wurde ertappt und entkam, nachdem er einen meiner Diener erstochen hatte. Seine eigene Mutter, welche wohl für ihn Wache gestanden hatte, mochte er in der Aufregung verkennen und für eine für ihn gefährliche Person halten, er faßte sie und warf sie in den Fluß, aus welchem man sie einige Tage später als Leiche auffischte."

Katombo's Züge waren jetzt womöglich noch bleicher geworden.

„Lügner! Schurke! Mörder!" kreischte er. „Du selbst hast Sie ertränkt, jetzt hast Du Dich verrathen! Erst raubtest Du mir die Geliebte, dann nahmst Du mich widerrechtlich gefangen, und als — — —"

„Halt!" donnerte da der Herzog von Naumburg. „Kapitän, Sie hören, daß dieser Mensch wahnsinnig ist. Ich bin bei Ihnen an Bord gegangen, um meine Anschauungen in Betreff des Marinewesens praktisch zu erweitern, nicht aber, um mich von einem Mörder und Vagabunden insultiren zu lassen. Thun Sie Ihre Pflicht. Sie hören ja, daß der Mann identisch mit der Person ist, die ich meine!"

Der Kapitän gab einen Wink, und sofort legten sich zehn eisenfeste Matrosenhände um Katombo, der sich gegen eine solche Umklammerung nicht zu wehren vermochte.

„Vater, ich bin unschuldig, sage es Ayescha!" konnte er Manu Remusat noch zurufen; dann wurde er unter das Verdeck geschleift.

Der Letztere war über diesen unerwarteten Vorfall so erschrocken, daß er nicht die kleinste Bewegung unternommen hatte, seinem Schwiegersohn zu Hilfe zu kommen. Jetzt wandte er sich an den Kapitän:

„Kapitän, hier liegt ein fürchterlicher Irrthum vor! Bei Allah und dem Propheten, ich gebe meine Ehre und mein Leben zum Pfande, daß dieser Mann, der der Mann meiner Tochter ist, niemals das gethan hat, dessen man ihn beschuldigt!"

„Der Mann Ihrer Tochter? Ihre Ehre zum Pfande! Es ist höchst unvorsichtig, dieses uns zu sagen, denn nun erhalten Ihre Angaben und gegenwärtigen Intentionen eine Beleuchtung, welche mir Veranlassung gibt, mich auch Ihrer Person zu bemächtigen. Sie sind mein Gefangener, und, merken Sie wohl, nicht nur mein Kriegs-, sondern auch mein Kriminalgefangener. Ueber Ihr Schiff und angebliches Eigenthum behalte ich mir weitere Bestimmungen vor!"

Er wurde ungeachtet aller seiner Protestationen abgeführt.

Die Bemannung eines zweiten Bootes stieß zu den acht Leuten, welche sich bereits an Bord des Sandals befanden. Sie holten die Untergebenen Manu-Remusats als Gefangene an Bord des Kriegsschiffes. Dann wurde der Sandal an das Schlepptau genommen; der „Drache" ließ seine Maschine spielen; die Segel wurden wieder gehißt, und die Fahrt begann von Neuem.

Währenddem begann es schnell zu dunkeln. In einer der Mittelkabinen saß ein Mann in türkischer Tracht, mit dem weltbekannten rothen Fez auf dem Kopfe. Er schien in sehr ernstes Sinnen versunken; seine Brauen hatten sich zusammengezogen, und

Digitized by Google

sein Mund zuckte hin und wieder, wenn er einen Blick durch das kleine runde Fenster warf, welches einen begrenzten Blick hinaus auf die See gestattete. Da klopfte es an die Thür, und auf seinen Ruf erschien ein Schiffsjunge mit einem ziemlich gut belegten Speisebrette in der Hand.

„Guten Abend, Herr Pascha!"

„Guten Abend!"

„Hier ist Ihr Essen. Haben Sie sonst einen Wunsch?"

„Melde mich dem Kapitän!"

„Das darf ich nicht, Herr Pascha, denn er will gar nicht mehr mit Ihnen reden, weil Sie immer Wünsche bringen, sagt er, die er nicht erfüllen kann. Und außerdem hat er heut gar schrecklich viel zu thun."

„Wohl wegen dem Fahrzeuge, welches er wieder weggenommen hat?"

„Ja."

„Wo war es her?"

„Hm, aus Egypten."

„Wem gehörte es?"

„Wunderlicher Name! Einem gewissen Manu-Remusat."

Der Türke wäre vor Ueberraschung beinahe in die Höhe gesprungen, wenn er sich nicht besonnen hätte, daß er dann mit dem Kopfe an die allzuniedrige Decke gestoßen hätte.

„Manu-Remusat? Ist er gefangen wie ich?"

„Ja; er und seine Leute."

„Wie viele sind es?"

„Mit ihm und dem Steuermann achtzehn."

Der Türke schwieg einige Augenblicke; dann frug er fast leise: „Sagtest Du mir nicht einmal, daß Ihr mit dem Kapitän und den Offizieren nicht zufrieden seid?"

„Hm, ja! Verdammt viel Prügel und verteufelt wenig zu essen! Ich sagte Ihnen das aber nur, weil Sie so ein guter und unglücklicher Herr sind."

„Höre, Junge, wie heißest Du?"

„Baldwin Schubert."

„Hast Du Eltern und Geschwister?"

„Nur einen Bruder, den Thomas, der ein Schmiedelehrjunge ist."

„Willst Du reich werden?"

„Donnerwetter, alle Tage, wenn es sein muß!"

„Kannst Du es nicht so weit bringen, daß ich einmal heimlich mit diesem Manu-Remusat sprechen kann?"

„Nein, nein, das geht nicht, denn da bekäme ich die neunschwänzige Katze viel schlimmer als vorher. Gute Nacht, Herr Pascha!"

Wie ein Wind war er zur Thür hinaus und riegelte die Kabine zu. Draußen in dem engen Raumgange blieb er nachdenklich stehen.

„Ob ich es wohl wage? Wo er steckt, das weiß ich, und alle Mannen denken, daß ich nun bereits in meiner Koje schlafen werde bis zur nächsten Wache! Der Thomas hat mir so viel von ihm erzählt, wie er unschuldig gefangen gewesen ist, wie ihm der Herzog seine Liebste genommen hat, wie der gute Meister Brandauer sein Freund geworden ist und ihm nachher viel Geld gegeben hat, so daß er in die Fremde gehen konnte, um etwas Ordentliches zu sehen und zu lernen. Wie prächtig wäre es doch, wenn ich einmal nach Hause käme und zu dem Thomas und dem Brandauer sagen könnte, ich habe ihn auch gerettet! Ja, gut, ich werde zu ihm gehen!"

Er schlich sich hinunter in den Raum und trat hier vor einen aus starken Bohlen ausgeführten Verschlag, der so niedrig war, daß ein Mann kaum aufrecht darin sitzen konnte. Er klopfte.

„Katombo, Herr Katombo!"

„Wer ist's?" frag es von innen.

„Kennen Sie den Schmied Brandauer, bei dem Sie gewohnt haben?"

„Natürlich, wer ist draußen?"

„Kennen Sie auch den Lehrjungen Thomas, der das B wie D ausspricht?"

„Ja."

„Ich bin sein Bruder, der Baldwin, von dem er so viele Cigarren geraucht hat, zwei Stück für drei Pfennige, Sie haben auch eine bekommen damals, Sie wissen schon!"

„Du bist der Bruder des Thomas? Was thust Du hier?"

„Ich bin Schiffsjunge."

„Wohin ist der „Drache" bestimmt?"

„Er war bestimmt zum Kreuzen, kehrt aber jetzt nach Norland zurück, weil er einen sehr wichtigen Gefangenen gemacht hat!"

„Wen?"

„Malek-Pascha."

„Maschallah, den Großvezier?"

„Ja. Wir haben ihn in einer Feluke aufgegriffen, in der er nach Tenedo wollte."

„Und die Mannschaft der Feluke?"

„Ist auch kriegsgefangen."

„Wo?"

„Drüben im Raume."

„Wo sind meine Leute?"

„Die Türken sind im Backbord-, die Ihrigen im Steuerbordraume untergebracht."

„Wo ist Manu-Remusat?"

„Bei ihnen."

„Und meine Frau?"

„Ihre Frau? Haben Sie eine Frau? Ah, die verschleierte Dame in der Kajüte des Herzoges!"

„In der Kajüte des Herzoges? Maschallah, wer hat sie dort einquartiert?"

„Der Herzog selbst, er begnügt sich mit dem Nebenraume."

„Hat er ihr Gesicht gesehen?"

„Nein; das weiß ich sehr genau, denn ich habe seine und ihre Bedienung. Sie ist verteufelt kaurcagirt und hat beim Essen ein Messer zurückbehalten, mit dem sie sich erstechen will, wenn Jemand ihre Kleidung anrührt."

„Willst Du mir eine Botschaft an sie ausrichten?"

„Wollen Sie nicht selbst mit ihr sprechen?"

„Willst Du mich verführen?"

„Fällt mir gar nicht ein! Meister Brandauer hat Sie gerettet, und was der kann, das kann ich auch. Ich werde Sie befreien."

„Wirklich?" jauchzte es hinter der Bohlenwand auf.

„Ja. Sie fliehen, und ich reiße mit aus, denn ich habe diese ewige Prügelei satt."

„Aber wie es anfangen? Kannst Du mir öffnen?"

„Ja; der Verschluß besteht ja nur in zwei hölzernen Riegeln."

„Kannst Du mir einen Matrosenanzug besorgen?"

„Ja. Tom hat einen in seiner Kiste und wird es nicht gleich merken, wenn ich ihn mir einmal heimlich borge."

„Also die Gefangenen sind alle im Raume untergebracht?"

„Ja."

„Wo schlafen die Offiziers?"

„In ihren Kajüten."

„Und die Matrosen* und Soldaten?"

„Unter Vorderdeck."

„Kann man dies nach oben hin von außen verschließen?"

„Ja."

„Die Kajüten auch?"

„Ja."

„Kann ich von hier aus zu meinen Leuten?"

„Sehr leicht."

„Wie viele Mann halten die Wache?"

„Zwanzig, ohne den Offizier."

„Geht mein Fahrzeug noch am Schlepptau?"

„Ja. Man hat es ganz genau untersucht, aber nichts weggenommen."

„Wo hat man unsere Waffen hingethan?"

„In die Handwaffenkammer."

„Wie gelangt man dorthin?"

„Nur durch die Kapitänskajüte, die der Kommandeur jetzt dem Herzog abgetreten hat und wo nun Ihre Frau wohnt."

„Ah, es wird gehen. Danken kann ich Dir jetzt nicht, sondern später. Sind große Nägel an Bord?"

„So viele Sie wollen. Wozu?"

„Zum Vernageln der Kajüten und Luken. Besorge so viele Du kannst und einige Hämmer dazu an einen Ort unter dem Decke, wo sie nicht vorzeitig bemerkt werden. Mir bringst Du ein scharfes spitzes Messer."

„Ich kann mehr als ein Dutzend bringen, der Koch hat deren genug."

„Gut. Wann wirst Du kommen?"

„Zur nächsten Wache, wenn Alles schläft."

„Kannst Du noch einmal zu meiner Frau gehen?"

„Ja. Die Offiziers sind alle bei Tafel."

„So bereite sie vor und sieh zugleich nach, ob der Eingang zur Waffenkammer offen ist!"

„Wird Alles geschehen, Herr Katombo!"

Er ging, und der Gefangene blieb in einer unbeschreiblichen Aufregung zurück. Er lag im engen Kerker; sein Weib befand sich in den Händen des Herzoges, von dem Alles zu erwarten stand, wenn nicht schleunige Hülfe ermöglicht wurde — er lebte wie im

* Matrosen.

Digitized by Google

Fieber, ob vor Grimm oder allgroßer Ungeduld und Erwartung, er wußte es selbst nicht. Die Minuten dehnten sich aus zu Ewigkeiten, bei jedem Laute und jedem Geräusche horchte er auf. In seinem finstern Loche konnte er den Lauf der Zeit nicht verfolgen, und schon glaubte er, daß der Schiffsjunge ihn nur gefäßt habe oder wenigstens verhindert worden sei, sein Versprechen zu erfüllen, da, da endlich! vernahm er leise Schritte, die sich seinem Käfige näherten. Die Riegel wurden zurückgeschoben, und eine leise Stimme sprach:

„Jetzt kommen Sie heraus!"

Katombo kroch hervor und streckte mit einer wahren Wollust seine Glieder.

„Hast Du die Messer?"

„Ja; Schlachtmesser, Borschneidemesser und Tischmesser eine ganze Menge, und hier ist auch ein Schiffsäbel für Sie."

„Die Nägel?"

„Liegen bereit, in der großen Taurolle am Mittelmast. Es sind vier Hämmer dabei; ich habe Alles dem Zimmermann genommen."

„Warst Du bei meiner Frau?"

„Ja. Sie fürchtet sich um Sie und läßt Sie bitten, ja doch Ihr Leben zu schonen."

„Wie steht es mit der Waffenkammer?"

„Die ist verschlossen, aber ein Fußtritt bricht die Thür sehr leicht ein.

„Wie steht es oben?"

„Es schläft Alles, und die Wachen ahnen nicht das Geringste."

„So führe mich zu den Meinen."

„Kommen Sie!"

Er faßte ihn bei der Hand, zog ihn durch den Raum und brachte ihn vor eine Thür, hinter welcher man ein Geräusch vernahm, als ob menschliche Körper im Stroh raschelten.

„Hier ist es."

Katombo tastete und fühlte drei Riegel, welche er zurückschob.

„Wer da?" frug es laut von innen.

Er öffnete.

„Remusat sprich leise. Ich bin es, Katombo."

„Katombo? Hamdullilah, Preis sei Gott, Du bist frei!"

„Ja. Wall Ihr es auch sein?"

„Frage nicht, sondern gib und Waffen!"

Sie waren Alle aufgesprungen und streckten ihm ihre Hände entgegen.

„Ja, Waffen, Waffen her, damit wir frei werden!"

Katombo drängte sie zurück.

„Ihr Männer, hört, was ich Euch sage: Wir wollen nicht nur frei sein, sondern wir wollen auch das Schiff haben, auf dem wir uns befinden, sonst holen Sie uns schon nach einigen Stunden wieder. Die ganze Besatzung schläft, außer den Deckwachen. Hier habt Ihr jeder ein Messer. Wir schleichen uns hinauf und beseitigen die Wachen ohne alles Geräusch. Darauf kommt Alles an, denn wenn vorzeitiger Lärm entsteht, so sind wir verloren. Wir kriechen also am Boden hin, ein Jeder bis zu seinem Manne. Du, Ali, schleichst Dich in die Kapitänskajüte, um die Tochter Deines Herrn zu schützen: sie ist dort. Ihr drei, Hafid, Bako und Rahman, kriecht bis zum Mittelmast; dort liegt eine Taurolle, in welcher Nägel und Hämmer liegen. Für den Fall, daß je ein Ruf ausgestoßen wird, der uns schaden könnte, springt Ihr dann gleich vor und vernagelt schleunigst die Vorder- und Hinterluke nebst dem Eingang zur Offizierskajüte. Jeder von Euch eins von diesen Dreien. Wir Andern machen die Wachen stumm. Das Uebrige muß sich dann aus den Verhältnissen ergeben. Seid Ihr einverstanden?"

„Ja!" flüsterte es rund im Kreise, und nur Remusat setzte hinzu:

„Wie befindet sich Ayescha?"

„Gut. Also vorwärts — halt!"

Er streckte den Arm vor um sie zurückzuhalten, denn oben erschallten Schritte.

„Der Offizier von der Runde," bemerkte Balduin ängstlich.

„Kommt er herab?"

„Jedenfalls."

„Desto besser. Komm, Vater! Ihr Andern wartet noch!"

Er lehnte die Thür nur an, ohne sie zu verriegeln, und schlüpfte mit Mann-Remusat hinter die Treppe. Wirklich näherten sich die Schritte und kamen die engen Stufen herab. Es war derselbe Lieutenant, welcher den Sandal befragen hatte. Er trug eine Blendlaterne und wollte sich jedenfalls überzeugen, daß sich die Gefangenen in Sicherheit befänden. Als er die letzte Stufe überschritten hatte, tauchte Katombo aus seinem Winkel auf und faßte ihn von hinten bei der Kehle. Remusat erhob das Messer, doch Katombo mahnte:

„Nicht stechen! Ich brauche die Uniform."

Er preßte die Kehle des Mannes so lange zusammen, bis dieser erstickt zu Boden sank.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entdecker Amerikas.

Historische Novelle

von

Bernhard Stavenow.

(Schluß.)

Der Regen hatte aufgehört. Der Mond brach hervor. In seinem sanften Silberlichte tauchten die Thürme der Stadt auf.

Vincent konnte sich der Thränen nicht erwehren, als er das alte, halb zerrissene Segel flattern sah, welches dem Krabbenthurme als Flagge diente. Bald aber kämpfte er diese Regung nieder, und als er in die Schaluppe stieg, murmelte er vor sich hin:

„Endlich . . . endlich werde ich mich rächen!"

Fünftes Kapitel.

Mehrere Monate nach dem Erzählten sah man im fernen Westen auf dem atlantischen Ozean eine kleine Flotte dahinschwimmen.

Es war Christoph Kolumbus, welcher sich auf seiner bekannten Entdeckungsfahrt befand. Acht Wochen und vier Tage war er jetzt unterwegs, seit er mit den drei Schiffen „Santa Maria," auf welchem er sich selber befand, „Pinta" und „Nina" den Hafen von Palos verlassen.

Ein frischer Wind blähte die Segel und trieb die Fahrzeuge rasch vorwärts.

Der Admiral folgte aufmerksam den Untersuchungen, welche der ihm mitgegebene Diener der Königin, Pedro Guttierez, mit dem Senkblei anstellte. An seiner Seite standen der Kontrolleur der Flotte, Rodriguez Salcedo und der Kriegskommissar Sanchez de Segovia, denen Kolumbus mehrere schwimmende Büschel bald gelber, bald noch grüner Gräser zeigte, die augenscheinlich von einer Insel oder einem Felsen herrühren mußten.

„Man rufe mir sogleich den Kapitän Pinzon von der Nina!" gebot der Admiral. „Ich wünsche ihn zu sprechen."

Bald darauf erschien Vincent Pinzon auf dem Schiffe des Admirals, der mit ihm allein in die Kajüte ging.

„Seit zwei Tage also verhält sich Alles ruhig?" fragte Kolumbus, nachdem er einige leise Worte mit Vincent gewechselt.

„Vollkommen ruhig, Admiral! . . . Die Zeichen welche Land verrathen, werden immer häufiger, . . . es kamen Vögel meinem Schiffe so nahe, daß ein Matrose einen derselben mit einem Steine tödten konnte . . . hier habe ich Ihnen denselben mitgebracht."

„Kamen die Vögel aus dem Norden?"

„Sie zogen südwärts. Wie ich bereits gesagt habe: Land kann nicht mehr weit sein!"

„Ich pflichte Ihnen bei, Kapitän; Sie werden auch gefunden haben, daß die Strömung eine ganz andere ist, als bisher. Freilich haben Sie schon einmal geirrt, als Sie „Land!" riefen!"

„Das ist wahr, Admiral. Doch wissen Sie ja, daß ich es meist deshalb that, um das verzagende Schiffsvolk zu ermuthigen. Den Irrthum erklärte ich Ihnen durch die oft so täuschende Gestalt der Wolken, daß man sie für Land ansehen kann."

„Sie wissen sich zu helfen, Kapitän, und ich muß Ihnen zum großen Theile danken, daß der Mißmuth der Leute nicht unsere mühevolle Reise ganz nutzlos macht. Sie wissen das sinkende Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang immer neu zu beleben, womit Sie mir zugleich zeigen, daß Sie meine Hoffnungen vollkommen theilen."

„Vergessen Sie nicht, Admiral, daß ich sagte, es sei von glücklicher Vorbedeutung für uns, daß wir an einem Freitage abbegelten."

„Ja, und ich erinnere mich, daß es auch ein Freitag war, an welchem Don Juan de Colonna, der Minister, Sie mir empfahl. Kannten Sie Don Juan de Colonna schon lange?"

Vincent wurde etwas betreten. Er antwortete nicht sogleich, und Kolumbus fuhr fort:

„Er war es, der Sie in Spanien naturalisiren ließ?"

„Ja, er that es auf meinen Wunsch, Sie auf Ihrer muthvollen Entdeckungsreise begleiten zu dürfen."

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 37 Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Remuat hatte die Laterne ergriffen und leuchtete; Katombo zog dem Todten die Kleider aus und trat hinter die Treppe; bald kam er als Offizier hervor.

„Nun vorwärts! Jeder kennt seinen Platz und mag seine Schuldigkeit thun; ich brauche Euch nicht erst zu sagen, was auf dem Spiele steht."

„Wollen wir die Türken nicht mit herauslassen?" frug der Schiffsjunge.

„Nein. Sie würden uns im Wege und könnten sehr leicht alles verderben. Vorwärts!"

Er schritt voran und blies die Laterne erst in der Nähe des Oberdeckes aus. Kaum auf dasselbe gestiegen, sah er eine Gestalt auf sich zukommen.

„Wer da?"

„Ronde!"

„Alles in Ordnung und nichts pas — — —"

„Passirt!" wollte der Deckoffizier sagen, kam aber nicht dazu das Wort vollständig auszusprechen, da ihm bei der ersten Silbe das Messer Katombos in das Herz fuhr.

Dieser schritt weiter und wurde noch von drei Posten angerufen, welche ganz dieselbe Antwort erhielten. Vorn am Steven traf er mit Manu-Remuat zusammen.

„Wie steht es?" frug er diesen.

„Es lebt Keiner mehr außer dem Steuermanne."

„So komm! Zuerst nehme ich ihn, und dann nimmst Du das Steuer."

Sie gingen nach hinten, Katombo mit lautem militärischem Schritte und Manu-Remuat eine Strecke hinter ihm, leise und schleichend.

„Ronde?" frug der Steuermann, aus seinem Hause tretend.

„Ronde!" antwortete Katombo in herabsetzendem Tone.

„Werden bald nach Nord fallen müssen, denn wir haben die Höhe von Kap Matapan bereits überschritten."

„So überschreite auch die!"

Bei dem letzten, laut betonten Worte sank der nichtsahnende Mann, mitten in das Herz getroffen, zu Boden. Sofort tauchte Remuat empor.

„Maschallah, hast Du einen sichern Stoß! Gerade als ob Du Dizyar Bei * des Großsultans gewesen wärst! Also ich nehme das Steuer. Wie halten wir's?"

„Den jetzigen Kurs, sonst müßten wir manövriren, und dazu haben wir jetzt die Leute nicht. Es ist ein großes Glück für uns, daß der „Drache" nur unter Segeln fährt, ginge die Maschine, so hätten wir den Streich kaum wagen können."

„Was wirst Du jetzt thun?"

„Ich werde — — ah, da kommt der, den ich brauche!" Und zu dem Schiffsjungen gewendet, welcher jetzt herbeigesprungen kam, frug er: „Wo schlafen der Maschinist und die Feuerleute?"

„Dort im Langboote, wenn des Nachts nur gefegelt wird. Sie haben des Tages so viel Hitze auszustehen, daß sie des Abends das kühle Deck aufsuchen. An sie habe ich gar nicht gedacht; die hätten Alles verderben können!"

„Dann ist es gut, daß wir so leise gewirthschaftet haben, daß sie uns nicht hören konnten. Wie kommt man zu den Speisevorräthen und dem Wasser?"

„Durch die Kambuse.**"

„Also braucht man die andern Räume nicht zu berühren?"

„Nein. Es führt nur diese eine Thür hinab in den Vorrathsraum, und der Proviantmeister hat den Schlüssel dazu."

„Hamdullillah, so haben wir das Spiel gewonnen! Gibt es genug Laternen und Handpeichen?"

„So viele Sie wollen."

„So komm!"

Er eilte nach dem Mittelbeck, wo seine Leute ihn erwarteten. Er vertheilte sie und gab ihnen die Anweisung nebst den nöthigen Werkzeugen, alle Thüren und Luken zu vernageln und mit Handspeichen zuzustemmen. Sie begaben sich paarweise an die ihnen angewiesenen Plätze.

Unter Deck schlief alles, vom Kapitän bis zum letzten Jungen herab. Da auf einmal ertönten laute und vielfältige Hammerschläge durch das ganze Schiff, daß alle Mannen erwachten. Man sprang auf und schritt zu den Thüren der Kajüten und den schweren Fallklappen, welche zum wasserfesten Verschluß der Luken angebracht waren, und gelangte augenblicklich zu der Ueberzeugung, daß man einge-

* Oberbefehlshaber.
** Küche.

Digitized by Google

nagelt werde. Es mußte etwas geschehen, es mußte vielleicht eine Meuterei ausgebrochen sein, oder hatten sich die Gefangenen befreit — alle, sowohl die Offiziere hinten als auch die Matrosen vorn strengten ihre Kräfte an, Thüren oder Klappen aufzusprengen, doch vergeblich, denn wenn auch die Nägel nachgegeben hätten, die eingesteckten Handspeichen wären selbst der riesigsten Kraft nicht gewichen. Die sehr natürliche Folge war ein Tumult unter Deck, der sich von Minute zu Minute zu vergrößern schien.

Unterdessen war Katombo an das Langboot getreten. Bei den ersten Hammerschlägen erwachten die schlafenden Maschinenleute und machten Miene, ihren Platz zu verlassen.

„Bleibt!“ befahl er ihnen.

Sie erkannten die Uniform ihres Schiffes und gehorchten also dem Befehle.

„Ihr versteht, ohne alle fremde Hilfe eine Maschine zu behandeln?“

„Natürlich!“ antwortete der Eine, ganz verwundert über diese höchst überflüssig scheinende Frage.

„Wollt Ihr eine fünfmal höhere Gage verdienen als die jetzige?“

„Natürlich!“ klang es zum zweiten Male, und zwar mit noch kräftigerer Betonung als vorher.

„Nun gut; so hört was ich Euch sage: das Schiff befindet sich in den Händen Eurer Kriegsgefangenen, und alle Eure Mannen sind in den Raum eingenagelt — —“

„Wa — — —“

„Ruhig! Ihr sollt es besser haben als die Andern; Ihr sollt frei bleiben. Ihr bedient die Maschine, bis wir unser Ziel erreichen und erhaltet fünffachen Sold. Geht Ihr nicht mit darauf ein, so werdet Ihr natürlich auch eingesperrt. Gebt Antwort; ich habe keine Zeit!“

Sie sahen einander verlegen an; endlich meinte der Entschlossenste, indem er sich dennoch ein wenig hinter die Ohren kratzte:

„Das ist ja eine ganz verteufelte Geschichte! Sie tragen unsere Uniform und wollen uns zur Meuterei bewegen — — hm, wir sind bei der Maschine angestellt und werden sie bedienen so lange es von uns verlangt wird. Jetzt aber ist es das Beste, ich lege mich wieder auf das Ohr und bekümmere mich um nichts. Macht, was Ihr wollt! Jetzt ist es zu finster, um sehen zu können wie es steht; ich kann warten bis morgen früh!“

„Ich auch!“

„Ich auch!“

Sie wickelten sich in ihre Decken und legten sich wieder nieder. Katombo entfernte sich, sehr zufrieden mit dem praktischen Sinne dieser Männer. Als er in die Kapitänskajüte treten wollte, hörte er in derselben laut sprechen. Er legte das Ohr an die Thür und horchte.

„Ich muß hinaus. Zurück, sonst brauche ich Gewalt!“ befahl eine männliche Stimme.

„Sie bleiben, oder ich steche Sie mit diesem Messer nieder!“ klang die Antwort der muthigen Ayescha.

Er trat ein und stand an der Seite seines braven Weibes dem Herzoge gegenüber. Dieser fuhr zurück, als ob er ein Gespenst erblickt habe.

„Katombo!“

„Ja, Excellenz! Ich komme, um Ihnen behilflich zu sein, Ihre Anschauungen in Beziehung des Marinewesens zu erweitern.“ Sie sollen nämlich erfahren, wie man es anfangen hat, um mit einem kleinen Ruderboote ein so starkes Ortlogschiff wie der „Drache“ ist, wegzunehmen. Sie sind mein Gefangener!“

Das Alles kam dem Herzoge so überraschend, daß er den Mund aufsperrte und kein Wort zu sagen vermochte. Eben hörte Katombo Schritte hinter sich, er sah sich um und erkannte drei seiner Leute, welche kamen, um sich neue Befehle zu holen.

„Nehmt diesen Menschen hinaus und bindet ihn!“

„Binden — Mich —? Mich, den Herzog von Raumburg!“ Er richtete sich hoch auf und funkelte Katombo mit Augen an, als wolle er ihn mit seinen Blicken ertödten.

„Der Herzog von Raumburg? Pah, jetzt bist Du nichts als ein armseliger elender Lump an Herz und Geist, den ich einfach niederschmettern würde, wenn meine Hand nicht zu rein für Dein schmutziges Fell wäre. Bindet ihn, und zwar fest!“

Raumburg wurde ergriffen und hinausgezogen. Er wand sich unter den kräftigen Fäusten der Araber vergebens; in weniger als zwei Minuten lag er bewegungslos am Boden.

„Schafft ihn hinunter in den Stall, in welchem ich eingesperrt gewesen bin, und wartet unten; ich komme nach.“

Jetzt war er mit Ayescha allein. Sie wollte ihn mit Zärtlichkeiten und Liebkosungen überhäufen, er aber wehrte ihr sanft ab, es galt jetzt zu handeln. Ein Tritt zerschmetterte die Thür, welche zum Waffenraume führte; hier war alles reichlich zu finden, was er brauchte.

„Komm herauf auf das Deck, Ayescha, und bleibe einstweilen beim Vater, bis Ruhe und Ordnung hergestellt sind, dann habe ich auch Zeit für Dich zu sorgen.“

Er führte sie zu Manu-Remusat, rief dann den Schiffsjungen und stieg mit ihm zunächst hinab zur Koje des Pascha. Er öffnete dieselbe und trat ein.

„Sallam aleikum!“

„Aleikum? Wer bist Du, und was hat der Lärm zu bedeuten, den ich höre?“

„Mein Name ist Katombo, und der Lärm hat zu bedeuten, daß Du frei bist.“

„Frei! Ists wahr? Wer ists, der mir die Freiheit wiedergibt?“

„Ich!“

„Du? Ich kenne Dich nicht und habe Deinen Namen noch niemals gehört!“

„Manu-Remusat ist der Vater meines Weibes.“

„Allah akbar, Gott ist groß! So habt Ihr Eure Fesseln zerbrochen?“

„So ist es. Die ganze Equipage des Drachen ist gefangen und mit ihr der Herzog von Raumburg, der sich an Bord befindet.“

„Wer? Der Herzog von Raumburg!“ rief der Großvezier mit jubelndem Tone. „Dieser Fang wiegt sehr gewonnene Schlachten auf, wie der Feind auf meine Gefangennahme seine Hoffnung setzte. Beim Propheten, ich gäbe viel, sehr viel darum, wenn er nicht Dein, sondern mein Gefangener wäre!“

„Darüber laß uns später sprechen; vielleicht trete ich ihn Dir ab. Sind unter Deinen Leuten welche, die ein Kriegsschiff zu bedienen verstehen?“

„Sie alle sind gute Seelente.“

„So gehe auf das Deck; Du findest Manu-Remusat am Steuer.“

Der Pascha eilte, dieser Aufforderung nachzukommen, dann stieg Katombo hinab zu seinen früheren Kerker, in welchem er den Herzog bereits eingesiegelt fand. Von hier aus führte ein enger Gang zum andern Bord hinüber, wo die Türken gefangen saßen. Er ließ sich von Baldwin führen, die drei Araber folgten. Der Schiffsjunge öffnete eine Thür, hinter welcher ein erschiedener Dunst hervordrang. Beim Scheine der Laterne erkannte man die Gestalten der Gefangenen, welche auf fauligem Stroh lagen und sich jetzt erhoben.

„Wollt Ihr frei sein?“ frug Katombo.

Ein einstimmiges „Ja“ erscholl.

„So gelobt mir beim Propheten, daß Ihr mir gehorsam sein wollt, wenn Euer Herr, der Pascha es befiehlt!“

„Wir geloben es!“

„Kommt.“

Der lange Zug setzte sich in Bewegung und langte oben auf dem Verdecke an. Die Befreiten wurden nach dem Vorderkastell gewiesen, Katombo wandte sich nach dem Steuer, wo ihm Malek-Pascha die Hand entgegenstreckte.

„Du hast dies Schiff erobert mit Allem, was darauf ist; es gehört Dir. Willst Du mich nach Stambul bringen?“

„Frage Remusat! Was er will, thue auch ich.“

„Er hat mir Alles erzählt. Die Gnade des Ehedive ist wie der Halm, der sich vor jedem Winde beugt, aber die Gnade Allahs ist ewig und unveränderlich. Mein Bruder Remusat geht mit nach Istambul, dem „Wangenglanz des Weltmannegeschtes“, er hat es mir bereits versprochen. Der Großherr wird ihm geben Vergessenheit für die erlittenen Schmerzen.“

„Ist es wahr?“ frug Katombo den Vater.

Dieser nickte.

„So gehe ich mit, nur möchte ich dann, daß Du mir eine Bitte erfüllst, o Bezier!“

„Sprich sie aus; sie ist erfüllt!“

„Nimm dies Schiff mit Allem, was zu ihm gehört, als mein Geschenk entgegen!“

„Allah illa Allah! Spricht Du im Ernste?“

„Wie sollte ich mit Dir scherzen!“

„Auch der Herzog gehört mir?“

„Dir und dem Großherrn. Er hat mir meine Jugend vergiftet, die Mutter getödtet und mich hinausgetrieben in die Fremde. Allah gab ihn heut in meine Hand, ich aber schenke ihn Dir, denn das Angesicht des Sultans wird über Dir leuchten in Freude und Segen, wenn Du ihm diesen Gefangenen bringst.“

„Sein Angesicht soll auch über Dir erglänzen. Sei mein Sohn,

Digitized by Google

wie Du der Sohn meines Freundes und Bruders bist! Du warst Reis?"

„Ja."

„Verstehst Du dieses Schiff zu führen?"

Das Auge Katombos leuchtete auf. Er mußte frisch zugreifen, denn hier öffnete sich ihm vielleicht eine glanzvolle Zukunft, wie sie ihm nicht wieder geboten wurde.

„Ich verstehe es; frage Remusat!"

„Ich glaube es Dir und werde mich Dir anvertrauen. Du sollst Kapitän des Drachen sein, bis der Großherr etwas Besseres über Dich bestimmt."

„So bitte ich Dich, Deinen Leuten unverzüglich zu sagen, daß sie mir zu gehorchen haben! Es ist hohe Zeit, daß wir die nothwendige Ordnung an Bord erhalten."

„Komm!"

Er schritt ihm voran nach dem Vorderkastell, wo sich die Türken sofort vor ihm zur Erde warfen.

„Liegt im Staube und hört, was ich Euch sage! Dieser Mann ist mein Sohn und Freund; ich übergebe ihm die Leitung des Schiffes, und Ihr habt ihm bei Eurem Leben ebenso zu gehorchen wie mir selbst. Ihr kennt die Bastonnade und die Schlinge! Jetzt spricht Du mit ihnen weiter!"

Er kehrte zum Steuer zurück. Katombo aber rief auch seine Araber herbei und hatte bald seine Dispositionen so getroffen, daß jede Stelle wenigstens nothdürftig besetzt war und er hoffen konnte, Stambul glücklich zu erreichen.

Während dieser Vorkommnisse waren immerhin einige Stunden vergangen. In der ersten Zeit war der Lärm unter Deck in ununterbrochener stürmischer Weise erschollen; dann hatte er sich nach und nach vermindert, und endlich war es ruhig geworden. Die Ueberlisteten hatten eingesehen, daß sie an ihrer Lage nichts zu ändern vermochten.

Jetzt hellte sich der Osten, zum Zeichen, daß der Tag heraufzudrechen beginne, und die Maschinisten stiegen zum Feuerraume hinab, um dem Schiffe Dampfkraft zu geben. Für Ayescha war das Zeit aus dem Sandal herauszuhelfen und auf dem Quarterdeck aufgerichtet worden; Katombo stand neben demselben. Manu-Remusat hielt noch immer am Steuer, und Malek-Pascha hatte sich in die Kapitänskajüte zurückgezogen, welche, als die beste und eleganteste Räumlichkeit, ihm zum Aufenthalte dienen sollte.

Da trat Ali herauf zu Katombo.

„Sihdi, da unten pocht Einer immerfort und will mit dem Kapitän reden, dort wo die Offiziers stecken!"

Ali war Bootsmann geworden und that sich nicht wenig auf diese Würde zu gut.

„Rufe die Leute, welche nicht beschäftigt sind, unter die Waffen, und dann wollen wir öffnen."

Die Waffen waren bereits vertheilt worden und nach wenigen Augenblicken marschirte eine stattliche Reihe Seemänner vor den Kajüten auf.

„Ali, öffne!" befahl Katombo.

Die Handfesseln wurden fortgenommen und die Nägel entfernt. Sofort trat der Kapitän hervor, gefolgt von sämmtlichen Offizieren. Sie hatten sich Alle bis an die Zähne bewaffnet, mußten aber einsehen, daß ein Widerstand ohne Hilfe ihrer eingeschlossenen Mannschaften ein gleich von vorn herein verunglücktes Unternehmen sei.

Daß etwas einer Meuterei oder einer Empörung Aehnliches vorliege, hatten sie sich wohl denken können, wie die Verhältnisse aber eigentlich und wirklich standen, das hatten sie sich natürlich nicht sagen können. Katombo hatte die Uniform ab- und seine Kleider wieder angelegt. Die Haltung welche er einnahm, mußte ihnen sagen, daß er der Mann sei, an den sie sich zu wenden hatten.

Die Offiziere blieben halten, der Kapitän trat vor.

„Wo ist Seine Durchlaucht der Herzog von Raumburg?"

Katombo lächelte überlegen.

„Sie stehen nicht an dem Platze, welcher Sie berechtigen könnte, irgend eine Frage an mich, den gegenwärtigen Kommandeur des „Drachen" zu richten. Das Schiff ist seit einigen Stunden Eigenthum meines Kriegsherrn, des Sultans von Stambul, und ich an Ihrer Stelle würde vorziehen, das Weitere ruhig abzuwarten. Dennoch will ich ausnahmsweise Ihre Frage beantworten: Malek-Pascha ist frei, Raumburg aber befindet sich jetzt in demselben Käfige, in welchen Sie mich einsperren zu lassen beliebten."

„Der Herzog — in diesem Loche!"

„Der Schuft — in diesem Loche! wollen Sie wohl sagen. Es haben bessere Männer dort gesteckt, wie ich selbst mich überzeugt habe, wenn auch nur für wenige Stunden, und zwar nicht nur als politische, sondern sogar auch als Kriminalgefangene, wie Sie sich entsinnen werden. Auch Sie sind Gefangene, und zwar die meinigen, und es steht ganz in Ihrem Belieben, ob Ihre Lage leicht oder schwer zu ertragen sein wird. Geben Sie Ihre Waffen ab!"

Die Herren blickten einander fragend an, dann schnallte der Kapitän seinen Säbel ab und entledigte sich des Messers und der Pistolen. Die Uebrigen folgten seinem Beispiele.

„Sie werden hier ruhig und im Gliede warten, bis ich Ihre Räume besichtigt habe. Wer eine verdächtige Bewegung unternimmt, wird erschossen!"

Er verschwand mit Ali in den Kajüten, und es dauerte sehr lange, ehe er zurückkehrte. Als dies geschah, trug der neue Bootsmann einen ganzen Pack von allerlei Effekten auf dem Arme.

„Ich habe mir erlaubt mir Einiges anzuziehen, dessen Sie vorläufig nicht mehr bedürfen — Depeschen und Instruktionen, die für uns von großer Wichtigkeit, für Sie aber von keinem Belange mehr sind. Folgen Sie meinem Manne; er wird Ihnen diejenigen Räume anweisen, welche ich für Sie bestimme!"

Ali legte den Pack ab und führte sie zurück. Sie wurden eingeschlossen und erhielten nur die Hälfte des Platzes, den sie früher innegehabt hatten; den übrigen nahm Katombo für sich, Ayescha und Manu-Remusat in Anspruch.

Jetzt mußte Ali die konfiszirten Schriftstücke zu Malek-Pascha in die Kajüte tragen; dann wurden die Luken geöffnet, um mit den gefangenen Mannschaften zu verhandeln. Dies war eine nicht leichte Aufgabe, aber sie wurde zwar erst nach längerer Zeit aber endlich doch zur Zufriedenheit gelöst. Die Leute mußten ihre Waffen abgeben und blieben eingesperrt. Diese Maßregel war sehr nothwendig bei der geringen Anzahl von Männern, welche Katombo zur Verfügung standen.

Während dieser ganzen Zeit hatte sich der Großvezier nicht blicken lassen; die Papiere mußten von außerordentlicher Wichtigkeit für ihn sein. Nun aber kam er auf das Verdeck und schritt mit einer Miene auf Katombo zu, in welcher die heftige Genugthuung erglänzte.

„Allah ist mit Dir und Deiner Hand, denn wo Du hingreifst, da sprießt die Blume des Segens hervor. Die Instruktionen, welche Du gefunden hast, sind mehr als zehntausend Beutel werth. Wir haben heut den Feind besiegt zu Lande und zur See, ohne daß wir eine Schlacht geschlagen oder auch nur einen Mann verloren hätten. Im Gegentheile, wir haben einen gewonnen, nämlich Dich, dem alle Thren offen stehen, welche die hohe Pforte zu vergeben hat. Ich sage noch einmal: sei mein Sohn! Willst Du?"

„Ich will."

„Und trage von jetzt an den Namen, den mein Erst- und Einziggeborener trug, bevor ihn der Engel des Todes zu sich nahm!"

„Welchen?"

„Den Namen Nurwan. Darf ich Dich so nennen?"

„Herr, ich bitte Dich darum!"

„So lasse Allah seinen Segen leuchten über Dir auf allen Deinen Wegen. Du hast mir das Leben und die Freiheit wiedergegeben, hast dem Großherrn den Sieg gebracht; es warten Deiner große Ehren und Würden, doch bleibe immer so kühn und stark, so treu und wahr, als ob Du letzterst auf der einsamen Insel, zu welcher Du mit Manu-Remusat und Deinem Weibe gehen wolltest. Und hast Du dann noch einen Feind, Allah inhal, der Herr verbrenne ihn!" — — —

(Fortsetzung folgt.)

Eine Geschichte aus dem heiligen Rußland.

Nach Mittheilungen eines deutschen Landsmanns

erzählt von

Dr. F. Müller.

(Schluß.)

Ich kann ja nicht ganz Rußland laufen," sagte der gute Zaar, unser Vater, aber die Zeit wird kommen, da ihr und alle Bauern im heiligen Rußland frei sind. Liebe Leute, wenn es nur von mir abhinge, hättet ihr Alle schon jetzt eure Unabhängigkeit, die ich euch wünsche und die ich mich bemühen werde, euch für die Zukunft zu verschaffen." So sprach unser guter Vater zu uns, also will er unser Glück, er sagt es ja selbst; aber es gibt Andere, die sich dem Willen des lieben Vaters widersetzen, das sind die Beamten und die Herren. Deshalb wollen wir nun uns rächen und den guten Zaar auch. Ha! Soldaten! In unsern Dörfern wird sich kein Kosak sehen lassen. Aber willst Du jetzt ruhig sein und nicht schreien, wenn wir Dir den Knebel erlassen!"

Digitized by Google

Illustrirtes Unterhaltungsblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 38. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Der schwarze Kapitän.

Noch den zuletzt erzählten Ereignissen waren zehn Jahre vergangen.

Es war im März, dem heißesten Monat Egyptens. Die Sonne brannte glühend hernieder; der Sand der Wüste vermochte ihre Strahlen nicht mehr aufzunehmen; er warf sie wieder von sich, so daß sie sich wie ein wallendes Gluthmeer über die Ebene lagerten und dem nach einem grünen Punkte sich sehnenden Auge Schmerzen verursachten.

Eine kleine Karawane zog durch die Wüste. Voran ritten zwei Männer zu Pferde. Der eine war alt, sein Bart hatte das Grau des Silbers angenommen; dennoch aber machte er noch den Eindruck der Kraft und Ausdauer, welche zu einem Wüstenritte unbedingt erforderlich sind. Der andere war bedeutend jünger. Seine Gestalt überragte die des ersten um Kopfeslänge.

Hinter ihnen kam ein lohbar aufgezäumtes Kameel mit einem Tachtrewahn*, in welchem eine verschleierte Frau saß, die ein ungefähr zweijähriges Mädchen in den Armen hielt, dessen kindliche Züge auf die Schönheit der Mutter schließen ließen.

Dann folgte ein Diener, welcher mehrere Lastkameele leitete, und den Zug beschlossen einige bewaffnete Männer, denen man es ansah, daß sie ihre krummen Säbel und langrohrigen Büchsen wohl zu gebrauchen wußten.

Die beiden Anführer unterhielten ein lebhaftes Gespräch.

„Weißt Du gewiß, daß wir uns in der rechten Richtung befinden, Katombo?“ frug der Aeltere.

„Ja, Vater,“ antwortete der Gefragte. „Ich weiß ganz genau, daß wir am Abende, also in ungefähr drei Stunden, die Uah** erreichen werden.“

„Dann Gott sei Dank! Wir fürchten uns natürlich vor einer solchen Reise nicht; aber Ayescha und das Kind besitzen unsere Kräfte nicht und bedürfen es sehr, daß der Ritt zu Ende geht. Was wird Omar-Bathy sagen!“

„Und Sobeide! Sie haben seine Ahnung, daß wir kommen und ihre Ueberraschung wird ebenso groß sein wie die Freude, welche unser Besuch erregen wird.“

„Zehn Jahre! Es ist eine lange, lange Zeit, daß wir sie nicht gesehen haben; für Dich war sie glücklich, für Omar nicht. Du wurdest Kapudan Pascha*, und er wurde zum Tod verurtheilt, weil es ruchbar wurde, daß er der Tödtung des Mudellir von Assuan und unserer Flucht nicht fern gestanden hatte. Es gelang ihm zu entkommen, und nun muß er als ein Geächteter und Verfolgter in der Wüste leben, die ganz allein ihm Sicherheit gewährt.“

„Das ist schlimm; doch ist sein Unglück nicht so groß, als wie es scheint. Er und Sobeide lieben sich, und seine Mamelukes sind ihm treu ergeben. Ich werde all meinen Einfluß aufbieten, um zu erlangen, daß ihm der Khedive die Erlaubniß gibt zurückzukehren.“

„Wird Dein Einfluß so weit reichen? Der Vicekönig ist beinahe selbstständiger Herrscher seines Landes, in Meder** gilt der Wille des Sultans jetzt so viel wie nichts, und außerdem muß Du bedenken, daß Du in den Augen des Vicekönigs ja selbst der Strafbare bist.“

„Es kommt darauf an, ob man in Nurwan-Pascha den Katombo erkennt, welcher den Mudellir überlistete und besiegte. Der hält! Was sind das für Punkte?“

Er deutete mit der Hand vorwärts, wo am Horizonte einige weiße Punkte erschienen, welche sich näherten. Die Karawane hielt an, und die Männer griffen zu den Waffen.

„Sind es Feinde?“ frug mit ängstlicher Stimme die Verschleierte.

„Das kann man nicht wissen, Ayescha,“ antwortete Katombo. „Jeder Wüstenbewohner ist mehr oder weniger ein Räuber oder Dieb.“

„Es sind ihrer viele,“ meinte Manu-Remusat. „Kannst Du sie zählen, Katombo?“

---

* Frauenkorb.
** Oase.

* Oberadmiral.
** So wird Egypten von den Arabern genannt.

Digitized by Google

Dieser hielt die Hand über die Augen, um von der Sonne weniger geblendet zu werden.

„Fünf — zehn — zwölf — fünfzehn — zwanzig! Wenn es Feinde sind, so sind sie uns an Zahl überlegen.“

„Dennoch werden wir uns wehren!“

Die Reiter kamen näher. Ihre weißen Haiks* schimmerten im Lichte der Sonne. Sie hatten die Reisenden bemerkt und hielten in einer breiten Fronte auf sie zu, deren Flügel sich nach und nach verschoben, so daß die Karawane umzingelt wurde.

Ayescha zitterte vor Angst und drückte ihr Töchterchen fest an sich.

„Kämpft nicht, sondern ergebt Euch lieber,“ bat sie.

„Beruhige Dich,“ sprach Katombo; „wir haben nichts zu fürchten. Ich kenne einen von ihnen. Er war mit Omar-Bathy, als dieser Sobeide holte.“

Die Reiter schwangen drohend ihre Lanzen und Flinten, und als der Kreis um die kleine Karawane geschlossen war, frug der Anführer:

„Wer seid Ihr?“

„Wir sind Reisende, die eine Uah suchen, und wünschen Frieden mit Euch.“

„Wo kommt Ihr her?“

„Aus Mesr.“

„Und wo wollt Ihr hin?“

Du fragst, als ob Du ein Khawasse seist. Wer hat Dich zum Herrn der Wüste gemacht?“

„Ein Khawasse? Ich bin kein Sklave, sondern ein freier Mann. Ein tiefed Arab ist kein Paliasi.“

„So verfolge Deinen Weg ebenso wie wir den unsrigen.“

„Unser Weg ist der Eurige. Ihr kommt aus Mesr; das ist nicht gut für Euch, denn ich muß Euch zu unserem Scheik bringen.“

„Wie lautet der Name desselben?“

„Du wirst ihn vielleicht erfahren!“

„Ich weiß ihn bereits. Dein Herr ist Omar-Bathy, den wir suchen.“

„Du kennst ihn? Wer hat ihn Dir genannt?“

„Wir sind Freunde von ihm. Führe uns!“

„Bist Du sein Freund, so sorge Dich nicht; seid Ihr aber Feinde von ihm, so seid Ihr verloren. Kommt!“

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Sie mochten wohl eine Stunde geritten sein, als am fernen Horizont ein Reiter auftauchte, welcher ein sehr gutes Hedjihn reiten mußte, denn der Lauf des Thieres war so schnell, daß er schon nach fünf Minuten auf Hörweite herangekommen war. Es war ein noch junger Mann, der ein ganzes Arsenal von Waffen an sich hängen hatte. Er schien sich vor der Truppe nicht im Geringsten zu fürchten, sondern kam getrost herbei und hielt sein Hedjihn erst dann an, als er die Beduinen erreicht hatte.

„Sallam aaleikum!“ grüßte er, die Hand nach der Stirn erhebend.

„Sallam aal!“ antwortete der Anführer kurz. Er mußte den Gruß erwidern, sprach ihn aber nicht vollständig aus, ein Zeichen, daß er sich erst entscheiden wolle, ob er dem Fremden freundlich begegnen werde. „Wo kommst Du her?“

„Aus Bilbah.“

„Das ist sehr weit. Und wo willst Du hin?“

„Nach Hefr.“

„Auch das ist weit. Zu welchem Duar gehörst Du?“

„Ich bin ein Sohn des Beni Soliman und heiße Mehem al Olahab.“

„Die Beni Soliman sind friedfertige Hirten, Du aber trägst der Waffen sehr viele bei Dir!“

„Weißt Du nicht, daß die Gum** in der Wüste wohnt und der „Herr mit dem dicken Kopfe“ des Nachts seine Stimme erhebt? Auch Du hast Waffen, aber dennoch habe ich Dich als Freund begrüßt.“

„Soll ich Dein Freund sein so folge uns. Du wirst in unserer Uah Wasser und Speise finden für Dich und Dein Thier.“

„Wie heißt der Scheik Deines Lagers?“

„Er wird Dir seinen Namen selbst sagen. Komm!“

Der Fremde schloß sich an.

Die Sonne senkte sich immer mehr zum Horizonte nieder, und es war nicht mehr weit bis zu der in jenen Gegenden so kurzen Dämmerung, als in der Ferne grüne Palmenwedel auftauchten, und bald wurde ein Wadi erreicht, welches in Folge eines rieselnden Quelles eine außerordentliche Fruchtbarkeit zeigte.

Unter den schlanken Palmen, welche voll schwerer Dattelträuben hingen, standen wohl an sechzig Zelte, deren größtes gerade auf dem Mittelpunkte der Oase errichtet war. Vor demselben stand der Herr des Lagers — Omar-Bathy der Mamelukenfürst.

Die zehn Jahre der Rechtung und Verbannung hatten keinen ungünstigen Eindruck auf sein Aeußeres gemacht. Sein Gesicht war tief gebräunt, seine Gestalt stärker, voller und kräftiger geworden. Er blickte hinaus nach Osten, von woher sich der Zug nahte. Da öffnete sich der Vorhang des Zeltes, und Sobeide trat heraus. Sie hatte die Sitte der Beduinenweiber angenommen und war unerschleiert. Auch auf sie hatte die Zeit keinen ungünstigen Einfluß geäußert. Sie schien gar nicht gealtert zu haben und war vielmehr noch schöner als vorher geworden.

„Magst Du nicht hereinkommen, Lieber? Das Mahl ist bereitet.“

„Ich möchte, aber dort nahen unsere Leute, welche eine Anzahl Fremder bringen.“

„Wer mag es sein? Gefangene Feinde?“

„Ich weiß es nicht. Schau, es muß ein Weib dabei sein, denn das eine Tjemmel* trägt einen Tachtermahn.“

Die Nahenden kamen schnell herbei, getragen von ihren Thieren, welche die Nähe des Aufsehers witterten. Omar-Bathy's Gesicht nahm immer mehr den Ausdruck der Spannung an, aber das Auge der Liebe sieht scharf. Sobeide stieß plötzlich einen Schrei aus.

„Mein Vater!“

Die Arme ausbreitend, eilte sie ihm entgegen. Remusat sprang vom Pferde und zog sie an sich.

„Mein Kind, meine Tochter!“

Er küßte sie mit väterlicher Zärtlichkeit und begrüßte dann Omar, welcher mittlerweile Katombo die Hand geboten hatte. Der Letztere ließ das Kameel, welches den Tachtermahn trug, niederknien. Ayescha stieg aus. Jetzt verdoppelte sich der Jubel. Das ganze Lager gerieth in freudige Aufregung über den Besuch, welchen der Scheik erhalten hatte, und dem Beduinen vom Stamme Beni Soliman kam diese Freude zu gute, denn man nahm sich seine Zeit, weiter nach seinen Verhältnissen zu forschen, er durfte als Gast in der Oase bleiben.

Am Abende saßen die seit langer Zeit wieder einmal Vereinten unter den Palmen und erzählten sich gegenseitig ihre Erlebnisse. Auch Sobeide hatte ihrem Manne ein Töchterchen geschenkt, welches bereits neun Jahre zählte und also sieben Jahre älter war als die Tochter Katombos.

Die beiden so weit auseinander gerissenen Familien hatten nur äußerst selten von einander Kunde erhalten können, da der Aufenthalt Omar-Bathys sehr oft wechselte und auch stets verborgen bleiben mußte. Desto ausführlicher wurde jetzt Alles behandelt.

Vom Wasser her erscholl der Ton der Rababa, zu welchem sich einige Mädchen im Tanze drehten. Alle Männer waren dort versammelt, und darum hatte auch Ayescha den Schleier zurückgeschlagen, so daß ihr schönes Angesicht im Strahle des Mondes und der Sterne zu erkennen war.

Und doch wurde sie von einem unbemerkten Auge beobachtet. Der fremde Beduine hatte sich hinter den Stamm einer nahen Palme geschlichen und beobachtete die Gruppe mit der größten Aufmerksamkeit. Auch von dem Gespräche vernahm er den größten Theil und zog sich erst dann zurück, als er bemerkte, daß man sich anschickte, sich zur Ruhe zu begeben.

In tiefer Ruhe lag die Oase in tiefster Ruhe. Auch die Wüste schwieg und nur zuweilen erscholl von Weitem das hellende „J—a—u“ des Schakals oder das tiefe „Om—mu“ der Hyäne.

Da erhob sich der Beduine von seiner Decke, auf welcher er gelegen hatte, und schlich sich zwischen zwei Zelten hindurch, um in das Freie zu gelangen. Er kam unbemerkt hinaus und eilte dann in der Richtung fort, aus welcher er am Tage gekommen war. Nach einer Viertelstunde ungefähr blieb er stehen und stieß den Schrei des Geiers aus, welcher sofort beantwortet wurde.

Er ging dem Tone nach und stand bald vor einem Manne, welcher sich von der Erde aufgerichtet hatte.

„Nun, Selim, ist es das richtige Duar** des Mamelukten?“

„Ja, Sihdi.“

„Endlich, endlich habe ich ihn und werde den Preis verdienen, den der Khedive auf seinen Kopf gesetzt hat! Ist er daheim?“

„Ja! ich habe ihn gesehen und mit ihm geredet.“

„Wie sind Deiner Spur gefolgt, sie stieß mit vielen andern zusammen. Wen hast Du getroffen?“

* Burnus mit Kapuze.
** Raubkarawane.

* Kamel.
** Zeltdorf.

Digitized by Google

„Die Männer des Mameluken und eine kleine Kaffila*, welche zu ihm wollte."

„Wer war es?"

„Es waren zwei Männer, ein Weib und ein Kind. Die Männer wurden von ihm Katombo und Remusat genannt, und das Weib war die Schwester seines Weibes."

„Remusat? Das ist Manu-Remusat, der Scheich el Reisahn und der Reis Katombo, welche vor zehn Jahren den Mudelir Hambel-Aref ermordeten und dann flohen! Hamdulillah, Preis sei Gott; ich habe sie Alle beisammen, die ich gesucht habe, und werde sie entweder gefangen nehmen oder tödten. Beschreibe mir die Uah!"

Selim, der also einen ganz anderen Namen trug, als er angegeben hatte, kam diesem Befehle nach.

„Wie viele Streitbare Männer sind vorhanden?"

„Vielleicht siebenzig."

„Dann sind wir ihnen überlegen, auch abgesehen davon, daß sie schlafen und todt sein werden, ehe sie sich wehren können. Kehre jetzt zurück und wache, bis ich mit den Janitscharen komme. Der Schrei des Ablers ist mein Zeichen, und wenn Alles in Ordnung ist, so antwortest Du mit dem Tone, den der Bülbül** ausstößt wenn er träumt."

„Ich gehorche, Sihdi! Aber ist es nothwendig, daß ich allein zurückkehre?"

„Fürchtest Du Dich? Du mußt schnell zurück, denn wenn man Deine Abwesenheit bemerkt ehe wir kommen, so kann unser Plan verrathen sein."

Selim wandte sich und kehrte nach dem Duar zurück. Sein Verschwinden schien gar nicht bemerkt worden zu sein, aber als er dahin gelangte, wo neben seinem Kameele seine Decke lag, erhob sich neben dem Thiere die hohe Gestalt Katombos.

„Wo warst Du?" frug er ihn.

„Ich ging, die Hyänen zu vertreiben, deren Stimmen mich im Schlafe störten."

„Ich hörte die Hyänen dort zur Rechten; Du aber kamst von der Linken. Du redest nicht die Wahrheit!"

„Mein Mund spricht keine Lüge!"

„Er spricht sie! Wo hast Du die Pistolen her, welche hier in Deiner Gürtel stecken?"

„Glaubst Du, sie sind gestohlen oder geraubt? Ich habe sie gekauft."

„Wo?"

„In — in Siut."

„In Siut? Ah! Bei wem?"

„Bei dem Waffenhändler Omrahel-Barak."

„Du bist sehr klug, aber Du weißt nicht, daß ich aus Siut bin und sehr wohl weiß, daß es dort keinen Waffenhändler gibt, welcher diesen Namen trägt. Deine Pistolen, welche ich heut genau betrachtete, haben das Zeichen des Khedive, Du bist ein Armaut oder ein Janitschar."

„Ich bin ein Beni Soliman!"

„Und heißest Mehem al Olahab? In Mesr sagt man Olahab, bei den Beni Soliman aber Ulahad. Du verräthst Dich selbst und wirst die Wahrheit bekennen, sonst bist Du verloren!"

„Ich kann nicht mehr sagen, als was ich bereits gesprochen habe."

„So bist Du mein Gefangener!"

Er faßte nach dem Manne.

„Noch nicht!" antwortete dieser.

Er bückte sich, schnellte unter dem Arme Katombos hinweg und riß den Dolch aus der Scheide. Er zückte denselben zum Stoße, Katombo aber kam ihm zuvor und faßte den Arm.

„Mörder! Jetzt kostet es Dich das Leben!"

Er hielt ihn fest. Ein lauter Ruf machte alle Schläfer munter. Die Söhne der Wüste sind an Gefahren gewöhnt, und es gibt für sie keinen Schreck, der ihre Glieder lähmen, oder ihnen die Besinnung rauben könnte.

„Herbei, Ihr Männer! Dieser Fremde ist ein Verräther, der mich tödten wollte, weil ich ihn durchschaute."

Der Mann wurde sofort umringt, und Katombo erzählte das Vorgekommene. Natürlich waren auch Remusat und Omar herbeigekommen. Letzterer betrachtete die Waffen des Angeschuldigten genau.

„Er ist ein Janitschar und hat Verbündete in der Nähe. Gestehst Du es?"

„Ich kann nichts gestehen?"

„So stirbst Du!"

„Und Du mit mir, Du und ihr Alle; das ist Euer Kismet!"

„Ah, jetzt verräthst Du Dich! Bindet ihn!"

Er wurde entwaffnet und gefesselt.

„Ist er ein Armaute oder Janitschar, so wird er gestehen müssen," meinte Katombo. „Mensch, hast Du vielleicht gehört, wie der Kapudan-Pascha des Großherrn heißt?"

„Nurwan-Pascha."

„Gut. Ich bin Nurwan-Pascha und befehle Dir, die Wahrheit zu gestehen!"

„Du lügst!"

„Bringt eine Fackel herbei!"

Sie wurde gebracht.

„Kannst Du lesen?" frug Katombo.

„Ja."

„Ah, ein Beni-Soliman und lesen! Hier lies diesen Bitlderi."

Er zog ein Pergament hervor und hielt es ihm vor die Augen. Der Gefangene warf einen Blick auf den großherrlichen Paß und erbleichte.

„Glaubst Du nun, daß ich Nurwan-Pascha bin?"

„Ja."

„Dann nieder auf die Knie mit Dir, Hund! Ich befehle Dir, die Wahrheit zu sagen. Lügst Du fort, so wirst Du todt gepeitscht."

Der Gefangene warf sich auf die Kniee.

„Frage, Herr! Dein Knecht wird antworten."

„Wie ist Dein wirklicher Name?"

„Selim."

„Was bist Du?"

„Janitschar."

„Was thust Du in der Wüste?"

„Ich suche den Mameluken Omar-Bathu."

„Du bist nicht allein. Wer ist bei Dir?"

„Der Aga mit hundertzwanzig Mann."

„Wo ist er?"

„In der Nähe. In einer Minute kann er bereits über Euch herfallen."

„Ah! Die Fackel aus. Nehmt Eure Waffen, Ihr Männer; versammelt die Frauen in der Mitte des Duar und verhaltet Euch still! Wer hat Dir die Oase verrathen?"

„Der Aga weiß es, ich nicht."

„Das Leben sei Dir geschenkt, denn Du hast gehorchen müssen und mir jetzt die Wahrheit gesagt."

Er löste ihm die Fesseln und fuhr dann fort:

„Ich gebe Dir die Freiheit. Gehe zum Aga und sage ihm, daß Nurwan-Pascha hier gebietet. Er wird von seinem Vorhaben abstehen."

Selim eilte davon, so schnell als ihm seine Füße tragen wollten; an sein Kameel und die ihm abgenommenen Waffen dachte er gar nicht. In einiger Entfernung von der Oase traf er auf die herbeischleichenden Janitscharen. Der voranschreitende Aga verwunderte sich über sein Erscheinen.

„Du kehrst zurück! Warum?"

„Um Dir zu sagen, daß der Ueberfall nicht stattfinden darf."

„Warum?"

„Der Kapudan-Pascha ist im Duar."

„Nurwan-Pascha! Hat Dir der Scheitan* den Verstand genommen?"

„Sihdi, er ist es. Ich wollte es nicht glauben, und er hat mir seinen Bitlderi gezeigt."

„Mann? Jetzt?"

„Jetzt. Er hatte mein Verschwinden bemerkt und meine Rückkehr erwartet. Er weckte alle Männer des Duar und ließ mich fesseln. Ich mußte ihm Alles gestehen, und nun sendet er mich, Dich zu warnen."

„Warnen! Was geht mich Nurwan-Pascha an! Er ist Offizier des Großherrn, und ich bin Offizier des Vizekönigs. Ich habe ihm nicht zu gehorchen. Der Vizekönig hat mir befohlen, Omar-Bathu zu fangen oder zu tödten, und das werde ich thun, obgleich es nun einen harten Kampf geben wird, weil sie gewarnt sind. Deine Strafe wirst Du morgen erhalten dafür, daß Du uns ihm verrathen hast!"

„Sei gnädig, Herr! Ich konnte nicht anders."

„Wer ist Dein Herr, er oder ich?"

„Du, Sihdi. Aber bedenke, daß Du dem Vizekönig viel Vergnügen bereiten wirst, wenn Du den obersten Seeoffizier des Großherrn tödtest."

(Fortsetzung folgt.)

* Kleine Karawane.
** Nachtigall.

* Teufel.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 39. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Ich werde ihn nicht tödten, wenn er mich in der Erfüllung meiner Pflicht nicht stört. Hast Du das Weib des Mameluken gesehen?"

„Ich habe ihr Angesicht geschaut, denn sie war nach Sitte der Beduinen nicht verschleiert."

„Ist sie wirklich so schön, wie man dem Vizekönig erzählt hat?"

„Ja. Sie ist herrlich wie eine Houri des Himmels."

„Sie soll das Harem des Vizekönigs zieren. Du kehrst jetzt zurück zu Nurwan-Pascha und sagst ihm, er solle mir den Mameluken mit seinem Weibe ausliefern; dann werde ich friedlich abziehen, ohne den Uad zu betreten."

„Er wird es nicht thun, denn sein Weib ist die Schwester von Omars Weib."

„Dann werden wir angreifen, und es ist seine Schuld, wenn auch er getödtet wird. Gehe! Vielleicht erlasse ich Dir Deine Strafe."

Der Untergebene gehorchte. Es dauerte eine ganze Weile ehe er zurückkehrte.

„Nun?" frug der Aga.

„Sihdi, er war sehr zornig und wollte mich tödten, weil ich es wagte, ihm einen solchen Antrag zu stellen."

„Wie lautete seine Antwort?"

„Du sollst kommen und Dir den Mameluken holen."

„Weib er, wie viel wir sind?"

„Nein," log Selim, um seine Lage nicht zu verschlimmern.

„Er glaubt vielleicht, daß wir weniger zählen als die Seinen. Wir greifen an. Bringst Du mir die Schädel von fünf Feinden, die Du selbst getödtet hast, so werde ich Dir verzeihen. Vorwärts! Wir umzingeln die Uad, und wenn ich das Zeichen gebe, fallen wir ein und tödten Alles, was sich widersetzt. Alles, was wir finden, ist Euer Eigenthum."

Dieses letztere Versprechen war darauf berechnet, die Tapferkeit der Janitscharen anzufachen, und erreichte auch ganz diesen Zweck. Sie theilten sich in zwei Haufen, um das Lager von allen Seiten zu nehmen. Tiefe Stille lagerte auf der Wüste; aber nach einiger Zeit erscholl der schrille Schrei des Adlers, und sofort wurde es laut im Duar.

Befehlende Stimmen ertönten, Flüche erschallten, Schüsse krachten. Dann warf man die Flinten fort und arbeitete nur mit dem Messer. Nach und nach mischten sich auch weibliche Stimmen in den Lärm. Die Janitscharen waren zu übermächtig, sie siegten. Es war eine Scene, wie sie so wild, so schauerlich und unmenschlich nur in der Sahara vorkommen kann, wo in den Adern das Blut so glühend fließt, wie der Sonnenbrand über die Dünen des wabernden Sandes. Hier und da huschte die Gestalt eines fliehenden Mameluken zwischen den Zelten hervor und verschwand in der Wüste. Erst mit dem grauenden Tage war Alles beendet.

Der Aga stand, aus mehreren Wunden blutend, in der Mitte des Duar. Vor ihm lagen fünf Köpfe, welche Selim gebracht hatte.

„Es ist gut! Die sei verziehen. Zähle die Todten!"

Während Selim diesen Auftrag ausführte, trat der Aga zu den Gefangenen. Es waren lauter Frauen; kein einziger Mann befand sich darunter; sie waren Alle, außer denen, die sich durch die Flucht gerettet hatten, getödtet worden.

Die Frauen bildeten eine erschütternde Gruppe; die meisten von ihnen hatten von den wilden Janitscharen die ärgsten Mißhandlungen zu erleiden gehabt. Unweit von ihnen saßen Sobeide und Ayescha an der Erde; vor ihnen lagen Nemusat, Omar und Katombo ausgestreckt. Die Beiden ersteren waren todt; der letztere hatte eine schwere Hiebwunde über den Kopf erhalten und befand sich ohne Bewußtsein. Sobeide meinte über der Leiche ihres Mannes, und Ayescha gab sich unter einer Fluth von Thränen Mühe, das Blut zu stillen, welches aus Katombos Wunde floß, und ihn in das Leben zurückzurufen.

Das kalte Auge des Aga überflog die Gruppe.

„Wie heißest Du?" frug er Ayescha.

Sie nannte ihren Namen.

„Und dieser Mann?"

„Es ist Nurwan-Pascha, der Großadmiral des Sultans," antwortete sie stolz und drohend. „Du hast ihn verwundet und die Seinen getödtet. Wehe Dir, wenn es der Großherr erfährt!"

Er lachte höhnisch auf.

„Ich bin der Aga des Vizekönigs. Dein Sultan kann mir nichts thun, denn ich habe nur meinem Herrn zu gehorchen."

Er wandte sich gegen Sobeide.

„Wie heißest Du?"

Digitized by Google

„Sobelde."

„Du bist die Tochter von Manu-Remusat?"

„Ja."

„Und das Weib von Omar-Bathu?"

„Ja."

„Ist dieses Mädchen Dein Kind?"

„Ja."

„Weine nicht, denn Deine Traurigkeit soll in Herrlichkeit und Freude verwandelt werden. Du bist für das Harem des Vizekönigs bestimmt und Deine Tochter soll wie eine Prinzessin erzogen werden."

Ihr Auge leuchtete trotz der Thränen zornig auf.

„Eher werde ich mich tödten!"

Sie zog das Messer, welches im Gürtel des todten Omar stak; aber mit einer schnellen Bewegung ergriff der Aga ihre Hand.

„Selim!"

Der Janitschar trat herbei.

„Ich übergebe Dir dieses Weib und dieses Kind. Sie werden von den übrigen Gefangenen abgesondert, denn ihre Bestimmung ist eine vornehme; aber Du hast über sie zu wachen, daß ihnen kein Leid geschieht oder sie es sich selbst thun."

Sobelde warf sich um den Hals ihrer Schwester, um sich nicht von ihr trennen zu lassen. Die Beiden umfingen sich mit aller Kraft, deren ihr zarter Körper fähig war, aber es half ihnen nichts; sie wurden auseinander gerissen. Selim führte Sobelde und das Mädchen nach einem Kameele, dessen Tragwerk für besteigen mußte.

„Grausamer, tödte mich!" rief Ayescha im höchsten Schmerze.

„Das darf ich nicht. Du bist schöner als sie, und ich möchte Dich gern mit ihr dem Vizekönig zuführen, aber Du bist das Weib des Kapudan-Pascha, und ich darf Dich nicht anrühren und ihn nicht tödten. Du bleibst bei ihm zurück, um ihn zu pflegen."

„So laß mich Absichied nehmen von der Schwester!"

„Thue es!"

Es war ein kurzer herzzerreißender Augenblick, der die Schwestern noch vereinigte. Mitleidsvolle wurden auch die übrigen Frauen und Kinder auf die Kameele vertheilt; ihr Schicksal war, verkauft zu werden. Nachdem die verwundeten Janitscharen verbunden waren, rüstete man sich zum Aufbruche.

„Trennt Euch!" gebot der Aga den Schwestern, und zu Ayescha gewendet fuhr er fort: „Ich lasse Dir Alles da, was Nurwan-Pascha gehört, denn ich darf ihn nicht berauben. Sage ihm, daß ich ihn geschont und nur meine Pflicht gethan habe. Ihr werdet nicht lange allein sein, denn mehrere der Curigen sind entflohen und werden wieder zurückkehren, sobald wir die Oase verlassen haben. Sallam aaleikum, Friede und Heil sei mit Dir und denen, die Du liebst!"

Die Reiter stiegen auf, und die Karawane setzte sich unter dem Klagegeschrei der davongeführten Frauen und Kinder in Bewegung. Wie eine lange riesige Schlange wand sie sich nach Osten hin in die Wüste hinaus, und bald war ihr Kopf und dann auch ihr Schwanz verschwunden. Ayescha befand sich mit dem Verwundeten und ihrem Kinde allein in der weiten Einsamkeit.

Sie kniete nieder und betete, nicht wie eine Muhammedanerin, sondern wie eine Christin zu Isa Ben Marryam, dem Gottessohne, der in die Welt gekommen ist um zu uns zu rufen: „Kommet her, Alle, die Ihr mühselig und beladen seid; ich will Euch erquicken und erretten!"

Dann zog sie den Körper Katombos bis an den Quell, um die klaffende Wunde zu waschen. Bei dieser Bemühung kehrte ihm das Bewußtsein zurück. Er schlug die Augen auf und erkannte sein Weib.

„Ayescha!" hauchte er.

„Hier bin ich, mein Geliebter!"

„Wo ist Almah, unser Kind?"

„Hier, sie ist gerettet."

„Und die Andern?"

„Gefangen und fortgeführt."

„Und Sobelde?"

„Ist mit gefangen."

„Omar und Dein Vater?"

„Todt! Hier liegen sie."

Er wandte langsam das verwundete Haupt. Sein Auge fiel auf die beiden Leichen; es sah auch die große Zahl der umherliegenden Todten; er schloß es wieder. Die Ohnmacht nahm ihn gefangen.

Die Frauen des Orientes werden nur für den zukünftigen Mann erzogen, und da der Orientale vorzugsweise Krieger ist und unter der Möglichkeit steht, öfters verwundet zu werden, so gibt es selten ein Weib, welche nicht mit der Behandlung der Wunden bekannt ist. Auch Ayescha wußte sehr wohl, was für einen solchen Fall zu thun sei. Sie suchte unter dem Grün nach einer schmerzstillenden Pflanze und fand sie auch. Nachdem sie eine Menge davon gesammelt hatte, zerdrückte sie dieselben, ließ den Saft in die Wunde träufeln, legte die ausgedrückten Pflanzen auf und verband dann den Kopf.

Diese Behandlung schien dem Kranken wohlzuthun; er fiel in einen tiefen Schlaf, welcher ihn erst am nächsten Morgen wieder aus seinen wohlthätigen Armen entließ. Die Scene, welche gestern sein mattes Auge erblickt hatte, war nach dieselbe. Er mußte sich erst besinnen.

„Ist Alles todt?" frug er dann.

„Nur Einige sind entkommen."

„Warum verschonte man mich und Dich?"

„Deines Ranges wegen."

„Und Sobelde — warum nahm man sie mit fort?"

„Sie ist für das Harem des Vizekönigs bestimmt."

„Allah inhal, Gott verdamme ihn! Pflege mich und gib mir fleißig Wasser und Pflanzensaft, damit ich gesund werde und sie Alle an ihm rächen kann."

„Du wirst Du viele Wochen warten können!"

„Gott ist groß und allmächtig. Er kann Alles. Und mein Körper ist stark. Fürchtest Du Dich allein zu sein?"

„Ich fürchte mich vor den Todten, und in dieser Nacht waren die Hyänen und Schakals hier in der Nähe. Werden die Entflohenen zurückkehren?"

„Sie werden kommen wenn sie merken, daß sich die Mörder entfernt haben."

Er schlummerte wieder ein.

Ayescha suchte Kräuter für ihn und abgefallene Datteln für sich und ihre Tochter. So verging der Tag; der Abend brach herein, und ihm folgte die Nacht. Die Thiere, welche die Janitscharen zurückgelassen, hatten für sich selbst gesorgt. Wasser und Datteln nebst Strauchwerk gab es für sie genug.

Die Nähe der Todten, welche in Folge der Hitze bereits einen höchst widerwärtigen Geruch ausströmten, war auch in anderer Beziehung für Ayescha eine unheimliche, wenn nicht gefährliche. Der Geruch lockte die Hyänen, Schakale und Fennek an, welche sicherlich heute Nacht ihr schauriges Mahl gehalten hätten, wenn das Weib mit dem Verwundeten allein geblieben wäre. Gegen Mitternacht aber huschte ein Schatten herbei, bei dessen Nahen Ayescha ansangs erschrak. Es war einer der entflohenen Mameluken.

Er suchte unter den Leichen herum und naßte sich auch der Stelle, an welcher sich die Lebenden befanden. Hier stutzte er, wurde aber durch den Zuruf Ayeschas beruhigt.

„Allah akbar, Gott ist groß! Hier sind noch Lebende? Hat Dich der Janitschar übersehen?"

„Nein. Er hat mir die Freiheit freiwillig gelassen."

„Und Katombo getödtet?"

„Er ist nur verwundet. Ich und mein Kind sind unbeschädigt."

„Wo sind die andern Frauen und Kinder?"

„Der Aga hat sie mitgenommen. Er wird die Frauen an Harems und die Kinder an Sklavenhändler verkaufen."

„Allah incharliet, Gott verdamme ihn! Hätte ich ein Weib, so jagte ich ihm nach, denn hier sind noch Pferde und Kameele. Aber ich habe die Todten gezählt. Es fehlen drei der Unsrigen. Sind sie gefangen?"

„Nein."

„So sind sie auch entkommen und werden zurückkehren, sobald sie bemerken, daß er fort ist. Ich will sehen, ob sie in der Nähe sind, und ihnen ein Zeichen geben, welches sie kennen."

Er suchte eine Rhababa* und fand sie. Sie an den Mund setzend, entlockte er ihr einige schrille, weithin schallende Töne. Dies wiederholte er einige Male, und bald zeigte sich der Erfolg: es kamen drei Gestalten herbei, welche in der Nähe herumgeschlichen waren, um zu sehen, ob die Oase wieder sicher sei.

Er unterrichtete sie von der Lage der Dinge. Sie stillten erst den empfindlichen Hunger und Durst, welchen sie empfanden, und berichten dann, was zu beginnen sei. Alle vier waren noch Jünglinge. Sie hatten nicht für Weib und Kind zu kämpfen gehabt und also die Einzigen gewesen, welche geflohen waren. Ganz derselbe Umstand hielt sie auch ab, sich dadurch in neue Gefahr zu begeben, daß sie den Janitscharen nachjagten, was sie jedenfalls gethan hätten, wenn sich nähere Verwandte von ihnen unter den Gefangenen befunden hätten. Der Sohn der Wüste als geborener Räuber und Krieger fürchtet sich nicht, ganz allein einer großen

* Ein musikalisches Instrument mit schnarrenden Tönen.

Digitized by Google

feindlichen Karawane zu folgen, um den Augenblick abzuwarten, welcher ihm für seine Pläne günstig erscheint. Und dann ist kein Fuchs so listig, kein Panther so blutdürstig und kein Löwe so todesmuthig wie er.

Die Vier beschlossen also zu bleiben, sich der Pflege des Kranken und der Bewachung der Oase zu widmen und dann später zu sehen was zu thun sei.

Noch während der Nacht begruben sie die Todten — allerdings nur die Ihrigen, welche unter dem Sande der Wüste eine Ruhestätte fanden, während die gefallenen Janitscharen weit hinausgetragen und den wilden Thieren zum Fraße hingestellt wurden.

Einige Monate später zog eine kleine Kaffila ein in das große Karawanserei zu Bulakh, der Vorstadt von Kairo. Sie bestand aus einem Weibe mit einem Kinde und fünf Männern. Der Eine von den Letzteren sah sehr bleich aus, aber in seinem dunklen Auge loderte ein Feuer, welches verrieth, daß er zwar vielleicht krank gewesen sei, doch alle Kräfte seines hohen starken Körpers wieder besitze.

Er übergab Weib und Kind seinen vier Begleitern und schritt nach der Straße el Kantareb, wo er vor einem palastähnlichen Hause hielt, an dessen Thür ein wohlbewaffneter Neger als Schildwache stand.

„Wem gehört dieses Haus?“ frug er ihn.

„Du mußt hier fremd sein, Sidhi, daß Du dieses nicht weißt. Es gehört dem Khedive, Gott erhalte ihn, und drin wohnt stets der Oberkadi, welchen der Großherr, Gott segne sein Antlitz, jährlich sendet, um Recht zu hegen zwischen ihm und dem Vicekönig.“

„Der Tag des Wechsels ist vorüber. Wie heißt der neue Kadi?“

„Der neue Kadi-Baschi, willst Du sagen! Er hat einen Namen so lang wie der Nil; mit aber nennen ihn kurz Abu-Mossalem.“

„Ist er daheim?“

„Er sitzt in seinem Divan, denn es ist die Stunde, in der jeder Gläubige mit ihm reden darf, um von ihm Recht zu erflehen. Willst Du zu ihm?“

„Ja.“

„So gehe, und Allah gebe Deinem Worte Segen!“

Katombo trat ein und stieg eine Treppe empor, deren Stufen mit kostbaren Teppichen aus Smyrna belegt war. Droben stand ein Verschnittener, in ein reiches Gewand gekleidet. Sein Handjar glänzte von Gold und seine Pistolen waren reich mit Silber ausgelegt.

„Was willst Du?“ herrschte er den Kommenden in den hohen Fallsetttönen an, welche den Kastraten eigenthümlich sind.

„Ich will mit dem Kadi-Baschi reden.“

„Wer bist Du?“

„Das werde ich ihm selbst sagen.“

„Du hast es mir zu sagen, denn ohne meine Erlaubniß darfst Du nicht zu ihm.“

„Wo ist sein Divan?“

„Dort!“

Er zeigte mit der Linken nach einer Thür, während er ihm die geöffnete Rechte entgegenhielt als deutlichen Beweis, daß er nur Diejenigen einlasse, welche bereit waren, diese Erlaubniß für ein Baschschisch zu erkaufen.

„Du willst ein Baschschisch?“ frug Katombo.

„Weißt Du nicht, daß eine offene Hand auch eine offene Thüre macht?“

„Und weißt Du nicht, daß der Prophet sagt: „Die gierige Hand eines Dieners schadet dem Herrn. Wehe dem, der die Gerechtigkeit gegen Gold und Silber verkauft!“ Du wirst von mir nichts erhalten.“

„So ist der Kadi-Baschi für Dich nicht zu sprechen.“

„Er ist es; das werde ich Dir beweisen.“

Er holte aus und versetzte dem Menschen einen so kräftigen Schlag in das Gesicht, daß dieser nach rückwärts taumelte und zur Erde stürzte. Im Nu aber sprang er wieder auf und zog den Handjar, um sich mit demselben auf Katombo zu werfen. Dieser aber faßte ihn mit der Linken bei der Faust, welche die Waffe umschlossen hielt, und wiederholte den Hieb in der Weise, daß der Verschnittene laut aufbrüllte.

Da öffnete sich die Thür zum Divan, und unter derselben erschien der Kadi selbst. Katombo drehte ihm den Rücken zu, so daß er sein Gesicht nicht sehen konnte.

„Hund, was wagst Du!“ rief der Kadi und zog den krummen Säbel.

Katombo drehte sich um.

„Deine Frage ist richtig. Dieser Hund wagt es, ein Baschschisch von mir zu verlangen, ohne welches Du nicht zu Hause bist, und die Waffe gegen mich zu zücken. Willst Du ihn niederschlagen, soll ich es thun, oder ziehst Du es vor, ihn dem Dizajar* zu besserm?“

„Mensch, bist Du von bösen Djinns** besessen? Die Bastonnade wird sie Dir austreiben! Wer bist Du?“

„Siehe es!“

Katombo warf die Kapuze vom Kopfe in den Nacken zurück. Der Kadi fuhr erschrocken zurück.

„Der Kapudan-Pascha!“

„Ja, der bin ich. Bist Du auch ohne Bakschisch für mich zu sprechen?“

„Sallam aaleikum! Tritt ein, Herr!“

„Und dieser Mensch, der es wagt, die Gerechtigkeit und Deinen guten Namen zu verkaufen?“

„Er wird seiner Strafe nicht entgehen. Wende nur mir Dein Angesicht zu und komm herein!“

Der Verschnittene steckte zitternd seinen Handjar ein. Die beiden Männer traten in den Divan, wo mehrere Männer und verschleierte Frauen saßen.

„Geht hinaus und wartet, bis ich Euch rufen lasse!“ gebot ihnen der Kadi.

Sie erhoben sich sofort und entfernten sich. Katombo mußte sich zur rechten Hand des Kadi auf der erhöhten Estrade niederlassen, welche mit einem schimmernden Teppich aus Kaschmir belegt war. Auf ein Händeklatschen erschienen schwarze Sklaven mit köstlichen Tschibuks und Kaffee, welchen sie den Herren präsentirten. Der Kadi begann die Unterhaltung.

„Weißt Du, daß ein Gesandter des Großherrn hier in Kahira war, um nach Dir zu suchen?“

„Ich glaube es.“

„Du hast auf zwei Monate Urlaub erhalten und bist nicht zurückgekehrt. Der Großherr hat bei dem Khedive nach Dir fragen lassen.“

„Und was hat der Khedive ihm geantwortet?“

„Er hat gesagt, daß Du nur ein einziges Mal bei ihm gewesen und dann verschwunden bist. Das Schiff, mit welchem Du kamst und das auf Dich warten sollte, ist längst wieder nach Stambul abgegangen. Darf ich Dich fragen, wo Du während dieser Zeit gewesen bist?“

Katombo nahm den Fez vom Kopfe.

„Sieh diese Wunde!“

Der Kadi erschrak.

„Maschallah! Du warst verwundet und krank! Wer hat es gewagt, Dir, dem Kapudan-Pascha, dem berühmtesten Admiral des Beherrschers der Gläubigen, dies zu thun?“

„Ich komme zu Dir, um Gerechtigkeit von Dir zu fordern. Wirst Du den Thäter bestrafen?“

„Allah akhbar, Gott ist groß, und meine Hand ist stark. Der verwegene Hund soll es mit dem Tode büßen. Nenne mir seinen Namen!“

„Du wirst ihn nicht bestrafen,“ antwortete Katombo in zweifelhaftem Tone.

„Warum nicht? Ich schwöre Dir bei dem Barte des Propheten und aller seiner Kalifen, daß er seinen Lohn haben soll! Sage mir nur seinen Namen. Ich werde ihn greifen lassen, und wenn er im entferntesten Wadi*** der Sahara wohnt.“

„Du brauchst ihn nicht in der Sahara zu suchen, denn er befindet sich hier in Kahira. Es ist der Vicekönig.“

Der Kadi erschrak.

„Allah schütze Deine Seele und die meinige! Wie ist es möglich, daß der Vicekönig den Kapudan-Pascha des Sultans überfallen kann?“

„Nicht er hat es gethan, sondern sein Janitscharenaga.“

„Und wo ist es geschehen?“

„In einer Oase, nach welcher ich zog, um Freunde zu besuchen.“

„Der Aga war vor drei Monaten längere Zeit von Kahira fort, ohne daß man wußte wohin. Sollte es zu jener Zeit gewesen sein?“

„Ja.“

„Er hatte Euch überfallen und wußte, daß Du zugegen warst?“

„Er wußte es, denn ich habe es ihm sagen lassen und ihn gewarnt.“

„So hat er im Auftrage des Khedive gehandelt, und Deine

---

* Henker.
** Geister.
*** Thal. Schlucht.

Digitized by Google

Freunde müssen große Feinde des Bijekönigs sein. Wer war es?"

„Kennst Du Omar-Bathu?"

„Den reichen tapferen Mamelukenfürsten?"

„Ja. Sein Weib ist die Schwester meines Weibes. Und kennst Du Manu-Remusat."

„Den großen Schiffsführer? Er erschlug einst Hamd-el-Aret, den Mudellir von Assuan. Der Khedive wollte ihn tödten, aber er entkam mit einem jungen Reis, der berühmt war wegen seines Muthes und die Tochter des Schiffsführers zum Weibe bekam."

„Dieser Reis bin ich."

„Du?" frug der Kadi erstaunt.

„Ja, ich. Der Mudellir von Assuan hatte die Schwester meines Weibes geraubt; sie war die Verlobte des Mamelukenfürsten. Ich entführte sie ihm wieder, er verfolgte mich und fiel im Kampfe. Ich entfloh mit Remusat, und Omar-Bathu mußte sich in die Wüste verstecken, weil ihn der Bijekönig tödten wollte. Vor drei Monaten ging ich mit Remusat und meinem Weibe zu dem Mameluken. Wir wurden von dem Aga überfallen, der alle Männer tödtete und die Frauen und Kinder mit sich fortnahm."

„So sind Remusat und Omar-Bathu todt?"

„Sie sind todt," knirschte Katombo. „Aber ich werde sie rächen."

„An wem?"

„An ihrem Mörder. Du wirst mir helfen."

„Die That geschah auf Befehl des Bijekönigs. Sage selbst, ob ich über ihn richten kann."

„Du hast mir bei dem Barte des Propheten und aller seiner Kalifen Gerechtigkeit versprochen. Weißt Du nicht, daß ein Gläubiger diesen Schwur niemals übertreten kann?"

„Ich werde ihn halten, so weit es in meinen Kräften steht, denn Allah weiß, daß kein Mensch mehr thun kann, als ihm gegeben ist. Erzähle mir den Vorfall genau." (Fortsetzung folgt.)

Der verhängnißvolle Maskenball.

Humoreske
von
Fritz Brentano.

I.

Othello hieß er nun freilich nicht und war auch nichts weniger als Feldhauptmann der venetianischen Republik seligen Angedenkens.

Dafür aber erfreute er sich des Namens Samuel Schlupfer, wofür er allerdings nicht verantwortlich war, denn er hatte ihn von seinem Vater ererbt. Seine Beschäftigung hatte lange Jahre darin bestanden, daß er als zweibeiniger Spürhund der heiligen Hermandad diente; mit einem Wort, er war Kriminalpolizist, und wie der Herr Polizeidirektor der Hauptstadt sich ausdrückte, „ein sehr brauchbares Subjekt" gewesen.

Aber er hatte auch einen Hauptfehler und dieser bestand darin, daß er beim Aufspüren der Herren Gauner zu sehr dem jesuitischen Grundsatze huldigte: „Der Zweck heiligt die Mittel", und daher in der Wahl dieser Mittel nie besonders wählerisch war.

Dies war denn auch sein Sturz, und eines Tages war Samuel Schlupfer zur Freude aller seiner Mitglieder der Gesellschaft, welche mit dem Gesetz auf ewigem Kriegsfuß leben, Kriminalbeamter a. D.

Warum er dies wurde ist zu bezeichnend für die Charakteristik meines Helden, als daß ich es hier nicht erzählen sollte.

Eine Einbrecherbande, welche lange Zeit der Schrecken der Hauptstadt und der Alp der Kriminalbehörde gewesen, war, Dank der unausgesetzten Bemühungen unseres Schlupfer, dingfest gemacht und neunzehn Köpfe stark hinter Schloß und Riegel gebracht worden.

Es war dies zur Zeit, wo noch kein öffentliches Schwurgericht kurzen Prozeß mit derlei unsauberen Vögeln machte, sondern an dessen Stelle noch das gebeime und schriftliche Verfahren mit allen seinen Weitläufigkeiten waltete — jene Zeit, wo hartgesottene Sünder sich auf das Leugnensystem verlegten und bei konsequenter Durchführung desselben, wenn sie nicht auf frischer That ertappt worden waren, noch neunzig Tagen, wegen Mangel an Beweis, freigelassen werden mußten.

Die neunzehn Komplicen aber waren wirklich hartgesottene Sünder, die dem untersuchenden Richter das Leben sauer genug machten, noch mehr aber unserem Samuel Schlupfer, denn dieser hatte seinen ganzen Ehrgeiz darein gesetzt, die Burschen zu überführen und zum Geständniß zu bringen. Leicht war dies nicht; keines der beliebten Mittel des Kriminalkenntnißfaches versing, alle seine Kniffe scheiterten an der aalglatten Gewandtheit der geriebenen Gauner, und der neunzigtägige Termin Inahte mit Riesenschritten seinem Ende.

Herr Schlupfer war wüthend, ja noch mehr, er war förmlich krank vor Galle und Aufregung. Von Natur keinesweges zur Dicke geneigt, magerte er zum Gerippe ab und seine geröthelten Augen zeugten von der Schlaflosigkeit seiner Nächte, während welcher er sich den Kopf mit abenteuerlichen Projekten zerbrach, wie er zu dem heißersehnten Ziele gelangen könne, welches darin bestand, den neunzehn eingesangenen Vögeln auf eine Reihe von Jahren freies Quartier im Raspelhause zu verschaffen.

Schon war der vorletzte Tag vor der Stunde angebrochen, zu welcher die Macht der Frau Justitia über die Inhaftirten erlosch, als bereits in früher Morgenstunde Herr Schlupfer mit eiligen Schritten, ein umfangreiches Aktenstück unter dem Arm, auf das Hotel zuschritt, wo die sühnende Gerechtigkeit ihre unfreiwilligen Gäste beherbergte. Sein Gesicht war von einer ungewöhnlichen Röthe überstrahlt und auf seiner hohen Denkerstirn, welche sich in Folge mangelnden Haarwuchses bis tief auf das Hinterhaupt zog, schien eine leuchtende Idee zu thronen.

Und in der That war ihm endlich ein rettender Gedanke gekommen, welcher, aufgebaut auf seine langjährige Kenntniß der Spitzbubencharaktere, ihn noch in letzter Stunde als Sieger krönen sollte.

Im Gefängniß angelangt, ließ er die ganze Einbrechergesellschaft aus den verschiedenen Arrestlokalen im Vorhofzimmer in corpore vorführen und machte den ihn höhnisch messenden Gaunern alles überraschende Mittheilung, daß die Untersuchung zu ihren entschiedenen Nachtheile ausgefallen sei. Der Gerichtshof habe das Urtheil gefällt und ihm sei, in Verhinderung des Untersuchungsrichters, der Auftrag geworden, ihnen dasselbe jetzt zu verkündigen.

Die Gesichter der überraschten Inkulpaten zogen sich bedenklich in die Länge, als nach dieser mit strengster Amtsmiene vorgetragenen Einleitung Herr Samuel Schlupfer sein voluminöses Aktenstück öffnete und ein in aller Form Rechtens abgefaßtes äußerst langathmiges Urtheil verlas, in welchem die neunzehn Angeklagten Strafen von fünfzehn Jahren Zuchthaus bis herab zu sechs Wochen strengen Arrestes verhängt waren.

Diese Vorlesung erzielte eine ganz merkwürdige Wirkung.

Denn während einige der finsteren Gesichter sich vollständig aufhellten und wieder ihren anfänglich höhnischen Ausdruck annahmen, überzog die übrige und weitaus größere Hälfte eine wahrhaft tödtliche Blässe und es gab sich auf denselben eine Aufregung kund, die schon anfing bedenklich zu werden, als der Herr Kriminalkommissär den amtlichen Akt kurz abbrach und mit einer ernsten Vermahnung für die Zukunft die Gefangenen in ihren engeren Gewahrsam zurücktransportiren ließ. Hierauf verließ auch er, allerdings weit vergnügter als die übrige Gesellschaft, das Lokal und schritt händereibend die Treppe hinab. So viel hatte er aus den Mienen der Gauner gelesen, daß sein Plänchen mit Gewißheit als gelungen zu betrachten war.

Da nun sicher der eine oder der andere Leser ebenfalls in diesen Plänchen eingeweiht zu werden wünscht, so stehe ich nicht an, diesen leicht begreiflichen Wissensdurst zu befriedigen. Nach langem Sinnen war nämlich Herr Schlupfer auf die kühne Idee gekommen ein Urtheil zu fingiren, und zwar hatte er dasselbe so abgefaßt, daß in demselben diejenigen Spitzbuben, von welchen er überzeugt war, daß sie die schwersten Verbrechen begangen hatten, mit den leichtesten Strafen belegt waren, während die offenbar am geringsten gravirten hohe Zuchthausstrafen zuerkheilt erhielten.

Sein psychologischer Scharfsinn täuschte ihn denn auch nicht und der Erfolg dieses Coups erfüllte seine kühnsten Erwartungen.

Noch war keine Stunde seit Vorlesung des fingirten Aktenstückes vergangen, als sich Veit Grips, der Jüngste der Gaunergesellschaft, dem fünfzehn Jahre zuerkannt waren, bei dem Untersuchungsrichter zum Verhöre melden ließ. Alsbald vorgeführt, gab er dem außerordentlich überraschten Beamten in den heftigsten Ausdrücken seine Empörung über die harte Strafe, welche ihn betroffen hatte, zu erkennen. Er sei doch der Unschuldigste der ganzen Bande und jetzt wolle er aber auch reden und dem Herrn Untersuchungsrichter ganz genau mittheilen, wie Alles zusammenhänge, was sie gethan hätten, und wer eigentlich die Hauptschuldigen seien. Das umfangreiche detaillirte Geständniß war noch nicht zur Hälfte protokollirt, als sich schon zwei weitere Genossen von Veit Grips melden ließen, um ebenfalls ihrer Entrüstung über das ungerechte Urtheil in umfassenden Bekenntnissen Ausdruck zu geben. Kurz als am Abend desselben Tages Samuel Schlupfer dem Untersuchungsrichter die Augen über die Geschichte öffnete, konnte dieser seiner-

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 40. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Katombo berichtete von seinen egyptischen Erlebnissen so viel, als ihm nöthig erschien. Der Kadi blieb dann lange in tiefes Nachdenken versunken. Endlich erklärte er:

„Wer ist der eigentliche Mörder? Der Vizekönig nicht, denn er konnte die Verhältnisse nicht kennen, und der Aga auch nicht, denn er hat gethan, was er für seine Schuldigkeit hielt. Es gibt keinen Schuldigen, und darum ist es so gut, als hätte ich keinen Schwur gethan."

Katombo konnte ihm nicht ganz und gar Unrecht geben, zumal der ganze Ueberfall nur auf Omar-Bathy abgesehen gewesen war und der Aga erklärt hatte, daß er friedlich abziehen werde, wenn man ihm denselben ausliefere. Die ganze Angelegenheit erhielt von diesem Gesichtspunkte aus den Charakter eines Privatverhältnisses, dem nur durch den Akt einer Blutrache Rechnung getragen werden konnte.

„Du bist sehr weise, o Kadi, denn Du verstehst es, einen Schwur so zu wenden, daß ihn Allah nicht mehr hören kann. Doch sage, wirst Du mich schützen, wenn ich mir den Haß des Khedive zuziehe?"

„Ich werde es."

„Hat er das Recht, die Wittwe des Mameluken in sein Harem zu nehmen, wenn sie nicht einwilligt?"

„Er hat kein Recht dazu, denn sie ist keine Sklavin, welche verkauft werden kann."

„So ist unsere Unterredung beendet. Allah schütze Dich!"

Er erhob sich. Der Kadi that dasselbe, hielt ihn aber noch zurück.

„Wo wohnest Du?"

„Ich habe meine Leute noch im Karawanserai."

„So bitte ich Dich, mein Haus als das Deinige zu betrachten!"

„Du wünschest es, und so werde ich es thun."

„Und bedenke in Dem, was Du vornimmst, daß Eine, daß der Khedive nicht ein direkter Unterthan oder Beamter des Großherrn ist und daß die Macht des Sultans sich oft nicht so weit erstreckt, als es den Anschein hat. Daher ist hier mein Amt ein schlimmes und schwieriges. Bringe die Deinen zu mir, und ich werde Dir helfen, so weit meine Kräfte reichen!"

Katombo begab sich nach dem Karawanserai zurück und brachte Aysche und den Dienern in das Haus des Kadi. Dann ging er nach dem Schlosse des Vizekönigs.

Dies war ein für seinen Rang ganz ungewöhnliches Unternehmen. In den Ländern der heißen Zone umgibt sich jeder gut situirte oder gar höherstehende Mann mit einer viel bedeutenderen Anzahl von Dienern, als dies bei uns der Fall zu sein pflegt. Für fast jede einzelne Verrichtung ist ein besonderer Diener da, und mit dieser Menge von Untergebenen wird, besonders beim Ausgehen, ein großer Pomp getrieben. Das Wort Ausgehen ist eigentlich eine unrichtige Bezeichnung, denn kein Herr wird auf einer öffentlichen Straße gehen, sondern entweder reiten, fahren oder sich tragen lassen. Daß Katombo trotz seiner hohen Stellung sich zu Fuße nach dem Schlosse begab, hatte seinen Grund in seinen abendländischen Anschauungen und dem Umstande, daß er keine Dienerschaft zur Verfügung hatte, war aber jedenfalls ein Verstoß gegen die Achtung, welche er dem Vizekönig auch dadurch zu erweisen hatte, daß er sich unter imponirender Begleitung zu ihm begab.

Der Khedive hatte soeben das Bad verlassen. Er saß rauchend auf einem weißseidenen Divan. Seine rothe Jacke funkelte von Brillanten; an seinem Turban flimmerte eine Agraffe, deren Werth nach Hunderttausenden zählte, und der Griff der neben ihm liegenden Damaszenerklinge hatte einen diamantenen Knauf und war mit den seltensten Edelsteinen ausgelegt.

Der Beherrscher Egyptens hatte schlechte Laune. Vor ihm stand sein Janitscharenaga, der oberste Leiter der vizeköniglichen Polizei, und stattete den täglichen Bericht ab, welcher Vieles enthalten mochte, was dem Mißmuth und Zorn des hohen Herrn erregte.

Da nahte sich kriechend ein Sklave.

„Was willst Du, Hund!" frug ihn der Vizekönig.

„Herr, ein Mann, der sich Nurwan-Pascha nennt, will mit Dir, der Sonne der Weisheit und dem Vorbilde der Stärke, reden."

Im Gesichte des Vizekönigs zuckte es auf. Er warf einen grimmigen Blick auf den Aga.

„Siehst Du, daß er kommt und daß ihn die Wüste nicht verschlungen hat? Wäre er mit den Andern gestorben, so könnte er mich und Dich nicht belästigen."

Der Aga senkte den Blick beinahe bis zum Boden herab.

Digitized by Google

„Herr, ich konnte nicht wissen, was Dein Wille ist!"

„Ein Diener muß stets den Willen seines Herrn kennen!" Dem Sklaven gebot er: „Laß ihn herein!"

Katombo trat ein. Er neigte nur ein wenig sein Haupt und legte nur die rechte Hand zum Zeichen der Ehrerbietung auf die Gegend seines Herzens.

Der Khedive empfing ihn mit einer leichten Handbewegung. In seinen kalten Zügen war weder ein Zeichen des Wohlwollens noch des Mißfallens zu erkennen.

„Sallam aaleikum! Der Admiral des Sultans ist mir willkommen. Welche Angelegenheit führt Deinen Fuß hierher?"

„Ich komme nicht als Abgesandter meines hochmächtigen Herrn, sondern aus einem Antriebe von privater Natur."

Sein Auge traf mit einem finsteren Blicke den Aga und wandte sich dann fragend auf den Bizekönig. Dieser verstand die stumme Frage und antwortete:

„Dieser Mann ist meine rechte Hand. Du kannst vor ihm reden, als ob ich allein wäre."

„Dann gestatte mir, daß ich mich niederlasse!"

Er schob sich mit dem Fuße ein Kissen in die Nähe des Khedive und setzte sich darauf. Dieser Letztere hatte unterlassen, dem Kapudan-Pascha einen Sitz anzubieten und war daher gezwungen, diese Zurechtweisung hinzunehmen.

„Setze Dich und beginne!" meinte er in ruhigem Tone, aber die Falte zwischen seinen Brauen war ein deutliches Zeichen, daß ihn das selbstbewußte Verfahren des Paschа ärgerlich habe.

„Du sagst, dieser Mann sei Deine rechte Hand," meinte Katombo. „Warum, o König, hat Du diese Hand gegen mich gerichtet?"

„Gegen Dich?" frug der Khedive mit gut geheucheltem Erstaunen. „Rede deutlicher!"

Katombo lüftete leise seinen Fez.

„Sieh die Wunde, welche mir Deine rechte Hand geschlagen hat."

„Du hast eine Wunde? Sie soll Dir von meinem Aga geschlagen worden sein?"

„So ist es, Herr, und Du weißt es längst."

„Ich weiß es nicht, werde es aber sogleich erfahren." Und zu dem Aga gewendet, frug er: „Hat Dein Schwert diese Wunde geschlagen?"

„Nein," antwortete der Gefragte.

Der Bizekönig blickte mit befriedigter Miene auf den Pascha.

„Du hörst es, und der Aga sagt mir nie die Unwahrheit, denn er weiß es, daß ich ihm dann sein Haupt vom Rumpfe trennen würde."

„Er lügt allerdings nicht und sagt dennoch die Unwahrheit, denn sein Befehl trägt die Schuld, daß ich dem Tode nahe war."

„Erzähle es! Deine Rede klingt wunderbar und geheimnißvoll, doch wirst Du mir das Räthsel lösen."

„Du kennst die Lösung bereits," antwortete Katombo ruhig, „und ich darf es nicht wagen, Dir unnöthig Deine kostbare Zeit zu rauben. Dein Aga tödtete meine Freunde in der Wüste. Sage, ob dies auf Deinen Befehl geschah."

„Wie hießen Deine Freunde?"

„Mamu-Remusfat und Omar-Bathu."

„Das klingt nicht gut für Dich. Hast Du keine besseren Freunde?"

„Es waren Freunde, wie ich sie besser niemals finden kann."

„Mörder waren es! Sie haben Hambel-Aref, den Mudellir von Assuan, erschlagen und mußten sterben. Weißt Du nicht, daß der Koran sagt: ‚eddem ed beddem, Blut um Blut, Auge um Auge!'"

„Sie haben ihn nicht erschlagen, sondern im ehrlichen Kampfe besiegt. Er raubte die Tochter Remusfats und erhob gegen ihn die Waffen, obgleich Remusfat ihm verzeihen wollte. Und was thaten Dir die Mameluken, die Du mit Omar-Bathu und Remusfat ermordet ließest?"

Des Khedive Augen blitzten den Sprecher grimmig an.

„Hund, wie wagst Du mit mir zu reden!"

„Hund? Wagst Du Nurwan-Pascha, den Admiral des Großherrn einen Hund zu nennen?"

„Ich wage nichts, denn ein Wink von mir kann Dich verderben!"

„Du bist nicht mein Herr und nicht mein Vorgesetzter. Ich fürchte weder Deinen Wink noch Deine Drohung. Remusfat ist nicht der Mörder des Mudellir, und Omar-Bathu war nicht zugegen, als der Mudellir starb."

„Beweise es!"

„Mein Wort ist Beweis genug!" antwortete Katombo stolz.

„Dein Wort? Woher weißt Du denn, daß Du die Wahrheit redest?"

„Weil ich bei jenem Kampfe gegenwärtig war."

„Du?"

„Ich. Ich bin der Mann der Tochter Remusfats und heiße eigentlich Katombo."

„Katombo!" rief der Khedive, indem er sich halb von seinem Sitze erhob. „So bist Du der Mörder, der uns entronnen ist!"

„Du irrst. Ich bin weder ein Mörder noch bin ich Euch entronnen, denn nur ein Verbrecher kann entrinnen."

„Und Du warst ein Verbrecher, denn Du hast Den überlistet und getödtet, an welchem meine Seele hing. Du bist der Verbrecher, und ich bin Dein Richter."

„Du irrst wieder. Ich bin Nurwan-Pascha, der Kapudan-Pascha des Beherrschers der Gläubigen, und wer es wagt mich zu beleidigen, der beleidigt den Großherrn."

„Du bist Nurwan-Pascha, aber Du bist vor allen Dingen auch mein Unterthan, denn Du bist in Egypten geboren und warst Reis auf dem heiligen Strome."

„Ich war Reis, aber geboren bin ich in einem andern fernen Lande. Dein Unterthan bin ich nicht, und ich stehe jetzt vor Dir um der Gemordeten willen. Wo ist Sobeide, das Weib Omar-Bathu's?"

„Weißt Du, daß ein Gläubiger nie von seinem Weibe spricht?"

„So bist Du kein Gläubiger, denn Du hast von Sobeide zu dem Aga gesprochen. Die Todten kannst Du nicht wieder lebendig machen, aber g b mir Sobeide, die Schwester meines Weibes, und ihr Kind heraus!"

Er hatte sich erhoben und stand in stolzer, gebieterischer Haltung vor dem Manne, dem sämmtliche Bewohner Egyptens als Sklaven gehörten. Auch der Bizekönig hatte sich erhoben und nach seinem Schwerte gegriffen.

„Du wirst Sobeide niemals wieder sehen!"

„Ich fordere sie von Dir, und auch alle die Schätze, welche der Aga dem Mamelukenfürsten raubte."

„Du forderst? Ha! Ein Wink von mir, und Du liegst vor mir im Staube. Du stehst vor mir nicht als der Offizier des Großherrn, sondern als der Mörder des Mudellir, und wenn ich Dich richte, wer wird erfahren, wo Du geblieben bist? Warum kommst Du zu mir wie ein schleichender Dermisch und nicht mit der Begleitung, welche dem Kapudan-Pascha ziemt? Den Kopf kann ich Dir abschlagen lassen, ohne daß Jemand ahnt, wo Du geblieben bist!"

„Du irrst. Der Kapudan-Pascha weiß, daß ich zu Dir gegangen bin; er wartet meiner Rückkehr und würde sofort den Großherrn benachrichtigen, wenn diese nicht erfolgte."

„Meinst Du? Denkst Du, der Beherrscher von Egypten habe einen Kadi zu fürchten? Wer bist Du? Ein Pilger oder ein Bettler, der allein zu mir kommt. Der Kapudan-Pascha ist nicht bei mir gewesen. Aga ergreife ihn!"

Katombo legte die Hand an den Griff seines Säbels.

„Meinst Du, der Kapudan-Pascha habe den Statthalter von Egypten zu fürchten? Nimm Deinen Befehl zurück, sonst zwingst er mich, selbst Rache zu nehmen an dem Mörder der Meinigen!"

„Du wagst es, dem Könige von Egypten in seinem eigenen Palaste zu drohen? Sofort ergreift Du ihn, Aga!"

Der Aga streckte die Arme aus; in demselben Augenblicke aber blitzte der Säbel Katombos, und das Haupt des Janitscharen fiel, vom Rumpfe getrennt, zur Erde. Der kopflose Körper wankte einige Sekunden lang, dann stürzte er auf den sofortigen Teppich nieder, während ein Strom rauchenden Blutes sich über den Boden ergoß.

„So weiß Nurwan-Pascha seinen Degen zu führen, wenn er gezwungen wird, den Frieden des Hauses zu verletzen."

Er wischte die blutige Klinge an dem Kissen ab, auf welchem er gesessen hatte, und steckte sie in die Scheide. Der Bizekönig hatte bis jetzt dagestanden, starr vor Schreck und Entsetzen. Jetzt kam wieder Leben in ihn.

„Mörder!" brüllte er heinahe heulend und stürzte sich mit hoch geschwungenem Säbel auf Katombo.

Dieser parirte den Stoß blos mit der Faust, doch so, daß der Degen weitlin an die Wand flog. Da griff der Khedive in seinen Schwal, der ihm am Gürtel diente, riß eine Pistole hervor und drückte ab. Katombo machte eine blitzschnelle Wendung, und die Kugel pfiff an seinem Kopfe vorüber. Der Schuß lockte im Nu sämmtliche Diener herbei, welche sich in der Nähe des Divans befunden hatten.

„Haltet den Mörder und bindet ihn!" gebot der Khedive, schäumend vor Wuth.

Katombo zog den Säbel wieder.

„Halt!" rief er streng. „Ich bin Nurwan-Pascha, der Kapudan-

Digitized by Google

Pascha des Großherrn. Ich habe mich nur gewehrt, und wer mich anrührt, der ist ein Kind des Todes!“

Diese Worte und seine drohende Haltung bewirkten einige Augenblicke der Unentschlossenheit unter den Dienern, welche meist feige entmannte Verschnittene waren. Katombo benutzte die wenigen Sekunden und schritt davon. Der Khedive wüthete vor Grimm, aber ehe sich die Kastraten ernstlich an die Verfolgung machten, war Katombo bereits in der Menge der Passanten verschwunden, welche sich vor dem Palaste bewegten.

Der Vizekönig schoß ein zweites Pistol auf die Dienerschaft ab und hieb einige von ihnen nieder; dann befahl er, den Kadi-Bascha sofort zu ihm zu bringen.

Dieser hatte unterdessen auf die Zurückkunft Katombos gewartet.

„Wie ging es?“ redete er ihn an, als er erschien. „Deine Augen blicken zornig und Deine Mienen verkündigen Unheil.“

„Dieser Säbel ist noch warm vom Blute des Mörders,“ antwortete der Gefragte finster.

„Was hast Du gethan? Wen hast Du getödtet?“

„Den Janitscherenaga.“

„Allah akbar, Gott ist groß, aber Deine Verwegenheit ist noch viel größer. Wo hast Du ihn niedergeschlagen?“

„Im Palaste, vor den Augen des Vizekönigs.“

Der Kadi erbleichte.

„So bist Du verloren!“

„Verloren? Der Kapudan-Pascha?“

„Ja, denn weder ich noch der Großherr kann Dich retten. Du hast den Frieden des königlichen Palastes verletzt und den obersten Polizeiverweser des Reiches getödtet. Du bist der Rache und der Gerichtsbarkeit des Vizekönigs verfallen.“

„Ich bin dieser Gerichtsbarkeit nicht unterworfen!“

„Du bist es!“

„Ich unterwerfe mich nicht.“

„Man wird Dich zwingen.“

„Du wirst mich schützen. Kein Khawasse des Vizekönigs darf Dein Haus betreten.“

„Wallah, das ist wahr, und Du wirst bei mir wohnen. Aber sobald Du Deinen Fuß über meine Schwelle setzest, wird man Dich festnehmen.“

„Ich werde vorsichtig sein. Ich schreibe sofort einen wahrheitsgetreuen Bericht an den Großherrn, und dieser mag bestimmen was zu geschehen hat.“

„Ich werde das Meinige hinzufügen, kann Dir aber meine Befürchtungen nicht verhehlen. Der Großherr hat Rücksicht auf den Khedive zu nehmen.“

„Nicht auch auf seinen obersten Steuerzieher?“

„Ja; doch ist die letztere nicht so sehr geboten wie die erstere.“

Jetzt kam der Bote, welcher den Kadi zum Vizekönig beschied. Er folgte dem Rufe und begab sich unter einer zahlreichen Begleitung nach dem vizeköniglichen Palast.

Es dauerte eine sehr lange Zeit, ehe er wiederkehrte. Sein Gesicht machte keinen Hoffnung erweckenden Eindruck.

„So wird wie ich Dir sagte, der Khedive verlangte Deine sofortige Auslieferung.“

„Du verweigertest sie ihm?“

„Ja.“

„Was that er?“

„Er muß das Völkerrecht respektiren, welches mein Haus zu Deiner Freistätte macht, aber er wird dieses Haus eng umstellen lassen. Die dazu bestimmten Khawassen sind bereits unterwegs.“

„Das macht mir nicht bange, denn ich werde Dein Haus nicht eher verlassen, als bis die Entscheidung des Großherrn angekommen ist.“

„Der Khedive wird sie eher in der Hand haben als Du.“

„Inwiefern?“

„Weil noch ehe ich ihn verließ ein Bote von ihm nach Stambul gegangen ist, welcher sich im Namen des Vizekönigs mündlich über Dich beschweren und Deine Auslieferung oder Bestrafung fordern soll.“

„Wen sandte er?“

„Einen Mann, dessen Rang bei dem Großherrn sehr in das Gewicht fallen wird — —“

„Wohl gar seinen Wesir?“

„Du errätst es. Es ist sehr leicht zu denken, daß die mündliche Darstellung dieses hohen Beamten, der ein gewandter Diplomat ist, mehr Erfolg haben wird als Dein schriftlicher Bericht.“

Katombo neigte zustimmend den Kopf.

„Du hast Recht. Der Großherr hat kein großes starkes Herz. Daß Du gehörst von dem nordländischen Herzog von Raunburg, den ich einst mit seinem ganzen Schiffe gefangen nahm?“

„Jeder Türke kennt diese Deine Heldenthat, durch welche Du Kapitän eines der besten Kriegsschiffe wurdest.“

„Die Gefangennahme dieses Mannes und die Befreiung des Großveziers Malek-Pascha, der sich damals als Gefangener auf dem „Drachen“ befand, gaben dem Kriege eine solche Wendung, daß der Großherr den Frieden hätte diktiren können. Dieser Herzog aber wußte ihm die Sachlage so darzustellen, daß er ihn freigab und mit dem Auftrage betraute, mit dem Könige von Norland empfehlend über den Sultan zu reden, damit der Letztere den Frieden nicht so theuer zu erkaufen habe. Ich fürchte, daß diese Schwäche auch mir jetzt gefährlich werden kann.“

„Du theilst Deine Befürchtung, werde Dir aber berichten, so viel es in meine Kräfte gegeben ist. Natürlich denkt es sich der Khedive, daß auch von Deiner Seite ein Bote nach Stambul gehen wird. Es ist beinahe zu erwarten, daß man diesem Boten Hindernisse in den Weg legen wird.“

„Das ist wahrscheinlich. Gibt es kein Mittel dies zu verhüten?“

„Ich habe einen treuen Diener, auf den wir uns verlassen können. Natürlich aber darf nicht er den Ueberbringer Deiner Botschaft sein. Wem soll er sie übergeben?“

„Dem Großvezier, der mein Freund ist.“

„So schreibe schnell; das Andere werde ich besorgen, und Allah möge unsere Schritte segnen!“

„Erwähntest Du Sobeide bei dem Vizekönige?“

„Ja.“

„Und was antwortete er?“

„Er sagte, daß mir noch heut Abend erfahren würden, was er über sie beschlossen habe.“

„Er wird sie in seinem Harem behalten, und ich kann nichts thun sie zu erlösen.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Todtenspende.

Von

J. R.....

Der Stadtkassenrendant Strohmeyer zu Blümchenthal war den ganzen Winter hindurch kränklich gewesen. Gelbsucht, Magenkatarrh, Schnupfen, Husten und Herzklopfen hatten den kleinen gallsüchtigen Mann abwechselnd gequält.

„Sie müssen fort in die freie Luft, Herr Rendant,“ sagte sein Leibmedikus, der Doktor Fußtritt, zu ihm. „Zu Fuß wie ein reisender Handwerksgeselle müssen Sie ein Stück vom deutschen Vaterland durchwandern und alle ihre Sehenswürdigkeiten unter die Füße treten. Wählen Sie meinetwegen Thüringen. Fort müssen Sie aus Ihrem Bureau und zwar bald.“

Strohmeyer hielt diesen Rath für gut und befolgte ihn. Nachdem er sich vom wohllöblichen Blümchenthaler Magistrat einen Urlaub erbeten hatte, schnürte er sein Ränzel und marschirte im grünen Thüringerlande auf und ab durch Wälder und Auen.

Er fühlte sich in dem neuen Nomadenleben bald recht wohl und seine Stimmung wurde von Tag zu Tag fröhlicher. Zuletzt hätte er am liebsten gleich mit den Vögeln in der Luft um die Wette fliegen mögen.

Eines Tages durchwanderte er einen weiten Thalkessel, der von bewaldeten Felskegeln umsäumt war. Auf dem höchsten derselben stand ein altertümliches umfangreiches Schloß, welches mit seinen gewaltigen Zinnen und Thürmen einen imposanten Eindruck machte. An dem Holzarm eines Wegweisers las er seinen Namen, Schloß Eckhädt. Der alte Bau zog ihn an und er beschloß, ihn in der Nähe zu betrachten.

Wohl eine Stunde mochte er schon darauf losgeschritten sein, seiner Schätzung nach hatte er aber kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt.

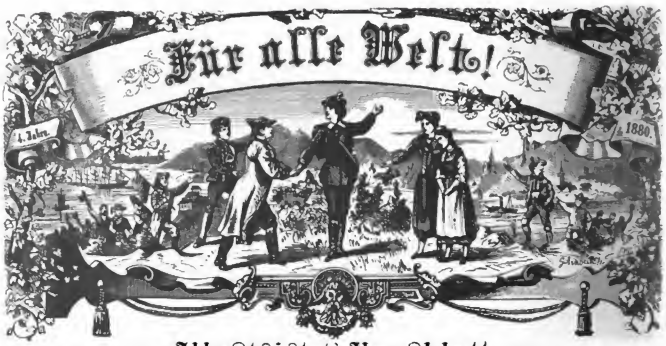
Da blieb sein Auge plötzlich an einer Mauer haften und bald erkannte er einen einsamen Friedhof.

Sein altes lebernes Ahtenherz fühlte sich mit einem Mal wie von unsichtbaren Händen zu dem stillen Wohnort der Todten hingezogen. Ohne lange zu zögern stieß er die schwarze Holzpforte auf und trat ein.

Das erste Grab, vor welchem er Halt machte, war das eines Kindes. Treue Mutterliebe hatte eine weiße Engelsfigur aus Gyps darauf gestellt. Zwischen duftenden Blüthen streckte sie ihre Flügel aus.

Den Nachbarhügel schmückte ein großer Sandsteinwürfel, dessen vergoldete Inschrift dem Leser anzeigte, daß ein Priester darunter ruhte.

Digitized by Google



Illustriertes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 41. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

Seine Worte klangen doch so, als ob er vielleicht gesonnen sei, sie noch heut auszuliefern. Warte den Abend ab; der wird Dir die Entscheidung bringen!"

Der Kadi hatte Recht; der Abend brachte die Entscheidung.

Es war nach Mitternacht, und die Bewohner von Kairo lagen im Schlafe. Nur hier und da saß noch eine weiß verhüllte Gestalt auf der Plattform eines Hauses, um die erquickende Kühle der Nacht zu trinken. Da trabten vier Träger einer Sänfte durch die stillen Gassen, angeführt von einem Janitscharenoffizier. Vor dem Thore des Palastes, in welchem der Kadi-Baschi wohnte, gebot er Halt und klopfte an.

Ein kleines Guckloch wurde geöffnet, und das Gesicht eines Mohren erschien in demselben.

„Leilka saalbe!" * grüßte der Janitschar. „Du bist der Wächter dieses Hauses?"

„Ja. Was wünschest Du, o Herr?"

„Ist Dein Gebieter, der Kadi-Baschi noch wach?"

„Er sitzt im Erker und arbeitet."

„Ein Herr Namens Nurwan-Pascha wohnt bei ihm?"

„Ja."

„Auch er ist noch wach?"

„Ich weiß es nicht."

„So wecke ihn und öffne!"

„Zu dieser späten Stunde? Das darf ich nicht. Mein Gebieter würde mir zürnen."

„Ich will nicht eintreten, sondern Dir nur diese Sänfte übergeben."

„Wer sitzt darin?"

„Eine Person, welche der Pascha erwartet."

„Wer sendet sie?"

„Der Vizekönig."

„So werde ich öffnen. Du aber trittst nicht ein, sondern nur die Träger, die sich dann sofort entfernen!"

„Ich werde meinen Fuß nicht über Deine Schwelle setzen, und Du darfst die Sänfte nicht eher öffnen, als bis Nurwan-Pascha selbst zugegen ist. Sage ihm nur, daß der Vizekönig ihm das schickt, was er von ihm gefordert hat."

Das Thor öffnete sich; die vier Männer trugen die Sänfte in den Hof und entfernten sich schweigend, wobei ihnen der Janitschar wieder voranschritt.

Der Neger wagte nicht sich der Sänfte zu nahen. Er trat vielmehr in den Palast und begab sich nach dem Erker, in welchem sich der Kadi-Baschi befand. Dieser saß wirklich zwischen allerlei Büchern und schrieb emsig. Er hörte den Eintretenden und wandte sich ihm unwillig zu:

„Was willst Du? Weißt Du nicht, daß ich jetzt nicht mehr gestört werden darf!"

Der Neger lag auf dem Boden; er wagte den Kopf nur ein klein wenig von der Erde zu erheben.

„Ich weiß es, Herr, und dennoch mußte ich Dich stören, denn der Vizekönig hat eine Sänfte geschickt."

„Eine Sänfte? Eine leere? Für wen?"

„Für Nurwan-Pascha. Sie ist nicht leer."

„Wer ist darin?"

„Ich weiß es nicht. Ein Janitscharenoffizier brachte sie und gebot mir, nicht nachzusehen, wer sich in ihr befindet. Ich soll sagen, daß der Vizekönig das schickt, was Nurwan-Pascha von ihm gefordert hat."

Der Kadi stand überrascht auf.

„So gehe hinab und warte Deines Amtes weiter!"

Der Neger kroch rückwärts zur Thür hinaus, und der Kadi begab sich unverweilt nach den Räumen, in denen sich Katombo befand. Dieser saß noch neben seinem Weibe und sprach mit ihr über die Ereignisse der letzten Tage. Er hörte die Schritte, welche im Vorzimmer anhielten und trat hinaus.

„Du bist es!" frug er erstaunt, als er den Kadi erkannte.

„Ich bin es. Ich sehe, daß die Ruhe Deine Seele noch nicht umfangen hält. Komm mit mir in den Hof!"

„Was soll ich dort?"

„Eine Sänfte sehen, welche Dir der Vizekönig sendet."

„Wer sitzt darin?"

„Das müssen wir erst sehen."

Eine schwere Ahnung fiel auf Katombos Seele. Die beiden Männer begaben sich nach dem Hofe und öffneten den Tragesessel.

* Gesegnete Nacht.

Digitized by Google

Der Strahl des Mondes fiel in das Innere desselben, und sie sahen ein blasses, geisterbleiches Frauengesicht, dessen weit geöffnete glanzlose Augen ihnen gespenstisch entgegenstarrten.

„Sobeide!“ rief Katombo, wild starr vor Schreck.

„Sobeide, die Tochter Nemusats und das Weib von Omar-Bothy!“ frug der Kadi.

„Ja. Der Bizelönig hat sie ermorden lassen!“

Der Kadi faßte sich zuerst.

„Das darfst Du noch nicht behaupten. Sie kann gestorben sein; sie kann sich selbst den Tod gegeben haben; sie kann auch noch leben. Wir müssen sie untersuchen. Lasse sie hinauf zu Deinem Weibe schaffen!“

„Nein, denn Ayescha würde vor Entsetzen sterben. Gib mir ein stilles Zimmer, in welches ich sie tragen kann!“

„So komm!“

Katombo nahm die Leiche, welche ihre vollständigen Kleidungsstücke trug, auf den Arm. Der Kadi gebot dem Neger, zu schweigen und die Sänfte einstweilen zu entfernen. Dann gingen die Beiden nach einem abgelegenen Raume, den der Kadi mit eigener Hand erhellte und in welchem sie ungestört waren. Katombo legte die Todte auf einen Teppich.

„Sie lebt nicht mehr, ihre Glieder sind vollständig kalt und steif.“

Der Kadi ergriff eines der herabhängenden Händchen.

„Todt. Aber diese Steife ist unnatürlich. Sie ist nicht zufällig gestorben!“

Katombo brachte das Licht näher und betrachtete das Gesicht aufmerksam. Ein plötzlicher Gedanke schien ihn zu durchzucken.

„Sieh diese Nase und — hier diesen Ring an ihrem Finger!“

Die Nasenöffnungen waren ungewöhnlich weit geöffnet und sehr dunkel gefärbt.

„Was meinst Du?“ frug der Kadi.

„Das ist der Ring des Mamelucken. Er trug ihn stets und gab ihn niemals von sich. Er erzählte mir einst, daß der Ring ein feines Pulver enthalte, welches ihm ein weiser Magier angefertigt habe. Wer daran riecht, der muß sterben, bald oder später, je nachdem er viel oder wenig von dem tödlichen Dufte eingeathmet hat. Ein Gegenmittel und also auch eine Rettung gibt es nicht.“

„Wo soll das Pulver sein?“

Katombo zog den Ring von dem Finger der Todten.

„Sieh, er enthält nicht einen Stein, sondern das goldene Siegel des Mameluken, und unter demselben befindet sich eine hohle Kapsel, welche das Pulver verbirgt.“

„Oeffne sie!“

„Das ist gefährlich. Verschließe Mund und Nase!“

Sie banden sich Beide ein Tuch vor, und nun versuchte Katombo, die Kapsel zu öffnen. Es gelang. Sie enthielt ein feines bläuliches Pulver, und auf demselben lag, so klein auch die winzige Höhlung war, ein Stückchen Papier, auf welches deutlich das Wort „Haar“ gekritzelt war.

„Was soll dies heißen?“ frug der Kadi.

„Sie hat den Ring von Omars Hand genommen, als er todt neben ihr lag, das ist sicher. Sie wußte, daß ich das Geheimniß von diesem Gifte kenne und daß ich sofort die Art ihres Todes errathe, wenn ich den Ring an ihrem Finger sehe. Sie hat geahnt, daß ich ihn öffnen werde und den Zettel finden muß. Vielleicht hat sie vor ihrem Tode im Haar etwas verborgen, was uns Aufklärung geben kann. Laß uns suchen!“

Sie lösten die Knoten des reichen Haares und fanden Katombos Vermuthung bestätigt: ein zusammengefaltetes Stück Papyros war zwischen den Locken verborgen. Katombo öffnete es und las:

„An Katombo.

Ich soll heut Abend das Weib des Mörders sein, und dann will er mich an Dich ausliefern. Aber mein Kind will er behalten, um es für seinen Harem zu erziehen. Ich kann ohne mein Kind und meine Ehre nicht leben und werde sterben. Er wird Dir meine Leiche senden, und Du wirst diese Worte finden. Küsse Ayescha; lebt wohl, und rächt meinen Tod und den meines Omar.

Sobeide.“

Die Faust Katombos ballte sich, und seine Mienen zuckten in wildem Grimme.

„Ich werde zu ihm gehen und ihn tödten!“

„Aus Deinem Munde spricht der Zorn. Du vergissest, daß Du dieses Haus nicht verlassen darfst und daß ein Khedive nicht so leicht zu tödten ist wie ein Fellah oder ein Araber aus der Wüste!“

„Warum nicht? Hat er mehrere Leben? Besitzt er ein Herz, in welches keine Kugel zu dringen vermag?“

„Er ist so sterblich wie jeder Andere; aber die Rache wird auch Dir das Leben kosten. Denke an Dein Weib und an Dein Kind!“

Die drohend erhobenen Arme Katombos sanken nieder.

„Du hast Recht; aber dennoch wird er sterben, nicht an der Kugel, nicht an dem Schwerte oder meinem Dolche. Er soll desselben Todes sterben, den er der Tochter Nemusats bereitet hat!“

Er steckte den gefährlichen Ring an seinen Finger. Der Kadi legte ihm die Hand warnend auf den Arm.

„Der Prophet sagt: „Ehe Du ein Wort sagst, denke drei Stunden nach; ehe Du aber eine That beginnst, denke dreimal drei Jahre nach! Du wirst nichts thun, ehe Deine Seele ihre Ruhe und Dein Auge seine Schärfe wieder gewonnen hat! Das Leben eines Herrschers ist heilig und unantastbar.“

„Nicht heiliger und unantastbarer als jedes andere Leben. Aber sorge Dich nicht um mich. Nurwan-Pascha wird nichts thun, was er sich nicht zuvor reiflich überlegt hat. Aber wie kann ich das Kind erhalten?“

„Sie wird es mit getödtet haben.“

„Nein; eine Mutter tödtet nicht so leicht das einzige Wesen, dem sie erst das Leben gegeben hat. Hätte sie dies dennoch gethan, so würde die Leiche des Kindes mit in der Sänfte gelegen haben.“

„Ich gebe Dir Recht. Ich gebe zu, daß ihm das Kind nicht gehört; aber wie willst Du ihn zwingen es Dir auszuliefern? Wenn es so schön ist wie Deine Tochter, so wird es nach wenigen Jahren die Zierde seines Harems werden.“

„Es ist so schön. Ich muß warten, bis der Bescheid des Sultans eingetroffen ist.“

„Dann wirst Du Gelegenheit haben, Dich in Geduld zu üben. Wirst Du Deinem Weibe sagen, daß ihre Schwester gestorben ist?“

„Ja.“

„Ist es nicht besser, wenn Du es .. ch verschweigst?“

„Nein. Die Todte hat ein Recht auf das Beileid der Ihrigen und ich weiß, daß Ayescha ihre Schwester lieber todt als in den Armen dessen weiß, der ihren Vater tödtete. Komm, laß mich zu ihr gehen! Leilla saadke; Allah segne Deine Nacht!“

Mit schwerem Herzen verließ er die Todte, um die Lebende auf den Schmerz vorzubereiten, der ihrer bei der Nachricht von dem Geschehenen wartete.

Eine lange Zeit verging, ohne daß die Einsamkeit Katombo's durch ein neues Ereigniß unterbrochen worden wäre, und erst nach einigen Monaten ließ sich das Ergebniß der Botschaft erfahren, welche sowohl er als auch der Bizekönig nach Konstantinopel gesandt hatte. Er saß eben beim Kef*, als einer der Diener eintrat und eine Meldung machte:

„Effendina, es ist ein Mann draußen, der mit Dir reden will.“

„Wer ist es?“

„Ein Kapudan** aus Jsambul.“

„Wie heißt er?“

„Fezyar Achmed.“

Das Gesicht Katombo's verdüsterte sich. Fezyar Achmed war ein rentierter Untergebener gewesen, den er einige Male die Schärfe einer strengen Gerechtigkeit hatte fühlen lassen. Es war jedenfalls kein gutes Zeichen, daß der Sultan grad diesen Mann ausersehen hatte, den großherrlichen Bescheid zu überbringen.

„Laß ihn hereintreten!“

Der Diener folgte dem Gebote, und es erschien ein Mann, dessen wildes, von einem dichten Barte eingerahmtes Gesicht nicht eben ein Vertrauen erweckendes war. Statt der tiefen Verbeugung, welche er dem Range eines Kapudan-Pascha schuldig war, bob er einfach die Rechte bis in die Gegend des Herzens, trat einige Schritte vor und blieb dann in gerader, beinahe herausfordernder Haltung stehen.

„Fezyar Achmed, wer sendet Dich?“ frug Katombo.

„Beide, der Großherr, den Allah seinen Liebling nennt, und der Kapudan-Pascha, der ein Held ist, wie Keiner je zuvor.“

„Der Kapudan-Pascha? Dieser bin ich!“

„Dieser warst Du, jetzt aber bist es Rumid-Pascha, der um Deinetwillen nach Smyrna verbannt wurde.“

„Ah! Allah ist groß, aber Du und der Sultan sind noch größer. Welches sind die Botschaften, die Du mir zu bringen hast?“

Der Kapudan langte in die Tasche und zog ein kleines Etui hervor, welches mit dem feinsten Saffianleder überzogen und an den Ecken mit Gold beschlagen war.

„Der Beherrscher aller Gläubigen sendet Dir durch mich für Deine früheren Verdienste und das, was er jetzt von Dir vernommen, diesen Schmuck. Er läßt Dir gebieten, ihn in meiner Gegen-

* Beschauliche Mittagsruhe.
** Kapitän.

Digitized by Google

wart anzulegen, damit ich bestätigen kann, daß Du ihn wirklich getragen hast."

Katombo nahm das Etui und öffnete es. Dasselbe enthielt den gefährlichen Schmuck, welchen zu vergeben das alleinige Recht des Sultans ist — die gelbseidene Schnur, an der sich Jeder aufzuhängen hat, der sie bekommt. Katombo ließ sein Auge lange auf ihr verweilen und meinte dann ruhig:

„Zeige mir Deinen Burunbui!"

„Du glaubst mir nicht?"

„Soll ich mich rühmen auf das Wort eines Mannes, der mein Vertrauen nicht besitzt? Legitimire Dich!"

Ein Lächeln des Hohnes ging über das Gesicht des Kapudan. Er zog ein Pergament hervor und zeigte es dem Kapudan-Pascha.

„Hier hast Du die Vollmacht des Großherrn!"

„Sie ist ächt. Der Beherrscher aller Moslemin besitzt eine wunderbare und wahrhaft königliche Dankbarkeit. Allah möge ihn segnen! Welche Botschaft hast Du mir von dem neuen Kapudan-Pascha zu überbringen?"

„Ich habe Dir zu sagen, daß drei Männer sich Mühe gegeben haben, Dir dieses kostbare Geschenk auszuwirken."

„Wer sind sie?"

„Der Kapudan-Pascha selbst, der Bote des Khedive und ein Franke, ein Christ, der sich jetzt einer großen Zuneigung des Sultans zu erfreuen hat."

„Wer ist es?"

„Ein Korländer Fürst, der Herzog von Raumburg. Auch er läßt Dich grüßen und Dir sagen, es sei für damals. Weiter weiß ich Nichts."

„Was wirst Du thun, wenn ich die Schnur nicht nehme?"

„Du mußt sie nehmen!"

„Und wenn ich es dennoch nicht thue?"

„Der Sultan hat die Gnade gehabt, sie Dir zu übersenden, damit Du enden kannst ohne wie ein gemeiner Verbrecher verurtheilt und hingerichtet zu werden. Als einen solchen muß ich Dich behandeln, wenn Du nicht gehorchst."

„Worin wird diese Behandlung bestehen?"

„Ich habe Dir dann einfach den Kopf abzuschlagen und ihn dem Großherrn zu bringen."

„Das wirst Du nicht nöthig haben, denn ich werde den Befehl des Sultans ganz genau und wörtlich so erfüllen, wie Du mir ihn überbracht hast. Du sagtest, der Beherrscher aller Gläubigen gebiete mir, den Schmuck in Deiner Gegenwart anzulegen, damit Du bestätigen kannst, daß ich ihn wirklich getragen habe?"

„So ist es!"

„So schau her! Ich gehorche."

Er nahm die Schnur und legte sie sich wie ein Halsband um den Hals.

„Halt! So ist es nicht gemeint. Dort ist das Fenstergitter. Du hängst Dich daran, und ich warte bei Dir, bis ich mich überzeugt habe, daß Du todt bist!"

„Meinst Du? Ich habe Dir wörtlich gehorcht; mehr darfst Du nicht verlangen. Kehre nach Stambul zurück und melde Deinem Herrn, daß ich die Schnur getragen habe! Mein Leben gehört Gott, aber nicht dem Sultan, und wenn ich gegen die Gesetze gesündigt haben soll, so mag nicht eine Selbstödtung oder ein Meuchelmord, sondern eine offene Untersuchung entscheiden."

„Du weigerst Dich?"

„Ich weigere mich!"

„So nehme ich Deinen Kopf!"

Er zog den krummen Türkensäbel und trat drohend näher.

„Du!" rief Katombo geringschätzend.

„Ja ich! Deine Gegenwehr nützt Dir nichts, denn ich bin so stark und geschickt wie Du, und Du hast keine Waffe."

„Wurm! Verlasse augenblicklich dieses Haus, sonst vollziehe ich Deinen Auftrag an Dir selbst: Dir selbst werde ich den Kopf nehmen und ihn dem Sultan senden, damit er sich überzeugen kann, daß Du bei mir gewesen bist!"

„So stirb!"

Der Kapudan holte zum schnellen, gewaltigen Hiebe aus, Katombo aber kam ihm zuvor. Er unterlief ihn, entriß ihm das Schwert und faßte mit der Linken seine Hand. Mit einem mächtigen Rucke riß er ihn im Kreise um sich herum — die Klinge blitzte, und im nächsten Augenblicke war mit einem einzigen wuchtigen Hiebe der Kopf vom Rumpfe getrennt. Der erstere flog zur Erde, und der letztere wurde über den ganzen Raum hinweg geschleudert und stürzte erst an der gegenüberliegenden Wand zu Boden.

Jetzt untersuchte Katombo die Taschen des Todten. Er fand darin ein Schreiben des Sultans, worin dieser den Bikekönig benachrichtigte, daß bei Ueberreichung desselben Nurman-Pascha bereits an der seidenen Schnur gestorben sei. Wie es schien, wußte also in Kairo noch Niemand von dem Auftrage, welchen Fezzar-Bey auszurichten gehabt hatte. Nurman entschloß sich kurz. Er hatte Zeit gehabt, sich zur Flucht vollständig vorzubereiten.

Zunächst verschloß er seine Räumlichkeiten, damit Niemand Zutritt finden und das Geschehene bemerken konnte. Dann schickte er Ayescha mit der kleinen Almah in einer Sänfte fort. Ein bewährter Diener begleitete sie. Die draußen aufgestellten Khawassen hielten ihr Augenmerk nur auf ihn gerichtet und ließen sie jedenfalls ungehindert passiren. Nun begab er sich zu dem Kadi, welcher nicht die mindeste Ahnung von dem Geschehenen hatte.

„Ich komme, um Dir Lebewohl zu sagen!"

Der Angredete blickte ihn überrascht an.

„Hast Du Nachricht von dem Sultan?"

„Ja."

„Wie lautet sie?"

Katombo erzählte ihm aufrichtig Alles. Der Kadi machte ein höchst ernsthaftes Gesicht.

„Weißt Du, daß ich Dich dem Großherrn auslefern muß?"

„Wirst Du es thun?"

„Du bist hoch gestiegen und tief gestürzt, aber Du wirst dieselbe Höhe wieder erreichen. Der Sultan hat einen Nachfolger, und dieser, das will ich Dir nun gestehen, hat mir besondere Weisungen in Bezjehung auf Dich ertheilt. Du sollst frei sein!"

„Du bist mein wahrer Freund. Ja, ich weiß es, daß ich wieder zur Höhe kommen werde, und dann will ich Deiner gedenken wie ein Bruder des andern."

„Wo hast Du die Deinen?"

„Sie sind bereits fort. Ich werde sie an einem sicheren Orte treffen."

„Und wie willst Du die Khawassen täuschen?"

„Ich werde das Haus als Derwisch verlassen."

„Sie werden Verdacht schöpfen, denn sie wissen, daß kein Derwisch hereingekommen ist. Kennen sie Dein Gesicht?"

„Das ist nicht leicht zu denken."

„So werde ich Dir die Kleidung eines Läufers besorgen. Ich reite aus, und Du begleitest mich."

„Dann bitte ich Dich, lieber eine Sänfte zu nehmen, damit ich Einiges mit fortbringen kann."

„Wie Du willst. Deine Wohnung werde ich reinigen und die Leiche fortbringen lassen."

„Den Kopf nehme ich mit mir."

„Thue, was Dir gefällt!"

Eine halbe Stunde später wurde das Thor geöffnet, und die hinzutretenden Khawassen erblickten vier Sänftenträger und zwei Läufer. Die letzteren Beiden hatten Nilpei schon in der Hand, um ihrem Herrn nothdürftig Platz damit den Weg durch die engen, belebten Gassen zu bahnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ungebetener Gast.

Humoreske

von

Emil König.

Nachtdienst — wenigstens der Nachtdienst des Postbeamten — gehört eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens!" hat mein Freund, der Postsekretär, eines Abends am Stammtische seine Erzählung an. Und ich alter Pechvogel gerade war vom Schicksal dazu ausersehen, eine schöne Reihe von Jahren hindurch mindestens ein Hundert Nächte pro anno im allerhöchsten Dienste verbringen zu müssen.

Nun stelle man sich das nicht so leicht vor. Es war da mit dem Wachen allein keineswegs abgethan; vielmehr war während dieser Nächte hastige angestrengte Arbeit bei schwerer Verantwortlichkeit mein Loos — und dabei — eine Besoldung! — daß Gott erbarm! Darüber schweigt des Sängers Höflichkeit!

Mein Mißgeschick hatte mich nach dem „Lande der rothen Erde" und zwar nach dem damals verrufensten aller Bezirke, dem Arnsberger, geworfen. Die Aemter in D. und H. dieses Bezirks erfreuten sich um jene Zeit unter meinen Kollegen nicht minder eines üblen Rufs. Sie waren berüchtigt ihrer Dienstüberbürdung und des vielen überaus anstrengenden Nachtdienstes halber, auch war es zum Oefteren vorgekommen, namentlich in D., daß Wertheinbußungen jungen Beamten unter der Hand verschwunden waren und man die armen Teufel dann natürlich regreßpflichtig gemacht hatte, so daß sie möglicherweise Zeit ihres Lebens „erfetzen" konnten.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 42. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Da trat der Kadi-Baschi in den Hof; ein Sklave trug ihm die Pfeife nach. Es war deutlich zu sehen, daß sich noch Niemand in der Sänfte befand. Der Kadi stieg ein, und die Träger griffen zu den Tragstangen. Im raschen Schritte ging es zum Thore hinaus. Die Khawassen waren nicht schnell genug zurückgetreten; die beiden vorantrabenden Läufer warteten sofort ihres Amtes. „Remalek!“* rief der Eine und „Schimalek!“** der Andere, indem sie ihre Peitschen erhoben. Die trotz ihres Amtes in dieser Weise bedrohten Polizisten wichen schleunigst zurück, und die Sänfte verschwand im Gewühle der Straße. Katombo war entkommen.

Am andern Tage nahm im vizekönigl ichen Palais ein Fellah Zutritt, welcher den Khédive zu sprechen verlangte. Auf die Frage der Palastbeamten, was er vorzubringen habe, gab er an, ein wichtiges Schreiben überreichen zu müssen, welches in seine andere Hände als in diejenigen des Vizekönigs kommen dürfe. Da er nur ein gewöhnlicher Fellah war, wurde er nicht zugelassen; man nahm ihm vielmehr das Schreiben ab, worauf er sich schleunigst entfernte. Der Brief ging aus einer Hand in die andere, bis er endlich an seine hohe richtige Adresse kam.

Der Beherrscher Egyptens empfing das fest versiegelte, aus sehr starkem Papier gefertigte Couvert und öffnete es. Es enthielt einen eng beschriebenen Bogen, dessen Schriftzüge so fein und klein waren, daß er ihn sehr nahe an das Gesicht halten mußte und lange Zeit brauchte, ehe er den Inhalt zu enträthseln vermochte. Dieser lautete folgendermaßen:

„An den Tyrannen und Mörder.

Du hast Manu-Remusat und Oscar-Bathu gemordet, Du wolltest mich verderben und bist auch Schuld an Sobeidens Tode. Auge um Auge, Zahn um Zahn: Du wirst ganz desselben Todes sterben, den auch sie gestorben ist. Sie besaß einen Ring ihres hingeschlachteten Gatten, welcher ein feines, sicher wirkendes Gift enthielt. Sie nahm von demselben und starb, um Deiner Umarmung zu entgehen. Ich erhielt von Dir ihre Leiche und den Ring. Ich tränkte dieses Papier mit dem Gifte und schrieb so klein, daß Du es einathmen mußt. Mörder, Deine Tage sind gezählt, denn kein Arzt oder Zauberer vermag es, Dir Hilfe zu bringen. Du wirst langsam hinsiechen und elend sterben. Denke in Deiner letzten Stunde an Deine Thaten und an mich, der die Seinen zu rächen weiß!

Nurwan-Pascha.“

Einige Zeit später erhielt der neue Kapudan-Pascha eine Kiste von unbekannter Hand zugesandt. Sie enthielt den Kopf des Kapudan und das Etui mit der seidenen Schnur, welche für Katombo bestimmt gewesen war.

Längst vorher schon war dieser nach Rosette entkommen. Mittel standen ihm genug zu Gebote für Alles, was er für sich und die Seinigen gebrauchte. Er brachte sie an einem sicheren Orte unter und begab sich verkleidet nach dem Hafen, in welchem Schiffe aller Nationalitäten vor Anker lagen.

Zwischen zwei schweren hochbordig gebauten Abendländern lag eine schlanke, scharf auf dem Kiele gebaute Feluke wie eine feine gelenkige Bajadere zwischen zwei unbeholfenen Chinesinnen. Eben stieß ein Boot von ihr ab und brachte zwei Männer an das Land, welche sehr aussahen wie vornehme Türken oder Araber. Sie gingen landeinwärts, während der Matrose, welcher sie gerudert hatte, in dem Fahrzeuge sitzen blieb. Katombo schlenderte noch einige Augenblicke herum und trat dann zu ihm.

„Sallam aaleikum!“

„Aaleikum!“ antwortete der Mann, welcher ganz so aussah, als ob mit ihm nicht gut zu scherzen sei. Er trug kurze weite Hosen, aus welchen die Unterbeine nackt hervor blickten, eine sehr verschossene rothe Jacke und einen alten Fez ohne Trottel, aber das Messer und die beiden Pistolen, welche in seinem beinahe zerfetzten Gürtel staken, waren von so vorzüglicher Arbeit, daß ihr Käufer gewiß keinen gewöhnlichen Preis für sie bezahlt hatte.

„Gehört Du zu diesem Schiffe?“ frug Katombo.

„Ja.“

„Es muß ein ganz vorzüglicher Segler sein.“

„Meinst Du?“

Diese kurze Frage war von einem beinahe geringschätzenden Blicke begleitet. Dieser Mann schien die Worte Katombos mehr für eine Höflichkeit oder allgemeine Phrase, als für das Ergebniß eines Kennerblickes zu halten.

„Ja, ich meine es. Wo kommt Ihr her?“

„Allah weiß es.“

* „Rechts!“

** „Links!“

Digitized by Google

„Wie lange bleibt Ihr hier vor Anker?"
„Allah weiß es."
„Und wo geht Ihr hin?"
„Hast Du nicht gehört, daß es Allah weiß?"
„Mann, Du gefällst mir!"
„Du mir aber nicht."
„Warum?"
„Weil Du nicht weißt, wie schön es ist, wenn die Junge ruhen darf."
„Ich weiß es: Schweigen ist Gold, aber Reden bringt Gold!"
Er griff in die Tasche und hielt ihm ein Goldstück entgegen. Der Matrose griff schnell zu und steckte es ein.
„Ich habe mich geirrt; Du gefällst mir sehr, denn Allah hat Dir Weisheit und Verstand gegeben."
„Also, wo kommt Ihr her?"
„Von Faley."
„Wo geht Ihr hin?"
„Nach Tunis."
„Wie lange bleibt Ihr hier?"
„Bis morgen."
„Auch ich will nach Tunis Führt Ihr Passagiere?"
„Nein."
„Was habt Ihr geladen?"
„Und."
„Ich sehe, daß Allah auch Dir Weisheit und Verstand gegeben hat. Ich werde mit Deinem Kapitän sprechen. Wo ist er?"
„An Bord."
„Kannst Du mich hinüber bringen?"
„Komm."
„Wer waren die beiden Männer, welche Du an das Land brachtest?"
„Der Steuermann und der Segelmeister."
Katombo nickte leicht mit dem Kopfe; er schien eine leise Vermuthung so ziemlich bestätigt zu finden. Ein Steuermann und ein Segelmeister in so reicher Kleidung. Wozu brauchte überhaupt eine Feluke einen Segelmeister?
Das Boot stieß ab und legte an dem Schiffe an.
„Winke mir, wenn ich Dich wieder holen soll," meinte der Ruderer und kehrte an das Land zurück. Jedenfalls hatte er dort die beiden Vorgesetzten zu erwarten.
Katombo stieg das herabgelassene Fallreep wie ein Mann hinan, welcher sich noch sehr wenig zur See befunden hat. Droben wurde er auf seine Frage nach der Kajüte gewiesen. Ehe er dort eintrat, warf er über das Deck einen forschenden Blick, welcher die erwähnte Vermuthung zur Gewißheit zu erheben schien.
Der Kapitän war ein wohlbeleibter Muselmann, welcher auf seinem Teppiche ruhend die Wasserpfeife rauchte. Es war ihm anzusehen, daß ihm die Störung und der Anblick eines Mannes, der nicht zu der Equipage des Schiffes gehörte, nicht angenehm sei.
„Wer bist Du?" frug er barsch.
Katombo schaute sich erst in der Kajüte um und antwortete dann:
„Ein Mann, der Deine Hilfe sucht."
„Wozu?"
„Aus diesem Lande fort zu kommen."
„Wüßt Du fort, oder mußt Du fort?"
„Ich muß."
„Wahrhaftig, Du bist aufrichtig! Wie heißest Du?"
„Allah weiß es."
„Wo kommst Du her?"
„Allah weiß es."
„Gott ist groß, und Deine Zunge ist gelähmt. Weißt Du nicht, daß ich keinen Mann mitnehmen darf, welcher mir nicht sagen kann, wer er ist?"
„Ich weiß es; aber Du wirst mich dennoch mitnehmen."
„Nein."
„Und doch — mich, mein Weib und mein Kind."
„Allah kerihm, Gott ist gnädig; er möge Dir Deinen flustern Verstand erleuchten. Ich brauche weder Weiber noch Kinder an Bord."
„Das weiß ich; aber dennoch wirst Du mich mitnehmen, denn ich kann Dir zahlen, was Du verlangst."
Diese Rede schien nicht ohne einen günstigen Eindruck zu sein. Der Kapitän sann eine Weile nach und meinte dann:
„Seid Ihr schon einmal zur See gewesen?"
„Oft."
„So fürchtet Ihr Euch nicht vor Wind und Wasser?"
„Nein."
„Auch nicht vor andern Dingen?"
„Welche meinst Du?"
„Es gibt deren viele, zum Beispiel die Piraten, deren es in diesen Wassern viele gibt."
„Mir fürchten sie nicht."
„Ah, Dein Mund ist groß! Wenn nun der „Tiger" käme! Hast Du von ihm gehört?"
Katombo lächelte.
„Sehr viel. Er wird uns nichts thun."
Bei dem Tone, in welchem diese Worte gesprochen wurden, blickte der Kapitän aufmerksam empor.
„Warum denkst Du dies?"
„Weil Du gerade ebenso bewaffnet bist wie er. Auch er ist nur eine Feluke, die allerdings gerade gut so vortrefflich gebaut sein soll wie die Deinige."
In dem Auge des Kapitäns leuchtete eine Art von Verständniß auf. Er blickte eine Weile vor sich hin und meinte dann:
„Wo willst Du hin?"
„Nach Tunis oder Algier; vielleicht sage ich es Dir unter der Fahrt."
„Du wirst viel zahlen müssen!"
„Vielleicht auch nichts. Ich will fort von hier, und sollte ich mit diesem „Tiger" selber fahren."
„Gibst Du fünfhundert Maria-Theresien-Thaler?"
„Ja."
„Die Sonne dieses Landes scheint Dir sehr heiß zu werden! Ich werde Euch Plätze geben. Wir stechen morgen zur Zeit des Gebetes in See. Wann willst Du an Bord kommen?"
„Heut Abend, wenn es dunkel ist."
„Bringst Du Waffen mit?"
„Sie sind besser als die Deinen hier."
„Maschallah! Wir werden uns kennen lernen. Allah sei mit Dir!"
Katombo war somit entlassen und fand bei seiner Rückkehr am Abende Alles zu seiner Aufnahme bereit. Ayescha und Almah wurden in einem Raume untergebracht, wo sie von dem Schiffsvolke nicht belästigt werden konnten, und am frühen Morgen lag das Land bereits weit hinter der Feluke, die mit voller Leinwand nach Westen strebte und sich als eine ausgezeichnete Seglerin erwies.
Katombo hatte Zeit, während der Fahrt alle Vorgänge an Bord zu beobachten. Der Kapitän hatte sich bisher nicht um das Mindeste bekümmert und war in der Kajüte geblieben, trotzdem das Auslaufen aus dem Hafen eigentlich seine Gegenwart an Deck erfordert hätte. Entweder hatte er ein ungewöhnliches Phlegma oder er wußte, daß er sich auf seine Leute vollständig verlassen konnte. Allerdings erwies sich der Steuermann als ein ganzer Mann in seinem Fache, und Derjenige, welchen der Matrose „Segelmeister" genannt hatte, hätte wohl recht gut Kapitän der Feluke sein können. Er kommandirte das Fahrzeug in einer Weise, welche ihn als einen umsichtigen, erfahrenen und energischen Mann erkennen ließ. Katombo sah es auf, daß er nicht die Gesichtszüge eines Orientalen hatte, Physiognomie und blondes Haar wiesen vielmehr auf eine nordische Abstammung hin, und ganz dasselbe war auch mit dem Steuermannsgehilfen der Fall, der sich noch in einem sehr jugendlichen Alter befand und dem Segelmeister so ähnlich sah, daß man auf eine zwischen Beiden stattfindende enge Verwandtschaft schließen mußte.
Der Segelmeister hatte auf dem Hinterdecke gestanden; jetzt trat er zum Maste, an welchem Katombo lehnte. Jedenfalls hatte er die Absicht ein Gespräch anzuknüpfen, und er führte sein Vorhaben in jener vorsichtigen Weise aus, welche dem Seemanne eigenthümlich zu sein pflegt. Er begann:
„Gut Wetter, heut!"
„Sehr!"
„Schöne Prise!"
„Ausgezeichnet."
„Kann nicht besser sein für unsern Kurs!"
„Allerdings."
„Auch gut für Dich."
„Warum?"
„Wirst nicht seekrank werden."
„Bah!"
„Ah! wirst wohl nie?"
„Nie."
„Dann warst Du wohl oft zur See?"
„Oft."
„Wo?"
„Da und dort."
„Hm! Scheinst kein Freund von langen Predigten zu sein."
„Zuweilen."
„Wie gefällt es Dir bei uns?"
„Sehr gut, hier oben nämlich."

Digitized by Google

„Hier oben? Nicht auch unten?“

„Möchte nicht mitmachen.“

„Was, warum?“

„Weil es zu schwül und dumpf im Raume ist. Wäre ich Kapitän, so ließe ich die Leute endlich einmal an die Luft gehen.“

Der Segelmeister blickte ihn überrascht an.

„Welche Leute? Du hast spionirt.“

„Nein, aber ich bin ein Seemann, und ein solcher pflegt einen Tiger von einem Hasen unterscheiden zu können.“

„Du redest ja recht klug! Ein Seemann willst Du sein? Matrose?“

„Nein.“

„Was sonst?“

„Ist Nebensache.“

„Oder auch Hauptsache. Woher vermuthest Du, daß wir mehr Menschenfleisch an Bord haben, als wir sehen lassen konnen?“

„Aus dem Bau und der Takelung dieses guten Fahrzeuges.“

„Und wenn Du Recht hättest, was würdest Du thun?“

„Nichts. Ich bin als Passagier von Euch aufgenommen worden und weiß ganz genau, welche Verpflichtungen wir gegen einander haben.“

„Dann gut. Wir sind übrigens auch weit genug vom Lande ab und können die Farbe zeigen.“

Zwei kurze Befehle, welche er gab, wurden augenblicklich befolgt. Das Zieben an einer starken Leine genügte, um das riesige Halbmondbild, welches sich unter dem Spriete befand, zu wenden; auf der andern Seite desselben erschien das Konterfei eines Piraten, welcher mit gezücktem Messer über einem Gefangenen kniete; darunter stand in großen Zügen das Wort „Tiger“ geschrieben, und zu gleicher Zeit öffnete sich eine der Vorderluken, aus welcher wohl über zwanzig wohlbewaffnete Männer stiegen, deren Physiognomien es sehr leicht anzusehen war, daß sie in einem kampfesreichen Leben gestanden worden seien.

„Prächtige Kerls!“ meinte Katombo.

„Du erschrickst nicht?“

„Wie sollte ich!“

„Dann klettere hinaus auf den Steven und siehe Dir unsere Firma an!“

„Ist nicht nöthig! Schon ehe ich an Bord kam wußte ich, daß ich mit dem Tiger fahren würde.“

„Alle Teufel! Das wußtest Du und kamst dennoch an Bord?“

„Wie Du siehst!“

„Welchen Grund hattest Du? Willst Du einer der Unsrigen werden?“

„Möglich.“

„Oder auch wahrscheinlich. Wir lassen Keinen an Bord, ohne daß er unser wird. Deine Gestalt hat dem Kapitän gefallen, und daher hat er gethan, als ob er Dir Passage gibt. Ich rathe Dir Dich gutwillig zu fügen!“

„Pah! Es hat mich noch kein Mensch zu irgend etwas zwingen können, was ich nicht selbst und freiwillig thun wollte.“

„So kamst Du an Bord gleich in der Absicht, bei uns zu bleiben?“

„Wenn es mir gefällt.“

„Du sprichst sehr stolz. Wir würden Dich zwingen.“

„Pah! Beantworte mir einmal meine Fragen! Der Tiger hat es, wie man sich erzählt, nur auf nordländische und süderländische Schiffe abgesehen?“

„Allerdings.“

„Aus welchem Grunde?“

„Hm, das darf ich ja wohl sagen: In Norland gibt es einen gewissen Herzog von Naumburg, der den König und mit ihm das ganze Land zu beherrschen weiß. Er ist Schuld, daß ich hier den Tiger kommandire.“

„Wie so?“

„Es ist ihm einst ein Gefangener entsprungen, ein Zigeuner, wie man sagte. Ich war Steuerfitzer und hatte einen Freund mit in See genommen, welcher diesem Zigeuner ähnlich sehen mochte. Ich kam in Untersuchung und wurde gegen Recht und Gerechtigkeit zu einer langjährigen Festungsstrafe verurtheilt.“

„Was hatte dieser Zigeuner verbrochen?“

„Er hatte den Herzog tödten wollen.“

„Weshalb?“

„Einer schönen Zigeunerin wegen, welche dann der Herzog ganz öffentlich als Geliebte zu sich nahm.“

„Weißt Du, wie sie hieß?“

„Zarba, glaube ich.“

„Du entkamst?“

„Ich entfloh aus der Festung und kam nach Süderland, wurde aber von dort wieder ausgeliefert, obgleich kein Kartell abgeschlossen war. Ich entsprang zum zweiten Male, und wehe dem süder- oder norländischen Schiffe, welches in meine Hände kommt. Zwar gehe ich die Mannschaften frei, denn ich bin kein Mörder, aber Hab und Gut ist mein, und das Schiff wird angebohrt und versenkt.“

„Das ist also Dein Rachewerk. Aber Dein Kapitän?“

Der Segelmeister warf den Kopf stolz in den Nacken.

„Hat nur den Namen. Das Schiff ist sein Eigenthum und wurde einst allerdings von ihm kommandirt; seit er mich aber kennen gelernt hat, führe ich den Befehl und er pflegt sich.“

„Weißt Du, wie der Zigeuner hieß?“

„Ich wußte es, habe aber den Namen wieder vergessen.“

„Katombo.“

Der Segelmeister trat erstaunt einen Schritt zurück.

„Wahrhaftig! Du hast ihn gekannt?“

„Ich bin es selbst.“

„Du? Ein Zigeuner und bist Seemann geworden?“

„Ja.“

„Dann, ja — Du bist unschuldig die Ursache meines damaligen Unglückes; ich darf Dir nicht zürnen. Vielmehr bist Du mein Mann, denn Du hassest diesen Herzog.“

„Ich hasse ihn nicht, aber ich verachte ihn.“

„Das ist ebenso, wenn nicht noch schlimmer. Willst Du freiwillig bei uns bleiben?“

„Als was?“

„Das wird sich noch Deiner Geschicklichkeit richten. Welche Stelle hattest Du auf Deinem letzten Schiffe?“

Katombo lachelte.

„Ich war Segelmeister.“

„Was? Segelmeister? Wirklich? Welcher Nationalität dientest Du?“

„Dem Sultan.“

„Unter Rurwan-Pascha?“

„Ja.“

„Welches Schiff?“

„Ali Hamed.“

„Sein Flaggenschiff! Und da warst Du Segelmeister!“

„Ja.“

„Dann mußt Du ein braver Seebär sein. Wie kamst Du von ihm fort und zu der Frau und dem Kinde?“

„Ich bin ein Christ und verheirathet. Wie ich von Rurwan-Pascha fortkam, werde ich Dir einmal später erzählen; nur das will ich Dir einstweilen versichern, daß ich den Ali Hamed ehrenvoll verlassen habe.“

„Hoffe es! Wenn Du bei mir bleiben willst, so soll es mich freuen. Eine Stelle hätte ich einstweilen für Dich. Mein Junge nämlich soll etwas weiter hinaus in die Welt; er wird den Tiger verlassen, und so könnteß Du als Gehilfe an den Steuermann treten. Habe ich Dich zu meiner Zufriedenheit geprüft, so wirst Du steigen. Deine Frau mit dem Kinde kannst Du an einem Hafenorte abholen.“

„Wer ist Dein Sohn?“

„Der dort beim Steuermanne steht.“

„Hat der Tiger einen sichern Ort, welchen er zu jeder Zeit unerkannt anlaufen kann?“

„Nein.“

„Ich bleibe bei Dir, doch nur unter der Bedingung, daß Du einen solchen Ort suchst.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Jüdin von Heidelberg.

Nach historischen Quellen erzählt

von

Fr. C. von Wickede.

(Fortsetzung.)

Konrad zahlt seine Leute gut und der Markgraf ist sein Freund. Seine sämmtlichen Knappen waren auf den Beinen und er selbst soll in der Judenstraße gewesen sein.“

„Ich kann nur nicht absehen, wohin dies noch führen soll, es muß ein Ende mit Schrecken nehmen.“

„Vielleicht schlägt auch noch das Wetter drein,“ entgegnete Peter, während er so sprach das Zeichen des Kreuzes auf der Brust machend und scheinbar ohne Zweck mit dem Zeigefinger auf das Herz deutend.

Die Augen des Andern schauten freundlich auf ihn:

„Was tausend!“ entgegnete er, „kennen einander so lange und wissen nicht, daß wir Brüder sind — Du kommst von Antiochien?“

Digitized by Google

Illustrirtes Unterhaltungsblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 43. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Er ist schwer zu finden."

„Ich weiß einen: Eine kleine, einsame Insel, die zum Verbergen und Unsichtbarmachen einer Jelute wie geschaffen ist."

„Wo?"

„Ganz in der Nähe. Sie ist auf keiner Karte verzeichnet, aber ich könnte Dir ihre Lage ganz genau notiren."

„So komm mit in meine Kabine, wo ich die Karten habe!"

Sie stiegen hinab. Die Kabine war ein kleiner Raum, nicht größer als die Steuermannskajüten auf einer Orlogfregatte, aber sie war glänzend eingerichtet und enthielt alle möglichen nautischen Instrumente und sonstigen Requisiten, denen Katombo auf den ersten Blick ansah, daß sie von ausgezeichneter Güte seien. Der Segelmeister nahm die Seekarten zur Hand und suchte die betreffende heraus, auf welche Katombo durch einen Punkt die Insel verzeichnete.

Noch waren sie bei dieser Beschäftigung, als einer der Matrosen eintrat.

„Was gibt es?" frug ihn der Segelmeister.

„Ein Segel in Sicht."

„Wo?"

„Nord bei Ost."

„Ich komme."

Als sie auf das Deck traten, bemerkten sie in der angegebenen Richtung einen kleinen weißen Punkt. Der Segelmeister griff nach seinem Rohre, und auch Katombo zog das seinige hervor. Seine Miene nahm nach einigen Augenblicken einen gespannten Ausdruck an.

„Was ist es?" frug der Segelmeister.

Jedenfalls wollte er die Bejahung des Gefragten auf die Probe stellen.

„Kein Kriegsschiff," antwortete Katombo.

„Du siehst sehr scharf. Was ist es dann?"

„Ein Dreimaster, feiner Segler, wie es scheint."

„Das kannst Du noch nicht erkennen."

„O, doch!"

„Dann bist Du geschickter als ich, oder Dein Rohr ist besser als das meinige. Räthst Du, unsern Kurs beizubehalten?"

„Nein. Das Schiff ist uns selbst als Handelsfahrzeug über legen. Wie viele Geschütze haben wir?"

„Unten vier und auf Deck diese drei."

„Dann rathe ich Dir, nach Ost bei Süd umzulegen, um vom Lande drüben im West abzukommen und vor diesem Segel einen Bogen zu schneiden, der und in seinen Ost bringt, wo wir dann freie See haben."

„Fällt mir nicht ein!"

„Warum?"

„Weil wir uns vor keinem Kauffahrer zu fürchten brauchen und er uns auch für den andern Fall nichts anhaben kann, denn er hat jedenfalls mehr Tiefgang als wir und würde sich sehr hüten, uns nach West zu folgen, wo er leicht auf die gefährlichen Sandküsten gerathen könnte."

„Thue, was Du willst!" antwortete Katombo, indem er leicht mit der Achsel zuckte.

Er begab sich langsam nach dem Raume, in welchem Apesche mit Almah untergebracht worden war. Der Tiger behielt seinen Kurs bei. Das fremde Segel näherte sich immer mehr, und es zeigte sich gar bald, daß Katombo Recht gehabt hatte. Es war ein lang und schmal gebauter Dreimaster, welcher außerordentlich gut, ja beinahe fast beispiellos segelte und seine Nationalität weder durch eine Flagge noch die Farbe eines Wimpels kund gab.

Der Segelmeister machte je länger ein desto bedenklicheres Gesicht und ließ plötzlich hart nach Nord bei West umlegen. Katombo hatte dieses Manöver unten im Raume durch das Sey* bemerken müssen. Er kam wieder empor, musterte ringsum den Horizont und trat dann zum Segelmeister.

„Siehst Du, daß ich mich nicht täuschte? Warum willst Du ihm ausweichen?"

„Es bist die Flagge nicht auf, und das kommt mir natürlich verdächtig vor. Dieses Schiff hat Fregattenbau und dennoch Klipperlakelage; es ist der beste Segler, den ich jemals gesehen habe. Wenn es gut bemannt ist und auch nur vier Geschütze hat, können wir es unmöglich angreifen."

* Rauschen des Kielwassers.

Digitized by Google

„Wir können es nicht nur nicht angreifen, sondern wir sind geradezu verloren."

„Ah! Warum?"

„Es ist der „Selim," dem kein anderes Fahrzeug der Welt gleichkommt."

„Der Selim, dieses Wunderschiff, welches der berühmte Nurwan-Pascha ganz und bis in das Einzelnste nach seinem eigenen Plane hat erbauen lassen?"

„Und welches theils als Depeschen- und theils als Transportschiff für solche Fälle verwendet wird, in denen es sich um die größte Schnelligkeit handelt. Es führt vierzehn der besten Geschütze, welche stets maskirt sind und hat gerade so viele Mannen an Bord wie eine Kriegskorvette."

„Woher weißt Du dies?"

„Weil ich auf ihm gedient habe," antwortete Katombo nach einigem Zögern.

„Du?" frug der Andere erstaunt. „Als was?"

„Als Segelmeister. Ich sagte es Dir ja bereits."

„Wahrhaftig? Wenn dies wirklich wahr ist, so mußt Du ein verteufelt brauchbarer Kerl sein. Was würdest Du thun, ihm zu entkommen?"

„Ihm zu entkommen ist unmöglich. Hättest Du vorhin meinen Rath beachtet."

„Bah; er soll uns doch nicht haben! Ich werde mich so nahe an die Küste halten, daß er es gar nicht wagen kann uns zu folgen."

„Om," lächelte Katombo, „das ist ein unnützes Unternehmen. Er hat nicht viel mehr Tiefgang als wir, denn er ist völlig gebaut und wird uns übrigens überlegen haben, ehe wir die Küste nur in Sicht bekommen."

„Du scheinst diese Breiten und den „Selim" außerordentlich gut zu kennen!"

„Allerdings. Wähle! Es gibt nur zwei Fälle: Entweder Du kämpfest mit ihm und gehst unter, oder Du übergiebst Dich ihm auf Gnade und Ungnade, ohne vorher mit ihm anzubinden."

„Alle Teufel, Du bist verflucht kurz! Ich werde kämpfen. Was wirst Du thun? Dich vielleicht neutral verhalten?"

„Ich kämpfe, wenn sich nicht vorher ein anderer Ausweg findet."

„Welcher sollte dies sein?"

„Weiß es nicht. Eine Kleinigkeit, welche man gar nicht beachtet hat, kann oft die schwierigste Lage in eine günstige verwandeln."

„Du bist muthig und bedächtig zu gleicher Zeit; ich werde Dich sehr gut gebrauchen können. Willst Du als Volontär fechten, oder soll ich Dir eine Stellung anweisen?"

„Ich ziehe das erstere vor."

„Gut; so halte Dich in meiner Nähe!"

Auf dem Dreimaster mußte man bereits bemerkt haben, daß die Feluke zu entkommen suchte, und die Folge davon war, daß plötzlich eine ganze Wolke von Leinwand sich entfaltete, unter welcher der Selim stolz und mit unübertrefflicher Schnelligkeit dahinflog wie ein Albatroß, der König der Oceane. Er kam mit jeder Minute dem Tiger näher, und die Sonne hatte den Horizont noch lange nicht erreicht, so daß sich der letztere überflogen und wandte sich in einem Bogen nach Ost, um den Versuch zu machen, bis zum Hereinbruche der Nacht zu manövriren und dann im Dunkel zu entkommen.

Dies aber sollte ihm nicht gelingen. Auch der Selim wandte und zog jetzt die türkische Flagge auf. Zu gleicher Zeit öffnete er seine Stückpforten, von denen bisher nicht das Mindeste zu erkennen gewesen war, und gab durch einen blinden Schuß das Zeichen, daß der „Tiger" beigen solle.

Dieser jedoch gehorchte nicht, setzte vielmehr noch die kleinen Topsegel bei, so daß sich seine Masten unter der Wucht der Leinwand förmlich bogen, und strich nun mit einer Geschwindigkeit dahin, daß es außer dem „Selim" sicher keinem andern Schiff gelungen wäre, ihn einzuholen oder auch nur gleichen Schritt mit ihm zu halten. Der Dreimaster aber kam immer näher und sandte jetzt einen scharfen Schuß herüber. Man sah die Kugel deutlich auf den Wogen ricochettiren und dann kurz vor dem Steuerborde des „Tiger" in der Fluth verschwinden.

Der Knall des Schusses hatte zur Folge, daß der Kapitän aus seiner Kajüte trat. Sein dickes verschwommenes Gesicht sah leichenfahl, und sein Gang war schwankend wie der eines Betrunkenen. In seiner zitternden Rechten hielt er den krummen Säbel und in seiner Linken eine gespannte Pistole. Ob er die Situation richtig zu erfassen vermochte, konnte man nicht sagen; aber er erhob dennoch den Arm zu einem Kommando:

„Die rothe Flagge auf!" lallte er. „Oeffnet die Stückpforten!"

„Werden uns hüten!" meinte der Segelmeister. „Mit der Flagge können wir Den da drüben nicht in den Grund bohren, und einem überlegenen Fahrzeuge zeigt man nicht sogleich, wer man ist."

„Was wirst Du jetzt thun?" frug Katombo.

„Mich so hart an seine Seite halten, daß und seine Kugeln nichts anhaben können. Dann erhält er die unsrigen aus solcher Nähe, daß er unbedingt auf den Grund gehen muß."

„Und wir mit ihm."

„Wie so?"

„Er hat Stückpforten auch zugleich über der Wasserlinie."

„Ich sehe sie nicht."

„Sie sind maskirt wie die unsrigen."

„Und dennoch kann ich nicht anders manövriren, denn dies ist der einzige Weg, welcher uns einigen Erfolg verheißt."

„Der Kapitän ist damit einverstanden?"

„Bah! Der wird nicht gefragt. Er hat wieder einmal seinen Opiumrausch und ist vollständig impotent. Sieht Du, dort ist er niedergesunken und wird nicht eher aufstehen, als bis er seinen Rausch gehörig ausgeschlafen hat."

In diesem Augenblicke krachte abermals ein Schuß herüber. Er war so gut gezielt, daß er in die Schanzverkleidung einschlug und eine Menge Holzsplitter über das Deck hinstreute. Zu gleicher Zeit sanken die Masten von den Stückpforten des Selim, und es zeigte sich nun allerdings, daß Katombo Recht gehabt hatte.

„Alle Teufel, der Kerl schießt gut!" fluchte der Segelmeister. „Aber in zwei Minuten werden wir Seite an Seite mit ihm sein, und dann wollen wir ihm zeigen, daß auch wir einige Kugeln übrig haben!"

„Wird uns nichts helfen! Willst Du, daß wir nicht an die große Rau zu hängen kommen, so lege bei und kapitulire!

„Kapituliren? Uns übergeben? Bist Du wahnsinnig?"

„Nein; ich weiß vielmehr sehr gut, was ich Dir rathe."

„Aber das weißt Du nicht, daß ein Pirat sich lieber in den Grund schießen als aufhängen läßt."

„Auch dies weiß ich. Aber wenn Du es mir übergiebst, mit Denen da drüben zu verhandeln, so sollst Du mich erdolchen, wenn sie uns nicht unbedelligt segeln lassen."

„Du bist allerdings verrückt und jetzt ist keine Zeit zum Sprechen mehr. Suche Dir einen Platz zum Fechten oder zum Verstecken, ganz wie Du willst!"

Er wandte sich ab. Der „Selim" hatte den „Tiger" um einige Schiffslängen überholt und gab nochmals das Zeichen zum Beilegen. Statt diesem Gebote zu folgen, hielt die Feluke jetzt scharf zu ihm hinüber, um unter seinen Bord zu kommen. Der Befehlshaber des „Selim" merkte dies und suchte es zu verreiteln; sein stattliches Fahrzeug schwankte unter dem Drucke einer vollen Breitseite, welche herüber donnerte und so gut gezielt war, daß die Vollkugeln krachend in das Plankenwerk der Feluke schlugen und die Kartätschen längs ihres Decks hinfegten. Diese gefährlichen Geschosse und die von ihnen abgerissenen Mastensplitter richteten eine schreckliche Verheerung an. Diese eine Augenblick hatte genügt, die meisten der auf Deck befindlichen zu tödten oder zu verwunden, und an Bord des „Selim" erscholl ein vielstimmiges Jubelgeschrei.

Eine Kartätschenkugel hatte auch den Segelmeister getroffen; er stürzte todt zu den Füßen Katombos nieder. Dieser hatte keine Zeit, sich um ihn zu bekümmern; er sprang zum Flaggenstocke und zog das weiße Zeichen empor. In diesem Augenblicke kamen Diejenigen, welche sich noch unter Deck befunden hatten, heraus. Sie sahen, was Katombo machte, sahen den Segelmeister getödtet und den besinnungslosen Kapitän schwer verwundet am Boden liegen und drangen sofort nach dem Flaggenbocke vor.

„Was thust Du, Hund!" brüllte ein langer Kruber, indem er den Handschar erhob. „Du sollst Drinen Verrath mit dem Tode büßen!"

Katombo blickte ihnen ruhig entgegen.

„Zurück!" donnerte er, „sonst seid Ihr Alle verloren. Der „Selim" wird Euch in fünf Minuten schwimmen lassen, wenn Ihr Euch nicht ergebt!"

„Und wenn wir uns ergeben, so werden wir gefangen!"

„Nein. Ich kenne den „Selim," seinen Kapitän und seine Mannen. Man wird Euch nicht das Geringste zu Leide thun; das schwöre ich Euch bei dem Barte des Propheten und bei Allah, den Ihr anbetet."

„Sagst Du die Wahrheit?"

„Die vollständige."

„So schwöre es bei Deinem Barte und denjenigen Deiner Väter!"

„Ich schwöre es."

„So glauben wir Dir. Der Steuermann mag das Kommando übernehmen."

„Nein, das werde ich selbst führen, wenn ich Euch wirklich von dem schmachvollen Tode erretten soll."

Digitized by Google

„So thue es; aber merke Dir, daß wir Dich tödten werden, wenn Du nicht im Stande bist, Dein Versprechen zu halten."

„Gut. Geht an die Brassen. Herab mit den Leinen. Wir legen bei!"

Seine Befehle erklangen voll und hell über Deck und wurden mit Schnelligkeit ausgeführt. Die Leute blickten jetzt doch ein wenig verwundert zu ihm hin, denn die Art und Weise, wie er die Segel zum Beilegen fallen ließ, war so kühn, wie es vor ihm auf dem „Tiger" noch keiner gewagt hatte.

Die Schiffe hatten natürlich auch Ayescha aufgescheucht; die Angst trieb sie, mit Almah an Deck zu kommen. Katombo erblickte die tief Verschleierte, und da ihr keine Salve mehr Gefahr bringen konnte, winkte er sie zu sich.

„Katombo, werden wir getödtet oder gefangen?" frug sie in höchster Angst.

„Keines von beiden, mein liebes Weib."

„Wer ist dieser Feind? Ist das nicht die türkische Flagge?"

„Ja. Siehe Dir das Schiff einmal genauer an! Kennst Du es vielleicht noch?"

Sie hatte vor lauter Angst das Fahrzeug noch gar nicht genau betrachtet; jetzt aber warf sie einen schärferen Blick hinüber.

„Ist es möglich? Dein Selim!"

„Ja. Und dort oben steht Kapudan Masur-Bei, der beste meiner Schüler. Er ist mir treu ergeben und ein so tüchtiger Mann, daß ihm der neue Kapudan-Pascha den Befehl über den „Selim" gelassen hat."

„Und wer ist der Offizier, welcher jetzt zu ihm tritt?"

Katombo machte eine Bewegung der höchsten Ueberraschung und legte die Hand über die Augen, um besser sehen zu können.

„Bei Gott, das ist er, das ist er ja selbst."

„Wer?"

„Der Kapudan-Pascha, der mich verdrängt hat und sich Mühe gab, daß ich die seidene Schnur erhielt. Er ist an Bord des „Selim", folglich muß das Schiff eine sehr wichtige Fahrt vor sich haben."

„So sind wir dennoch verloren!"

„Nein. Das Schiff liegt bei wie wir, und ich kann alle Männer erkennen, welche sich an Deck befinden. Sie werden alle zu mir halten, wenn sie zwischen ihm und mir wählen sollen. Paß auf; die Entscheidung naht bereits!"

Die beiden Schiffe wiegten sich einander gegenüber auf den Wogen, und vom „Selim" wurde das große Boot herabgelassen und mit Leuten bemannt, welche bis an die Zähne bewaffnet waren. Es stieß ab und legte nach einigen Augenblicken bei der Jelukte an. Der erste Lieutenant kommandirte es.

Er schwang sich mit seinen Leuten an Bord. Sie blieben mit bereitgehaltenen Waffen stehen, während er sich sofort nach dem Hinterdecke begab, wo Katombo mit herabgezogener Kapuze seiner wartete.

„Bist Du der Führer dieses Fahrzeuges?" frug er ihn.

„Jetzt, ja."

„Welches Schiff?"

Er hatte Bild und Namen bereits am Steven erblickt, mußte aber dennoch diese vorgeschriebene Frage thun.

„Der Tiger."

„Woher?"

„Von überall."

„Ah! Welche Art Fahrzeug?"

„Pirat!" antwortete Katombo ruhig.

„Du hast viel Muth, mir dies sofort zu gestehen. Warum legtest Du nicht bei, als wir Dich aufforderten es zu thun?"

„Ich hätte sofort beigelegt, aber ich war es nicht, der dazu aufgefordert wurde."

„Wer sonst?"

„Der Kapitän dort und der Segelmeister hier. Der letztere ist todt, und der erstere wird noch heut auch sterben, wie es scheint."

„Und was bist Du auf dem Schiffe?"

Ich war nur Passagier mit meinem Weibe und Kinde."

„Bah! Und hast dennoch den Befehl erhalten, trotzdem der Steuermann dort an seinem Platze steht? Deine Worte sind Lüge, denn einem Passagier wird nicht das Kommando übergeben, zumal in der Lage, in welcher Ihr Euch befindet."

„Lüge? Ich rede die Wahrheit und sage Dir sogar, daß ich auch das Kommando des „Selim" übernehmen werde."

„Du?"

„Ja ich."

„Allah hat Dir das Gehirn genommen, oder Du willst den Wahnsinnigen spielen, um nicht getödtet zu werden. Ich aber sage Dir, daß Ihr Alle hängen werdet, so wahr ich — — —"

„So wahr Du Moab-Ben-Oswan heißest, nicht wahr?" unterbrach Katombo seine Rede.

„Wie, Du kennst meinen Namen? Wie ist der Deinige?"

„Sage ihn selbst!"

Bei diesen Worten warf Katombo die Kapuze nach hinten. Der Lieutenant blickte ihm jetzt in das volle Gesicht und wich erschrocken einige Schritte zurück.

„Allah akbar, Gott ist groß; er nimmt das Leben und läßt die Todten wieder auferstehen!"

„So kennst Du mich noch?"

Der Lieutenant verbeugte sich beinahe bis zur Erde und erfaßte die Hand des Fragenden, um sie zu küssen.

„Mein Herr und Wohlthäter! Du bist also nicht gestorben?"

„Ich lebe, wie Du siehst. Und nun glaubst Du wohl auch, daß ich Dich nicht belogen habe?"

„Herr, ich glaube es!"

„Was sollten Du mit uns thun?"

„Euch Alle an Bord des „Selim" bringen und den „Tiger" mit meinen Leuten einstweilen bemannen."

„Und was wirst Du nun aber thun?"

„Was Du mir befiehlst, Herr."

„So kann ich auf Dich rechnen?"

„Auf mich und meine Männer, die dort stehen."

„Wie sind die Andern an Eurem Bord gekommen?"

„Grad so wie wir."

„So lebt Ihr den Kapudan-Pascha nicht?"

„Nein. Allah hat ihm nicht die Gabe der Liebe und Milde in das Herz gelegt, er ist streng und grausam, und wir meinten, daß er einst eines unnatürlichen Todes sie den werde."

„Denkt Kapudan Masur-Bei, Euer Kapitän, noch an mich?"

„Er denkt an Dich und liebt Dich wie zuvor. Der „Selim" ist Dein eigenes Werk; Du hast ihn benannt nach Deinem Vogelgefallen mit lauter Männern, welche Dir ihr Glück verdanken; sie haben getrauert, als sie die Kunde von Deinem Tode erhielten; sie haben gewünscht, als Dein Nachfolger sie wie Sklaven und Gnurs behandeln ließ, und nun werden sie jubeln, wenn sie hören, daß Du noch lebst und zu ihnen an Bord kommen willst."

„Aber der Kapudan-Pascha wird nicht jubeln. Er hat mich um die Gnade des Großherrn betrogen und es sogar so weit gebracht, daß ich die seidene Schnur erhielt."

„Wahrhaftig, ist dies wahr?"

„Ja."

„So thue mit ihm, was Dir beliebt. Wir werden zu Dir halten und nicht zu ihm."

„Weshalb ist er auf dem Selim?"

„Ich weiß es nicht."

„Wohin geht Eure Fahrt?"

„Auch dies weiß ich nicht; denn er hält Alles im Geheimniß. Wir vermuthen jedoch, daß wir nach Tremona segeln, wo er für den König von Sibberland wichtige Depeschen abzugeben haben wird."

„Wir werden es erfahren. Wer übernimmt das Kommando Deiner Bootsleute, Du oder ich?"

„Du, Herr."

„Ich lasse es Dir; ja, ich übergebe Dir noch mehr, denn ich weiß, daß ich Dir vollständig vertrauen kann."

„Bei allen Himmeln Mohammeds, das kannst Du."

„Das höre mal ich Dir sage: Ich werde jetzt ganz allein nach dem „Selim" rudern. Finde ich Freunde, so ist es gut; finde ich aber Feinde, so springe ich über Bord und schwimme zum „Tiger" zurück. Was würdest Du für diesen letzteren Fall thun?"

„Ich bleibe bei Dir und werde Pirat."

„Aber weißt Du, was Du mit dann Alles opferst?"

„Ich opfere nichts, denn Alles, was ich habe und was ich bin, das habe ich nur Dir zu danken."

„Aber Deine Zukunft?"

„Kann dies nicht auch die seidene Schnur sein? Uebrigens weiß ich, daß Du nicht lange im Verborgenen leben wirst. Der Großherr braucht Männer wie Du, und wenn dann Deine Zeit gekommen ist, so wissen wir, daß die unsrige auch nicht entfernt bleibt."

„Wohlan, so vertheile Deine Leute und lasse das kleine Boot hinab!"

Diesem Befehle wurde Gehorsam geleistet. Ayescha zitterte vor Angst und wollte ihren Gatten nicht von sich lassen; er gab sich alle Mühe sie zu beruhigen, geleitete sie nach ihrem Raume

Digitized by Google

und stieg dann in das Boot hinab, in welchem er ganz allein hinüber zu dem „Selim" ruderte.

Die Offiziere und Mannen an Bord desselben wunderten sich nicht wenig, statt der erwarteten Gefangenen nur einen einzelnen Mann zu Deck steigen zu sehen, einen Mann, dessen Gesichtszüge man nicht einmal genau sehen konnte, weil es von der Kapuze fast ganz verhüllt wurde.

Ein Bootsmann empfing ihn und führte ihn nach dem hohen Quarterdecke, wo der Kapitän an der Seite eines Mannes stand, welcher eine sehr reiche Marineuniform trug, auf deren Brustseite mehrere

Aus dem Kinderleben.

Eia vobeia, das Brei'chen wird gut,
Wenn man drav Zucker und Butter drein thut,
Zucker und Butter und Mandelkern
Essen die kleinen Kinderchen gern.

Ordensbänder befestigt waren. Dieser Mann war der Kapudan-Pascha, der Nachfolger und Feind Katombos.

Als er den Verhüllten kommen sah, meinte er zu dem Kapitän:

„Das ist eigenthümlich, so eigenthümlich, daß ich die Unterhandlung selbst führen werde."

Der Kapitän verbeugte sich tief, zum Zeichen, daß er den Befehl verstanden habe und demselben nachkommen werde. Jetzt war Katombo herangekommen und blieb in stolzer kerzengerader Haltung vor dem Pascha stehen, während er nur dem Kapitän mit der gesenkten Rechten ein Zeichen des Grußes gab. Alle Offiziere außer dem Deckhabenden traten herbei.

„Grüße, Du Hund!" donnerte der Pascha.

„Ich habe gegrüßt!" erklang die stolze Antwort.

„Diesen, aber nicht mich und die Andern!"

„So grüße' ich hiermit diese Andern, nicht aber Dich!"

„Ah? Warum?"

Digitized by Google

„Ich habe nur die Offiziere des Schiffes zu grüßen, welches ich betrete, sonst keinen Andern.“

„So! Weißt Du, wer ich bin?“

„Ich kenne Dich.“

„Und dennoch verweigerst Du mir die Demuth, welche der Schakal dem Löwen schuldet?“

„Du bist kein Löwe, sondern eine feige Hyäne, welche sich an Leichen mästet. Aber zuweilen erwachen die Todten, um die Leichenräuberin zu erwürgen.“

Aus dem Kinderleben.

II.

Maikäfer flieg! Dein Vater ist im Krieg.
Deine Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt,
Maikäfer flieg!

„Hund, was wagst Du! Du bist ein Pirat und mußt mit den Andern sterben, aber Dein Tod soll ein hundertfacher sein, langsamer und grausamer als der ihrige. Was bringst Du, und warum kommst Du so allein an Bord?“

„Ich bringe Rache und Strafe und komme allein an Bord, weil ich keinen Menschen zu fürchten habe.“

„Auch mich nicht?“ frug der Pascha mit einem Lächeln, welches dem Zähnefletschen des Tigers glich.

„Dich noch weniger als jeden Andern, denn Du bist wie eine faule Melone, welche der Knabe in der Hand zerdrückt!“

Da zog der Pascha den Degen.

„Nieder mit Dir in den Staub, oder ich nehme Dir in der nächsten Sekunde den Kopf und das Leben!“

„Dazu gehört ein ganz Anderer als Du!“ klang es verächtlich zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illuſtrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 44. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortſetzung.)

Zu gleicher Zeit warf Katombo die Kapuze nach hinten, ſo daß ſein Geſicht deutlich zu ſehen war, und zog den Degen. Der Kapudan-Paſcha fuhr zurück.

„Nurwan-Paſcha!“

„Ja, Nurwan-Paſcha bin ich! Nurwan-Paſcha erſcheint auf ſeinem guten „Selim“, um ſeine braven Mannen zu begrüßen und ſie und das Reich von einem Verräther zu befreien, der ſie wie Hunde behandelte und ſeinen Rang doch nur dem Verrathe, der Heimtücke und der Lüge zu verdanken hat.“

Der Paſcha hatte ſich bereits wieder gefaßt. „Ergreift ihn und bindet ihn!“ gebot er.

Katombo wandte ſich gegen die Offiziere. „Werdet Ihr ihm gehorchen und Euern beſten Freund, Euern Vater und Wohlthäter gefangen nehmen?“

Ein einziger Blick, welchen ſie unter einander wechſelten, genügte zur vollkommenen Verſtändigung. Sie zogen die Waffe und traten auf Katombos Seite. Dieſer wandte ſich an den Paſcha:

„Siehe, Du Hund, welchen Werth Dein Wort noch hat! Du meinteſt, daß ich eines hundertfachen Todes ſterben ſollte, ich aber habe nicht das Herz eines Tigers wie Du: Dein Tod ſoll ein ſchneller und ſchmerzloſer ſein.“

Da zückte der Paſcha den Degen zu einem fürchterlichen Hiebe. „Stirb, Hund! Und dann kommt Ihr Andern daran!“

Der Säbel ſchnitt durch die Luft, flog aber in demſelben Augenblicke ihm aus der Hand und über Bord ins Waſſer. Katombo hatte den Hieb mit Meiſterſchaft pariert.

„Warte noch ein wenig, bis ich mit Dir geſprochen habe! Du raubteſt mir die Ehre und das Amt; Du ſtrengteſt all Deinen Einfluß an, damit mir der Großherr die ſeidene Schnur ſenden ſollte. Er ſchickte ſie mir, aber ich verachtete ſie. Deinem Boten nahm ich den Kopf, und der Rhedive erwartet den Tod, der in ſeinem Fleiſche wühlt. Und was ich Deinem Boten gethan, das wirſt Du auch erleiden. Mörder und Verräther, fahre zum Scheitan in die Hölle!“

Ganz wie er es damals in Kairo gethan hatte, ergriff er die Hand des Paſcha, riß ihn in einem Kreiſe um ſich herum und ſchwang die ſcharfe Klinge; ein ſchneller, zuckender Blitz derſelben, das Haupt des Paſcha rollte herab und ſein Körper flog eine Strecke weit fort, wo er zu Boden fiel.

Da trat der Kapitän zu ihm.

„Allah il Allah, Gott iſt Gott, und ſein Gericht iſt gerecht. Sei willkommen, o Herr, und thue mit uns nach Deinem Wohlgefallen!“

Katombo reichte ihm und Allen die Hand.

„Willkommen, Maſur-Bei! Ich kannte Deine Treue und wußte, daß ich mich auf Dich verlaſſen kann. Willkommen auch Ihr Andern. Wollt Ihr mich wieder als Euren Führer anerkennen?“

„Wir wollen!“ riefen ſie im Vereine.

„Aber wißt Ihr auch, daß der Tod Eurer wartet, wenn der Großherr dieſe That erfährt?“

„Herr, wir wiſſen es, aber wir fürchten uns nicht,“ antwortete der Kapitän. „Du biſt weiſe und tapfer; wir übergeben Dir den „Selim“ mit unſerm Schickſale und unſerer Zukunft!“

„Ich danke Euch! Niemand wird erfahren, was heut geſchehen iſt. Der „Selim“ wird verſchwinden und erſt dann wieder zum Vorſcheine kommen, wenn Nurwan-Paſcha wieder Kapudan-Paſcha iſt. Und dann werde ich Eurer Treue gedenken und Euch dankbar ſein. Bis dahin aber werde ich Euch dahin führen, wo Kampf und Sieg zu finden iſt, damit Männer und Helden aus Euch werden für die Zeiten, in denen ſolche gebraucht werden. Nähet den Todten ein und werft ihn über Bord! Seine Kajüte nehme ich für mich, und vor mir darf Niemand in dieſelbe treten!“

Auf die Kunde an Vorbedeck, daß Nurwan-Paſcha an Bord gekommen ſei und den Befehl übernehmen werde, verbreitete ſich auch unter den übrigen Mannſchaften ein großer Jubel, und alle Hände regten ſich in doppelter Eile, als der Kapitän Maſur-Bei den Befehl gab, alle Flaggen und Wimpel zu hiſſen und das Schiff in Parade zu ſetzen zur Feier des ebenſo unerwarteten wie freudigen Ereigniſſes.

Unterdeſſen ruderte Katombo wieder an Bord des „Tiger“, um Weib und Kind und Anderes nach dem „Selim“ zu bringen. Trotz ſeiner vorhergehenden Beruhigung hatte Aſeſcha große Angſt um ihn ausgeſtanden; er konnte ſofort zu ihr gehen, ohne dem Oberlieutenant erſt Auskunft ertheilen zu müſſen, da dieſer ja bereits geſehen und gehört hatte, welche Freude das Erſcheinen des vormaligen Kapudan-Paſcha auf dem „Selim“ hervorgerufen hatte.

Digitized by Google

Nachdem er ihr in Kürze Alles erzählt hatte, nahm er eine genaue Untersuchung der Ladung des „Tiger“ vor. Die Feluke barg einen großen Reichthum an Geld und Gütern, und eigentlich hätte er jetzt das Recht oder die Gewalt gehabt, sich Alles anzueignen. Statt dies aber zu thun, ließ er den Steuermann und den Sohn des gefallenen Segelmeisters zu sich kommen. Beide wußten nicht, wen sie vor sich hatten.

„Wie ist Eure Meinung darüber, wem jetzt das Schiff gehört?“ frug er sie.

„Es gehört dem Selim,“ antwortete der Steuermann finster. „Was wird nun mit uns, und was war das für ein Jubel, den es da drüben gibt?“

„Ich habe Euch vorhin geschworen, daß man Euch nichts thun werde, und ich pflege mein Wort zu halten. Der „Tiger“ gehörte dem Kapitän und wird als Prise mit dem „Selim“ gehen. Die Ladung aber soll Euer Eigenthum bleiben. Der Oberlieutenant, welcher hier an Bord ist, wird Euch und Alles bis in den nächsten Hafen bringen. Theilt das Gut dann nach Belieben unter Euch, aber beeilt Euch damit, daß der „Selim“ nicht zu lange auf die Feluke zu warten hat.“

Beide Männer waren von diesem großmüthigen Verfahren überrascht und gaben ihre Dankbarkeit zu erkennen.

„Die Schiffspapiere sind in der Kajüte?“ frug er dann.

„Ja,“ antwortete der Sohn des Segelmeisters. „Wir haben verschiedene Papiere für verschiedene Fälle, und da Du großmüthig an uns handelst, sollst Du sie alle haben. Komm mit herab!“

Er folgte ihm. In dem kleinen Raume, in welchem Katombo mit dem Kapitän gesprochen hatte, rollte der junge Mann den Teppich vom Baden.

„Hier ist das geheime Versteck, welches Alles enthält, was keine Behörde zu wissen braucht. Der Vater ist todt, ich selbst wollte längst eine andere Fahrt antreten und brauche nichts von den Papieren, welche da verborgen sind. Du sollst sie haben.“

Er schob ein Fach des Badens in die Wand hinein, und es kam eine Vertiefung zum Vorschein, welche außer mehreren vollen Beuteln auch einige Papierpakete enthielt.

„Das Geld ist Euer,“ meinte Katombo. „Was sind dies für Papiere?“

„Es sind theils falsche Legitimationen der Feluke und theils Schriftstücke, welche wir den Süder- und Norländern abnahmen. Du weißt, daß wir nur solche Schiffe kapern, und mein Vater pflegte alle da vorgefundenen Schriftstücke sorgfältig aufzubewahren. Er war besonders auf geheime Depeschen ganz versessen. Mir können sie keinen Nutzen bringen; vielleicht ist es Dir möglich, einen Vortheil daraus zu ziehen.“

Katombo nahm die Papiere zu sich und begab sich dann an Deck, um den Oberlieutenant über sein Verhalten zur Feluke und deren Besatzung zu unterrichten. Hernach ließ er sich mit Weib und Kind nach dem „Selim“ bringen, während der „Tiger“ seine Segel hisste und sich der nächsten Küste zuwandte. Der „Selim“ mußte kreuzen, um auf ihn zu warten.

Es war am späten Abende, als Katombo in seiner Kajüte saß, welche vor ihm der Kapudan-Pascha ine gehabt hatte. Es war ihm von höchster Wichtigkeit gewesen zu erfahren, welchen Zweck die Fahrt des letzteren verfolgt habe, und er hatte vollständige Aufklärung erhalten durch ein kleines Kästchen, in welchem allerlei geheime Instruktionen lagen, die er natürlich gelesen hatte.

Jetzt nun ging er die Papiere durch, welche auf der Feluke verborgen gewesen waren. Manche von ihnen legte er bereits nach einem kurzen Blicke wieder bei Seite, andere aber las er desto aufmerksamer durch.

Eben hatte er das Letzte wieder zusammengefaltet, als sich die Nebenthür öffnete und Ayescha eintrat.

„Bist Du fertig? Darf ich nun kommen?“ frug sie.

„Ja.“

Sie schlang die Arme um seinen Nacken und küßte ihn.

„Hast Du Wichtiges gefunden? Ich sehe es Deiner Miene an.“

„Allerdings. Ich habe einen tiefen Blick gethan in die Politik und die Zukunft derjenigen zwei Staaten, mit denen der „Selim“, den ich „Tiger“ nennen werde, auf eigene Faust und Rechnung Krieg führen wird. Es wird die Zeit kommen, in welcher der Sultan meiner Dienste wieder bedarf, und dann wird der arme Zigeuner über das Loos ganzer Länder und Völker zu entscheiden haben. Der heutige Tag ist nach langem Unglücke wieder ein glücklicher für mich gewesen. Laß uns nun zur Ruhe gehen. Leilum saalde, gefegnete Nacht!“

Fünfzehntes Kapitel.

Am Vorabend.

Es war am Sieben-Bruder-Tag. Der Abend hatte sein Dunkel bereits über die Residenz gebreitet, und vor der Thür der Hafschmede saßen die drei Gesellen nach vollbrachter Arbeit ihrer Gewohnheit gemäß bei der Unterhaltung.

„Also, nun endlich einmal heraus damit, Thomas! Wo warst Du?“ frug Heinrich Feldmann, der ehemalige Artillerist.

„Fort,“ antwortete Schubert.

„Das brauchst Du uns nicht erst zu sagen. Den Ort wollen wir wissen!“

„Gut, mein Junge: Ich pin über alle Berge gewesen.“

„Mache keine dummen Witze. War denn diese Reise gar so geheimnißvoll, daß Du nichts sagen darfst?“

„Das nicht; aber Einer von der Artillerie braucht nicht Alles zu erfahren. Hat meine Parpara Seidenmüller nach mir gefragt?“

„Nach Dir? Ist ihr gar nicht eingefallen, nicht wahr, Baldrian?“

Der einstmalige Grenadier that einen langen Zug aus seiner Pfeife, blies den Rauch langsam von sich und meinte mit einem verweisenden Kopfschütteln:

„Das ist nicht am Den!“

„Sieht Du, altes Bügeneumaul!“ zürnte Thomas. „Der Baldrian ist doch ein ehrlicher Kerl, der immer pei der Wahrheit pleipt. Du aper pist ein Mensch, der — dem — von deiner — na mit einem Worte, der pei der Artillerie gedienden hat. Schäme Dich!“

„Still, alter Kavalleriereiter! Was hast Du denn bei der Kavallerie gelernt? Ein Bischen Hächsel schneiden und einen hochdringen Ballach striegeln, weiter nichts! Wir von der Artillerie dagegen sind Leute, die ihre Nasen in alle Wissenschaften gesteckt haben. Wir haben es mit der schwierigsten Waffe zu thun; wir brauchen zehnmal mehr Uebungen und Kenntnisse als Ihr; wir entscheiden die Schlachten und — —“

„Und machen Lügen und schneiden auf wie gedruckt,“ fiel ihm Thomas in die Rede. „Ist es nicht so, Baldrian?“

Der Gefragte nickte bedächtig:

„Das ist am Den.“

„Nein, das ist nicht an Dem,“ antwortete Heinrich. „Ihr glaubt nur, ich schneide auf, weil Ihr zu dumm seid zu begreifen, was ein Artillerist Alles zu leisten vermag. Da war Dein Bruder, den Du von der Reise mitbrachtest, ein ganz anderer Kerl; der hat mir einen Schiffskameraden manchen guten Schuß gethan, und wir haben uns stundenlang über die richtige Behandlung der Geschütze unterhalten. Schade nur, daß er so rasch fort mußte! Hat er nach nicht geschrieben?“

„Mein Bruder, der Balduin?“

„Ja, der Steuermann.“

„Steuermann? Höre, wenn Du ihn noch einmal in dieser Weise geledigt, so schlage ich Dir Deine ganze Artillerie mit allen Pompen und Haupten um den Kopf herum! Weißt Du nicht, daß er Kapitän zur See geworden ist, der Balduin?“

„Seit wenn denn?“

„Seit kürzlich. Er hat es mir heute geschrieben und mir gesagt, daß ich Euch Alle grüßen soll. Nicht wahr, Baldrian?“

„Das ist am Den,“ stimmte der Grenadier bei.

„Danke,“ meinte Heinrich. „Der hat doch Verstand. Du aber warst so lange verreist, und hast uns nicht ein einziges Mal grüßen lassen! Aber, wer kommt dort? Ist das nicht ein königlicher Lakai?“

„Ja; ich kenne ihn sehr genau, obgleich er heut in Civil geht. Es ist der Leibdiener der Majestät. Ich glaupe, der will zum Meister.“

Es war so. Der Diener frug nach Brandauer, und als er hörte, daß dieser zu Hause sei, trat er in die Wohnstube der Schmiede, in welcher Max mit den Eltern saß und diesen Boten erwartet zu haben schien. Derselbe grüßte höflich, und richtete dann seinen Auftrag aus:

„Ich soll melden, daß die Majestät heut inkognito die Oper besuchen werden.“

„Gut,“ antwortete Max. „Wann werden königliche Hoheit gehen?“

„Sie haben das Schloß bereits verlassen.“

„Wann werden sie zurückkehren?“

„Spät, da sie noch eine Kahnfahrt zu machen beabsichtigen.“

„Danke. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Der Diener entfernte sich und Max wandte sich zum Vater:

„Diese Vorsicht ist ganz am rechten Orte. Nicht einmal der Leibdiener braucht zu wissen, daß der König einen ganz anderen Weg vorhat. Du also gehst in den Garten des Herzoges und

Digitized by Google

bewacht den Eingang zu der geheimen Treppe, damit Du mich bei meiner Rückkehr unterrichten kannst. Ich gehe."

Die Meisterin trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Max, sei nicht zu kühn! Du weißt, daß Dir Gefahr droht."

„Ich weiß es, Mutter. Aber gerade weil ich diese Gefahr kenne, ist sie für mich nicht vorhanden. Uebrigens gehe ich nicht ohne Waffen und ohne Begleitung."

Er steckte ein Messer und einen Revolver zu sich und trat vor das Haus, wo die Gesellen saßen. Die Lehrjungen waren nicht zugegen.

„Habt Ihr Zeit?" frug er.

Sofort erhoben sich alle Drei.

„Das versteht sich ganz von selber," antwortete Thomas.

„Natürlich!" stimmte Heinrich bei.

„Das ist am Den," nickte auch Baldrian.

„Ihr sollt mich begleiten; aber kein Mensch darf erfahren, wohin wir gegangen sind, und was wir vielleicht zu sehen und zu hören bekommen."

Thomas machte sein bestes militärisches Honneur.

„Zu Befehl, Herr Doktor!"

„Aber unser Spaziergang ist nicht ganz ungefährlich. Es ist möglich, daß wir in eine Schlägerei kommen."

„Damit pin ich ganz und gar zufrieden. Ich habe so seit langer Zeit nicht mehr gewußt, op ich noch einen guten Hieb zu führen vermag."

„Nehmt Eure Hämmer mit und einige Stricke."

„Zu Befehl, Herr Doktor!"

In weniger als einer Minute standen sie bereit.

„Unser Weg geht durch die Stadt, hinaus nach der Klosterruine. Wir dürfen uns jetzt nicht zusammen sehen lassen. Darum theilen wir uns. Jeder schlägt einen andern Weg ein und hinter dem ersten Busch vor der Stadt treffen wir uns."

Er ging und die Andern folgten ihm in verschiedenen Intervallen.

Er hatte sich möglichst verhüllt, so daß er nicht erkannt werden konnte, falls er je einem Bekannten begegnete. Dabei vermied er die Hauptstraßen und gelangte nur durch entlegene Seitengassen in das Freie, wo zur Seite der Straße ein kleines Gesträuch die Ufer eines Wasserl einfaßte. Darauf schritt er zu. Es war dunkel und er dämpfte seine Schritte bis zur Unhörbarkeit; dennoch aber hatte man sein Kommen bemerkt, denn kaum hatte er den Rand des Busches erreicht, so tönte ihm die leise Frage entgegen:

„Wer da?"

„Brombauer," antwortete er ebenso leise.

„Allein?"

„Es kommen noch die Gesellen."

„Bald?"

„Sie werden jedenfalls in wenigen Augenblicken hier sein."

„Das ist gut; denn wir müssen die Ruine doch eher erreichen als die Andern. Bist Du gehörig bewaffnet, Max?"

„Ja, Majestät. Du auch, Major?"

„Ja," antwortete der Major von Wallroth, welcher den König begleitet hatte.

In diesem Augenblicke vernahm man nahende Schritte. Max frug, den Schritt erkennend:

„Baltrian?"

„Das ist am Den."

„Tritt her."

Gleich darauf kamen auch Thomas und Heinrich, und dann setzten sich die sechs Männer der Ruine zu in Bewegung. Am Fuße des Berges angekommen, schlugen sie nicht den nach der Spitze desselben führenden Fahrweg ein, sondern Max glimmte, den Andern voran, den schmalen Steig empor, den er bereits bei früh ter Gelegenheit eingeschlagen hatte. Dies war für den König eine Anstrengung, welche zur Folge hatte, daß sie die Ruine nur höchst langsam erreichten. Dennoch aber bekand sich noch Niemand oben, wie sich Max durch eine sehr sorgfältige Rekognition überzeugte.

„Kommt Ihr mit mir!" gebot er, als er von derselben zurückgekehrt war, den Gesellen.

Er führte sie außerhalb der Ruinen hinter eine Mauer, deren eingefallene Theile eine Art von Höhle bildeten, welche sich sehr gut zu einem Verstecke eignete.

„Hier verbergt Ihr Euch und wartet. Passirt nichts, so hole ich Euch ab; brauchen wir aber Eure Hilfe, so ahme ich den Ruf einer Teichunke nach. Wenn Ihr diesen hört, so kommt Ihr schleunigst dahin, von woher Ihr ihn hörtet. Das Uebrige wird sich dann finden."

„Zu Befehl, Herr Doktor!" meinte Thomas, und kroch in das Loch.

Die beiden Andern folgten ihm. Er kehrte zu dem Könige zurück.

„Wohin wirst Du uns postiren?" frug dieser.

„Zunächst hierher an den Ausgang, wo auch ich bleiben werde. Den Herrn Major aber werde ich so plaziren, daß er beobachten kann, ob sie Alle in den Brunnen steigen."

Dies geschah. Der Major legte sich hinter denselben Mauervorsprung, welcher Max einmal als Versteck gedient hatte, und dieser letztere nahm mit dem Könige zwischen den Sträuchern Platz, neben denen der Fahrweg auf das Plateau des Berges mündete. Sie sprachen kein Wort mit einander, denn der geringste Laut hätte ihre Anwesenheit verrathen können. Aber gerade diese Lautlosigkeit war ganz geeignet, allerlei Gedanken und Gefühlen Audienz zu geben, welche die Herzen der beiden Männer in noch nähere Verbindung brachten, als sie bereits bis zu dieser Stunde stattgefunden hatte.

Da erklangen Schritte. Das war nicht eine, sondern das waren zwei Personen. Sie blieben dort neben den Lauschern stehen.

„Noch Niemand hier," meinte der Kleine von den Beiden.

„Das ist Penentrier!" flüsterte Max dem Könige zu.

„Weißt Du dies genau, Bruder?"

„Ja; sonst müßte der Posten bereits hier stehen. Er ist der Erste, der eintreffen hat."

„So sollte er bereits hier sein!"

„Wir kommen zu früh."

„Kann sich nicht zufälliger Weise ein Fremder hier befinden?"

„Glaube das nicht. Wer hat um diese Stunde hier oben etwas zu suchen? Und überdies ist dieser Ort in der ganzen Umgegend verrufen. Bei Tage besucht man ihn seiner Romantik wegen; des Nachts aber wagt es kein Mensch ihn zu betreten, denn es geht die Sage, daß die Seelen der Mönche hier umgehen und Jedem, der ihnen zu nahe kommt, Tod und Verderben bringen."

„Diesen Aberglauben habt Ihr natürlich bedeutend unterstützt?"

„Versteht sich!" lachte der kleine Mentier. Er kommt uns ja ganz außerordentlich zu statten. Uebrigens sind wir heut vielleicht zum letzten Male hier."

„Ah! Wie so?"

„Es sind Umstände eingetreten, welche uns zwingen, unser Werk außerordentlich zu beschleunigen."

„Welche Umstände könnten dies sein?"

„Du wirst nachher von ihnen hören. Ich habe sie natürlich der ganzen Versammlung vorzutragen."

„Der Herzog kommt auch?"

„Es war so bestimmt. Aber die erwähnten Umstände machen es ihm unmöglich. Ich werde ihn von unsern Beschlüssen benachrichtigen."

„Noch heute?"

„Sofort wenn wir beschlossen haben."

„In seiner Wohnung?"

„Ja. Es wird nur einer seiner vertrauesten Diener munter sein, so daß mein Kommen völlig unbeachtet bleibt. Doch horch; da kommt wer!"

Allerdings kam jetzt Jemand langsam und leise den Weg daher.

„Woher?" frug Penentrier mit halblauter Stimme.

„Aus dem Komple," ertönte die ebenso gegebene Antwort.

„Wohin?"

„Zum Siege."

„Wodurch?"

„Durch die Lehre Loyola's."

„Der Bruder mag seinen Posten antreten. Wir gehen weiter."

Die beiden Ersten entfernten sich nach dem Brunnen zu, der zuletzt Gekommene aber blieb stehen, um die Wache zu übernehmen. Von Zeit zu Zeit kam ein Neuer dazu, der sich durch die Parole legitimirte und passiren durfte. Max und der König zählten über zwanzig Gestalten, während es damals, als der erstere sie allein beobachtete, nur vierzehn gewesen waren.

Jetzt schien die Reihe geschlossen zu sein; denn der Posten entfernte sich auf einige Schritte und legte sich in das Gras.

„Was werden wir thun?" frug der König flüsternd.

„Bestimmen Ew. Majestät."

„Den Posten überwältigen, so daß er keinen Laut zu geben vermag, und dann die Andern im Brunnen gefangen halten, bis wir Sukkurs haben sie abzuführen."

„Darf ich mit eine andere Meinung gestatten?"

„Sprich, Max!"

„Wäre der Herzog bei ihnen, und hätten wir die Ueberzeugung, daß sie alle ihre Skripturen mitgebracht haben, so wäre Ew.

Digitized by Google

Majestät Plan ganz vortrefflich, denn wir bekämen sämmtliche Leiter der Bewegung in unsere Hände und hätten sehr nothwendige Unterlage, sie ihrer verbrecherischen Pläne vollständig zu überführen. Diese beiden Voraussetzungen sind aber nicht eingetroffen. Wenn wir diese Leute, die wir unmöglich belauschen können, arretiren, wissen wir nicht, ob wir ihnen jemals etwas beweisen können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß keiner von ihnen ein Geständniß ablegen wird, und der Herzog als Hauptperson entgeht uns ganz und gar."

„Du hast Recht; doch, was schlägst Du vor?"

„Wir haben gehört, daß dieser Penentrier den Herzog sofort nach Schluß der geheimen Session besuchen wird. Sie dann zu belauschen ist kein Ding der Unmöglichkeit, und dann — — —"

„Dann," fiel der König eifrig ein, „nehme ich sie sofort Beide gefangen!"

„Entschuldigung, Majestät, das wäre gefährlich."

„Wie so?"

„Durch den geheimen Gang können sich höchstens zwei Personen, also nur wir Beide, in die Bibliothek des Herzogs wagen. So stehen also zwei gegen zwei, und wenn wir ihnen auch überlegen wären, so würde doch ein Ruf des Herzogs genügen, uns in seine Hände zu bringen. Er ist nur von treuen Kreaturen umgeben, und wenn wir spurlos verschwinden, wer will ihm beweisen, daß dies gerade bei ihm geschehen ist?"

„Dein Vater, welcher zu in seinem Garten Wache steht und auf unsere Rückkehr warten wird."

„Wenn Ew. Majestät verschwunden sind, fehlt ihm dem Herzog gegenüber alle hierzu nöthige Macht. Und wer weiß, wie weit der Einfluß dieser Menschen schon Platz gegriffen hat, so daß die Bemühungen aller Redlichen nicht allein vergeblich, sondern auch mit großer Gefahr für sie verbunden wären."

„Du siehst sehr schwarz. Sollten die Bemühungen eines Regenten, der nur an das Wohl seines Volkes denkt, so sehr verkannt werden und einen solchen Undank finden?"

„Majestät, ich möchte hier ein schweres Wort sprechen, aber ich darf es nicht."

„Du darfst!"

„Dem Manne, aber nicht der Majestät gegenüber."

„Die Majestät befiehlt Dir, es zu sprechen!"

„Majestät sprechen von einem Regenten. Wer ist und wer war dieser Regent? Ich weiß, diese Frage kann mir und den Meinen das Wohlwollen unseres geliebten Königs entziehen, kann mich verderben, aber ich wage sie dennoch. Warum ist die Schaar der Unzufriedenen in dieser Weise gewachsen? Gäbe in Norland der Wille des Königs, so würde das ganze Land seinen Herrscher segnen. Majestät haben in letzter Zeit einen kleinen Blick in die Art und Weise thun dürfen, in welcher der Herzog das ihm geschenkte königliche Vertrauen mißbraucht. Ich bin der Sohn eines Schmiedes, ich liebe die Redlichkeit, die Offenheit, ich bin die ehrliche Kraft gewohnt. Den Hammer in die Hand, weg mit der Schlange, und drauf auf alles Gewürm, welches den besten Willen zu vergiften weiß!"

Er schwieg. Auch der König schwieg. Es war richtig, die Worte des jungen Mannes waren ein ungewöhnliches Wagniß, aber er hatte auf das Herz seines königlichen Freundes gebaut und — sich nicht verrechnet. Nach einigen Minuten fühlte er seine Hand von der des Königs ergriffen.

„Habe Dank!"

Das war Alles, was der Herrscher sagte. Wieder verging eine Weile, dann frug der letztere:

„So wollen wir sie Alle entkommen lassen?"

„Alle, bis auf Einen."

„Penentrier?"

„Nein; der würde uns nichts gestehen; vielmehr würden uns vielleicht alle Fäden verloren gehen, deren wir zur Enthüllung seiner Umtriebe bedürfen."

„Wen dann? Den Posten, welcher jedenfalls bis zuletzt hier am Orte bleiben wird und also ohne Aufsehen aufzuheben ist?"

„Auch nicht. Er darf nicht mit in den Brunnen hinab, und dieser Umstand beweist, daß er noch nicht zu den vollständig Eingeweihten gehört. Nein; ich meine, wir greifen den ersten Besten heraus."

„Der auch nichts gestehen wird. Du selbst hattest ja vorhin die Meinung, daß von Keinem etwas zu erfahren sein würde, falls wir sie Alle gefangen nehmen."

„Falls wir sie Alle gefangen nehmen, aber eben auch nur in diesem einen Falle. Es ist ein Unterschied zwischen einer regelrechten Untersuchung und der plötzlichen geheimnißvollen Aufhebung einer Person, die sich über mehr als Alles im Unklaren befindet und mit den Gedanken flattert wie ein gefangener Vogel, der die durchsichtige Fensterscheibe für die freie Luft ansieht und sich die Schwingen zerschlägt und den Kopf einstößt."

„Diese Meinung hat allerdings etwas für sich, und ich gebe Dir die Erlaubniß, nach ihr Deine Vorkehrungen zu treffen."

„Vorkehrungen sind nicht nöthig. Thomas kennt ebenso wie ich jeden Schritt breit des Bergpfades. Wenn die Versammlung auseinander geht, bleiben Majestät mit den Uebrigen zurück, während ich mit ihm schnell hinunter eile und den auf dem Fahrwege Gehenden zuvorkomme. Das Uebrige muß dann der Augenblick ergeben."

Das Gespräch war beendet und es verging eine lange Zeit, ehe sich wieder ein Laut oder eine Bewegung beobachten ließ. Da endlich erhob sich der Posten aus dem Gras und nahm an der Wegmündung Platz. Er hatte jedenfalls das Geräusch des im Brunnen Emporsteigenden gehört. Sie Alle kamen herauf und drängten sich oben noch einmal um den Rentier. Dieser erhob seine Arme wie zum Segen und meinte in salbungsvollster aber halblauter Stimme:

„So gehet denn nach Hause, ein Jeder an den Ort, wo er zu arbeiten hat am Weinberge des Herrn. Die Ernte ist groß; sie bringt uns reichen Segen. Darum nehmt die Sichel zur Hand, sobald der Ruf des Herrn erschallt. Bis dahin behüte er Euern Ausgang und Euern Eingang!"

„Jetzt und in Ewigkeit. Amen!" erklang es rundum als Antwort.

Dann schritten sie einzeln davon, leise und langsam, wie sie gekommen waren. Der Posten schloß den Zug.

Kaum war dieser verschwunden, so erhob sich Max.

Warten Majestät noch eine Viertelstunde, dann kommen Sie mit den Uebrigen hier auf dem bequemen Wege nach. Ich werde mit Thomas unten sein."

Er eilte zu den Gesellen.

„Heraus."

Sie kamen aus ihrem Versteck hervor.

„Thomas, getraust Du Dich, hier schnell mit hinunter zu klettern?"

„Zu Befehl, wie eine Katze!"

„Dann schnell vorwärts, daß wir ihnen nicht begegnen! Ihr beiden Andern geht in die Ruine, wo man Euch erwartet."

So schnell es die Dunkelheit gestattete glitt er mit Thomas den steilen Pfad hinab, welcher den zweimal rund um den Berg führenden Fahrweg zweimal kreuzte. Sie kamen trotz der Beschwerlichkeit der Passage glücklich und unbemerkt unten an, Thomas leuchte doch ein wenig, als er festen Fuß gefaßt hatte.

„Alle Wetter, ist so ein Berg bei Nacht ein wunderbares Ding. Das geht ja schneller als auf der Eisenbahn. So einen Ritsch hätte meine Barbara Seidenmäller mitmachen sollen. Die wäre dapet ganz außer Rand und Band geratben!"

„Das ist möglich," lachelte Max. „Jetzt aber haben wir an andere Dinge als an die Barbara zu denken. Wir müssen Einen gefangen nehmen."

„Zu Befehl!"

„Es werden mehrere Männer hier am Berge herab vorüberkommen. Ich bleibe hier hüben, und Du legst Dich drüben auf die Lauer. Sie kommen nicht zusammen, sondern in Zwischenräumen. Ich werde mir einen ausfuchen und ihn von hinten an der Gurgel packen. Siehst Du dies, so springst Du sofort zu und hältst ihm die Arme und Beine so, daß er sich nicht bewegen kann, während die Uebrigen vorbeikommen."

„Alle Wetter, Herr Doktor, das gipt doch endlich einmal ein Apenteuer. Ich werde den Purschen so fest bei der Parabel nehmen, daß er sich nicht im mindesten bewegen kann."

Sie verbargen sich hinter die Büsche, der Eine rechts und der Andere links von dem Wege. Bald kam allen voran der kleine Rentier, dreißig bis vierzig Schritte wieder ein anderer, dann ein Dritter. So passirten es. Mayens Augen hatten sich nun so an die Dunkelheit gewöhnt, daß er Alles deutlich unterscheiden konnte. Der Zwölfte nahte; der Elfte war eben auf der Straße verschwunden, und der Dreizehnte wurde noch von einer Krümmung des Weges verborgen. Max erhob sich leise und ließ den Mann vorüber. Dann aber stand er mit einem raschen Schritte hinter ihm und legte ihm die Hände so um die Gurgel, daß der Ueberraschte keinen Laut von sich zu geben vermochte.

„Thomas!" flüsterte er.

„Bin schon da. Habe ihn bereits bei den Beinen!"

„Rasch hinein in die Büsche."

„Bin schon drin!"

Sie hatten den Mann, der sich unter den eisernen Griffen des Schmiedegesellen nicht zu rühren vermochte, hinter den Sträu-

Digitized by Google

chern, noch ehe der Nächstfolgende in Sicht oder Hörweite gekommen war. Hier hielten sie ihn fest, bis Alle vorüber waren.

„Hast Du die Stricke?“ frug jetzt Max.

„Ja; zu Befehl!“

„So binde ihm die Hände auf den Rücken.“

„Aber das muß ich ihn fahren lassen; er kann sich bewegen und wird am Ende gar versuchen, uns davon zu laufen.“

„Das wird er bleiben lassen, denn bei der geringsten Bewegung, welche auf einen solchen Versuch schließen läßt, steche ich ihn nieder.“

„Na, dann heraus mit der Bandage!“

Max hielt den Mann mit der Linken fest und zog mit der Rechten das Messer. Der Belangene hatte natürlich jedes Wort vernommen und ergab sich wohlweislich und ohne allen Widerstand in sein Schicksal. Jetzt nun, nachdem er gebunden war, konnte Max ihm in das Gesicht sehen, dessen Züge er trotz der Dunkelheit erkannte.

„Ah, ists möglich! Hochwürden! Wie kommt das Lamm unter die Wölfe, der protestantische Oberhofprediger unter die Jesuiten?“

Der Gefangene gab keine Antwort, aber der tiefe Zug seines Antlitzes verriet die Erregung, welche er mit aller Gewalt zu unterdrücken versuchte.

„Schweigen Sie immerhin! Sie werden schon wieder sprechen lernen!“

Nach zehn Minuten kam der König mit dem Major und den beiden Gesellen. Er erkannte Max, welcher hervortrat.

„Hast Du Einen?“

„Ja.“

„Kennst Du ihn?“

„Allerdings. Hier ist er. Sehen Majestät ihn selbst an.“

Als der Gefangene aus diesen Worten hörte, wen er vor sich hatte, machte er einen plötzlichen Versuch, von Thomas loszukommen, dieser aber hatte ihn so fest, daß es ihm nicht gelang.

„Halt, Bursche! Das Davonlaufen will ich mir verbitten.“

Der König trat näher und erkannte ihn.

„Hochwürden! Das ist ja — eine ganz unbeschreibliche Ueberraschung! Mein Beichtvater unter den Hochverräthern!“

Jetzt brach der Hofprediger sein Schweigen.

„Majestät, ich bin unschuldig. Die Verhältnisse sind scheinbar gegen mich, aber ich vermag mich zu rechtfertigen.“

„So thun Sie es sofort!“

„Ich gehöre nicht zu den Hochverräthern.“

„Beweisen Sie es!“

„Es wurden mir von ihrer Seite verschiedene Anträge gemacht, welche mit äußerst deutlich lockenden Versprechungen verbunden waren, und ich ging nur zum Scheine darauf ein, um ihre Absichten kennen zu lernen und Ihnen dann Alles mitzutheilen.“

„Das klingt sehr vortheilhaft. Seit wann sind Sie Mitglied dieser sauberen Verbindung?“

„Seit vielleicht einem Monate.“

„Und haben Sie ihre Absichten bereits kennen gelernt?“

„Noch nicht. Es gibt verschiedene Grade, und ich gehöre leider noch nicht zu den Wissenden.“

„Ah, ich errathe! Sie wollen mir entkommen, ohne Auskunft geben zu müssen, dies aber wird Ihnen nicht gelingen. Auch einmal abgesehen davon, daß Ihre Betheiligung an den Intrigiren dieser Menschen nicht mit der Würde Ihres Amtes zu vereinbaren ist, selbst wenn sie in der wohlgemeinten Absicht geschah von welcher Sie reden, habe ich die feste Ueberzeugung, daß Sie länger als einen Monat Mitglied sind und zu den Wissenden gehören. Nur einem solchen wird Zutritt zu Berathungen gewährt, wie sie heut da oben im Brunnen geführt worden sind. Bedenken Sie: noch weiß kein Mensch etwas von Ihrer jetzigen Lage, und nur ein offenes Geständniß kann Sie retten.“

„Ich vermag es mit tausend Eiden zu beschwören, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Ich kann nichts verrathen oder mittheilen, weil ich noch nichts weiß.“

„Lüge!“ meinte Max. „Sie genießen das vollständige Vertrauen dieses Pater Valerius. Ich kenne seine eiserne Disziplin, welche selbst vor Mordthaten nicht zurückschreckt. Er hat jedes Mitglied unter der strengsten geheimen Kontrole, und wären Sie seiner Sache nicht aufrichtig ergeben, so lägen Sie wohl längst da oben in der Schlucht, welche seine Richtstätte bildet. Meinetwegen, wir haben nicht länger Zeit hier nutzlos zu verhandeln. Was befehlen Sie über den Gefangenen?“

Der König wandte sich an Wallroth:

„Uebernehmen Sie ihn, Herr Major. Diese drei wackern Männer werden Sie unterstützen und dafür sorgen, daß er nicht entkommt. Sie führen ihn nach seiner Wohnung, aber in einer Weise, welche nicht auffällt. Seine Verbündeten dürfen nicht ahnen, was mit ihm vorgegangen ist. Dort bewachen Sie ihn, bis ich weitere Verfügungen treffe. Er gilt als krank und darf das Lager nicht verlassen. Sie haben ihn unterwegs getroffen und nach Hause begleitet und werden dafür sorgen, daß er mit Niemand hinter Ihrem Rücken zu verkehren vermag und daß alle seine Papiere bis auf weiteres unangetastet bleiben.“

„Zu Befehl, Majestät! Vorwärts, mein Herr! Sie haben Alles vernommen. Widerstreben Sie diesen Verfügungen nur im Geringsten, so werde ich Sie tödten!“

Er schob seine Hand unter den Arm des Gefesselten und schritt mit ihm in einer Haltung davon, welche Beide als Spaziergänger erscheinen ließ. Die drei Gesellen folgten.

„Ein wunderschönes Abenteuer, nicht wahr, Baldrian?“ flüsterte Thomas.

„Das ist am Den!“ antwortete dieser leise zurück.

„Der Oberhofprediger!“ meinte Heinrich. „Und gefangen! Was muß nur da oben vorgegangen sein? Es ist eigentlich niederträchtig, daß wir in dem Loche stecken mußten und gar nichts gesehen haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Frauenleben der Erde.

2. Die moderne Perserin*

von

A. v. Schweiger-Lerchenfeld.

Persien, das einstige Kulturland, der Ausgangspunkt welterschütternder historischer Ereignisse, das Land, dem Weltenlenker und mächtige Könige entsprossen waren, und das späterhin die Heimstätte bedeutsamen poetischen Schaffens wurde — diese uralte Pflanzstätte weltastatischer Kultur ist heute ein armseliges verkommenes Land. Zwar fehlt es nicht an jenem Paradiese, welche einst die persischen Dichter zu überschwänglichem Lobe begeistert haben; ein großer Abschnitt des Gesammtgebietes aber besteht aus Sand- und Geldboden, aus Wüsten und Steppen, und mit der Kultur in den westlichen Bergdistrikten, in denen auch alle größeren Städte (wie Hamadan, Tabris, Isfahan, Schiras, Kirmanschah) liegen, ist es nicht weit her. Auch die extremen klimatischen Unterschiede — der Perser selbst sagt von seinem Lande: „Iran hätkaklim dared,“ das ist: „Iran hat sieben Klimate“ — sind ein großer Uebelstand. Wenn man menschenleere Thäler durchwandert hat, oder Flüssen, die im Steppenlande oder in der Sandwüste sich verlieren, gefolgt ist, dann ists immer eine Art Erlösung, die man mit dem Betreten jener Oasen findet, wo sich Saatfelder bebauen, Hyazinthen und Rosen blühen und die Nachtigall schlägt — Alles wie zu Hafiz' und Dschamis Zeit.

Das Familien- und Geschlechtsleben der Perser ist im Allgemeinen jenes nach den bekannten mohammedanischen Mustern zugeschnittene. Auch der Schiite spertt seine Frauen hinter die Haremsgitter, nachdem er dieselben durch Zahlung größerer oder kleinerer Summen an die Eltern gewissermaßen käuflich erworben. Zwar sind Eheverbindungen aus Neigung selbstverständlich nicht ausgeschlossen; in der Regel aber verbindet der Perser mit dem Begriffe „Liebe“ etwas ganz Anderes als wir Europäer, trotz der herrlichsten Dichtungen seiner Nationaldichter, in denen jenes Wort eine so große Rolle spielt.

In dieser letzteren Beziehung hat man sich übrigens seit jeher ganz besonders aufs Interpretiren verlegt. Noch heute muß die Geistlichkeit, um die Oden des Hafiz' dulden zu können, sich bemühen, sie mystisch umzudeuten. Man erklärt den Wein für „den „Glauben,“ den Rausch als die Ekstase, in welche die Bewunderung des Allerhöchsten versetzt, die Liebe als ein Symbol für Gott, und dergleichen mehr. Mit den lyrischen Anwandlungen der Perser dürfte es demnach jedenfalls seine guten Wege haben, doch dürften diese dennoch eine Stufe höher stehen als die sinnlichsten Türken.

Sehen wir uns nun den Lebenslauf des Mädchens, beziehungsweise der Frau etwas näher an. Die Mädchen legen zumeist vom neunten Jahre ab den Schleier an, das heißt, sie dürfen sich in diesem Alter außer dem Hause nicht mehr mit freiem Gesichte zeigen. Man könnte diesen Moment als eine Art Volljährigkeitserklärung ansehen, denn die Perser haben es mit der Verehelichung ihrer Kinder sehr eilig, namentlich wenn sie den unteren Ständen angehören. Der hauptsächlichste Grund zu dieser Eile liegt darin, daß ein hübsches Mädchen für arme Eltern ein

* Aus dem interessanten Werk: „Das Frauenleben der Erde“ von A. von Schweiger-Lerchenfeld in 20 Heften (à 60 Pf. = 30 Kr.; A. Hartleben's Verlag) mit 200 Illustrationen, entnommen.

Digitized by Google

Illustrirtes Unterhaltungsblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 45. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

Alte den Schnapel, Artillerie! Daß wir in dem Loche kaken, war Subordnung, verstanden! Und was da oben passirt ist, das brauchen wir nicht zu wissen, sonst hätte der Herr Doktor dafür gesorgt, daß wir es auch mit beobachten konnten. Und jetzt haben wir weiter nichts zu thun als aufzupassen, daß dieser Schlingel dem Herrn Major nicht durchrennt. Aber sobald wir in die Stadt kommen, nehmen wir etwas weitere Distanz, denn wer uns begegnet, braucht nicht zu wissen, daß dieser hochwürdige Malefikus unser Gefangener ist."

Unterdessen schritt der König mit Max nach dem Flusse zu. Beide sprachen kein Wort. Der Umstand, den Hofprediger unter den Verschwörern zu finden, gab ihnen mehr zu empfinden als zu sprechen. Am Ufer lagen mehrere Boote frei. Sie lösten eines derselben und stiegen ein. Max ruderte, und der König führte das Steuer, indem er auf das gegenüberliegende Ufer zu hielt. Dort angekommen, stiegen sie aus und schritten nach dem Garten des Herzogs. Sie kamen am hintern Theil desselben leicht über die Mauer und schlichen sich vorwärts nach der Stelle, an welcher Max den Vater vermuthete.

Als sie sich der Treppe näherten raschelte es leise hinter den Orangerieböumen, welche zu beiden Seiten auf den Stufen standen.

„Vater!"

„Max!"

Der Schmied trat hervor. Er erkannte den König und grüßte ihn ehrerbietig.

„Ist Jemand passirt, Vater?"

„Nein."

„Auch Niemand im Garten gewesen?"

„Nein; aber vor einiger Zeit ging ein Mann vorüber, der aus einem Boot stieg und in den Palast getreten zu sein scheint."

„Welche Gestalt hatte er?"

„Er war klein."

„Es ist Penentrier. Majestät, wir müssen uns sputen!"

Also vorwärts! Brandauer, Du bleibst hier. Sind wir in einer Stunde noch nicht zurück, oder haben wir bis dahin nichts von uns hören lassen, so eilst Du nach der Wache und bringst dem Offizier meinen Befehl, ohne Verzug und womöglich ohne Aufsehen den herzoglichen Palast zu nehmen. Hier ist mein Ring zu Deiner Legitimation. Durch diesen Gang hier sind wir jedenfalls am sichersten zu finden, wenn uns etwas geschehen sollte."

Max hatte bereits das Fenster ausgehoben und stieg ein, der König folgte ihm. Nachdem das Fenster wieder eingesetzt worden war, nahm der erstere den letzteren bei der Hand und führte ihn behutsam vorwärts. Sie erreichten die verborgene Thür. Man lauschte eine Weile, und als er sich überzeugt hatte, daß hinter derselben nicht gesprochen wurde, öffnete er sie vorsichtig.

Das Bibliothekzimmer war dunkel, doch drang durch die Fenster ein Schein, welcher genügend war, die größeren Gegenstände zu erkennen. Aus dem Arbeitszimmer klangen zwei Stimmen herüber.

„Er ist noch da," flüsterte Max. „Sollte einer von ihnen hier eintreten, so ist unser Versteck dort unter der Tafel, deren Decke uns verbirgt."

Sie schlichen sich bis an die Portière und zogen sie ganz behutsam ein wenig auseinander. Der Herzog saß auf dem Sopha und Penentrier ihm gegenüber auf einem Stuhle. Die beiden Lauscher vermochten jedes ihrer Worte zu hören.

„Abbé, Sie sind wahrhaftig allwissend!" meinte eben der Herzog.

Das Gesicht des Rentier legte sich in eine höchst selbstgefällige Miene.

„Nicht ganz, denn allwissend ist nur Gott, Excellenz; aber was mir nothwendig ist zu erfahren, das pflegt mir niemals unbekannt zu bleiben. Doch ich bin mit meinen Mittheilungen noch nicht zu Ende. Sie haben Briefe von Ihren beiden süderländischen Agenten bekommen?"

„Sie meinen den früheren Direktor und Oberarzt unserer Irrenanstalt?"

„Ja."

„Sie haben mir bereits öfters geschrieben."

„Vorthaftig?"

„Sehr."

„Sie wissen, wo sich die Beiden befinden?"

„Natürlich, in der Hauptstadt."

„Oder nicht, Durchlaucht. Die Briefe, welche Sie erhielten, sind unächt, und alle Ihre Zuschriften sind in falsche Hände gekommen."

„Nicht möglich!" rief der Herzog aufspringend. „Wie so?"

Digitized by Google

„Die beiden Aerzte sind gar nicht nach Süderland gekommen. Man hat sie unterwegs aufgegriffen und hält sie irgendwo gefangen. Jedenfalls hat man sich auch ihrer Papiere bemächtigt."

„Bei allen Teufeln, das wäre ja verhammt!"

„Es ist so. Man hat die Klugheit gehabt, auf unsere Taktik einzugehen, und zwei Beamte nach Süderland geschickt, welche dort für die beiden Aerzte gelten und mit Ihnen in der Weise in Verbindung stehen, daß sie von allen hin oder hergehenden Schriftstücken eine Abschrift nehmen und sie dem Könige einschicken."

„Können Sie dies beweisen?"

„Ja. Hier ist der darauf bezügliche Brief meines Agenten. Er muß aus irgend einem Umstande Verdacht gezogen und die Beiden dann genau beobachtet haben. Er ist ein guter Zeichner und legt ihre Bilder bei."

Der Herzog nahm den Brief und las ihn. Sein Gesicht wurde blaß.

„Ich muß es glauben!" knirschte er dann. „Wissen Sie, wo man die beiden Aerzte untergebracht hat?"

„Nein. Ich habe keine Nachforschungen anstellen können, weil ich diesen Brief erst heut erhielt."

„Hier vermag der Fuhrmann Auskunft zu ertheilen."

„Beyer? Bei ihm bin ich allerdings bereits gewesen. Er behauptet, sie richtig über die Grenze gebracht zu haben."

„Werde ihn strenger in das Verhör nehmen! Es ist allerdings ein Glück, daß ich nur Nebensächliches von ihr die Hände der falschen Agenten gehen ließ, und daß alles das unter Chiffrenschrift geschrieben war, zu welcher der Schlüssel unmöglich zu finden ist."

„So haben unsere schlauen Gegner also höchstens in Erfahrung gebracht, daß Sie in geheimen Verhandlungen mit dem süderländischen Hofe stehen. Wie weit sind Sie mit der Prinzessin Asta?"

Das Gesicht des Herzogs verfinsterte sich mehr.

„Nicht weiter als zuvor. Der Prinz ist abgereist, und die Prinzessin noch zurückhaltender hat mich sehr viele Mühe gekostet. Sie scheint mehr zum Könige als zu mir zu inklinieren."

„Und Ihr Sohn?"

„Gibt sich alle Mühe, aber ohne Erfolg."

„Weiß sie von den geheimen Stipulationen?"

„Nein."

„Ist ihr freie Entscheidung gelassen?"

„Sie wird auf alle Fälle die Frau meines Sohnes, obgleich sie bisher nur mit, verhaßt in nach Norland gebracht wurde. Uebrigens hat sie nur noch auf drei Tage zugesagt."

„Mir lieb."

„Inwiefern?"

„Aus zwei Gründen. Erstens sind meine Vorbereitungen alle vollständig getroffen, und zweitens schließe ich aus mehreren Anzeichen, daß wir nicht mehr sicher sind. Irgend ein unbekanntes aber scharfes Auge bewacht sich, und in die Karte zu sehen. Ich bin schon heut bereit, meine Minen spielen zu lassen. In der Bibliothek des Hofpredigers, wo man so etwas am wenigsten sucht, liegen die nöthigen Proklamationen und Flugblätter in vielen tausend Exemplaren; die ganze zivile Bevölkerung ist gewonnen, und ich hoffe, daß Sie sich auf die Armee ebenso verlassen können."

„Das kann ich. Die Garnisonen stehen scheinbar auf dem Friedensfuße; es bedarf aber nur meines telegraphischen Befehles, sie unter die Waffen und an meine Seite zu bringen. Diejenigen höheren Chargen, deren ich nicht sicher bin, werden im Nu arretirt und die unteren rücken vor. Dieses Avancement ist das beste Mittel, mir das Offizierskorps dienstbar zu machen. Meine Räthe arbeiten bereits seit Wochen angestrengt an der Organisation der Erhebung, und ich kann sagen, daß jedes Mädchen seine Pflicht thun wird, wenn ich den Schlüssel an die Uhr setze."

„Und die Marine?"

„Die Kommandantur ist mir ergeben. Uebrigens habe ich dafür Sorge getragen, daß die norländische Flotte im geeigneten Augenblick abwesend ist, das heißt, zu Kreuz in alle Meere. Die süderländischen Schiffe werden unsere Häfen nehmen, ohne den geringsten Widerstand zu finden."

„Unter dem Kommando von Nurwan-Pascha?"

„Ja. Die Süderländer konzentrieren sich bereits heimlich hinter dem Gebirge. Wenn ich das Zeichen gebe, sind binnen drei Tagen achtzigtausend Feinde im Lande, denen ich mich mit unseren Truppen anschließe. Meine beiden geschworenen Feinde, der alte Sternburg zu Lande und der junge Sternburg zu Wasser, werden unschädlich gemacht. Der alte Fürst ist bei seinem Sohne in Tremona eingetroffen. Sie werden Beide auf einige Zeit verschwinden."

„Und wann werden Sie das Zeichen geben? Ich kann die Meinen wahrhaftig nicht mehr halten."

„Sofort nach der Abreise der Prinzessin."

„Also nach drei Tagen?"

„Ungefähr."

„Den König lassen Sie leben?"

„Kann ich selbst ihn tödten? Ein abgesetzter Monarch ist gefährlich, so lange er lebt."

„Er könnte unter den Händen des aufgeregten Volkes fallen."

„Möglich."

„Diese Hände müßten dirigirt werden."

„Dürfte schwer sein!"

„Kommt auf die richtige Arbeit an; Arbeit aber bedarf stets des Lohnes."

„Sie kennen mich!"

„Gut! Durchlaucht werden sofort Gelegenheit haben, sich alle Hände, welche mir zur Verfügung stehen, zu verpflichten. Hier sind die Kontrakte, welche von mir zur Unterschrift bestellt wurden."

„Geben Sie her!"

Der Herzog nahm ein Papier nach dem andern, las es genau durch und versah es dann mit seiner Unterschrift. Dann zog er aus einem Etui ein schimmerndes und jedenfalls neues Petschaft und drückte mit demselben sein Siegel bei.

„So," meinte Penentrier lächelnd und mit einer tiefen Verneigung. „Bereits unterzeichnet und besiegelt von dem neuen Könige. Jetzt befehlen Sie, und ich lasse alle Federn springen!"

„Majestät," flüsterte Max. „Jetzt ist es Zeit zur Entfernung."

„Zurück also; ich weiß genug!" lautete die Antwort.

Sie traten ihren Rückzug an und gelangten in den Garten, wo Max das Fenster wieder einstieg. Brandauer war sicher sehr besorgt gewesen und freute sich, Beide ohne Störung wiedersehen.

„Schnell in den Kahn, ehe der Rentier kommt!" befahl der König.

Sie stiegen über die Mauer und dann in das Boot. Max setzte sich an das Steuer, und sein Vater nahm die Ruder.

„Wohin, Majestät?" frug der erstere.

„Nach der Wohnung Penentriers."

Max antwortete nicht. Nun die Sache der Verschwornen so weit gediehen war, hätte auch er nichts Anderes gethan, als sich der Person dieses Menschen und seiner Papiere zu bemächtigen.

Das Boot flog über den Fluß hinüber, und bald gelangten die Drei vor den Gasthof der guten Frau Barbara Seidenmüller. Es war noch nicht geschlossen. Max trat allein in die Gaststube. Es waren noch mehrere Tische besetzt, und in der vordersten Ecke saßen — die drei Gesellen, welche sich bei seiner Ankunft respektvoll erhoben.

„Wie ist es gegangen?" frug er.

„Zu Befehl, Herr Doktor, gut!" antwortete Thomas.

„Laßt Euch Wein und Cigarren auf meine Rechnung geben!"

„Danke pesteus, and zwar ganz besonders für die Cigarren. Unsere Parpara hat ausgezeichnete Ampalema."

„Wo ist sie?"

„Dort kommt sie sogeben aus der Küche."

Max nahm die Wirthin bei Seite.

„Herr Alons Penentrier wohnt noch bei Ihnen?"

„Ja."

„Nimmt er seinen Schlüssel mit, wenn er ausgeht?"

„Ja."

„So können Sie nicht in seine Stube?"

„Ich habe einen Hauptschlüssel, bringe ihn aber nicht in Anwendung."

„Holen Sie ihn!"

„Sie wollen — — —"

„Fragen Sie nicht. Wir haben keine Zeit!"

Er ging mit ihr durch die Küche, in welcher sich der Schlüssel befand, nach der erleuchteten Hausflur.

„Ah, schönen guten Abend, Herr Brandauer," grüßte sie, als sie den Schmied erblickte. „Und auch Sie, mein — — — Herr, mein gütiger Heiland„ ist es denn wahr? Das ist ja, das das — — —"

„Still, Frau Seidenmüller!" unterbrach sie der von ihr erkannte König. „Schließen Sie schnell auf!"

Sie eilte die Treppe empor und öffnete das Zimmer.

„Aber ich muß erst Licht — —"

„Brauchen wir nicht. Es darf kein Mensch erfahren, wer heut hier gewesen ist; verstehen Sie?"

„Sehr wohl, Majestät!"

„Penentrier wird gleich kommen. Sie erwarten ihn in der Hausflur und fagen ihm, daß einige Herren da sind, welche in der heutigen Angelegenheit mit ihm nothwendig zu sprechen haben. Jetzt gehen Sie!"

Digitized by Google

Die Wirthin folgte diesem Befehle. Sie hatte kaum die Treppe hinter sich, so kam bereits der kleine Rentier.

„Guten Abend. Hat vielleicht Jemand nach mir gefragt!"

„Drei Herren."

„Wer war es?"

„Ich mußte sie in Ihre Wohnung bringen."

„Ah, ich hatte doch verschlossen!"

„Sie wünschten es, denn sie mochten gern vermeiden wollen unten einzutreten. Sie wollen in der heutigen Angelegenheit mit Ihnen reden."

„In welcher? Sagten sie ausdrücklich, in der heutigen?"

„Ja."

„Dann sind sie willkommen! Sie sind noch oben?"

„Ja. Ich habe sie soeben erst hinaufgebracht."

„Aber die Fenster sind unerleuchtet!"

„Sie verdaten sich das Licht."

Jetzt dachte der Rentier ganz sicher, daß er es mit Verbündeten zu thun habe. Er stieg die Treppe empor und trat in das dunkle Zimmer.

„Guten Abend!"

„Guten Abend!" erscholl die dreifache Antwort.

„Wohee?"

Er wollte sich also doch vergewissern, ob er es wirklich mit Freunden zu thun habe.

„Aus dem Kampfe," antwortete Max.

„Wohin?"

„Zum Siege."

„Wodurch?"

„Durch die Lehre Loyolas."

„So sind wir willkommen, Brüder in dem Herrn, und erlaubt, daß ich Licht anbrenne."

Während er sich noch mit der Lampe beschäftigte, huschte Max nach dem Eingange, den er besetzte, während sein Vater sich an die Thür stellte, welche zum Nebenzimmer führte. Der König blieb ruhig sitzen.

Penentrier hatte jetzt das Licht entzündet. Der Schein desselben fiel gerade und voll auf das Gesicht des Königs.

„Nun, meine Brüder, was führt — — —"

Er blieb, mehr als überrascht, ja, beinahe entsetzt, mitten in der Rede stecken, denn er hatte den Dastehenden sofort erkannt. Ein Blick auf die beiden Anderen und ihre Stellungen belehrte ihn, daß die drei Männer nicht in freundlicher Absicht zu ihm gekommen seien.

„Sie erschrecken?" frug der König grinsen. „Worüber?"

Der Gefragte hatte sich schnell wieder gefaßt.

„Majestät, es ist nur der ausgezeichnete Rang meines Besuches, welcher mich überrascht."

„Was war das für eine Formel, mit welcher Sie uns grüßten?"

Er wußte die Verlegenheit, in welche ihn diese Frage bringen mußte, vortrefflich zu verbergen.

„Derjenige, welcher sie mir beantwortete, vermag jedenfalls bessere Auskunft zu ertheilen als ich, Majestät."

„Diese Formel hat große Aehnlichkeit mit einer Parole."

„Ich gebe es zu."

„Und zwar mit einer Parole unter Jesuiten."

„Allerdings."

„Wo hörten Sie dieselbe?"

„Im Leseklubb, wo sie die Pointe eines Romans bildete, welcher vorgelesen wurde. Seitdem war es unter einigen Freunden spaßhafter Usus, uns mit dieser Formel zu begrüßen."

„Befand sich in diesem Freundeskreise nicht auch ein gewisser Pater Valerius?"

„Ich kenne diesen Namen nicht."

„Diese Unkenntniß ist wohl auch nur spaßhafter Usus, da wohl ein jeder Mensch seinen eigenen Namen kennt!"

„Verzeihen Majestät, daß ich diese Worte nicht verstehe!"

„Pah! Lassen wir diese Kinderei; sie ist hier am unrechten Platze! Sie heißen?"

„Aloys Penentrier."

„Ein französischer Name. Sie sind?"

„Rentier."

„Sie können sich als solcher legitimiren?"

„Vollständig. Darf ich Majestät die betreffenden Dokumente präsentiren?"

„Ist nicht nöthig. Sie sind gefälscht, und wir werden ja erfahren, von wem dies geschehen ist. Ihre wahrer Name ist der vorhin genannte, nämlich Pater Valerius. Sie sind Jesuit. Wissen Sie nicht, daß es Männern von Ihrer Kongregation bei Strafe des Stäupens verboten ist, Norland zu betreten?"

„Majestät, ich bin nicht —"

„Schurke, schwören Sie nicht! Ich werde Sie sofort überführen. Greifen Sie in Ihre Brusttasche, und händigen Sie mir die Dokumente aus, welche der Herzog von Naumburg soeben unterzeichnet hat, unterzeichnet bereits als „neuer König", wie Sie selbst zu sagen sich erkühnten!"

Der Abbé wurde leichenblaß.

„Majestät, ich bin nicht im Besitz von Dokumenten, welche —"

„Still! Heraus damit, oder ich lasse Sie fesseln!"

Jetzt langte Penentrier in die Brusttasche. Die Blässe wurde wornöglich noch tiefer, aber seine dunklen Augen leuchteten. Er hatte den Rücken nach der Thür gewendet und merkte nicht, daß Max hart hinter ihn getreten war.

„Gut, heraus damit, und Alles gleich zu Ende! Es lebe die Gesellschaft Jesu; nieder mit den Unterdrückern!"

Statt der Dokumente brachte er einen Revolver hervor und streckte den Arm zum Schusse aus. Ein Schlag von Marens Faust aber ließ den Arm sinken, und der Revolver fiel zu Boden. Der König blieb ruhig sitzen, aber Brandauer trat auch herbei, und in Zeit von einer Minute war der Jesuit so gefesselt, daß er nicht die geringste Bewegung ermöglichen konnte.

„Die Papiere!" befahl der König.

Max brachte sie hervor und überreichte sie ihm. Der König las sie durch.

„Ah, Königsmord, Revolution, Landesverrath und Throuschacher für die Erlaubniß, die Brut der Jesuiten aufzunehmen! Laßt den Menschen liegen und untersucht seine Effekten!"

Bei einer oberflächlichen Untersuchung ahnte sicher nichts zu finden gewesen, aber Brandauer verstand sich als Schmied auf die Konstruktion geheimer Fächer. Die Möbels, welche der Wirthin gehörten, waren allerdings mit keinem derzleichen versehen, aber der Reisekoffer des Rentiers hatte einen Doppelboden, zwischen welchem ein ganzer Stoß von Papieren lag, die mit Chiffrerschrift beschrieben waren.

Der Gefangene war der Untersuchung mit ruhigem Auge gefolgt, ohne ein Wort zu reden. Jetzt aber lachte er höhnisch:

„Das sind die Alten einer ganzen Verschwörung, Majestät. Versucht es, sie zu lesen!"

Max warf einen Blick auf eines der Blätter.

„Wird man vermögen dies zu dechiffriren?" frug der König.

„Ich lese es."

„Wirklich?"

„Wirklich!"

„Pah!" lachte Penentrier. „Der Schmiedebursche mag sich die Zähne ausbeißen!"

Max drehte sich nach ihm um.

„Deine Frechheit, Schurke, kommt Deiner Bosheit und Gewissenlosigkeit vollständig gleich, aber ich muß Dir sagen, daß ich diese Schrift bereits kenne und ihren Schlüssel in der Tasche habe. Erinnerst Du Dich jenes Engländers, welcher einst in einem Coupee mit Dir fuhr, während Du auf allen Stationen einen Bericht engegenommst? Einen dieser Berichte exkamotirte er und ich habe ihn dechiffrirt. Hier ist er noch. Er beginnt: „Helmberg, den zweiten Juli. Lieber Bruder in Jesu," und schließt: „Bis dahin, verehrter Bruder, sei im Herrn gegrüßt von Deinem eifrigen und getreuen H. de M., J. de la Robe."

„Schuft!" knirschte der Jesuit.

„Der Herzog rühmte Deine Allwissenheit; wir wissen nicht weniger als Du. Ich selbst bin es, der den beiden Aerzten ihre Depeschen abnahm, ich bin es, der Deinen Brunnen gereinigt hat. Ich habe Euch heut Abend belauscht; ich weiß Alles, was in dem gebrannen Kabinete des Herzogs gesprochen wird, ja, ich weiß sogar, daß Du die Ermordung Sr. Majestät auf Dich genommen hast, daß die beiden Sternburgs verschwinden werden und daß jedes Mädchen seine Schuldigkeit thun wird, wenn der Herzog den Schlüssel an die Uhr setzt, ich bin das verborgene Auge, von dem Du vorhin mit Naumburg sprachst. Deine Schriftzeichen verstehen nicht viel Scharfsinn. Soll ich diese Dokumente verlesen, Majestät?"

„Nein. Ich habe viel zu thun. Du aber bleibst hier und vertrittst den Gefangenen gegen jeden Besuch, welcher vorsprechen sollte. Auf diese Weise werden wir noch Manches kennen lernen, was uns fremd geblieben ist. Dabei hast Du Zeit, diese Schreiben in ordentlicher Schrift zu Papiere zu bringen. Du aber, Brandauer, besorgst einen geschlossenen Wagen, den Du selbst führst. Du ladest den Abbé heimlich auf und bringst ihn auf die Straße nach der Irrenanstalt, bei welcher Du Punkt Mittag eintreffen hast. Du fragst nach mir. Ich werde dort sein. Es versteht sich

Digitized by Google

ganz von selbst, daß von allem Geschehenen kein Mensch etwas wissen darf. Gute Nacht!“

Er ging. Auch Brandauer entfernte sich, und Moy blieb bei seinem Gefangenen allein zurück. Er steckte ihm einen Knebel in den Mund und zog ihn in eine Ecke, wo er ihn stets vor Augen haben konnte. Dann machte er sich an das Durchsuchen der in dem Koffer aufgefundenen Papiere. —

Am andern Morgen betrat ein königlicher Lakai das herzogliche Palais und überbrachte dem Herzoge ein eigenhändig geschriebenes Billet des Königs, in welchem der erstere von dem letzteren in den freundlichsten Ausdrücken zu einer Spazierfahrt eingeladen wurde.

„Sagen Sie Majestät, daß ich sofort erscheinen werde.“

Er kleidete sich in große Uniform, ließ sich über den Fuß rudern und begab sich nach dem Schlosse, wo er bereits auf der Treppe von dem Könige empfangen wurde, dessen Mienen nichts als Wohlwollen verriethen.

„Guten Morgen, Durchlaucht! Störte ich Sie in wichtigen Geschäften?“

„Ich bin zu jeder Zeit zur Verfügung, Majestät!“

„Der Morgen ist schön, ich fühlte mich etwas angegriffen, und daher entschloß ich mich zu einem kleinen Ausfluge. Wollen Sie sich anschließen?“

„Die Erlaubniß dazu ist mir eine werthvolle Auszeichnung.“

„Frühstücken Sie schon?“

„Ja.“

„So können wir sofort fahren. Kommen Sie!“

Er nahm ihn beim Arme und schritt mit ihm nach dem Schloßhofe, wo bereits sechs Rappen vor der glänzenden Equipage ungeduldig mit den Hufen scharrten. Sie stiegen ein.

„Vorwärts!“

Der Kutscher erhob nur die Hand; die Pferde zogen an; der Wagen rollte im Schritte durch die Stadt und dann wie im Fluge die Landstraße dahin. Die beiden Männer verhielten sich längere Zeit schweigend; in dem Innern des Herzogs machte sich nach und nach ein gewisses Bedenken geltend. Diese Straße führte nach der Irrenanstalt, in welcher jene unliebsame Episode gespielt hatte, welche zwischen ihm und dem Könige noch nicht erledigt war. Sollte diese Erledigung heut vorgenommen werden? Er mußte sich Gewißheit verschaffen und brach darum das Schweigen:

„Darf ich fragen, Majestät, wie weit Sie die Spazierfahrt auszudehnen gedenken?“

„So weit, bis die Rappen ermüdet sind. Sie haben sehr lange im Stalle gestanden und sollen sich einmal ausgehen. Oder wünschen Sie bald umzukehren?“

„Ich habe noch am Vormittage wichtige Konferenzen.“

„Die müssen Sie verschieben, Durchlaucht; denn auch ich habe Einiges auf dem Herzen, was gewiß von nicht geringerer Wichtigkeit ist. Ich bedauf Ihres Rathes.“

„Meine schwachen Kräfte sind zur Disposition, Majestät.“

„Sie kennen mein unbegrenztes Vertrauen zu Ihnen; es ist die Veranlassung, daß ich nicht überall selbst Einblick nahm und daher in einigen Punkten weniger au fait bin als Sie. Gerade jetzt wieder bietet sich Gelegenheit, Sie um Ihren Unterricht zu ersuchen. Wie ist unser Verhältniß zu Süderland?“

„Es ist ein in jeder Beziehung freundschaftliches.“

„In Wirklichkeit?“

„In Wirklichkeit!“

„Aber man hört doch von heimlichen Truppenzusammenziehungen, welche an der Grenze stattfinden sollen?“

„Manövertübungen, Majestät.“

„Ah, so! Sind Sie unterrichtet über die Intention, welche Nurwan-Pascha nach Süderland geführt hat?“

„Gesundheitsrücksichten.“

„Man sagt, daß er eine Marinecharge übernehmen soll?“

„Der? Ein Türke, ein Muselmann?“

„Er soll ein Christ sein.“

„Der Sultan gibt seinen Kapudan-Pascha nicht her.“

„Und wenn er dies doch und dennoch thut?“

„Unmöglich! Aber ich werde mich sofort erkundigen.“

„Prinzeß Asta sagt mir, daß sie binnen drei Tagen Norland verlassen will.“

„Leider!“

„Diese ebenso geistreiche wie gemüthvolle junge Dame ist mir lieb geworden; ich werde mich ein wenig einsam fühlen und den Fürsten von Sternburg zurückrufen. Ich bemerke, daß ich mich zu sehr zurückgezogen habe, und bedarf der Gesellschaft. Wie lange hat sein Sohn, der Kapitän, Urlaub?“

„Auf unbestimmt.“

„Auch ihn wünsche ich zu sehen. Rufen Sie ihn telegraphisch zurück!“

Die Miene des Herzogs blieb glatt, aber sein Inneres war nicht so ruhig. Was sollte diese eigenthümliche Unterhaltung? Warum sprach der König nur von Dingen, welche unter den gegenwärtigen Umständen am liebsten unerwähnt blieben?

Wieder trat ein längeres Schweigen ein, bis sie einen verdeckten Wagen passirten, auf dessen Bock der Hofschmied saß.

„Sie diesen Mann, Durchlaucht?“ frug der König.

„Natürlich! Der Schmied Brandauer.“

„Ein sehr braver und treuer Charakter! Es gibt nicht viel von dieser Sorte. Sein Sohn ist von gleichem Schrot und Korn; ich habe ihn unter meine ganz besondere Protektion genommen und bin überzeugt, daß er Karriere machen wird.“

Das war wieder ein scharfer Stoß für den Herzog. Er fühlte ihn sehr wohl, aber er mußte schweigen. Nach einiger Zeit sah man über dem Städtchen die Dächer, Thürme und Zinnen der Anstalt erscheinen.

„Ist Ihnen hier ein Lohnfuhrmann Namens Beyer bekannt, Durchlaucht?“ frug der schonungslose König.

„Nein,“ klang es schroff und beinahe heiser. „Ich bin überhaupt nie in der Lage gewesen, mich eines Miethfuhrwerkes bedienen zu müssen.“

Schlechte Nachricht.

„Der Mann ist ein außerordentlicher Kenner aller Gebirgswege; er macht sehr interessante Fahrten nach der Grenze. Aber, da liegt die Anstalt. Fast möchte ich es unternehmen, die Verwaltung einmal zu übertrachten. Ist Ihnen dies genehm?“

„Vollständig.“

„Man kann die Leitung eines solchen Hauses nie scharf genug unter Aufsicht nehmen, wie Sie ja wohl auch wissen. Uebrigens ist die Direktion hier nur eine provisorische, ein Zustand, den wir heut beseitigen können.“

Die Equipage hielt vor dem Thore der Anstalt. Man hatte sie kommen sehen und ihre Insassen erkannt. Die beiden Aerzte standen zum Empfange bereit und leiteten die beiden hohen Herren nach dem Direktionszimmer. Es wurden ihnen die Bücher vorgelegt, in denen eine musterhafte Ordnung herrschte.

„Nun zur Besichtigung, meine Herren,“ meinte der König; „vorher aber eine Bemerkung. Der Hofschmied Brandauer nämlich wird in einigen Minuten hier eintreffen, um einen wie es scheint

Digitized by Google

unheilbar Kranken, den Sie mit der größten Strenge behandeln müssen, einzuliefern. Halten Sie Alles zum Empfange eines Tobsüchtigen schlimmsten Grades bereit. Er wird sofort nach seinem Eintreffen nach Nummer Eins gebracht und in die Zwangsjacke gesteckt."

„Wie Majestät befehlen!" meinte der eine Arzt. „Doch gestatte ich mir die sehr gehorsame Bemerkung, daß Nummer Eins eine der größeren Zellen ist, welche für zwei Kranke eingerichtet sind."

„Ich weiß es. Es wird bald auch ein zweiter Patient eintreffen, der dem ersten Gesellschaft zu leisten hat. Also vorwärts jetzt!"

Ein Wink des Arztes genügte, einige Wärter zum Empfange des zu erwartenden Patienten in das Sprechzimmer zu dirigiren; dann wurde die Inspektion der Räume begonnen. Durch die Thür einer der größeren Zellen hörte man ein dumpfes zweistimmiges Stöhnen. Der König wandte sich an den Herzog:

„Sie werden hier zwei Patienten finden, welche am Allerwenigsten geglaubt haben, einst in eine solche Lage zu kommen. Treten wir ein?"

Der Schließer öffnete. Der Herzog prallte gleich bei dem ersten Blicke wieder zurück. Er hatte den ehemaligen Direktor und den Oberarzt erkannt. Beide saßen hinander gegenüber, mit so fest zusammengeschienten Gliedern, daß ihnen der Schaum vor dem Munde stand und sie außer jenem Stöhnen keinen Laut von sich zu geben vermochten.

„Durchlaucht, hier sehen Sie den Beweis, daß das Urtheil eines unumschränkten Herrschers gerechter sein kann als die richterliche Folgerung aus todten Paragraphen. Diese Menschen haben geistig vollständig Gesunde als wahnsinnig behandelt; die göttliche und weltliche Gerechtigkeit verlangt, daß ganz dasselbe auch mit ihnen geschehe. Sie werden ganz die Qualen ihrer einstigen Opfer zu erleiden haben, bis — bis ich Veranlassung finde, Gnade walten zu lassen."

„Entsetzlich!" konnte der Herzog sich nicht enthalten auszurufen.

„Nein, gerecht! Entsetzlich war nur das, was sie einst thaten, sie und Diejenigen, welche ihnen die Veranlassung dazu gaben." Und mit einem feinen Lächeln setzte er hinzu: „Nun ist wohl auch Ihre gehörige Frage beantwortet, Durchlaucht?"

„Welche Frage, Majestät?"

„Die Frage nach dem Aufenthaltsorte dieser Beiden."

„Ich besinne mich nicht sie ausgesprochen zu haben."

„Dann erlaube ich mir, Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen."

„Ich bitte darum!"

„Sie sprachen diese Frage in Ihrem Arbeitszimmer gegen Aloys Pementrier aus, als dieser von der Ruine kam."

Es war als habe den Herzog der Schlag getroffen, so zuckte er zusammen; doch faßte er sich augenblicklich wieder.

„Majestät, ich kenne keinen Pementrier!"

„Aber einen Pater Valerius?"

„Auch nicht."

Da klingelte es am Eingange.

„Ich werde Ihnen denselben vorstellen, Durchlaucht. Vielleicht erinnern Sie sich dann seiner und der interessanten Verhandlungen, welche mit ihm gepflogen worden sind."

Bei diesen Worten zog er sein Taschenbuch, notirte einige Zeilen, riß das Blatt heraus und reichte es den beiden Aerzten hin.

Sonne Nachricht

„Meine Herren, dieser Befehl ist streng und wörtlich auszuführen!"

Sie lasen die Worte, und man sah es ihnen an, daß sie beinahe entsetzt von denselben waren.

„Ist es möglich, Majestät?" frug der Eine fast zitternd.

„Es ist nicht nur möglich, sondern ich befehle, ich gebiete es Ihnen."

„Wir gehorchen, Majestät. Aber man klingelte. Der erwartete Patient muß angekommen sein."

„So begeben wir uns nach Nummer Eins."

Als sie den Korridor betraten, in welchem diese Nummer lag, tönte ihnen ein lautes Gebrüll entgegen.

„Schon eingeschnallt?" frug der König.

„Ja. Die Wärter haben Ew. Majestät Befehl vernommen und darnach gehandelt."

„So kommen Sie!"

Die Thür der Zelle stand offen. Vier starke robuste Wärter fanden vor dem Zwangsstuhle, auf welchem der Angekommene festgeschnallt war. Ihm gegenüber stand ein zweiter Stuhl. Beide waren mit eisernen Klammern an die Mauer befestigt. Sobald die Wärter die Herren kommen sahen, traten sie zurück, um Platz für dieselben zu machen.

„Durchlaucht, kennen Sie diesen Mann?"

„Den — — ah — — nein, Majestät; er ist mir vollständig unbekannt."

„Es ist jener Pementrier, dessen Namen Sie sprechen wollten und den ich Ihnen vorzustellen versprach."

„Was hat er gethan, Majestät?"

Der Herzog hatte seine Selbstbeherrschung wieder erlangt. Er erkannte, daß der König Alles erfahren habe und daß die Entscheidung zwischen sich selbst und dem Monarchen nicht in offener Feldschlacht falle, sondern daß ihre Stunde jetzt, hier zwischen den düstern Mauern des Irrenhauses, hereingebrochen sei. Für seine eigene Person fürchtete er nichts, er wähnte sich erhaben über die menschliche Gerechtigkeit und hatte weder bemerkt noch gehört, was die Aerzte hinter seinem Rücken den vier Wärtern heimlich zuflüsterten. Er trat, als er seine letzte Frage that, in beinahe herausfordernder Haltung einen Schritt zurück und sah dem König fest in die Augen. Dieser lächelte gleichmüthig.

„Dieser arme Mensch leidet an der unglücklichen Manie, Könige enthronen und Herzoge an ihre Stelle setzen zu wollen."

„Ist dies bewiesen, Majestät?"

„Allerdings."

„Durch die nöthigen und untrüglichen ärztlichen und amtlichen Zeugnisse!"

„Ganz durch dieselben untrüglichen Dokumente wie zum Beispiel einst bei dem Herrn von Wallroth und der Zigeunerin Zarba."

„Majestät, die Oberleitung dieser Anstalt liegt für jetzt in keiner andern als in meiner Hand!"

„Und wer steht wieder über Ihnen?"

„Niemand!"

„Ah! Sollte ich vielleicht in die glückliche Lage kommen, auch an Ihnen die Spur einer unglücklichen Geistesstörung wahrzunehmen?"

„Das ist niemals zu befürchten. Meine nüchterne Vernunft —"

„Hören? Ich möchte behaupten, daß Sie in letzter Zeit sich in einem ganz bedeutenden Delirium befunden haben!"

„Ah! Majestät sprechen in dieser Weise und zwar vor diesen

Digitized by Google

Leuten hier! Nun wohl, so will ich Ihnen sagen, daß dieses Delirium um sich greifen wird, bis es sich über das ganze Land erstreckt; es wird zu einer Krisis führen, welche es offenbar macht, daß der Wahnsinn dieses vermeintlichen Kranken nichts Anderes ist, als das gesunde und sehr wohl begründete Bestreben, Norland glücklich zu machen."

„Schön! Welches Glück meinen Sie? Wohl dieses hier?"

Er griff in die Tasche und zog die Dokumente hervor, welche der Herzog gestern dem Vater unterschrieben hatte. Er hielt sie ihm entgegen. Der Herzog erkannte sie und that einen heftigen Griff darnach. Der König zog sie zurück. Da packte ihn der Andere beim Arme.

„Diese Papiere gehören mir. Her damit!"

„Durchlaucht, bedenken Sie, wer es ist, der vor Ihnen steht!"

„In diesem Augenblicke nur ein Dieb, welcher sich mein Eigenthum angemaßt hat. Her damit, oder —!"

„Oder! Was? Durchlaucht, die Spur, von der ich vorhin sprach, wird immer deutlicher. Soll ich Sie wirklich für geisteskrank halten?"

„Herraus!"

Er faßte den König bei der Brust. Dieser blieb ruhig.

„Meine Herren, Sie sehen, daß dieser Mann allen Ernstes geisteskrank ist; er nennt die Majestät einen Dieb und vergreift sich sogar an ihr. Thun Sie Ihre Pflicht; ich gebe ihn in Ihre Behandlung!"

Im Nu wurde der Herzog von den vier Wärtern gepackt. Er wehrte sich mit allen Kräften gegen sie, aber all sein Zorn und all seine Körperkraft halfen ihm nichts. Er wurde überwältigt und auf den leeren Zwangsstuhl gebunden, so daß er seinem jesuitischen Verbündeten Auge in Auge gegenüber saß. Ein Knebel verhinderte ihn am Sprechen.

Auf einen Wink des Königs traten die Andern aus der Zelle, so daß er sich allein mit den beiden Insassen befand.

(Fortsetzung folgt).

Die Jüdin von Heidelberg.

Nach historischen Quellen erzählt
von
Fr. G. von Wickede.

(Schluß)

Erschntes Kapitel.

Ueberall Feinde.

Noch war die Sonne nicht dem Osten entstiegen, als Martin Wildsdorf und sein getreuer Knappe die Thore von Heidelberg hinter sich ließen und im scharfen Trapp Eppingen zu ritten. Bei dem alten Förster gedachten sie das Nachtlich auf ihre Thiere eine kurze Rast zu halten, fanden indessen das ganze Anwesen wie ausgestorben. Es unterlag keinem Zweifel, da die Asche auf dem Herde kalt war, daß die Bewohner in der Nacht fortgeführt worden. Ohne Aufenthalt und im höchsten Grade aufgeregt über dies Ereigniß setzten sie ihren Weg fort und erreichten Fornbach Besitzthum gegen Mittag. Auch hier war keine lebende Seele zu finden und der einzige Willkomm, den die Reisenden erhielten, war der Widerhall ihrereigenen Stimmen. Bestürzt sah Martin seinen Knappen an.

„Sie mögen in die Berge gegangen sein, Fornbach sprach zu mir von einer Grotte, wo er im Nothfall einen sichern Zufluchtsort finden würde."

„Bardolf," entgegnete der Ritter, „ich bin nicht mehr im Zweifel darüber, daß die Dämonen ihre thatig gewesen sind und alle Insassen des Hauses mit sich genommen haben. Beim Ewigen, wenn sie in die Hände der Schurken gefallen wären."

„Laßt uns sehen, ob wir die Grotte finden, vielleicht können wir Fußspuren entdecken."

Die Beiden gingen dem Walde zu, emsig auf jede Spur achtend, ohne auf eine richtige Fährte zu gelangen. Da sahen sie plötzlich eine Frau aus dem Gebüsch treten, welche sie schon eine Zeit lang beobachtet hatte, und als sie endlich über Bardolfs Person beruhigt war, hervortrat. Es war dies die Frau des alten Fornbach, welche die Reiter als nutzlose Bürde zurückgelassen hatten. Einen Augenblick hatte Martin durch diese Begegnung eine schwache Hoffnung in sich aufkommen lassen, als er aber des Weibes bleiches Gesicht und entstellte Züge näher ins Auge faßte, wußte er mehr, als sie ihm sagen konnte.

„Wo sind die Mädchen, Margarethe?" fragte Bardolf.

„Alle gefangen und mein Mann dazu!" rief sie in größter Verzweiflung.

„Aber sprecht, wohin sind sie geführt, und auf welchem Wege?"

„Nach Heidelberg, Herr, auf der gewöhnlichen Straße."

„Sonderbar, daß wir ihnen nicht begegnet sind, sie müssen schon in der Stadt gewesen sein, als wir fortritten," sagte Wildsdorf.

„Es mochte wohl eine Stunde nach Sonnenuntergang sein, als sie hier fortritten," bemerkte die Frau, fortwährend ihren Thränen freien Lauf lassend.

„Aufgesessen, Bardolf, und zurück nach Heidelberg!" rief Martin in höchster Aufregung, „jede Minute kann ein Leben kosten!"

„Aber Herr, die Pferde werden nicht aushalten."

„Dann mögen sie stürzen, aber vorwärts muß ich ohne Zögern, wenn ich das Leben nach Heidelberg bringe, sollt Ihr Euren braven Mann bald wieder sehen."

Und dem Pferde die Sporen gebend, flog er dahin wie auf den Flügeln des Windes, nie in seinem Leben hatte er eine so bange Minute verlebt. Bei Försters Wirthshause mußte indessen der Ritter dem Knappen Gehör geben und den Pferden Ruhe gönnen, wenn er sie nicht in der nächsten halben Stunde zusammenbrechen sehen wollte.

Bardolf machte sich über die Futtervorräthe her und da er mit den Stallungen bekannt war, hatte er bald das Nöthige für die Pferde gethan, von deren Ausdauer die glückliche Rückkehr abhing.

Traurig ging Wildsdorf im Zimmer auf und ab und mehr wie einmal schwur er dem Markgrafen den Tod. Nur nach vielem Zureden konnte Bardolf ihn bewegen, von den aufgefundenen Lebensmitteln zu genießen, dem Wein sprach er mehr zu, da er hoffte, seine innere Aufregung damit zu betäuben.

„Jetzt aber fort, guter Bardolf, ich ertrage dies Zaudern nicht länger!" rief Martin sich wieder erhebend, „wir sind gestärkt und auch die Pferde werden ihr Theil bekommen haben."

Ungern erhob sich der Knappe, aber mit der Absicht, nicht so bald die Thiere vorzuführen. Kaum hatte er indessen die Thürschwelle überschritten, als er mit einem Ausrufe des Schreckens ins Zimmer zurückeilte und die Thüre ins Schloß warf.

„Was gibts, Bardolf?" fragte Martin, ihn verwundert ansehend.

„Wir sind umzingt."

„Nicht möglich! Von wem?"

„Von wohl zwei Dutzend markgräflichen Reitern!"

Martin war inzwischen ans Fenster geeilt und sah, wie soeben satt ein Dutzend derselben, unter Anführung des markgräflichen Hauptmannes Hilgenfeld, absaßen und die übrigen zur Bewegung der hintern Thüre abgeordnet wurden.

„Beim Himmel! man muß uns verfolgt haben," rief er, die Thüre verrammelnd.

„Wollt Ihr Euch übergeben, Ritter?" fragte Bardolf.

„Eher sterben!"

Eine Schanzmauer ward sofort aus den vorhandenen Tischen und Stühlen hergestellt, aber sie war natürlich nicht genügend, um das Eindringen der Feinde zu verhindern.

„Ritter Martin," redete diesen der Hauptmann an, „ich habe den Auftrag, Euch zu verhaften. Macht mir die Pflicht nicht schwerer als sie mir ohnehin wird, sondern gebt Euch gefangen."

„Wenn Ihr mich fangen wollt, so müßt Ihr erst zugreifen, gutwillig bin ich Niemands Gefangener," entgegnete Martin.

„Seid nicht thöricht, Wildsdorf, seht die Uebermacht gegen Euch."

„Ihr werdet ich widerstehen und lebend komme ich nicht in Eure Hände."

„Wildsdorf, ich bin nie Euer Freund gewesen, aber auch nie Euer Feind, es würde mir schwer werden, gegen Euch Gewalt anwenden zu müssen."

„Thut wie Euch gefällt, wer sich mir nähert wird niedergemacht."

Die Schwerter begegneten sich, aber trotz der Hiebe, welche der wackere Ritter austheilte, mußte er der Uebermacht unterliegen. Unter günstigeren Ortsverhältnissen möchte sich der Kampf, wenn auch nicht ganz siegreich für ihn geendet, doch längere Zeit hinzogen haben, aber von allen Seiten stürzten Gegner auf ihn ein, und während zwei den Knappen engagirten, kämpften zweiundzwanzig mit dem tapferen Wildsdorf. Drei Reiter büßten ihre Kühnheit mit dem Leben und Ritter und Knappe bluteten aus vielen Wunden, die man ihnen, nachdem sie an Händen und Füßen gebunden waren, nothdürftig verband.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 46. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Jetzt, Durchlaucht, werden Sie mich anhören müssen, ohne mich mit Ihrem Wahnsinne zu belästigen. Sie wurden geboren auf der höchsten Stufe unserer gesellschaftlichen Ordnung, aber ich habe erkennen müssen, daß Ihr moralischer Werth Sie berechtigt, Mitglied der allerniedrigsten Stufe zu sein. Es graut mir und ekelt mich, Ihnen alle Ihre Gebrechen und Verbrechen aufzuzählen, und ich kann Ihnen nur sagen, daß ich mich Ihnen und überhaupt meinem ganzen Volke gegenüber als den Stellvertreter eines Gottes fühle, dessen Liebe, Gnade und Barmherzigkeit das ganze All durchdringt, dessen Heiligkeit und Gerechtigkeit aber auch einen Jeden gerade mit dem zu bestrafen weiß, womit er sündigte. Daß ich diese Gerechtigkeit übe, haben Sie an den beiden Aerzten, Ihren Werkzeugen, gesehen und werden es auch an sich selbst erkennen. Diese der Humanität geweihte Haus mußte Ihnen als Marterhalle für Ihre Opfer dienen, die Sie peinigen ließen, bis der Wahnsinn wirklich kam; es wird nun die Stätte Ihrer Sühne sein, wo Sie einen Blick thun sollen in die Qualen, welche Ihr entmenschtes Herz den Unschuldigen bereitete. Denken Sie nicht, daß Sie meiner Hand entkommen werden. Die jetzigen Beamten dieser Anstalt sind mir treu ergeben, denn ich habe Ihre Kreaturen entfernt. Und wie Sie selbst nicht erfahren, wo Ihre beiden Werkzeuge hingekommen seien, so wird auch kein Mensch ahnen, wo Sie sich befinden. Ihre politischen Machinationen sind durchschaut; Sie haben aufgehört eine Person zu sein; Sie sind eine Nummer, bis ich Ihnen vielleicht einst erlaube, wieder als menschliche Individualität zu erscheinen."

Er verließ die Zelle, welche hinter ihm fest verschlossen wurde, und begab sich mit den Aerzten nach dem Direktorialzimmer.

„Meine Herren," befahl er hier, „ich freue mich Ihnen sagen zu können, daß ich Ihnen meine Anerkennung und Zufriedenheit schenken darf. Ich sehe mich in der Lage, dieser Anstalt einen neuen Direktor geben zu müssen. Einer von Ihnen Beiden soll es sein, und da ich Sie meines Vertrauens für gleich würdig halte, so will ich die Entscheidung nicht selbst treffen, sondern sie Ihnen allein überlassen. Besprechen und einigen Sie sich über diesen Gegenstand, es wird dies nicht schwierig sein, da ich entschlossen bin, Ihre beiderseitigen Gehalte nach gleicher Höhe zu bemessen und Sie auch in sonstiger Beziehung einander völlig gleich zu stellen. Ich erwarte baldigst Ihre Entscheidung, welcher ich meine Zustimmung geben werde. Was das heutige Ereigniß betrifft, so bleibt dasselbe in das tiefste Geheimniß gehüllt. Der Herzog hat sich verschiedener Verbrechen schuldig gemacht, von denen Sie später hören werden, er bleibt als Wahnsinniger interniert, in einer Zelle mit seinem jetzigen Gefährten, und Beide werden gleich scharf gehalten. Derjenige vom Ihrem Personale, welcher den gegenwärtigen Aufenthalt des Herzogs verräth, wird als Hochverräther mit dem Tode bestraft. Weitere Befehle werden Ihnen direkt durch mich oder den Herrn Doktor Max Brandauer zugehen, den Sie als Ihren Vorgesetzten zu betrachten haben. Sie kennen ihn von seinen Besuchen her. Adieu!"

Er verließ die Anstalt, bestieg seine Equipage und fuhr zur Karrière der Stadt entgegen, in deren Nähe er den Schmied überholte. Er ließ halten und stieg in den Wagen des bürgerlichen Freundes. Während die Karosse leer davonrollte, befahl er dem Schmied nach dem Gasthofe der Wittwe Barbara Seidenmutz zu fahren. Er hatte sich unter das Lederverdeck des Wagens zurückgezogen, so daß ihn kein Begegnender bemerken konnte, und als er an dem Gasthofe ausstieg, war augenblicklich Niemand zugegen.

Sie stiegen die Treppe empor und fanden Max eben dabei, das letzte Papier zur Seite zu legen. Er erhob sich und grüßte ehrfurchtsvoll.

„Fertig?" frug der König.

„Soeben, Majestät."

„Ist Alles dechiffrirt?"

„Ja."

„Niemand zugegen gewesen?"

„Der Prinz von Naumburg."

„Ah, unangenehm! Kann üble Folgen haben. Was wollte er?"

„Konnte es nicht erfahren. Er öffnete die Thür, sah mich bei der Arbeit sitzen und schloß sie sofort wieder."

„War Penentrier bereits abgeholt worden?"

„Allerdings. Ich sah den Prinzen wohl eine Viertelstunde später erst fortgehen und ahnte, daß er unten Erkundigungen eingezogen

9*

Digitized by Google

habe. Ich ging zur Wirthin und erfuhr allerdings, daß ich richtig vermuthet hatte.“

„Hat er etwas erfahren?“

„Ich hatte die Wirthin für einen solchen Fall vorher instruirt. Er erfuhr, daß ich sehr oft bei Penentrier sei und mit ihm zusammen arbeite; der Rentier müsse zu Hause sein und sich, als der Prinz öffnete, zufälliger Weise im Nebenzimmer befunden haben.“

„Gut. Er wird dennoch mißtrauisch geworden sein. Wir müssen ihn unschädlich machen, ehe ihm das Ausbleiben seines Vaters auffällig wird.“

„Er ist Mitverschworener, Majestät.“

„Aktiv oder passiv?“

„Sehr aktiv.“

„Du siehst dies aus diesen Strikturen?“

„Sie bewiesen es bis zur Evidenz.“

„Was enthalten sie überhaupt?“

„Glücklicher Weise Alles, was wir wissen müssen, und vor allen Dingen eine genaue und sehr ausführliche Liste aller Verschworenen, denen bei dem Aufstande eine bedeutendere Aufgabe zufallen soll. Es befinden sich sehr distinkte Namen von Militär und Civil darunter.“

„Wir gehen in das Nebenzimmer, und Du liest Alles vor.“

„Wenden Majestät nicht vorzichen, im Schlosse — —“

„Hier ist keine Zeit zu verlieren, sondern jede einzelne Minute von Werth. Und übrigens weiß ich ja noch nicht, ob ich mich von hier aus direkt nach dem Schlosse begeben kann, oder ob mich die Pflicht nicht vorher an andere Orte ruft. Auch muß Du jetzt zugegen sein, um etwaige Besuche des Jesuiten zu empfangen.“

„Was habe ich zu thun, wenn einer der Verschworenen kommt?“

„Ihn gefangen zu nehmen und hier geheim zu halten.“

Sie begaben sich in den Nebenraum, wo Max die Vorlesung begann. Der Abbé hatte im Vertrauen auf seine Chiffrerschrift über die ganze Entwicklung des Aufstandes, der bereits seit langen Jahren vorbereitet worden war, bis auf den heutigen Tag sehr ausführliche Bemerkungen angesammelt, jedenfalls um später diejenigen seinen Vorgesetzten eingehenden und auf diese Weise seine Verdienste in das gehörige Licht zu stellen. Es fehlte nichts als die diplomatischen Aktenstücke, welche im Geheimen zwischen dem Herzoge von Naumburg und den verschiedenen Mächten gewechselt worden waren. Diese konnten allerdings nicht in dem Besitze des Jesuiten sein.

„Hätte ich diese in den Händen,“ stürnte der König, „so würde ich sie veröffentlichen und damit alle Kabinete brandmarken, welche sich mit dem Verräther in solche Unterhandlungen eingelassen haben.“

„Ein Theil davon wird sich jedenfalls in dem geheimen Archive des Herzogs befinden, und ein großer Theil der andern befindet sich vielleicht in einem Besitze, der mir zur Verfügung steht.“

„Ah! Wie heißt der Besitzer?“

„Nurwan-Pascha, Majestät.“

„Der Kapudan-Pascha des Großherrn? Wie sollte ein türkischer Offizier in den Besitz von Urkunden gelangen, welche die Diplomatie alle Ursache hat zu verbergen?“

„Erstens, Majestät, ist er kein Türke, sondern ein Christ.“

„Ah!“

„Er kennt Norland sogar ganz ausgezeichnet und hat hier seine Jugendzeit verlebt.“

„Interessant!“

„Zweitens ist er ein Todfeind des Herzogs.“

„Konntest Du dies beweisen?“

„Sehr leicht. Majestät kennen die Zigeunerin Zarba, zu welcher er einst in einer Beziehung stand, die ich nicht näher bezeichne.“

„Nun?“

„Nurwan-Pascha hieß einst Kalombo und war Zigeuner. Zarba war seine Braut. Der Herzog, damals noch Prinz, raubte sie ihm und nahm ihn sogar widerrechtlich gefangen. Kalombo floh, kam nach Egypten, ward Seemann und stieg zweimal bis zum Kapudan-Pascha. Majestät erinnern sich noch des Umstandes, daß der Herzog einst zur See gefangen genommen und nach Konstantinopel geschafft wurde?“

„Allerdings. Dieser Streich warf die damaligen Errungenschaften Norlands für einige Jahre über den Haufen.“

„Er wurde eben von diesem Kalombo ausgeführt, und zwar mit einem kleinen Rissandal gegen ein dreimastiges und wohlbewaffnetes Orlogschiff. Erst in Folge dieses Abenteuers wurde der Sultan auf seinen späteren Großadmiral aufmerksam.“

„Das sind ja ganz romantische Komplikationen!“

„Ebenso bemerkenswerth ist der Umstand, daß die Mutter dieser Zarba einst die Geliebte des alten verstorbenen Herzogs von Naumburg war, also zwei Herzöge, Vater und Sohn, und zwei Zigeunerinnen, Mutter und Tochter.“

„Wo befindet sich Zarba jetzt?“

„Ich weiß es nicht. Sie war mit in den Bergen und ist nicht zurückgekehrt, doch gab sie mir den Bescheid, daß sie kommen werde, wenn ihre Stunde geschlagen habe.“

„Woher soll Nurwan-Pascha diese Papiere haben?“

„Das theilte er mir nicht mit. Uebrigens konnte ich aus seinen flüchtig hingeworfenen Bemerkungen eben nur ahnen, daß er Depeschen in den Händen habe, welche sich auf die verrätherische Politik des Herzogs beziehen.“

„Und Du stehst in Verbindung mit ihm? Ich höre doch, daß er bestimmt ist, den Oberbefehl über die inländische Flotte zu übernehmen.“

„Er hat sich hierüber mit keinem Worte geäußert. Wenn er das Kommando wirklich übernimmt, so ist es jedenfalls eine uns feindselige Politik des Sultans, welche ihm die dazu nöthige Dispensation und Erlaubniß ertheilt hat. Dennoch scheint er mehr geneigt zu sein seine eigenen Wege zu gehen, wie ich ihn überhaupt für einen so selbstständigen und stolzen Charakter halte, daß ich annehme, er sei auch als Kapudan-Pascha des Sultans stets gewohnt, nur nach eigenen Intentionen zu handeln.“

„Und es war wirklich Kapitän Sternburg, welchen Du bei ihm trafst?“

„Ja.“

„Intognito?“

„Als sein Diener.“

„Sprachst Du bei dieser Gelegenheit nicht von einer Tochter?“

„Ich habe nicht die Erlaubniß erhalten, die Herzensangelegenheiten meines Freundes zum Gegenstande einer Mittheilung zu machen, aber ich bin Ew. Majestät die Bemerkung schuldig, daß es von Seiten des jungen Sternburg nur die Liebe ist, welche ihn in solche Nähe zu diesem Vater und dieser Tochter brachte, welche allerdings ein Engel, ein fast unvergleichliches Wesen genannt werden muß. Bei dem alten Fürsten von Sternburg aber scheint es anders zu sein. Er hat Nurwan-Pascha in Konstantinopel kennen gelernt und vielleicht auf irgend einem Wege Kenntniß von diesen Absichten zu Süderland erhalten. Dies mag der Grund sein, daß er ihm seine Gastfreundschaft anbot, die Ursache, weshalb Nurwan-Pascha nach Tremona ging und Schloß Sternburg bezog.“

„Das sieht meinem alten ehelichen Sternburg ähnlich. Immer bereit, für mich mit dem Säbel drein zu schlagen, hat er auch stets und überall ein wachsames Auge für meine und Norlands Interessen. Wie gut, daß Du mir den Rath gabst, ihn schleunigst zurückzurufen. Ich stelle ihn an die Spitze meiner Truppen, die ihm ja ihre treffliche Organisation verdanken und treu zu mir halten werden, wenn erst die Böcke von den Schafen getrennt sind.“

„Und Arthur von Sternburg, Majestät?“

„Auch an ihn ist mein Befehl bereits abgegangen. Auf Deinen Rath habe ich unsern Schiffen, welche der Herzog zerstreuen wollte, Kontreordre gegeben. Ich finde in der Liste des Abbé's fast die ganze Kontrakliste an der Seite des Herzogs. Ich spiele die Betreffenden ein und gebe Arthur von Sternburg trotz seiner Jugend den Oberbefehl. Er ist der tüchtigste meiner Marineoffiziere, und was ihm an Erfahrung abgeht, das wird er durch seinen besonnenen Muth und seine Gesinnungstüchtigkeit reichlich zu ersetzen wissen.“

„Das wäre geordnet, und wir könnten nun, mit Ew. Majestät Erlaubniß, an das augenblicklich Nöthigste denken. Das beschlossen Majestät in Beziehung dieser Dokumente zu thun?“

„Ich werde sämmtliche Verschworene sofort gefangen nehmen und nach hier transportiren lassen. Dann hat die Hyder ihre Köpfe verloren und fällt in meine Hände.“

„Könnte nicht bei der Arretur nur treue Beamte betrauen?“

„Und dennoch kann sich Einer unter denselben befinden, in dem Ew. Majestät sich täuschen. Möglicht die Arretur auch nur eines einzigen, so ist es sehr leicht möglich, daß er, um sich zu retten, die Flamme an das Pulverfaß legt, welches ja bereits bis an den Rand gefüllt ist, wie wir leider überzeugt sein müssen.“

„So soll ich die Leute frei lassen?“

„Nein, Majestät. Sie müssen unbedingt schleunigst unschädlich gemacht werden, aber in einer Weise, welche uns vollständige Sicherheit bietet, daß nicht ein Einziger entkommt.“

„Kennst Du eine solche Weise?“

„Ich denke es.“

„Nun?“

Digitized by Google

„Wir arretiren sie selbst, und zwar Alle gleich mit einem Schlage.“

„Ah! Dann müßten wir sie auf irgend einen bestimmten Punkt zu vereinigen suchen?“

„Allerdings.“

„Wo?“

„An ihrem gewöhnlichen Versammlungsort, der Klosterruine.“

„Das wäre allerdings ein ganz vortrefflicher Plan, wenn er ausgeführt werden könnte.“

„Seine Ausführung ist sehr leicht möglich. Dieser Abbé hat ja die Unvorsichtigkeit begangen, ein Konzept seiner ganzen Korrespondenz aufzubewahren. Ersterer kenne ich aus demselben feinen Stil und zweitens habe ich ersehen, daß alle Aufgezeichneten bereits einmal oder öfters die Ruine besucht haben müssen. Mir telegraphirten ihnen und bestellen sie, da es für heut zu spät ist, für morgen um Mitternacht zur Ruine. Sie kommen sicher. Der Ort wird von Militär umzingelt, welches ja der treue Wallroth, der das Terrain bereits kennt, besorgen kann, und so haben wir die Ueberzeugung, daß uns Keiner entkommt.“

„Und die hiesigen?“

„Das sind Fünf, deren Arretur ich selbst und der Vater besorgen können.“

„Gut; so sei es. Schreibe die Depeschen sofort; aber sorge dafür, daß uns Niemand in die Karte zu sehen vermag! Die Arretur des Prinzen werde ich selbst, und zwar gleich, übernehmen. Du, Brandauer, gehst zu Wallroth und siehst, wie es mit dem Hofprediger steht. Sobald Ihr mit diesen Obliegenheiten zu Ende seid, erwarte ich Euch im Schlosse.“

Er verließ den Gasthof und begab sich über den Fluß hinüber nach dem herzoglichen Palais. Dort frug er nach dem Prinzen, welcher einen Theil des Gebäudes bewohnte, erfuhr, daß derselbe anwesend sei, und ließ sich bei ihm melden. Natürlich wurde er sofort empfangen. Der Prinz, welcher seine volle Generalsuniform trug und augenscheinlich zum Ausgehen bereit gewesen war, kam ihm mit gut gegebener Ehrfurcht entgegen.

„Majestät! Welch hohe und unerwartete Ehre! Ich vernahm daß Ew. Königliche Hoheit geruht hätten, mit Papa auszufahren?“

„Ich bin bereits wieder zurück, wie Sie sehen, General.“

„Und der Vater?“

„Es sind sehr wichtige Angelegenheiten, welche ihn veranlaßt haben, sich meiner Bibliothek nicht anzuschließen. Ich kam, um Sie davon zu benachrichtigen und Ihnen bei dieser Gelegenheit einige Mittheilungen zu machen.“

„Ich höre, Majestät!“ antwortete der Prinz.

Er schob dem Könige ein Fauteuil entgegen und wartete, von ihm ebenso zum Platz nehmen eingeladen zu werden, was aber zu seiner Verwunderung nicht geschah. Er mußte stehen bleiben, während der König sich legte und gelassen begann:

„Zunächst einige private Fragen: Sie hatten auf Veranlassung Ihres Vaters eine gewisse Intention in Betreff der hier anwesenden Prinzessin Asta von Süderland?“

Der Prinz erschrak recht sichtlich.

„Majestät!“ war die einzige Antwort, welche er zögernd hervorbrachte.

„Sie dürfen mir offen antworten, denn Sie sehen, daß ich nicht so ununterrichtet bin, wie Sie bisher wohl angenommen haben. Ich weiß sehr genau, daß die Anwesenheit der süderländischen Herrschaften nur allein mit dieser Intention in Beziehung stand.“

„Hat Vater Ihnen die betreffende Mittheilung gemacht?“

„Leider nein, doch bin ich natürlich von anderer Seite unterrichtet worden. Wie weit ist diese Angelegenheit gediehen?“

Die Verlegenheit des Prinzen wuchs.

„Ich muß Ew. Majestät ersuchen, sich mit dieser Frage an den Vater zu wenden, da nur er kompetent ist.“

„Das ist bereits geschehen. Er sieht von dieser Spekulation vollständig ab.“

„Ah! Aus welchem Grunde?“

„Weil es die Ueberzeugung eines jeden guten Unterthanen ist, daß in solchen Angelegenheiten nur der Monarch allein zu bestimmen hat, zumal wenn mit derselben politische Berechnungen verbunden werden, welche die bestehende Ordnung in Gefahr bringen.“

„Majestät erschrecken mich! Ich war allerdings angewiesen, mich Prinzeß Asta zu nähern, habe aber nicht die mindeste Ahnung, was mit diesen politischen Umtrieben gemeint sein könne.“

„So? Auch hier dürfen Sie offen sprechen, denn ich bin in diesem Punkte ganz ebenso au fait wie in dem vorigen.“

„Ich ersuche Ew. Hoheit, mich gütigst zu informiren!“

„Gern! Ich werde es thun, um Ihnen den Beweis zu liefern, daß ich nicht unwissend bin. Ihre projektirte Vermählung mit der Prinzeß sollte den Hof von Süderland bewegen, Ihnen behilflich zu sein, der Thronerbe von Norland zu werden. Meine Absetzung, so, mein Tod war eine ebenso beschlossene Sache, wie die Krönung Ihres lieben Herrn Vaters. Eine Erhebung des Volkes ist eingeleitet und, wie ich gestehe, mit sehr vieler Gewandtheit und Raffinerie. Diese Revolution sollte Süderland die Veranlassung geben, seine Heere, welche sich bereits jenseits der Grenze konzentriren, marschiren zu lassen.“

„Majestät, das ist ja eine ganz wahnsinnige Idee!“

„Allerdings so wahnsinnig, daß Ihre Stimme zittert und Sie vor Erregung erbleichen. Leider sind mir sämmtliche Aktenstücke der Verräther in die Hände gefallen, und ich bin in der Lage, die Schlange, welche mir drohte, unschädlich zu machen.“

Der Prinz war wirklich bis zum Tode erbleicht und mußte alle Kraft aufbieten, um seine Fassung zu bewahren.

„Majestät dürfen vollständig überzeugt sein, daß sowohl ich als auch Papa einer solchen Bewegung, wenn sie in Wirklichkeit existiren sollte, vollständig fern stehen.“

„Von Ihrem Vater bin ich allerdings überzeugt, daß er derselben jetzt ganz und gar ferne steht,“ antwortete der König mit Bedeutung. „Und ich wünschte sehr, diese Ueberzeugung ebenso auch von Ihnen haben zu können!“

„Das dürfen Sie, bei meiner Ehre!“

„Bei Ihrer Ehre? Prinz, bedenken Sie dieses Wort!“

„Ich werde Majestät soviel überzeugen.“

„Wodurch?“

„Ich bitte um die Erlaubniß, Ihnen bei Unterdrückung des Aufstandes mit allen Kräften dienlich sein zu dürfen.“

„Diese Erlaubniß gebe ich Ihnen vollständig, denn ich habe die Meinung, daß Sie mir sehr dienlich sein können.“

„Bestimmen Majestät die Art und Weise!“

„Sie wird nicht eine aktive, sondern eine passive sein, ganz wie bei Ihrem Herrn Papa. Sie werden sich von Allem vollständig fern zu halten haben.“

„Majestät!“

Dem Prinzen schien zu ahnen, welche Passivität der König meinte.

„Ihr Vater ist nämlich Gefangener. Sie sind ganz in demselben Grade kompromittirt wie er. Geben Sie mir die Erlaubniß, Ihre Papiere einer Durchsicht zu unterwerfen?“

„Ew. Hoheit befehlen, und ich gehorche, protestire aber gegen jede Gewaltmaßregel, welche gegen den Vater oder mich angewandt worden ist oder noch angewandt werden könnte!“

„Ich pflege nur solche Maßregeln zu ergreifen, zu denen ich mich befugt und genöthigt sehe.“

„Dabei wäre wohl zu bedenken, daß der hohe Rang der Familie Raumburg in jeder, ich sage, in jeder Lage unbedingt zu berücksichtigen ist!“

„Ich stimme bei. Sowohl die bürgerliche Stellung, als auch der Bildungsgrad und das genossene Vertrauen sind Faktoren, mit denen man ebenso zu rechnen hat, wie mit der Größe der Pflichten, welche eigentlich zu erfüllen waren. Wenn viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert, und der wird auch strenger bestraft, sobald er mit seinem Pfunde sündigte. Kommen Sie in Ihr Arbeitskabinet!“

„Ich gebe mein Ehrenwort, daß nichts zu finden ist, was Veranlassung geben könnte, mich unter eine Anklage zu stellen!“

„Sie gaben bereits vorhin einmal Ihr Ehrenwort und ich war überzeugt, daß Sie die Unwahrheit sprachen.“

„Wie? Majestät nennen mich einen Lügner? Es ist zu bedenken, daß ich mich im Hause Raumburg und inmitten einer Dienerschaft befinde, deren Treue mir die Mittel bietet, jeder Gewalt kräftig entgegen zu treten!“

„Sie wagen es, Ihrem Könige zu drohen? Pah! Ich bin nicht so isolirt, wie Sie meinen dürften. Versuchen Sie den geringsten Widerstand, so sind Sie unrettbar und für immer verloren. Ich kenne allerdings die Gewaltthätigkeiten, welche von jeher im Hause Raumburg verübt worden sind, und habe meine Vorkehrungen so getroffen, daß wenigstens die Majestät hier sicher ist!“

Der Prinz wurde durch diese Worte sichtlich eingeschüchtert; er zögerte, sein Arbeitszimmer zu betreten.

„Wenn Vater sich in Prison befindet, so muß ich fragen, welcher Ort sein unfreiwilliger Aufenthalt ist?“

„Es wird auf Ihr Verhalten ankommen, ob Ihnen darüber eine Mittheilung gemacht werden kann. Ich ersuche Sie zum letzten Male um Vorlegung Ihrer Korrespondenz. Oder wünschen Sie, daß ich Ihre Wohnung polizeilich durchsuchen lasse? Sie sehen, daß ich allerdings geneigt bin, Ihren Rang zu berücksichtigen, indem ich amtliche Hände von Ihnen fern zu halten suche.“

Digitized by Google

„Ich füge mich!“

Sie traten in das Studierzimmer des Generals.

„Setzen Sie sich in diese Ecke, Prinz!“ befahl der König. „Sie erhalten sich nicht eher, als bis ich Ihnen die Erlaubniß dazu ertheile. Im Gegenfalle muß ich die in Bereitschaft stehende Hilfe rufen und kann dann keine Rücksicht mehr walten lassen.“

Der Monarch begann die Untersuchung in der Erwartung, daß er nichts Bedeutendes finden werde, fühlte sich aber sehr bald enttäuscht, denn bereits nach kurzer Zeit kam ihm ein Päckchen Briefe und Aufzeichnungen in die Hand, aus denen die sehr eingehende Betheiligung des Prinzen leicht zu bemessen war.

Dieses stieß es nun mit den Worten: „Ihr Urtheil?“ fragend, „Nur der jugendliche Leichtsinn und das Einwiegen in vollständige Sicherheit konnten diesen offenen Ort zum Aufbewahrungsorte so wichtiger Skripturen wählen. Ein Anderer hätte sie wenigstens in ein verborgenes Fach gelegt, ungefähr wie dieses, welches ich jetzt öffne.“

In demselben fanden sich neue Belege; die vorigen waren jedenfalls vor kurzer Zeit gebraucht und nicht wieder zurückgelegt worden. Der Prinz mußte einsehen, daß ein Leugnen jetzt vollständig unmöglich war. Er schwieg, aber seine Hand lag am Degen, und sein Blick suchte die geladenen Reiterpistolen, welche nebst anderen Waffen an der Wand hingen. Der König bemerkte dies, schien es aber gar nicht zu beachten.

„Sie werden jetzt die Güte haben, mich in das Arbeitszimmer Ihres Vaters zu geleiten. Man muß sehen, ob dort vielleicht ein ähnlicher Fund zu machen ist!“

Die Augen des Prinzen leuchteten auf. Der Befehl des Königs mußte in ihm einen Gedanken erweckt haben, welcher vortheilhaft für ihn war. Er nahm eine kleinmüthige Miene an.

„Majestät, kann ein offenes Geständniß jene Rücksicht erwecken, um welche ich vorhin bat?“

„Allerdings. Doch muß ich bemerken, daß Sie nicht um dieselbe gebeten, sondern sie sehr streng gefordert haben.“

„So bemühen sich Ew. Hoheit mit mir nach den Räumen meines Vaters. Ich werde Ihnen Alles auszuantworten, was auf diese unglückselige Angelegenheit Bezug hat.“

Der König hatte den Blick gesehen. Er trat zur Wand und nahm die beiden Pistolen herab.

„Erlauben Sie vorher, diese Waffen zu mir zu stecken!“

„Sie stehen zur Verfügung,“ meinte der Prinz, und dieses Mal bemerkte der König das höhnische Lächeln nicht, welches über die Züge seines Gegners glitt.

Beide schritten den Korridor entlang nach den Appartements des Herzogs. Die ihnen begegnenden Diener verbeugten sich so tief, daß keiner von ihnen eine Spur des Vorgefallenen in ihren Gesichtern bemerken konnte. Im Arbeitszimmer seines Vaters angekommen, meinte der Prinz:

„Hier ist nichts zu finden, Majestät. Vater pflegt Alles in seinem geheimen Kabinete aufzubewahren.“

„Wo befindet sich dasselbe?“

„Hinter der Bibliothek.“

„So kommen Sie!“

In der Bibliothek angelangt, trat der Prinz an die Wand, nahm ein Buch von seinem Orte und drückte an einem dahinter befindlichen Knopfe. Ein leises Rollen ließ sich vernehmen.

„Was thun Sie?“

„Ich öffne die geheime Thür.“

Er stellte das Buch wieder an seinen Platz und zog das Büchergestell da, wo sich die Thür befand, zur Seite. Die Treppenöffnung wurde sichtbar.

„Bitte, Majestät!“

„Nein, gehen Sie voran!“

„Ganz wie Ew. Hoheit befehlen!“

Er stieg langsam einige Stufen hinab, hart hinter sich den König. Da plötzlich wandte er sich zurück, faßte den letzteren, der sich einen solchen Angriff nicht vermuthet hatte, um die Arme, riß ihn an sich vorüber und schleuderte ihn die Treppe hinab. Er selbst war mit einigen Sprüngen wieder in der Bibliothek, zog in fieberhafter Eile ein zweites Buch hervor, drückte an einem ebenso dahinter befindlichen Knopf und lauschte. Ein ähnliches Rollen ließ sich vernehmen. Seine gespannten Züge legten sich in ein befriedigtes Lächeln.

„Gefangen! Wie gut war es, daß Vater kürzlich die eisernen Fallschieber anbrachte. Ihre zugehörige Nützlichkeit bei einem Falle wie der gegenwärtige, hat sich jetzt gezeigt. Selbst wer den verborgenen Gang kennt, ist rettungslos verloren, wenn er zwischen diese Schieber kommt.“

Er schob die Thür wieder zu, verließ die Bibliothek und trat zu den Schreibtisch seines Vaters.

„Fort mit den Papieren! Und dann muß ich zunächst sehen, welches der Suffurs ist, von dem der König sprach.“

Er öffnete ein Fach des Tisches und steckte einen Pack Schriften zu sich. Dann trat er hinaus auf den Korridor und stieg eine Treppe empor, welche auf das platte, mit einer hohen Steinbalustrade eingefaßte Dach des Palastes führte. Ein Gang um dasselbe genügte, ihm zu zeigen, daß in der ganzen Gegend nicht eine einzige polizeiliche oder ähnliche Person postirt sei.

„Ah, bloße Einschüchterung! Schadet aber nichts; er ist ja gefangen. Aber das ist sicher, daß mir verrathen sind. Es ist kein Augenblick Zeit zu verlieren, und nicht einmal nach dem Aufenthaltsorte des Vaters darf ich forschen. Geh her; dann zur Prinzessin und nachher fort, schleunigst fort und noch heut den Aufstand wach gerufen. Um Mitternacht befindet sich die Residenz bereits in den Händen der Aufständischen und dann kehre ich zurück. Vater wird dann leicht gefunden sein.“

Er stieg hinab in seine Studierstube und schrieb eiligst einige Billets, welche er in Couverts wohl verschloß, und eine Depesche. Diese war an den König von Süderland gerichtet und lautete nur: „Gleich nach Empfang. Naumburg.“

Jetzt klingelte er. Ein Diener erschien.

„Hat der König mit Jemand gesprochen, als er jetzt ging?“ frug er diesen.

„Ich habe die Entfernung der Majestät nicht bemerkt, Durchlaucht,“ lautete die Antwort.

„Aufpassen! Einen König bemerkt man allemal, und Ihr müßtet ja, daß er bei mir war. Diese Billets besorgt Heinrich eiligst an ihre Adresse, und Du nimmst ein Pferd, reitest augenblicklich nach dem ersten Anhaltepunkte der Südbahn und gibst diese Depesche auf. Franz schirrt schnell an; ich fahre zur Prinzessin von Süderland. Du hastest mit Deiner Stellung für die schleunigste Erfüllung dieser Befehle!“

Der Diener entfernte sich. Der Prinz legte seine Uniform ab und kleidete sich in Civil. Ein kleines Handköfferchen nahm die geheimen Papiere und die vorhandenen Gelder auf; dann begab er sich hinab in den Hof.

Der Kutscher schwang sich soeben auf den Bock, und Franz, der Diener öffnete den Schlag, um seinen Herrn einsteigen zu lassen. Der Wagen, welcher natürlich nicht per Bahn übergesetzt werden konnte, rollte der Brücke zu, welche weit oberhalb des herzoglichen Palais über den Fluß führte.

Unterdessen hatte Max seine Depeschen geschrieben und sie aufgegeben. Dann schritt er der Schmiede zu. Die drei Gesellen standen bei der Arbeit; sie mußten fleißig sein, um den fehlenden Meister mit zu ersetzen.

„Was muß nur sein gestern los sein?“ meinte Heinrich, der Artillerist, indem er ein mit der Zange gefaßtes Eisen in die Gluth schob und dann den Blasebalg in Bewegung setzte.

„Halte den Schnapel!“ antwortete Thomas. „Hape etwa ich oder der Baldrian darnach gefragt?“

„Na, man wird doch wohl fragen können, ob —“

„Still, alte Bißgierde! Du hast gar nichts zu fragen ops! Wir haben Ordre zu pariren, den Befehlen zu gehorchen und uns um weiter nichts zu bekümmern. Ueprigens kommt da drüben der junge Herr. Frage nur ihn selber, wenn Du angebonnert werden willst!“

Max trat ein.

„Habt Ihr sehr nothwendig?“ frug er.

„Es gibt viel zu thun,“ antwortete der Obergeselle. „Aber wenn und der Herr Doktor brauchen sollte, so sind wir sehr pereit.“

Max legt die Arbeit weg und ging Euch an. Ihr sollt mir helfen.“

„Was?“

„Einige Leute heimlich arretiren.“

„Ah, wieder Spitzbuben! Gleich fertig, Herr Doktor!“

„Wer zuerst fertig ist, holt den Kutschwagen, mit dem der Meister heut gefahren ist. Er steht bei Eurer Barbara vor der Thür und wird schnell hierher gebracht. Uebrigens muß Alles so gethan geschehen, daß kein Mensch eine Ahnung von dem hat, was wir thun.“

„Zu Befehl, Herr Doktor!“

Max besann sich.

„Halt, noch besser! Ich brauche nur Thomas. Ihr Andern arbeitet fort. Ich werde mehrere einzelne Herren bringen. Sobald sie die Werkstatt betreten haben, faßt und bindet Ihr sie und schafft sie in die Eisenkammer, wie damals den Heldig. Sie werden auf das Strengste bewacht, bis ich weiter über sie bestimme! Es verfleht sich von selbst, daß Ihr dafür sorgt, daß jetzt Niemand, der uns stören könnte, die Schmiede betritt.“

Digitized by Google

Er ging in die Stube zur Mutter. Baldrian und Heinrich arbeiteten mit den Lehrjungen fort. Nach kaum zwei Minuten kam Thomas aus seiner Kammer herab.

„Freue mich wie ein Schneekönig auf dieses neue Apenteuer. Euch aber, Ihr Lehrwupen, sage ich, daß Ihr Euch wacker haltet und den Schnapel nicht austhut, bis Ihr die Erlaubniß bekommt zu reden. Adio!“

Er stieg mit großen Schritten die Straße hinab zu seiner Barbara, die er aber nicht zu sehen bekam, weil er gar nicht eintrat, sondern das Sattelpferd wieder einstränzte, auf den Bock stieg und zur Schmiede zurückkehrte. Max trat heraus und stieg ein.

„Wohin?“ frug Thomas.

„Kriegsminister.“

„Hm!“ machte der Geselle.

Es mochte ihm doch etwas zu ungewöhnlich erscheinen, einen Kriegsminister in die Eisenkammer zu stecken. Er zog an, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Kurze Zeit nachher hielt er vor dem Hotel des Ministers, von dem Max wußte, daß er jetzt nicht im Ministerium beschäftigt, sondern zu Hause anzutreffen sei. Er ließ sich melden und wurde vorgelassen. Der hohe Beamte wußte

Der Redakteur in Verlegenheit. Originalzeichnung von G. Luce.

wie Jedermann, daß der König mit der Familie Brandauer in engem Verkehre stehe, und vermuthete in Folge dessen, daß die Anwesenheit des Schmiedesohnes mit einer nicht unwichtigen Angelegenheit in Verbindung stehe. Daher seine Bereitschaft ihn zu empfangen.

Als Max eintrat befand er sich ganz allein in seinem Gemache.

„Sie sind der Herr Doktor Brandauer?“

„Aufzuwarten, Excellenz.“

„Was bringen oder was wünschen Sie?“

„Ich komme als Beauftragter Sr. Majestät.“

„Ah!“

„Excellenz wissen vielleicht, daß Seine Majestät sich beinahe täglich in unserer Behausung befinden —“

„Allerdings.“

„Majestät wünschen Sie gegenwärtig bei uns zu sehen.“

„Bei Ihnen? Jetzt?“

„Ja.“

„In welcher Angelegenheit?“

„Ob diese Angelegenheit den Kavalleriebeschlag oder Technisches betrifft, weiß ich nicht. Mir wurde nur bedeutet, zu Ihnen zu fahren, um Sie zu einer augenblicklichen Konferenz einzuladen.“

„Mich allein?“

Digitized by Google

„Es werden noch einige sehr hoch gestellte Herren gegenwärtig sein.“

„Sonderbar. Eine Konferenz in der Schmiede! Dürfen Andere davon wissen?“

„Majestät hat mich beauftragt, Ihnen die tiefste Verschwiegenheit zu empfehlen.“

„Sie haben selbst einen Wagen?“

„Ja; er steht Excellenz zu Diensten.“

„Ich komme sofort. Warten Sie hier!“

Der Minister trat in das Nebengemach und kehrte bald in einem wenig auffälligen Anzuge zurück. Er folgte Max nach dem Wagen, und nachdem Beide denselben bestiegen hatten, fuhr Thomas im Trabe nach der Schmiede. Vor derselben angekommen, stieg er ab und öffnete den Schlag; dann trat er hinter Max und dem Minister in das Haus.

„Wo befinden sich Majestät?“ frug der letztere.

„Er wird bald kommen,“ antwortete Thomas. „Warten Sie nur noch ein Viechen!“

Bei diesen Worten faßte er den Minister von hinten. Max griff mit den Gesellen ebenfalls zu; die Lehrjungen brachten die Stricke herbei, und ehe der Gefangene nur zum rechten Bewußtsein seiner so unerwarteten Lage gekommen war, lag er gebunden und geknebelt in der Eisenkammer, deren schwere Thür sich hinter ihm schloß.

Auf diese Weise währte es kaum eine Stunde, so hatte Max die in der Residenz wohnenden und auf der Liste angegebenen Verschworenen beisammen, ausgenommen den Hofprediger, zu dem er sich auch noch begab. Eben stieg er aus dem Wagen, als er seinen Vater daherkommen sah. Dieser beschleunigte seine Schritte und frug, als er mit ihm in den Flur trat:

„Wie weit bist Du?“

„Fertig, bis auf diesen Einen. Die Depeschen sind besorgt und die Männer gefangen. Und Du?“

„Ich habe bisher vergebens auf den König gewartet. Er wollte Prinz Raumburg gefangen nehmen; es wird ihm doch nicht ein Unglück passirt sein? Es ließ mir keine Ruhe; ich mußte Walkroth und Dich suchen.“

„Wenn er noch nicht da ist, muß allerdings irgend eine Störung oder etwas Aehnliches zu Grunde liegen, und —“

Er wurde durch den Eintritt eines Mannes unterbrochen, welcher schnell an ihnen vorüber wollte. Er trug Raumburgische Livree.

„Wo wollen Sie hin?“ frug Max.

Der Mann besah sich den Frager, und da derselbe anständige Kleidung trug, würdigte er ihn einer Antwort:

„Zum Herrn Hofprediger.“

„Was wünschen Sie bei demselben?“

„Gehören Sie zu ihm?“

„Ich habe Alles Eingehende zu empfangen.“

„Hier ist ein Billet Abgegeben zu empfangen.“

„Müssen Sie es eigenhändig überreichen?“

„Das ist mir nicht ausdrücklich anbefohlen.“

„Von wem ist es?“

„Von Seiner Durchlaucht, General von Raumburg.“

„Ah; kommen Sie mit!“

Sie nahmen den Diener mit in das Zimmer, in welchem sich der Major befand.

„Ein Billet des Prinzen Raumburg an den Hofprediger,“ meldete Max an Walkroth. „Ich werde es erbrechen.“

Er las es und reichte es dann dem Major und dem Vater entgegen. Es enthielt folgende Zeilen:

„Wir sind verrathen, doch ist noch nichts verloren. Zwar hat der König auf unbegreifliche Weise Alles erfahren, aber ich halte ihn in unserem Palais gefangen, eile jetzt zur Prinzessin, um deren Person in Sicherheit zu bringen, und verlasse die Stadt. Lassen Sie gegen Abend Ihre Leute los. Um Mitternacht werden die Südertander die Grenze überschreiten, wie ich telegraphisch befohlen habe. Und meine weiteren Depeschen werden bis morgen den Aufstand über das ganze Land verbreiten. R.“

Max wandte sich an den Diener:

„Sie hatten mehrere Karten abzugeben?“

„Ja.“

„An wen?“

„Sie sehen ein, daß ich dies verschweigen muß. Ich bin Diener. Warum lasen Sie dieses Billet, ehe es in die Hände des Herrn Hofpredigers gekommen ist?“

„Meine Anstellung gibt mir das Recht dazu. Sie hatten auch ein Billet an den Herrn Kriegsminister?“

„Allerdings.“

Max nannte auch die Namen der Uebrigen her, welche er gefangen genommen hatte, und erhielt dieselbe Antwort.

„Welche haben Sie bereits abgegeben?“

„Erst das Ihrige. Ich habe meinen Gang erst begonnen.“

„Der Herr General befindet sich bei der Prinzessin von Süderland?“

„Er fuhr soeben zu ihr.“

„Sie haben also die andern Billets noch bei sich?“

„Ja.“

„Zeigen Sie her! Ich werde sie selbst besorgen.“

„Darf ich dies?“

„Sie dürfen. Hier haben Sie.“

Er griff in die Tasche und reichte dem Lakaien ein Geldstück hin, gegen welches dieser die Billets aushändigte. Er war froh, des weiteren Weges überhoben zu sein, und entfernte sich.

„Also gefangen!“ rief jetzt der Schmied. „Wie bringen wir ihn los?“

„Er steckt vielleicht in dem Gange,“ meinte Max.

„Unmöglich. Er würde unbedingt das Fenster finden.“

„Wenn sich nicht eine Vorrichtung da befindet, durch welche dieser Weg verperrt wird.“

„Wir müssen hin.“

„Nicht sofort. Sein Leben scheint mir nicht bedroht. Die Hauptsache ist, daß wir den Prinzen in unsere Hand bekommen, damit er nicht noch größeres Unheil anstiftet. Major, Du bleibst hier. Du, Vater, eilst zur Schmiede, um die Gefangenen zu bewachen und — — —“

„Welche Gefangenen?“

„Den Kriegsminister und so weiter. Ich habe sie in der Eisenkammer untergebracht, weil auf diese Weise Alles geheim abgemacht werden konnte. Schicke sofort alle drei Gesellen nach dem Palais der Prinzessin, vor welchem sich mit ihnen zusammenkommen werde. Aber schnell!“

Der Schmied eilte nach Hause, und Max begab sich nach dem Flusse, an welchen der Garten des Palais stieß. Er rekognoscirte zunächst die Vorderfronte des Hauses und bemerkte den herzoglichen Wagen vor dem Portale; der Prinz mußte also noch anwesend sein. Dann schritt er um das Gebäude herum und längs der Gartenmauer hin.

Diese bestand aus durchbrochener Ziegelarbeit, welche von Zeit zu Zeit von hohen Eisengittern unterbrochen war. Man konnte also von außen in den Garten sehen, doch war die Freiheit des Blickes sehr durch viele und dichte Baumgruppen beeinträchtigt. Er hatte keine Hoffnung, etwas auf sein Vorhaben Bezügliches zu bemerken, da aber vernahm er hinter der Mauer eines Gartenhäuschens eine Stimme, welche er als diejenige des Prinzen erkannte, und zu gleicher Zeit erblickte er weiter oben die drei Gesellen, welche wie unbefangene Spaziergänger herbeigeschlendert kamen.

Max gab ihnen einen Wink und wußte, daß sie ihn verstehen würden. Ein Blick rund umher belehrte ihn, daß er nicht beobachtet werde. Er streckte also die Arme aus — ein Aufschwung, ein leiser Absprung, und er stand im Garten, hart neben dem Häuschen. Die Worte, welche in demselben gesprochen wurden, konnte er sehr deutlich vernehmen, obgleich sich die beiden Personen einer halblauten Sprache befleißigten. Es war eine weibliche und eine männliche Stimme. Die letztere sprach soeben:

„Nun wohl, Königliche Hoheit, so muß ich aufrichtig sein! Sie müssen unverzüglich mit mir die Stadt und dann auch vielleicht das Land verlassen, denn noch heute Abend wird der Belagerungszustand über unsere Residenz verhängt sein.“

„Sie sprechen wie ein Träumender, Prinz!“

„Meine Worte mögen so klingen, aber ich wache dennoch und bin noch nie so nüchtern gewesen wie im gegenwärtigen Augenblicke. Heute um Mitternacht werden die Truppen Ihres königlichen Bruders die Grenze unseres Landes überschreiten — —“

„Unmöglich!“

„Und dennoch sehr wahr!“

„Was könnte meinen Vater bewegen — —“

„Es gibt sehr triftige Gründe.“

„Dann würde er mich zurückgerufen haben, um meine Freiheit nicht in Gefahr zu bringen.“

„So war es auch vorher berechnet. Aber es sind die Umstände so plötzlich und so zwingend hereingebrochen, daß Ihre zeitige Zurückberufung unmöglich ist. Heut Abend wird sich das nordländische Volk erheben, um den Herzog von Raumburg als seinen König zu erklären — — —“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 47. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman
von
Carl May.
(Fortsetzung.)

„Ah!“ klang es erschrocken.

„Ihr Vater läßt marschiren, um die Thaten des Herzogs zu unterstützen — — —“

„Ah! Also — — ob, ich errathe!“

„Der bisherige König befindet sich bereits in meiner Gefangenschaft und wird — — —“

„Prinz!“ rief sie.

„Was?“

„Ich sehe jetzt klar. Antworten Sie mir! Ihre politischen Berechnungen bezogen sich auch ein wenig auf meine Person?“

„Ein wenig? Ja, die politischen, desto mehr aber die Berechnungen meines Herzens, und ich — —“

„Bitte, hören Sie mich! Ich bin die Tochter eines Königs und habe bei der Wahl meines Gatten mehr zu berücksichtigen, als eine Dame anderen Standes; aber das steht fest: meine Hand wird nie einem Manne gehören, der nicht meine vollste Hochachtung, mein vollstes Vertrauen, und die ganze Liebe meines Herzens besitzt. Finde ich eine Person, der ich Alles dies zu widmen vermag, so will ich sogar auf meine angestammten Hoheitsrechte verzichten, wenn er einem sogenannten niederen Stande angehört, und nur ihm allein und seinem Glücke leben. Sie haben nicht den geringsten Grad meiner Zuneigung besessen; Ihre Stellung forderte mich zur Achtung auf, jetzt aber erkenne ich in Ihnen den niedrigsten Charakter, der mir nur begegnen konnte; Sie sind ein Hochverräther, Sie werfen sogar auf mich den Schmutz, der Ihnen anhaftet, denn während ich hier die höchste Gastfreundschaft genieße, wird dieselbe auf Ihre Veranlassung hin von den Meinigen mit dem schändesten schwärzesten Undanke belohnt. Hören Sie was ich Ihnen zu sagen habe: Ich hasse, nein, ich verachte Sie! Gehen Sie sofort aus meinen Augen, sonst rufe ich meine Dienerschaft und lasse Sie wie einen Vagabunden auf die Straße bringen!“

Auf diese gebarnischte Antwort blieb es einige Augenblicke ruhig, dann erklang die Stimme des Prinzen in jenem heiseren Tone, der die Folge einer Anstrengung der ganzen Selbstbeherrschung ist:

„Dies ist Ihre letzte, Ihre einzige Entscheidung, Prinzeß?“

„Meine einzige!“

„So will auch ich meine Entscheidung sagen! Ich liebe sie; ich bete Sie an, und Sie werden meine Frau, ganz gleich, ob Sie wollen oder nicht. Wir müssen und wir werden siegen, und für diesen Fall habe ich das mündliche und schriftliche Versprechen Ihres hohen Vaters, daß Sie meine Gemahlin werden. Sie werden sich unter der Strenge der Politik zu beugen haben wie schon hundert andere Frauen königlichen Geschlechtes, die dann immer noch Befriedigung ihres Herzens fanden.“

„Unmöglich. Bei der ersten Ihrer Berührungen würde ich mich tödten.“

„Lassen wir dies dahingestellt sein! Ich habe Sie jetzt nur endgiltig zu fragen, ob Sie die Stadt augenblicklich verlassen wollen.“

„Nein; ich bleibe!“

„Sie setzen sich der größesten Gefahr aus.“

„Das will ich. Ich habe zu beweisen, daß ich mit Ihrem Verrathe nicht in der mindesten Gemeinschaft stehe.“

„So werde ich dafür sorgen, daß man Ihnen eine Sauvegarde vor die Thür stellt.“

„Ich würde dieselbe fortweisen und mich nur von Denen beschützen lassen, welche für Den kämpfen, dessen Gastfreundin ich bin. Jetzt gehen Sie. Ich habe keinen Augenblick mehr für Sie übrig!“

„Wirklich?“ klang es halb erregt und halb in kaltem Hohne. „Hassen und verachten Sie mich in Wahrheit so sehr? Würden Sie wirklich bei der ersten meiner Berührungen sterben?“

„Ich würde mich tödten!“

„So will ich Ihnen das Gegentheil beweisen und Ihnen jetzt einmal im Voraus zeigen, welche Rechte mir später zur Verfügung stehen werden. Ich bitte um einen Kuß, Hoheit!“

„Frecher! Gehen Sie!“

„Einen Kuß!“

„Ich rufe um Hilfe!“

„Das wird Ihnen nichts nützen, denn ehe eine dieser dienstbaren Kreaturen kommt, wird der Kuß bereits mein geworden sein. Also!“

Man vernahm ein Geräusch, als ob der Prinz sich von seinem Sitze erhebe und sich der Prinzessin nahe. Im Nu stand er unter dem Eingange des Gartenhäuschens. Mit einer tiefen stummen Verbeugung die vor Erregung übergluhten Dame grüßend, wandte er sich direkt an den Prinzen:

„Excellenz, verzeihen Sie, daß die „dienstbare Kreatur“ bereits da ist, noch ehe Sie Ihren frechen Raub ausgeführt haben!“

93

Digitized by Google

„Ah, der Schmiedejunge!“ entfuhr es den Lippen des Angeredeten, der überrascht einen Schritt zurückfuhr.

„Allerdings, mein Herr; doch habe ich mich dieser Abnamung augenscheinlich weniger zu schämen als Sie, sich der Ihrigen, da ich von mir sagen darf, daß ich mir Mühe gegeben habe, ihr Ehre zu machen, während bei Ihnen ganz das Gegentheil stattfindet.“

„Mensch! Hund!“

„Ganz nach Belieben! Aber der Schmiedejunge wagt es doch, Platz zu nehmen bei zwei Personen so hoher Distinktion, weil er weiß, daß ein Junge zuweilen achtbarer ist als ein Prinz.“

„Schuft mit Dir, Gesindel!“

„Ich habe ganz im Gegentheile sehr mit Ihnen zu sprechen, ersuche Sie aber, sich einer anständigeren Ausdrucksweise zu bedienen, da dies ganz in Ihrem eigenen Interesse liegt, weil ich, hören Sie wohl, Prinz, weil ich Ihr Schicksal in meinen Händen halte!“

„Du — Sie, in Ihren Händen?“

„Ja. Hören Sie! Sie sagten, die Armee Süderlands werde heut noch marschiren, und ich sage, daß sie geschlagen wird. Sie sagen, daß der König Ihr Gefangener sei, und ich sage, daß ich sein Gefangniß kenne; es ist der Gang, welcher aus der Bibliothek Ihres sehr erlauchten Vaters die unter die Gartentreppe führt. Ich werde ihn befreien.“

Bei diesen Worten beobachtete er den Prinzen und sah aus dem Zucken der Augen desselben, daß er sich nicht geirrt habe. Er sahr fort:

„Sie sagen, daß sich noch heut das Volk erheben werde, und ich verneine dies, denn die Befehle zu dieser Erhebung sind von mir aufgefangen worden. Sie befinden sich in meinen Händen.“

„Lügner!“

Max griff ruhig in die Tasche.

„Hier sind Ihre Billets. Sie werden Ihre Handschrift kennen, wie sich vermuthen läßt. Die Herren Adressaten befinden sich bereits in meiner Gefangenschaft. Nicht wahr, es ist sehr zu verwundern, daß ein „Dumm“, ein „Mensch“, ein „Schmiedejunge“ es wagt, zum Beispiel einen Kriegsminister zu arretiren. Der stumme Herr Hofprediger und dieser Herr Bauernfänger werden bereits gestern Abend von dem Knaben selbst arretirt. Ich habe alle Ihre Depeschen und Aktenstücke dechiffrirt und vermuthe, daß dieser kleine Koffer, welcher jedenfalls Ihnen gehört, noch mehr Beweisstücke in meine Hand liefern wird.“

Der Prinz zitterte vor Ueberraschung.

„Und wenn dies Alles wahr ist, was Sie sagen, so sind dennoch alle Ihre Mühen und Entdeckungen fruchtlos. Den König werden Sie nicht finden; das Volk wird doch aufstehen, und nun, da es so steht, werde ich die Stadt nicht verlassen, sondern jetzt gleich, unverweilt die Meinigen zu den Waffen rufen!“

„Das werden Sie nicht, denn Sie sind mein Gefangener!“

„Ich? Ihr Gefangener! Mensch, Sie sind wahnsinnig!“

„Das zu denken steht Ihnen ja frei. Aber Sie dürfen mir glauben, daß sich das Volk wirklich nicht erheben wird, denn alle Häupter des Aufstandes, welche wir in der Liste des Vater Valerius verzeichnet fanden, gehen in diesem Augenblicke einer strengen Bestrafung und wenigstens einer lebenslänglichen Gefangenschaft entgegen. Auch darüber, daß Sie mein Gefangener sind, kann kein Zweifel herrschen. Ihrem Aufstande hat nur der Schmiedejunge mit einem seiner Gesellen gegenüber gestanden; aber er ist bisher Sieger gewesen und wird auch ferner Sieger bleiben. Ich verhafte Sie im Namen meines Königs!“

„Wirklich eine ganz ergötzliche Komödie. Wollen Sie heut vielleicht die Prophezeiung jener alten Zigeunerin, welche mir einst trafen, in Scene setzen? Es war da wohl von Königskronen, von einer wunderherrlichen Königin und von einem Hammer die Rede, mit welchem Sie sich ein Scepter erringen würden!“

„Sie trachten nach einem Scepter; den Hammer habe ich in der Hand. Vielleicht schlage ich Ihnen mit demselben das Scepter aus der Faust.“

„Wohlan, versuchen Sie es! Uebrigens wissen Sie zu viel von uns, als daß ich mich Ihres Schweigens nicht versichern sollte. Sie zwingen uns, schneller zu beginnen als wir wollten, und so soll der Anfang auch gerade bei Ihnen gemacht werden!“

Er riß ein Terzerol aus der Tasche — zwei Schreie erklangen. Der eine kam von den Lippen der erschrockenen Prinzessin, welche eine Bewegung machte, sich zwischen die Feinde zu werfen, dieselbe aber nicht auszuführen vermochte. Der andere erklang vom Munde des Prinzen selbst, es war ein Schmerzensschrei: denn noch ehe er losdrücken vermochte, hatte Max die Hand sammt der Waffe mit solcher Stärke gepackt, daß sie wie in einem eisernen Schraubstocke lag.

„Bitte, königliche Hoheit, haben Sie keine Sorge, es soll vor Ihren Augen kein Tropfen Blut fließen!“

Er packte auch den andern Arm des Prinzen.

„Gehen Sie sich freiwillig gefangen?“

„Nein und tausendmal nein. Ich werde um Hilfe rufen, wenn Sie nicht loslassen!“

„Rufen Sie!“

„Hil — —!“

Er hielt mitten im Rufe inne, weil er sich bereits gerettet fühlte, da er deutlich hörte, daß sich mehrere Personen über die Mauer schwangen. Die drei Gesellen erschienen am Eingange, und Thomas war der erste, welcher eintrat.

„Was gipt es denn zu schreien, da hier? Ah, der Herr General von der Artillerie! Sollen wir ihn zusammenwickeln, Herr Doktor?“

„Ja.“

„Zu Befehl! Komm mein Söhnchen und laß Dich umärmeln!“

„Fort von hier!“ gebot der Prinz. „Ich rufe die Schiffer herbei, Ihr Mörder!“

„Soll ich ihm eins gepen, Herr Doktor?“

„Ja.“

„Zu Pefehl! hier; wohl pekomme!“

Er traf mit seiner Faust den Prinzen so vor die Stirn, daß dieser bewußtlos zusammensiel.

„Was nun, Herr Doktor?“

Max wandte sich an die Prinzessin:

„Verzeihung, königliche Hoheit, daß mir die Umstände nicht gestatteten, dem Auge eines Engels eine solche Scene zu verhüllen. Ich fühle die Verpflichtung, Ihnen vollständige Aufklärung zu geben und bitte nur um die Erlaubniß, meinen Arrestanten, noch ehe ihm das Bewußtsein wiederkehrt, fortzuschaffen.“

„Thun Sie es!“

„Binde ihn fest; gebt ihm einen Knebel, daß er nicht sprechen kann, und tragt ihn zum Meister, der ihn zu den Andern stecken mag!“

„Aber wie sollen wir ihn fortpringen?“ frug Thomas. „Es darf ihn doch Niemand zu sehen pekommen.“

„Dort am Gemächshause lehnt eine Trage, und hier bei den Frühbeeten liegt Stroh. Wickelt ihn so ein, daß seine Glieder vollständig verhüllt sind; dann wird es gehen.“

Jetzt erhob sich die Prinzessin von dem Sitze, auf welchen sie niedergesunken war.

„Mein Herr, ich sehe noch nicht klar, aber ich fühle, daß Sie das Richtige thun und werde Ihnen behilflich sein. Hier ist der Schlüssel zum Gartenthore, welches nach dem Flusse führt.“

„Danke, Hoheit!“

Er nahm den Schlüssel und übergab ihn Thomas.

„Sucht zuvor einmal die Taschen des Gefangenen durch nach Papieren und dem Schlüsselchen zu diesem Koffer.“

„Hope hin pereits, Herr Doktor. Hier ist er.“

„Und hier ist eine Brieftasche.“

„Weiter nichts?“

„Nein.“

„Dann fort mit ihm! Werdet Ihr es fertig bringen, ohne daß es auffällig wird, Balvrian?“

Dieser nickte bedächtig.

„Das ist am Pen!“

Sie entfernten sich mit dem Prinzen, wickelten ihn in das Stroh, banden ihn auf die Tragbahre und trugen ihn davon.

Jetzt befand sich Max mit Derjenigen allein, deren Bild sich ihm bis in die tiefste Tiefe seines Herzens und Lebens eingeprägt hatte. Er fand vor ihr so schön und stolz und doch so bescheiden und ergeben; sie sah es und fühlte, ohne es sich zu gestehen, daß ihr Auge noch keinen Mann gesehen habe, den sie mit ihm vergleichen könne.

„Hoheit — —!“

„Bitte, nehmen Sie Platz!“

„Ich gehorche!“

„Ihr Name ist Brandauer!“

„Ja.“

„Seine Majestät, der König, verkehren viel und freundlich in Ihrer Familie?“

„Ich bin so glücklich, dies behaupten zu können.“

„Ich beneide Sie, denn der Vater Ihres Landes ist ein Mann, dem ich meine vollste Hochachtung und Theilnahme solle. Sie handelten jedenfalls gegenwärtig in seinem Auftrage?“

„So ist es. Königliche Hoheit gestatten mir eine kurze Darstellung der Lage. Zwar marschiren die Truppen Süderlands bereits gegen uns, aber ich weiß, daß ich mit Vertrauen sprechen darf.“

Digitized by Google

„Sie dürfen es. Ich werde Norland nicht eher verlassen, als bis dieser unglückselige Zwist beseitigt ist."

„Ich war in der letzten Theil Ihrer Unterredung mit dem General anzuhören, und kann nicht umhin, Ihnen meine Bewunderung der edlen Gesinnungen auszudrücken, welche aus Ihren Worten sprach. Sie dürfen versichert sein, daß weder feindselige politische noch kriegerische Verhältnisse auf Ihre gegenwärtige Situation oder das Vertrauen meines Königs für Sie von Einfluß sein werden. Er fühlt sich hoch beglückt durch Ihre Gegenwart, bedauerte herzlich Ihre unfreiwillige Rast in Alvsnäs und wird Ihrem jetzigen Aufenthaltsort unter allen Umständen die Eigenschaft eines Sanktuarium ertheilen, besten Frieden nicht gestört werden darf. Doch, ich beginne."

Er begann eine Auseinandersetzung der Verhältnisse, deren Opfer sie hatte werden sollen. Zwar verschwieg er Manches, dessen Erwähnung ihm nicht geboten zu sein schien, aber sie erhielt doch ein lebendiges Bild von dem, was sie wissen sollte, und ihr Ohr lauschte auf den wohlklingenden Ton seiner Stimme, während ihr Auge an seinen männlich schönen Zügen hing, auf denen der Einfluß der ihn beherrschenden Empfindungen deutlich zu lesen war.

„Ich danke Ihnen," meinte sie, als er geendet hatte. „Ohne es zu wollen, haben Sie mir einen Einblick in Ihr Herz gegeben, welches warm und treu für die Sache des Rechtes und für den König schlägt, der Ihnen nicht blos Herrscher, sondern auch Freund und Vater ist. Gestatten Sie mir bei dieser Veranlassung der Beobachtung, von welcher Sie vorhin sprachen, und geben Sie mir die angenehme Hoffnung, daß es mir ermöglicht sein werde, Sie gegenwärtig nicht zum letzten Male bei mir zu sehen."

„Eine leichte flüchtige Röthe glitt bei den letzten Worten über ihre Wangen, und ihr kleines warmes Händchen, welches sie ihm entgegenreichte, ruhte einen Augenblick länger, als es nöthig gewesen war, in seiner Linken. Ihn durchzuckte eine Berührung, mit einer noch nie empfundenen Seligkeit. Er hatte sich zu ihren Füßen niederwerfen und ihr gestehen mögen, daß jeder Pulsschlag seines Herzens ihr gehöre, aber er drängte die aufwallenden Gefühle, welche ja nicht die mindeste Hoffnung auf Erwiderung haben konnten, zurück und antwortete:

„Wenn Hoheit den „Schmiedejungen" mit dem Befehle vor Ihnen zu erscheinen beauftragen, so wird er glücklich sein gehorchen zu dürfen."

Er hatte doch etwas wärmer gesprochen, als es seine Absicht war. Sie lächelte.

„Ich befehle nicht, sondern ich bitte, Herr Doktor, und gestehe zugleich, daß diesem „Schmiedejungen" hier nicht die Idiosynkrasie begegnen wird, welche der herzoglichen Prinz gefunden hat. Ich wünsche natürlich sehr, mit den Ereignissen des Tages bekannt erhalten zu werden, und da Sie in so naher Beziehung zu Ihrem Könige stehen, sehe ich in Ihnen die geeignetste Person, mir diese Bekanntschaft zu ermöglichen. Kommen Sie also, so oft es Ihnen nöthig oder genehm erscheint. Sie sind zu jeder Zeit willkommen. Doch, sagten Sie vorhin nicht, daß Sie wüßten, wo der König zurückgehalten wird?"

„Allerdings. Ich ahnte es zwar nur, habe aber aus der Miene des Prinzen gelesen, daß meine Vermuthung richtig ist."

„Sie sprachen von einem verborgenen Gange?"

„Welcher wirklich existirt. Ich kenne ihn genau. Ich entdeckte ihn einst zufälliger Weise und benutzte ihn, den Herzog in seinen verrätherischen Machinationen zu belauschen. Es muß sich aber doch eine Vorrichtung dort befinden, welche ich nicht bemerkt habe, sonst könnte der König nicht eingeschlossen werden."

„Sie werden ihn befreien!"

„Gewiß."

„Nehmen Sie Militär oder Polizei zu Hilfe?"

„Keines von beiden. Was wir bisher gethan haben, ist so geheim und unbemerkt geschehen, daß Niemand eine Ahnung von der entsetzlichen Gefahr hat, welche über Norland schwebt, und wir stehen unter Umständen, welche mir gebieten, diese Vorsicht festzuhalten."

„Aber Sie allein — werden Sie es fertig bringen?"

„Nein. Ich bedarf der Hilfe, weiß aber nicht, ob sie mir von der Seite, wo ich sie zu erbitten habe, gewährt wird oder vielmehr gewährt werden darf."

„Ganz gewiß. Jeder rechtlich Denkende muß und wird Ihnen beistehen. Darf ich fragen, an wen Sie sich wenden werden?"

„An Sie allein, Hoheit."

„An mich?" frug sie verwundert. „Wie könnte ich Ihnen bei der Befreiung des Königs von Nutzen sein? Ich bin kein Mann und hier übrigens ohne allen Einfluß."

„Es kommt mir nur darauf an, Zutritt in die Bibliothek des Herzogs zu erhalten und mich dort eine kurze Zeit lang ungestört verweilen zu dürfen."

„Ah, ich errathe! Aber ist meine Lage nicht eigentlich interessant? Mir sind überzeugt, daß Silberland soeben begonnen hat, seine Feindseligkeiten gegen Norland zu eröffnen, und ich, eine Tochter des Königshauses von Silberland, soll den König von Norland aus einer Lage befreien helfen, welche den Meinen die beste Aussicht auf Sieg gewährt! Was würden Sie an meiner Stelle thun?"

„Sicher ganz dasselbe, was Sie zu thun bereits fest entschlossen sind."

Ihre beiderseitigen Blicke trafen sich mit einem Verständniß, welches die Prinzessin abermals leicht erröthen ließ. Sie reichte ihm zum zweiten Male ihre Hand entgegen, die er an seine Lippen zu ziehen wagte.

„Ich sehe, wir verstehen uns! Der Herzog von Naumburg hat mir häufig erlaubt, einige Bücher von ihm zu entnehmen, Herr Doktor; ich möchte mir dieselben holen. Da ich aber keine sehr bedeutenden literarischen Kenntnisse besitze, so bedarf ich eines Mannes, der mir bei der Auswahl behilflich ist. Ich lasse anspannen. Wollen Sie mich begleiten?"

„Ich gehorche gern," lächelte er.

„So kommen Sie."

Sie verließen den Pavillon um sich nach dem Hause zu begeben, gerade zur rechten Zeit, um Thomas zu bemerken, welcher durch das Thor in den Garten trat. Er hatte die Tragbahre auf der Schulter und kam mit langen Schritten auf die Beiden zu.

„Was gelungen?" frug Max.

„Zu Befehl, Herr Doktor."

„Und Niemand hat unterwegs etwas bemerkt?"

„Kein Mensch, Herr Doktor. Der Prinz steckt bei den andern Spitzbuben."

„Schön. Ist sonst etwas Neues vorgekommen?"

„Nichts besonderes weiter, als daß ich dem Fritz eine Backpfeife gegeben habe, weil er mir über meine Tapakspüchse gerathen ist. Mamsell Prinzessin, hier haben Sie Ihren Schlüssel wieder!"

„Danke, mein Lieber, Sie gehen wieder durch das Thor, und ich werde hinter Ihnen verschließen."

„Zu Befehl, meine beste Fräulein Prinzessin! Haben Sie mir sonst noch etwas zu bemerken, Herr Doktor?"

„Ja. Du gehst schnell nach Hause und holst den kleinen Dietrichring und ein kleines aber festes Stemmeisen. Ich gebrauche Beides vielleicht. Beides legst Du in dieses Körbchen, aus welchem der Meister die Papiere nimmt, und bringst es mir hier vor das Portal. Doch gehe schnell!"

„Bin schon bereits darüber. Empfehle mich!"

Er stieg eiligst davon.

Kaum eine halbe Stunde später fuhr die Equipage der Prinzessin am Palaste des Herzogs vor und wurde von einigen Dienern empfangen, unter denen sich auch derjenige befand, welcher die Billets seines Herrn so pflichtgetreu besorgt hatte. Er erkannte Max wieder.

„Ihre Billets sind ausgehändigt worden," benachrichtigte ihn der Letztere. „Ist Durchlaucht, der Herzog zu sprechen?"

„Er ist ausgefahren und noch nicht zurückgekehrt."

„Aber der Haushofmeister?"

„Ist zugegen."

„Führen Sie uns nach dem Salon, und rufen Sie ihn!"

Sie wurden nach dem Empfangssaale gebracht, in welchem augenblicklich der Genannte erschien. Prinzeß Rita brachte ihren Wunsch vor, welcher dem Hausbeamten natürlich als ein Befehl galt. Er erklärte sich bereit, die Herrschaften zur Bibliothek zu geleiten.

„Wo liegt diese?" frug Rita.

„Gerade gegenüber, neben dem Arbeitskabinete Seiner Durchlaucht."

„So können Sie sich ja nicht irren, Herr Doktor," meinte sie zu Max und sagte, zu dem Hausbeamten gewendet, hinzu: „Gestatten Sie diesem Herrn auszuwählen; denn ich hoffe nicht, daß Sie mich hier zur Einsamkeit verdammen werden!"

Der Mann war ganz entzückt, von der Prinzessin in dieser Weise ausgezeichnet und zu einer Unterhaltung eingeladen zu werden. Er geleitete Max zur Bibliothek und ließ ihn dann, zur Prinzessin zurückkehrend, allein.

Zunächst versicherte sich Max daß er wirklich unbeobachtet sei; dann öffnete er die geheime Thür zu dem Gange und zog sie aus Vorsicht wieder hinter sich zu. Einige Stufen abwärts vernahm er ein Geräusch, als ob Jemand an einem eisernen Gegenstande arbeite. Er stieg hinab und tastete an den Fallschirm, von dessen Dasein er

Digitized by Google

bisher nichts gewußt hatte. Sofort hörte das Geräusch hinter demselben auf.

„Majestät, sind Sie es?"

„Ja. Wer ist da?"

„Max Brandauer."

„Ah, Gott sei Dank! Ich hatte auf Dich gerechnet. Kannst Du mich befreien, aber ohne Aufsehen?"

„Ich hoffe es."

„Kennst Du diese beiden Eisenwände bereits?"

„Nein. Also zwei sind es?"

„Ja; eine vor mir und eine hinter mir."

„In welcher Entfernung von einander?"

„Zwölf Schritte ungefähr."

„Auf welcher Richtung sind sie vorgeschoben?"

„Von oben herabgefallen."

„Sie stehen jedenfalls mit einem Mechanismus in Verbindung. Welche fiel zuerst nieder?"

„Die nach dem Garten zu war schon nieder, als ich den Gang betrat. Ich ließ den Prinzen vor mir gehen; er faßte mich aber plötzlich, warf mich die Stufen hinab und sprang in die Bibliothek zurück. Noch ehe ich mich aufraffen und ihm folgen konnte fiel die andere herab, und ich war eingeschlossen."

„Jedenfalls hat er die erstere herabgelassen, noch ehe der Gang betreten wurde. Haben Sie nichts bemerkt, Majestät? Um den Gang zu öffnen, brauchte er nur ein Büchergestell abzurücken. Hat er noch eine andere Bewegung vorgenommen, einen anderen Griff gethan?"

„Ja. Links an diesem Gestell, welches sich nachher bewegte, zog er ein Buch aus dem Fache und drückte an einem Knopfe, worauf ein Rasseln zu hören war."

„Ganz so, wie ich vermuthe. Dies war vor dem Eintritte in den Gang, den er dadurch nach außen hin abgeschlossen hat. Dann hat er Ihnen jedenfalls durch einen zweiten Knopf den Weg nach rückwärts abgeschnitten. Bitte, verhalten Sie sich ruhig. Ich werde nachsehen."

„Wie kommst Du hierher? Du mußt Dich doch jedenfalls allein in der Bibliothek befunden?"

„Allerdings. Ich habe den Prinzen gefangen genommen."

„Ah! Tüchtiger Kerl! Weiter!"

„Ich stellte Prinzeß Ada Ihre Lage vor, Majestät. Sie stimmte bei mir zu helfen. Während ich versuche, diese Wände zu beseitigen, hält sie den Haushofmeister im Salon zurück. Doch haben wir jetzt keine Zeit zu verlieren, es kann jeden Augenblick ein Diener in die Bibliothek treten."

Er kehrte in die letztere zurück und nahm seine Untersuchung vor. Bald war links von der Thür der Knopf und rechts in gleicher Entfernung von derselben ein zweiter gefunden, doch konnten beide nicht bewegt werden. Er suchte in derselben Linie nach oben und unten und fand endlich tief am Boden hinter den Büchern zwei gleiche Knöpfe, welche auf sein Drücken nachgaben. Ein zweimaliges unterirdisches Rasseln war die Folge.

Schnell brachte er die Bücher wieder an ihre Stelle und öffnete die Thür. Hinter derselben stand bereits der König.

„Frei!" jubelte er mit unterdrückter Stimme. „Die Wände sind emporgestiegen."

„Sehr gut. So brauche ich meine Werkzeuge nicht anzuwenden, die uns durch das dabei unvermeidliche Geräusch leicht verrathen konnten."

„Was aber nun? Wie komme ich hinaus?"

„Majestät können so unbemerkt den Palast betreten haben und den Herzog sprechen wollen."

„Dies möchte ich denn doch nicht thun. Jedenfalls ist die Dienerschaft in der Meinung, daß ich dieses Haus vorhin unbemerkt verlassen habe. Sollte ich es jetzt wieder betreten haben, ohne bemerkt worden zu sein, so könnte dies auffallen, und wir haben bis morgen Abend alles dergleichen zu vermeiden."

„So gibt es nur den Weg durch das Treppenfenster. Blicken Sie hinab in den Garten, Majestät. Es befindet sich kein Mensch in demselben, und auch die Passage zwischen der Mauer und dem Flusse ist ziemlich leer. Durch die hintere Pforte werden Sie leicht den Garten verlassen können."

„Ist sie offen?"

„Ich weiß es nicht. Für alle Fälle haben Sie hier dieses Kofferchen. Es enthält einen Meißel und einen Dietrich."

„Komme ich gut durch das Fenster?"

„Es ist breit genug. Nur bitte ich es wieder einzusetzen, damit die geheime Passage von keinem Unberufenen bemerkt wird."

„Und nachher?"

„Sie passiren an dem Palais vorüber. Ich werde in den Salon zurückkehren und Sie bemerken. Wir verlassen sofort das Haus und holen Sie schnell ein. Die Equipage der Prinzessin steht Ihnen dann zur Verfügung."

„Gut. Also vorwärts!"

Er trat in den Gang zurück, welchen Max verschloß. Der letztere nahm sich darauf einige Bücher aus den Regalen und kehrte damit mit unbefangener Miene in den Salon zurück, an welchen Fenster er leicht Platz nehmen konnte, weil die Prinzessin seine Absicht erriet und den Haushofmeister mit lebhafter Unterhaltung vollständig beschäftigte.

Nach einiger Zeit schritt der König langsam vorüber, dart am Ufer des Wassers und das Gesicht dem Flusse zugekehrt, damit er nicht erkannt werde, wenn je das Auge eines Bewohners des Palais auf ihn falle. Max ergriff die Bücher und näherte sich Ada. Sie verstand ihn und erhob sich.

„Nun, Sie haben ausgewählt?"

„Dieselben, welche Sie befahlen, Hoheit."

„Geben Sie dem Herrn Hofmeister die Nummern, damit er sie sich aufzeichnen kann."

„O bitte, Hoheit, das ist nicht nöthig," meinte der Genannte. „Ich bin ja glücklich Ihnen an Stelle seiner Durchlaucht dienen zu können."

Er geleitete Beide bis an den Wagenschlag. Eine Strecke weit aufwärts erreichten sie den König, welcher einstieg. Es wurde kein Wort gesprochen, bis man das Schloß erreichte. Hier ergriff der König zum ersten Male das Wort:

„Bitte, königliche Hoheit, beliehen Sie bei mir mit einzutreten!"

Sie antwortete durch eine zustimmende Verneigung. Max folgte ihnen. Im Vorzimmer erhob sich der süderländische Gesandte von dem Sitze, auf welchem er bereits seit einiger Zeit auf den Monarchen gewartet hatte.

„Sie wünschen zu mir, Herr Baron?" frug ihn der König.

„Allerdings, Majestät."

„Treten Sie mit ein."

Der König führte die Prinzessin nach einer Ottomane und wandte sich dann an den Gesandten:

„Sprechen Sie!"

„Ich habe im Auftrag meines Monarchen dieses Couvert zu übergeben, Majestät."

„Der König nahm das einigermaßen große Volumen und öffnete es. Sein Gesicht nahm beim Lesen einen ganz eigenthümlichen Ausdruck an. Als er geendet hatte, blickte er dem Gesandten scharf entgegen.

„Der Inhalt dieses Königlichen Handschreibens ist Ihnen bekannt?"

„Nein."

„Sie können dies bei Ihrer Ehre versichern?"

„Bei meiner Ehre, Majestät."

„Darf ich fragen, mit welchen Bemerkungen Sie es für mich empfingen?"

„Es liegt bereits seit längerer Zeit bei mir. Ich hatte die Weisung, es Ew. Majestät erst nach besonderem Befehle zu überreichen. Dieser traf vor einer Stunde ein."

„Telegraphisch?"

„Ja."

„Haben Sie Ursache, den Wortlaut dieser Depesche als Geheimniß zu betrachten?"

„Nein. Das Telegramm befindet sich noch in meiner Tasche. Wenn Ew. Majestät befehlen — —"

„Ich bitte nur!"

„Hier!"

Er überreichte die Depesche. Sie enthielt nur folgende Weisung:

„Betreffendes Schriftstück sofort eigenhändig übergeben und abwarten, ob der König Urlaub ertheilt. Im Gegenfalle aber bleiben."

Es war der Miene und dem ganzen Verhalten des Gesandten anzusehen, daß er über die geheimen Evolutionen seines Königs sich in vollständiger Unwissenheit befand. Er ertheilt in Folge dessen einen überaus gnädigen Bescheid.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Baron! Der Inhalt dieses Dokumentes ist ein solcher, daß ich mir die Frage erlaube, ob Ihnen in Beziehung auf dasselbe und überhaupt vielleicht gewisse Instruktionen ertheilt worden sind, welche eine Aenderung unseres bisherigen Usus bezwecken könnten."

„Ich muß es verneinen."

„Ehrlich?" frug der König in halb scherzendem Tone.

„Ehrlich!"

„So will ich Ihnen bemerken, daß ich mit der Art und Weise,

Digitized by Google

in welcher Sie die Interessen Ihres Landes bisher bei mir vertraten, recht sehr zufrieden bin. Ich wünsche, daß Sie noch lange Zeit auf Ihrem gegenwärtigen Posten bleiben und werde dahin zu wirken suchen, daß auch von Seiten Ihres Königs Ihre Verdienste die richtige Anerkennung finden. Da ich in nächster Zeit Ihrer Gegenwart öfters und dringend bedarf, so wünsche ich sehr, daß Sie die Residenz nicht verlassen und wir mit dem ganzen Gesandtschaftspersonale stets zur Verfügung stehen. Adieu, Herr Baron!"

Der deutliche Mann machte vor dem Könige die tiefste und vor der Prinzessin die niedrigste seiner Verbeugungen; dann war Max verneigte er sich beinahe ehrerbietig; dann trat er rückwärts aus dem Zimmer.

Der König reichte das Dokument, welches er noch immer in der Hand hielt, Max entgegen.

„Lies, Doktor, und erkläre!"

Der Angeredete überflog die Zeilen und konnte sich eines kurzen Lachens nicht erwehren. Der König trat der Prinzessin näher:

„Königliche Hoheit, haben Sie schon vielleicht eine telegraphische und schleunige Ueberfuhrung von hier erhalten?"

„Nein, Majestät!"

„Sonderbar. Man ist da drüben jedenfalls auf eine so beschleunigte Entwicklung der Verhältnisse gar nicht gefaßt und vorbereitet gewesen. Ich kenne den Standpunkt noch nicht, auf welchen Sie sich gestellt sehen, aber meine persönliche Sympathie für Ew. Königliche Hoheit verscheucht mir, Ihnen den Inhalt dieses Schreibens zu verschweigen. Seine Majestät, Ihr königlicher Herr Papa, sagt mir darin ungefähr Folgendes: Er habe zu seinem lebhaftesten Bedauern und Entsetzen vernommen, daß der Aufruhr an allen Punkten meines Landes wüthe, daß mein Thron und meine Herrschaft, daß sogar ich selbst in der ärgsten Gefahr schwebe. In dieser Lage halte er es für seine Pflicht, mir nachdrücklich und hilfreich beizustehen, und da sich gerade ein Corps zum Zwecke der Manöverübungen in der Nähe der Grenze befänden, habe er den augenblicklichen Befehl ertheilt, dieselben über die Grenze zu werfen, um den Aufstand mit Gewalt der Waffen niederstrecken zu helfen. Prinzeß, darf ich um Ihre Meinung bitten!"

Asta war bis unter die Schläfe erröthet, und in ihren Augen glänzte jene Feuchtigkeit, welche nur der Zorn zu erzeugen pflegt.

„Majestät, ich bin eine Tochter meines Vaters, aber ich nenne dennoch das richtige Wort: Blamage. Eine Blamage, eine ungeheure Blamage ist es, mit welcher dieser verhaßte Raumburg das entwürdige Haupt meines königlichen Vaters bedudelt. Ich fordere Rache und Strafe für den Missethäter, Majestät!"

„Ihre Forderung hat bereits Gewährung gefunden. Aber bedenken Sie, daß dieser Raumburg nicht allein schuldig ist!"

„Ich fühle, was Sie sagen wollen, Majestät, und ersuche Sie, mich als Geisel festzunehmen, mein Herz aber mit Vorwürfen, die mich zwar nur indirekt aber desto stärker treffen, nicht noch härter zu belasten!"

Er trat nahe an sie heran und ergriff ihre Hand. Seine Stimme klang mild und freundlich, als er bat:

„Mein liebes, gutes Kind, Sie darf nicht der lindeste Hauch eines Verweises treffen. Sie sind frei, und wollen Sie in Ihre Heimath zurückkehren, so werde ich dafür sorgen, daß dies sofort und mit der Ihnen gebührenden Würde und Sicherheit geschehen kann. Nur dann, wenn mir Gott einen Thronfolger geschenkt hätte, würde ich Sie festzuhalten suchen, aber nicht durch Gewalt, sondern mit der liebenden Bitte, nach mir die Beherrscherin meines Reiches zu werden. Also ziehen Sie in Gottes Namen von dannen, wenn Sie dies dem andern vorziehen. Wollen Sie sich aber meinen Dank, den Dank meines Volkes und auch des Ihrigen erwerben, so bleiben Sie, nicht als Geisel, sondern als freundliche Vermittlerin zwischen mir und Ihrem Vater, zwischen meinen Interessen und den seinigen, zwischen meinen Unterthanen und den Kindern Ihres Landes!"

„Majestät, ich bleibe! Was soll ich thun?"

„Senden Sie augenblicklich zwei Depeschen ab, die eine an Ihren Herrn Vater und die andere an den Kommandeur jener beiden Armeekorps, welche sich bereits über unsere Grenzen bewegen."

„Wer ist dies?"

„Prinz Hugo, Ihr Bruder."

„Ah! Das soll und muß sofort geschehen. Bitte, Majestät, diktiren Sie!"

„Ich kann es nicht. Max mag schreiben. Diese Depeschen könnten ja von jedem Andern auch abgefaßt sein und werden keinen Glauben finden. Max aber kennt die Fassung, in welcher die geheimen Telegramme gehalten werden; diese wird unbedingt Glauben erwecken. Mein Entschluß ist gefaßt, und meine Dispositionen sind getroffen. Auch ich habe gefehlt, gefehlt an meinem Volke dadurch, daß ich die Macht, welche mir gegeben war, in Hände gab die ihrer unwürdig waren, dadurch, daß ich meinte, diese Macht nur von Gott erhalten zu haben, ohne der Zustimmung meiner Unterthanen zu bedürfen. Sie telegraphiren jetzt, daß nicht die mindeste Spur einer Volkserhebung zu bemerken sei und in Folge dessen den Truppen Halt geboten werden müsse, wenn man sich nicht lächerlich machen wolle. Morgen Abend nehmen wir sämmtliche Häupter der Verschwörung, so weit sie sich noch nicht in unsern Händen befinden, gefangen; am nächsten Tage proklamire ich die Konstitution, deren Entwurf Max längst gefertigt hat, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, und zu gleicher Zeit marschire ich mit meinen Garden, welche mir treu ergeben sind, gegen die Grenze, um einem etwaigen Widerstreben des Prinzen Hugo den ersten Stand zu halten, während hinter mir die anderen Armeekörper nur des Befehles harren, sich schlagfertig zu machen und — —"

Ein eintretender Lakai unterbrach ihn.

„Im Vorzimmer steht ein Mann, welcher den Herrn Doktor Brandauer zu sprechen wünscht."

„Wie heißt er?" frug Max.

„Thomas Schubert, der Obergeselle."

„Ich komme — Majestät gestatten — —?"

„Du bleibst, Max. Thomas bringt jedenfalls etwas Wichtiges. Er mag eintreten."

Der Diener entfernte sich und Thomas schritt durch die hinter ihm sich schließende Thür. Er machte den drei Personen eine Verbeugung, daß sein breiter Rücken mit den langen Beinen einen rechten Winkel bildete und richtete sich dann in stramme militärische Haltung empor.

„Majestät, erlauben Sie mir, mit meinem jungen Herrn zu reden?"

„Sprich!"

„Mein lieber Herr Doktor, der Lehrpruge Fritz hat in der Schloßstraße eine Parthie Pandelsen geholt und gesehen, daß Sie hier mit den hohen Herrschaften angekommen sind. Daher haben wir erfahren, daß Sie hier zu finden sind. Es ist eine Depesche an Sie angegangen worden."

„Hast Du sie mit?"

„Hier ist sie. Der Meister wollte sie nicht öffnen, weil sie nicht an ihn adressirt war."

Max öffnete und las das Telegramm."

„Es ist gut. Du kannst gehen. Sage dem Vater, daß ich vielleicht bald selbst komme!"

„Zu Befehl, mein lieper Herr Doktor!"

Mit einer zweiten Winkelreverenz verschwand er aus dem Zimmer. Max drehte sich dem Könige wieder zu.

„Erlauben mir Majestät, diese Depesche vorzulesen?"

„Bitte, lies!"

„Sie ist überraschend und lautet:

„Oberschenke Waldenberg.

An Herrn Max Brandauer.

Der Feind kommt. Die Pässe sind von meinen Leuten besetzt; er kann nicht durch. Hätten wir bis morgen einige Geschütze hier, so könnten wir ihn vier Tage lang beschäftigen. Mein Sohn mag sie uns zuführen. Sprechen Sie schnell mit dem Könige. Zarba."

„Ist das nicht merkwürdig, Majestät?"

„In hohem Grade. Hast Du eine Erklärung?"

„Vielleicht. Majestät wissen vielleicht, daß längs der Landesgrenze die lebhafteste Schmuggelei betrieben wird; aber welche Ausdehnung dieselbe besitzt, und welche bedeutende Anzahl derselben obliegen, das könnte nur der Eingeweihte sagen. Ich glaube mich zu irren, wenn ich mehrere tausend Mann annehme, welche alle in der Führung der Waffen Meister und trotz ihres verbotenen Gewerbes ihrem Könige treu ergeben sind. Sie hassen die Südländer und liefern ihnen sogar von Zeit zu Zeit sehr ernste und blutige Gefechte. Zarba scheint in Folge ihrer nomadischen Lebensweise in einer gewissen Bekanntschaft mit ihnen gestanden zu haben und vielleicht auch noch zu stehen. Sie hat, wohl vielleicht nur als Wahrsagerin und Heilkünstlerin, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf sie, in Folge dessen es ihr gelungen sein kann, sie gegen die anrückenden Feinde aufzurufen. Ich halte es bei der Unwegbarkeit der Grenze und des Gebirges allerdings für sehr leicht möglich, daß einige hundert tapfere Männer, zumal wenn sie sich im Besitze einiger gut bedienter Geschütze befinden, den Feind aufzuhalten vermögen. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß wir es beinahe nur dieser Zarba zu verdanken haben, daß wir auf die Spur des Aufstandes gekommen sind und ihr in so erfolgreicher Weise zu folgen vermochten. Ich glaube sogar, daß ihr mehr Kenntniß geheimer politischer Be-

Digitized by Google

stände und Intentionen zuzutrauen ist als manchem Staatsmanne, und nehme daher sehr gern an, daß sie auch jetzt genau gewußt hat, was sie thut. Ihr fühle mich sehr geneigt, Majestät, die Erfüllung ihres Wunsches kräftig zu befürworten."

„Welchen Sohn meint sie?"

„Sie hat nur diesen einen, den ja auch Majestät kennen."

„Major von Wallroth?"

„Ja, den Sohn des Herzogs."

„Eigenthümliche Verhältnisse? Was würde die Meinung Deines Vaters sein?"

„Ich gebe mein Wort, daß er sich meiner Befürwortung mit voller Ueberzeugung anschließen würde."

„Also Waldenberg."

„Oberschenke, ganz derselbe Ort, wo die Schmuggler auf Zarbas Befehl den früheren Irrenhausdirektor mit seinem Oberarzte gefangen nahmen. Auch die beiden treuen Männer, welche die Rollen dieser zwei abgesetzten Beamten drüben so vortrefflich weiter zu spielen wußten, habe ich Ew. Majestät nur auf Rath der Zigeunerin vorgeschlagen."

„Wirklich? Du sprichst allerdings sehr warm für sie, und so sehr ich mich doch genöthigt, ihren Wunsch zu erfüllen. Aber darf ich meine Militärs an die Seite von Schmugglern stellen?"

„Majestät, es brauchen die Soldaten nicht zu wissen, mit welchen Gesellen sie kämpfen. Es ist überhaupt noch nicht erwiesen, daß wir es wirklich mit Paschen zu thun haben. Hat sich nicht auch die spanische Regierung der Brigandi und Kontrebandisti gegen Napoleon bedient? Und, verzeihen Majestät, wer macht den Mann zum Schmuggler?"

„Du willst sagen, das Gesetz oder die falsche wirthschaftliche Politik? Ein kühner Vorwurf, Max, der ganz mit der Ansicht Deines Vaters stimmt. Doch, ich zürne Dir nicht und bin ja bereits entschlossen, die Landesgrenzpolizei fallen zu lassen."

„Ich bin wenigstens davon überzeugt, daß Major von Wallroth sich nicht schämen wird da zu kommandiren, wo Zarba thätig ist."

„Nun wohl. Ich werde meinen Privatschreiber schicken, ihn bei dem Hofprediger abzuholen. Wir können unsere Gesangenen nicht eher als bis es Nacht ist, in die Anstalten unterbringen. Die Artillerie soll noch heut Abend ausrücken und Waldenberg im Geschwindmarsch zu erreichen suchen. Dich aber kann ich nicht entbehren, denn wir haben eine solche Menge von komplizirten Vorkehrungen zu unserer Sicherheit zu treffen, daß mir Deine Arbeitskraft ganz unbedingt nothwendig ist." — —

Es war zu Tremona. Ein herrlicher Tag lag über Land und See ausgebreitet. Die Sonnenstrahlen brillirten über die Wogen hin und färbten die Fluth in goldenen, silbernen und purpurnen Tinten, auch denen, wenn ein Ruder in sie tauchte oder ein Fisch aus ihnen emporerschnellte, schimmernde Diamanten, Rubinen und Perlen zu springen schienen. Und vom hohen Ufer herab wuchte eine Vegetation, deren tiefes saftiges Grün das Auge erquickte, wenn es von der herrlichen Scenerie der See sich ermüdet und angegriffen fühlte.

Droben im Garten von Schloß Sternburg gab es eine Laube, in der ein Menschenkind saß, welches die Schönheit der Umgebung genoß und den Balsam der würzigen Lüfte in vollen Zügen einathmete — Klinah.

Neben ihr saß Mutter Horn, die Kastellanin, eine mächtige Klemmbrille auf der Nase und einen Strumpf zum Ausbessern in den Händen. Sie hatte zu ihrer großen Freude erfahren gelernt, daß sie sich dieser etwas gewöhnlichen aber doch so nothwendigen Arbeiten vor ihrer lieben süßen Türkin gar nicht zu schämen brauchte; im Gegentheile, die kleinen zarten Händchen derselben hatten ihr schon sehr oft bei solchen Dingen fleißig mitgeholfen, ein Umstand, der die Liebe der Kastellanin zu Almah noch gesteigert hätte, wenn eine solche Steigerung überhaupt möglich gewesen wäre.

Die beiden Frauen waren trotz des Naturgemusses in einer sehr lebhaften Unterhaltung begriffen.

„Und diese große Reise hat Ihnen also gar nicht geschadet?" frug Mutter Horn.

„Nicht im Geringsten; ich fühle mich sogar ganz außerordentlich gekräftigt. Und, Mütterchen, sehen Sie denn nicht, daß ich schon geworden bin? Dieses braune Gesicht gegen die bleichen Wangen, welche ich vorher hatte, nicht wahr?"

„Ja, Kindchen, Sie sehen jetzt ungeheuer kräftig aus. Aber es gibt sehr viele Männer, welche bleiche Wangen mehr lieben als braune."

„So? Gibt es solche? Papa sagt, daß er braune Wangen gern habe, weil das ein Zeichen von Gesundheit sei. Kranke Personen sollen ja niemals braune Wangen bekommen."

„Aber bei Hose ist braun eine gemiedene und bleich eine recht gesuchte Farbe."

„Ich bin ja gar nicht bei Hofe und will lieber braun als bleich aussehen. Denken Sie nur, wie das sonderbar schauen möchte, wenn unser Matrose bleiche Wangen hätte!"

„Unser Matrose? Wer?"

„Nun dieser Bill Willmers!"

„Ach ja, der ist ja „unser" Matrose! Und der hat sich wirklich so gut gehalten während der Reise!"

„Sehr gut. Und trotzdem habe ich ihn sehr oft und viel ausgezankt. Er sorgte nur für Papa und mich. Er hätte mir jedes Steinchen und Hölzchen unter den Füßen wegnehmen mögen, während er alle Anstrengungen trug und nur immer darauf sann, wie er uns das Reisen angenehm und leicht machen könne. Ich wünschte fast, er wäre kein Matrose und kein Diener."

„Nicht? Was denn?"

„Ein — ein — ein Kapudan-Pascha oder ein General oder ein — ein — ja, ein Prinz!"

„Ein Kapudan-Pascha, ein General oder gar ein Prinz! Und warum denn das, Kindchen?"

„Weil — weil — ja, ich weiß es auch nicht genau; vielleicht weil er sich dann auch so schön bedienen lassen konnte, wie er uns jetzt bedient, und weil ich ihm so etwas von Herzen gönnen würde."

„Sie können ihn also wohl sehr gut leiden?"

„Ja, denn er ist im Uebrigen gar nicht wie ein Matrose oder Diener. Wenn man ihm einen Befehl gibt, so sieht er gleich so aus, als ob er diesen nicht aus Unterwürfigkeit, sondern aus Liebe und Herablassung ausführte. Uebrigens behehlt ihm nur Papa; ich bitte ihn stets, und wenn ich so freundlich spreche, so sieht er mich an mit ein paar Augen, mit denen ich mich von einem Andern gar nicht ansehen lassen würde."

„Warum, Kindchen?"

„Weil — weil solche Augen nur Der haben darf, den man lieb hat."

„Ich denke, Sie können ihn gut leiden? Und das ist doch ganz dasselbe, als ob Sie ihn lieb haben!"

„Ja, das verstehe ich nicht, und darum wollte ich eben gern, daß er ein Kapudan-Pascha oder ein Prinz oder ein General wäre. Er hätte ganz gewiß das Geschick dazu, das kommen Sie mir glauben. Ich habe es gesehen, als wir da droben in den Bergen von den Schmugglern angefallen wurden."

„Angefallen sind Sie worden? Und gar noch von Schmugglern? Herzliebes, Kind, das ist ja ganz fürchterlich gefährlich!"

„Allerdings. Sie dachten, wir wären Süderländer, und verlangten uns Alles ab, was wir bei uns hatten. Aber da kamen sie bei Papa und dem Willmers an die Unrechten. Die sprangen mitten unter sie hinein und schlugen gar gewaltig um sich. Ich schrie laut vor Angst, denn ich sah, daß wir dennoch besiegt werden würden. Da rief der Willmers:

„Seid Ihr Norländer oder Süderländer?"

„Warum?" frug der Anführer.

„Antwortet nur!"

Das klang so streng und befehlshaberisch, daß der Mann sofort sagte:

„Norländer."

Da sagte Willmers nur ein einziges Wort, und sofort ließen sie von uns ab.

„Welches Wort?"

„Einen Namen, nämlich Zarba."

„Wunderbar! Zarba hieß doch die Zigeunerin, deren Mutter damals der Herzog von Naumburg ermordete, wie ich Ihnen und dem Herrn Pascha erzählt habe!"

„Allerdings. Ich weiß auch nicht, wie das zusammenhängt. Ich habe Papa darüber gefragt, aber er konnte mir auch keine Auskunft geben. Aber sehen Sie den Dampfer, der jetzt in den Hafen läuft?"

„Dort? Ja. Es sind gar viele Passagiere an Bord."

„Vielleicht ist Ihr Prinz, der Fregattenkapitän dabei."

„Möchten Sie ihn sehen, Kind?"

„Ja, weil ich so sehr viel von ihm gehört habe. Er soll doch der beste und tapferste Seeoffizier in der ganzen nordländischen Marine sein, wie mir Papa sagte."

„Ja, das ist wahr. Und unser alter Herr, sein Vater, ist der beste und tapferste Landoffizier von Norland. Sehen Sie, jetzt hat der Dampfer angelegt, und die Passagiere steigen aus."

„Es sind sehr viele, lauter Herren; das Schiff scheint sehr weit herzukommen. Sehen Sie den einen Herrn mit grauem Haar? Der muß sehr vornehm sein, denn er hat mehrere Diener bei sich."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 48. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Der? Ja, meine alten Augen sind nicht so scharf wie die Ihrigen. Ich sehe zwar — mais! Herrjesses, Kindchen, das ist ja — das ist mein gnädigster Herr!"

„Der alte oder der junge?"

„Der alte natürlich, denn der junge wird doch nicht schon einen solchen grauen Kopf haben. Kindchen, Herzchen, ist das eine Freude! Ich muß fort, sogleich hinein in das Haus und dafür sorgen, daß er empfangen wird. Kommen Sie!"

„Ich, o nein!"

„Nicht? Warum nicht?"

„Empfangen Sie ihn nur einstweilen. Er ist ein so vornehmer Herr, und da fürchte ich mich. Er hat mich bereits in Konstantinopel ein Mal gesehen und mich dabei mit Augen anblickt, so groß, wie ich noch gar keine gesehen habe."

„So bleiben Sie hier oder gehen Sie heimlich in das Haus. Ich eile, ich fliege davon!"

Die alte treue Kastellanin sprang förmlich über die Kieswege dahin. Bill Willmers war der Erste, dem sie begegnete.

„Durch! — — wollte sagen — o, wissen Sie, wer soeben mit dem Schiffe angekommen ist?"

„Nun?"

„Seine Durchlaucht, Ihr gnädiger Herr Papa."

„Ah, wirklich?"

„Ja; er wird sogleich den Berg herauskommen. Wir müssen ihn mit lautem Jubel empfangen."

„Halt, das unterbleibt!"

„Was? Warum?"

„Ich habe meine Gründe. Sie sagen blos Ihrem Manne, daß der Vater kommt, und verhalten sich im Uebrigen ganz still. Ich werde ihm entgegen gehen."

Er trat zur kleinen Pforte und bemerkte den Fürsten, welcher den Fußpfad eingeschlagen hatte und also gerade auf ihn zukam. Auch dieser erblickte ihn und machte eine freudige Bewegung des Erkennens. Arthur aber legte die Hand an den Mund. Der Fürst verstand ihn sofort und legte die übrige Strecke des Weges in ruhiger Haltung zurück, obgleich er den Grund nicht errieth, wegen dessen er beim Wiedersehen seines Sohnes sich Zwang auferlegen sollte.

Arthur empfing ihn mit einer kalten höflichen Verneigung.

„Zu wem wünscht der Herr?"

„Zum Prinzen von Sternburg."

„Der ist verreist."

„Ah! Wer sind Sie?"

„Ich heiße Bill Willmers, bin eigentlich Matrose und jetzt der Diener von Narwan-Pascha, welcher gegenwärtig auf Schloß Sternburg zugegen ist."

„So!" lächelte mit Verständniß der alte Fürst. „Da weiß ich also schon, wen ich vor mir habe. Nun rathen Sie, wer ich bin!"

„Weiß es nicht."

„Ich bin der Besitzer dieses Schlosses."

„Wirklich? Durchlaucht von Sternburg, Excellenz?"

„Ja."

„Dann Verzeihung! Ich hatte nicht die ausgezeichnete Ehre, Sie zu kennen. Das sind die Diener des gnädigen Herrn?"

„Allerdings."

Hinter dem Fürsten standen drei Livreemänner, welche er erst in der Fremde engagirt hatte. Sie kannten also Arthur nicht, und ihretwegen hatte dieser dem Empfange seines Vaters einen so fremden Anstrich gegeben.

„Sie tragen die Effekten Ew. Durchlaucht?"

„Ja."

„Gestatten Sie mir ein Arrangement!"

Er trat zu dem vorderſten der Domeſtiken und erhob die Hand, um hinab nach dem Hafen zu zeigen.

„Sehen Sie dort die kleine Yacht, welche neben dem dicken Holländer liegt?"

„Ja."

„Sie kehren sofort um und tragen diese Sachen an Bord der Yacht. Man wird Sie fragen, und Sie antworten, der Kapudan-Pascha habe es so befohlen. Der Araber-Fahr solle den Kessel heizen und sich die Papiere zum Auslaufen einhändigen lassen. Die Yacht wird heute zu jeder Minute segelfertig gehalten, und Sie bleiben dort und kleiden sich in Civil. Niemand darf wissen, daß Durchlaucht angekommen ist."

Die Diener blickten ihren Herrn fragend an.

Dieser nickte ihnen zu.

„Thut dies, und verlaßt die Yacht nicht eher, als bis ich es Euch befehle!“

Sie gingen zurück, und jetzt waren Vater und Sohn allein.

„Warum diesen Empfang, Arthur?“

„Nicht hier. Komme herein, Vater. Der Pascha schreibt und wird Dich noch nicht bemerkt haben. Außer unter vier Augen behandelt Du mich als Domestiken.“

„Wo wohnt Narvaan?“

„In Deinen Räumen.“

„Und Almah?“

„Du kennst sie?“

„Ja,“ lächelte er. „Ich sah sie in Konstantinopel und erkannte in ihr das Original jenes Porträts, welches Dir so werth zu sein scheint. Ist sie es?“

Arthur war errötet.

„Sie ist es. Sie bewohnt die Thurmzimmer.“

„Und Du?“

„Die Stube neben der Küche.“

„So nehme ich diejenigen des Fregattenkapitäns Sternberg. Du aber begleitest mich vorher nach Deiner Stube.“

Sie gingen in schnellem Schritte über den Garten und Hof. Unter der Küchenthür stand der Kastellan mit seiner Frau.

„Still!“ gebot Arthur. „Wo sind die Lohndiener?“

„Oben.“

„Sie dürfen nicht wissen, daß Vater angekommen ist!“

„Fräulein Almah weiß es bereits.“

„Wo ist sie?“

„Im Garten. Wir sahen den gnädigen Herrn kommen, und ich sagte ihr wer Sie sind, Excellenz.“

„Sie eilen sofort zu ihr und sagen, daß Sie sich geirrt haben; der Herr, welcher gekommen ist, war ein Fremder, der sich in dem Hause geirrt hat und mit seinen Dienern bereits wieder zurückgekehrt ist. Sie wird die Diener bereits gesehen haben; ich habe sie zurückgeschickt; der Herr selbst hat nicht den Bergpfad, sondern die Straße benützt.“

„Ich gehe sofort.“

„So darf also auch der Kapudan-Pascha nicht wissen, daß der gnädige Herr angekommen sind?“ frug der Kastellan.

„Jetzt noch nicht. Komm, Vater!“

Er trat mit ihm in die Stube, welche er als Bedienter sich hatte anweisen lassen. Hier erst umarmte und küßte er ihn herzlich.

„Willkommen, mein lieber bester Papa! Du wirst Dich allerdings sehr wundern, daß —“

„Natürlich, mein Junge. Es müssen sehr eigenthümliche Umstände sein, die Dich veranlassen, die Rolle eines Bedienten zu spielen und mich in so geheimnißvoller Weise zu empfangen.“

„Freilich, Papa!“

Er erzählte ihm sein erstes Zusammentreffen mit dem Kapudan-Pascha und nahm dann ein Papier aus der Tasche.

„Lies einmal diese Depesche, welche ich heut erhielt!“

Der Fürst las:

„Sofort nach hier abreisen; auch Deinem Vater dasselbe telegraphiren; sein Aufenthalt — ist unerlaubt. Vorsicht! Sollt Beide noch heut von Süderland gefangen werden.

Max.“

„Ah! Welcher Max ist dies?“

„Brandauer.“

„So ist dieses Telegramm jedenfalls im Auftrage von dem Könige aufgegeben worden. Aber welche Unvorsichtigkeit! Der Telegraphenbeamte, welcher es expedirte, hatte als Süderländer wohl die Pflicht, es zurückzuhalten und Anzeige darüber zu erstatten.“

Arthur lächelte.

„Wir haben Aehnliches vorausgesehen und unsere Vorkehrungen getroffen. Einer der Beamten ist und ergeben. Max hat vorher angefragt, ob er am Apparate sitz. Und ebenso ergeben ist auch derjenige Telegraphist, bei welchem die Depesche aufgegeben worden ist.“

„Also man will uns fangen. Weshalb und wie? Man hat doch kein Recht zu einer solchen Maßregel.“

„Du hast meine Mittheilungen über die Politik des Herzogs von Naumburg erhalten?“

„Natürlich.“

„Er muß zum Losschlagen bereit sein. Der König hat wohl in einem solchen Falle die Absicht, Dir den Oberbefehl über das Landheer zu geben, während ich bei der Marine ein Kommando zu erwarten habe. Es liegt also im Interesse des Herzogs und Süderlands, uns Beide unschädlich zu machen.“

„Hast Du geantwortet?“

„Ja.“

„Was?“

„Daß ich sofort nach Süderhafen abgehen werde.“

„Aber Du wußtest von meinem Kommen nichts!“

„Ich telegraphirte Dir.“

„Das kann uns verrathen, wenn diese Depesche als unbestellbar zurückkommt.“

„Sie enthielt nichts als die Worte. „Sofort nach Süderhafen! Arthur.“ Es kann sie also ein Jeder lesen.“

„Wenn hast Du die Dinge erhalten?“

„Vor kaum einer Stunde.“

„Du reisest also ab?“

„Natürlich mit Dir.“

„Mit welchem Schiffe?“

„Diese Frage würde mir Schwierigkeiten machen. Glücklicher Weise aber liegt die Yacht des Pascha im Hafen.“

„Ah! Würde er sie für geben, selbst wenn er wüßte, wer Du bist?“

„Nein. Erstens braucht er sie selbst, und zweitens stehen wir uns ja feindlich gegenüber. Er wird ganz sicher den Oberbefehl über die süderländische Marine übernehmen und darf mir also nicht den geringsten Vorschub leisten, selbst wenn er es aus persönlichen Rücksichten gern thäte.“

„So willst Du Dich ihrer ohne sein Wissen bemächtigen?“

„Ja. Die paar Matrosen kennen mich als seinen Diener und werden wohl zu überlisten sein.“

„Ist nicht nothwendig. Ich kenne diese Leute von Konstantinopel her. Der Pascha hat mir die Yacht einige Male zu kleinen Ausflügen zur Verfügung gestellt. Wenn ich komme, werden sie ganz dasselbe auch hier annehmen und mir gehorchen.“

„Das ist gut. Es ist kein anderes Fahrzeug so sehr geeignet, uns schnell nach Süderhafen zu bringen, wo unserer jedenfalls neue Depeschen und Weisungen harren. Doch, wer kommt da?“

„Offiziere! Gewiß, um Dich zu besuchen! Wissen sie, daß Du anwesend bist?“

„Gewiß. Es ist der Platzkommandant mit drei Lieutenants, welche mich vor Ankunft des Pascha fast täglich hier beehrten. Er macht eine höchst amtsmäßige Miene.“

„Aber Dein Inkognito?“

„Sie wissen nichts davon. Ich lasse mich nicht sehen.“

Auch der Kastellan hatte die Kommenden bemerkt. Er trat ihnen im Flure entgegen, so daß die Beiden jedes Wort, welches draußen gesprochen wurde, vernehmen konnten:

„Sie sind der Kastellan von Schloß Sternburg?“

„Zu dienen, Herr Oberst!“

„Ist der Pascha zu sprechen?“

„Ja.“

„Auch der Herr Kapitän von Sternburg?“

„Nein.“

„Warum?“

„Er ist verreist.“

„Ah!“ klang es in einem Tone, der eine hörbare Erleichterung verrieth. „Wohin?“

„Ist unbestimmt. Durchlaucht beabsichtigen eine kurze Spazierfahrt, bei welcher sich der Ort nie sicher angeben läßt.“

„Wann kommt er zurück?“

„Das kann heut, morgen, übermorgen sein, vielleicht auch später; ich weiß es nicht.“

„Hm! Sobald er kommt, melden Sie es. Ich habe eine so dringende Unterredung mit ihm, daß ich ihn sofort sehen muß, wenn er angekommen ist.“

„Werde es melden, Herr Oberst.“

„Wissen Sie, wo sich sein Vater, Excellenz von Sternburg, gegenwärtig befindet?“

„In Konstantinopel.“

„Ich hörte, daß er seine baldige Ankunft nach hier gemeldet hat. Haben Sie davon gehört?“

„Ja.“

„Wann wird er kommen? Sie müssen dies ja wissen, da seine Anwesenheit doch gewisser Vorbereitungen Ihrerseits bedarf.“

„In vierzehn Tagen.“

„Schön.“ Er schien sich an seine Begleiter zu wenden: „Meine Herren, wir sind also für heut dieser Pflicht enthoben. Bitte, kehren Sie zurück!“

Arthur und sein Vater sahen, daß sich die Lieutenants über den Hof entfernten.

„Melden Sie mich bei dem Pascha!“ hörten sie jetzt wieder die Stimme des Obersten, worauf dieser hinter dem Kastellan die

Digitized by Google

Treppe emporstieg. Der letztere kam bald wieder herab und trat in die Stube.

„Haben die Herrschaften gebört?“ frug er.

„Ja,“ antwortete der Fürst. „Du hast Deine Sache gut gemacht. Hast Du oben nichts vernommen?“

„Ich horche nicht, wie Excellenz ja wissen; aber ich sah, daß der Oberst ein sehr großes Schreiben hervorzog, ehe er beim Pascha eintrat. Es hatte das Königliche Siegel.“

„Das genügt. Itzt Du, wohlan der Oberst nach uns frug?“

„Nein.“

„Er hat den Auftrag, uns gefangen zu nehmen.“

„Nicht möglich!“ rief der treue Mann ganz erschrocken.

„Und doch!“

„Ja, Sie dürfen es glauben,“ fügte Arthur bei. „Wir werden schleunigst abreisen. Lassen Sie Ihre Frau meine sämmtliche Wäsche und Kleidung rasch einpacken; in einer Viertelstunde gehen wir.“

„Wohin soll der Koffer?“

„Hinunter zur Yacht des Pascha. Zwei der Lohndiener mögen ihn besorgen. Also schnell!“

Der Kastellan entfernte sich, noch immer bestürzt; gleich darauf trat Mutter Horn ein. Ihre ganze Erscheinung zeugte von der größten Aufregung.

„Herrjesses, meine lieben guten Herrschaften, ist denn so etwas möglich! Der gnädige Herr sind vor einer Minute erst angekommen und müssen bereits wieder fort? Das ist ja — o, und da stehe ich und plaudere. Ich muß ja gleich einpacken! In zehn Minuten bin ich mit Allem fertig!“

Sie verschwand ebenso schnell und eilig, wie sie gekommen war. Arthur zog ein Papier aus einem Fache.

„Dies wird von großem Vortheil sein, Vater.“

„Was ist es?“

„Ein Plan von Tremona, den ich heimlich zeichnete. Siehe ihn an!“

Der Fürst that es.

„Vortrefflich!“

„Wenn mir der König das nöthige Vertrauen schenkte und die dazu nothwendigen Fahrzeuge vorhanden sind, nehme ich Hafen und Stadt trotz aller Befestigungen und Torpedo's binnen drei Stunden.“

„Dies Vertrauen besitzest Du.“

„Aber die Schiffe! Der Herzog, den ich jetzt ganz durchschaue, hat sie zerstreut. Die Küste Norlands ist vollständig unbedeckt, so daß an eine Offensive zur See erst recht nicht zu denken ist.“

„Es scheint doch, daß ein Gegenbefehl gegeben worden sei. Auf meiner Fahrt nach hier bemerkten wir mehrere norländische Kriegsschiffe, welche mit voller Dampf- oder Segelkraft nach der Heimath zu hielten.“

„Das wäre ein Glück!“

„Das eine der Schiffe sprachen wir an. Es ging nach Südenhafen. Doch horch! Ich glaube, der Oberst geht bereits wieder.“

„Ja, er ist es, und der Pascha begleitet ihn. Ich kenne seinen Schritt.“

Nurman-Pascha begleitete den Offizier bis vor das Thor und kam dann wieder zurück. Sein Gesicht war sehr ernst. Der Besuch des Obersten mußte von großer Wichtigkeit gewesen sein. Statt aber vorüberzugehen, öffnete er die Thür und trat ein. Er bemerkte den Fürsten nicht sogleich, da dieser seitwärts im Hintergrunde stand.

„Will, mache Dich zu einem Parforceritte fertig.“

„Wohin, Excellenz?“

„Nach der Residenz. Es geht jetzt kein Zug ab, und wenn Du so reitest wie jüngst, so kommst Du vor dem nächsten noch hin.“

„Zu wem soll ich, Excellenz.“

„Direkt zum Könige, dem Du ein Schreiben — —“

Er stockte. Sein Auge hatte den Fürsten erblickt, den er sofort erkannte. Man sah, daß er sich außerordentlich betreten fühlte.

„Durchlaucht — Excellenz — — ! Sie hier?“

Der Fürst trat vor.

„Wie Sie sehen. Darf ich Sie begrüßen, oder —?“

„Ja freilich dürfen Sie!“ antwortete er mit Herzlichkeit, indem er ihm beide Hände entgegenstreckte. „Aber, wann sind Sie angekommen?“

„Soeben. Ich suchte Ihren Diener auf, um ihn zu fragen, ob Sie zu sprechen sind, da ich mich natürlich sofort vorstellen wollte, hörte aber, daß der Oberst bei Ihnen sei.“

„Er ging soeben. Doch das erinnert mich — — ah, Durchlaucht, ich befinde mich Ihnen gegenüber in einer höchst mißlichen Lage!“

„Wie so?“

„Die Freundschaft gebietet mir, Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen, während — —

Er stockte, sichtlich verlegen. Der Fürst setzte den unterbrochenen Satz fort:

„Während die Pflicht Ihnen dies nicht gestattet, nicht wahr? Ich bin jedoch in der glücklichen Lage, diesen Zwiespalt aufzuheben. Der Oberst hat Ihnen mitgetheilt, daß man sich meiner Person und derjenigen meines Sohnes bemächtigen will.“

„So sind Sie also bereits unterrichtet?“

„Nicht blos über diesen Punkt, Excellenz. Es fragt sich nur, ob Sie es für Ihre Pflicht halten müssen, hierbei thätig zu sein.“

„Nicht im mindesten. Zwar darf ich in direkter Weise nichts thun, was den Interessen, welche ich von dieser Stunde an vertrete, nachtheilig werden könnte, aber selbst wenn mich Ihre ausgedehnte Gastfreundschaft nicht zum lebhaftesten Dank verpflichtete, hätte ich keine Veranlassung, den Polizisten, den Häscher zu machen.“

„Ich danke Ihnen.“

„Was werden Sie thun?“

„Sofort abreisen.“

„Mit welcher Gelegenheit?“

„Mit welcher sicheren, die ich aber nicht nennen darf, da ich Ihr Pflichtgefühl zu berücksichtigen habe.“

„Ist sie wirklich sicher?“

„Ja.“

„Ich würde Ihnen meine Yacht zur Verfügung stellen, allein ich muß Ihnen sagen, daß ich soeben den Oberbefehl über die südländische Seemacht übernommen habe, eine Mittheilung, welche Sie zwar nicht überraschen aber lebhaft interessiren wird, und da muß ich leider — — —“

„Ich begreife dies vollständig, Excellenz. Sie werden bereits in einer Viertelstunde wissen, welcher Gelegenheit ich mich bediene, und dann selbst sagen, daß sie sehr sicher ist.“

„Und Ihr Sohn, der Herr Kapitän? Man sucht auch ihn.“

„Er hat Alles geahnt und befindet sich bereits so ziemlich in Sicherheit.“

„So wird er gar nicht noch hier kommen?“

„Wohl nicht. Uebrigens hätte ich herzlich, Schloß Sternburg als das Ihrige zu betrachten, so lange es Ihnen gefällig ist.“

„So wollen wir scheiden!“

Sie reichten einander die Hände, und als der Pascha dem Freunde noch einmal alle nöthige Vorsicht angerathen hatte, verließ er das Gemach. Kurz nachher trat die Kastellanin ein.

„Es ist eingepackt, gnädiger Herr!“

„Gut. Hören Sie, Mutter Horn, weder der Pascha noch seine Tochter dürfen wissen, wer ich bin. Ich bleibe für sie Bill Williams. Das Uebrige wird Ihnen Vater anbefehlen für die Zeit, die wir hier abwesend sind. Ist der Koffer fort?“

„Ja.“

„So werde ich gehen. Ich steige den Fußpfad hinab, während Vater einen anderen Weg einschlägt, da es für eine Person leichter ist, unbemerkt zu bleiben als Zweien. Adieu, Mutter Horn!“

Die gute Frau zog die Schürze an die Augen.

„Herrjesses, ist das ein Elend. Ich vergehe vor Kummer, und mein Mann weiß auch nicht, wo ihm der Kopf steht. Und endlich, was wird Fräulein Almah sagen, die so sehr große Stücke auf Sie hält!“

„Wirklich?“

„Ja wohl! Erst vorhin hat sie gemeint, sie wünsche, daß Sie ein Kavalier-Pascha, ein General oder ein Prinz wären.“

„Ach! Warum?“

„Nun, dann — — dann könnte sie ja Ihre Frau werden,“ platzte sie in ihrer Betrübniß weinend heraus.

„Hat sie das so gesagt?“

„Nein, das nicht. Sie gab ein paar andere Gründe an, aber ich merke doch, wie es steht. Ach, mein lieber gnädiger junger Herr, das wäre eine Frau Prinzessin, wie es keine zweite wieder gibt!“

„Möglich! Also adieu!“

Sie lehnte sich an die Wand und weinte: er ging und nahm auch von dem Kastellan Abschied. Dann verließ er das Schloß, das Gebäude wenigstens, denn als er in den Garten trat und sich durch einen Blick überzeugt hatte, daß die Lohndiener mit dem Koffer bereits mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, wandte er sich rechts nach der Gegend, in welcher die Laube stand, die Almah sich als ihren Lieblingsplatz erwählt hatte, wie er recht wohl wußte.

Digitized by Google

Sie saß noch in derselben und sah ihn kommen.

„Bill, suchen Sie mich?“

„Ja.“

„Papa läßt mich wohl suchen?“

„Nein; nur ich bin es, der Sie sucht. Ich wollte Ihnen Lebewohl sagen.“

„Lebewohl? Sie wollen gehen?“

„Ja.“

„Fort?“

„Ja.“

„Ganz fort?“

„Ja.“

„Nicht möglich! Warum wollen Sie gehen? Hat Vater es Ihnen geboten?“

„Nein,“ antwortete er, entzückt über die sichtliche Aufregung, in welche sie von seinen Worten gebracht wurde.

„Hat Vater Sie beleidigt?“

„Nein.“

„Oder ich?“

„Auch nicht.“

„Aber warum dann? So sprechen Sie doch!“

„Ich bin ein Seemann und diene dem Könige von Norland, dem ich meinen Eid geleistet habe. Der Lord Pascha dient dem Könige von Suderland, der unser Feind ist. Ich muß gehen.“

„Das ist allerdings ein Grund. Aber warum so plötzlich?“

„Das werden Sie von dem Herrn Pascha erfahren. Doch gehe ich nicht für immer.“

„So wollen Sie also wiederkommen?“

„Ja, wenn wir uns nicht vorher treffen.“ Er trat näher an sie heran. „Leben Sie wohl!“

Er streckte ihr seine Hand entgegen, und sie zögerte nicht einen Augenblick, ihr Händchen hineinzulegen.

„Leben Sie wohl, Bill. Ich danke Ihnen für Alles, was Sie mir und Papa Liebes und Treues erwiesen haben. Ich wollte Sie hätten immer bei uns sein können!“

Ihre Stimme klang gar nicht so, wie sie bei dem Abschiede von einem Diener hätte klingen sollen. Seine Augen glänzten feucht.

„Ich gehe in den Kampf, Fräulein. Sie werden wohl von dem Herrn Pascha Einiges gehört haben, um zu wissen, was bevorsteht. Wenn ich falle, so sterbe ich, indem ich an Schloß Sternburg denke und an den Stern, der über demselben aufgegangen ist. Falle ich aber nicht, so sehen wir uns wieder, und ich wage es, Ihnen einen Mann zuzuführen, der sich Jahre lang vergebens sehnte, Ihr Angesicht noch einmal so nahe zu sehen wie in jener Nacht am Nile.“

Sie war während des letzten Theiles seiner Rede erglüht, jetzt erhob sie schnell die Augen.

„Am Nile? Ah! Wen meinen Sie?“

„Jenen Mann, dem die Seligkeit beschieden war, Sie aus den Fluthen an das Land zu tragen.“

„Ihn? O, ist es möglich? Sie kennen ihn?“

Sie reichte ihm auch das andere Händchen entgegen. Er drückte beide an seine Lippen.

„Ja.“

„Wer ist es? Wie heißt er?“

„Sternburg.“

„Sternburg? In wiefern? Was für ein Sternburg ist er?“

„Arthur von Sternburg, Fregattenkapitän, Sohn des Fürsten Viktor von Sternburg, dem dieses Schloß gehört.“

„Nicht möglich!“

„Doch!“

„Woher wissen Sie es?“

„Ich befand mich damals bei ihm und werde auch jetzt zu ihm gehen. Leben Sie wohl!“

Noch ehe Sie ihn halten konnte, war er fort. Die Nachricht hatte sie übrigens in der Weise überrascht, daß sie gar nicht daran dachte, ihn zu rufen. Sie sank auf ihren Sessel zurück und überließ sich den Gefühlen, welche diese unerwartete Nachricht in ihr wach gerufen hatte, bis sie durch nahende Schritte aus ihrem Nachdenken gerissen wurde. Es war die Kastellanin, welche kam.

„Kommen Sie schnell, sehr schnell herbei, Mutter Horn! Ich habe Ihnen etwas höchst Wichtiges mitzutheilen.“

„Was denn, mein Kind?“

Sie bemerkte gar nicht, daß die Augen der Kastellanin noch die Spuren vergossener Thränen zeigten, und antwortete mit der allergrößten Lebhaftigkeit:

„Ich weiß nun, wer es war!“

„Wer denn?“

„Der — — ob, Mutter Horn, ich habe eine Nachricht erhalten, eine so freudige Nachricht erhalten, daß ich mich gar nicht zu fassen vermag.“

„Darf ich sie auch hören?“

„Das versteht sich. Rathen Sie einmal, wen ich entdeckt habe!“

„Kind, das rathe ich nicht.“

„Nun, Einen, den Sie auch kennen.“

Die Kastellanin erschrak auf das Lebhafteste.

„Doch nicht etwa gar den Bill Willmers!“

„O nein, den brauche ich ja gar nicht zu entdecken.“

„Nun, wen denn?“

„Den Mann, der mich damals aus dem Nile gezogen und mir das Leben gerettet hat. Wissen Sie, ich habe Ihnen doch bereits diese Geschichte erzählt.“

„Ja ja. Den haben Sie entdeckt? O, das ist ja wunderschön! Wer ist es denn?“

„So rathen Sie doch nur!“

„Es gibt auf der Erde viele Millionen Menschen. Wie kann ich also gerade den treffen, der es gewesen ist!“

„Allerdings, aber es ist ein Bekannter von Ihnen.“

„Von mir?“

„Ja, ein sehr, sehr naher Bekannter.“

„Etwa gar mein Mann? Aber der hat mir ja niemals erzählt, daß er am Nil gewesen ist!“

„Nein, der nicht. Aber beinahe ebenso nahe.“

„Um, ich treffe es nicht. Was ist er denn? Wenn ich das weiß, so errathe ich es vielleicht.“

„Er ist Seemann.“

„Seemann! Was für einer?“

„Norländischer.“

„Matrose oder Offizier?“

„Kapitän.“

„Kapitän? Vielleicht gar Fregattenkapitän?“

„Freilich!“

Da schlug die Kastellanin verwundert die Hände zusammen.

„Am Ende gar mein lieber junger Herr?“

„Ja dieser. Denken Sie sich, der, gerade der hat mir das Leben gerettet! Sein Vater ist ein Freund von Papa, und ich wohne hier in seinem Hause, ohne das Geringste davon nur zu wissen oder zu ahnen!“

„Merkwürdig! Auch ich habe nichts gewußt.“

„Das versteht sich ja ganz von selber. Wenn ich nichts weiß, konnten Sie ja erst recht nichts wissen.“

„O nein, das versteht sich nicht von selber. Mein junger Herr pflegt mir Alles zu erzählen, was ihm passirt, und er hätte mir wenigstens jetzt doch sagen — — ach so, ich wollte Sie doch fragen, Kindchen, von wem Sie es erfahren haben.“

„Das müssen Sie auch errathen.“

„Ich errathe es nicht.“

„Von unserm Matrosen?“

„Bill Willmers.“

„Ah, von dem? Sehen Sie, Kindchen, daß ich Recht hatte, als ich Ihnen damals sagte, daß Sie es von ihm am ersten erfahren könnten! Erinnern Sie sich noch?“

„Von Bill? Nein, Sie sagten doch, daß es von Arthur von Sternburg vielleicht zu erfahren sei.“

„Nun — ach ja!“

„Und denken Sie sich, dieser Bill ist damals bei dem Kapitän gewesen und hat Alles mit angesehen.“

„Das glaube ich.“

„Sie glauben es? Warum?“

„Nun — — er hat es Ihnen gesagt.“

„Ah, so meinen Sie! Aber weiter konnte ich nicht das Geringste mehr erfahren.“

„Warum?“

„Weil er fort ist. Wissen Sie es bereits?“

„Ja. Aber Sie konnten ihn doch vorher ausfragen!“

„Er ging so schnell fort, daß ich ihn gar nicht fragen konnte. Aber er kommt wieder wenn er nicht fällt, er hat es mir versprochen.“

„Wenn er nicht fällt? Wo sollte er denn fallen?“

„Im Kampfe.“

„Im Kampfe? Herrjesses, soll es denn Kampf geben?“

„Freilich, aber das ist noch Geheimniß, und Sie dürfen es bei Leibe nicht verrathen.“

„O, ich verrathe nichts. Und da soll Bill Willmers mitkämpfen.“

„Ja. Und Ihr Herr Kapitän auch. Er geht zu ihm.“

Digitized by Google

„Herrjeſſes, iſt das eine Noth, ein Jammer, eine Sorge, ein Kummer und ein Elend!“

„Allerdings. Aber ſehen Sie doch ſchnell einmal da hinunter nach unſerer Yacht. Ich glaube gar, man hat den Anker gewunden.“

„Ja, das ſieht gerade ſo aus.“

„Was muß denn der Arabel-Bahr vorhaben? Ich weiß doch nichts davon, daß ihm Vater befohlen hätte in See zu ſtechen.“

„Wer iſt denn der Mann, der da hinten ſteht?“

„Auf dem Quarterdecke? Das iſt, ja wirklich, das iſt Bill Willmers! Man ſieht es an ſeinen Bewegungen, daß er kommandirt. Aber er iſt ja bloßer Matroſe!“

„Kann ein Matroſe keine Yacht kommandiren?“

„Nein, und die unſrige erſt recht nicht.“

„O, der wird es ſchon fertig bringen. Ich wußte, daß er nach der Yacht gegangen iſt, denn er ließ ſeine Sachen hinunterſchaffen.“

Schloß in Dieppe

„Hat es Papa ihm denn befohlen?“

„Nein, der weiß ja noch gar nicht, daß Bill fortgeht.“

„Nicht? Dann muß ich ſehr ſchnell laufen, um es ihm zu ſagen. Er wird noch gar nicht bemerkt haben, daß die Yacht in See gehen will. Kommen Sie, Mama Horn. Das iſt ja ein ganz unerklärliches Ereigniß, welches ich ihm ſchleunigſt mittheilen muß!“ — —

Sechzehntes Kapitel.

Kampf und Sieg.

Einige Tage vor den jetzt erzählten Ereigniſſen breitete ein ſtürmiſcher regneriſcher Abend ſeine dunklen Schwingen über die Reſidenz von Sütherland aus. Der Schein der Straßenlaternen vermochte kaum die Fluth der herabſtrömenden Tropfen zu durchdringen, und wer nicht durch Noth oder Pflicht gezwungen war

Digitized by Google

die Straße zu betreten, der blieb sicherlich daheim in seiner geschützten Wohnung.

Dennoch gab es einen der äußeren Stadtteile, in welchem ein aufmerksamer Beobachter verschiedene Gestalten bemerkt hätte, die hier und da schnell aber das fahle Laternenlicht zu huschen versuchten. Wer ihnen gefolgt wäre, der hätte jedenfalls bemerkt, daß sie alle nach einem und demselben Ziele steuerten, nämlich einem in schönen Tagen sehr viel besuchten Vergnügungsorte, welcher, ungeachtet eine halbe Stunde von der Residenz entfernt, in beinahe ländlicher Einsamkeit zwischen den Anfängen eines Laubwaldes verborgen lag.

Hatten sich diese Leute nur wegen des niederströmenden Regens so sorgfältig verhüllt, oder gab es noch einen andern Grund der sie veranlaßte, sich und ihre Gesichter so wenig wie möglich bemerken zu lassen? Kam es ja vor, daß einer in schnellerem Schritte den andern überholte, so geschah dies ohne Wort und Gruß, trotzdem sie sichtlich einen und denselben Zweck verfolgten, welcher auch vornehme Personen herbeizuziehen schien, denn es rollten auch öfters Luxuswagen und sogar seine Equipagen die Straße entlang, und es war sonderbar, daß dieselben nicht ganz bis zum bereits angegebenen Ziele fuhren, sondern immer in einiger Entfernung von demselben halten blieben, bis die Insassen ausgestiegen waren und dann in schnellem Tempo wieder zurückkehrten.

Unter all den einzelnen Zuhgängern hätte man nur ein einziges Mal Zwei bemerken können, welche sich beständig neben einander hielten. Der eine von ihnen war hoch und dreischultrig gebaut; der andere war von kleiner schmächtiger Figur. Wäre es Tag oder heller gewesen, so hätte man noch Folgendes bemerken können:

Der von einem dichten Haarwuchse bewaldete Kopf des Großen zeigte ein vom Wetter hart mitgenommenes Gesicht, dessen scharfes und offenes Auge mit den derben gutmüthigen Zügen sehr glücklich harmonirte. Dieser Kopf war bedeckt von einem Hute, der so alt war, daß man den Stoff, aus welchem man ihn gefertigt hatte, und die ursprüngliche Farbe nur nach einer eingehenden chemischen Untersuchung hätte bestimmen können. Er war in unzählige Knitlen und Falten gedrückt, und weil sein Besitzer jedenfalls eine freie Stirn liebte, so hatte er denjenigen Theil der breiten Krämpe, welcher bestimmt ist das Gesicht zu beschatten, sehr einfach mit dem Messer abgeschnitten. Der Oberleib stak in einem kurzen, weiten, seegrünen Rocke, dessen Aermel so kurz waren, daß man den vorderen Theil der sauber gewaschenen Hemdärmel sah, aus denen ein paar braune rieſige Hände hervorblickten, die einen vorsündfluthlichen Riesengeschöpfe anzugehören schienen. Unter dem breit über den Rock geschlagenen sauberen Hemdenkragen blickte ein roth und weiß gestreiftes Halstuch hervor, dessen Zipfel weit über die Brust herab bis auf den Saum der blau und orange karrirten Weste dingen. Die Beine staken in hochgelben Nankinghosen, welche in fett getheerten Seemannsstiefeln verliefen, in die zur Noth ein zweijähriger Elephant hätte steigen können. Sein Gang schlug herüber und hinüber, von Backbord nach Steuerbord und von Steuerbord wieder nach Backbord, gerade wie bei einem lang befahrenen Matrosen, der während der Dauer von vielen Jahren den festen sichern Erdboden nicht unter den Füßen gehabt hat.

Das große Frauenzuch, in welches er des Regens wegen seinen Oberkörper jetzt geschlagen hatte, hätte am Tage sicher gerechtes Aufsehen erregt, denn es zeigte alle möglichen Blumen und Krabesken, die in den hellsten und schreiendsten Farben des Regenbogens erglänzten.

Der Andere trug eine rothe phrygische Mütze, unter welcher ein rabenschwarzes Haar in langen Locken hervorquoll. Sein hageres Gesicht war außerordentlich scharf geschnitten und zeigte jenen eigenthümlichen orientalischen Typus, welchen man in dieser Ausprägung nur bei den Zigeunern zu sehen pflegt. Sein schwarzes unruhiges Auge wanderte scharf und ruhelos von einem Gegenstande zum andern, und jeder Zollbreit des Mannes zeigte jene Beweglichkeit und Rastlosigkeit, die dem wanderndem Volke der Sitani eigenthümlich ist. Seine Kleidung war einfach, bequem und nicht so auffallend in Form und Farbe wie diejenige seines gigantischen Reisegefährten, doch trug sein schwankender Gang ganz dieselben Spuren einer zurückgelegten längeren Seereise.

Auch er hatte sich in ein Frauentuch gehüllt, welches durchweg dunkelroth gefärbt war. Der Seemann liebt einmal die hellen Farben.

Die Umschlagetücher schienen nur zum Schutze der Kleidung vorhanden zu sein, denn Beide trugen die Köpfe hoch wie beim schönsten Wetter und ließen sich den Regen mit aller Gemüthlichkeit in das Gesicht schlagen; er schien sie auch nicht im mindesten in ihrer Unterhaltung zu stören.

Wer sie früher einmal gesehen hätte, wäre jetzt trotz des Dunkels sicher nicht an ihnen vorübergegangen, ohne Beide zu erkennen: den Bootsmann Karaveg und den Steuermann Schubert, den Bruder des Obergesellen Thomas.

„Heiliges Mars- und Brahmenwetter," meinte der Riese, „ist das hier eine Zucht und Unordnung!"

„Was?"

„Daß diese Wagen vorüberfegeln, ohne zu fragen, ob es noch andere Kreaturen gibt, die auf Erden wandeln. Dieser letzte hätte mich beinahe über den Haufen gerissen, und ich bin mit Koth bespritzt von der Mastspitze an bis zum Kiele herab."

„Setzt wieder weg!"

„Aber mein schönes neues Tuch! Das Wasser thut nichts, aber dieser Dreck. Wer soll morgen noch die Blumen und Guirlanden erkennen! Aber weiter mit Deiner Insel!"

„Gut also! Diese Höhle zu finden, macht mir keiner nach, und auch ich hätte sie nicht entdeckt, wenn mich nicht dieser Zufall hingeführt hätte."

„Aber warum nahmst Du nicht alle Steine und das ganze Gold mit fort?"

„Das hätte mir sehr verhängnißvoll werden können. Ich hatte mir nur einige Proben des Schatzes mitgenommen, als ich in meine Hütte zurückkehrte, und bereits am andern Morgen kam das Schiff in Sicht, welches mich nachher aufnahm. Konnte ich mehr holen? Die Leute wären mir gefolgt und hätten meinen Schatz ganz sicherlich entdeckt."

„Das ist wahr. Aber ist er denn wirklich so bedeutend?"

„Ich verstehe mich nicht darauf ihn abzuschätzen, aber nach dem, was ich für den einen Rubinen nur erhalten habe, der mir gewiß nicht hoch genug bezahlt worden ist, sind viele Millionen vorhanden."

„Heiliges Mars- und Brahmenwetter, da wollte ich doch gleich, daß ich auch einmal über diese Juwelen nsel hinwegstolperte!"

„Sind wir hier zu Lande fertig, so fahren wir hin, Steuermann, und holen die Steine."

„Aber wenn Die etwas passirt? Die Zeiten sind so, daß man seine Schiffsbücher sehr in Ordnung halten sollte."

„Ist bereits geschehen. Im Rücken meiner Weste sind einige Papiere eingenäht, die Alles enthalten, was zu wissen nothwendig ist. Sollte mir etwas passiren, so bist Du der Vollstrecker meines Testamentes. Auch Zarba weiß davon; sie hat die Abschriften in der Tannenschlucht versteckt."

„Still, Bootsmann, vom Testamente! Ich mag nichts erben und habe auch gar nicht gemeint, daß gerade Dich ein Unglück ansegeln soll. Aber dort guckt ein Licht zwischen den Bäumen heraus. Sollte da der Hafen sein, in den wir einlaufen müssen?"

„Jedenfalls, wenn die Beschreibung stimmt."

„Also wie heißt der Kerl, an den wir uns zu wenden haben?"

„Karl Goldschmidt."

„Und was für ein Wort müssen wir sagen?"

„Es sind zwei. Wer der äußeren Thür „Vergeltung" und vor der zweiten „Rache." Bei zwei Stichworten hat man eine größere Sicherheit als bei nur einem."

„Natürlich. Hier scheint der Weg abzuzweigen. Also hinüber nach Steuerbord!"

Sie kamen an ein Gebäude, welches eine sehr breite Fronte hatte. Dennoch war nur ein einziges Fenster erleuchtet, aber so scharf, daß die Strahlen des Lichtes weit hinaus auf die Straße fielen. Die Thür war verschlossen. Karaveg klopfte an. Nach einigen Sekunden ließen sich Schritte hören, welche sich von innen der Thür näherten.

„Wer klopft?"

„Gäste."

„Weshalb?"

„Zur Vergeltung."

Der Riegel wurde geöffnet.

„Eintreten."

Es war vollständig finster im Flur, so daß sie die Person nicht erkennen konnten.

„Wohin?" frug Karaveg.

„Ah, Ihr seid noch nicht dagewesen?"

„Nein."

„So!" klang es zurückhaltend. „Geradeaus trefft Ihr den Eingang."

Sie tasteten sich im Dunkel vorwärts, bis sie an eine Thür kamen; dort klopften sie wieder an.

„Wer ist da?" klang es von Innen.

„Gäste."

„Ihr wollt herein?"

„Ja."

Digitized by Google

„Wozu?“

„Zur Rache.“

„Kommt!“

Die Thür wurde aufgemacht, und sie traten in ein kleines Gemach, in welchem eine bedeutende Zahl abgelegter Röcke, Mäntel, Hüte und Schirme errathen ließ, daß sehr viele Leute vorhanden seien. Der Mann, welcher ihnen geöffnet hatte, betrachtete sie verwundert und beinahe mißtrauisch.

„Wer seid Ihr?“

Diese Frage schien nicht nach dem Geschmacke des Steuermannes zu sein.

„Heiliges Mars- und Brahmenwetter, sehen wir etwa aus wie Verräther und Spitzbuben! Wir haben die Parole, und damit baßta. Wo ist die Versammlung?“

Während dieser Worte hatte er sein Umschlagetuch abgenommen, so daß der Thürhüter seine Gestalt und seinen Habitus sehr eingehend mustern konnte. Er lächelte.

„Alle Teufel, seh Ihr ein forscher Kerl! Ihr waret Beide noch nie hier, und da wird man wohl fragen können, wer Ihr seid. Es ist dies sogar meine Pflicht.“

„Schön. Ich heiße Baldwin Schubert und bin Steuermann auf Seiner Norländischen Majestät Kriegsschiffe Neptun; dieser Mann ist mein Freund, der Bootsmann Karavey.“

„Schön. Ihr seid Freunde und könnt durch jene Thür eintreten. Vorher aber möchte ich Euch fragen, ob Euch irgend ein besonderes Umstand verführt.“

„Verdet es wohl noch erfahren!“

Er warf sich das nasse Tuch über die eine Achsel und schritt zu der bezeichneten Thür. Der Bootsmann folgte. Sie traten in einen hell erleuchteten saalähnlichen Raum, dessen sämmtliche Fenster so dicht verhangen waren, daß sicherlich von außen kein Lichtstrahl zu bemerken war. Auf den vorhandenen Bänken und Stühlen saßen wohl mehrere hundert Personen, welche den verschiedensten Ständen anzugehören schienen. Sogar Offiziere waren vorhanden, wie man, obgleich sie Civil trugen, an ihrem Aeußeren erkennen konnte. Im Hintergrunde war eine Rednerbühne errichtet, auf welcher ein junger Mann stand, der soeben einen Vortrag beendigt zu haben schien, dessen Wirkung eine außerordentliche war, denn alle Hände klatschten und alle Stimmen vereinigten sich zu einem rauschenden Beifallssturme.

Dieser ließen geschäftig hin und her, um die geheimnißvollen Gäste zu bedienen, und das war ein Anblick, bei welchem sich die Miene des Steuermannes sichtlich erheiterte.

„Komm, Bootsmann! Hier ist noch Platz. Heut ist Grogwetter. Nimmst Du einen mit?“

„Ja.“

„Kellner!“

Der laute Ruf dieser Stimme war bei der nach dem Applaus eingetretenen Stille über den ganzen Raum hin zu vernehmen, und Aller Augen wandten sich den zwei Männern zu, deren Eintritt man gar nicht bemerkt hatte. Das Aeußere derselben erregte auch hier eine bemerkbare Verwunderung.

Der Kellner erschien.

„Sie wünschen?“

„Zwei Grogs und Auskunft.“

„Auskunft worüber?“

„Ist ein Mann zugegen, welcher Karl Goldschmidt heißt?“

„Ja. Es ist der Herr, welcher soeben gesprochen hat.“

„Wir haben mit ihm zu reden.“

„Mit ihm? Dem Präsidenten?“

„Ja. Schicken Sie ihn her!“

Der Literat Goldschmidt, ganz derselbe, welcher jenes unglückliche Rencontre mit dem wilden Prinzen gehabt hatte, war vom Podium geflogen und kam, als ihm der Kellner den Wunsch der Beiden gemeldet hatte, herbei. Sein Gesicht war noch sehr bleich, ganz wie das eines Mannes, der erst vor Kurzem von einer schweren Krankheit genesen ist und sich noch nicht vollständig erholt hat. Er reichte den Beiden freundlich die Hand.

„Sie sind Eingeweihte?“

„Ja.“

„Aber keine Führer, denn sonst müßte ich Sie kennen. Hier verkehren nicht gewöhnliche Mitglieder, sondern nur die Führer, und daher vermuthe ich, daß Sie Boten irgend eines Bruders sind.“

„Boten sind wir allerdings,“ antwortete Karavey, „aber nicht von einem Bruder, sondern von einer Schwester.“

„Von einer Schwester?“ frug Goldschmidt freudig überrascht. „Wir haben nur eine einzige Schwester, und erwarten von ihr allerdings wichtige Botschaften.“

„Zarba?“

„Ja. Ihr kommt von ihr?“

„Von Ihr. Ich habe diesen Brief an Sie abzugeben.“

Goldschmidt nahm ihn in Empfang, öffnete und las ihn. Seine Augen leuchteten auf; er eilte davon und betrat die Tribüne.

„Meine Brüder. Soeben ist mir ein Schreiben unserer geheimnißvollen Anführerin zugegangen, welches unserem Warten ein Ende macht und uns zum schleunigsten Handeln auffordert. Die Truppenbewegungen an der Grenze haben nicht den Zweck der Uebung, sondern sie bedeuten eine Invasion nach Norland. Der Aufstand, der dort ist in das Kleinste eingeleitet, und das erwähnte unvorhergesehene Ereigniß kann den Schneeflocken bewegen, welcher zur Lawine wird. Halten wir uns daher bereit. Die Erhebung unseres Nachbarvolkes ist eine künstlich vorbereitete, nicht eine aus gerechtfertigten Ursachen sich natürlich entwickelnde wie die unsrige. Der Herzog von Naumburg trachtet nach dem Throne; er will ihn auf dem Wege der Revolution besteigen. Er wird Tausende zum Freiheit, Glück und Leben bringen, ohne seinen Zweck zu erreichen, denn die Regierung kennt seine Umtriebe und wird ihn mit seiner eigenen Waffe schlagen. Die beiden unter dem Prinzen Hugo stehenden Armeekorps sind bestimmt, auf den ersten Ruf Naumburgs in Norland einzurücken und ihn zu unterstützen, während unser übriges Militär bereit steht, nachzufolgen. Wir sind Lügner und vorsichtiger gewesen als dieser Herzog, der sein Volk dem angekommen Könige entfernbete, um selbst zum Herrscher und Tyrann zu werden. Kein Uneingeweihter ahnt, daß im Innern Sudersland selbst das Feuer glimmt, welches da drüben mit Gewalt angefacht werden soll. Wenn der König von Norland sein Ohr dem richtigen Rathe zuwendet und seinen Unterthanen eine Konstitution verheißt, so wird ihm Alles entgegenjubeln und der Aufstand wird zu einer ungeheuren Beifallsbewegung werden. Dann stehen unsere Truppen drüben isolirt und beschämt. Diesen Affront müssen wir benutzen und werden Alles aufbieten, ihn hervorbringen zu helfen.“

Lebhafte Beifallsrufe begleiteten diese Worte. Er fuhr weiter fort:

„Dies geschieht am Besten dadurch, daß wir unser Militär degenerirten, jeden strategischen und taktischen Zusammenhang zerstören und ganz besonders unsere Marine zerstreuen. Wir wissen, daß sich binnen jetzt und wenigen Tagen eine Kriegsflotte in Tremona sammeln wird, am Südenhafen zu nehmen und die norländischen Küsten zu blockiren. Dies muß verhindert werden. Es sind Brüder unter uns, welche zu den höchsten Chargestellen der Marine und des Kriegsministeriums gehören. Ihnen wird es leicht, alle Fäden zu zerreißen, welche Norland und uns gefährlich werden können. Erlauben Sie mir, diesen Brief vorzulesen und dann zur Berathung zu schreiten!“

Er las das Schreiben Zarbas vor, welches ungetheilten Beifall fand und alle mit Bewunderung über die Allmittheyheit der Zigeunerin erfüllte. Dann bildeten sich einzelne Gruppen zur lebhaftesten Diskussion, um welche sich aber weder Karavey noch der Steuermann viel bekümmerten.

Nach einiger Zeit trat Goldschmidt zu ihnen heran.

„Sie sind Seemänner, wie es scheint?“

„Ja,“ antwortete Schubert. „Ich bin Steuermann, und dieser ist Bootsmann, alle beide Norländer. Sie kennen also unsere Zarba?“

„O, sehr!“

„Da muß ich Ihnen sagen, daß mein Kamerad ihr Bruder ist.“

„Ah! Ihr möglich?“

„Ja. Er hat eine ganz bedeutende Rechnung mit diesem Naumburg quitt zu machen.“

„Da könnte ich Ihnen ja mein vollstes Vertrauen schenken?“

„Heiliges Mars- und Brahmenwetter, das können Sie!“

„Ihr Ihre Zeit sehr kurz bemessen?“

„Wir haben Urlaub so lange wir wollen.“

„Darf ich Ihnen eine ähnliche Botschaft anvertrauen, wie diejenige ist, welche Sie uns gebracht haben?“

„Versteht sich!“

„Es ist nicht nothwendig, Ihnen zu erklären, weshalb ich gerade Ihnen diesen wichtigen Auftrag ertheile. Waren Sie bereits einmal in Tremona?“

„Früher oft.“

„Kennen Sie dort das Schloß des Fürsten von Sternburg?“

„Ja.“

„Sein Sohn, der Fregattenkapitän Arthur von Sternburg wohnt jetzt dort. Er ist mein Freund, und an ihn sollen Sie einen Brief abgeben, der keinem andern Menschen in die Hände kommen darf. Kennen Sie ihn?“

„Habe ihn gesehen, aber nur von weitem.“

„Also, wollen Sie?“

Digitized by Google

„Versteht sich!“

„So kommen Sie morgen Mittags wieder hierher. Der Wirth, welcher Ihnen vorhin den zweiten Eingang öffnete, wird Ihnen das Schreiben geben. Sie leisten diesen Dienst nicht nur uns, sondern ganz vorzüglich auch Ihrer Schwester Zarba.“

„Ist die Sache nachher eilig?“

„Innerhalb von drei Tagen muß der Kapitän das Schreiben erhalten haben.“

„So brauchen wir also nicht mit allen Segeln und voller Dampfkraft zu steuern?“

„Nein. Wir haben Vorbereitungen zu treffen, welche in dem Augenblicke, an welchem Sie den Brief übergeben, beendet sein müssen.“ —

Zwei Tage später stiegen mit dem Mittagszuge die beiden Seelente in Tremona aus. Der Weg nach Schloß Sternburg führte eine Strecke längs des Hafens hin. Der Steuermann blieb bei jedem Schiffe stehen, um es mit Kennermiene zu betrachten.

„Om,“ meinte er. „Hier geht etwas vor.“

„Was?“

„Sieht Du nicht, daß alle Kriegsfahrzeuge zum in die See stechen rüsten?“

„Hat nicht den Anschein.“

„Heimlich, alter Junge, heimlich. Es gibt eine Expedition, von welcher Niemand etwas wissen soll und bei der die alten Karthaunen wohl ein wenig brummen werden.“

„Scheint wahrhaftig so!“

„Bemerkt es auch!“

„Ja. Dort die alte Brigantine hat mitten im Theeren und Kalfatern aufgehalten und macht sich das neue laufende Zeug an die Nasen.“

„Paß auf, heut Abend ist kein einziges dieser Fahrzeuge mehr im Hafen.“

„Auch dort das kleine Ding scheint zum Aufbruche zu rüsten. Was tur eine Art von Kahn oder Boot ist es denn eigentlich?“

„Om, sonderbar! Die Masten zum Niederlegen; habe das bei einer Yacht noch gar nicht gesehen. Muß ein Privatschiff sein und gehört vielleicht einem Engländer, der eine gute Portion Spleen und einige andere Mucken hat.“

„Wollen es einmal betrachten!“

Sie schritten näher, konnten aber Beide nicht recht klug werden.

„Komm,“ meinte Karavey. „Erst hinaus zum Schlosse, und dann stauen wir uns in irgend eine kleine Koje, wo es einen guten Schluck zu haben gibt.“

Der Steuermann blickte zur Höhe empor.

„So schlagen wir gleich diesen Fußweg ein, der wie eine Strickleiter zum Schlosse führt. Komm!“

Sie stiegen denselben Weg empor, auf welchem soeben Arthur herniederkam.

„Stopp!“ meinte Karavey. „Siehe Dir doch einmal den Maate an, der da herabgefegelt kommt. Kennst Du ihn?“

„Ah!“

„Bill Willmers.“

„Heiliges Mars- und Brahmewetter, es ist wahr!“

„Was thut der da oben?“

„Om, da kommt mir ein Gedanke. Sagte ich Dir nicht, als wir ihn da droben im Gebirge zuerst sahen, daß er ganz wie der Kapitän Sternburg sieht?“

„Das ist wahr.“

„Ich lasse mich kielholen, wenn er es nicht ist.“

„Aber warum soll er denn als Matrose gehen?“

„Um sich ein Späßchen zu machen, wie es so vornehme Leute manchmal thun.“

„Er war doch damals als Bedienter droben!“

„Thut nichts. So eine hübsche kleine Zofuke, wie das Mädchen war, würde ich auch bedienen, und wenn ich ein König wäre.“

„Was wird er sagen, wenn er uns sieht?“

„Das wird Du bald hören. Komm!“

Er faßte Karavey beim Arme und zog ihn hinter ein Kirschengestrauch, welches am Wege stand. Arthur kam heran, ohne sie zu bemerken. Kaum war er vorüber, so meinte der Steuermann mit halblauter Stimme:

„Herr Kapitän!“

Sofort drehte sich der Gerufene um. Die Beiden traten hinter dem Busche hervor, der Bootsmann halb verlegen, der Steuermann aber mit einem höchst pfiffigen Gesichte, welches seinen ehrlichen gutmüthigen Zügen außerordentlich interessant stand.

(Fortsetzung folgt)

Der beste Freund.

Novelle
von
H. Richter.

(Fortsetzung.)

Zehn Minuten mochten verflossen sein, in denen Jedes schweigend seinen Gedanken nachging, als ihn eine Bewegung Mariettas an ihre Seite rief. Sie stand hoch aufgerichtet da und deutete mit dem Finger in die Ferne. Ueber die Ebene dahin sendete der Schnellzug — der gellende Pfiff, durch die Entfernung geschwächt, schien wie ein Wohllaut in Marietta nachzuklingen, denn sie athmete sichtbar auf und über ihre eben noch tief erblaßten Wangen zog ein frischer erwärmender Hauch. Es rief, es lockte, dort, wo die blauen Rauchsäulen mit den matten Farbentönen des Horizonts verschwammen — —

Unter den langen Wimpern hervor blinzelten Mariettas glänzende Augen den Oheim an. Das war ein Blick, welchen Ewald gut genug kannte! Es gefror ihm sein warmes Fühlen, es erstarb ihm sein hoffnungsvolles Denken — er zog sich vor den weichen kleinen Händen, die seine Schulter berührten, scheu zurück.

„Du thörichter Ohm! Denkst Du wirklich im Ernst daran, die unruhige Marietta zu Dein stilles dunkles Haus zu fesseln? Sieh, wie es klopft hier in den Schläfen, in den Pulsen, das treibt hinaus in die weite Welt! Wenn Du ihr wohl willst, so laß sie ziehen! Und dort, wo das Leben kreist in bunten wechselnden Spiel, dort suche Marietta einst, die glückliche Marietta! Laß mich ziehen, Ohm,“ fügte sie noch einmal, ihre weiche Wange an die seine legend, hinzu.

Eine lange Pause entstand, bang' für Beide, obgleich nur in der Brust des Einen wilder Schmerz tobte. Betrathen, betrogen, getäuscht in Allem, was ihm das Theuerste auf Erden gewesen.

Seine Gedanken eilten um Tage und Wochen zurück: Er sah sich an jenem Monnsheinabend dem Manne nachschauen, der mit der rothen leuchtenden Blume im Knopfloch so siegesbewußt dahinschritt — und sah jetzt denselben Mann, dessen stolze Erscheinung sich seinem Gedächtniß unvergeßlich eingeprägt, sich seinen Blicken durch schmachvolle Flucht entzogen. Und von jenem Moment bis zu diesem sah er sich unzerreißbare Fäden hinüberspinnen — es schwindelte ihm, wenn er in dieses Gewebe blickte! Und da tönten Mariettas Worte in ihm wieder:

„Laß mich ziehen, Ohm!“ Ein Zorn, eine Bitterkeit, wie er sie nie in seinem Leben empfunden, stiegen in ihm auf. „Willst Du als Konzertsängerin, oder als Lorenzo Chiavellis Gattin in der Ferne das Glück finden?“ sagte er endlich.

Marietta mochte eine andere Antwort erwartet haben. Und dennoch waren es vielleicht weniger die Worte, als der Ton, in dem sie gesprochen wurden, was sie trotzig die Lippen schürzen ließ. „Das eine schließt das andere nicht aus — ich habe mich für beides entschieden.“

„Nun, so höre auch meine Entscheidung.“ Er war aufgestanden und ihr näher getreten. „So lang' ich athme, erreicht Du weder das eine, noch das andere.“ —

„Hal' inne, ich bitte Dich,“ rief Marietta aus, „Du kennst Lorenzo nicht. Ohne sein Wissen suchte sein Vater Dich auf.“ —

Doktor Halberg machte eine abwehrende Handbewegung. „So werde ich mit vom Sohn erklären lassen, warum er dem Beispiel des Vaters nicht folgte,“ entgegnete er mit kalter Ruhe. „Du aber wirst es als Nothwendigkeit erkennen, daß jeder Verkehr zwischen Dir und ihm abgebrochen werden muß. In einer Stunde erwartet Dich mein Wagen!“ Er schwieg plötzlich, aufs Aeußerste betroffen von der Haltung, welche Marietta angenommen. In jeder ihrer Mienen, in dem starren Blick der dunkeln Augen, in dem leisen Zucken der Wimper selbst las er den Widerstand, welchen sie seinem Befehl entgegenzusetzen entschlossen war. Er seufzte schmerzlich auf, dann fand er noch einige Augenblicke unschlüssig da, unbewußt vielleicht nach einer friedlicheren Lösung suchend, aber seine eigene Manneswürde trat ihm hier, gebieterisch ihre Rechte forderud, in den Weg. So ging er, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, von dannen. —

Die Professorin und die Sanitätsräthin hatten gar keine Ehe gezeigt, die Waldeseinsamkeit zu verlassen, welche mehr wie jede andere Einsamkeit dazu angethan ist, goldene Fäden aus der Gegenwart in die Zukunft zu spinnen. Als sie dann endlich den kühlen Waldesschatten mit der brennenden Mittagshitze vertauschten, lag auf den beiden freundlichen Gesichtern derselbe Zug innerer Zufriedenheit ausgeprägt. So rollten sie denn über die staubige Landstraße an

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 49. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

Scepter und Hammer.

Originalroman
von
Carl May.
(Fortsetzung.)

Verzeihung! Wen segeln wir da an, den Matrosen Bill oder den Herrn Fregattenkapitän von Sternburg?"

„Warum?"

„Weil wir da hinauf wollen, um den Herrn Kapitän zu suchen."

„Was wollt Ihr bei ihm?"

„Einen Brief abgeben."

„Von wem?"

„Braucht nur er selbst zu wissen."

Arthur warf einen Blick um sich. Er hatte keine Veranlassung, seinen Namen jetzt noch zu verschweigen.

„Ich bin es."

„Wer?"

„Der Kapitän."

„Kannst Du — können Sie das beweisen?"

Arthur lächelte und zog ein Papier aus der Tasche.

„Lest dies!"

Eine Depesche an „Herrn Fregattenkapitän Arthur von Sternburg." Das stimmt."

„Glaubt Ihr es nun?"

„Hm, könnte auch in falsche Hände gekommen sein!"

„Ihr seid sehr vorsichtig. Ist der Brief denn von gar so großer Wichtigkeit?"

„Sehr!"

„So kommt mit mir! Ich werde Euch beweisen, daß ich die Wahrheit gesagt habe."

Der Steuermann wollte seine Sorgfältigkeit denn doch nicht bis zur Beleidigung eines so hohen Offiziers treiben und frug:

„Haben Sie einen Freund in der Residenz, der Bücher schreibt?"

„Ja."

„Wie heißt er?"

„Karl Goldschmidt."

„Das stimmt! Und kennen Sie eine sehr geringe Frau, welche doch von Vielen Königin genannt wird?"

Arthur stutzte.

„Ja."

„Wie heißt sie?"

„Zarba."

„Auch das stimmt! Herr Kapitän, verzeihen Sie mir. Der Brief enthält Dinge, die sehr gefährlich sind, und weil wir Sie als Diener und Matrose gesehen haben, mußten wir uns überzeugen. Bootsmann, heraus mit dem Schreiben!"

Karavey nahm seine phrygische Mütze vom Kopfe, zog das Futter auf und brachte den Brief zum Vorschein. Der Kapitän sah sich noch einmal um und erbrach ihn dann, um ihn zu lesen. Sein Gesicht klarte sich auf, und er steckte das Schreiben mit einer Miene der höchsten Befriedigung zu sich.

„Ihr seid Korländer?"

„Ja."

„Auf Urlaub?"

„Ohne Heuer."

„Du warst Steuermann?"

„Ja, und dieser hier Bootsmann auf dem Neptun. Ich bin der Bruder des Obergesellen beim Hofschmied Brandauer —"

„Ah, ists wahr?"

„Ja. Und dieser da ist der Bruder von Zarba."

„Nicht möglich!"

„Aufs Wort, Herr Kapitän!"

„Gut. Was werdet Ihr jetzt thun?"

„Hm! Wir haben bemerkt, daß man sich hier zum Absegeln rüstet. Jedenfalls giebt es für einen braven Steuermann volle Arbeit. Ich möchte nach Süderhafen, um mich nach einer Stelle umzuthun."

„Und Du?" frug er den Bootsmann. „Du bist wohl Deiner Schwester nöthig?"

„Nein. Ich gehe mit nach Süderhafen."

„Mit welcher Gelegenheit?"

„Müssen uns eine suchen."

„Ich gehe auch dorthin in See, und zwar sofort. Wollt Ihr mit?"

„Wirklich?"

„Freilich!"

„Danke, Herr Kapitän, wir gehen mit!"

„Habt Ihr Gepäck mit?"

„Nein."

„So kommt gleich mit an Bord."

Er nahm zwischen ihnen Platz und führte sie nach der Yacht. Sein Vater, welcher einen andern Weg eingeschlagen hatte, schritt

97

Digitized by Google

eben über die Laufplanke. Der Araber-Bahr stand zum Empfange bereit.

„Du kennst mich noch?“ frug der Fürst.

„Ja, Effendi!“

„Du weißt, daß Dein Herr mir die Yacht anvertraut?“

„Befiehl, und ich werde gehorchen.“

„Hast Du den verborgenen Kessel gefeigt?“

„Es ist Alles bereit. Ich kannte Deine Diener und habe getan, was Du mir geboten.“

„Wir stechen sofort in See. Dieser Mann ist mein Sohn. Er wird das Kommando übernehmen.“

In wenigen Minuten legte sich die Prise in die aufgenommenen Segel der Yacht, und der schlanke Leib derselben strebte erst langsam und dann in immer schnellerer Fahrt dem offenen Meere zu.

Arthur stand auf dem Quarterdeck und ließ sich das Fernrohr bringen. Er richtete es nach Schloß Sternburg hinauf. Dort auf dem hohen Altane stand der Kapudan-Pascha mit seiner Tochter. Der erstere hatte auch ein Fernrohr in der Hand, mit welchem er die Yacht zu finden suchte.“

„Vater, her zu mir!“ bat der Kapitän.

„Was ist's?“

„Der Pascha hat bemerkt, daß sein Schiff in See geht. Hänge Dich hier an die Wanten und winke mit dem Tuche, damit er Dich erkennt.“

„Du meinst um zu vermeiden, daß er uns verfolgen läßt?“

„Allerdings. Wenn er nicht erfährt, wer es ist, der ihm sein Schiff entführt, so gibt es eine Jagd.“

„Werden uns nicht einholen.“

„Das wohl, aber es ist besser wir vermeiden alles Aufsehen.“

Der Fürst stieg auf die Wantenfraischen, hielt sich mit der Linken fest und ließ mit der Rechten sein weißes Tuch wehen. Der Pascha mußte ihn erkannt haben, denn auch in seiner Hand schwenkte ein Tuch, und nun wußte Arthur, daß der Pascha nicht ganz unzufrieden mit der Art und Weise sei, in welcher es seinem Freunde gelückt war, zu entkommen.

Der Fürst stieg wieder herab und nahm neben seinem Sohne Platz.

„Wie kommst Du zu den beiden Männern, welche mit Dir an Bord kamen?“

„Du fragst mich in seinem Deiner letzten Briefe nach der Zigeunerin Zarba?“

„Allerdings. Kennst Du ihren jetzigen Aufenthaltsort oder hast Du irgend ein Lebenszeichen von ihr?“

„Der Kleine dort ist ihr Bruder.“

„Ah, ein Seemann?“

„Bootsmann. Und der Andere ist der Bruder eines Obergesellen beim Hofschmied Brandauer.“

„Alle Wetter, so stehen sie jedenfalls unsern Absichten nicht sehr fern!“

„Nein. Sie haben mir einen Brief von Goldschmidt gebracht.“

„Deinem Freunde?“

„Demselben. Du wirst erstaunen. In Süderland gibt es eine mächtige Agitation gegen die Regierung und die Politik des Herzogs von Raumburg. Zu ihr zählen die einflußreichsten Beamten des Königs, und ihre Sache ist so weit gediehen, daß sie vollständig schlagfertig sind. Die süderländische Flotte soll sich in Tremona sammeln; die geheime Verbrüderung aber hat durch einen der Ihrigen, der ein hoher Angestellter des Marineministeriums ist, einen Befehl ausfertigen lassen, in Folge dessen sämmtliche Fahrzeuge in ferne Meere stationirt werden und die Flotte also zerstreut und unschädlich wird. Das hat mir der Brief gesagt. Hier, lies ihn! Ich habe dort im Hafen bemerkt, daß man bereits zur Abfahrt rüstet. Und ehe der Pascha sein Kommando faktisch übernimmt, sind alle Schiffe fort.“

„Das wäre wahrhaftig ein Streich, den wir uns nicht besser wünschen könnten!“

„Er wird ausgeführt; darauf können wir uns verlassen. Ich kenne meinen Goldschmidt. Der „tolle Prinz“ hat ihm seine Braut abspenstig und unglücklich gemacht und ihm dazu den Degen in die Brust gerannt, so daß sein Leben an einem einzigen Haare hing. Er haßt ihn aus dem tiefsten Herzen und hat aus Rache ihre Verbindung in das Leben gerufen, welche zwar nicht den Thron stürzen aber doch wenigstens Zustände schaffen will, welche auf menschlicher und rechtlicher Grundlage errichtet sind.“

„Bist Du Mitglied?“

„Nein. Dazu hatte ich als Ausländer keine Veranlassung. Aber in Fühlung mit dem Leiter der Bewegung habe ich mich erhalten, und Du siehst, welchen Nutzen es mir gebracht hat. Wenn in Süderhafen eine genügende Flottille zusammengebracht wäre, ich den Oberbefehl über dieselbe erhalten könnte, so würde ich Tremona nehmen, und es könnte im Herzen des Feindes ein Heer gelandet werden, welches nicht nur nach alter guter Regel den Kampf auf das Gebiet des Gegners verlegte, sondern unserm Könige die Macht verlieh, einen sofortigen Frieden zu diktiren.“

„Habe ich Gelegenheit mit der Majestät zu sprechen so erhältst Du diesen Oberbefehl; darauf gebe ich Dir mein Wort.“

Während dieses Gespräches hatte die Yacht den Hafen hinter sich genommen und die offene See erreicht, so daß sie von der Küstenhöhe aus gar nicht mehr bemerkt werden konnte. Sie steuerte nach Norden zu und ihr Gang war, da Arthur die verborgene Dampfkraft spielen ließ, von solcher Schnelligkeit, daß sie außer dem berühmten „Tiger“ des „schwarzen Kapitäns“ sicher jedes Schiff überholt hatte, welches auf eine Wettfahrt mit ihr eingegangen wäre. — —

Der Tag nach der Gefangennahme der beiden Raumburgs war vergangen. Die anderen Arrestanten waren auf eine solche Weise in Sicherheit gebracht worden, daß kein Mensch, nicht einmal die Ihrigen, gemerkt hatten, was eigentlich vorging. Der König hatte eine ganze Menge treuer Männer heimlich in seinen geheimsten Gemächern versammelt, welche unter seiner und Marens Leitung die riesigen Arbeiten zu bewältigen suchten, welche von der Gegenwart geboten waren.

Es war Nacht geworden, und man meldete dem Könige zwei Männer, welche um eine Audienz bäten.

„Wer ist es?“

„Sie wollen ihre Namen Ew. Majestät selbst nennen.“

„Welches Aufsehen haben sie? Zu so später Stunde bittet man nur wegen einer ungewöhnlichen Veranlassung um eine Audienz.“

„Es sind scheinen Männer gewöhnlichen Standes zu sein. Sie haben dichte lange Vollbärte und tragen die Kleidung von ordinären Arbeitern.“

„Daß sie ein! Max!“

Der Gerufene trat aus dem Nebenzimmer.

„Zwei Männer bitten unter Verschweigung ihrer Namen um eine Audienz. Ich rufe Dich zu meiner Sicherheit.“

Die Betreffenden traten ein. Ihre Verbeugung war nicht diejenige eines Arbeiters.

„Was wünschen Sie?“ frug der König.

„Zunächst eine Unterredung mit dem Herrn Doktor Brandauer. Wir sind von ihm gerufen worden und hörten in seiner Wohnung, daß er sich hier bei Ew. Majestät befinde.“

„Wer sind Sie?“ frug Max. „Ich kenne Sie nicht und weiß auch nichts davon, daß ich zwei Fremde zu mir bestellt habe.“

„Du kennst uns,“ antwortete der Jüngere, „und hast uns wirklich gerufen, und zwar telegraphisch sogar.“

Er nahm Bart und Perrücke ab, und sein Begleiter that dasselbe.

„Arthur!“ rief Max, und

„Sternburg!“ rief der König.

Beide eilten auf die Genannten zu, um sie herzlich zu begrüßen.

„Ihr kommt zur rechten Zeit und schneller als wir dachten. Aber in dieser Verkleidung?“

„Wir kannten den Stand der Dinge nicht,“ antwortete der Fürst, „und hielten es für gerathen unsere Ankunft keinen Menschen wissen zu lassen.“

„Vortrefflich!“ stimmte der König bei. „Die Details werdet Ihr kurz vernehmen, da uns keine Zeit zu längeren Auseinandersetzungen bleibt. Kapitän, Sie bekanden sich längere Zeit in Tremona. Kennen Sie die Befestigungswerke dieses Hafens genau?“

„Ganz genau. Ich habe mir sogar einen sehr genauen Plan derselben ausgearbeitet.“

„Brav! Ich höre, die süderländische Flotte hat gegenwärtig dort ein bedrohliches Rendez-vous?“

„Ueberdies sollte sie es heute. In diesem Augenblicke aber befindet sich kein einziges Kriegsschiff mehr dort vor Anker.“

„Ah! So segeln sie bereits gegen uns?“

„Nein. Die Flotte wurde zerstreut.“

„Zerstreut? In wiefern?“

Arthur erklärte ihm die Umstände.

„Ausgezeichnet!“ rief der Monarch erfreut. Getrauen Sie sich einen Coup auf Tremona?“

„Wenn Majestät mir die dazu nöthigen Fahrzeuge anvertrauen, ja!“

„Wir haben bereits die darauf bezüglichen Vorkehrungen getroffen. Der Herzog, welcher bereits eingezogen ist, beabsichtigte, unsere Marineschiffe so zu zerstreuen, wie es jene Verbrüderung mit den Süderländischen gethan hat; aber glücklicher Weise fand ich

Digitized by Google

noch Zeit, diesen Streich unschädlich zu machen. Wie lange Zeit brauchen Sie, um nach Insel Bartholome zu kommen?"

„Wenn ich sofort Ertrozug nehme, bin ich in zwei Stunden in Süderhafen, und meine Yacht wird mich von da aus in sechs Stunden nach der Insel bringen."

„Ihre Yacht? Das muß ja ein ganz vortreffliches Fahrzeug sein."

„Das ist sie auch. Darf ich fragen, warum Majestät mich nach jener Insel dirigiren?"

„Weil dort der Sammelplatz unserer Flotte ist. Ich habe mich entschlossen, Ihnen nicht nur die Expedition gegen Tremona, sondern sogar den Oberbefehl über meine sämmtliche Marine anzuvertrauen. Die nöthigen Instruktionen werden Sie augenblicklich im Nebenzimmer erhalten."

„Danke, Majestät!"

„Sie sind zwar noch jung, aber Sie sind zugleich der Einzige, den ich für befähigt halte, es mit dem berühmten Norman-Vaschs aufzunehmen. Eben jetzt sind meine Transportschiffe beschäftigt, an verschiedenen Küstenpunkten Truppen unter dem Schutze der Nacht aufzunehmen, welche zur Landung in Tremona bestimmt sind. Auf Bartholome werden Sie General Helbig finden, welcher sie kommandiren soll. Wir haben diese Insel erwählt, weil sie außer dem gewöhnlichen Kurse liegt und unser Vorhaben also nicht so fort entdeckt werden kann. Du, Sternburg, übernimmst die Leitung meiner kriegerischen Evolutionen im Lande selbst!"

„Gern, Majestät, und ich hoffe es zu erreichen, daß mein König mit mir zufrieden ist."

„So kommt herein!"

Sie traten in das Nebenkabinet, welches gegenwärtig als Hauptarbeitsbureau diente.

Bereits nach einer Viertelstunde wurde es von dem Kapitän und nach eben derselben Zeit auch von seinem Vater wieder verlassen. Dann dauerte es eine Weile, bis Max auch erschien und gleichfalls fortging.

Sein Weg führte ihn nicht nach Hause, sondern hinaus vor die Stadt in die Richtung der Klosterruine. Zwar war der Major von Wallroth bestimmt gewesen, die Verschworenen gefangen zu nehmen, da er aber dann den Aufstrag erhalten hatte, Harda die erbetenen Schriften zuzuführen, so hatte Max, trotzdem er ganz außerordentlich mit anderen Arbeiten beschäftigt war, es unternommen, diese buchmäßige Arretur zu leiten.

Er ging nicht direkt zur Ruine, sondern schlug, als er die Stadt hinter sich hatte, einen Weg ein, welcher nach einem seitwärts liegenden Walde führte. Kaum war, er in denselben eingetreten, so hörte er das Knacken eines Gewehrhahnes.

„Werda!"

„Ein Freund. Bringen Sie mich zu Ihrem Kommandeur."

„Folgen Sie!"

Max wurde etwas tiefer zwischen die Bäume gebracht, wo sich die Offiziere der hier postirten Truppen befanden.

„Hier ist ein Mann, der nach dem Herrn Major verlangt," meldete der Posten.

„Wer sind Sie?" frug der Genannte.

„Brandauer."

„Ah, der Herr Doktor! Ist es an der Zeit?"

„Wohl noch nicht ganz. Haben Sie das Terrain gehörig rekognoscirt?"

„Ja."

„Die andern Herren auch?"

„Ja."

„Und was haben Sie beschlossen?"

„Ich beschloß, Ihren Befehl abzuwarten."

„Schön! Die Zeit ist nahe, in welcher die Leute kommen werden. Natürlich fangen wir sie nicht bei ihrer Ankunft ab, sondern wir gehen sicherer, wenn wir sie die Ruine unangefochten betreten lassen."

„Auch meine Ansicht."

„Sie geben mir einige zuverlässige Leute mit, in deren Begleitung ich die Versammlung beobachte. In geeigneten Augenblicke lasse ich Sie benachrichtigen, worauf Sie die Ruine einschließen. Sind Sie stark genug, wenn wir bewaffneten Widerstand finden?"

„Ich denke es. Wir haben nur einen Angriff zu befürchten, wenn er sich in Masse nach einem einzigen Punkte richtete."

„Sie werden Ihr Leute so postiren, daß sie in diesem Falle augenblicklich an die bedrohte Stelle gezogen werden können."

„Dann entblößen wir andere Punkte und ermöglichen das Durchbrechen Einzelner."

„Sollte es keine Vorkehrung geben, dies zu verhüten?"

„Wir müßten einen doppelten Kordon ziehen, dessen äußere Glieder halten bleiben, wenn die inneren zusammengezogen werden."

„Ich stimme Ihnen bei. Sie haben scharf geladen?"

„Ja."

„Wer Widerstand leistet, wird einfach geschossen. Aber bitte, gebrauchen Sie nur im Nothfalle die Schußwaffe. Wir müssen jeden Lärm zu vermeiden suchen. Sollte es je Einem gelingen durchzubrechen, so folgen ihm die beiden Leute, zwischen denen er entkommt, sofort auf dem Fuße und versuchen, ihn entweder festzuhalten oder, wenn dies nicht gelingt, zu tödten, während die anderen Glieder die Kette gleich wieder schließen. In einer Stunde kommt der Mond, dessen Licht uns von großem Nutzen sein wird. Also einige Männer, Herr Major!"

„Wie viele?"

„Nur zwei, die ich, um allen Eventualitäten zu begegnen, Ihnen als Boten zurücksenden werde. Sie lassen die Gewehre einstweilen hier."

Er verließ, gefolgt von den Soldaten, den Wald und ging vorsichtig der Ruine zu. Er erreichte unbemerkt den Aufgang und postirte sich an derselben Stelle hinter die Büsche, an welcher er den Prediger gefangen hatte. Nach oben verklingende Schritte sagten ihm, daß bereits einer oder einige von den Erwarteten eingetroffen seien.

Es kamen bald Mehrere, und als eine Stunde vergangen war, durfte er sich, da er sie gezählt hatte, sagen, daß die durch ihn Betroffenen nun alle beisammen seien. Der Brunnen war natürlich zu klein, um sie alle zu fassen, die Versammlung befand sich also im Freien zwischen dem Gemäuer der Ruine. Er schickte jetzt die beiden Soldaten zurück und wartete.

Nach kaum zehn Minuten kehrte der Eine wieder und brachte den Major mit.

„Fertig?" frug Max.

„Fertig!"

„Ich habe noch nicht gefragt, ob Sie mit dem nöthigen Fesselzeug versehen sind."

„Jeder Mann hat zwei Stricke bei sich."

„Gut. Nur möchten Sie kommen!"

Aber sie kamen noch nicht. Sie meinten sich von dem Abbé befreit und warteten auf diesen. Endlich mußte ihnen doch die Zeit zu lange geworden sein, denn es kamen Zwei den Berg herab, jedenfalls um den Jesuiten entgegen zu gehen und ihn zur Eile zu ermahnen.

„Habt Acht!" kommandirte der Major hinter sich. „Mund zugehalten und sofort knebeln und fesseln!"

Die Männer gingen vorüber. Einige Augenblicke später vernahm Max einen unterdrückten ängstlichen Seufzer; dann war es still.

„Fertig?" frug der Major.

„Fertig!" tönte die Antwort.

„So hübsch ruhig sollte es vom ersten bis zum letzten gehen," meinte der Offizier.

„Das wäre vielleicht zu ermöglichen, wenn man es wagen wollte hinaufzugehen."

„Um Gottes willen! Das hieße ja dem Tiger zwischen die Zähne laufen!"

„Nicht ganz. Ich bin im Besitze eines Talismans, welcher mir wohl Schutz gewähren würde. Ja, vielleicht geht es doch. Ziehen Sie hier einige Leute mehr zusammen!"

„Sie wollten wirklich — —?"

„Ja, ich will. Ich werde dafür sorgen, daß die Leute alle einzeln herunterkommen. Einer immer fünfzig bis sechzig Schritte hinter dem Andern. Sie hätten dann dafür zu sorgen, daß die Uebertumpelung sofort und lautlos geschähe. Während der Eine gefesselt und fortgeschafft wird, müssen bereits wieder Leute zum Empfange des Nachfolgenden bereit sein. Die Wagen zum Transporte der Gefangenen werden eintreffen?"

„In einer halben Stunde. Sie sind an den Wald bestellt."

„Mit der nöthigen Vorsicht?"

„Keiner der Fuhrleute weiß, um was es sich handelt."

„Gut. Ich gehe und werde in einigen Minuten wieder bei Ihnen sein."

„Aber wenn Sie nicht kommen, stürme ich das Nest."

„Sie würden nur dann vorgehen, wenn Sie einen Schuß vernähmen. Dann bin ich in Gefahr."

Er stieg den Berg hinan. Droben, wo der Weg auf das Plateau mündete, wurde er angefragt:

„Woher?"

„Aus dem Kampfe."

„Wohin?"

Digitized by Google

„Zum Siege."

„Wodurch?"

„Durch die Lehre Loyolas."

„Der Bruder kann passiren."

Er trat vor und gewahrte beim fahlen Scheine des aufgehenden Mondes die Versammlung, deren Glieder sich theils im weichen Gras gelagert hatten, theils zwischen dem Gemäuer hin- und hergingen, um einander aufzusuchen, oder auch in einzelnen Gruppen leise plauderud bei einander standen. Man sah ihn kommen, und Einige traten ihm entgegen.

„Ein Bruder?"

„Ja."

„Woher?"

„Von unserem Meister."

„Ah! Warum kommt er noch nicht?"

„Er hatte wichtige Abhaltung und sandte mich herbei, dies zu melden."

„Er hat nicht einmal einen Posten gestellt."

„Er brauchte den Mann selbst und wußte ja, daß der Erste von Ihnen diesen Platz übernehmen würde."

„Dies ist auch geschehen. Er kommt also nicht selbst?"

„Hierher nicht. Bitte, lassen Sie die Herren eine solche Aufstellung nehmen, daß sie mich alle hören können!"

Dies geschah. Die Versammlung bildete einen Halbkreis, in dessen Mitte Max stand.

„Meine Brüder," begann er, „Sie sind telegraphisch zusammenberufen worden um zu vernehmen, daß Umstände eingetreten sind, welche es nöthig machen, den bereits erhobenen Hammer endlich und schleunigst fallen zu lassen — — —"

„Bravo!" wurde er von einer Stimme unterbrochen und „Bravo!" fielen die Uebrigen in unterdrücktem Tone ein.

Max fuhr fort:

„Es freut mich, diesen Ruf zu vernehmen, denn er versichert mich Ihrer ungetheilten und frohen Zustimmung. Der Mann, den Sie alle kennen, und den ich heute nach Penentrier nennen will, beabsichtigt eine große Generalveränderung, bei welcher ein Jeder seine Rolle übernommen wird. Er wollte diese Berathung hier in der Ihnen bekannten Ruine abhalten und wäre schon längst hier erschienen, wenn nicht Umstände eingetreten wären, die ihm dies unmöglich machten. Der Zweck der heutigen Versammlung bringt es mit sich, daß wichtige schriftliche Arbeiten vorgenommen werden, wozu ein erleuchtetes Lokal erforderlich ist. Da Sie nun hier versammelt sind, so ladet Sie Herr Penentrier ein, nach dem Saale des Tivoli zu kommen. Das Haus liegt hier an der Straße; Sie Alle kennen es; der Wirth ist ein verschwiegener Mann, und es ist in jeder Beziehung dafür gesorgt, daß wir dort nicht gestehen und überrascht werden können."

„Ist der Herr Abbé bereits dort?" frug einer.

„Natürlich! Er läßt Sie ersuchen, die Ruine einzeln zu verlassen, so daß immer der Eine zwischen sich und dem Andern eine Entfernung von fünfzig bis sechzig Schritten hält. Diese Maßregel ist unbedingt nöthig. Die Herren vom Militär werden ersucht, jetzt einmal vorzutreten!"

Die Aufgeforderten traten zwischen den Civilisten heraus.

„Ich weiß aus der Liste, daß Sie ihrer achtzehn sind, und ich sehe, daß Keiner fehlt. Ihnen habe ich die besondere Bitte auszusprechen, daß Sie sich nicht nach dem Tivoli begeben, sondern hier zurückbleiben sollen. Sie steigen hinab in den Brunnen, wo Seine Durchlaucht, dessen Namen ich nicht nenne, Sie auffuchen und Ihnen seine strategischen und taktischen Weisungen übergeben wird. Darf ich ihm melden, daß Sie bereit sind?"

„Ja."

„So bin ich fertig. Also bitte, ja gehörig Distanz zu halten. Adieu für jetzt. Wir sehen uns nachher wieder!"

Er ging und stieg den Weg hinab.

„Werda?" klang es unten leise.

„Ich!"

„Ah, Herr Doktor, Gott sei Dank! Ist das Wagestück gelungen?"

„Vollständig. Die Leute vom Militär, welche am meisten zu fürchten und jedenfalls bewaffnet sind, habe ich unschädlich gemacht. Sie bleiben oben im Brunnen, wo sie uns sicher sind."

„Prächtig! Und die Andern?"

„Kommen einzeln und in dem erwähnten Abstande. Sind Ihre Vorbereitungen getroffen?"

„Der Empfang ist so organisirt, daß die Herren mit der Genauigkeit einer Maschine bearbeitet werden."

„Da kommt der Erste!"

Die Gestalt desselben kam langsam den Weg daher, ging vorüber und verschwand. Kein Laut ließ sich vernehmen. Der Zweite, der Dritte, der Fünfte, der Zehnte, sie alle kamen, gingen vorüber und verschwanden mit derselben Lautlosigkeit. Es wurde Max doch ein wenig bange.

„Werden sie denn wirklich festgenommen, Herr Major?" frug er seinen Nachbar.

„Natürlich."

„Dann arbeitet Ihre Maschine allerdings unvergleichlich!"

„Nicht wahr? Ja, meine Jungens sind gut; aber es stehen auch ihrer sechs gegen jeden der Verschwörer; da können sie auch etwas leisten."

Nur ein einziges Mal ließ sich ein nicht ganz unterdrückter Schrei vernehmen, aber er war nicht so laut, daß er auf sechzig Schritte Entfernung gehört werden konnte.

Endlich war außer dem Posten der Letzte vorüber.

„Alle?" frug der Major.

„Ja. Nur der Wachtposten steht noch oben. Sind Sie überzeugt, daß bei Ihren Leuten Alles in Ordnung ist?"

„Ja. Im Gegenfalle hätte man mir Meldung gemacht."

„Geben Sie mir einen Offizier und zehn Soldaten mit."

„Hinauf?"

„Ja."

„Ich gehe selbst mit."

„Würde nicht gerathen sein. Ihre Gegenwart scheint mir hier dringender nothwendig als dort oben."

„Wie Sie wollen!"

Er ging einige Schritte rückwärts und ertheilte eine Weisung. Gleich darauf kam ein Lieutenant herbei, welchem zehn Mann Soldaten folgten.

„Herr Oberlieutenant, Sie halten sich an meiner Seite. Ihre Leute legen die Gewehre ab; sie sollen mir nur helfen, einen Brunnen zuzudecken."

Er stieg mit dem Offizier empor. Droben klang ihm die Parole wieder entgegen. Er gab die bekannte Antwort.

„Kommt Durchlaucht bald?" frug der Posten. „Ich muß doch auch nach dem Tivoli."

„Hier ist doch Durchlaucht!" antwortete Max, auf den in einen Capot gehüllten Lieutenant deutend. „Sie können gehen, denn ich werde die Wache übernehmen."

Er trat auf ihn zu.

„Sind die Herren bereits im Brunnen?"

„Ja, Alle."

„So können wir ja zugreifen!"

Bei diesen Worten faßte er ihn mit der Linken bei der Gurgel und gab ihm mit der rechten Faust einen Schlag an die Schläfe, daß er zusammenbrach.

„Binden und knebeln Sie ihn!" gebot er den hinterher kommenden Soldaten.

Dies geschah in kurzer Zeit; dann folgten sie ihm mit leisen Schritten nach dem Brunnen. Der Strick hing in denselben hinab. Max zog ihn empor.

„So, jetzt sind sie unser, denn sie können nicht herauf. Zu noch besserer Sicherheit jedoch wollen wir die Oeffnung so zudecken, daß es ihnen ganz unmöglich wird zu entkommen. Hier liegen Steine. Greifen Sie zu!"

Einige Platten ähnliche Steine wurden auf den Brunnenmund gelegt; auf diese kamen noch andere, bis eine förmliche Pyramide entstand, welche man von innen unmöglich beseitigen konnte. Die Herren vom Militär, unter denen sich sogar Generale befanden, waren gefangen, ohne Gegenwehr leisten zu können. —

Während dies in der unmittelbaren Nähe der Residenz geschah, ging in größerer Entfernung etwas Anderes vor, dessen sich weder der König noch Max Brandauer versehen hätten.

In der Irrenanstalt saß der Schlieker mit seinem Weibe beim Abendbrod; aber es schien, als ob sie sich mehr mit ihren Gedanken als mit dem Essen beschäftigten.

„Weißt Du es auch wirklich ganz genau?" frug sie.

„Ganz und gar."

„Schrecklich!"

„Ja, schrecklich. Ein Herzog in der Zwangsjacke!"

„Ohne daß man etwas sagen darf!"

„Er gab stets ein gutes Trinkgeld!"

„Dieser Brandauer aber gar nichts!"

„Und der König auch nicht!"

„Er würde viel, sehr viel geben, wenn er frei sein könnte."

„Natürlich!"

„Wir sind arm."

„Trotzdem ich so lange im Dienste bin. Zwanzig Jahre bereits spielen wir in der Lotterie, ohne jemals einen Pfennig gewonnen zu haben. Wer kein Glück haben soll!"

Digitized by Google

„Es hat jeder Menſch einmal oder auch öfters Glück. Die Hauptſache aber iſt, daß man es erkennt und ſofort zugreift.“

„Wo hätte ich denn zugreifen ſollen?“

„Früher nicht, aber jetzt, heut!“

„Wenn und wo?“

„Dummrian!“

„Bah! Ich verſtehe Dich ſchon. Aber die Sache iſt halsbrecheriſch.“

„Gar nicht. Du haſt die Schlüſſel.“

„Das iſt wahr. Ich kann überall hin.“

„Na, alſo! Wie lange wird es dauern, kommt der Wärter des erſten Korridors und läßt ſich zum Abendbrod ablöſen. Da

Vom Baum erſchlagen.

könnteſt Du den Handel abmachen. Es kommt kein Menſch dazu.“

„Man kann nicht wiſſen. Es iſt in letzter Zeit ſo viel Ungewöhnliches paſſirt, daß man niemals ſicher ſein kann. Die beiden Aerzte ſind ſtets auf den Beinen.“

„Ich werde Wache ſtehen und Dich warnen, ſobald ich etwas ſehe.“

„Das ginge. Wie viel ſoll ich verlangen?“

„Fünftauſend Thaler.“

„Fünftauſend? Biſt Du geſcheidt!“

„Weniger gar nicht.“

„Auch noch weniger? Fällt mir gar nicht ein! Ich muß, wenn ich ſo etwas thue, gleich ſo viel bekommen, daß ich gemächlich von den Zinſen leben kann.“

„Nun?“

„Zwanzigtauſend.“

Digitized by Google

„O, das ist zu viel!“

„Nein. Der Herzog wird schon Ja sagen. Er ist unermeßlich reich und gibt gewiß lieber eine solche Summe, als daß er sich verrückt machen oder zu Tode martern läßt.“

„So versuche es!“

„Aber die Gefahr!“

„Ich sehe keine. Wer will beweisen, daß Du es bist, der sie befreit hat?“

„Ich müßte ihnen die Seitenpforte öffnen und Alles so einrichten, daß auf mich kein Verdacht fallen kann.“

„Natürlich.“

„Wie aber will mich der Herzog bezahlen?“

„Das müßt Ihr besprechen.“

„Will mir die Sache überlegen!“

Er lehnte sich zurück und grübelte über den verwegenen Plan nach, bis der vorhin ernannte Wärter erschien.

„Schließer, nehmen Sie meinen Korridor auf ein halbes Stündchen!“

„Gut!“

Er stieg die Treppe empor. Als er sich überzeugt hatte, daß der Wärter sich entfernt habe und seine Frau auf ihrem Posten stehe, öffnete er die Zelle Nummer Eins, trat ein und löste die Riemen von dem Zwangsstuhle des Herzogs.

„Durchlaucht!“

Ein gurgelnder Laut war die Antwort.

„Durchlaucht!“

„Ah!“

„Kommen Sie zur Besinnung?“

Die Augen des Herzogs erhielten Ausdruck und Leben. Er war nicht barbarisch eingeschnallt gewesen, aber die Ungewohnheit der Lage hatte ihn fürchterlich ermattet.

„Wer — was ist?“ frug er.

„Ich bin es, der Schließer.“

„Ah, Du! Was willst Du?“

„Sie retten!“

Mit einem Sprunge stand der Herzog auf den Beinen. Das eine Wort „retten“ hatte ihn zur vollständigen Besinnung gebracht. „Du willst? Wann?“

„Heut in der Nacht.“

„Bist wach?“

„Es ist mein Ernst! Sie waren mir stets ein so guter und freigebiger Herr, daß ich es versuchen will, Sie zu befreien.“

„Mensch, wenn Du die Wahrheit sagst, so werde ich Dich wahrhaft königlich belohnen. Sage mir, wie viel Du verlangst!“

„Was wollen Durchlaucht geben?“

„Fünfundzwanzigtausend Thaler für mich, und noch zehntausend für dieses da, noch heut auf das Brett gezählt!“

„Ist wahr, gnädiger Herr!“ frug der Schließer, freudig erschreckt von der Höhe dieser Ziffern.

„Ich gebe Dir mein heiliges Wort!“

„Wo und wie werde ich das Geld erhalten?“

„Baar in meinem Palais.“

„In der Residenz?“

„Ja.“

„Kann ich nicht! Ich müßte selbst mitgehen, und dann wäre es ja verrathen, wer Sie befreit hat.“

„Schadet nichts! Ich werde für Deine Sicherheit Sorge tragen. Du besorgst ein Fuhrwerk für vier Personen und nimmst Deine Frau gleich mit. Sofort nach unserer Ankunft in der Residenz erhältst Du Dein Geld, und morgen wenn man meine Flucht entdeckt, bist Du bereits mit meinen Empfehlungen auf dem Wege nach Süderland.“

„Ja, wenn das so ginge!“

„Es geht. Ich gebe Dir auch hierauf mein Ehrenwort!“

„So werde ich mit meiner Frau sprechen, Durchlaucht. Aber jetzt muß ich Sie wieder einschließen.“

„Alle Teufel! Kannst Du mich nicht — —“

„Geht nicht, Durchlaucht. Man wird Ihre Zelle heut noch zweimal revidiren, und dann wäre Alles unmöglich.“

„Gut, aber nicht so streng wie vorher!“

„Kann nicht anders. Man würde es sofort bemerken.“

Der Herzog sah ein, daß er gehorchen müsse. Der Schließer schnallte ihn ein, und begab sich dann in den Korridor zurück, wo er wartete, bis er wieder abgelöst wurde.

Dann stellte er seiner Frau vor, welches Anerbieten ihm von dem Herzoge gemacht worden war. Diese war vollständig entzückt, als sie hörte, welche Summe sie erhalten sollte, und machte sich sofort an die Vorbereitung zu einer heimlichen Abreise. —

Mitternacht war nahe, da öffnete sich ein Seitenpförtchen der Anstaltsmauer, um eine Frau und drei Männer auszulassen. Es waren die Flüchtlinge, welche unbemerkt entkommen waren.

„Wo ist der Wagen?“ frug der Herzog.

„Dort auf der Straße hält er bereits.“

„Wer ist der Kutscher?“

„Ein entfernter Verwandter von mir.“

„Weiß er, um was es sich handelt?“

„Nein.“

„Gut. Er darf auch nichts erfahren. Nur wer ich bin muß er wissen.“

„Er kennt Sie, denn er hat Sie öfters gesehen.“

Als sie den Wagen erreichten, stand der Fuhrmann bei seinen Pferden. Der Herzog trat nahe zu ihm heran.

„Kennst Du mich?“

Der Getragte konnte im Scheine des Mondes die Züge des Herzogs deutlich sehen.

„Durchlaucht!“

„Gut! Weißt Du mein Palais in der Residenz?“

„Ich weiß es.“

„Du fährst an demselben vorüber und hältst am Ende des Gartens!“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

Sie stiegen ein und der Wagen rollte davon.

Die beiden Oberärzte saßen noch bei einer wichtigen Berathung beisammen. Diese betraf die Entschädigung, welcher von ihnen die Leitung der Anstalt übernehmen solle. Sie waren Freunde, und Jeder wollte die Stelle dem Andern gönnen, bis sie sich endlich entschlossen, das Loos zu werfen. Als dieses gefallen war, betrachteten sie die Angelegenheit als beendigt. Sie fühlten sich aber noch zu munter, als daß sie hätten schlafen gehen sollen, und beschlossen, die Zellen noch einmal zu revidiren.

Sie begannen bei Nummer Eins, erschraken aber Beide nicht wenig, als sie bemerkten, daß der Raum leer sei.

Es wurden sofort sämmtliche Beamte herbeigerufen. Keiner wußte etwas, aber es stellte sich heraus, daß der Schließer fehle. Es wurde bei ihm ohne Erfolg geklopft, bis man sich entschloß, seine Thüre aufzubrechen. Nun fand man in der verlassenen Wohnung den deutlichen Beweis, daß man sich hier auf eine schleunige Abreise vorbereitet habe, und weitere Forschungen ergaben auch, daß die Flüchtigen ihren Weg durch die Seitenpforte genommen hatten.

„Um Gotteswillen was thun?“ frug der eine Arzt.

„Wie viele Lohnkutscher gibt es hier?“

„Vier.“

„Schnell vier Leute fort zu ihnen. Wenn wir wissen, mit wem sie gefahren sind, werden wir auch den Weg erfahren, den sie eingeschlagen haben. Ich bereite mich vor, augenblicklich nach der Residenz zu gehen. Bestelle mir einen Wagen durch einen der vier. Vorher aber müssen wir telegraphiren.“

„An wen?“

„An den König und Doktor Brandauer. Es läßt sich vermuthen, daß der Herzog zunächst nach der Residenz gegangen ist, und wenn wir telegraphiren, ist es möglich, daß er dort gleich empfangen wird, wenn er die Anstalt noch nicht längst erst verlassen haben sollte.“

Der Sprecher suchte sein Zimmer und war noch nicht mit dem Anlegen der Reisekleider fertig, als er einen der Boten bei sich eintreten sah.

„Schon zurück?“

„Ja. Ich konnte dem Herrn Doktor keinen Wagen besorgen.“

„Warum?“

Der Fuhrmann, zu welchem ich geschickt wurde, ist nicht da. Sein Geschirr ist am Abende von dem Schließer bestellt worden.“

„Wohin?“

„Nach der Residenz.“

„Ah! Tragen Sie diese beiden Depeschen sofort auf das Bureau!“

Er warf einige Worte auf zwei Formulare, mit denen sich der Beamte entfernte. Ein Anderer brachte die Meldung, daß in einigen Minuten ein Wagen vor dem Thore halten werde. Mit diesem fuhr er ab, während sein Kollege nach weiteren Spuren der Flucht forschte. —

In der Hofschmiede des Meisters Brandauer hatte man sich trotz der späten Stunde noch nicht zur Ruhe begeben. Brandauer wußte, was Max vorhatte, und hätte vor Erwartung unmöglich schlafen können. Die Gesellen aber waren soeben von Mutter Barbara Seidenmüller zurückgekommen, und da auch sie eine gewisse Ahnung hatten, daß irgend ein wichtiges Ereigniß in der Luft

Digitized by Google

schwebe, so saßen sie vor der Thür und erzählten sich zum tausendsten Male ihre Erlebnisse und Abenteuer.

„Wer solche Abenteuer wie dieser Karavey und mein Bruder Paldwin hat doch keiner von uns Dreien erlebt!“ meinte Thomas. „Denkt nur einmal, kaum kommen sie heut an, um mich zu besuchen, so kommt dieser andere Kerl mit dem großen Barte, und holt sie wieder ab. Der Paldwin hat mir gesagt, daß er zu Schiffe geht um Krieg zu machen.“

„Ja, ein tüchtiger Kerl ist Dein Bruder,“ sagte Heinrich. „Er raucht einen prachtvollen Tabak und hat so viel Nailon, und Jedem ein Pfund mitzubringen. Der Kerl ist nobel, nicht wahr, Baldrian?“

Der Gefragte nickte, eine fürchterliche Wolke von sich stoßend.

„Das ist am Den!“

„Natürlich!“ bekräftigte Thomas in stolzem Tone. „Ein Schupert ist immer nobel, zum Beispiel ich und mein Paldwin erst recht. Der Tapak ist ausgezeichnet, und die Amyolema, die er mir mitgebracht hat, sind über allen Zweifel hoch erhaben! Aber sagt mir doch einmal, wer das ist, der hier auf die Schmiede zugelaufen kommt?“

„Ein Briefträger!“

„Ein Briefpote? Pist Du pei Sinnen, alte Artillerie! So spät nach Mitternacht ein Brief! Das ist sicher eine Depesche! Nicht wahr, Baldrian?“

„Das ist am Den!“

Wirklich war es der Telegraphenbote, welcher herbeitrat.

„Herr Doktor Brandauer zu Hause?“

„Nein, aper sein Vater.“

„Wo?“

„In der Stupe drin?“

Der Beamte ging hinein, um die Depesche abzugeben. Brandauer nahm sie in Empfang; er bemerkte auf der Adresse die Worte „sofort öffnen!“ und erbrach in Folge dessen das Couvert. Es enthielt die Worte:

„Helle Nummer eins entfohen. Wagen nach der Residenz. Komme selbst gleich nach.“

Er hatte die Worte kaum gelesen, so eilte er hinaus zu den Gesellen.

„Thomas!“

„Herr Meister!“

„Du weißt die Klosterruine?“

„Ja.“

„Dort findest Du Militär, bei welchem Max sich befindet. Springe so schnell wie möglich hinaus und gib ihm diese Depesche!“

„Werde meine Beine schon auseinander werfen, Herr Meister.“

Mit diesen Worten eilte er von dannen. Er brauchte doch über eine halbe Stunde, ehe er durch die Stadt kam und die freie Straße erreichte. Dort kamen ihm mehrere Wagen unter militärischer Bedeckung entgegen. Er bemerkte im Mondscheine den Offizier, welcher den Zug begleitete, und trat zu ihm heran.

„Entschuldigung, Herr Lieutenant! Kommen Sie von der Klosterruine?“

„Warum fragen Sie?“

„Ich suche den Herrn Doktor Brandauer.“

„Ah! Wer sind Sie?“

„Ich pin Opergeselle pei seinem Vater.“

„So! Er ist noch dort. Fragen Sie nach dem Herrn Major, auf diese Weise finden Sie ihn am schnellsten.“

„Danke pestens!“

Er eilte weiter, traf ferneres Militär und ließ sich zu dem Major bringen. Auf eine kurze Erkundigung hin wies ihn dieser hinauf zur Ruine, wo er den Gesuchten noch bei dem Zudecken des Brunnens beschäftigt fand.

„Herr Doktor, ich pape ein Telegramm zu übergepen!“

„Du, Thomas?“

„Ja, ich!“

„War es so notwendig?“

„Es muß wohl so sein, sonst hätte mich der Herr Meister nicht angeschickt.“

Max machte mit einem Zündholz Feuer und las die Worte. Er wandte sich sofort an den Lieutenant:

„Herr Lieutenant, ich muß Sie verlassen. Holen Sie sich Ihre Weisungen bei dem Herrn Major. Komm, Thomas!“

„Sogleich!“

Sie schritten hinab.

„Nun, Herr Doktor?“ frug der Major.

„Ich werde abgerufen und bitte um ungefähr zehn Ihrer Leute, um einen der Bethrigten zu fangen, welcher entkommen ist.“

„Sie sind Ihnen zur Verfügung. Aber hier?“

„Sie haben von Majestät eingehende Instruktion erhalten?“

„Allerdings.“

„So ist meine Gegenwart zu ferner auch nicht nothwendig. Sind die Wagen bereits abgegangen?“

„Einige. Die andern folgen nach.“

„So bleibt nichts übrig, als droben am Brunnen einen genügenden Posten zurückzulassen. Geben Sie zum Könige, um ihm das Gelingen unserer Aufgabe zu melden, und geben Sie ihm dabei diese Depesche, die ich erhalten habe, mit der Weisung, daß ich bereits die geeigneten Schritte thue. Gute Nacht, Herr Major!“

„Gute Nacht, Herr Doktor!“

Max eilte an der Seite von Thomas, und gefolgt von zehn Soldaten, in eiligen Schritten auf der Straße dahin. Bei der Stadt angekommen, bog er nach dem Flusse ein, um die nächstliegende Landestelle zu erreichen. Dort lagen mehrere Kähne am Ufer. Sie schoben zwei von ihnen in das Wasser, stiegen ein und setzten auf das andere Ufer über, wo sie unterhalb des herzoglichen Gartens landeten. Unweit dieser Stelle hielt eine zweispännige Kutsche. Max schritt auf dieselbe zu. Sie war leer, aber der Kutscher stand am Schlage.

„Wem gehört dieser Wagen?“ frug Max.

„Mir.“

„Woher sind Sie?“

„Warum?“

„Sie sehen, in welcher Begleitung ich bin. Ich frage, und Sie haben mir die Wahrheit zu sagen. Also, woher kommen Sie?“

Der Mann nannte den Ort, an welchem sich die Irrenanstalt befand.

„Wen haben Sie gefahren?“

Er zögerte.

„Sie wünschen jedenfalls, daß ich sie arretire!“

„Ich habe den Anstaltsschließer mit seiner Frau gefahren.“

„Ah! Sie hierher? Und wen noch?“

„Zwei Herren.“

„Die Sie kannten?“

„Nur den Einen.“

„Den Herzog?“

„Ja. Sie wissen ——?“

„Ich weiß. Sie bleiben hier nicht halten.“ Er wandte sich an einen der Soldaten: „Sie setzen sich zu diesem Manne auf den Bock und bringen ihn auf die Schloßwache. Gehorcht er nicht, so machen Sie Gebrauch von Ihren Waffen!“

„Zu Befehl!“

(Fortsetzung folgt.)

Der beste Freund.

Novelle

von

H. Richter.

(Schluß.)

Den Kopf vornübergebeugt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, so schritt er durch die sternklare Winternacht seinem Hotel zu: Doktor Ewald Hallberg hatte die Probe nicht bestanden, die er, irregeleitet durch sein krankhaftes Rechtsgefühl, für sich heraufbeschworen. Vergeblich hatte er sich und seiner Fähigkeit, eingedenk seiner guten Vorsätze zu handeln, zu trat er wieder die Heimreise an.

Wie uns aber die Tröstungen gewöhnlich auf einer Richtung kommen, wohin wir sie am wenigsten erwarten, so fand auch Ewald seine männliche Fassung wieder, gerade als er sie für immer verloren glaubte.

Kaum hatte er die Schwelle seines Hauses übertreten, als ihm das Dienstpersonal mit schreckensbleichen Mienen nahte: Seine Mutter war plötzlich einer schweren Erkrankung erlegen und noch war der Ausgang unentschieden — „vielleicht ward aus Sorge um den fernen Sohn, der, seinem eigenen Kummer hingegeben, den verschwiegenen der Mutter gering geachtet,“ sagte sich Ewald mit bitterem Vorwurf.

Unter den widerstreitendsten Empfindungen beugte er sich über das Lager der Kranken, über deren bleiche Züge beim Erblicken des Sohnes ein Lächeln verklärten Sehnens glitt. In diesem Augenblick ging eine Wandlung in Ewald vor sich: er gelobte sich, fortan nur für das Wohl der Mutter zu leben, falls Gott ihm das theure Leben erhielte. Und die Professorin genas, und was Ewald sich in jenem Moment geschworen: er hielt es, bis eine noch stärkere Macht als die Sohnespflicht wieder in sein Leben trat.

Oft zwar schien es, als wollten die leuchtenden Farben von Mariellas Bild den glanzlosen Untergrund verlöschen, auf dem er

Digitized by Google

Illustriertes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. № 50. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

An unsere freundlichen Leser!

Als wir unser „All-Deutschland“ ins Leben riefen, dachten wir nicht, daß es eine so allgemeine Verbreitung finden würde, wie wir sie jetzt mit Vergnügen konstatiren können. „All-Deutschland“ hat seine Leser nicht nur im engeren Vaterlande, sondern überall wo deutsche Jungen klingen. „All-Deutschland“ wird jetzt in aller Welt gelesen und so werden wir denn unserem Journal einen kosmopolitischen Titel geben und es von Beginn des V. Jahrganges an „Für alle Welt“ nennen, und wir hoffen, daß „Für alle Welt“ sich die alten Freunde erhält und noch viele neue dazu erwirbt! — Du bleibst uns doch treu, liebe Leserin?

Die Verlagshandlung.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Der Kutscher mußte aufsteigen; der Soldat folgte ihm und der Wagen lenkte um, um die vorgeschriebene Richtung einzuschlagen.

Jetzt gab Max den andern Begleitern seine Weisung:

„Sie Zwei folgen uns in den Garten; Sie zwei nehmen Posto vor dem Hauptportale des Herzogs und lassen keinen Menschen passiren, selbst den Herzog nicht. Im Weigerungsfalle, Ihnen zu gehorchen, gebrauchen Sie die Waffen. Verstanden?“

„Ja.“

Die andern Fünf patrouilliren um das Gebäude und den Garten. Es darf beide Niemand verlassen; wer es erzwingen will, wird gefangen genommen oder mit der Waffe behandelt. Jetzt vorwärts!“

Er trug mit Thomas über die Mauer. Die beiden Soldaten folgten ihnen. Unter der Gartentreppe nahm er das Fenster heraus und stieg ein, um durch den Gang in die Bibliothek zu gelangen. Droben hinter der Thür mußte er warten, bis ihm die Andern gefolgt waren, dann öffnete er behutsam. Es brannte kein Licht, aber in dem Arbeitszimmer war es hell, und Stimmen tönten durch die Portière. Er trat an diese heran und blickte hindurch. Der Herzog stand am Schreibtische und zählte Banknoten auf; neben ihm hielt ein Mann und eine Frau, in denen Max den Schließer und sein Weib erkannte, und auf einem Fauteuil hatte sich der Abbé niedergelassen, welcher außerordentlich angegriffen aussah.

„Kommen Sie heran!“ flüsterte Max. „Ich werde eintreten, und sobald Sie mich in Gefahr sehen, folgen Sie mir!“

Die sämmtlichen vier Personen kehrten ihm den Rücken zu. Er lüftete die Portière, schob sich hindurch und setzte sich auf das Sopha, ohne daß es bemerkt wurde.

„Vier,“ meinte der Herzog. „Zählen Sie nach: Fünfundzweihundert Tausend!“

Der Schließer zählte mit zitternden Händen die Banknoten, und die Augen seines Weibes glühten vor Begierde, diese Summe in die Hände zu bekommen.

„Richtig?“ frug der Herzog.

„Richtig!“ antwortete der Mann. „Durchlaucht, ich danke von ganzem Herzen für — —“

„Schon gut! Sie haben mir einen Gefallen erwiesen, und ich habe Sie dafür bezahlt. Wir sind quitt.“

„Aber die Empfehlungen?“

„Kommen jetzt noch nicht in Ihre Hände. Sie könnten doch den Fehler begehen, sich ergreifen zu lassen, noch ehe Sie die Grenze überschritten haben, und dann wäre ich blamirt. Hier ist die Adresse eines Mannes, an den Sie sich wenden mögen, sobald Sie Süderland glücklich erreicht haben; dieser wird sich in meinem Namen möglichst um Sie bemühen.“

Er warf einige Worte auf ein Blatt Papier und gab dies dem Schließer.

„Ihr Wagen steht noch unten, und ich werde Sie jetzt auf demselben Wege, den wir — —“

Er wandte sich um, um unwillkürlich auf den verborgenen Gang zu deuten und erblickte Max. Ein furchtbarer Schreck zuckte über sein Gesicht, und der begonnene Satz blieb ihm in der Kehle stecken.

Digitized by Google

Max erhob sich.

„Guten Abend, meine Herren! Ich komme, wie es scheint, hier zu einem sehr eigentümlichen Handel."

Der betroffene Schließer, welcher Max natürlich kannte, blickte wie Rettung suchend auf den Herzog. Dieser faßte sich zuerst.

„Was thun Sie hier? Wie kommen Sie herein?"

„Gang auf Ihrem eigenen Wege, Durchlaucht."

„Welchen Weg meinen Sie?"

„Die verborgene Treppe."

„Alle Donner!"

„Bitte, ersparen Sie sich nicht! Es ist nicht das erste Mal, daß ich diesen Weg betrete. Auf ihm kam ich, als ich hinter dieser Portière Ihre Unterredung mit diesem Herrn, dem Pater Valerius, belauschte; auf ihm kam ich, als ich mich des Schlüssels zu Ihrer geheimen Chiffrenschrift bemächtigte, auf ihm — —"

„Hund!" unterbrach ihn da der Herzog brüllend. „Also Du bist es, dem ich Alles zu danken habe, was ich jetzt — Alles — — Alles — — Alles — —!"

Die Wuth übermannte seine Sprache, und er machte Miene, sich auf Max zu stürzen. Doch dieser hob seine Fäuste ruhig empor und meinte:

„Kommen Sie heran, Durchlaucht!"

„Nein, ich will meine Hand nicht besudeln durch die Berührung eines Spitzels. Es gibt andere Mittel, solche Kreaturen unschädlich zu machen."

Er that einen Schritt nach dem Waffenschranke zu, welcher sich seitwärts des Schreibtisches befand.

„Halt!" gebot Max, einen Revolver aus der Tasche ziehend. „Heben Sie die Hand nach dem Schlosse des Schrankes, so sind Sie eine Leiche, das schwöre ich Ihnen bei meiner Seligkeit!"

Der Ton dieser Stimme klang so drohend, daß der Herzog zurücktrat.

„Also auch morden können Sie!" rief er, mit den Zähnen knirschend.

„Bleiben Sie ruhig! Es ist besser, wir vergegenwärtigen uns ohne Aufregung die Lage, in welcher wir uns gegenseitig und gegenwärtig befinden. Bitte, nehmen Sie Platz, Durchlaucht, und gestatten Sie mir eine kurze Darstellung der Verhältnisse!"

Noch immer den Revolver in der Hand setzte er sich wieder auf das Sopha nieder. Der Abbé war durch die Haft so angegriffen, daß er ziemlich unsichädlich genannt werden mußte; der Schließer und seine Frau kamen gar nicht in Betracht, und der Herzog sah trotz seiner Aufregung ein, daß es besser sei, sich über sich in ein Gespräch einzulassen, während er während desselben auf ein Mittel kommen konnte, sich zu retten.

„Reden Sie!"

Mit diesen Worten nahm auch er Platz. Max begann:

„Sie erinnern sich wohl noch des Tages, an welchem Sie mir den Fehdehandschuh hinwarfen und mir verkündigten, daß Sie mich zermalmen würden. Ich gab mir damals die Erlaubniß, Ihnen Dinge vorherzusagen, welche theilweise bereits eingetroffen sind. Ich bin Ihrer Verschwörung auf die Spur gekommen, wir haben diese Spur verfolgt und stehen nicht nur kampfgerüstet, sondern auch siegesgewiß den Feinden gegenüber, ja, wir haben wohl bereits gesiegt. Daß der Herr Abbé weiß es, daß ich seine Listen entziffert habe, wir kennen also die Namen aller Ihrer Verbündeten. Ich habe dieselben auf telegraphischem Wege im Namen des Abbé für heut Abend zu einer Zusammenkunft in die Klosterruine berufen; sie sind gekommen, und wir haben sie mit Hilfe des Militärs gefangen genommen. Ich komme soeben von der Ruine, es ist kein Einziger entkommen. Dort, in der Ruine, erhielt ich auch die Botschaft, daß es Ihnen gelungen ist, Ihren letzten Anhenthaltsort zu verlassen. Ich ahnte natürlich, daß Sie hier zu finden seien und begab mich unverweilt auf dem mir bekannten Wege zu Ihnen, um Sie hier zu empfangen und Ihnen denjenigen Rath zu ertheilen, welcher unter den gegenwärtigen Verhältnissen der allerbeste für Sie ist."

„Ah, Sie — Sie wollen mir einen Rath geben?"

„Ja, ich, ich, der Schmiedejunge, wie mich Ihr Sohn zu nennen beliebte, der leider seine Erziehung nun hinter dem Eisengitter zu büßen hat."

„Was? Mein Sohn auch gefangen!"

„Ja, Durchlaucht!"

„Er hat nichts gethan, was — —!"

„Er hat weiter nichts begangen, als die unverzeihliche Unvorsichtigkeit, gewisse Aktenstücke von mir in seiner Verwahrung auffinden zu lassen und den König da draußen in dem Gang zwischen den beiden Fallschirmen gefangen zu halten, bis es mir gelang, die Majestät aus dieser Lage zu befreien. Die beiden Raumburgs sind unmöglich, wenn sie sich nicht in die Verhältnisse zu finden wissen!"

„Wirklich?" hohnlächelte der Herzog.

„Wirklich!"

„Und wenn sie sich nicht darein finden, so gibt es einen Raumburg, welcher würdig ist diesen Namen zu tragen."

„Ah, Sie überraschen mich! Wer ist dieser Wundermann?"

„Der gegenwärtige Major von Wallroth."

„Der Major von — — Mensch, ich zermalme Sie!"

Er sprang auf und ballte die Fäuste.

„Bah, die Brandauers sind nicht von einem Stoffe, der sich so leicht zermalmen läßt."

„Und der Rath, welchen Sie mir ertheilen?"

„Dieses pflichtscheue Ehepaar wird festgenommen, auch der Herr Abbé ist mein Gefangener, und Sie selbst können nichts Besseres thun, als sich meiner Führung anzuvertrauen."

„Und wohin werden Sie mich führen?"

„Zu dem Einzige, der über Sie bestimmen wird."

„Sehr liebenswürdig und loyal! Und wenn ich mich nicht füge?"

„So haben Sie die Folgen zu tragen."

„Ich werde sie tragen!"

Mit einem schnellen Satze war er bei Max. Dieser wollte die Schußwaffe nicht gebrauchen. Auch der Abbé packte ihn, und der Schließer, welcher die ihm aufgezählte Summe in Gefahr sah, half den Beiden.

„Zurück, Ihr Spitzbuben!" klang es da hinter ihnen.

Thomas war mit den Soldaten eingetreten, faßte den Abbé und warf ihn zu Boden, daß es krachte. Der Herzog überblickte die Scene, riß sich von Max los und stürzte sich durch die Portière. Max folgte ihm und sah, daß er die verborgene Thür aufriß und hinter derselben verschwand. Er selbst hatte nicht so schnell von dem Schließer loskommen können, um dies zu verhindern. Die Fallthür herabzulassen, wäre jetzt zu spät gewesen, darum sprang er in den dunklen Gang hinein, um den Fliehenden zu erreichen.

Als er an das Fenster kam und durch dasselbe sprang, sah er ihn zwischen den Bäumen verschwinden.

„Posten, aufgepaßt!" rief er.

„Halt, wer da!" klang es draußen.

„Brandauer!" erdonte die Antwort.

„Das ist Lüge. Haltet ihn!" gebot Max und eilte nach dem Punkte der Mauer, wo die Worte gesprochen worden waren.

Draußen stand einer der Soldaten; die andern kamen atemlos herbei.

„Wo ist er?" frug Max.

„Fort!"

„Sie sollen ihn doch halten?"

„Er sagte doch er wäre Sie!"

„Fort, ihm nach! Hundert Thaler wer ihn fängt!"

Im Nu waren die Gewehre zusammengestellt, und die Leute rannten davon. Max konnte ihnen unmöglich folgen, da seine Gegenwart hieben nothwendig war. Der Hauptgefangene war ihm höchst wahrscheinlich entgangen, aber der Abbé hatte die Fäden der Verschwörung in seinen Händen, er mußte für alle Fälle unschädlich gemacht werden.

Als er in das Arbeitszimmer des Herzogs zurückkam, war der Obergeselle beschäftigt den Schließer zu binden.

„Alle Teufel, Herr Doktor, das ist ein kräftiger Bagapundus! Ich habe Mühe genug, ihn unter die Banoage zu bringen."

„Soll ich helfen?"

„Bin jetzt soepen fertig!"

Der Abbé und die Frau des Schließers waren von den beiden Soldaten in Schach gehalten worden. Durch den Lärm herbeigelockt, versuchte jetzt die Dienerschaft einzudringen, Max aber wies sie zurück. Er verschloß den geheimen Gang und ließ die Gefangenen auf dem gewöhnlichen Wege nach unten transportiren.

Dort fand er die beiden Thorposten im Gespräch mit einem Manne, in dessen Nähe eine Kutsche hielt.

„Der Herr Doktor Brandauer ist wirklich hier?"

„Ja."

„Aber warum verweigern Sie mir mit ihm zu sprechen?"

„Es darf Niemand passiren."

„So lassen Sie mich ihm melden. Ich bin — —"

„Was Sie sind ist ganz gleichgiltig. Es darf Niemand einund auspassiren."

„Aber Sie sehen doch, daß man wenigstens auspaßirt!"

Er zeigte nach dem Portale, unter welchem jetzt Thomas und die beiden Soldaten mit den Gefangenen erschienen. Hinter ihnen trat Max hervor.

„Ah, da ist er!"

Digitized by Google

Max erkannte ihn. Es war der Irrenarzt, der es für gerathen befunden hatte, zunächst nach dem Palaste des Herzogs zu fahren, um zu sehen, ob dieser vielleicht seinen Weg dorthin genommen habe.

„Herr Doktor!“

„Ah, Herr Doktor!“

So begrüßten sie sich, und Max fügte hinzu:

„Ich habe Ihre Depesche erhalten und danke Ihnen für die schleunige Benachrichtigung. Sie sehen, daß sie gefruchtet hat. Ich stelle Ihnen hiermit drei Ihrer Flüchtlinge wieder zur Verfügung.“

„Wirklich?“

„Wie Sie sehen!“

„Sie haben sie also wieder ergriffen! Aber der — — der Vierte?“

„Ist uns vielleicht einstweilen entkommen. Da, wir werden es sogleich erfahren.“

Die Soldaten kehrten von ihrer Verfolgung zurück. Der Herzog war nicht zu sehen.

„Nun?“

„Zu Befehl, Herr Doktor, er war spurlos verschwunden,“ meldete Einer von ihnen.

„Und da sagen die Schlingels noch „zu Befehl!“ raisonirte Thomas. „Zu Befehl wäre, daß sie ihn fangen und herbringen sollten. Aber das Volk hat weder Talent noch Geschick, noch Arme und Beine. Wir wäre er nicht davongelaufen.“

Max war auch unzufrieden mit diesem Resultate, aber er maß sich selbst einen Theil der Schuld bei. Hätte er nicht mit dem Herzoge gesprochen, sondern diesen sofort festgenommen, so wäre es diesem unmöglich gewesen zu entkommen. Dennoch aber hatte er die Ueberzeugung, daß er nicht entkommen könne, und in diesem Sinne lautete auch seine Aeußerung dem Arzte gegenüber.

„Herr Doktor, wir haben jetzt keine Zeit, auf nähere Details einzugehen. Lassen Sie morgen einen ausführlichen Bericht an Seine Majestät oder mich eingehen und nehmen Sie für jetzt die Gefangenen mit sich. Der Abbé kommt wieder in seine Nummer, und die Schießgewehre betrinten Sie in eine sichere Zelle, bis Sie genaue Weisungen über sie erhalten.“

„Das werde ich thun. Aber ich befürchte, daß durch dieses von uns sehr unverschuldete Ereigniß Seine Majestät und ich, Herr Doktor, über uns —“

„Beruhigen Sie sich,“ unterbrach ihn Max. „Ich bin überzeugt, daß Sie Ihre Pflicht streng und treu gethan haben. Das Vertrauen auf Sie und Ihren Herrn Kollegen ist bis jetzt in keiner Weise erschüttert worden.“

„Aber, ich bin allein, und diese Drei!“ —

„Sind gefesselt. Ueberdies werde ich Ihnen diesen Mann mitgeben, der Ihnen helfen wird sie zu bewachen.“

Er deutete auf Thomas.

„Ja, ich werde sie bewachen, und peopachten, daß es ihnen nicht wieder gelkommen soll davonzulaufen,“ antwortete dieser.

Die Gefangenen wurden in den Wagen des Arztes plazirt. Dieser selbst nahm mit dem Obergefellen bei ihnen Platz, und dann ging es fort.

Max wandte sich jetzt zu dem Unteroffizier der ihm mitgegebenen Soldaten:

„Ich übergebe Ihnen für kurze Zeit dieses Palais zur Bewachung. Es darf Niemand ein- oder ausspatiren, und ich werde dafür sorgen, daß Sie baldigst abgelöst werden.“

Er verließ den Platz, um zum Königin zu gehen, ihm über das Vorgekommene zu referiren und mit ihm die Mittel zur Ergreifung des Herzogs zu berathen. Es braucht natürlich gar nicht erwähnt zu werden, daß er die auf dem Tische aufgezählten und in der Kasse des Herzogs außerdem noch vorgefundenen Gelder konfiszirt und mit sich genommen hatte. —

Es war in derselben Nacht. Einer der wenigen Pässe, welche das Gebirge quer durchschneiden und die Verbindung zwischen Norland und Silberland vermitteln, wird oberhalb des Städtchens Waldenberg durch die nahe zusammentretenden, hoch zum Himmel strebenden Berge so eingeengt, daß er im wahren Sinne des Wortes ein Engpaß genannt werden muß und man ihn recht gut mit den berühmten Termopylen vergleichen könnte.

Die Straße, welche er bildet, steigt steil und in mannigfaltigen Windungen empor, dürfte sich dann auf der andern Seite des Gebirgszuges ebenso steil wieder ab, und die über zwei Stunden lange Enge bildet einen so natürlichen Vertheidigungspunkt, daß im Falle eines Krieges zwischen den beiden Ländern jede der beiden Mächte darnach trachten muß, sie zuerst in ihren Besitz zu bekommen.

Es war um die Zeit des Mondaufganges. Das silberne Licht des Trabanten unserer Erde beleuchtete eine sehr kriegerische Scene. Auf dem höchsten Punkte des Passes brannten mehrere Feuer, um welche sich wilde Gestalten gelagert hatten. Sie trugen keine militärischen Uniformen, sondern nur die Tracht ärmerer Gebirgsbewohner, aber die Messer, welche in ihren Gürteln staken, die kurzen Gebirgsflinten, die sie in ihren Fäusten hielten oder neben sich liegen hatten, die gewaltigen Bärte, von denen ihre scharf und kühn geschnittenen Gesichter beschattet wurden, verriethen deutlich, daß sie nicht eines friedlichen Zweckes wegen hier zusammengekommen seien.

Im Scheine des Mondes und der Feuer konnte man mehrere riesige Berhaue erkennen, welche dadurch gebildet worden waren, daß man auf den beiden hoch aufstrebenden Seiten des Passes mächtige Fichten und Tannen gefällt und heruntergeführt hatte, die nun so über- und durcheinander lagen, daß sie Hindernisse bildeten, die nur mit großer Mühe und Anstrengung zu beseitigen waren. Gewaltige Steinblöcke, welche man dazwischen gewälzt hatte, gaben diesen Barrikaden eine noch erhöhte Festigkeit.

An einem der Feuer saß der Wirth von der Waldenberger Oberschenke. Die Männer an seiner Seite verhielten sich so ruhig, daß diese Gruppe von den andern, welche sich laut und lebhaft unterhielten, sehr abstach. Diese Schweigsamkeit hatte einen guten Grund: Seitwärts von dem Feuer lag nämlich auf einem duftigen Lager von Heu und mit einem Mantel sorgfältig zugedeckt eine weibliche Gestalt, deren Schlaf man durch lautes Reden nicht stören wollte. Es war Zarba.

„Weißt Du es gewiß?“ flüsterte ein Nachbar dem Wirthe zu „Man sollte es gar nicht glauben.“

„Doch. Ich habe es von ihr selbst, daß die Süderländer heut Nacht noch kommen werden, und sie weiß Alles.“

„Aber welchen Grund sollte es geben Krieg zu führen?“

„Da mußt Du die großen Herren fragen, die Krieg und Frieden machen. Wir haben nichts zu thun, als Steuern zu bezahlen.“

„Aber werden wir stark genug sein, eine ganze Armee hier aufzuhalten?“

„Dummkopf! Wer kann denn durch solche Verhaue kommen? Und wir haben ihrer fünf. Uebrigens werden wir ja Kanonen erhalten.“

„Wenn es wahr ist.“

„Auch das ist wahr. Sie selbst hat es mir gesagt, und sie weiß Alles.“

Da hörte man von der Nordseite des Passes her eilige Schritte. Die Männer wandten sich um und erkannten Horgy, den Zi einer.

„Schläft sie noch?“ frug er den Wirth.

„Ja. Störe sie nicht; sie hat zwei Nächte nicht geschlafen.“

Aber die Schritte des Nahenden hatten ihren Schlaf dennoch unterbrochen. Sie warf den Mantel halb von sich und richtete sich in eine halb sitzende, halb liegende Stellung auf.

„Du kommst endlich, Horgy!“ redete sie ihn an.

„Es ging nicht anders, Baschina. Sie behielten mich bei sich, um einen sichern Wegweiser zu haben.“

„Sie kommen also?“

„Ja.“

„Wie viele?“

„Acht Kanonen. Acht andere sind hinüber nach dem Eisenbahnpasse; ein Hauptmann kommandirt diese.“

„Und wer die Unsrigen?“

„Auch ein Hauptmann; aber bei ihm ist der Oberkommandirende, ein junger Major. Ich erfuhr seinen Namen.“

„Wie heißt er?“

„Von Wallroth.“

„Ah!“

„Sie sprang auf, und die Männer sahen, daß sie über diese Nachricht die größte Freude empfand. Der Zigeuner fuhr fort:

„Er hat den Zug verlassen um vorauszureiten. Er wird gleich hier sein.“

„Wirklich?“

„Ich bin nur rasch vorangesprungen, um es Dir zu melden.“

Wirklich ließ sich in diesem Augenblicke nahendes Pferdegetrappel vernehmen und ein Trupp Reiter erschien, an dessen Spitze sich der Major befand. Er sprengte heran, sprang vom Pferde und trat zu Zarba.

„Mutter!“ rief er, sie umarmend und küssend.

„Mein Sohn!“ antwortete sie, ihn mit stolzen Blicken musternd. „So hat also unser guter König meinen Wunsch erfüllt?“

„Wie Du siehst!“

„Es ist auch hohe Zeit, daß Du kommst. Ich weiß genau, daß die Süderländer in einer Stunde hier sein werden.“

„Habt Ihr schon ein Rencontre mit ihnen gehabt?“

Digitized by Google

„Nein. Ihre Spione kamen nicht bis ganz heraus, und so weit sie kamen, haben wir uns nicht blicken lassen."

„Sehr gut! Die Ueberraschung wird sehr viel thun."

Er musterte mit Kennermiene den Verhau.

„Wie viele Verhaue hast Du anlegen lassen?"

„Fünf."

„Ah! Aber auch richtig?"

„Wie?"

„Der Feind darf nicht durch; wir aber müssen sie passiren können. Wie könnten wir sonst mit den Geschützen hinunter zur ersten Barrikade kommen. Dort, bei der ersten und zweiten, je nachdem das Terrain es gebietet, werde ich sie aufstahren lassen."

„Keine Sorge! Der Bergwirth hier ist ein alter Artillerist, der noch nichts vergessen hat. Er hat den Baumeister gemacht und die Verhaue so eingerichtet, wie Du es haben willst."

„Gut; ich muß sie besichtigen. Gieb mir einen Mann mit!"

„Ich führe Dich selbst."

Sie führte ihn durch eine schräg gelegene Lücke des Verhaues und verschwand mit ihm hinter demselben. Die Männer hatten sich beim Erscheinen des Majors verwundert angesehen.

„Ihr Sohn!" flüsterte der Nachbar des Bergwirthes.

„Du hast ja gehört und gesehen!"

„Ein prächtiger Kerl!"

„Und gar nicht stolz. Ein Anderer hätte sich gebückt, sie vor uns in dieser Weise zu begrüßen."

„Wer muß der Vater sein?"

„Geht uns nichts an!"

Nach einiger Zeit kehrte der Major mit Zarba zurück und ließ das Verhau zum Durchgange der Geschütze öffnen.

„Gibt es vielleicht hier nahe einen Weg, der noch über das Gebirge führt?" frug er.

„Ja; aber er ist beschwerlich, nicht leicht zu finden und nur den Paschern bekannt."

„Dennoch fatal! Er kann drüben auch bekannt sein."

„Ich glaube es nicht. Uebrigens habe ich ihn besetzen lassen."

„Das ist klug. Du bist ja ein ganz richtiger Feldherr, Mutter!"

Ein dumpfes Rollen und Knarren ertönte. Die Geschütze nahten. Wallroth dirigirte sie vorwärts, bat Zarba zurückzubleiben und folgte ihnen nach.

Die Verhaue waren mit wirklicher Sachkenntniß an den geeignetsten Punkten angelegt. Der unterste derselben lag an einer Stelle, von welcher die unten im Thale sich halbkreisförmig windende Straße ganz ausgezeichnet beherrscht und bestrichen werden konnte, obgleich es von unten aus unmöglich war die Befestigung zu bemerken. Und zugleich war er so fest angelegt, daß Wallroth kein Bedenken trug, sämmtliche Geschütze hier zu plaziren.

Noch war man bei dieser Beschäftigung, als ein Mann sehr eilig die Straße herauflaufen kam.

„Wer da?" frug der auf dem Verhaue stehende Posten.

„Tschemba!"

Es war also jener Zigeuner, welcher mit Horgy und dem Bergwirthe damals die beiden Irrenärzte gefangen genommen hatte.

„Unser Späher, Herr Major," berichtete der Posten.

Tschemba trieb über das Verhau und erblickte die Artillerie.

„Ah, gut, daß die Kanonen da sind. Sie kommen."

„Wer?" frug Wallroth.

„Die Süderländer."

„Viel?"

„Ein ganzes Heer, so breit wie es die Straße erlaubt. Sie haben jedenfalls Pascher von drüben als Führer bei sich."

„Wie nahe sind sie?"

„In zehn Minuten füllen sie unten das Thal."

„Freiwillige Schützen vor?"

Auf diesen Ruf kamen wohl an die fünfzig Pascher herbei.

„Hört, Männer, ich muß eine Anzahl von Euch unter der Führung des Herrn Hauptmanns vorschicken, denn ich darf keine Feindseligkeiten beginnen, ehe ich nicht das Recht dazu habe. Wer geht mit?"

„Wir Alle!" rief es.

„Nun! Macht Eure Sache gut. Vorwärts!"

Sie rückten ab, der Hauptmann an ihrer Spitze. Er hatte Degen, Waffenrock und Helm abgelegt und sich den Hut und die Joppe sammt dem Stutzen eines Paschers geborgt. Er ging so weit vor, bis der Paß eine scharfe Krümmung machte, und dieser Punkt schien ihm für sein Vorhaben der geeignetste zu sein, zumal der wirklich scharfsinnige Bergwirth ungefähr fünfzig Schritte unter demselben eine der größten Tannen quer über den Weg hatte fällen lassen. (Fortsetzung folgt.)

Hexenglauben und Hexenwesen
in alter und neuer Zeit.
Eine kulturgeschichtliche Skizze
von
Armin Meister.

(Forts. u. Schluß.)

Im Uebrigen aber wurde bei der Angeschuldigten mit der Folter begonnen.

Die meisten Leser haben gewiß schon die Räume dieser oder jener Alterthumssammlung durchwandert und sind dabei mit Entsetzen stille gestanden, wenn sie die Abtheilung betraten, welche die Marterwerkzeuge enthielt, die die raffinirte Grausamkeit früherer Jahrhunderte zu dem Zweck, Geständnisse bei gerichtlichen Untersuchungen zu erzwingen, ersonnen hat.

Hierbei möchte ich die kurze Notiz einschalten, daß die Tortur, welche zu Folge der von Kaiser Karl V. erlassenen und vom Reichstag zu Regensburg 1532 angenommenen hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung als gesetzliches Hilfsmittel bei Kriminalprozessen sanktionirt worden ist, bis in die neuere Zeit herein noch Rechtsgiltigkeit gehabt hat, wenn sie auch gar nicht mehr oder nicht in der früheren barbarischen Weise ausgeübt wurde.

Friedrich der Große war es, der den übrigen Staaten mit Reformen auf dem bemerkten Gebiet voranging. Er hob 1754 die Tortur auf und stellte zugleich den scheußlichen Brauch ab, Kindermörderinnen in einem Sack zu ersäufen. Andere Staaten folgten dem guten Beispiel und so wurde die Folter aufgehoben in Baden 1767, Mecklenburg 1769, Kurfachsen 1771, Oesterreich 1776, im Königreich Württemberg erst im gegenwärtigen Jahrhundert 1809 und im früheren Königreich Hannover gar — man hört und staune! — vor vier Jahrzehnten, nämlich im Jahr 1840.

Von dieser Abschweifung zum eigentlichen Thema zurückkehrend, habe ich hier vor Allem noch zu bemerken, daß die Einführung der Reformation in Deutschland den Hexenprozessen vorerst in seiner Weise Einhalt that. Katholische und protestantische Geistliche, Fürsten, Magistrate und Juristen wetteiferten unter einander in Schürung der Hexenbrände.

Als dieser Eifer ein klein wenig nachzulassen schien, um die Zeit des Augsburger Religionsfriedens, wußten ihn die Jesuiten wieder zu beleben, indem sie in den katholischen deutschen Staaten, wo sie Eingang gefunden hatten, sämmtliche Anhänger der reformistischen Bewegung, so viel sie deren habhaft werden konnten, unter dem Namen von Hexenmeistern und Hexen prozessiren und verbrennen ließen, was auch die protestantischen Gegenverfolger zu neuen Thaten, in majorem dei gloriam, anspornte. Hierin, sowie in der politischen Zersplitterung der deutschen Lande, welche jedem reichsunmittelbaren Prälaten, Krautjunker und Bürgermeister die Veranstaltung von Hexenbränden ermöglichte, liegt die Erklärung, warum die Hexenmordsucht bei uns voller gerast hat als sonst irgendwo.

Die Tortur also, mochten die Angeschuldigten vor katholischen oder protestantischen Richtern stehen, bildete den Schlußstein des scheußlichen Verhörverfahrens, falls es nicht zu einem Geständniß kam.

In einer kulturgeschichtlichen Abhandlung las ich einmal, daß noch im vorigen Jahrhundert der deutsche Familienvater seinen Antand nahm, mit Frau und Kindern am Sonntagnachmittag, wenn es sich gerade gab, am Rabenstein vorbei seinen Spaziergang zu machen. Ob gerade einer oben am Galgen baumelte, um den die Raben herumflatterten, das verschlug den Leuten nichts, denn zu jener Zeit sieh man nicht, wie jetzt, gleich in Ohnmacht, wenn man Blut sah oder greift zu stärkenden Essenzen, wenn man von etwas Gräßlichem hörte oder las.

Ich führe dieses hier nur an, um zu zeigen, daß in früherer Zeit die Anschauungen der Menschheit über gerichtliche Prozeduren und Leibesstrafen ganz andere waren; wir freilich mit unseren verfeinerten Begriffen vermögen uns das kaum mehr zu erklären.

Und unter diesem Gesichtspunkt müssen wir uns auch die Handhabung der hochnothpeinlichen Gerichtsbarkeit früherer Jahrhunderte denken; sie mochte den Zeitgenossen wohl nicht in dem barbarischen Licht erscheinen, wie dieses bei uns jetzt Lebenden der Fall ist.

Aber trotzdem kann ich mir nicht verfagen, weiß es nun einmal durchaus in den Rahmen der gegenwärtigen Abhandlung hereingehört, dem Leser an der Hand der Thatsachen ein Bild vorzuführen, wie man früher mit den Leuten umgegangen ist. Wenn zu grausig vorkommen mag, der überschlage die folgenden Zeilen. Wer aber, mit oder ohne Riechfläschchen in der Hand, eine protokollarische Darstellung einer — NB. ihrer Entbindung ent-

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. №51. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

An unsere freundlichen Leser!

Als wir unser „Alt-Deutschland“ ins Leben riefen, dachten wir nicht, daß es eine so allgemeine Verbreitung finden würde, wie wir sie jetzt mit Vergnügen konstatiren können. „Alt-Deutschland“ hat seine Leser nicht nur im engeren Vaterlande, sondern überall wo deutsche Zungen klingen. „Alt-Deutschland“ wird jetzt in aller Welt gelesen und so werden wir denn unserem Journal einen kosmopolitischen Titel geben und es, von Beginn des V. Jahrgangs an: „Für alle Welt“ nennen und wir hoffen, daß „Für alle Welt“ sich die alten Freunde erhält und noch viele neue dazu erwirbt! — Du bleibst uns doch treu, liebe Leserin?

Die Verlagshandlung.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Von hier aus sah man im Mondscheine bereits die Helme der Anrückenden blinken, und der leicht zu vernehmende Hufschlag verrieth, daß Kavallerie an der Spitze sei.

„Bleibt hier und haltet Euch schußbereit!“ gebot er; dann schritt er weiter, bis er die Tanne erreichte.

Hinter derselben versteckt erkannte er bald mehrere Offiziere, welche, von zwei Männern geführt, vorantitten.

„Halt!“ rief er, als sie ihm nahe genug schienen. „Wer da?“

Man hielt und schien sich kurz zu berathen. Dann ertönte es:

„Gut Freund! Wer bist Du?“

„Ein guter Norländer. Seit wann rückt man in ein fremdes Gebiet ohne vorherige Verhandlung und Kriegserklärung ein?“

„Recker Bursche! Mache Dich fort, sonst wirst Du weggeputzt!“

„Ich stehe hier als Beauftragter meines Königs. Euer Vordringen ist gegen das Völkerrecht. Geht zurück, sonst könnt Ihr erfahren, wer weggeputzt wird! Das ist's, was ich Euch zu sagen habe. Dieses Land, diese Straße gehören unser. Wir werden Beide zu behalten wissen. Gute Nacht!“

Er ging mit lautem langsamen Schritte zurück. Nach einiger Zeit, während welcher jedenfalls Meldung abgegangen und der betreffende Befehl zurückgekommen war, hörte man, daß die Tanne weggeräumt werden sollte.

„Könnt Ihr genug sehen?“ frug der Hauptmann.

„Besser als Sie,“ klang die Antwort. „Unsereiner ist die Nacht gewohnt.“

„So gebt Feuer, aber immer zehn und zehn!“

Die ersten Schüsse krachten. Drüben ertönte ein wüthiger Schrei. Dann wieder zehn und noch zehn. Als die Letzten Feuer gaben, hatten die Ersten bereits wieder geladen. Einen solchen Empfang hatte der Feind nicht erwartet; er wußte nicht, wen er vor sich hatte und beschloß, das Morgengrauen zu erwarten. Gefährlich konnte diese Zögerung nicht werden, da man nach seiner Meinung in Norland nicht kriegsbereit war und genug mit der Unterdrückung des Aufstandes zu thun hatte.

Nur eine Stunde später hellten sich bereits die Höhen auf, während das Thal noch im Dunkel lag. Der Major stand hinter einem Baume und blickte hinab. Die Nebel wirbelten und wallten unten wie eine unruhige See, und es war bereits genug Licht vorhanden, um ein sicheres Ziel zu nehmen. Er konnte die Straße unten auf eine ganze Viertelstunde ihrer Länge bestreichen. Sein Feuer mußte dem Feinde geradezu fürchterlich werden, und wer zwischen dem Thale und der Schanze war, konnte unmöglich wieder zurück. Er ließ sechs Geschütze hinunter und die übrigen zwei gegen die letzte Krümmung der Straße richten.

Da ertönte von den Vorposten her lebhaftes Gewehrfeuer. Der Hauptmann war angegriffen worden. Der Feind hatte in den Gegnern nur Gebirgsbewohner erkannt und einen so scharfen Vorstoß unternommen, daß sich der Hauptmann, allerdings ohne Verlust, zurückziehen mußte. Kaum hatte er sich mit seinen Leuten hinter die Schanze geflüchtet, so erschien der Feind, jetzt Schützen an der Spitze. Er stutzte beim Anblicke des Verhaues einen Augen-

Digitized by Google

blick, rückte dann aber zum Angriffe vor. Wallroth ließ ihn so nahe wie möglich herankommen; dann flogen die Masken von den Geschützen und der Adler Norlands erhob sich über der Schanze.

„Feuer!“ kommandirte er.

Die acht Geschütze krachten zu gleicher Zeit. Ein Hagel von Kartätschen riß die Jäger, so weit sie um die letzte Biegung erschienen waren, förmlich nieder, und unten vom Thale empor schallte ein Geheul, welches nur zu sehr bewies, daß die Kugeln ihre Schuldigkeit gethan hatten.

Der Krieg hatte begonnen! —

Am andern Morgen tönte Glockengeläute durch ganz Norland. Wie durch einen Zauberschlag hatte sich selbst die in das kleinste Dorf die Nachricht verbreitet, daß der König die bisherige Regierungsform aufgegeben, die verhaßten Räthe und Minister entfernt habe und seinem Volke eine Konstitution geben werde. Dieses Volk solle seine selbstgewählten Vertreter an den Hof schicken, um die Konstitution zu berathen. Und bereits wurde überall Max Brandauer genannt, dem diese hohe Errungenschaft zu verdanken sei. Die Proklamationen des Königs waren an allen Ecken angeschlagen und unter dem Namen desselben mit „Max Brandauer, Geheimerath,“ unterzeichnet. Der König selbst hatte es so befohlen.

Im ganzen Lande war keine einzige Stimme zu hören, welche eine feindselige Aeußerung hätte thun mögen oder dürfen, und als man nun auch erfuhr, welche Gefahr dem Staate gedroht habe und mit welchen Mitteln dieselbe abgewendet worden sei, war an allen Ecken und Enden eine Entrüstung zu spüren, in welche selbst Diejenigen mit einstimmen mußten, welche geheimen Antheil an den revolutionären Umtrieben gehabt hatten.

Am Nachmittage erschien eine zweite Proklamation des Königs, in welcher er den Einfall der Süderländer bekannt machte und seine Streiter zu den Waffen rief. Dies sachte den Patriotismus zu doppelter Höhe an. Alles eilte freudig zu den Fahnen und noch im Laufe des Tages liefen von verschiedenen Orten telegraphische Petitionen ein, in denen um die Erlaubniß zur Bildung von Freiwilligenregimentern gebeten wurde. Der König und sein „Geheimerath“ hatten ganz gewiß eine außerordentliche Menge von Arbeiten zu überwältigen. —

Der Tag, an welchem die beiden Sternburgs Tremona verlassen hatten, war vergangen, und der andere Morgen brach an. Ganz in der Frühe hielt ein Reiter auf Schloß Sternburg zu. Es war ein Offizier. Er mußte am Thore klopfen, da dasselbe noch gar nicht geöffnet war.

Der Kastellan erschien und ließ ihn ein.

„Nurwan-Pascha?“ frug der Ankommende.

„Ja wohl, schläft aber noch.“

„Wecken Sie ihn und melden Sie mich. Hier ist meine Karte. Ich gehe einstweilen in den Garten.“

Nach zehn Minuten ertönten Horn dort, um ihn zum Pascha zu führen. Dieser stand im Empfangszimmer.

„Ich komme direkt von Sr. Majestät, dem Könige,“ meinte der Offizier nach der ersten Begrüßung, „und habe Ihnen dieses Couvert zu übergeben.“

Der Pascha runzelte die Stirn.

„Es enthält jedenfalls meine Instruktionen. Sie sind Flügeladjuta t des Königs und kennen jedenfalls den Inhalt dieses Schreibens, nicht?“

„Ja. Es ist mir in die Feder diktirt worden.“

Kalombo erbrach das Couvert und überflog den Inhalt.

„Es ist so, wie ich dachte, aber bitte, Herr Generalmajor, kommen Sie!“

Er führte ihn hinaus auf den Balkon, von welchem aus man den Hafen überblicken konnte.

„In diesem Schreiben werden meine gestrigen Bedingungen acceptirt; Seine Majestät sind so gütig, mir den Oberbefehl über die im Hafen von Tremona liegende Flotte zu übergeben; aber nun frage ich Sie, wo diese Flotte ist. Bemerken Sie vielleicht eine einzige Spur von derselben?“

„Ah! Wie kommt das?“

„Noch gestern Abend lagen vierzehn Kriegsschiffe hier; über Nacht sind sie verschwunden. Kehren Sie zurück, melden Sie es dem Könige und ersuchen Sie ihn in meinem Namen um Aufklärung!“

„Ich verstehe, ich begreife das nicht!“

„Ich noch weniger. Es ist nicht nur hier im Reiche, sondern auch in Norland bekannt, daß ich den Oberbefehl über Ihre Marine übernehmen soll; ich trete in Verhandlung; ich sage zu; ich erhalte die Instruktion sofort, noch heute Morgen auszulaufen, Süderhafen zu nehmen und die norländische Küste zu blockiren, und gerade in diesem Augenblicke erhalten die Fahrzeuge den Befehl, zu verschwinden.“

„Ich weiß von keinem Befehle, Excellenz!“

„Können die Kapitäns ohne einen solchen handeln?“

„Allerdings, nein!“

„Sie gestehen dies selbst zu. Fragen Sie den König; ich kann nichts thun, als die Antwort abwarten.“

„Wäre es nicht besser, Excellenz, Sie begleiteten mich?“

Der Pascha schüttelte bolz den Kopf.

„Ich habe die Weisung auszulaufen, nicht aber, bei Hofe anzulaufen oder den König zu überlaufen. Ich habe mich nicht um das Kommando beworben, sondern ich wurde hierher gerufen und folgte zugleich dem Willen des Großherrn, meines Gebieters. Erhalte ich nicht bis heut Abend Aufklärung, so reise ich ab. Leben Sie wohl, Herr Generalmajor!“

Er machte eine Verbeugung und wandte sich ab. Der höchst betretene Offizier verließ das Schloß.

Einige Stunden später sah Almah wieder in ihrer Laube und gedachte des sonderbaren Abschiedes, welchen der Matrose Bill Willmers von ihr genommen hatte. Da kam die Kastellanin in höchster Eile daher, schlug bereits längst vor der Laube die Hände zusammen und rief:

„Herrjesses, mein Kind, ist das ein Unglück, ist das ein Jammer, ein Elend, ein Herzeleid und ein Malheur!“

Almah erschrak im höchsten Grade.

„Was ist es denn, Mutter Horn?“

„Was es ist? O, das Schlimmste, was es gibt, oh, oh!“

„Aber bitte, Sie machen mir ja Angst. So sagen Sie es doch!“

„Was es ist? Ja, das sollen Sie gleich erfahren! Wissen Sie, was ein gewisser Schiller sagt, der so viele schöne Gedichte geschrieben hat?“

„Was sagt er denn?“

„Da werden Weiber zu Hyänen!“

„Ah, die Weiber?“

„Ja.“

„Zu Hyänen?“

„Ja, da werden die Weiber zu Hyänen und zerreißen in Fetzen den Scherz! so sagt dieser Schiller!“

„Das ist ja fürchterlich!“

„Ach, sogar schrecklich und entsetzlich!“

„Aber warum werden denn Hyänen aus den Weibern?“

„Weil — weil — nun, weil Revolution ist!“

„Revolution?!“

„Ja, Revolution, Empörung, Revolte, Rebellion und Aufruhr, Hochverrath, Landesverrath, Blutvergießen, dreifacher Mord und zehnfacher Todtschlag!“

„Nicht möglich! Wo denn?“

„Wo? Herrjesses, hier in Süderland, hier bei uns ist sie, die Revolution. Aber Sie können sich darauf verlassen, Kindchen, ich werde keine Hyäne, ich leide es nicht, daß mir ihnen zu einem solchen Biehzeuge machen; diesen Kummer thue ich schon meinem Alten nicht an!“

„Aber erklären Sie mir doch deutlicher!“

„Noch deutlicher? Herrjesses, Kind, rede ich denn nicht deutlich genug? Die Rebellion ist ausgebrochen in der Hauptstadt, und das ganze Land macht mit, sogar das Militär. Der König hat fliehen müssen; die Königin muß fliehen, und der Kronprinz ist auch schon fort!“

„Wenn denn?“

„Heut Morgen!“

„Wohin?“

„Hinaus an die Grenze, wo der tolle Prinz mit der Armee steht. Diese soll Alles retten.“

„Woher wissen Sie es denn?“

„Es ist telegraphirt worden und, da setzen Sie einmal hinab in die Stadt nach den rothen Flaggen, welche man aufgesteckt hat. Das ist ja auch bei uns die helle Empörung!“

„Was sagt denn Vater Horn dazu?“

„Der jammert reinweg zum Herzweistein.“

„Weiß es mein Papa auch?“

„Natürlich!“

„Und was meint er?“

„Der nickt und lächelt und lächelt und nickt, aber sagen, nein, sagen thut er nichts.“

„Da muß ich gleich zu ihm. Sagen muß er doch etwas?“

„Freilich! Und dann kommen Sie ja gleich herab zu mir, Kindchen, und sagen mir wieder, was er gesagt hat, damit ich es

Digitized by Google

meinem Alten auch sagen kann. Herrjesses, ich will nur sehen, ob so etwas zu überleben ist!"

Sie eilten Beide davon, Almah zu ihrem Vater. Dieser beschwichtigte sie und führte sie hinaus auf den Balkon, auf welchem er vorher mit dem Generalmajor gestanden hatte.

„Uns ist dieser Aufstand nicht gefährlich, mein Kind. Die Fährer desselben sind edel denkende Leute und werden keine Korruption aufkommen lassen. Dennoch aber verlassen wir Tremona morgen mit dem Frühesten."

„Ah! Wohin gehen wir?"

„Nach Süderland."

„Mit der Bahn?"

„Nein, zu Schiffe."

„Mit welchem Fahrzeuge? Unsere Yacht ist doch fort!"

„Die erhalten wir wieder. Wir suchen Freund Sternburg auf, der sie uns so geschickter Weise entwendet hat."

„Ists wahr, Papa?"

Sie mußte daran denken, daß es ein Sternburg sei, der sie aus den Fluthen des Nils gerettet hatte.

„Natürlich! Blicke einmal da hinüber!"

„Nach dem weißen Segel?"

„Ja. Rathe, welches Fahrzeug es ist!"

„Doch nicht etwa unser Segeldampfer?"

„Er ist es. Er erhielt von mir Ordre, heut das Land anzusegeln, weil ich wußte, daß ich ihn brauchen würde. Dies ist nun auch der Fall, freilich in anderer Weise."

„Kommt er in den Hafen?"

„Nein. Er kreuzt vor der Küste; wir fahren mit einem Boote hinaus. Packe zusammen!"

„Schon jetzt?"

„Sogleich."

„O, was wird meine gute Mutter Horn sagen, wenn sie erfährt, daß wir fortgehen!"

„Wir werden wiederkommen, mein Kind, und vielleicht recht bald."

„Eben wollte Almah das Zimmer verlassen, da klopfte es draußen an und die Kastellanin trat ein.

„Herrjesses, ist das eine Freude, ein Glück und ein Vergnügen! Sie verzeihen, daß ich kann nicht anders, ich muß gleich herauskommen und es Ihnen sagen!"

„Was?"

„Daß eine neue Depesche da ist."

„Aus der Residenz?"

„Ja, aber aus der von Norland."

„Ich denke, die Leitung wurde zerstört?"

„Ja, aber die Rebellion hat die Drähte wieder zusammengeknüpft. Der König von Norland hat nämlich heute Nacht eine ungeheure Revolution besiegt und gibt seinen Unterthanen eine Konstitution. Was das ist, das weiß ich nicht, aber durch ganz Norland lauten sie mit den Glocken, und da muß es doch wohl etwas Gutes sein."

Der Pascha nickte und lächelte auch jetzt; dann meinte er:

„Ich danke für die Nachricht. Nehmen Sie Almah jetzt mit; sie hat Ihnen auch etwas mitzutheilen." — —

An demselben Vormittage lichtete im Hafen von Bartholome eine norländische Flotte von sechzehn Segeln die Anker, um nach Süd zu halten. Ein sehr eigenthümlicher Umstand mußte auffallen. Der Kommandeur dieser Flotte befand sich nämlich nicht auf einem Linienschiffe, sondern auf einer Fregatte, die einen ganz ungewöhnlich schlanken Bau besaß. Sie mußte ein ganz ausgezeichneter Segler sein, und vielleicht war der Kommandeur ein Freund von solchen Fahrzeugen, weil er diese sich gewählt hatte.

Die Kapitäne der einzelnen Schiffe mußten ganz besondere Instruktionen erhalten haben, da die Fregatte stets voraus war, so daß ein Signalisiren unmöglich wurde. Endlich verschwand sie gar am Horizonte, und nun nahmen auch die andern Schiffe solche Zwischenräume, daß sie eine wohl zwölf englische Meilen weite Linie bildeten. Jetzt hätte ein feindliches Schiff sicher nicht entschlüpfen können.

Die Fregatte hatte sich weit von dem rechten Flügelschiffe der Flotte entfernt; sie hatte sich jedenfalls die Aufgabe gestellt zu rekognosciren.

An ihrem Steuer stand ein starker breitschulteriger Kerl, der vor Freude über die gute Fahrt am ganzen Gesichte lachte, und neben ihm lehnte eine kleinere hagere Gestalt mit einer rothen wollenen Mütze. Ihr Gespräch war im besten Zuge.

„Heiliges Mars- und Beahmenwetter, ist das ein Gaudium, auf einem solchen Schiffe zu stehen! Nicht, Karaweyl?"

„Ja. Bin nur neugierig, was der Kommodore will!"

„Das weiß ich ganz genau."

„Nun?"

„Schau, er ist in einer einzigen Nacht vom Kapitän zum Kommodore avancirt, und das will er sich verdienen. Paß auf, Bootsmann, den ersten Süderländer, dem er begegnet, nimmt er auf sich; er gönnt ihm keinem Andern von der Flotte!"

„Sollte mich freuen!"

Da erscholl vom Quarterdecke der Ruf:

„Mann am Steuer, vier Striche nach West!"

„Nu, av, Kommodore; geht schon herum!" antwortete Schubert, indem er sich mit Gewalt in das Rad legte, und als er sah, daß der Kommodore nichts mehr zu sagen hatte, hielt er die Linke über die Augen und schaute in das Lee hinüber.

„Vier Striche nach West, also noch weiter ab von der Flotte. Er muß da drüben etwas entdeckt haben."

„Deute es auch. Sieht Du das Segel nicht?"

„Wahrhaftig! Ich glaube, er weiß es bereits, mit wem er es zu thun hat."

„Natürlich. Er hat das beste Fernrohr der ganzen Marine; das ist bekannt. Doch, ich will mich nach einer ganz Handbreite umsehen, denn es liegt wie Pulverdampf und Pringlei in der Luft."

Arthur beobachtete das Segel unausgesetzt. Dann wandte er sich mit einem raschen Rucke zu dem Kapitän der Fregatte.

„Kapitän, wollen Sie sich diese Pfeife holen!"

„Wenn wir dabei nicht von der Flotte abkommen —"

„Wir holen sie gut wieder ein."

„Was ist es?"

„Ein Linienschiff, Süderländer. Kenne ihn sehr genau; heißt Poseidon, ist sehr alt und nicht gut bemeglich."

„Sonst aber ist er uns überleg n, Kommodore!"

„Etwas größer und etwas mehr Mannschaft und Kanonen; werden aber rasch mit ihm fertig werden."

„Poseidon, war der nicht drüben an den Antillen stationirt?"

„Ja. Er kommt zur unglücklichen Zeit nach Hause. Ahoi, Mann am Steuer, noch zwei Striche mehr!"

„Aye, aye, Kommodore!"

„So, Kapitän; das soll mein letztes Kommando gewesen sein. Jetzt befehlen Sie!"

Die Fregatte hielt scharf auf den Kurs des Linienschiffes. In einer Viertelstunde mußte dieses erreicht sein.

„Seid bereit, Jungens. Es wird heiß?" rief der Kapitän. „Dann setze er das Rohr an und schaue den Horizont noch einmal ab.

„Alle Teufel, Kommodore, dort ist ja noch ein Segel, und, wahrhaftig, noch eins."

„Wo? Die hatte ich doch sehen müssen!"

„Sie steuern in gerader Linie hinter dem Poseidon; daher können wir sie erst jetzt bemerken."

Arthur nahm das Perspektiv auf.

„Auch ein Süderländer, Dreimaster, stark gebaut. Hoffe, daß der Dritte nicht auch dasselbe ist!"

„Wäre es nicht besser zu wenden, Kommodore?"

„Und uns auslachen zu lassen, nicht wahr? Der Poseidon wird unser, und das Uebrige wird sich finden."

Zehn Minuten später waren sie auf Sprechweite an das Linienschiff herangekommen und hatten zu gleicher Zeit, daß das zweite Fahrzeug ebenfalls ein Linienschiff, das dritte aber eine Fregatte war, beide süderländische Nationalität.

Da hißte der Poseidon die Flagge.

„Kommodore," meinte der Kapitän, „wir wagen das Unmögliche!"

„Wollen Sie mit das Kommando geben?"

„Gern!"

Der brave Mann war jedenfalls froh, die Verantwortung von sich abgewälzt zu haben.

„Fregatte ahoi!" klang es jetzt von drüben. „Was für ein Schiff?"

„Fregatte Sperber, Kommodore von Sternburg."

„Ah, Arthur von Sternburg."

„Ja."

„Wohin?"

„An den Poseidon!"

„Ohoi! Ist Krieg zwischen Nor- und Süderland?"

„Ja. Süderland hat uns überfallen. Ergebt Euch!"

„Oho, das werden wir uns erst überlegen! Haltet mehr ab von uns!"

„Fällt uns nicht ein. Hallo da unten, gebt ihm die Breitseite!"

Die beiden Schiffe fuhren jetzt parallel neben einander. Die Fregatte öffnete ihre zwei Lukenreihen und feuchte los. Der Poseidon

Digitized by Google

erbebte unter dem Drucke der Kugeln, welche über und unter seiner Wasserlinie einschlugen. Er war nicht auf diesen Kampf vorbereitet, doch flogen auch seine Luken auf.

„Hallo, Kapitän," meinte Arthur, „der Leib ist gut getroffen. Springt hinunter und sagt den Jungens, auf das Deck zu halten! Ahoi, Schubert, fall schnell ab nach Lee! Nieder mit dem Segel!"

Dieses Kommando hatte zur Folge, daß die Fregatte eine scharfe Wendung machte und den Kugeln des Linienschiffes nur den Stern bot. Die Salve flog in das Wasser.

„Bravo! Herum wieder, Schubert, herum! Heraus mit der Leinwand da vorn! Feuer!"

Ein lautes Hallo erschallte auf die zweite Breitseite. Der Hauptmast stürzte, und während man drüben beschäftigt war zu lappen, erhielt der Poseidon noch eine volle Lage, die das schwere Schiff unleidlich machte. Dennoch ließ es die Flagge nicht fallen, da bereits in den beiden andern Schiffen die Hilfe nahe war.

„Habt den Wetterfahnen jetzt schwimmen; er bleibt doch unter!" rief Arthur. „Lieutenant, da vorn, herum, dem Zweiten entgegen! Schubert, leg um!"

Der Steuermann warf sich in das Rad, und der Segelmeister that seine Schuldigkeit so gut, daß sich die Fregatte in einem kurzen Bogen herumdrehte und dem zweiten Linienschiffe entgegenging.

„Kommodore," meinte der Kapitän, „haben wir nicht genug gethan? Wenn wir Diesen angreifen, nimmt uns die Fregatte dort den Wind."

„Werden ihn schon wieder bekommen. Heda, Martin!"

„Aye, Kommodore!" antwortete der Stückmeister.

„Fünfzig Thaler, wenn Du ihm das Steuer nimmst!"

„Werde sie verdienen!"

Der Mann kniete vor seinem Geschütze nieder und machte eine Miene, der man es ansah, daß sein nächster Schuß ein Meisterschuß werden solle.

„Hallah!" rief da der Mann auf dem Masthead. „Dort was für ein Ding?"

Arthur sah in der Richtung der ausgestreckten Hand des Mannes, und was er erblickte, war allerdings wunderbar genug. Höchstens anderthalb englische Meilen entfernt kam ein Schiff heran, welches tiefschwarz Segel trug und wegen dieser Farbe bisher nicht bemerkt worden war. Obgleich seine Masten sich unter der Last der Leinwand schwindlich bogen, mußte seine Fahrt eine staunenswerth schnelle genannt werden. Es war, als würde das Fahrzeug von einer unsichtbaren Macht herbeigeschnellt. Auch der Steuermann bemerkte es, legte die Hand an den Mund und rief:

„Ahoi, Kommodore, der schwarze Kapitän!"

Auch drüben auf dem Linienschiffe ertönte derselbe Ruf.

„Ist gleich!" rief Arthur. „Dreauf auf den Süderländer! Martin, aufgepaßt!"

Die Fregatte strich dicht an dem Linienschiff vorüber, und der Stückmeister drückte los. Seine Kugel krachte in den Steuerhebel und zerspliterte ihn.

„Bravo. Feuer auf Steuerbord!"

Die Breitseite der Fregatte sprühte ihre Kugeln; drüben aber war der Kommandeur entweder über die Erscheinung des „Tigers" oder über die Zerstörung seines Steuers so betroffen, daß er den rechten Zeitpunkt versäumte; der Donner seiner Breitseite erscholl, als die Fregatte bereits vorüber war.

„Halte aus im Kurs, Schubert!" gebot Arthur.

„Aye, Kommodore!" antwortete der Steuermann, sehr befriedigt über diesen Entschluß Sternburgs.

Dieser wollte vor allen Dingen sehen, was den schwarzen Kapitän herbeiführte. Auch die süderländische Fregatte war so nahe herbeigekommen, daß alle vier Schiffe den „Tiger" genau beobachten konnten. Es schien ein ungeheures Wagniß des Piraten, die Nähe von vier solchen Dreideckschiffen gerade zu suchen.

Er beachtete den „Sperber" gar nicht, sondern hielt gerade auf das Linienschiff zu, welchem Arthur soeben seine Salve gegeben hatte. Schon war er demselben ziemlich nahe, da fielen wie durch einen Zauberschlag seine sämmtlichen Segel, und dennoch kam er in ungemindertester Schnelligkeit heran. Man sah seine nackten Masten, seine Raaen, man sah jede seiner Stangen und Spieren, aber man konnte sich nicht erklären, durch welche Kraft er getrieben wurde. Kein Mann stand am Steuer, keine Luke, kein Mensch an Deck war zu sehen, und nur da vorn, draußen auf dem Klüverbaume stand Einer, völlig schwarz gekleidet und schwarz im Gesichte, eine wahre Riesenfigur, in der Rechten den krummen türkischen Säbel und die Linke an den Pistolen im Gürtel. Er hielt sich nicht an und stand doch so fest und sicher wie in der Mitte eines Zimmers.

Es waren auf den vier Schiffen gewiß Tausende, denen nicht das Herz klopfte. Er ging zwischen dem Sperber und dem Linienschiffe durch. In diesen Augenblicke erhob der Schwarze den Säbel, das schwarze Schiff erbebte dreimal; drei fürchterliche Salven donnerten aus seinem Rumpfe in den des Linienschiffes, dann war er vorüber. Aber er ging nicht weiter, sondern schlug, ohne daß das Steuerrad bewegt wurde, einen Bogen auf die süderländische Fregatte ein. Jetzt nun sah man deutlich, daß das Wasser unter seinem Kiele verschlungen wurde, wie von einem unsichtbaren Ungeheuer, und da, da schwebte auch eine Flagge empor, scheinbar ganz ohne Zuthun einer menschlichen Kraft — es war die norländische.

„Hurrah, Hurrah!" ertönte es aus allen Kehlen, die es auf dem Sperber gab.

Sogar Arthur stimmte mit ein. Einen solchen Verbündeten hatte er nicht vermuthen können.

„Leg um, Schubert, ans Steuerbord der Fregatte!" gebot er donnernd. „Sie muß auf den Grund!"

Der Sperber flog herum. In diesem Augenblicke senkte aber die Fregatte die süderländische Flagge und zog die weiße auf. Sie ergab sich ohne Gegenwehr, und das war sehr richtig, denn sie wäre verloren gewesen, da die beiden Linienschiffe so zugerichtet waren, daß sie ihr nicht den mindesten Beistand leisten konnten. Auch sie ließen ihre Flaggen fallen.

Da berührte der „Tiger" herüber und hielt auf den Sperber zu. Dabei flogen seine Signale empor, welche zum Beidrehen aufforderten.

„Kapitän, folgen Sie ihm, und übernehmen Sie jetzt das Kommando wieder," meinte Arthur. „Ich möchte ihn nur beobachten."

Er trat hinter die Schanzverkleidung, so daß er vom „Tiger" aus nicht gesehen werden konnte. Die Windlegel fielen, und auch das schwarze Schiff stellte seine Fahrt ein, von ganz derselben unsichtbaren Macht festgehalten. Die beiden Schiffe lagen sich schaukelnd einander gegenüber.

„Sperber ahoi! Welcher Kapitän ist?" rief der Schwarze, der den Namen der Fregatte gelesen hatte, herüber.

„Kapitän Baldwin mit Kommodor Sternburg an Bord!"

„Kommodore? Arthur von Sternburg?"

„Ja."

„Bitten Sie ihn sofort zu mir an Bord!"

„Oho! An Bord eines Kapers?"

„Nicht Kaper, sondern norländisches Orlogschiff!"

„Auf Ehre?"

„Auf Ehre!" antwortete der Schwarze in überzeugendem Tone, indem er die Rechte auf das Herz legte.

„Was werden Sie thun, Kommodore?" frug der Kapitän halblaut.

„Ich werde hinübergehen."

„Wie viel Mann Begleitung?"

„Zwei Andere im kleinen Boote."

„Ein großes Wagniß!"

„Werden sehen!"

Das Boot wurde ausgesetzt, und in zwei Minuten schwang sich Arthur an einem herabfallenden Seile, an welches die Andere das Boot befestigten. an Bord des „Tigers."

Es war kein Mensch da zu sehen. Der Schwarze stieg vom Klüver auf das Spriet, von da auf das Deck herab und kam auf ihn zu, blieb aber plötzlich erstaunt halten.

„Bill! Bill Willmers!"

„Ah, woher kennen Sie diesen Namen?"

„Wer sind Sie?"

„Ich heiße von Sternburg und bin seit gestern Kommodore."

„Ah, daher diese Aehnlichkeit mit Ihrem Vater! Aber warum dieses Incognito?"

„Welches?"

„Bah. Kommen Sie!"

Er schritt ihm voran nach hinten und öffnete.

„Treten Sie einstweilen hier in die Kajüte. Ich habe unten einige Befehle zu ertheilen und komme dann nach!"

Arthur folgte dem Gebote. Die Thür schloß sich hinter ihm und er stand vor einer jungen Dame, welche in orientalische Tracht gekleidet war.

„Almah!"

Sie hatte sich bei seinem Eintritte erhoben.

„Bill — Willmers!" rief sie erstaunt, bemerkte aber dann die Uniform mit den Abzeichen seines Ranges. „Was ist das? Ein — ein Kommodore!"

„Ja, der nicht mehr Bill Willmers, sondern Arthur von Sternburg heißt."

Sie legte erstaunt die Hände in einander.

„Ist's möglich! Mein — mein Retter!"

Digitized by Google

„Den Ihnen dieser Bill Wilkmers zufügen wollte. Verzeihen Sie mir den kleinen Scherz!“

Sie kam vor ihm zu mir mit Blut übergossen, und ihre Stimme zitterte leise, als sie frug:

„Aber warum dieses häßliche Inkognito?“

„Weil ich die Seligkeit genießen wollte, Ihnen dienen zu dürfen mit jedem Gedanken meines Herzens und jeder Bewegung meiner Hände, Almah.“ Ihre Schönheit und die Ueberraschung wirkten fast berauschend auf ihn, und er fuhr fort, ihre beiden Hände ergreifend: „Almah, jetzt bin ich ein Prinz, wie Sie es gegen Mutter Horn gewünscht haben. Zürnen Sie mir, daß ich dies erzählen habe?“

Sie erglühte noch tiefer. Er konnte sich nicht halten; er zog sie an sein Herz und küßte sie auf die rosigen Lippen.

„Almah, ich habe Dein gedacht mit heißer Sehnsucht, seit ich Dich damals aus dem Wasser trug. Sag, o sag, darf ich, nun ich Dich gefunden habe, Dich festhalten für das ganze Leben?“

Sie neigte ihr Köpfchen an seine Brust.

„Arthur, Du darfst!“

„Habe Dank, Du liebes, Du süßes, Du herrliches Wesen!“ Er zog sie fester an sich und küßte sie wieder und immer wieder.

„Ah, Kommodore,“ rief es da hinter ihm, „Sie langweilen sich nicht, wie ich sehe!“

Er fuhr herum. Der Schwarze war leise eingetreten.

„Excellenz!“

„So erkennen Sie mich? Nun, dann herab mit dem Dinge!“ Er nahm die dünne Gazelarve ab, welche sein Gesicht verhüllte. „Willkommen auf dem Tiger!“

„Dem fürchterlichen Piratenschiffe!“ lächelte Arthur.

„Sind Sie nicht selbst Pirat hier geworden, der kommt, sieht und siegt? Doch davon später! Wir haben keine Zeit zu langen Verhandlungen übrig. Sie gehen nach Tremona?“

„Ja. Meine Flotte ist bereits voraus.“

„Darf ich mich anschließen?“

„Als was?“

„Als einer Ihrer Kapitäne einstweilen. Ich gebe Ihnen den „Tiger“ als Flaggenschiff.“

„Topp!“ rief Arthur erfreut. „Eine solche Aquisition ist eine ganze Flotte werth. Aber Ihr Verhältniß zu Süderland?“

„Gibt mich nicht. Aber, Kommodore, Sie sind ja ein ganz verwogener Teufel. Wagen sich da an die drei Ortlogschiffe! Sie nehmen doch die Prisen mit?“

„Natürlich!“

„Werde Ihnen behilflich sein; kann eine oder zwei von ihnen ins Schlepptau nehmen.“

„Per Dampf!“

„Sie erraten?“

„Natürlich. Sie haben statt Rad oder Schraube eine Pumpe und dabei einen Kessel, der den Rauch verzehrt.“

„Richtig. Und das Andere ist auch keine Hexerei. Wenn wir in Ordnung sind, können Sie sich Alles ansehen. Jetzt kommen Sie an Deck!“

Als sie wieder in das Freie kamen, fand Arthur das Deck ganz mit orientalisch gekleideten Leuten bemannt. Einer derselben kam ihnen entgegen. Nurman-Pascha hatte ihn vor:

„Mein erster Lieutenant Ali-el-Hakemi-Ebner-Rumi-Ben-Hafik-Omar-en-Nataf, der den „Tiger“ führt, wenn ich nicht an Bord bin. Er wird dies auch jetzt thun, denn ich begleite Sie natürlich an Bord der drei Prisen, um Ihnen an die Hand zu gehen, wenn Sie erlauben.“

„O, ich bitte darum. Kommen Sie!“ — —

Es war eine Woche später. In dieser Woche war viel, sehr viel geschehen. Die Vertreter der Wahlbezirke saßen in der Residenz bei der Berathung der Konstitutionsvorlage; Tremona befand sich in den Händen Norlands, und General Helbig stand mit seiner daselbst gelandeten Armee in der durch einen Handstreich genommenen Residenz von Süderland. Der Norden dieses Landes war von den Schaaren der Aufständischen und den Truppen, welche mit diesen gemeinschaftliche Sache machten, besetzt, und zwischen diesen und der Armee des Fürsten Sternburg lagen die Truppen des tollen Prinzen eingeschlossen, bei denen die Familie des Königs Schutz gesucht hatte. Nur von dem Herzoge von Raumburg war keine Spur aufgefunden worden.

Der König von Norland saß an seinem Schreibtische und hatte einen geöffneten Brief in der Hand. Unweit von ihm hatte Max Platz genommen.

„Also Prinzeß Asta läßt mich durch Dich um die Erlaubniß bitten, das Unglück ihres Vaters theilen zu dürfen?“

„Darf ich diese Bitte unterstützen, Majestät?“

„Einer solchen Befürwortung kann ich unmöglich widerstreben. Max, ich habe Dir viel, sehr viel, vielleicht Alles zu danken, und ein König hat die Macht, dankbar zu sein. Wüßte Du mir eine Frage offen beantworten?“

„Ich werde es,“ antwortete er einfach.

„Du liebst die Prinzessin?“

„Majestät!“

„Sei offen!“

„Ich kann nicht gegen die Stimme meines Herzens; dieses aber muß ich dem Verstande unterordnen. Ich werde es besiegen.“

„Vielleicht braucht Du es nicht. Wie denkt oder wie fühlt Asta?“

„Ich habe mich Ihr gegenüber nicht verrathen, aber ich weiß, daß sie leidet.“

„Gut. Willst Du sie zu ihrem Vater bringen?“

„Ich?“

„Ja, Du und ich, wir Beide. Dein Plan, welchen ich meinen Weisungen an Sternburg zu Grunde legte, hat sich bewährt. Während wir dem tollen Prinzen nur eine einzige Garbebrigade in den Pässen entgegenstellten und er nicht Ruh auf seinen Rücken hatte, ist er von Sternburg auf beiden Seiten umgangen. Wir haben nicht nur ihn, sondern auch die aufständischen Süderländer eingeschlossen und sind Herren der Situation. Hier in diesem Briefe zeigt mir Sternburg an, daß der König bereit sei, Verhandlungen anzuknüpfen; die Grundlagen des abzuschließenden Friedens habe ich mit Dir bereits eingehend beschlossen, und so bin ich bereit, mich in Deiner Begleitung zur Armee zu verfügen. Asta wird und begleiten. Es wäre wünschenswerth, den jungen Sternburg und auch diesen verteufelten Nurman-Pascha im Hauptquartier des Fürsten vorzufinden. Wenn Du Beiden sofort nach Tremona telegraphirst, so können sie binnen zwei Tagen dort eintreffen.“

„Ich werde das sofort besorgen.“

„Und dann wirst Du vielleicht Gelegenheit haben, ihr bei Euch oder in ihrer gegenwärtigen Wohnung diese Zuschrift zu überreichen. Sie enthält eine Ueberraschung für sie.“

„Danke, Majestät! Dieses edenso liebliche wie edle Wesen bedarf wirklich einmal einer Botschaft, welche ihr einige Freude macht.“

„Das sollen diese Zeilen. Was nun das Arrangement für unsere Reise betrifft, so fahren wir nicht per Bahn, sondern per Wagen, zwei Wagen werden genügen; der eine für mich und Deinen Vater, der andere für Asta, Dich und Deine Mutter.“

„Wie, Majestät befehlen, daß die Eltern — —“

„Natürlich! Dein Vater ist mein bester und treuester Freund; er muß unbedingt an meinem Siege persönlich theilnehmen. Und da Du mir erzählst, welche Theilnahme Asta für Deine Mutter empfindet, so soll sie ihr Gesellschaft leisten, da ich doch einmal für eine Begleiterin Sorge tragen mußte. Was die Bedienung anbelangt, so bin ich versehen, Du aber noch nicht. Wie wäre es mit Eurem Thomas?“

„O, der ginge mit Freuden mit!“

„So sind wir fertig. Adieu, mein Junge!“

„Adieu, Majestät!“

Sie drückten sich die Hände wie zwei einfache, biedere Männer durch die Bande des Blutes in Liebe zusammengehören, und es lief dem Doktor dabei aus lauter Rührung und Dankbarkeit feucht in die Augen. Der König bemerkte es, legte den Arm um seine Schulter, zog ihn an sich und küßte ihn.

„Max, Gott hat mir Kinder verfagt, aber wenn ich mir einen Sohn wählen dürfte, so müßteſt Du es sein. Bleibe mir treu und lieb, wie Du es immer gewesen bist. Adieu!“

Er wandte sich ab. Auch in seinem Auge glänzte etwas, was er nicht sehen lassen wollte.

Max versorgte zunächst die Depeschen und ging dann — nicht zu seinen Eltern, sondern zur Prinzessin.

Er fand sie in derselben Laube, in welcher er sie damals in Gesellschaft des Generals von Raumburg getroffen hatte.

„Willkommen, Herr Doktor!“ empfing sie ihn. „Darf ich behaupten, daß Sie sehr Erfreuliches erfahren haben?“

„Warum?“

„Ich lese die Kunde davon in Ihren Zügen.“

Digitized by Google

„Sind dieselben so redselig, Hoheit?“

„Redselig nicht, aber offen und ehrlich, gar nicht, wie man es bei einem solchen Diplomaten sucht, als der Sie sich zu erweisen haben.“

„Danke. Allerdings habe ich Erfreuliches erfahren, aber nicht in direkter Beziehung auf mich, sondern indirekt, indem es sich auf Ew. Hoheit bezieht.“

„Ah!“

„Majestät beauftragte mich Ihnen mitzutheilen, daß er sich entschlossen hat, die Reise zu Ihrem Königlichen Herrn Vater in meiner und Ihrer Begleitung anzutreten. Er fährt in Gesellschaft meines Vaters und stellt die Frage an Sie, ob Sie ihm erlauben, während dieser Fahrt meine Mutter bei sich zu sehen.“

„Natürlich von ganzem Herzen gern, Herr Doktor, oder vielmehr, Herr Geheimerath.“

„Danke! Ich darf annehmen, daß die Grundlagen unserer Verhandlung mit Ihrem Herrn Vater auch den humansten Rücksichten erwachsen. Vielleicht finden Sie einige darauf bezügliche Andeutungen in diesem eigenhändigen Schreiben des Königs, welches er mich beauftragte, Ihnen zu überreichen.“

Sie nahm es in Empfang, öffnete das Couvert und las den Inhalt durch. Ihre schönen Züge nahmen einen eigenthümlichen Ausdruck an.

„Dieses Couvert, Herr Geheimerath, enthält einige an mich gerichtete Zeilen, in denen mich Majestät ersucht, Ihnen die beiden beigelegten Dokumente zu übergeben. Ich habe sie gelesen. Bitte, hier sind sie.“

Er war überrascht und griff zu. Er las und las; sein Auge umflorte sich, und seine Lippen zitterten vor innerer Bewegung.

„Nun, Erlaucht?“ frug Ata, und auch ihre Stimme bebte.

„Das kann ich nicht annehmen! Solche Liebe und Güte habe ich nicht verdient!“

„O doch! Und ich fühle mich glücklich die Erste zu sein, welche Ihnen gratuliren darf.“

Sie reichte ihm ihre Hand entgegen, die er fast bewußtlos faßt in der seinigen behielt. Der König hatte ihn in dem einen Dokumente zum „Grafen von Brandau“ erhoben und ihm in dem andern den von der Prinzessin jetzt bewohnten Palast sammt der ganzen Ausstattung beschieden und außerdem eines der größten Rittergüter des Landes als Ehrengeschenk zugewiesen.

(Schluß folgt.)

Die wilde Polin.

Kriminalnovelle

von

Karl May.

(Schluß.)

Woher wissen Sie das?“

„Dreiviertel Stunden von hier ist einer von ihnen niedergestürzt. Der Bauer, auf dessen Feld er liegt, ist selber da, um es uns zu melden. Er hat von der Luftfahrt gehört und auch von der Wette und weiß also, daß die Angehörigen hier sind.“

„Holen Sie ihn; er soll unten warten, bis ich hinabkomme. Und befehlen Sie sogleich dem Haushrechte anzuspannen.“

Hierauf kehrte er zur Baronin zurück.

„Man hat eine Spur der Erwarteten entdeckt, gnädige Tante. Wollen Sie mir erlauben, mich in Ihrem Wagen an den Ort zu begeben, um zu sehen, ob etwa Wahres an der Nachricht ist?“

„Ich fahre selbst mit,“ antwortete sie und erhob sich, sank aber wieder zurück. „Doch nein, es geht nicht; ich bin zu angegriffen. Fahren Sie also ohne mich und kehren Sie schnell zurück. Leben sie noch?“

„Ich hoffe es. Herr Baron, Sie haben doch die Güte, mich zu begleiten!“

„Ich kann Madame unmöglich allein lassen, das sehen Sie doch.“

„Madame hat ihre Bedienung hier und wird weibliche Hilfe wünschenswerther finden als eine andere. Oder ist Ihnen das Schicksal der Expedition gleichgiltig?“

Es lag sehr viel Wahres in dieser letzten Bemerkung. Säumen mußte zu möglichst zuerst wissen, was aus den vier Leuten geworden war, um seine Maßregeln darnach ergreifen zu können. Er erhob sich also.

„Ich kann unmöglich gleichgiltig sein, wo es sich um das Schicksal meiner Verlobten handelt. Wenn die Frau Baronin erlauben, gehe ich also mit.“

„Ja wohl, gehen Sie und bringen Sie mir schleunigst Nachricht.“

Die beiden Männer entfernten sich. Unten schirrte der Kutscher eben die Pferde vor, und nach einigen Augenblicken konnte mer ein- steigen. Säumen saß neben Winter im Fond, während Thomas an der Seite des Landmannes sich auf den Rücksitz plazirte.

„Zugefahren, Kutscher!“ rief Winter, und die Equipage rollte im Galopp davon.

Während der Fahrt wurde kein Wort gesprochen. Der Bauer schien zwar einen Bericht beginnen zu wollen, aber der Polizist winkte ihm Schweigen zu. Er lag ihm daran, den Baron jetzt noch in Ungewißheit zu lassen, um ihn später desto sicherer beobachten zu können und ihm keine Zeit zu Plänen zu geben.

„Da drüben auf der Stoppel ist es, wir müssen also hier einbiegen,“ klang es nach einiger Zeit, während welcher Jeder seinen Gedanken und Gefühlen Raum gegeben hatte. „Es war kurz vor dem Beginn des Regens, und ich habe gar nicht erst Anzeige im Dorf gemacht, sondern bin gleich strake nach der Stadt gelaufen, weil ich mir denken konnte, daß Sie neugierig sein würden, wie die Sache abgelaufen ist.“

Jetzt hielt der Wagen. Seitwärts von ihm lag eine formlose Masse, in welcher man nur bei näherer Betrachtung einen Menschen zu erkennen vermochte. Den Männern grauste es, und selbst den Baron überkam ein bisher noch nie empfundenes Gefühl, welches er nicht zu bezeichnen sich getraute. Bald aber hatte er es überwunden und bückte sich nieder, um den Zerschmetterten zu untersuchen.

„Es ist der Kommissär Hagen. Zwar ist der Körper vollständig unkenntlich; aber hier ist ein Büschel seines weißgelben Haares und diese Stiefel habe ich heut Vormittag noch bei ihm gesehen, als ich ihn besuchte.“

„Das war jedenfalls, als Sie den Kauf mit ihm abgeschlossen, Herr Baron,“ sprach Winter, wie absichtslos; aber trotzdem brachten seine Worte eine ungeheure Wirkung auf Säumen hervor. Mit aufgerissenen Augen in dem schreckensbleichen Angesichte starrte er den Sprecher an; doch faßte er auch jetzt sich wieder und antwortete, sich zur Erde beugend und den Leichnam betastend:

„Haben Sie ein Interesse für meine Privatangelegenheit?“

„Vielleicht, noch mehr aber interessire ich mich für den Gegenstand, welchen Sie hier von der Erde nehmen.“

„Soll ich vielleicht meine Briefstasche liegen lassen, wenn sie mir beim Bücken entfällt?“

„Das wird Ihnen allerdings Niemand zumuthen; aber bitte, verwahren Sie das Portefeuille von jetzt an besser!“ antwortete Winter. Er wußte, daß es dem Todten gehöre, aber es war jedenfalls jetzt besser für seine Absichten aufgehoben, als in den Händen der Kommission, welche auf die zu erfolgende Anzeige hier erscheinen mußte. Und da die beiden Andern zu sehr mit dem Berunglückten beschäftigt waren, als daß sie das kleine Intermezzo bemerkt hätten, so ließ er es ruhig geschehen, daß Säumen die Tasche zu sich nahm.

„Allerdings ist es Hagen,“ wandte er sich an Thomas; „und es ist nun fast nicht zu bezweifeln, daß dasselbe Schicksal auch die Andern betroffen hat. Trotzdem aber ist der Fall denkbar, daß der Kommissär nur in Folge einer Unvorsichtigkeit verunglückt ist, und wir dürfen deshalb immer noch so lange Hoffnung hegen, bis man auch die Andern findet. Nach ihnen zu suchen wäre ein mühevolles und vielleicht erfolgloses Unternehmen, und so wird es gerathen sein, in die Stadt zurückzukehren und weitere Nachrichten ruhig zu erwarten. Sie aber,“ bedeutete er den Bauer, „müssen sofort das Versäumte nachholen und bei Ihrer Ortsbehörde Anzeige von dem Funde machen. Aber eilen Sie; der Platz wird nicht lange unbesucht bleiben, und wir haben keine Zeit, uns als Wächter herzustellen.“

Sie stiegen ein, um nach der Stadt zurückzukehren. Unterwegs begegneten ihnen Schaaren von Neugierigen, welche den Spuren des Wagens gefolgt waren, und die Unglücksstätte zu finden. Ohne die Fragen dieser Leute zu berücksichtigen, fuhren sie an ihnen vorüber und hielten bald vor dem Hotel, wo ihnen diesmal der Wirth selbst beim Aussteigen behilflich war.

Winter bemerkte, daß er einen eigenthümlich forschenden Blick auf den Baron warf und sah dann, als Säumen hinter der Thür verschwunden war, diesen Blick mit einer Art fragenden Einverständnisses auf sich gerichtet.

„Sie haben mir etwas zu sagen?“

„Wenn Sie erlauben und bitte, sehr sein wollen.“

„Das werde ich. Sprechen Sie!“

„Treten Sie in dieses Zimmerchen; ich möchte gern vorsichtig sein. So, jetzt haben wir keinen Lauscher zu fürchten, und ich darf also Ihr Inkognito berühren.“

Digitized by Google

Illuſtrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer zu 2 Bogen. №52. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.

An unſere freundlichen Leſer!

Als wir unſer „All-Deutſchland“ ins Leben riefen, dachten wir nicht, daß es eine ſo allgemeine Verbreitung finden würde, wie wir ſie jetzt mit Vergnügen konſtatiren können. „All-Deutſchland“ hat ſeine Leſer nicht nur im engeren Vaterlande, ſondern überall wo deutſche Zungen klingen. „All-Deutſchland“ wird jetzt in aller Welt geleſen und ſo werden wir denn unſerem Journal einen kosmopolitiſchen Titel geben, denjenigen, welchen daſſelbe für das Ausland ſchon längſt hat, und es von Beginn des V. Jahrgangs an „Für alle Welt“ nennen, und wir hoffen, daß „Für alle Welt“ ſich die alten Freunde erhält und noch viele neue dazu erwirbt! — Du bleibſt uns doch treu, liebe Leſerin?

Die Verlagshandlung.

Scepter und Hammer.

Originalroman

von

Carl May.

(Schluß.)

So ſaßen ſie lange Hand in Hand bis die Prinzeſſin die Stille, in welcher nur die Herzen geſprochen hatten, unterbrach.

„Darf ich Sie auf ein Wort meines Briefes aufmerkſam machen, Graf.“

„Bitte.“

„Seine Majeſtät haben das Wörtchen „einſtweilen“ unterſtrichen. Sie dürfen alſo wohl hoffen, daß die Güte des Königs auch weiter für Sie thätig ſein wird. Glauben Sie feſt, daß Ihnen dieſelbe Niemand ſo von ganzem Herzen gönnt, wie ich!“ —

Sie ſtand, von ihrer inneren Bewegung beherrſcht, auf und trat an das Fenſter. Er blieb ſitzen, lange, lange, bis es ihn hin zu ihr zog.

„Prinzeß!“

Sie antwortete nicht.

„Aſta!“

Sie drehte ſich jetzt um. Ihre Augen leuchteten im feuchten Glanze.

„Max!“

Sie lagen einander in den Armen, wortlos; aber der warme Puls, der an ſeiner Bruſt wogte, ſagte ihm, wie ſchwer es ihr geworden war die Gefühle zu beherrſchen, von denen ſie jetzt beim bloßen Klange ihres Namens übermannt worden war. — —

Auf der Waldwieſe vor der Hütte Tirbans war das hohe Gras abgemäht, um Platz zu machen für eine Reihe von koſtbaren Zelten, die man hier für die beiden Könige von Nor- und Süderland und ihre Begleitung errichtet hatte. Der tolle Peing war mit ſeinem ganzen Heere gefangen genommen worden, eine Schlappe, die ihm fürchterlich erſchien, ebenſo wie der Umſtand, daß Karl Goldſchmidt, der Inſurgentenführer, herbeigerufen worden war, um im Namen ſeiner Genoſſen Antheil an den Verhandlungen zu nehmen.

Dieſe Verhandlungen waren im vollen Gange und näherten ſich ſehr ſchnell ihrem friedlichen Ende. Die Hauptforderung der Aufſtändiſchen nach einer ähnlichen Konſtitution, wie ſie der König von Norland jetzt eben ausarbeiten ließ, war bereits gewährt, und die übrigen Fragen betreffen nur Punkte, deren Löſung nach dieſem Zugeſtändniß nicht ſchwer werden konnte.

An einem der letzten Abende war der Platz von hundert Fackeln hell erleuchtet, und die Herrſchaften ſaßen bei einem munteren Pickenick beiſammen. Am Rande der Blöße hatten ſich die niedriger Stehenden verſammelt, unter denen ſich auch die beiden Schuberte befanden. Zwiſchen ihnen ſaß Karaxey, der Zigeuner.

„Siehſt Du wohl, Bootsmann,“ meinte der Steuermann, „daß ich Recht hatte, als ich hier den Willmers für den Sternburg und den Türken für den ſchwarzen Kapitän hielt?“

„Pah! Ich könnte Dir ganz Aehnliches ſagen, worüber Du noch mehr lachen würdeſt als damals.“

„Nun, zum Beiſpiel!“

„Was ſagſt Du dazu, wenn ich den Brandauer für den Prinzen, den Sternburg für den Brandauer und den Türken für den Raumburg halte?“

„Heiliges Mars- und Brahmenwetter, Du biſt verrückt, Kerl!“

„Das iſt am Den! würde mein Palbrian ſagen, wenn er hier bei uns wäre und dieſes verwechſelte Zeug gehört hätte,“ meinte

Digitized by Google

Thomas. „Bei meiner armen Seele, Du bist verrückt, mein Kind, verrückter noch als der Heinrich und der Waldrian!“

„Die? Inwiefern sind denn die verrückt?“

„Weil sie sich meine Parpara eingeplibet haben; aper ich pekomme sie doch!“

„Ah! Wirklich?“

„Wirklich. Am Apend vor meiner Apreise sind wir Peide richtig und einig geworden. Wir heiratpen uns; ich werde ein Gasthofspesitzer und errichte mir im Nebengepäude eine Schmiedewerkstatt, wo der Thomas von früh pis zum Apend fleißig hämmern wird, um nachher sein Pier aus der eigenen Puteille zu trinken und seinen Tapak oder seine Apalema aus der eigenen Püchse und Kiste zu rauchen. Pasta, apgemacht!“

Gratulire!“

„Ich auch!“

„Danke! Merdet Peide eingeladen. Ma cht den Handkratz fertig. Amen!“

Gegenüber am Buschrande kam eine Frauengestalt geschlichen, welche zögernd vorwärts schritt, um die Gesellschaft zu rekognoszieren. Der Major von Wallroth erkannte sie und sprang auf.

„Mutter!“

Er schämte sich vor all den Herrschaften nicht, die alte Zigeunerin seine Mutter zu nennen.

„Ihre Mutter?“ rief der alte Sternburg. „Ist dies wahr?“

Auch der König war aufgestanden.

„Zarba!“

Sie nahte sich demüthig.

„Majestät, zürnt der Tochter der Brinjaaren nicht, daß sie es wagt — —“

Er unterbrach sie mit einer raschen Handbewegung.

„Zarba, Du wogst nichts, sondern Du gehörst zu uns, denn alles was geschehen ist, das ist zum größten Theile Dein Werk. Setze Dich zu uns!“

Erlaubt, daß Zarba stehen bleibe, bis sie das Werk vollendet hat, an dem sie arbeitete so lange Zeit!“

„Nun?“

„Bhowannie ist die Göttin der Rache, sie sprach einst zu mir, daß ich Vergeltung üben solle, und ich gehorchte ihr. Ich habe Gericht gehalten und bin nun gekommen, mein Haupt zu beugen unter dem Urtheile, welches Ihr über mich sprecht.“

Das waren rathselhafte Worte. Niemand antwortete, und sie fuhr fort.

„Hoher Herr, seid Ihr bereit mich anzuhören?“

„Sprich!“

„So erlaubt vorher, daß ich Einen bringen lasse, der hierher gehört und der bald vor einem höheren Gerichte erscheinen wird!“

Sie winkte nach dem Busche hin. Aus demselben traten Horgy, Tschemba und Tirban hervor. Die ersteren trugen eine aus Aesten verflochtene Bahre, und der letztere sorgte dafür, daß der auf derselben liegende Gegenstand nicht herabfiel. Sie setzten die Trage mitten in den Kreis der hohen Herrschaften hinein und entfernten sich dann wieder. Zarba trat hinzu und nahm das Tuch hinweg. Ein Schrei ertönte in der Runde. Auf der Bahre lag mit blutigem Gesichte und gräßlich zugerichtet der Herzog von Raumburg. Zarba beugte sich lange über ihn; dann richtete sie sich wieder empor, nachdem sie ein Paket hervorgezogen und auf die Brust des mühsam Athmenden gelegt hatte. Er röhrte laut auf, als ob die Papiere eine Last von mehreren Zentnern bildeten. Sie begann:

„Bhowannie hat ihn ereilt und gestürzt. Wer mag ihn ansehen? Und einst war er so schön, so vornehm, und seine Worte klangen so süß und so lieblich, daß die Tochter der Brinjaaren sich bethoren ließ und ihm folgte. Sie brach ihrem Bräutigam die Treue, der doch besser war als er und edler, und ihm gleich an allen Würden, denn er war sein älterer Bruder.“

„Zarba!“ rief Nurwan-Pascha.

„Kalumbo, ich sage die Wahrheit. Wie ich mich von ihm bethören ließ, so bethörte sein Vater unsere Mutter. Du bist mein Bruder und der einzige, Bhowannie wollte nicht, daß Bruder und Schwester Mann und Weib sein sollten, und darum lenkte sie mein Herz zur Rache. Bezeigt mir! Hier hast Du die Schriften, welche sein und Dein Vater unserer Mutter gab, um sie zu verführen. Sie werden beweisen, daß Du ein Raumburg bist.“

„Ist es möglich?“

„Schweige jetzt. Bhowannie hat ihm seine Minuten gezählt, und ich muß schnell machen, ehe er stirbt. Herzog von Raumburg hast Du Deine volle Besinnung und hörst Du jedes Wort, welches ich rede?“

„Ja,“ antwortete er mit hörbarer Anstrengung.

„Du hast gewußt, daß Katombo Dein Bruder ist und erkennst ihn an?“

„Ja!“

„Weiter! Ich zog zu ihm und lebte bei ihm, ich erfuhr alle seine Geheimnisse. Aber er brach mit seine Schwüre, und ich wollte mich an ihm rächen. Er trachtete nach der Krone von Norland. Die Königin und die Fürstin von Sternburg waren Freundinnen. Sie hatten einander lieb und wohnten im Schlosse beisammen, die eine rechts und die andere links. Die Göttin der Vorsehung fügte es, daß beide gleiche Hoffnung bekamen und faß zu gleicher Stunde gebaren, die Königin einen Sohn und die Fürstin eine Tochter, die Fürstin starb bei der Geburt, und der Fürst war im Auslande.“

„Das stimmt!“ rief Sternburg. „Weiter, rasch!“

„Der Herzog durfte nicht leiden, daß der König einen Thronfolger habe, er bestach die Hebamme, und diese wechselte die Kinder gegenseitig aus. Die Königin bekam das Mädchen und der Knabe kam zu einer Amme, welche die Tochter der Hebamme war, aber von dem Tausche nichts wußte.“

Jetzt kam die Reihe zu erschrecken an den König.

„Weib, weißt Du auch, was Du sagst? Kannst Du Alles beweisen? Dann wäre ja hier der Kommodore von Sternburg mein Sohn!“

„Majestät hören Sie weiter! In der Eile wurde die Wäsche der Kinder nicht mit umgewechselt, und so erhielt die Amme lauter solche, welche mit dem königlichen Wappen versehen war. Sie lebt noch. Sie ist die Frau des Lohnkutscher Beyer bei der Irrenanstalt, und wenn die Herrschaften hingehen, werden sie dort mein Bild finden, welches ihr Sohn gezeichnet hat.“

„Das ist so,“ stimmte Max bei. „Ich war einmal dort und erinnere mich ganz genau, daß die Frau mir von diesen Dingen erzählt hat. Weiter, Zarba!“

Das Mädchen starb und später auch die Königin. Der Herzog wußte, daß ich alles kannte; er traute mir nicht mehr und glaubte, ich würde ihn verrathen, darum trachtete er dem Knaben nach dem Leben. Ich rächte mich an ihm, indem ich das Kind rettete. Ich ging sehr oft zu der Frau des Hofschmiedes Brandauer. Sie wußte, daß die Göttin mir die Gabe verliehen hat, in die Zukunft zu blicken, und als sie eines Knäbleins genas, bat sie mich, ihm zu weissagen. Die Amme, welche den königlichen Prinzen säugte, wohnte damals neben der Schmiede —“

„Das stimmt!“ rief Brandauer.

„Ich brachte sie so weit, daß sich auch ihrem Pflegekinde die Zukunft vorhersagen sollte. Ich sagte zu ihr und der Frau des Schmiedes, daß ich mit dem Kinde eine halbe Stunde ganz allein im Garten sein müsse. Sie vertrauten mir, ohne dies von einander zu wissen, die Kinder an, ich nahm sie mit einander in den Garten, kleidete sie um und verwechselte sie. Die Amme erhielt den Schmiedesohn, und die Frau des Schmiedes erhielt den Sohn des Königs. Ich sagte dem Herzoge, daß ich den Prinzen wieder verwechselt hatte, daß war meine Rache, aber wohin ich ihn gethan hatte, das hat er nie erfahren.“

„Weib, Zarba, sprich, lügst Du nicht?“ frug der König fast außer sich vor Erregung.

„Fragt ihn selbst! Die Schmerzen haben ihn gebrochen; er will Alles gestehen. Herzog von Raumburg, habe ich gelogen?“

„Nein!“ röchelte er.

Beschwört Du das bei Deinem Gotte, vor dem Du in einer Viertelstunde erscheinen wirst?“

„Ja!“

„Majestät, Sie hören es! Max Brandauer ist Ihr Sohn. Meister Brandauer, der Prinz von Sternburg ist Ihr Sohn!“

„Brandauer, höre mich!“ rief der Pascha. „Frage den Prinzen, ob es nicht wahr ist. Als er auf meine Yacht sprang und ich ihn zum ersten Male erblickte, habe ich ihn bei Deinem Namen gerufen. Er sieht ganz so, wie Du sahst, als Du in seinem Alter warst.“

Es war eine ungeheure Erregung und Bewegung, welche diese Enthüllungen hervorbrachten. Max und der König logen sich ebenso in den Armen wie Arthur und Brandauer, dann flog Max wieder an das Herz des Schmiedes und Arthur an dasjenige des Fürsten.

„Und ich habe mun kein Kind!“ klagte dieser.

„Vater, Du behältst mich!“ rief Arthur. „Ihr seid Beide meine Väter!“

Als sich der Sturm einigermaßen gelegt hatte, fuhr Zarba fort:

„Auch mein Kind, meinen Knaben verfolgte er bis in das Irrenhaus; der Herr Doktor Brandauer, der Sohn des Königs,

Digitized by Google

rettete ihn. Hier steht er. Herzog von Naumburg, ist der Major von Wallroth Dein Sohn?"

„Ja."

„Und sind wir nicht heimlich durch einen Priester verbunden worden, gerade so wie Dein Vater mit meiner Mutter?"

„Ja."

Sie nahm den Rest des Plätchens auf und legte es dem Könige in die Hand.

„Ihre Majestät, sind die Beweise, daß Katombo und Wallroth ehelich geborene Naumburgs sind. Nun bin ich zu Ende und werde das Urtheil tragen, welches über mich gesprochen wird."

Der König blickte im Kreise umher.

„Wer wünscht, daß sie bestraft werde?"

Niemand gab eine Antwort.

„So werde ich die Urtheile sprechen, welche zu fällen sind." Er nahm Max bei der Hand und trat zum Könige und der Königin von Süderland.

„Königliche Majestäten, erkennen Sie den Herrn Grafen von Brandau als meinen Sohn und Nachfolger an?"

Ein zweistimmiges „Ja!" ertönte.

„So gebe ich mir die Ehre, für ihn um die Hand meines werthen Gastes, der Prinzessin Asta, Ihrer königlichen Tochter anzuhalten. Ihre Herzen haben sich gewählt. Ihre Einstimmung, Hoheiten wird auch alle politischen Konflikte augenblicklich beseitigen."

Die Eltern sahen ihre Tochter an dem Herzen des Königssohnes liegen. Sie stimmten freudig ein. Da ergriff Katombo Almahs und Arthurs Hand.

„Majestät, gestatten Sie mir, für den Verlust, welchen Sternburg und Brandauer erleiden, Beiden eine Tochter zu geben!"

„Ah! lauter Ueberraschungen, mein lieber Pascha! Ich muß Sie dafür belohnen. Sie sind Herzog von Naumburg und erhalten alle Titel, Würden, Ehren und Güter dieses Hauses, wenn Sie den Major von Wallroth als Ihren Sohn und Nachfolger anerkennen."

„Majestät!" riefen Beide wie mit einer Stimme, und Katombo fügte hinzu:

„Noch ist die Familie Naumburg nicht ausgestorben."

„Doch! Dieser liegt hier auf dem Tode. Gott vergebe ihm seine Sünden, wie ich sie ihm vergebe! Und sein Sohn ist kein Naumburg mehr. Sollte er einst Gnade finden, so thun Sie an ihm, was Ihr Herz Ihnen gebietet. Und nun zu Dir, Zarba. Wie ist der Herzog in Deine Hände gekommen?"

„Herzog und Tschemba saßen und verfolgten ihn."

„Sie sollen belohnt werden!"

„Er wollte unsere Linie durchbrechen, verfehlte aber bei Nacht den Weg, den er nicht kannte, stürzte und zerschmetterte sich in der Tiefe. Sie brachten ihn mir, und die Schmerzen trieben ihn zum Geständniß."

„Du bist die Schwester und Mutter zweier Herzöge. Ich übergebe Dich ihnen. Bedarfst Du trotzdem meiner, so darfst Du zu jeder Zeit kommen."

„Ich danke, Majestät! Die Tochter der Brinjaaren hat keine bleibende Stätte, sie wandert, bis ihre Seele zu Ihowannie geht!"

Während dieser aufgeregten Verhandlungen waren auch die Untergebenen näher getreten. Einige von ihnen wußten den Leichnam Naumburgs, da dieser inzwischen verschieden war, von der Weise bringen, und Jeder erhielt eine Anerkennung oder ein freundliches Wort von dem Könige, so daß die ganze Blöße von Freude und Jubel erschallte.

Zwei Paare aber waren es, welche die Einsamkeit suchten. Arthur mit Almah und Max mit Asta.

Die letzteren Beiden standen unter einer breitästigen Tanne und hatten sich sehr, sehr viel zu sagen. Da trat Zarba herbei.

„Wissen Sie noch, Prinz, und auch Sie, Prinzessin, als ich Ihnen vor der Schmiede weissagte?"

„Jedes Wort!" antwortete Max.

„Sie schwangen damals mit Macht den schweren Hammer. Sie werden ebenso leicht das noch schwerere Scepter tragen. Aus dem Hammer ist ein Scepter geworden. Führen Sie es einst mit Milde, aber vergessen Sie nicht, daß es zuweilen auch mit Kraft und Ernst geschwungen werden muß. Folgen Sie Zarba, der Tochter der Brinjaaren, die noch heut wieder verschwinden wird, und lassen Sie „Scepter und Hammer" den Wahlspruch Ihres Lebens sein!"

Und hinter der Tanne krach Einer hinweg, der dort bereits heimlich bei seiner Ambalema gesessen und Alles mit angehört hatte. Jetzt hielt er es für gerathen sich zurückzuziehen.

„Die hat gut reden, diese Zarpa!" brummte er vergnügt. „Dieser einstige Brandauer und jetzige Prinz kann diesen Wahlspruch annehmen, denn er hat das Scepter, ich aber, Thomas Schubert, aus dem kein Prinz geworden ist, behalte den Hammer. Aber, einen Wahlspruch kann ich auch an meine Stupenthüre schreiben. Und welchen denn? Ich habe es! Ampulemo und Parpara, das ist mein Wahlspruch, und ich will den sehen, der einen schöneren petzt als den meinigen!" — — —

Die Katze im Sack.

Humoreske
von
Emil König.

Wer den alten Postkommissarius Fürst blos vom Schalter her kannte, der schwur darauf, daß der in seinem Leben noch niemals gelacht habe, eine so gestrenge Amtsmiene trug er im Dienste stets zur Schau.

Und in der That! Postkommissär Fürst war ein ernster, peinlich gewissenhafter Beamter, ein Muster von Pünktlichkeit. Das räumte alle Welt ein, wenngleich seine Kürze im Verkehr mit dem Publikum Seitens angehender Handlungskommis schlechthin mit „Grobheit" bezeichnet wurde, und die jungen Damen der guten Stadt H . . . an der L . . . den alten Herrn auch noch immer für einen Brummbär hielten, wie sie das schon gethan hatten, „als sie noch im Flügelkleide in die Mädchenschule" gingen.

Der brave Kommissär Fürst saß damals nämlich schon nahezu zwei Jahrzehnte über ein Vierteljahrhundert am Stadtpostschalter und hatte in der Zeit hinreichend Gelegenheit gehabt, den Nachwuchs etlicher Generationen der Stadt kommen und gehen zu sehen.

Beiläufig bemerkt hat der alte Herr — eine gerade im Postdienst gewiß seltene Erscheinung — in seiner langen Beamtenlaufbahn nur drei Versetzungen erlebt: Die eine wenige Jahre nach seinem Eintritt in den Dienst, die andere nach H . . ., als er sein Sekretärpatent erhielt, und die letzte, als er dem diesseitigen Postdienst auf höchsten Befehl entsagen mußte, und von da ab vermuthlich im Jenseits und für alle Ewigkeit einen himmlischen Postschalter übernahm.

Doch der gute Fürst bei einer so seltenen Erdenpilgerschaft ein wenig einseitig geworden war, ist erklärlich; indessen zur Ausfüllung seiner Lücke am Schalter reichte er aus wie kein Zweiter.

Unser Original war einer Uhr zu vergleichen mit trefflich gehendem Werke, das pünktlich aufgezogen wird.

Alles in seinem Leben ging wie am Schnürchen.

Punkt fünf Uhr Morgens stand er auf, auf den Glockenschlag 1/2 Sieben war er im Dienst, zwischen ein und zwei Uhr speiste er und Abends um Zehn begab er sich an den Tagen, an welchen er bis Glock Acht „geschaltet" hatte, zur Ruhe. Hatte er aber seinen sogenannten „guten Tag," d. h., wenn er dienstfrei war, dann warf er sich in volle Uniform, flaggte auch, d. i. er steckte die Epauletten auf, hing den Kronenorden vierter Klasse an, der ihm aus Anlaß seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums verliehen, worden war, und legte dazu überflüssiger Weise noch mächtige Vatermörder an, die keck über den orangefarbenen Stehkragen hinweg bis zu den Ohrmuscheln hinauf lugten und mit ihren Spitzen den Rand der steifen Uniformsmütze berührten. Dazu genügte ihm das Schwert an seiner Linken" als Waffe allein nicht; die Rechte mußte vielmehr noch einen festen „Ziegenhainer" führen.

Also gerüstet pilgerte er, das Wetter mochte sein wie es wollte, hinüber nach dem Dorfe H . . . n am andern Ufer der Lippe, um dort mit allen Freunden sein Spielchen „Schwundschafkig" zu machen und womöglich den Kaffee zu gewinnen.

Um sieben Uhr war er zurück und Glock Acht erschien er in der Gastwirthschaft von Heinrich Bäcker, verweilte da bis gegen Elf, trank in der Zeit vier, auch wohl sechs Seidel Bier, hörte auf die Unterhaltung seiner Bekannten, der Gäste am Stammtische, und verzog, wenn ein guter Witz gemacht wurde, das Gesicht zu einer höchst sonderbaren Grimasse, von der sein Schwager, der Uhrmacher Kneer, behauptete: das bedeute Lachen bei ihm und Sonnenschein wäre im Kalender.

Der Uhrmacher Theodor Kneer, übrigens, wenngleich ein kompleter Zwerg, war doch ein ganz ausgetragenes Kind, ein origineller, höchst launiger Kauz. Sobald dieses „Spiel der Natur," wie er sich selbst spottweise nannte, die geschilderte Grimasse seines Herrn Schwagers bemerkte, zog er sein Notizbuch und registrirte sorgfältig:

Digitized by Google

Für alle Welt!

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 1.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von
Carl May.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Im Seebade.

Die Bucht, an welcher das wegen seines Seebades berühmte Städtchen Fallum liegt, wird zur Rechten von der weit vortretenden, aus schroffen Felsen zusammengesetzten Küste, zur Linken aber von einer Landzunge eingefaßt, die in Form eines scharf gebogenen Hornes in die See hinausragt und bis an ihre äußerste Spitze einen dichten Eichen- und Buchenwald trägt, durch den nur wenige schmale Pfade führen, welche es den Badegästen ermöglichen, sich aus dem Geräusche des während der Saison vielbesuchten Ortes in die tiefste Einsamkeit und Stille der Natur zurückzuziehen.

Die Landzunge hält die hohen Wogen und der Wald die Winde von der Bucht ab, ein Umstand, welcher sehr zur Fre Bades beizutragen geeignet ist und es selbst zaghaften Gemüthern gestattet, sich badend oder im Boote sitzend den sonst gefürchteten Wellen anzuvertrauen.

Es war an einem schönen Julinachmittage, als drei Damen auf einem der erwähnten Waldwege dahinspazierten. Sie bildeten eine interessante, ja sogar auffällige Gruppe. Abgesehen von ihren gelben Sommerhüten war die Eine ganz in Blau, die Andere ganz in Grün und die Dritte ganz in Purpurroth gekleidet. Die Blaue, sehr lang und hager Gebaute, trug ein dreifarbiges Cyperkätzchen, die Grüne, klein und schmächtig Gestaltete, ein Meerschweinchen und die Purpurrothe, mit einer kurzen, sehr dicken taillenlosen Figur Ausgestattete ein Eichhörnchen auf dem Arme, welches letztere außerdem mittelst eines Halsbandes und einer goldenen Kette an den Busen seiner Trägerin befestigt war. Ihre Anzüge waren aus Stoffen gefertigt, deren Preis darauf schließen ließ, daß diese drei Damen den gut situirten Ständen angehörten.

Major Ewald von Zedlwitz (E. von Wald).

Kein Mensch hätte geahnt, daß diese von der Natur so verschieden begabten Spaziergängerinnen Schwestern seien, und dennoch waren sie es, wie sich aus ihrem Gespräche deutlich erkennen ließ.

„Ja, meine gute Schwester Zilla," seufzte die Blaue, „unser Bruder Emil ist gegen fremde Damen und sogar gegen seine abscheulichen Hunde rücksichtsvoller als gegen uns. Diese Männer sind und bleiben Barbaren, die man auch mit der größesten Geduld und Nachgiebigkeit nicht anders machen kann!"

„Sie wollen niemals einsehen, meine liebe Freya, daß wir unendlich zarter

1

Digitized by Google

beſoltet ſind als ſie," fiel die Grüne ein. „Und darum iſt es keinem Mädchen zu verdenken, wenn es ſich nicht entſchließen kann, eine lebenslange Verbindung mit dieſem Geſchlechte der Vandalen einzugehen."

„Ja," flötete die Purpurne mit ſetter Stimme, „wir haben das gute Theil erwählt, und das ſoll nicht von uns genommen werden, trotzdem es beſonders mir leicht ſein würde, eine ſtandesgemäße und glänzende Mariage abzuſchließen."

„Beſonders Dir?" frug die Trägerin des Käuchens ſchnippiſch. „Hörſt Du, Wanka, dieſes „Beſonders" klingt ganz wie eine Injurie gegen uns Beide. Schweſter Zilla meint, weil ſie die Jüngſte von uns iſt, ſtehen ihr mehr Partien zu Gebote als uns. Aber Damen können ja überhaupt niemals alt werden. Meine vierunddreißig Jahre ſind —"

„Entſchuldige, Freya," fiel die Dicke ein, „neununddreißig biſt Du im November geweſen!"

„Neununddreißig! Ah, Du ſcheinſt Dich mehr um das Alter Anderer als um das Deinige zu bekümmern!"

„O nein, aber ich kann mir das Deinige ſo leicht merken, weil wir gerade zehn Jahre auseinander ſind — Du neununddreißig und ich neunundzwanzig."

„Ah, ſchau doch an! Schweſter Wanka, wie alt iſt Zilla?"

„Fünfunddreißig."

„Und Du achtunddreißig," rächte ſich Zilla.

„Nein, ſechsunddreißig!"

„Achtunddreißig, nicht wahr, Freya?"

„Allerdings. Aber ſtreiten wir uns nicht um ſolche Nebenſachen. Die Hauptſache bei einer ehelichen Verbindung bleibt nächſt den geiſtigen Vorzügen doch jedenfalls die körperliche Erſcheinung, und in dieſer Beziehung müßt Ihr Beide geſtehen, daß ich Euch überrage und ſehr im Stande bin, jedem Manne zu imponiren."

„Es gibt genug Herren, welche ſich für eine zarte ätheriſche Geſtalt mehr intereſſiren als für große Länge," vertheidigte ſich Wanka.

„Ebenſo wie ich in der Lage bin die Erfahrung zu machen, daß ein glückliches Embonpoint von der Mehrzahl der Herren immer beyond gefunden wird," fügte Zilla bei. „Das hat mir ſogar Lieutenant von Wolff geſagt, den ich, wie Ihr wißt, zu meinen neueſten und beſten Eroberungen zählen darf."

„Du?" rief die Lange. „Er hat mir erſt vorgeſtern geſtanden, daß ihm von mir geträumt habe."

„Und ich," fiel die Kleine ein, „habe erſt vorhin mit ihm eine Partie Sechsundſechzig geſpielt, die er verloren hat, weil ihn, wie er ſich entſchuldigte, meine ſüße entzückende Nähe verwirrt. Er iſt ſehr liebenswürdig, dieſer Herr Lieutenant von Wolff!"

„Ja, ſehr, ſehr!" ſtimmte die Lange mit einer gewiſſen Ironie bei. „Nur meine ich, daß — aber, ſeht doch einmal dieſes allerliebſte kleine Gemredchlchen!"

„Gemredchlchen? Wie denn?"

„Gleich hier am Waſſer. Aber, mein Gott, das iſt ja unſer Magdalenchen!"

„Wahrhaftig, unſer Mädchen!" ſtimmten die Andern bei und eilten raſch vorwärts.

Der Weg, welchem ſie folgten, endete an einem ſchmalen, auf drei Seiten von dichten Büſchen umgebenen Einſchnitte des Waſſers. Dort lag ein Boot angebunden, deſſen Seſtelſtange niedergelegt worden war. Im Hintertheile ſaß ein Knabe, in einen grauleinenen Seemannsanzug gekleidet und einen Südweſter, unter welchem eine Fülle blonder Locken hervorquoll, auf dem Kopfe. Er mochte ungefähr vierzehn Jahre zählen und hatte ſeine ganze Aufmerkſamkeit einem etwa zehnjährigen Mädchen zugewendet, welches auf der vorderen Bank Platz genommen hatte und mit Angeln beſchäftigt war. Dieſes Mädchen war ein allerliebſtes reizendes Geſchöpfchen, und die außerordentliche Beweglichkeit, mit welchem es ſeiner gegenwärtigen Beſchäftigung oblag, diente jedenfalls nicht dazu, einen großen Fang zu machen.

„Alſo wie heißt Du?" frug die Kleine. „Ich habe Deinen Namen bereits wieder vergeſſen."

„Kurt."

„Und wie noch?"

„Schubert."

„Alſo Kurt Schubert! Höre, Du gefällſt mir. Du haſt ſo ein lichtes Haar und doch ſo pechrabenſchwarze Augen. Und Kraft und Gewalt haſt Du faſt ſo viel wie mein Papa?"

„Wer iſt denn Dein Papa?"

„Mein Papa? Das iſt der tapfere General Helbig, der jüngſt aus Süderland erobert hat. Da kannſt Du Dir nun wohl denken, daß er ſehr ſtark ſein und eine außerordentliche Force beſitzen muß!"

„Ja aber kann er denn auch ein Boot regieren?"

„Natürlich! Ich habe es zwar noch nicht geſehen, aber er kann Alles."

„Und auch ſegeln?"

„Auch! Aber am Beſten können das meine Tanten."

„Deine Tanten? Müſſen bei Euch auch die Tanten ſegeln lernen?"

„Allerdings, denn der Papa ſagt ſehr oft, wenn ſie ſpazieren gehen: „Gott ſei Lob und Dank, da ſegeln ſie hin!" Sie müſſen alſo das Segeln verſtehen. Haſt Du ſie ſchon einmal geſehen?"

„Das weiß ich nicht, denn ich kenne ſie ja nicht."

„O, die ſind ſehr leicht zu erkennen: Die Eine iſt lang und trägt eine Kaße; die Andere iſt klein und dünn und trägt ein Meerſchweinchen, und die Dritte iſt dick und hat ein Eichkätzchen."

„Ah, das alſo ſind Deine Tanten! Die habe ich geſehen; ſie ſind ja im ganzen Orte bekannt. Heißen ſie auch Helbig, wie Dein Papa?"

„Freilich, denn ſie ſind ja ſeine Schweſtern. Außerdem heißen ſie noch Freya, Wanka und Zilla; aber der Kunz ſagt ſtatt beſſen Schreia, Zanka und Brulla."

„Wer iſt dieſer Kunz?"

„Das iſt unſer Leibdiener, den ich ſehr lieb habe und Papa auch; aber die Tanten zanken ſich immer mit ihm, und dann wird er wüthend, geht auf ſie los und — reißt wieder aus."

„Ah, dann hat er wohl keinen rechten Muth?"

„Muth? Ganz gewiß ſo viel wie Papa ſelbſt, aber er darf ſich ja doch nicht an den Schweſtern ſeines Herrn vergreifen; allein nur darum reißt er aus. Haſt Du auch einen Papa, drei Tanten und einen Leibdiener?"

„Eine Mutter habe ich und einen Stiefvater, dann vier Schweſtern, und der Diener bin ich ſelber."

„Du? Warum?"

„Weil ich Alles machen muß. Und dennoch bekomme ich ſehr viel Schläge und dazu weniger zu eſſen als die Andern."

„Schläge? Du!" frug das Mädchen halb verwundert und halb entrüſtet.

„Ja. Ich muß die Netze legen und die Herrſchaften rudern, und wenn ich zu wenig gefangen oder zu wenig verdient habe, ſo erhalte ich Schläge."

„Du Armer! Wie viel denn?"

„Sie thun weh, aber ich zähle ſie nicht," antwortete er ſtolz. „Wenn ich nach Hauſe komme, iſt der Vater ſtets betrunken. Ich könnte mich wehren, aber ich kann auch fortgehen, aber dann würde die Mutter weinen, und das ſoll ſie doch nicht. Eigentlich verdiene ich die Schläge, denn ich gebe dem Vater nicht Alles, was ich verdiene, ſondern ich nehme etwas für die Mutter weg, ſonſt müßte ſie hungern."

„Mein Gott, liebe Wanka, hörſt Du es? Iſt das nicht ein Rabenvater?"

Dieſer Ruf erſcholl hinter den nächſten Sträuchern, wo die drei Schweſtern den letzten Theil des kindlichen Geſpräches belauſcht hatten.

„Ja, ein wahrer Rabenvater, meine gute Freya," antwortete die Gefragte.

„Nein," fiel die Purpurrothe ein, „nicht blos ein Rabenvater, ſondern ſogar ein Stiefrabenvater! Aber, meine ſüße Magda, wie kommſt denn Du hierher an dieſen Ort?"

„Kurt hat mich hergefahren, Tantchen."

„Ueber die ganze Bucht?"

„Ja. Wir wollten angeln."

„Aber, Kind, wenn es nun ein Unglück gegeben hätte! Du kannſt naß werden; Du kannſt Dich erkälten; Du kannſt umkippen; Du kannſt ertrinken!"

„O nein, Tantchen; von alledem thue ich nichts, denn Kurt fährt mich ja. Er hat mir ſogar verſprochen, daß ich ganz ſicher ſein kann."

„Kurt heißt er alſo?"

„Ja. Kurt — den andern Namen habe ich vergeſſen."

„Kurt Schubert," verbeſſerte der Knabe, welcher mit abgenommenem Südweſter aufrecht und in unterthäniger Haltung im Boote ſtand.

Die drei Schweſtern blickten mit ſichtlichem Wohlgefallen auf ſeine für ſein Alter außerordentlich kräftige Geſtalt und in ſein offenes wettergebräuntes Geſicht.

„Verſteht Du es denn wirklich, ein Boot ganz ſicher zu ſühren?" frug die Blaue.

„Sie brauchen keine Angſt zu haben, mein gnädiges Fräulein. Wollen Sie es einmal verſuchen? Ich habe Platz genug."

„Ja, ich möchte wohl, denn ich gondele ſehr gern; aber die

Digitized by Google

Schwestern fürchten sich, und mein Käpchen kann das Wasser vielleicht nicht vertragen. Wenn er mir seekrank würde!“

„Ein Käpchen wird niemals seekrank, mein Fräulein,“ lächelte der Knabe, und zu gleicher Zeit nahm Zilla das Wort:

„Wie uns fürchten? Weißt Du, Freya, daß dies eine ganz außerordentliche Verleumdung ist! Ich habe ja dem Herrn Lieutenant von Wolff versprochen, daß er mich einmal gondeln darf.“

„Ich auch!“ erklärte Manka.

„Und ich auch!“ bekräftigte Freya. „Wollen wir einsteigen?“

„Hm, mein Wesenchen — hm, mein Eichkätzchen!“ erklang es in zweifelndem Tone.

„Diese Thierchen werden nicht krank werden,“ versicherte Kurt.

„Gewiß?“

„Ganz gewiß!“

„So wollen wir es wagen. Kommt!“

Das Einsteigen war allerdings für die unsländischen Damen mit einiger Schwierigkeit verknüpft, kam aber mit Hilfe Kurts recht gut zu Stande. Der Knabe zeigte überhaupt eine beinahe männlich zu nennende Sicherheit, welche den Damen Vertrauen einflößte.

„Wohin?“ frug er, als das Boot in Bewegung war. „Nach der Stadt oder ein wenig hinaus?“

„Hinaus, aber ja nur ein wenig,“ entschied Freya.

„So können wir das Segel aufziehen.“

Er richtete die Stange um an ihr die Leinwand empor; eine linde Prise legte sich ein und das Boot strich, ein wenig zur Seite geneigt, flet und ruhig über die Bucht dahin. Die drei Schwestern vertrieben anfänglich die bei Damen gewöhnliche Aengstlichkeit vor dem Wasser, doch verlor sich unter der guten Führung und dem sichern Gange des Fahrzeuges nach und nach die Besorgnis, und es kam zwischen ihnen und dem Knaben eine Unterhaltung zu Stande, welche ganz geeignet war, ihnen ein lebhaftes Interesse für den kleinen Schiffer einzuflößen, welcher so keck und doch besorglich am Steuer stand, so offen und ehrlich in die Welt hineinblickte und so verständig und höflich zu antworten wußte.

Die Schönheit des Wetters hatte auch zahlreiche andere Boote herausgelockt, so daß ein reges Leben auf den schimmernden glitzernden Wellen herrschte. Eines dieser Fahrzeuge zog durch sein sonderbares Gebahren die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es war von zwei Herren besetzt, welche sich die Aufgabe gestellt zu haben schienen, die andern Fahrenden so viel wie möglich zu belästigen.

„Wem gehört dieses Boot?“ frug Manka.

„Es gehört einem der Badegäste,“ antwortete Kurt.

„Wem?“

„Ich kenne seinen Namen nicht, aber es muß ein sehr vornehmer Mann sein, da er stets solchen Unfug machen darf, ohne daß es ihm die Polizei verbietet. Oft er auf das Wasser kommt, treibt er es so wie gerade jetzt. Er rudert auer durch den Kurs der Andern, um sie zu erschrecken; er spritzt sie voll Wasser, wenn es Damen sind; er wirft faules Obst nach ihnen, und es ist sogar vorgekommen, daß er kleinere Boote umgestoßen hat. Ich hasse ihn!“

Sein jugendliches Gesicht nahm bei diesen letzten Worten einen so ausgeprägt feindseligen Ausdruck an, wie man demselben gar nicht zugetraut hätte.

„Hat er Dir denn etwas Besonderes gethan?“

„Ja.“

„Was?“

„Ich kam mit der Mutter vom Strande, und er begegnete uns. Wir hatten einen großen schweren Wasserkübel mit Fischen zu tragen und sollten ihm damit ausweichen, obgleich der Platz für hundert Menschen ist. Wir kamen mit unserer Last nicht schnell ge g jur Seite, und da schlug er die Mutter dreimal mit seinem St e.“

„Schändlich! Nicht wahr, liebe Manka?“

„Brutal!“ antwortete diese. „Nicht wahr, meine gute Zilla?“

„Das ist noch mehr! Das ist geradezu barbarisch und vandalisch! Was habt Ihr denn gethan nachher, mein lieber Junge? Ihr habt ihn doch wohl angezeigt, nicht?“

„Nein; dazu ist er so zu vornehm. Wir hätten keine Hilfe bekommen. Ich wollte ihn fassen, aber die Mutter hielt mich zurück. Wenn er mir aber etwas Aehnliches wieder thut, so hält mich nichts ab ihn zu züchtigen!“

Er sah wirklich recht drohend und heldenhaft aus, wie er so dastand, das Ruder in der Rechten und die Segelleine in der Linken, und es hatte ganz das Aussehen, als ob trotz seines jugendlichen Alters in so ernsten Dingen nicht wohl mit ihm zu spaßen sei.

Sie laxirten herüber und hinüber und kamen auf diese Weise in das Innere der Bucht. Da schlug das besprochene Boot einen Bogen und kam auf sie zu. Freya hielt die Hand über die Augen, um dieselben gegen das sich auf der Oberfläche des Wassers brechende Sonnenlicht zu schützen, und rief:

„Jetzt weiß ich, wer es ist!“

„Nun?“ frug Manka.

„Hugo von Süderland.“

„Ist möglich! Der „tolle Prinz?“ Und er kommt auf uns zu! Kleiner, welche Ehre aus!“

„Warum?“

„Er kann uns nicht leiden. Er wird uns einen Schabernak spielen.“

„Das mag er versuchen! Ausweichen aber kann ich ihm nicht.“

„Warum?“ frugen die Damen ängstlich.

„Ich habe den Wind konträr und bin allein beim Rudern, während sie zu Zweien sind.“

„Mein Gott, was wird das werden!“ jammerte Zilla. „Ich vergehe vor Angst!“

„Er wird doch Ihnen nichts thun!“ schüttelte der Knabe mit dem Kopfe.

„Und doch! Paß auf, Junge! Sie rudern ja gerade gegen uns. Sie haben etwas Schlimmes vor.“

Wirklich kam der Prinz in einer Weise herbei, welche diesen Verdacht begründete. Als er die Damen erkannte, hörte man ein häßliches Lachen und den Ruf:

„Halloh, wer ist denn das? Die drei Papageyen, hahahaha!“

Dann raunte er seinem Gefährten einige Worte zu, und darauf hielten sie auf Kurts Fahrzeug in der Art zu, daß man sah, sie wollten mit seinem Boote zusammenstoßen. Die Damen stießen einen lauten dreifachen Hilferuf aus.

„Halten Sie sich an Ihren Sitzen fest!“ rief Kurt. „Ausweichen kann ich nicht, wenn sie es auf uns absehen; aber das kann ich machen, daß der Stoß nur ein leichter wird.“

Seine dunklen Augen blitzten den beiden Widersachern zornig entgegen.

„Falle rechts ab!“ gebot er ihnen.

„Fall Du ab nach links, dummer Junge!“ lachte der Prinz.

In drei Augenblicken mußte sein Boot gerade auf die Mitte von Kurts Fahrzeug treffen. Da riß dieser mit all seiner Kraft das Steuer herum und ließ die seine los, so daß das Segel klappte und ihm Wind fahren ließ. Sein Boot gehorchte; es stopfte, hob sich vorn in die Höhe und drehte den Bug. Dadurch wurde der Stoß ein schiefer und statt in einem rechten, fuhr der Kahn des Prinzen in einem sehr spitzen Winkel an das Vorderheil des Bootes. Dennoch aber war die Erschütterung eine ganz bedeutende für die nicht seefahrenen Frauen. Am meisten wurde Magda von ihr betroffen, weil sie vorn auf den Schnabelsitz Platz genommen hatte. Sie suchte vergeblich sich zu halten, verlor das Gleichgewicht und stürzte über Bord in das Wasser.

„Halloh, das Kätzlein schwimmt. Fischt es heraus!“ rief der Prinz lachend und ruderte weiter.

Die drei Schwestern saßen vollständig starr und wie gelähmt von dem Schreck. Auf den andern Fahrzeugen hatte man den ganzen Vorgang mit angesehen und kam in größter Eile herbei, um zu helfen. Glücklicher Weise aber war dies schon nicht mehr nöthig. Kurt war dem Mädchen sofort nachgesprungen, faßte sie mit der Rechten und hob sie, während er mit der Linken den Rand des Bootes erfaßte, in dasselbe hinein. In einer Minute waren sie von sämmtlichen vorhandenen Fahrzeugen umgeben, und ringsum waren Beweise des Bedauerns und der liefsten Entrüstung zu vernehmen.

Kurt allein hatte seine Ruhe bewahrt.

„Sie ist nicht todt,“ rief er. „Sie ist nur naß geworden. Nachbar Klassen, Ihr habt Platz; nehmt doch einmal die Damen in Euer Boot und bringt sie nach Hause!“

„Warum, Junge?“

„Werdet es gleich sehen!“

„Na, dann herüber!“

Mehrere Hände griffen zu, und trotz der großen Aengstlichkeit der Damen wurden sie in das andere Boot gebracht. Kaum war dies geschehen, so nahm Kurt den Wind wieder in das Segel und griff zum Steuer.

„Halloh, wirft doch nicht, Junge?“

„Ja, ja, werde doch, Nachbar Klassen!“

„Braver Kerl! So steh nur fest!“

Das Boot des Prinzen hatte nach dem Ausgange der Bucht zu gehalten. Kurt that dasselbe. Er beobachtete das Segel, prüfte den durch die Landjunge gedämpften Wogenschlag und hielt dann sein Auge scharf auf den Gegner gerichtet. Der muthige Knabe hatte jetzt den Wind auf seiner Seite; er kannte sein Boot und

Digitized by Google

wußte, daß ihm die Bestrafung seines Feindes gelingen werde. Daß dieser ein Prinz und er selbst ein armer Fischerjunge sei, danach fragte er nicht, er mußte die Mutter und auch Magda rächen; nur dieser Gedanke leitete ihn.

Agasen und Leoparden.

Der Prinz war zu Wasser zu wenig erfahren, um gleich von vornherein die Absicht des Knaben zu merken, nach und nach aber erkannte er die ihm drohende Gefahr. Doch that er nicht das Geringste ihr zu entgehen. Es schien ihm ein Ding der absolutesten Unmöglichkeit zu sein, daß dieser Knabe es wagen könne, einen solchen Coup gegen ihn auszuführen. Sie hielten sich jetzt parallel

Digitized by Google

mit einander nach der felsigen Küste zu, welche die Bucht zur rechten Seite einfaßte. Hier gab es mehrere Untiefen und Bänke, welche der Prinz gar nicht, Kurt aber sehr genau kannte. (Forts. folgt.)

Weiberlist.

Humoreske aus dem niederösterreichischen Dorfleben

von

Karl Zastrow. (Nachdruck verboten.)

Er gibt nimmermehr nach, Sabina," sagte der stattliche Bauernsohn Anton Kripbüchel, als er an einem ziemlich finsteren Aprilabend vor dem Stübchen seiner Geliebten fensterte, „das hab' ich längst weg. Er gibt nimmermehr nach!"

Das runde frische Mädchenantlitz, welches zwischen den Weinranken am Fenster sichtbar wurde, verzog sich zu einem Lächeln. „Nachgeben braucht er auch net, Anton, wenn er nur zugibt."

„Schon recht, Sabina! . . . zugibt, daß wir ein Paar seien, aber er wird ja net, daß wir alle Starrnacken!"

„Warum sollt' er net, Anton?"

„Weil er net will, Sabina! Er will einmal net und damit basta."

„Er muß wollen, wenn ichs will!" rief Sabina, und warf trotzig den Kopf zurück.

Anton schüttelte das Haupt. „Wirst sehen, daß ich Recht hab', Sabina. Ich kenn' schon Dein' Vater; der ist hart wie 'n Eichenkloben. Und jetzt . . . ich bleib dabei, bringt eh' den Kirchtanm dazu, daß er ein'n Buckling macht, als Dein' Vater, daß er uns heiratten läßt."

„Na, wir werden ja sehen. Und für jetzt, Anton, gut Nacht. Ich muß 'nein. Das aber sag' ich Dir, Tonil'l, zu flennen brauchst just net. Kriegen thun wir zwei uns. Da müßt' ich net die Sabin' sein."

Sie reichte dem Burschen zwei Finger hinab. Der aber rechte sich auf den Fußspitzen empor, haschte die ganze Hand und wollte einen Kuß darauf drücken. Flugs beugte die Sabine sich noch tiefer hinab, riß ihr für eine Bauernmutter recht niedliches Mädchen zurück und versetzte dem Kühnen eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf brummte.

„Siehst, mein Jung'!" rief sie triumphirend, „da hast das Siegel zu dem, was ich g'sagt hab'. Und nun mach, daß Du fortkommst."

Gleich darauf flog das Fenster zu. Anton stand allein und streichelte seine Wangen. Ihm war so wonneselig zu Muthe, als hätte er den herzhaftesten Kuß bekommen.

„Was sie für eine Watschen hat," schmunzelte er in sich hinein. „Das ist a Madel, das ist a fein's Nadel. Na, Anton, was willst mehr? Sie ist Dir gut und hat's bestegelt. Kein Prinzessikind kann net mehr thun für sein' Schatz. Heidelbidelbudelbum! sakristischipuplpubel. Und wenn's den Alten 'rumkriegt . . . und am End! . . . warum sollt's ihn net 'rumkriegen? Heidelbidelbumbumbum." — —

Während Anton in dieser Weise seelenvergnügt heimwärts trällerte, war Sabina in das Wohnzimmer getreten. Hier saß der vom Felde heimgekehrte Vater am Tisch, auf welchen die Magd soeben das Abendessen gestellt hatte. Sabina schien ein wenig durch die absolvirte Abschiedsscene in üble Laune versetzt. Um ihren kleinen Mund lagerte ein bissiger Zug und zwei tiefe Falten zwischen den dunklen Augenbrauenn gaben ihrem hübschen Gesicht einen überaus trotzigen Ausdruck.

Der Bauer, welcher eben den Löffel ergriffen hatte, sah sie an und sagte lachend:

„Na, jetzt g'lamb' ichs, daß wir Regen kriegen, ich seh' was von Gewitterwolken."

„Wird gut sein für die Saat, Vater," erwiderte sie, ihren Platz am Tische einnehmend.

„War auch heiß heut am Tag, net wahr?"

„Möcht' ich grad net sagen, Vater. Das Bissel Hitz läßt sich schon noch tragen."

„Trägts denn der Kripbüchel auch?" frug der Alte sarkastisch.

Sabina blickte von ihrem Teller auf und versetzte ruhig:

„Denn Anton mags ja schwerer werden. Was ihn plagt, weißt Du ja."

„Weiß!" nickte der Bauer. Die Heirathsgedanken plagen ihn. Auf Dich hat er's g'münzt, und darum kreucht er Tag und Nacht ums Haus her. Weiß's ihm abgewöhn'. Hab' das Spiel satt! Längst hab' ichs satt, längst!"

Der Bauer schlug mit der Faust, welche den Löffel hielt, auf den Tisch, daß es krachte.

„Was hast gegen den Anton?" frug Sabina ruhig.

„Ich kann ihn net leiden!" lautete die mürrische Antwort.

„Der Anton ist ein braver Mensch und rechtschaffener Leut' Kind. Der Hof, den er einmal kriegt, ist gut im Stand. Könnt Dir ein' bessern Schwiegersohn wünschen!"

„Hab nichts gegen den Anton sein Hof und Herkomm! Den Anton selbst mag ich net. Nu weiß's."

„Ja, Vater, ich weiß, warum Du mein' Schatz net leiden magst. Weil er mehr von der Oekonomie versteht, als Du!"

„So? Na, das möcht' ich doch sehn!"

„Hast ja gesehen, Vater. Als der Anton sein Kleefeld mit Gips düngt' und Dir gerathen hat, es auch so zu machen."

„Sei still von der G'schicht. Will nix hören."

„Hast geantwort', das wär' dumm Zeug. Der Klee möchs auch nach der alten Methob'. Nachher ist der Anton bei Nacht auf Dein Feld 'gangen, hat rief'ge Bushtaben in die Erd' gerizt und Gips in die Rizen gestreut."

„Hör' auf!" schrie der Bauer wüthend, „ich will nix weiter hören."

„Wie dann Dein Klee zu wachsen anfing, da wuchs der auf den gegipsten Stellen am schönsten und hat' schon Blüthen, wie ringsumher noch Alles grün stund. Und die Leut', die vorbeigingen, lachten. Denn da stand roth auf Grün mit Kolossalbuchstaben zu lesen: „Esel!"

„Und solch ein' Schlingel soll ich in mein Haus aufnehm' als Eidam?" rief der Alte erbost. „Lieber mach ich Feuer an den Hof und begrab' mich unter'm Trümmerzeug."

„Das wirst bleiben lassen, Vater. Dazu hast zu viel Ambition."

„Ambition hin, Ambition her. Bei so ein' superklugen Erzschelm auch noch Ambition? So ein Fortschrittsklown! so ein Windhund! so ein miserabel nichtsnutzig Frauk?"

„Hör' auf zu schimpfen, Vater! . . . kannsts ja net vor Dir selbst verantworten!"

„Kann ich doch. Ich weiß, was ich sag'."

„Was hilfts? Du mußt doch im Geheim' einstehn, daß der Toni ein gescheidter Mensch ist."

Wieder wollte der Bauer zornig aufsahren, allein Sabina suchte ihn zu beschwichtigen.

„Siehst, Vater? Was hätts davon, wenn D' und Beid auskander reibt? Nix als Meh und Schand'. Der Toni ist mir maßig zug'than. Und meinst etwa, ich thu net? Grad so gut, und das mußt noch wissen, krieg' ich den Anton net, dann wirds ein Andrer, und das ist der Tod."

„Hoho," lachte der Bauer, „das möcht' ich 'mal sehen."

„Wirsts auch sehn, ganz g'wiß. Ins Wasser geh' ich."

„Das thust net. Dazu hast zu viel Ambition," höhnte der Alte.

„Ambition hin, Ambition her. Ob ich so ein grausam' Vater hab oder net. Da ist mir der Tod mehr nutz."

Während der nächsten Tage bot die Jungfrau Alles auf, um den starren Sinn des Vaters zu erweichen, allein der alte Heppler beharrte auf seiner Weigerung. Der Kripbüchel sahe es nicht wagen, mit seiner Werbung vor ihn zu treten. Es sei denn, daß er Lust habe, über Hals und Kopf zum Hause hinaus zu fliegen. Und lieber wolle er den ärmsten Besenbinder, wenn er nur sonst ein rechtschaffener Mensch sei, zum Schwiegersohn haben, als den Gipsklekser.

„So gehts also net," flüsterte Sabina und berieth heimlich mit dem Liebsten, wie sie es anfangen müßten, um den Eigensinn des störrischen Vaters zu bekämpfen.

Beiden auch richtig einen Plan aus und fanden bei näherer Betrachtung, daß er nicht schlecht sei. Der Kripbüchel meinte zwar, schön sei er auch net, aber's blieb' just nix anders übrig.

„Ja," sagte Sabina, „schön ists net, aber wenn gar nix g'schieht, nachher ists noch schlechter."

Kuni, die alte treue Hausmagd, welche Sabina als Kind auf den Armen getragen hatte, wurde ins Vertrauen gezogen. Auch sie meinte kopfschüttelnd, daß „das Spiel grad net schön sei, aber's ging eben net anders und geschehn müß' etwa."

Am andern Tage, als der Bauer vom Feld heimkehrte, traf er das Gesinde in voller Bestürzung. Kuni lief händeringend auf und ab und rief ein Mal übers andre:

„O Jesses, Jesses! wer hätt' das g'dacht? Wer hätt' nur g'ahnt? Bauer, Bauer! ein groß, groß Unglück hats geben!"

„Was für'n Unglück?" rief Heppler betroffen, „was ist g'schehn?"

„O, Bauer! die Sabel, die Sabel! Ach, welch gräßlich Malheur!"

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 2.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 55 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

„Halloh, hab Acht!“ rief der Letztere und richtete den Bug seines Fahrzeuges herum.

„Halloh, Bube, halte an!“ klang es ihm entgegen.

„Kann nicht. Fahre sonst auf die Klippen.“

„Alle Wetter, so laß das Segel fallen!“

„Ich unmöglich. Komme ja dann nicht von den Riffen ab!“

Der schlaue Knabe hatte sich wirklich in eine Situation gebracht, die es ihm unmöglich machte, zu stoppen oder einen andern Kurs zu legen. Sein Boot war größer und segelte, das des Prinzen war leichter und hatte zwei Ruderer, die keine Knaben waren, es war unbedingt dasjenige, welches auszuweichen hatte. Der Prinz verfluchte dies endlich, aber es war bereits zu spät dazu. Das Schifferboot kam unter voller Segelkraft wie ein Geschoß herbeigestoßen.

„Hoi, fallt ab nach Back!“ rief Kurt.

Dies geschah mit voller Berechnung. Er hatte bereits gesehen, daß die Beiden nach Steuerbord abfallen wollten, und die Befolgung seines Rufes mußte ihm also das feindliche Boot in seiner ganzen Breite vor den Schnabel bringen.

„Hoi, zu wenig, viel zu wenig. Haltet Euch an, Jungens!“

Noch diesen letzten Ruf stieß er aus, dann ließ er das Segel los, um nicht durch volle Benutzung des Windes sein Boot zu zerschmettern oder dasselbe zum Kentern zu bringen. Der jetzige Zusammenstoß war ein ganz anderer, als der vorherige. Er geschah mit unwiderstehlicher Kraft auf die Mitte des prinzlichen Fahrzeuges. Die Planken desselben krachten; es wurde vollständig umgestürzt, mit dem Kiele nach oben; das Vordertheil des Fischerbootes ritt einige Augenblicke auf demselben, dann glitt es wieder herab.

Der Prinz hatte mit seinen Begleitern einen Schrei ausgestoßen und war mit ihm weit in das Wasser hinausgeschleudert worden. Beide waren jedoch leidliche Schwimmer; sie hielten sich oben, bemerkten die Klippe in der Nähe und schwammen auf dieselbe zu, da ihnen das umgestürzte Boot nichts helfen konnte.

Auch Kurt hatte gesprungen und war in das Wasser geworfen worden, aber nur zum Scheine. Ein Seemann oder auch nur ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, daß sein Schrei nur ein Ruf des Jubels sei und daß der Sprung in die Fluthen ein ganz und gar freiwilliger war. Er besaß trotz seiner Jugend Scharfsinn genug, sich Alles zu überlegen. Im Falle, daß ihn der Prinz zur Anzeige brachte, mußte er sich vollständig vertheidigen können. Darum ruderte er so lange wie möglich im Wasser umher und kletterte erst dann wieder in das Boot, als die Beiden auf der Klippe standen, bis an die Hüften von den Wogen umspült.

„Halt, Junge hole uns weg!“ gebot der Prinz in strengem Tone.

„Geht nicht, Mann! Mein Fahrzeug geht zu tief. Ich komme nicht hinan. Wärest Ihr ausgewichen, so säßet Ihr nicht in der Patsche.“

„Du kannst doch nahe anlegen.“

„Bei diesem Wellenschlage? Das versteht Ihr nicht!“

„Donnerwetter, Bube! Weißt Du, wen Du vor Dir hast?“

„Wißt Ihr denn etwa, wen Ihr vor Euch habt?“

„Ich bin der Prinz von Süderland!“

„Und ich ein braves Seemannskind. Wer von uns ist mehr werth hier auf der See, Ihr oder ich?“

„Das werde ich Dir zeigen lassen, Taugenichts! Jetzt holst Du schnell wenigstens mein Boot herbei!“

„Damit Ihr einsteigen könnt?“

„Ja.“

„Seht wieder nicht. Die Planken sind durch. Uebrigens könnte ich allein es gar nicht werden, und Ihr seht ja, daß es bereits sinkt. Da, da, jetzt ists hinunter!“

Wirklich entstand unter dem Fahrzeuge ein Trichterstrudel, der es zur Tiefe zog. Kurt hatte seinen Südwester jetzt aufgesetzt und griff zum Steuer.

„Halt, warte!“ gebot der Prinz. „Wir werden zu Dir hinüberkommen.“

„Auch das geht nicht,“ lachte der Knabe. „Mein Boot ist vorn leck geworden, es trinkt Wasser, und ich darf es gar nicht wagen, noch zwei Mannen aufzunehmen. Aber Denen da hinten am Strande werde ich es sagen, daß sie Euch holen sollen, wenn sich je Einer findet, der sein Boot einem Manne bietet, welcher so vornehm sein will und doch arme Frauen mit dem Stocke schlägt,

Digitized by Google

Fahrzeuge umstürzt, Frauen bespritzt und Kinder in das Wasser wirft. Solche Streiche darf hier kein Bube wagen, sonst bekommt er von seinem Schulmeister Prügel und wird noch obendrein von der Polizei öffentlich ausgepeitscht. Wohl bekomme das Bad, und nun adieu!"

Er segelte davon und bemerkte mit Freuden, daß sämmtliche Fahrzeuge den Strand aufgesucht hatten, um ihm seinen Coup nicht zu verderben. Als er dort ankam, forderte er die Anwesenden auf, den Prinzen abzuholen.

„Fällt uns nicht ein, Junge!" antwortete ein alter Seebär, der ihm die Rede bieder entgegenstreckte. „Bist ein tüchtiger Kerl und wir werden dafür sorgen, daß Dir nichts geschieht, wenn Dich Der da draußen erfassen sollte. Aber ihn holen, nein! Die Fluth beginnt bereits; sie wird schnell steigen, und er mag ein wenig Wasser kosten, ehe man ihn ins Schlepptau nimmt. Gar zu zart wird das nicht geschehen. Wir haben keine Verpflichtung, ihm das Bad zu verwehren, das Wachboot ist weit draußen außer Sicht und die Rettungsmannen sind alle auf Fang hinaus, denn Alarm kann es nicht geben, weil frei Wetter ist. Die Wiese gespolen!" — —

In einer der schönsten Straßen des Badehalbkreis stand, rings von wohlgepflegten Bäumen und duftenden Blumenanlagen umgeben, eine reizende Villa, für welche während der Saison gewiß eine sehr hohe Miethe erzielt wurde. Sie wurde gegenwärtig von dem norwegischen General Emil von Helbig und seiner Familie bewohnt.

Helbig war ein sehr verdienter Offizier, bei seinem Könige sehr in wohlerworbener Gunst und daher auch von beträchtlichem Einflusse bei Hofe. Dennoch erschien er dort nicht allzugern. Sein kerniges, zuweilen sogar etwas mürrisches oder auch wohl rauhes Wesen gab ihm ein gewisses Gefühl des Unbehagens in jenen Kreisen, in denen die Umgangsformen am höchsten zugespitzt erscheinen. Er fühlte sich am wohlsten bei sich selbst und hatte auch dafür gesorgt, daß seine nächste Umgebung aus lauter Leuten bestand, die ihm ähnlich waren. Seine Dienerschaft zählte nur lang gediente Soldaten, und besonders war sein Leibdiener Kunz ein wahrer Eisenfresser, der ohne seinen Herrn, wie auch dieser ohne ihn, gar nicht leben konnte. Sie hatten sich in früheren Zeiten auf dem Schlachtfelde kennen gelernt und waren einander bis auf den heutigen Tag in Kriegs- und Friedenjahren treu geblieben. Kunz kannte jede Eigenthümlichkeit seines Herrn, hatte gelernt sich ihr anzuschmiegen und war in Folge dessen ein wahres Spiegelbild des Generals geworden, bei dem er sich aus diesem Grunde mehr erlauben konnte, als einem Andern gestattet gewesen wäre.

Der General saß in seiner Stube, welche von einem dichten Tabaksrauche erfüllt war. Auf der Diele, dem Sopha und den leeren Stühlen lagen elf Hunde von ebenso verschiedener Race und Größe, die sich in diesem Qualme sehr wohl zu befinden schienen. Vor ihm lag ein Band von General Klauſewitz, in dem er eifrig studirte. Da ging die Thüre auf, und mit kräftigem Schritte trat ein Mann ein, den man beinahe mit ihm verwechseln konnte. Beide trugen denselben grauen, militärisch zugeschnittenen Anzug, nur war der des Generals aus einem feineren Stoffe gefertigt. Beide hatten dasselbe Alter, dieselbe Größe, dasselbe kurz verschnittene Haar, denselben martialischen Schnurrbart; aber der Augenkommene hatte blos noch das rechte Auge; das linke war ihm in Folge eines Pistolenschusses verloren gegangen. Er klappte die Absätze laut zusammen, richtete sich stramm empor, legte die kleinen Finger an die Nähte seiner Hosen und wartete.

„Kunz!"

„Herr General."

„Was willst Du?"

„Excellenz haben befohlen jetzt anzufragen, ob wir spazieren gehen wollen, verstanden?"

„Ich so! Ich bin gerade über einem höchst interessanten Buche. Kennst Du es?"

„Was ist es, Excellenz?"

„Der Klauſewitz."

„Ist sehr ausgezeichnet, habe ihn aber nicht gelesen."

„Woher weißt Du denn, daß er so sehr ausgezeichnet ist, wie Du sagst?"

„Weil Excellenz ihn sonst nicht lesen würden; verstanden?"

„Schön! Wo ist Magda?"

„Auf Rekognition."

„Wie meinst Du das?"

„Sie wollte einmal sehen, wie es da drüben im Walde aussieht; verstanden?"

„Ich habe Dir doch geboten, sie niemals an solche Orte allein gehen zu lassen, Kunz!"

„Halten zu Gnaden, Herr General, wir müssen das kleine Fräulein so erziehen, daß sie nicht lernt Furcht zu haben! Im Walde hier gibt es keine Tiger und Klapperschlangen; verstanden?"

„Hm! Wo sind meine Schwestern?"

„Auf Vorposten."

„Wie so?"

„Werden wohl das Hauptquartier verlassen haben, um Junggesellen zu attakiren."

„Bis, Kunz, das geht Dich nichts an!"

„Halten zu Gnaden, Herr General, das geht mich wohl etwas an! Ich schreie spricht, sie heirathet nie; die Janka spricht, sie mag keinen Mann, und die Brülla spricht, sie werde als alte Jungfer reiten; demnach aber fouragiren sie stets nach Schnurrbartspitzen, und wenn sie nichts erwischen, so kommen sie nach Hause, ziehen Sturmmarschgesichter und schreien, brüllen und lärmen mit Jedermann, nur auf allen Dingen aber mit mir. Ich bekomme den Aerger aus erster Hand, und darum geht es mich gar wohl etwas an, wenn sie auf die Suche gehen. Verstanden!"

Heftig lachte. Er selbst hatte nicht wenig unter den Eigenthümlichkeiten seiner Schwestern zu leiden, und darum war es ihm zuweilen recht lieb, daß er in Kunz einen muthigen Verbündeten besaß.

„Wo ist Hektor?" frug er weiter. „Es sind nur elf Hunde hier."

„Excellenz, das ist wieder so ein Streich von der roth-grünblauen Teufelsnichte! Ich merkte, daß der Hektor fehlt, und suchte. Als ich an den Damengemächern vorüberging, hörte ich von drinnen ein fürchterliches Husten, Pusten, Winseln und Niesen. Ich rief den Hund, und der Lärm wurde größer; er war es, aber die Thüren hatte man verschlossen. Nun zwang ich die Kammerjungfer zu öffnen, und was sah ich?"

„Nun?"

„Der Hund hat im Reiseforbe. Die Bibi, die Lili und die Mimi hatten mit ihm spielen wollen, und er kann doch nur das Eichkätzchen leiden, die andern beiden Kreaturen aber nicht. Da war er die Bibi und die Lili ein wenig gewickt oder gebissen, und dafür haben ihm die gnädigen Damen eine Düte Schnupftabak auf die Nase gebunden und ihn in den Korb gesperrt."

„Alle Wetter, solche Pensionatsstreiche werde ich mir verbitten!"

„Ich auch, Excellenz! Soll ich den Damen auch Schnupftabak aufbinden? Sie müssen auch sehen, wie es einem Biehgenge dabei zu Muthe ist."

„Wo ist der Hund?"

„Als ich ihn aus dem Korbe und von dem Schnupftabake befreit hatte, sprang er davon. Er wird sich draußen in der Luft erholen wollen; verstanden?"

„Er kommt von selbst wieder. In einer Stunde gehen wir spazieren. Halte Dich bereit! Kehrt; marsch!"

Kunz machte Kehrt und stampfte hinaus. Draußen blieb er kurze Zeit stehen und schien nachzudenken. Dann eilte er die Treppe hinab nach dem Garten. Dort war der Gärtner bei den Beeten beschäftigt.

„Heinrich, hab Du Zeit?"

„Wozu?"

„Sollst mir schnell etwas holen."

„Was?"

„Ich brauche Frösche und Kröten."

„Frösche und Kröten?" frug der Gärtner ganz erstaunt. „Wozu denn?"

„Hm! Du kannst doch schweigen?"

„Unter Umständen."

„Ich brauche das Viehzeug für unsere Mamsells."

„Ih, schön, prächtig! Da lause ich natürlich gleich."

„Dauert es lange?"

„In einer Viertelstunde einen ganzen Sack voll. Diese Sorte von Fleisch ist hier schnell zu haben. Soll ich auch einige Krabben und Meerspinnen mitbringen?"

„So viel Du erwischen kannst."

„Gut. Ich eile!"

Höchst befriedigt kehrte Kunz in das Haus zurück und sorgte dafür, daß keine Störung eintreten konnte. Der Gärtner brachte eine ganze Menge der bestellten Thiere. Beide schlichen sich nach dem Zimmer, in welchem Hektor gefangen gewesen war, schütteten den Sack in den Reisekorb aus und entfernten sich dann unbemerkt. Wenn es galt, den Schwestern einen Schabernak zu spielen, so schloß sich sicher keiner von den Leuten aus.

Der General hatte unterdessen bei seinem Klauſewitz gesessen. Da ertönten draußen eilige Schritte. Die Thür wurde aufgerissen, und die lange Freya trat in höchster Eile und mit einem Gesichte ein, welches Zeugniß von einer sehr großen Aufregung gab.

Digitized by Google

„Emil — Bruder!"

„Was ist's?"

„Ah, laß mich erst verschnaufen! Ich bin so sehr gerannt und gesprungen, daß ich mit allen Gliedern Athem hole."

„Alle Wetter, was ist denn los?"

„Was los ist? Wer denn anders als der Teufel, oder was ganz dasselbe ist, der tolle Prinz!"

„Ach, der! Wieder einmal?"

„Wieder! Mein Gott, was für ein Mensch ist das! Wäre ich ein Herr, ein Offizier, ein Kavalier, ich forderte ihn und so mahr ich —"

Sie erhob bei diesen Worten die geballte Faust und schlug damit als Zeichen der Betheuerung vor sich auf das Sopha nieder, auf welchem sie Platz genommen hatte, traf aber unglücklicher Weise ihre Katze, welche, einer solchen Behandlung ungewohnt, mit einem lauten schrillen Kreischen aufsprang, über das Zimmer schoß und zum geöffneten Fenster hinausstog. Freya sprang auf und an das Fenster.

„Weg! Bruder — Emil — General! Hergott, siehst Du denn nicht, daß die Bibi nun auch todt ist? Todt, zerschmettert, zerschlagen, zerschmissen, zermalmt, zerquetscht und zerstossen, Alles nur wegen diesem schrecklichen Prinzen!"

„Auch todt, sagst Du? Wer ist denn noch todt?"

„Mein Gott, das weißt Du noch nicht? Er stürzte sie in das Wasser, und da —"

Wieder wurde die Thüre aufgerissen, und die kleine Wanka erschien.

„Da bist Du ja schon, Freya! Ja, deine Beine sind länger als die meinigen. O, ich vergehe; ich verschwinde; ich zerfalle; ich löse mich auf! Mach Platz!"

Sie sank auf das Sopha und schloß die Augen. Dem General wurde es jetzt wirklich angst.

„So sprecht doch nur! Wer ist denn todt?"

„Todt nicht," rief Wanka, die also doch noch nicht vollständig aufgelöst war, denn sie hatte auch noch die Kraft, die Augen wieder zu öffnen. „Sondern in das Wasser —"

„O ja, todt, vollständig todt, meine süße Bibi!" rief Freya. „Bei einem solchen Sturze kann sie doch unmöglich lebendig unten ankommen!"

„Zum Donnerwetter," schalt der General „wer in das Wasser gestürzt worden ist, das will ich wissen! Heraus damit!"

In diesem Augenblicke stöhnte es draußen, als ob eine Lokomotive angefahren komme, und die Thür wurde zum dritten Male aufgemacht. Die dicke Zilla trat ein. Sie hatte keinen Athem mehr, und ihr Gesicht besaß eine vollständig zinnoberrothe Farbe.

„Ah — oh — uh — nuuh! Oh, oooh!"

Während dieser verzweifelten Interjektionen rannen ihr dicke Tropfen von Stirn und Wangen herab. Sie wollte sie entfernen, machte sich aber in ihrer Aufregung einer sehr merkwürdigen Verwechslung schuldig; sie drückte nämlich das Taschentuch an ihren nach Luft ringenden Busen und wischte sich mit Mimi, dem Eichhörnchen, den Schweiß vom Gesichte. Das kleine Thierchen wehrte sich nach Kräften gegen diese Realinjurie, und dies gab seiner Herrin den verlorenen Odem wieder.

„Emil — Du weißt es bereits?"

„Ich? Kein Wort! Was ist denn eigentlich geschehen?"

„Da — da kommt sie selbst!"

Wirklich trat jetzt Magda ein. Sie eilte auf den Vater zu und umarmte ihn.

„Nicht wahr, Papa, Du bist mir nicht bös?"

„Worüber sollte ich Dir bös sein?"

„Nun, weil mich der tolle Prinz in das Wasser geworfen hat."

„Dich? Ist möglich! Aber nur aus Versehen!"

„Nein, sondern mit Absicht. Aber Du darfst nicht zanken, denn ich bin noch vor den Tanten nach Hause gelaufen und habe mich gleich umgekleidet. Es hat mir gar nichts geschadet."

„Welch ein Glück! Erzählt einmal!"

Diesem Gebote wurde von vier Stimmen zu gleicher Zeit Folge geleistet, und die Schwestern entwickelten eine Sprachfertigkeit, welche den General in Verzweiflung bringen konnte. Aber er wußte recht gut, daß er den rauschenden Strom ihrer Rede nicht unterbrechen dürfe, und so wartete er in Geduld, bis der Bericht beendet war.

„Wo ist der Prinz hin?" frug er dann.

„Wir wissen es nicht. Er ruderte weiter."

„Dem Lande zu?"

„Nein."

„Also noch nicht zu Hause. Und wie hieß dieser brave und muthige Knabe?"

„Kurt Schubert. Er hat einen Stiefvater," antwortete Freya.

„Oder vielmehr einen Stiefrabenvater, der ihn täglich schlägt und mißhandelt," setzte Zilla hinzu. „Wenn er sich nicht so geschickt betragen hätte, wären wir Alle ertrunken."

„Das ist wahr," bestätigte Wanka. „Wir müssen ihm eine Dankbarkeit erweisen."

„Das werde ich sofort besorgen," entschied der General. „Ihr könnt gehen!"

Sie entfernten sich nach ihren Gemächern. Dort angekommen fiel ihnen zunächst der Reisekorb in die Augen.

„Ah, den Hund haben wir ganz vergessen!" erinnerte sich Freya.

„Wollen wir öffnen?"

„Ja. Er ist genug bestraft worden, und Bruder Emil könnte ihn vermissen."

Sie hoben den Deckel empor, und in demselben Augenblicke erschallte von ihren Lippen ein dreifacher Schrei des Entsetzens. Ihr Auge war auf den Inhalt gefallen. Sie wollten flehen, aber das blaue Kleid Freyas blieb an dem Korbe hangen; dieser wurde umgerissen und entleerte seine Versammlung. Frösche, Kröten und Molche aus dem nahen Teiche nebst Meerspinnen, Krabben, großen, langbeinigen Käfern und allerhand ungethümlichen Geschöpfen, wie sie von der Fluth täglich zweimal an das Land aufgeführt werden und welche die Kinder saugen, um sie an die Fremden zu verkaufen, zappelten und krappelten, wibbelten und kribbelten, krochen und zerrten, hüpften und sprangen, schnellten und schlüpften in dem Zimmer herum, so daß es nicht einen Fußbreit des Bodens gab, wo man sicher hatte auftreten können. Die Blaue warf sich auf das Sopha; die Grüne sprang auf den nächsten Stuhl, und die Purpurrothe retirirte sich hinauf auf den Tisch, auf welchem sie sogar die Beine zu retten suchte.

Während dieser nicht ganz ästhetischen Sitzung ging draußen der General mit Magda vorüber. Beide wollten zunächst den Schifferknaben aufsuchen. Ihnen folgte, wie bei allen Ausgängen Helbigs, Kurt, der Diener. Die beiden ersteren nahmen keine Notiz von dem Lärm in den Damengemächern, da sie ihn für eine Fortsetzung des bei dem Generale stattgefundenen Gespräches hielten; der letztere aber öffnete leise und unbemerkt die Thür ein wenig und warf einen schnellen Blick auf die peripherische Situation. Mit einer Miene der innigsten Befriedigung zog er den Eingang leise wieder zu, drehte den Schlüssel um und steckte ihn zu sich. Dann eilte er seinen Herrschaften nach.

Der General begab sich zunächst nach dem Strande. Als er dort ankam, war das Nachtboot soeben um die Landzunge gebogen, hatte den Prinzen mit seinem Begleiter erblickt und beeilte sich ihn an Bord zu nehmen. Es brachte Beide, die nunmehr vollständig durchnäßt waren, an das Land. Der Prinz bot jetzt nicht den Anblick eines Helden, welcher eine rühmenswerthe That vollbracht hat, und mit sichtbarer Genugthuung oder auch Schadenfreude ruhten die Augen aller Umstehenden auf ihm. Der Erste, welcher ihm entgegentrat, war der General.

„Hoheit!"

„Excellenz."

„Sie machten sich das Vergnügen, das Boot meiner Schwestern zu attakiren?"

„Bah! Es wurde von einem Knaben falsch gesteuert."

„Dieser Knabe versteht besser zu steuern, als mancher Mann. Wollen Sie etwa behaupten, daß der Zusammenstoß nicht von Ihnen beabsichtigt wurde?"

„Ich pflege nie zu lügen."

„Sie gestehen es also?"

„Ja."

„Sie sind ein Elender!"

„Wohl! Das ist eine Meinung, für welche Sie sich mit mir schlagen werden."

„Fällt mir nicht ein! Ein ehrenhafter Offizier besteckt seinen Degen nicht durch die Berührung mit einem Menschen, der keine Spur von Bildung oder Ehre besitzt und bereits als Schurke gekennzeichnet wurde."

„Mensch!" donnerte der Prinz.

„Ja! Können Sie die Antwehrhiebe verleugnen, die Ihnen einst der Kapitän von Sternburg versetzte, weil Sie eine ehrbare Dame überfielen, und deren unverkilgbare Spuren noch heut in Ihrem Gesichte zu sehen sind? Ein Edelmann, ein Ehrenmann kann sich mit Ihnen, ohne sich selbst zu entehren, niemals schlagen. Und dennoch werde ich von Ihnen Genugthuung fordern, aber nicht mit der Waffe, sondern vor den Schranken des Gerichts. Was Sie thaten, ist keine Unvorsichtigkeit, kein Vergehen, sondern ein Verbrechen, ein Ueberfall friedlicher Menschen, welche leicht das Opfer Ihrer Rohheit werden konnten. Man wird auch einem

Digitized by Google

Prinzen zeigen können, unter welchen strengen Paragraphen des Kriminalgesetzbuches dieses Verbrechen zu stellen ist!"

Der Prinz hatte ihn unterbrechen wollen, war aber nicht dazugekommen. Jetzt aber antwortete er mit drohender Miene:

„Mensch, Sie sprechen entweder aus Altersschwäche oder aus Verrücktheit in dieser Weise mit mir! Ich werde Sie schon zu zwingen wissen, sich mit mir zu schlagen, und was Ihre Paragraphen betrifft, so habe gerade ich das Recht, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. — Halten Sie Ihre Frauen und deren Bootsführer fest; ich könnte auf den Gedanken kommen, sie einsperren zu lassen!"

Er ging, und nur finstere Blicke folgten ihm. Da trat einer der Schiffer, den Südwester verlegen zwischen den Händen drehend, zu Helbig. Es war Nachbar Klassen.

„Nicht wahr, Sie sind der Herr General, und dieses kleine, schöne Fahrzeug da ist Ihr Fräulein Töchterchen?"

„Ja. — Was wünschen Sie?"

„Ich bitte für diesen wackern Jungen, — den Kurt!"

„Ah, Kurt Schubert?"

„Ja. Er hat dem gnädigen Fräulein aus dem Wasser geholfen, und da könnten Sie ihm ja dann auch einen Gefallen thun!"

„Welchen?"

„Hm! Er hat schon lange einen Pik auf den Prinzen, weil dieser seine Mutter beleidigt hat, und heute ist dann Abrechnung gewesen. Der Prinz wollte nämlich ‚Ihre Fräuleins' überfahren, und das ist ihm nicht gelungen, weil Kurt sein Handwerk ganz vortrefflich versteht; dann aber hat der Junge auf den Prinzen Jagd gemacht und ihm sein Fahrzeug in den Grund gebohrt, so daß der Prinz da draußen im Wasser stehen und warten mußte, bis er herausgefischt wurde. Nun wird er den Jungen zur Anzeige bringen. Sie haben es ja selbst gehört, und da man es gut sein, wenn der Kurt einen so hohen Herrn fände, der sich seiner ein wenig annähme. Er verdiente, das kann Jeder versichern."

„Wirklich? — Wo wohnen seine Eltern?"

„Dort in der vorletzten Hütte. Die Frau ist ein Muster, aber der Mann ein Spieler und Trinker, der niemals eine Hand regt im Geschäfte. — Der Junge muß Alles verdienen und die ganze Familie ernähren. — Prügel genug bekommt er dafür, desto weniger aber zu essen. Die Mutter hat es in solchen Händen. Sie stammt weit von hier und muß ein schönes Mädchen gewesen sein. Sie war mit einem Steuermann verlobt, der Schubert hieß und in fremden Meeren Schiffbruch gelitten haben muß, denn er kam nicht wieder. Der Junge ist sein Sohn. Die Mutter wollte nicht heirathen, sie wurde aber gezwungen, und kam darauf mit ihrem Manne hierher. Besser als den Kurt gibt es Keinen, dar-

Das Haus des Pilatus.

Christus am Kreuze.

Oberammergauer Passionsspiele 1880.

auf können Sie sich verlassen, und er verdient es, daß er gegen den Prinzen in Schutz genommen wird. Auch wir Alle werden das Unserige thun, wenn er angezeigt werden sollte."

Der General reichte dem Manne die Hand entgegen.

„Der Knabe hat meiner Tochter hier das Leben gerettet, und es versteht sich ganz von selbst, daß ich ihm dafür dankbar bin. Auch Ihnen danke ich. Sie handeln, wie ein braver Nachbar handeln muß. Also dieser Kurt hat sofort an dem Prinzen Vergeltung geübt?"

„Ja, und zwar so schlau und regelrecht, daß es keiner von uns beherrschten Schiftern besser fertig gebracht hätte."

„Das freut mich von ihm!"

„Aber sagen darf man es nicht. Vor Gericht ist natürlich der Prinz selbst an dem Zusammenstoße schuld. Der Junge hat so geschickt manovrirt, daß dies jedem Sachverständigen leicht wird zu beweisen."

(Fortsetzung folgt.)

Maggie Zabrisko

Von

Robert Lemke.

Eines schönen sonnigen Nachmittags im Frühling, als die balsamische Luft und die frischen hellen Toiletten der Damen sogar dem Thorgarten ein gewisses festliches Gepräge verliehen, stand Dr. Robert Frank, der Advokat, vor der Thür seines Bureaus und zog sich gedankenvoll seine zierlichen knappen Glacehandschuhe an. Ich sage gedankenvoll, denn er überlegte mit großer Sorgfalt, mit eingehender Beachtung aller möglicherweise eintretenden Fälle, ob er seinen gewöhnlichen Spaziergang machen solle, an den sich alsdann ein komfortables Diner in seinem Hotel und später ein wenig Liebeleі mit Tony Fischer schließen würde, oder ob es nicht besser wäre, die Alle hinabspazirgehen bis zum Bahnhof, ein Billet nach Blumenau zu nehmen und seinen Bruder, der dort ein hübsches Gut hatte, zu besuchen. Für das letztere, die Fahrt nach Blumenau, sprachen sehr, sehr gewichtige Gründe, er sagte sich, während er bedächtig seinen rechten Handschuh zuknöpfte, daß jetzt gerade die Kirschen, die hellrothen und die gelben Herzkirschen, reif wären, daß er nur solche essen möge, die er sich selbst gepflückt hätte, und daß er überdies im Ernst gut thun würde, heute ein wenig unverfälschte Landluft zu genießen. Den allergewichtigsten Grund aber, der ihn dazu bestimmte einen Ausflug nach Blumenau den Vorzug zu geben, wollte er merkwürdigerweise durchaus nicht als solchen gelten lassen. Bruder Fritz freilich kannte den Grund, warum Robert so gern zu ihm aufs Land kam, schon lange, und seine Frau pflegte fröhlich mit dem Kopf zu nicken, wenn er einmal darauf anspielte. Warum sollte Bruder Fritz ihn auch nicht kennen, brauchte er doch nur ein einziges Mal seine hübsche Schwägerin und Robert beisammen zu sehen! Und auch die kleine Maggie Zabrisko selbst wußte es sehr wohl, was es mit den Besuchen des Doktor Robert Frank auf sich hatte.

Also wie schon früher bewährte auch diesmal das Land seine größere Anziehungskraft, und anderthalb Stunden später zog Robert die Glacehandschuhe wieder ab, um die Hände des süßesten, hübschesten kleinen Landmädchens, wie es sich Einer nur zu sehen wünschen konnte, mit innigem Druck zu umschließen.

Robert sagte, er sei einzig und allein gekommen, um ein paar Kirschen zu essen, von den hellrothen und den gelben Herzkirschen, und natürlichermeise fiel es Niemandem bei, einen Zweifel an der Glaubwürdigkeit dieser Worte laut werden zu lassen. Robert ging demzufolge straks in den Obstgarten, und es geschah wirklich ganz zufällig, daß nur Maggie ihn begleitete.

Was unter den Kirschbäumen Robert zu Maggie sagte, das wissen nur die Kirschbäume und der Abendhimmel. Aber die Unterhaltung der beiden jungen Leute muß doch sehr herzerquickend und belebigend gewesen sein, denn als sie ohne Kirschen in das Haus zurückkehrten lag heller Glanz auf beider Gesichtern, so heller Glanz, daß der Widerschein davon alsbald in Aller Augen leuchtete. Und dann gab es viel Händeschütteln und Küssen, das mit einer Flasche Champagner und gegenseitigen guten Wünschen endete.

In den nächstfolgenden Wochen sah man unsern Robert, wenn er sein Bureau geschlossen hatte, nicht eine einzige Sekunde mehr vor der Thüre zögern. Und wenn seine Freunde ihn wegen seiner plötzlichen Leidenschaft für das Land verspotteten, entschuldigte er sich damit, daß ja jetzt die Erdbeerzeit sei, und daß er Erdbeeren, duftige Walderdbeeren, für sein Leben gern äße, natürlich vorausgesetzt, daß er sie selber pflücken könne, und die Freunde lachten und glaubten die Entschuldigung mit den Erdbeeren ebensowenig wie früher die mit den Kirschen.

So kam die heißeste Jahreszeit heran, und wie jeder Andere in Berlin, der es haben konnte, sahen sich auch Roberts Mutter und Schwester nach einer Sommerwohnung um. Ihre Wahl fiel auf einen kleinen Badeort, der in hiesem Jahre vorzugsweise der Sammelplatz der vornehmen Welt Berlins werden zu wollen schien.

„Meine kleine Maggie muß mit ihnen reisen," sagte Robert zu sich; denn — um die Wahrheit zu gestehen, — er wünschte, daß sie es lernen möchte, sich in einer für den städtischen Salon passenden Weise zu benehmen, überhaupt das Landmädchen in ihrem Aeußern ganz aufzugeben, ihre an sich ja zwar schönen, aber doch gar zu schlichten losen Locken zu einer jener modernen kunstvollen Frisuren aufstecken, die er zum Beispiel in den verschiedensten Fassungen an Tony Fischer tagtäglich bewundern konnte, die ewige Schürze, von der sie fast ungertrennlich zu sein schien, endlich einmal bei Seite zu thun und — mit einem Worte — sich in allen äußerlichen Dingen eine Tony Fischer zum Muster zu nehmen.

Zunächst wußte er mit jenem feinen Takt, den junge Männer sich anzueignen pflegen die Schwestern dahin, seine Schwester Cäcilie für die Sache zu interessiren, ein kleines Geschenk von ihm weiter, eine allerliebste Kleinigkeit, so recht zum Verschenken geeignet, half weitentlich, das schwierige Werk zu Stande zu bringen.

„Maggie ist ohne Zweifel ein sehr liebes kleines Mädchen, Cäcilie," sagte er, „nur müßte sie ein wenig stattlichere Manieren annehmen und mehr Eleganz in ihrem Anzug entwickeln."

„Wenn es das ist, was Du wünschest, Robert, warum heirathest Du denn nicht Tony Fischer? Ich hatte immer geglaubt, Du wärest ernstlich in sie verliebt."

Der Grund ist einfach genug, liebe Cäcilie, außer einem tadellosen Aeußern wünsche ich bei meiner Zukünftigen auch ein Herz, ein reines liebendes Herz."

„Ich sollte meinen —" begann Cäcilie, gab aber sogleich wieder ihre Absicht Tony Fischer zu vertheidigen, in der richtigen Voraussetzung auf, daß ein solches Unternehmen einem jungen Manne gegenüber, der wie Robert als Verliebter kaum mehr seine ungetrübte Urtheilskraft besaß, aller Wahrscheinlichkeit nach ganz zwecklos sein würde. Darauf ging sie der Mutter Vortrag zu halten und bekam die Weisung, Maggie sogleich durch ein Schreiben einzuladen.

Nun galt es für Robert, die zweite, die Hauptschwierigkeit zu überwinden, das heißt, Maggie in einer sie nicht verletzenden Weise von seinem Wunsche in Kenntniß zu setzen und sie zur Annahme der von seiner Mutter und seiner Schwester an sie ergangenen Einladung zu bewegen.

Wie es bei einem so tüchtigen Advokaten wie Robert Frank nicht anders zu erwarten stand, richtete er es so ein, daß er unter den möglichst günstigsten Umständen auf den Gegenstand zu sprechen kam. Erstens nämlich konnte das sanfte Mondlicht den verlegenen Ausdruck, der auf seinem Gesichte lag, nicht verrathen, und zweitens hielt sein Arm sie so fest umschlungen, daß er mit Leichtigkeit im Stande war, sich ihrer Aufmerksamkeit zu versichern, falls eine eingehende Erörterung von Verstandesgründen gegenüber etwaigen Zweifeln an der Nothwendigkeit des von ihm Gewünschten nöthig würde, und daß er nicht zu befürchten brauchte, gerade dann, wenn thatsächliche Beweise gegenüber etwaigen Zweifeln an seiner aufrichtigen Liebe zu ihr am Platze waren, durch eigenmächtiges Verfahren der Kleinen Ihrer Gegenwart beraubt zu werden.

„Ich würde mich so freuen, wenn Du mit Cäcilie gehen würdest, Maggie," sagte er, „ich bin überzeugt, es würde Dir gut thun."

Darauf hielt er inne und küßte sie.

„Wenn ich gehe, Robert, so thu ich es nur Dir zu Gefallen, denn ich fühle mich vollkommen wohl und glaube nicht dessen zu bedürfen, was die Leute „Badereise" nennen."

„O, ich meine auch gar nicht Deine Gesundheit, Du kleine Hexe!" Wer könnte solche frohlende Augen und rothe Lippen haben und sich nicht vollkommen wohl fühlen? Nein, meine Worte bezogen sich auf — Kleidung, Benehmen und dergleichen äußerliche Dinge."

Es entstand ein kurzes vorbedeutungsvolles Schweigen.

„Ich verstehe Dich nicht, Robert," sagte sie dann leise; offenbar kränkten sie seine Worte.

„Freilich, meine Liebe, wie solltest Du auch! Und im Allgemeinen bin ich auch sehr glücklich darüber, daß Du bisher von solchen Sachen nichts kennen gelernt hast. Aber weißt Du, wenn wir verheirathet sind und in der Stadt wohnen, müssen wir auch so auftreten, wie alle andern Leute in der Stadt. Wenn Du nun mit Cäcilie zusammen sein wirst, wird sie Dir Alles zeigen, und Du brauchst Dir nicht Deinen hübschen kleinen Kopf damit zu zerbrechen."

„Ich dachte, Du liebtest mich so wie ich bin, Robert. Und

Digitized by Google

Für alle Welt!

6. Jahrg. 1881.

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 3.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Also der Knabe besitzt nicht nur Muth und Geistesgegenwart, sondern auch Ueberlegung und Klugheit?" —

„So viel, als er nur brauchen kann! Er hat das Rettungsboot nicht nur erst einmal geführt und liegt in jeder freien Stunde über den Büchern, die er sich zusammenborgt.

Er ist ein Prachtkerl! Unter uns sind viele weitgereiste Seemänner, welche die Schifffahrt aus dem Fundamente verstehen und fremde Sprachen oder anderes dazu. — Bei ihnen lernt er, aber heimlich, um keine Strafe zu bekommen, denn sein Stiefvater leidet das nicht."

„Schön; werde mich darnach richten! Ist der Mann hier, der meine Schwestern an das Land gebracht hat?"

„Der bin ich selbst."

„Es ist vergessen worden Sie zu bezahlen. Hier haben Sie!"

Nachbar Klassen bedankte sich für das reiche Geschenk, welches ihm wurde, und

Ludwig II. K. v/g von Bayern.

Bei derselben angekommen konnte er keines Menschen ansichtig werden; aber aus dem Innern drang ein unterdrücktes Weinen. Er trat ein und wäre beinahe zurückgefahren bei dem Anblicke, welcher sich ihm bot.

An der Wand stand oder vielmehr hing Kurt. Seine beiden Hände waren mit einem Riemen zusammengebunden und mittelst einer Schlinge an einen starken Nagel in der Weise befestigt, daß der Knabe den Fußboden kaum mehr mit den Fußspitzen erreichen konnte. Darauf war ihm der Oberkörper entblößt und auf eine so unbarmherzige Art behandelt worden, daß man das rohe blutige Fleisch erblickte und die Diele roth gefärbt worden war. In dieser todtenähnlichen Stellung hing er noch jetzt, ohne einen Laut von sich zu geben. Seine Augen waren roth geschwollen, und vor seinen zusam-

Digitized by Google

mengepreßten Lippen stand großblasiger Schaum. Daneben lagen die Stöcke, mit denen die Züchtigung vorgenommen worden war.

In der hintersten Ecke saß seine Mutter mit verbundenem Kopfe. Sie hatte mehrere Stöße über denselben erhalten und schien nicht ungefährlich verwundet worden zu sein. In ihrer Nähe lagen vier kleinere Kinder am Boden, welche leise weinten, und auf einer alten Pritsche saß der Mann, welcher diese Grausamkeiten verübt hatte. Seine knochige Gestalt und seine rohen Züge machten einen höchst unsanftigen Eindruck, und man sah es ihm auf den ersten Blick an, daß er sich im Zustande der Betrunkenheit befand. Er achtete gar nicht auf die Eintretenden.

Als Magda den Knaben erblickte, welcher ihr so schnell lieb geworden war, stieß sie einen Ruf des Schmerzes aus und eilte auf ihn zu.

„Ach Gott, Papa, das ist er! Hilf ihm, Papa, schnell, schnell!“

Der General trat näher und streckte die Hand nach dem Knaben aus. Da aber erhob sich der Betrunkene und faßte ihn am Arme.

„Halt! Was wollt Ihr hier?“

„Zunächst diesen Knaben befreien, Mensch.“

„Dies Haus ist mein, und der Knabe auch. Packt Euch fort!“

„Nur langsam! Wir werden gehen, aber nicht ohne vorher unsere Pflicht zu thun.“

„Hinaus mit Euch. Ihr habt hier nichts zu befehlen; ich leide es nicht!“

Er faßte den General beim Arme; dieser aber stieß ihn von sich ab.

„Kerl, wage es noch einmal mich anzurühren, so sollst Du sehen, was passirt! Ist dies Euer Vater?“

Eins der Kleinen nickte.

„Und dies Eure Mutter?“

„Ja.“

„Nun, nimm den Knaben herab!“

„Versucht es einmal!“ drohte der Schiffer, indem er zum Stocke griff.

„Kunz!“

Der Diener erhielt einen Wink, welchen er sofort verstand. Er eilte hinaus und kam bald mit Polizei und einigen Schiffern zurück, mit deren Hilfe der Mann gebunden wurde. Dann konnte man Kurt ungestört aus seiner Lage befreien. Er war in der Weise gefesselt worden, daß er kaum noch die nöthige Bewegung besaß die Umbinden zu erkennen. Er hatte sich, um den Schmerz zu beherrschen und nicht zu schreien, in die Lippen und die Zunge gebissen. Auch die Mutter war von den Streichen, welche ihren Kopf getroffen hatten, beinahe betäubt und konnte nur in kurzen abgerissenen Worten Auskunft ertheilen. Der Knabe war ohne Geld nach Hause gekommen, und als sein Vater dazu gehört hatte, wie Kurt mit dem Prinzen, von dem er doch eher hätte etwas verlieren sollen, umgesprungen war, hatte er seine Wuth nicht zügeln können und war über Mutter und Sohn in dieser unmenschlichen Weise hergefallen. Die Polizei führte ihn ab.

Die Wunden der Beiden wurden von den theilnehmenden Nachbarn mit Essig behandelt und dann verbunden. Kurt konnte sich wieder ankleiden.

„Armer Junge!“ meinte der General. „Willst Du fort aus diesem Hause?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ich bleib bei meiner Mutter.“

„Ah, brav! Aber wenn sie nun auch fortgeht?“

„Und auch die Geschwister?“

„Ja.“

„Und der Vater nicht?“

„Nein.“

„So gehe ich mit, gnädiger Herr. Aber wohin sollen wir?“

„Zu mir. Ich werde für Euch sorgen. Jetzt muß ich nach Hause. Könntest Du mich begleiten, oder sind die Schmerzen zu groß dazu?“

Der Knabe lächelte, schien sich aber dennoch zugleich zu schämen.

„Ich habe oft so ausgestanden und doch sogleich wieder arbeiten müssen.“

„So komm!“

Er legte der Mutter, welche noch immer wie gelähmt an ihrem Platze saß, seine Börse in den Schooß und verließ das Haus. Magda ergriff die Hand des Knaben.

„Armer Kurt! Du bist so gut und so muthig, daß mich aus dem Wasser gezogen und mußt Dich dafür so sehr schlagen lassen! Thut es noch recht sehr weh?“

Sein jugendliches Gesicht erhellte sich.

„Nun gar nicht mehr.“

„Ist es auch wahr?“

„Ja.“

Das kleine Mädchen ahnte nicht, welchen Eindruck ein einziges Wort, ein einziger Blick oder Händedruck hervorbringen kann. Sie ließ den Knaben nicht los, bis sie die Wohnung des Generals erreichten.

Dort bot sich ihnen ein sonderbarer Anblick dar. Auf dem Korridore stand sämmtliches Dienstpersonal und korrespondirte durch die verschlossene Thür mit drei weiblichen Stimmen, welche man im Innern bitten, rufen, befehlen, jammern und wehklagen hörte.

„Was gibt es?“ fragt der General.

Alle wollten zu gleicher Zeit antworten; aber die schrille Stimme der Zofe errang zuletzt den Sieg.

„Was es gibt, Excellenz? Ein Unglück, ein großes, fürchterliches, ungeheures Unglück.“

„Welches?“

„Ja, das wissen wir nicht.“

„Macht auf!“

„Wir können nicht. Der Schlüssel ist fort.“

„So wartet!“

Er trat zur Thür und klopfte.

„Wer ist drin?“

„Wir!“ antworteten kreischend die drei schwesterlichen Stimmen.

„Ihr habt Euch eingeschlossen?“

„Nein!“ klang es unisono.

„Was ist geschehen?“

„Mach auf und bring Hilfe! Das Zimmer wimmelt von —“

„Ungeheuern —,“ rief eine zweite Stimme.

„Schlangen —,“ die dritte.

„Molchen und Drachen —,“ die erste wieder.

Und dann kreischte es in fürchterlichen Dissonanzen:

„Lindwürmern, Madenwürmern, Bandwürmern, Chamäleons; o, komm, komm, falle vom Tische, ich vom Stuhle, ich vom Sopha, Hilfe, Hilfe, Hilfe!“

Da gab Kunz dem Gärtner, welcher natürlich auch mit anwesend war, einen Wink und dieser blickte nieder.

„Ah,“ meinte er, „da habt Ihr vergebens gesucht, und hier liegt der Schlüssel am Boden!“

„Her damit!“ gebot der General.

Er öffnete, und nun bot sich ein Anblick, der nicht nur den Herrn, sondern auch die Dienerschaft zum lauten Lachen zwang.

„Wer hat das gethan?“ frug der Herr.

„Ich nicht,“ antworteten Alle

„So! Wo sind die Thiere hergekommen?“

„Hier aus dem Korbe,“ berichtete Freyja.

„Ah!“ machte der General und streifte dabei seinen Leibdiener mit einem raschen Blicke. „Da hat sich der Hektor in diese Thiere verwandelt. Wunderbar! Macht, daß Ihr sie aus dem Hause bringt!“

Er ging.

„Fort doch damit, greift zu!“ gebot Freyja, und ihre Schwestern stimmten bei.

Der Gärtner schüttelte höchst bedenklich den Kopf.

„Der Hektor in diese Thiere verwandelt? Hm, gefährlich! Mein Dienst ist nicht hier, sondern im Garten!“

Er ging. Auch Kunz zog ein eigenthümliches Gesicht.

„Der Hektor? Hm, ist stets ein obstinates Biehzeug gewesen, das den Teufel im Leibe hatte. Aber ich habe nicht die Damen, sondern den Herrn General zu bedienen.“

Auch er verließ das Zimmer. Weder Magda noch eine der Dienerinnen getrauten sich, eines dieser häßlichen Thiere zu ertassen. Da erschien endlich Kurt unter der Thür. Er hatte sich bisher aus Bescheidenheit zurückgehalten. Die Schwestern sahen ihn und jubelten.

„Da kommt ein Retter! Kurt, lieber Kurt, schaffe dieses Gewürme fort!“

„Wohin?“

„Wohin Du willst, nur fort!“

Er sah den offenen, umgestürzten Korb, richtete ihn wieder empor und sperrte alle die schrecklichen Geschöpfe, welche er mit der größten Schnelligkeit fing, in denselben ein.

„So, meine gnädigen Fräuleins, nun können Sie ihn forttragen lassen.“

Die Damen verließen ihre Festungen, auf denen sie bisher so arg belagert worden waren.

„Wir danken Dir, Junge!“ rief Silla. „Du darfst gar nicht wieder fort von uns.“

„Nein, Du bleibst hier bei uns!“ stimmte Manka bei.

„Natürlich!“ bestätigte auch Freyja. „Er bleibt hier, denn er

Digitized by Google

muß so vor allen Dingen meine arme Mimi suchen, welche sich wegen dieses Prinzen aus dem Fenster stürzen mußte. Und dann gleich muß er versuchen herauszubekommen, wer uns diesen Streich gespielt hat, denn wir müssen Rache nehmen!"

„Rache!" rief auch Wanka.

„Rache!" rief auch Zilla. „Dreifache Rache; und der Herr Lieutenant von Wolff wird uns nach Kräften unterstützen!"

Zweites Kapitel.

Himmel und Hölle.

Mitten in der weiten Ebene erhebt sich ein vielfach zerklüfteter, aus gewaltigen Basaltmassen bestehender Berg, welcher mit seinem Haupte hoch in die Wolken ragt und seine Füße weit in das Land hineinstreckt, wie ein vom Himmel gefallener Titane oder ein aus dem Innern der Erde emporgeschleuderter riesiger Cyklope, der nun seit Jahrtausenden im Schlummer liegt, um von den gigantischen Kämpfen auszuruhen, die ihn vom Olympos stürzten oder aus dem Orkus an das Tageslicht hervorgetrieben haben.

Auf seinem Gipfel stand seit uralten Zeiten eine Burg, die den Namen Himmelstein führte. Sie wurde niemals erobert und zerstört, denn ihre Lage machte sie vollständig uneinnehmbar. Aber der Zahn der Zeit nagte natürlich auch an ihren Mauern, und als sie in den Besitz des königlichen Hauses kam, war es nothwendig geworden, sie von Grund auf zu renoviren, wobei ihre Einrichtung in jeder Beziehung den Ansprüchen der neueren Zeit angepaßt wurde. Jetzt gehörte sie als Privateigenthum dem Prinzen Hugo, der „tolle Prinz" genannt.

Ungefähr auf der Höhenmitte des Berges liegt auf der Nordseite desselben ein Mädchen- und auf seiner südlichen Seite ein Nonnenkloster. Die beiden geistlichen Anstalten sind beinahe so alt wie die einstige Burg, und gleichen, von unten aus gesehen, mit ihren hohen dicken Umfassungsmauern kleinen Festungen, sind aber in ihrem Innern ganz den Anforderungen der Gegenwart gemäß eingerichtet und bieten ihren Bewohnern und Bewohnerinnen alle die Bequemlichkeit, welche die „Hirten Christi" und die „Bräute des Himmels" zu beanspruchen haben.

Tief unten am Fuße des Berges liegt zwischen üppigen Feldern und grünenden Hainen, die sich langsam zur Höhe ziehen, ein kleines schmuckes Städtchen, einst den Rittern und Kämpen da oben zu Lehn gehörig und auch jetzt noch unter der direkten Botmäßigkeit des alten Schloßvogtes stehend, der seinem gegenwärtigen Herrn außerordentlich treu ergeben ist, von seinen Untergebenen aber mehr gehaßt und gefürchtet als geehrt und geliebt wird.

Wenn man von diesem Städtchen aus geht, gelangt man in eine tiefe enge Schlucht, durch welche sich ein wildes Wasser rauschend Bahn gebrochen hat und das Rad einer Mühle treibt, die wie ein Schwalbennest an den steilen Felsen hängt.

Die Umgebung der einsamen Mühle ist mehr als romantisch, sie ist schauerlich. Die Schlucht heißt die Höllenschlucht, und darum darf es nicht Wunder nehmen, daß man die Mühle die Höllenmühle genannt hat. Das Gegenstück heißt Himmelthür, und in den beiden Klöstern werden die nach der Seligkeit lechzenden und dürstenden Seelen für den Himmel zubereitet; daher sagt der Städter oder der ländliche Bewohner der Umgegend, wenn er den Berg besteigen will, er wolle „zum Himmel" empor; will er dagegen sein Korn zur Mühle bringen, so meint er: „ich gehe in die Hölle." Droben der Himmel und unten die Hölle. Haben diese Bezeichnungen auch in Beziehung auf das Glück, auf das Thun und Treiben der Bewohner der beiden Orte ihre Berechtigung?

Die Höllenmühle galt seit langen, langen Zeiten im weiten Umkreise für einen unheimlichen Ort, den man eher fliehen als aufsuchen solle. Sie war der Schauplatz von Tragödien gewesen, deren Verlauf man nicht genau kannte, welche aber gerade in Folge dessen der Zunge Veranlassung gaben, das Dunkle mit noch gröberen Schrecken auszuschmücken, so daß eine Reihe von grauenhaften Sagen entstanden, die weithin ihre Kunde gaben von Mordthaten und Verbrechen.

Der alte Stamm der Höllenmüller hatte sich in seinen Familienund auch äußeren Leben durch allerhand Unglücksfälle ausgezeichnet. Der letzte war in dem rauschenden Mühlenwasser ertrunken; seine Wittwe hatte das Besitzthum verkaufen müssen und war dann fortgezogen und spurlos verschollen.

Es war ihr allerdings nicht leicht geworden einen Käufer zu finden, und nur durch die Hilfe eines Agenten war sie die Mühle um einen Preis losgeworden, der kaum die Hälfte ihres eigentlichen Werthes betrug. Ihr Nachfolger war eine hohe blonde Gestalt, wie man sie hier im Süden selten findet. Er stammte aus Norland und war kein Katholik, weshalb er von den geistlichen Vätern und Müttern da oben nicht eben freundlich angesehen wurde. Er hatte sein Vaterland nur verlassen, weil er nicht eigentlich ein Vermögen besaß und hier für seine Ersparnisse Herr eines Besitzthums wurde, dessen Umfang ihm als ein höchst vortheilhafter bezeichnet worden war.

Es war im Frühherbste. Die Räder der Mühle standen, denn es hatten alle Hände mit dem Einbringen und Bergen der überaus reichen Ernte zu thun. Eben wieder war ein Wagen voll prächtiger Roggengarben von der heimige zahlreich abgeladen worden, und nun saß die Familie des Müllers, nebst den Knappen und Dienstboten um den im Freien aufgestellten Tisch, um das Vesperbrod einzunehmen.

Die Müllerin war eine jener Frauen, welche, obgleich sie stets mit Sorge und Arbeit zu kämpfen haben, doch niemals alt werden. Das treue, ewig heitere Gemüth übt einen erhaltenden Einfluß auf das Gesicht und die Gestaltzüge, und die Jahre gehen darüber hin wie die Stürme an der Eiche; sie rütteln, sie schütteln, aber sie bewirken nur, daß sich die Wurzeln immer tiefer in den Boden gründen. Neben ihr saß ihr Ebenbild, ihre Tochter, ein kräftiges freundliches Mädchen, dessen Wuchs und Züge wohl geeignet waren, auch einen Mann zu fesseln, der sonst nicht an eine gewöhnliche Müllerstochter dachte.

Die originellsten Personen des kleinen Kreises waren jedenfalls die beiden Knappen. Der Eine hatte die Jugendjahre längst schon hinter sich. Er war lang und stark gebaut und besaß eine Nase, über welche man beinahe hatte erschrecken können. Der Ausdruck Habichtenase sagte nichts, geradezu nichts, diesem riesigen Theile des Gesichtes gegenüber, der bei einer entsprechenden Haltung seines Besitzers und der geeigneten Stellung der Sonne leicht einen fünf Meter langen Schatten geben konnte. Und das Eigenthümlichste an dieser Nase war, daß sie zu jedem Gefühle und Gedanken, an jeder Bewegung und an jedem Worte des Knappen sich durch eine entsprechende Färbung, Haltung oder Bewegung zu betheiligen strebte.

Im Gegentheile von ihm hatte der andere Knappe gar keine Nase. Er hatte sie jedenfalls durch irgend einen Unglücksfall verloren und besaß nun jenen eigenthümlichen Ton der Stimme, welcher nasenlosen Leuten unvermeidlich ist. Dann war ihm das linke Bein am Knie amputirt, und er trug an Stelle des fehlenden Gliedes einen hölzernen Stelzfuß, welcher ihn zu besserer Haltbarkeit sehr dick mit Eisen beschlagen war.

„Wie steht es, Klaus," frug der Müller den Langnasigen. „Werden wir noch heut den Roggen hereinbringen?"

„Versteht sich ganz von selber, Meister Ulrig!"

Er nickte während dieser Antwort, und es war drollig anzusehen, wie sich dabei die Spitze seiner Nase erst hob, dann schnell senkte und nachher in ihren früheren status quo zurückkehrte. Den Andern fiel dies nicht auf, da sie diese Beweglichkeit des Riechorganes bereits gewohnt waren.

„Wenn nicht vielleicht ein Gewitter kommt!"

„Fällt ihm nicht ein!"

Ohne daß er den Kopf bewegte, ging die Nase herüber und hinüber, um zu verneinen, was ihr Besitzer ausgesprochen hatte.

„Brendel kann Dir heut nicht mehr helfen."

„Ich?" frug der Stelzfuß verwundert. „In wie so denn, wenn ich fragen darf?"

„Der Braune ist lahm geworden; Du mußt zum Thierarzt reiten."

Auf allen Mienen zeigte sich ein erwartungsvolles Lächeln. Jeder wußte, daß Brendel nur nichts so großen Aufsehen hatte, als vor den Reiten, und daß der Meister diese Bemerkung nur machte, um ihn in Angst zu bringen und ihn zu vermögen, die Geschichte zu erzählen, welche sie Alle längst kannten, weil er sie bei jeder Gelegenheit wieder auftischte.

„Reiten? Zum Thierarzte? In wie so denn? Kann ich nicht laufen?"

„Nein. Es ist zu weit."

„So will ich fahren!"

„Geht nicht. Du hast nur ein Bein, und der Schimmel muß einmal gehörig in Gang genommen werden. Es bleibt also dabei. Du reitest!"

„Dann mag doch der Klaus den Weg machen. Er ist Wachtmeister bei den Kinalisiren gewesen und versteht es besser als ich, den Schimmel in Gang zu bringen."

„Der muß beim Wagen bleiben. Fürchtest Du Dich denn?"

„Ich mich fürchten? In wie so denn? Aber ich reite nicht, ich reite sogar niemals."

„Aber wenn ich es Dir befehle!"

„Das ist schlimm!"

Digitized by Google

„Warum?“

„Ich darf nicht reiten.“

„Nun, warum? Heraus damit!“

„Sie wissen es ja schon!“

„Ich? Was denn?“

„Von dem Gelübde.“

„Pah! Was denn für ein Gelübde?“

„Daß ich im ganzen Leben niemals wieder reiten will.“

„Ja, zum Teufel, warum eigentlich?“

„Na, wenn Sie es nicht wissen, da muß ich es erzählen, denn in wie so denn, weil Sie sonst denken, ich will Ihnen nicht gehorchen.“

„Nun —!“

„Das war also damals, und ich stand als Knappe in der Sonntagsmühle. Da kommt eines schönen Tages ein Roßkamm und bietet uns ein Pferd an, einen Apfelschimmel, der aber keine Aepfeln mehr hatte, denn in wie so denn, er hatte sie vor Alter längst wieder verloren. Das Thier war nicht zu hoch, aber kraftig gebaut und recht gut erhalten. Es trug das Militärzeichen und hatte bei den Husaren gedient. Dann hatte es ein Pferdeverleiher gekauft, und weil es gar so ein frommes Pferd gewesen war und einen Trompeter getragen hatte, kam es sogar zuweilen in das Theater, denn in wie so denn und in wie fern denn, es gibt doch Stücke, in denen ein Schauspieler zuweilen auf einem wirklichen lebendigen Pferde erscheinen muß. Dann wird die hintere Theatertreppe so vorgerichtet, daß das Pferd leicht hinauf kann und gleich auf die Bühne kommt. Nachher war es älter geworden, und der Pferdeverleiher hatte es an den Roßkamm verhandelt, von dem wir es auch wirklich kauften.“

„War es denn wirklich noch brauchbar?“

„Ja. Ein Bischen maulfaul war es, denn in wie so denn, es geht den Pferden wie den Menschen; je älter man wird, desto mehr hört das zarte Gefühl im Maule auf, und wenn es einmal den Rappel bekam, so mußte man es gehen lassen, weil es dann nicht zu lenken war.“

„Hast Du es denn auch geritten?“

(Fortsetzung folgt.)

Fräulein Miezekatzchen.

Bis zum Tod getreu.

Historische Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge

von

J. B. Kurz.

I.

Mit ihren scheidenden Strahlen beleuchtete eben die Sonne die pittoresken Alpenländer, die himmelanstrebenden Berge und das grünlich helle Gewässer des Königs- oder St. Bartholomäussees, auf dessen spiegelnder Fläche das Bild seiner Umgebung wiederstrahlte. Kein Jodeln der Hirten, kein Geläute der Heerden erscholl von den Höhen, denn die Alpen waren abgeweidet und die Rinder, Ziegen und Schafe eingestallt. Da schritt ein Jäger durch das Thal, welches die Schönau, der Königssee und der Oberfee nebst ihren Umgebungen bilden, rüstig dem noch ziemlich fernen Forsthause zu. Seine Gestalt war groß, der Wuchs schlank, voll Würde und Anstand. Sein sonnverbranntes, männlich schönes Gesicht war ausdrucksvoll, die Züge regelmäßig und edel. Er schien 26—28 Jahre alt zu sein und sein ganzes Wesen zeigte den vollkommen vollendeten Mann. Jede seiner Bewegungen hatte eine Bestimmtheit, die auf einen festen Charakter schließen ließ.

Seine Kleidung bestand aus einer grauen Juppe mit grünen Aufschlägen und einem hirschledernen eng anliegenden Beinkleid, das bis zu den Knieen reichte, ließ aber die starken von Sonne und Wetter gebrannten Knie selbst entblößt. Grüne, wollene Strümpfe deckten Waden und Schienbein bis zum Knöchel und ließen, wie die Hosen das Knie, den Reihen des Fußes wieder los. So, den Bergstab mit Wildhühnern gefüllt auf dem Rücken, die Flinte auf der Schulter, den mit Spielhahn- und Reiherfedern gezierten Hut in den gefalteten Händen, wandelte er beim Klang der Abendglocken, still das Ave Maria betend, über den Pfad hin und bald schimmerte ihm einladend das Licht des Forsthauses entgegen.

Dort lebte der Förster Ehrlich, ein ächter treuer Bayer und braver Gatte mit seinem wackern Weibe und zwei Söhnen. In

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰

№ 4.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 55 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Allerdings, ich hatte ja damals noch kein Gelübde gethan. Eines schönen Nachmittags nun mußte ich in die Stadt. Ich legte mich auf den Schimmel, ritt fort und kam auch wohlbehalten an. Weil ich aber sehr viel zu besorgen hatte, konnte ich erst spät an die Rückkehr denken. Ich mußte über den Theaterplatz, den mein Schimmel sehr gut kannte. Unglücklicherweise wurde ein Stück gegeben, welches ich damals noch gar nicht kannte, das ich mir aber nachher mit angesehen und genau gemerkt habe, denn in wie fern und in wie so, es hat mich ins Malheur gebracht und ist schuld an dem Gebäude, welches ich gethan habe."

„Wie heißt das Stück?"

„Es heißt „die Stumme von Portici," und es kommt ein Kerl darin vor, ein gewisser Masaniello, ein Fischer, der Rebellion macht und auf einem lebendigen Pferde auf die Bühne gerritten kommt. Dazu nun war früher mein Schimmel gebraucht worden, und er konnte nicht nur das Stück und die Musik, sondern auch den Weg von der Straße bis hinauf hinter die Koulissen ganz genau."

„Aha!"

„Ja, nun kommt es, das Unglück! Also ich reite über den Theaterplatz; da fangen auf einmal drinnen die Pauken, Trommeln und Trompeten an, und es beginnt eine Musik, die meinem Schimmel bekannt vorkommen muß, denn in wie fern denn und in wie so denn, er spitzt die Ohren, fängt an zu schnauben, beißt in die Hölze und schüttelt ganz bedenklich mit dem Kopfe. Wieder wirbelt, klingt und donnert es drinnen los, und das Volk von Neapel singt die Worte, die ich nachher auswendig gelernt habe, weil sie schuld an meinem ganzen Peche sind:

„Geehrt, gepriesen
Sei der Held, den Ruhm bekränzt!
Frieden gab uns der Sieger,
Von Edelmuth umglänzt!"

Es war gerade, als ob der Schimmel diese Worte auch auswendig gelernt hätte. Er hatte oft da oben gestanden, als „Held und Sieger," von „Edelmuth und Ruhm bekränzt," und nun gab es kein Halten mehr. Ich konnte schreien, rufen, ziehen, zerren, schimpfen und fluchen, mit Händen und Füßen stampfen und strampeln, wie ich wollte, es half nichts, denn in wie so und in wie fern, wenn so eine Kreatur einsam werden will, so wird sie einsam."

„Also er ging durch?"

„Natürlich! In drei Ellen langen Sätzen flog er auf das Theater zu. Ich stand noch im letzten Lehrjungenjahr und hatte mir, um groß zu thun, den alten Müller seine Meerschaumpfeife weggikitzt und seine großen Kanonenstiefeln dazu, die mir um die Beine schlotterten, wie ein Paar alte blecherne Ofenrohre um eine Bohnenstange, wenn man die Spottlinge vertreiben will. Eine weiße Mehlhose, eine weiße Mehljacke und eine weiße Zuckelmütze, so sah ich auf dem weißen Gaule. Dieser kannte seinen Weg sehr genau. Wie ein Affe kletterte er an der Treppe empor, die jetzt beinahe wie eine Brücke anstieg. Dann ging es einen engen Gang hinter, auf dem nur eine einzige Lampe brannte und wo ich mich auf allen Seiten stieß und anstieß. Nachher wurde es lichter; ich sah die Koulissen und die strahlende Bühne. Dort war ein ganzer Haufe Volks versammelt; Masaniello wurde auf seinem neuen Schimmel vorgeführt, und der Triumphzug sollte beginnen. O weh!"

„Du bist doch nicht etwa hinaus auf die Bühne?"

„Wohin denn sonst? Der Schimmel war ja hartmäulig! Mit der Linken mußte ich die Meerschaumpfeife festhalten, und mit der Rechten hatte ich mich an das Viehzeug geklammert, daß es nicht parterre mit mir gehen sollte. Da fängt drin das Chor der Rache nach derselben Melodie von vorhin zu singen an:

„Noch heute soll der Stolze büßen,
Ich schwöre, abgerich ihn jetzt umglänzt!
Der feindliche Stahl trifft den Sieger,
Wenn auch Edelmuth ihn jetzt umglänzt!"

Da macht mein Schimmel einen Riesensprung, den man eine Lançade nennt, und im nächsten Augenblicke stieße ich mit ihm mitten in das Volk von Neapel hinein; meine Meerschaumpfeife flieat dem Rebellen Masaniello ins Gesicht, mein rechter Stiefel wirbelt links und der linke wirbelt rechts vom Beine herunter, der eine in die Musikanten und der andere gar in die Zuschauer hinein, denn in wie fern denn und in wie so denn, sie waren mir ja viel zu groß und weit; der richtige Schimmel beißt nach dem falschen, und der falsche schlägt nach dem richtigen; es wird ein Heidenskandal, ein Mordspektakel; das ganze Volk von Neapel mit dem ganzen Chor der Rache stürzt auf mich herein und reißt mich vom

7

Digitized by Google

Pferde; der Vorhang fällt dem geehrten Publikum vor der Nase zu; das „Ehrikum" fängt draußen und drüllt vor Lachen; ich aber werde von sechzig Fäusten „durchgewalkt," daß mir die Schwarte knackt, und als ich wieder zur Besinnung komme, liege ich zerschunden und zerschlagen draußen vor dem Theater, die Kanonenstiefeln krümmen sich vor mir, als ob sie Kolik und Leibschmerzen hätten, die Meerschaumpfeife hatten sie mir in die Zipfelmütze gewickelt, aber der Stiefel, der Kopf und die Spitze waren nicht aufzufinden gewesen, rechts vor mir steht der Schimmel und macht ein Gesicht, als ob er das Chor der Rache verschlungen habe und nicht wieder von sich bringen könne, und links steht ein Polizeidiener, der nur darauf gewartet hat, daß ich wieder zu Athem kommen soll, um mich nachher zu arretiren."

„Hat er Dich denn wirklich mitgenommen?"

„Natürlich; mich sammt dem ganzen Schimmel! Ich mußte auf die Polizeiwache, bekam einen fürchterlichen Verweis, aus dem sich der Schimmel gar nichts, ich mir aber sehr viel machte, und dann trollte ich mich von dannen. Draußen aber vor der Stadt ließ ich den Schimmel halten, reckte alle zehn Finger und auch die Kanonenstiefel zu den Sternen empor und that den grimmigen Schwur, in meinem ganzen Leben niemals wieder eine solche Bestie zu besteigen, denn in wie fern denn und in wie so denn, ich hatte mit diesem einen Male mehr als genug!"

„Aber wie war es nachher beim Militär?"

„Ich wurde für die Reiterei ausgehoben und kam zu den Husaren, wurde aber später zur Infanterie versetzt. Das war eine böse Zeit, die ich niemals vergessen werde."

„Warum versetzt?"

„Weil ich nicht auf das Pferd zu bringen war. Und schafften sie mich ja einmal links hinauf, so machte ich sofort, daß ich schleunigst rechts wieder herunter kam. Dem Pferde ging es dabei gut, mir aber desto schlechter, denn in wie fern denn und in wie so denn, mein Rücken hat sich fürer himmelblau und im Arrestlokal hatte ich mein immerwährendes Standquartier."

„Und wie ging es bei der Infanterie?"

„Besser, nämlich bis der Krieg kam. Ich bin stets ein alter seelenguter Kerl gewesen und kann nicht dazu kommen, einen Menschen zu erschießen oder das Bajonnet durch den Leib zu rennen. Als daher die Kanonen anfingen zu brummen und ich auch mit todtschlagen sollte, da that ich, als hätte mich eine Kugel getroffen und legte mich in einen Graben. Aber da kam die Kanallerie herangesaust; es waren Kürassiere, und das Pferd eines Wachtmeisters trat mir auf das Knie, hols der Teufel! Die Unfrigen wurden zu Abgewarfen, und als ich mich davon machen wollte, fielen ein paar feindliche Hallunken über mich her. Ich sollt mit und wollte nicht. Der Eine holte mit dem Säbel aus, und weil ich mich in diesem Augenblicke umdrehte, so traf die Klinge nicht meinen Rücken, sondern die Tuhr mir an dem Gesichte vorbei und nahm mir die Nase weg. Ich habe sie gar nicht wieder gefunden, und an dem ganzen Unglück ist hier der lange Klaus schuld, denn er ist der Wachtmeister gewesen, dessen Pferd mich getreten hat, so daß ich nicht ausreißen konnte. Und nachher wurde mir auch das Bein abgeschnitten, weil der Brand dazugekommen war."

„Laß es gut sein, Alter," meinte der andere Knappe. „Ich konnte ja nicht dafür, denn ich hatte Dir ja nicht gefolgen, Dich in den Graben zu legen. Und da wir uns einmal zusammengefunden haben, werde ich Dich auch nie wieder verlassen."

Er reichte ihm die Hand, welche Brendel mit sichtbarer Rührung drückte. Der alte Wachtmeister hatte nun bereits seit langen Jahren treu zu ihm gehalten und stets so an ihm gehandelt, daß es ihm leichter wurde, den Verlust seines Beines und seiner Nase zu ertragen.

Das Essen war beendet und die Leute erhaben sich, um wieder an ihre Arbeit zu gehen. Anna, die Tochter, war noch mit Räumen beschäftigt, als ein Reiter durch die Schlucht kam, bei dem Anblicke des hübschen Mädchens stutzte und dann sein Pferd in schnelleren Gang versetzte. Vor dem Tische hielt er an und stieg ab. Sie sah, daß es ein vornehmer Herr sein müsse.

„Guten Tag, mein schönes Kind!" grüßte er. „Darf ich fragen, wer Du bist?"

„Ich bin die Tochter des Müllers," antwortete sie.

„Das ist nicht wahr. Der Müller hat gar keine Tochter!"

„Ja, der vorige!"

„Ach so!" meinte er, sich besinnend. „Es ist ja ein neuer Müller hier. Wo ist er her?"

„Von drüben herüber, aus Norland."

„Ah! Wie heißt er?"

„Ullig."

„Und Du?"

„Anna."

„Ein hübscher Name, mein Kind! Kann man bei Euch ein Glas Milch bekommen?"

„So viel Sie wollen."

„So bringe es mir dort in jene Laube!"

Er band sein Pferd an den nächsten Baum und schritt der Laube zu. Nach einiger Zeit brachte Anna das verlangte Getränk. Er musterte das Mädchen mit einem Blicke, der sie doch erröthen machte, und ergriff ihre Hand.

„Sage einmal, hast Du bereits einen Schatz?"

„Sind solche Fragen hier in der Sitte?" antwortete sie.

„Nicht nur hier, sondern überall. Ich muß wissen, ob Du einen Geliebten hast."

„Warum?"

„Du bist ein reizendes Wesen, und wenn Du noch frei bist, so muß Du mein werden."

„Danke sehr! Dann will ich Ihnen lieber gleich sagen, daß ich bereits versehen bin."

„Ah! An wen?"

„Meine Sache!"

„Auch gut! Aber einen Kuß hast Du doch wohl auch an einen Andern übrig?"

„Nein."

Er versuchte sie an sich zu ziehen; es gelang ihm nicht; ebensowenig aber konnte sie ihre Hand, die er fest gefaßt hielt, aus der seinigen bringen.

„Nicht? So nehme ich ihn mir!"

„Das werden Sie nicht thun!"

„Warum?"

„Weil ich es nicht leide."

„Wollen sehen!"

Er faßte sie nun auch mit der Linken; sie aber schob ihn sehr kräftig zurück.

„Lassen Sie mich gehen. Ich habe mehr zu thun, als mich mit Fremden herumzuhalgen!"

„Ich aber balge mich gern, zumal mit einem so hübschen Mädchen wie Du bist."

„Sie scheinen aber nicht immer gut dabei zu fahren!"

„Wie so?"

„Man sieht es ja Ihrem Gesichte an, in dem die Schwielen und Narben noch zu sehen sind. Lassen Sie mich endlich, sonst weiß ich mich zu wehren!"

„Bah, einen Kuß!"

Er umfing sie wirklich und spitzte bereits die Lippen; da aber holte sie aus und gab ihm eine solche Ohrfeige, daß er sie fahren ließ. Sie sprang zur Laube hinaus.

„Donnerwetter!" rief er. „Das sollst Du mir büßen!"

Er eilte ihr nach, und es gelang ihm, sie wieder zu ergreifen.

„Lassen Sie mich, Sie Unverschämter, sonst rufe ich um Hilfe!" drohte sie.

„Rufe doch!" antwortete er, sie fest an sich drückend.

„Hilfe!"

Es hätte dieses Rufes nicht bedurft, denn bereits war der Müller aus der Thür getreten und kam herbeigesprungen.

„Herr, was wollen Sie? Lassen Sie los!"

„Nicht eher, als bis ich meinen Kuß erhalten habe!"

„Da kannst Du warten, Bürschchen!"

Mit diesen Worten faßte der Müller zu, und zwar so kräftig, daß der Fremde das Mädchen augenblicklich freigab.

„Hund, Du wagst es, Dich an mir zu vergreifen!"

„Kerl, rede anständig mit mir, sonst zeige ich Dir, wie man mit ehrlichen Leuten zu verkehren hat! Du stehst hier auf meinem Grund und Boden."

„Oder auf dem meinigen! Weißt Du, wer ich bin? Kennst Du mich?"

„Nein, habe aber auch gar kein Verlangen darnach. Trolle Dich von dannen!"

„Gang, wie es mir beliebt! So höre: ich bin Prinz Hugo, dem das Schloß dort gehört!"

Der Müller erschrak doch ein wenig, faßte sich aber sofort wieder.

„Das glaube, wer da will, ich aber nicht. Ein königlicher Prinz stellt keinem braven bürgerlichen Mädchen nach!"

„Zuweilen doch, wenn es ihm Vergnügen macht. Ich verlange meinen Kuß. Erhalte ich ihn, so bin ich bereit, Dir zu vergeben."

„Meine Tochter küßt keinen Andern als Den, der ein Recht auf ihre Liebe hat. Und zu vergeben haben Sie mir nicht das Mindeste. Sind Sie wirklich Prinz Hugo, so solle ich Ihnen gern

Digitized by Google

die Ehrerbietung, welche ich Ihnen schuldig bin, kann aber nicht dafür, wenn Sie sich so verhalten, daß diese Ehrerbietung unmöglich ist."

„Oho! Ich bin Dein Herr, und werde Dir zeigen, wie Du Dich zu verhalten hast!"

„Das weiß ich auch ohnedies. Ich fürchte Gott, thue recht und zahle meine Steuern; mehr kann Niemand verlangen, und mein Kind lasse ich mir nicht beleidigen und schimpfiren."

„Beleidigen? Schimpfiren? Mensch, kann es eine größere Ehre für Dich und Deine Tochter geben, als wenn sie mir gefällt?"

„Danke für diese Ehre! Königliche Hoheit, trinken Sie Ihre Milch, wie es sich gehört, und Sie werden mir stets willkommen sein; sonst aber muß ich mir Ihre Gegenwart verbitten."

„Ganz wie Du willst; aber Du sollst an mich denken!"

Er bestieg sein Pferd und ritt davon. Sein Weg führte ihn die Burgtreppe empor, welche in zahlreichen Krümmungen und Windungen zur Höhe stieg und zuerst an dem Nonnen- und dann am Mönchsklosster vorüberführte. Einige hundert Schritte noch über den letzteren lag ein kleines Kapellchen. Es enthielt ein Marienbild, welches wegen seiner Wunderthätigkeit weithin berühmt war und jährlich zweimal den Zielpunkt außerordentlicher Wallfahrten bildete. Dann herrschte ein sehr reges Leben auf dem Berge, welcher sich in einen ungeheuren Meß- und Belustigungsplatz verwandelte. Die Herren Väters gaben der heiligen Mutter Gottes ihre Erlaubniß, irgend ein in die Augen fallendes Wunder zu verrichten, verkauften Rosenkränze und Heiligenbilder und vertauschten ihren Segen gegen klingendes Metall, welches reichlich einzufließen pflegte.

Jetzt war die Straße und das Kapellchen leer, und nur hinter dem letzteren ertönte eine Stimme, welche Befehle zu ertheilen schien. Der Prinz lenkte sein Pferd um das kleine Gebäude herum und erblickte einen ungefähr sechzehnjährigen Knaben, welcher einen vor ihm sitzenden Hund Kunststücke zu lehren schien. Dabei aber war er noch bei einer zweiten Beschäftigung, welche allerdings sehr eigenthümlich genannt werden mußte.

Der Hund hatte den Prinzen bemerkt und knurrte. Der Knabe wandte sich um und erblickte den Reiter, ließ sich aber in seiner Arbeit nicht im mindesten stören. Es schien nicht diese Arbeit allein, sondern auch etwas Anderes zu sein, was den Prinzen fesselte. Er lenkte sein Pferd hart an den Knaben heran und frug mit barscher Stimme:

„Kerl, was thust Du hier?"

Der Gefragte hielt es nicht der Mühe werth sich zu erheben; er blickte sehr unbefangt empor und antwortete in einem sehr renitenten Tone:

„Das sehen Sie ja. Ich schmiere meine Stiefel!"

„Aber womit!"

„Mit Oel."

„Aber dies ist ja die ewige Lampe hier aus der Kapelle!"

„Ja; aber das Oel ist ganz gut für die Stiefel."

„Wie kommst Du von Fallum hierher, Bürschchen?"

„Von Fallum? Wo ist das?"

Jetzt stutzte der Prinz. Er fand hier eine höchst seltene und auffällige Renitichkeit, die er bewundern mußte. Nach einer schärferen Musterung des Knaben frug er:

„Heißt Du nicht Schubert?"

„Nein."

„Und bist nicht der Stiefsohn eines Fischers im Seebad Fallum?"

„Sie hören ja, daß ich gar nicht weiß wo Fallum liegt!"

„Wie ist Dein Name?"

„Franz Geißler."

„Geißler? So heißt der Schloßvogt."

„Das ist mein Oheim, bei dem ich jetzt bin."

„Auf Besuch?"

„Für immer. Mein Vater, der sein Bruder war, ist gestorben, und da hat er mich zu sich genommen."

Diese Worte wurden in einem Tone gesprochen, welchem anzuhören war, daß dem Knaben der Tod seines Vaters eine höchst gleichgiltige Sache sei.

„Was treibst Du denn bei ihm?"

„Ich? Nichts!"

„Du mußt doch etwas thun und etwas lernen!"

„Ist nicht nothwendig. Ich werde Diener oder Reitknecht beim tollen Prinzen."

„Ah! Wer sagt das?"

„Mein Oheim. Wenn der Prinz kommt wird es abgemacht."

„Dann bekommt er einen Diener, über den er sich freuen kann, einen, der seine Stiefel aus der ewigen Lampe schmiert. Das dürften die frommen Väter sehen!"

„Fromm? Sie sollten nur wagen mich auszuzanken! Komm, Tiras, ich bin fertig!"

Er erhob sich, trug die Lampe in das Kapellchen und verschwand dann mit seinem Hunde hinter den Bäumen, welche die Straße zu beiden Seiten einfaßten.

„Hm," machte der Prinz, „ein kostbarer unverfrorener Bengel. Solche Subjekte sind sehr oft die brauchbarsten, welche man finden kann. Aber eine solche Aehnlichkeit ist mir noch nicht vorgekommen. Ich sollte ihn wahrhaftig für diesen Fallumer Schiffersjungen, der an mich gedenken soll. Wer weiß, wie diese Aehnlichkeit noch einmal benützt werden kann."

Er verfolgte seinen Weg weiter und gelangte zur Burg, deren Thor weit geöffnet war, da man seine Ankunft bemerkt hatte. Geißler, der Vogt, stand zum Empfange bereit, und hinter ihm diejenigen Bewohner des Schlosses, welche er in der Eile hatte zusammenrufen können.

„Königliche Hoheit, welch eine Ueberraschung! Hätte ich ahnen können, daß uns das Glück Ihrer Gegenwart bevorsteht, so wären sicher —"

„Schon gut! Sie wissen, daß ich Privatmann sein will, wenn ich Burg Himmelstein aufsuche. Meine Zimmer sind in Ordnung?"

„Stets, gnädigster Herr!"

„Dann vorwärts!"

Er stieg ab, warf die Zügel seines Pferdes einem Knechte zu und schritt über den Burghof hinweg gegen eine Treppe, welche ihn in diejenigen Räume führte, die er hier zu bewohnen pflegte. Das waren noch dieselben Gemächer, in denen die alten Himmelsteiner gehaust hatten, aber die alten Eichenmöbel waren verschwunden, um einer Einrichtung nach dem neuesten Stile Platz zu machen, und an Stelle der klein- und undurchsichtigen Fenster waren große geschliffene Tafeln getreten, welche dem Untereange der Sonne wie goldenes Gold über das weite Land zu schimmern pflegten. Von hier aus hatten die alten Ritter dem edlen Handwerke des Wegelagerns obgelegen, und von hier aus setzte der Prinz dieses edle, ächt aristokratische Vergnügen fort, nur auch in einer Weise, welche den gegenwärtigen Zuständen angemessener war.

In seinem gewöhnlichen Wohnzimmer eingetreten, nahm er auf einem Sopha Platz.

„Etwas vorgefallen?"

„Nichts von Bedeutung, Hoheit."

„Ihre Familie hat sich vergrößert?"

„Durch einen Neffen, dessen ich mich annehmen mußte, als sein Vater starb."

„Bin ihm begegnet. Scheint ein sehr wohlerzogener Bursche zu sein."

Das Gesicht des Vogtes verfinsterte sich.

„Der Bube ist mit dem Hunde fort. Ich hoffe nicht, daß er sich durch irgend eine Ungehörigkeit das Mißfallen des gnädigen Herrn zugezogen hat!"

„Nicht im Geringsten. Im Gegentheile, ich habe mich sehr über ihn amusirt. Er saß mit dem Hunde hinter der Kapelle, hatte sich die ewige Lampe aus derselben geholt und schmierte mit dem Oele seine Stiefel ein. Ich wäre neugierig das Gesicht zu sehen, welches ihm beim Attrapiren von den frommen Vätern gemacht worden wäre."

„Verzeihen Hoheit ihm diesen Knabenstreich! Der Junge hat wirklich keinen Begriff von der schweren Sünde, welche er begangen hat."

„Bah; das hat er mit der heiligen Mutter Gottes abzumachen! Man soll der Jugend die Scherzagen nicht allzu sehr verkürzen, sonst zieht man sich Schwächlinge oder Muckser heran. Uebrigens frappirte mich seine außerordentliche Aehnlichkeit mit einem Burschen, für den ich ihn wirklich ganz und gar gehalten habe. Sie lesen die Zeitungen?"

„Ein wenig."

„Haben Sie mein Fallumer Abenteuer mit dem General von Helbig gefunden?"

„Allerdings. Ich begreife die geradezu rücksichtslose Rücksichtslosigkeit nicht, mit welcher die dortigen Behörden diesen schandervollen Fall behandelten. Ein Prinz von Süderland gegen einen schmutzigen Fischerjungen, öffentlich verhandelt und endlich gar in Strafe genommen. Solche Richter verdienen durchgepeitscht zu werden!"

„Eigenthümlich genug war es. Ich zeigte den Jungen an, und mich zeigte der General an; ich wurde zu einer mehrmonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt, von welcher ich mich nur auf dem Gnadenwege zu befreien vermochte, und den Jungen sprach man frei, so daß ich noch die Untersuchungskosten zu tragen hatte. Das sind norländische Zustände, hahaha! Seit dort ein Schmiede-

Digitized by Google

sohn Kronprinz und ein Zigeunerbankert Herzog von Naumburg geworden ist, gilt königliches Geblüt noch weniger als Vagabundensaft. Und solchem obskuriösen Volke gibt man meine Schwester Asta zum Weibe!"

„Ist es wahr, daß General Helbig diesen Fischerbuben adoptirt hat?"

„Adoptirt nicht, doch beinahe so. Er hat ihn und seine Mutter zu sich genommen, um für seine Erziehung zu sorgen. Es wird

Der russische Windhund.

eines schönen Tages die Zeit kommen, in welcher ich mit diesem Volke Abrechnung halte! Doch wie steht es mit der Komtesse?"

„Gesund ist sie, ob aber gefügt geworden kann ich nicht sagen."

„Wo ist sie?"

„Im Gärtchen jetzt."

„Wer verkehrt mit ihr?"

„Nur ich und meine Frau, wie Ew. Hoheit streng befohlen haben."

Digitized by Google

„Ich werde sie aufsuchen. Doch, apropos, da fällt mir ein: in der Höllenmühle ist ein neuer Besitzer?"

„Ja, ein Vorländer Namens Ulrich."
„Was sind es für Leute?"

Königs Friedrich Wilhelm I. Kronprinz Friedrich. Prinzessin Wilhelmine.
Das Tabakskollegium des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen in Königs-Wusterhausen.

„Sie sind, was man so stille und arbeitsame Menschen zu nennen pflegt. Er versteht sein Handwerk aus dem Fundamente und ist ein ausgezeichneter Landwirth, wie es den Anschein hat. Besseres Brod und Mehl als bei ihm hat es noch nicht gegeben."

„So kaufen Sie auch jetzt noch in der Hölle?"
„Ja."
„Auch die Patres?"

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1.- ℳ 5.

№ 5.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Nein. Der Müller ist Protestant, daher mag der Bruder Proviantmeister nichts mit ihm zu thun haben."

„Hat Uhlig Kinder?"

„Eines, eine Tochter."

„Ledig?"

„Verlobt."

„Mit wem?"

„Habe es zufällig gehört. Mit einem Hauslehrer drüben in ihrer Heimath. Er wird nächstens auf Besuch kommen."

„Aber ob er sie finden wird?"

Diese Worte waren in einem so eigenthümlichen Tone gesprochen, daß der Schloßvogt ihn anblickte, doch zeigte seine Miene keineswegs eine Ueberraschung.

„Ah, der gnädige Herr haben das Mädchen bereits gesehen?"

„Ja, vorhin."

„Ich kenne den Geschmack Ew. Hoheit und hatte mir vorgenommen, Sie auf diese schöne Müllerstochter aufmerksam zu machen."

„Ist noch Platz?"

„Hm, Zwei ist gefährlich und könnte die Sache verrathen!"

Eduard Kurzbauer.

„Sie unbemerkt herauf bekommen kann doch unmöglich schwierig sein!"

„Das nicht; aber sie würde mit der Komtesse zusammen kommen, was gar nicht zu vermeiden ist, und das mindert die Sicherheit. Hoheit müssten sich entschließen, sie in einem der alten Verliese unterzubringen, im Falle sie sich obstinat zeigt."

„Das wird sie allerdings thun, wie ich es aus Erfahrung weiß."

„Sollten der gnädige Herr bereits mit ihr gesprochen haben?"

„Mit ihr und ihrem Vater. Ich forderte einen Kuß von ihr, wurde aber zu einem sehr schmählichen Rückzuge genöthigt. — Wäre ich länger geblieben, so glaube ich, man hätte mich fortgeprügelt."

„Auf diese Weise ist man Ihnen begegnet? Hoheit, ich stehe zu Diensten!"

„Das versteht sich ganz von selbst. Ehe

Digitized by Google

ich mich aber zu irgend einem Schritte entschließe, werde ich mit der Komtesse sprechen. Vor allen Dingen merken Sie sich, daß von meiner Anwesenheit hier so wenig wie möglich verlautet. Ich will ungestört sein."

Da, wo der Basaltfelsen von dem Schloßplateau jäh und senkrecht zur Tiefe fiel, lag hinter der hohen Umfassungsmauer der Burg ein kleines Gärtchen in welchem die Edelfrauen früherer Jahrhunderte wohl einige der ihnen nothwendigsten Küchengewächse gebaut hatten. Der Platz hatte diesen Platz in einen allerliebsten Blumengarten umwandeln lassen. Zwar war er ringsherum durch starken Mauern umgeben, aber in das äußere Gemäuer, welches sich auf die scharfe Kante des Felsens stützte, hatte man einige Schießscharten ähnliche Oeffnungen angebracht, durch welche ein Ausguck weit in das Land hinein ermöglicht wurde.

Vor einer dieser Oeffnungen stand eine mit weichem Moose bedeckte Bank, welche von einem dichten, Schatten spendenden Epheu laubenartig überwölbt wurde. Auf dieser Bank saß eine junge Dame, welche vielleicht zweiundzwanzig Jahre zählen mochte. Sie trug ein einfaches weißes Negligékleid, welches sich schlankrückhaltlich um die üppig vollen Formen legte und nur mit einem schmalen blauseidenen Gürtel um die Taille befestigt war. Ein reiches lichtblondes Haar fiel in reizender Unordnung von dem schönen Köpfchen auf die weichen Schultern nieder, deren reines Weiß verführerisch durch den transparenten Stoff schimmerte; Nacken und Hals waren unbedeckt und auch die Arme waren bis über den Ellbogen aufgeschlagen, so daß die herrlich geformten Arme bis beinahe heraus an die Schultern frei zu liegen kamen. Der dünne Stoff legte sich verrätherisch eng an die Hüften und Beine, und die kleinen niedlichen Füßchen waren nur mit türkischen Pantoffeln bekleidet, so daß es ganz den Anschein hatte, als sei diese Dame eine jener Phrynen, welche es verstehen, durch eine raffinirte Toilette ihre Reize zu verdoppeln und ihr Opfer unwiderstehlich zu fesseln, wie die Schlange, welche mit ihrem Blicke den unsichtigen Vogel bezaubert, daß er ihr nicht zu entfliehen vermag.

Blicke man aber in dieses schöne reine Angesicht, in diese kindlich treuen vertrauensvollen Augen, so war es geradezu unmöglich zu glauben, daß dieses süße Wesen einer solchen Berechnung fähig sei. Man hätte vielmehr annehmen mögen, daß die Dame ein solches Gewand à la Cleopatra nicht aus eigenem Antriebe gewählt hätte, sondern durch irgend welche Umstände gezwungen worden sei es anzulegen. Auf ihrer reinen klaren Stirn schien eine Falte des Trübsinns sich gewaltig Bahn brechen zu wollen; die Winkel des kleinen Mundes waren mit einer gewissen Strenge nach unten gezogen, und der Blick suchte in tiefer Schwermuth durch die Mauerspalte die Ferne, in welcher sich der Aether zu einem immer dunkleren Blau verdichtet. Dieses Blau, dieses tiefe, feuchte, thränenschwangere Blau hatten auch die Augen, und denen eine Sehnsucht sprach, welche vielleicht ohne Hoffnung war.

Da werden Schritte hörbar. Sie wandte sich um und er blickte den Prinzen. Im Nu verbreitete sich heller Sonnenschein über ihr Angesicht; sie sprang empor, öffnete die Arme und eilte ihm einige Schritte mit sichtlichem Entzücken entgegen.

„Hugo, mein Hugo, endlich, endlich!"

Er umfing sie und drückte sie heiß an sich. Sie lag an seinem Herzen und litt die glühenden Küsse, unter welchen seine Lippen ihren Mund und ihre Wangen berührten.

„Toska, meine süße herrliche Toska; endlich ist es mir vergönnt, wieder bei Dir zu sein!"

Er zog sie auf die Bank zu sich nieder und schlang die Arme noch inniger um sie als vorher. Auch sie legte ihren Arm um seinen Nacken. Da aber fiel ihr Auge auf seinen unverhüllten Körpertheil, und mit einem Male kam sie wieder zum Bewußtsein dessen, was ihr Geliebt bereits seit Monaten empfot hatte. Tiefe Gluth legte sich über ihr Gesicht von der Stirn bis zum Nacken herab; sie riß sich ungestüm los, trat zurück und hüllte sich so tief wie möglich in das Gewand, welches ihr doch keine genügende Hülle bot.

„Was ists? Was hast Du so plötzlich?" frug er.

„Hugo, wo sind meine Kleider, welche ich mit hierher brachte? Man verweigert sie mir und zwingt mich, Gewänder anzulegen, die mich noch tödten werden."

„Ich kenne nur ein Gewand, welches getödtet hat, nämlich dasjenige des Herkules, und dieses war vergiftet."

„O, auch diese Kleider enthalten ein Gift, ein fürchterliches Gift. Gieb Befehl, daß ich die meinigen wieder erhalte, sonst fürchte ich mich vor mir selbst!"

„Du wirst sie erhalten, vorausgesetzt, daß Du mir folgsam bist."

„Wie wünschest Du daß ich sein soll?"

„Liebevoll."

„Bin ich dies nicht stets gewesen, bin ich dies nicht auch heute wieder?"

„Ich meine diejenige Liebe, welche die Frau zum Manne hat."

„Die sollst Du nicht vergebens suchen, doch zuvor muß ich erst Dein Weib sein. Ich habe meine Ehre auf das Spiel gesetzt; ich habe Dir meine Freiheit und alle meine Vergnügungen geopfert, weil Du es so wolltest. Ich sollte scheinbar verreisen, sollte mich auf einige Zeit zurückziehen, um die Augen irre zu leiten, welche unter Deine so erschrecklich suchten. Die Zeit, welche Du bestimmtest, ist längst vorüber, und noch immer bin ich gefangen, darf mit keinem Menschen verkehren und habe, wenn Du je kommst um mich zu besuchen, mit Dir und mit einer Liebe zu ringen, welche Deiner und meiner nicht würdig ist. Du liebst mich nicht mehr!"

„Mehr als jemals, ich schwöre es Dir; aber warum ringst Du mit meiner Liebe?"

„Ich verstehe sie nicht."

„Dann liebst Du nicht! Du denkst an die Krone, welche ich vielleicht einst tragen werde, aber nicht an das Glück, welches ich bei Dir suche und doch nicht finde."

„Warum muß ich mich noch immer verbergen? Warum nimmt man mir meine Garderobe und legt mir Kleider hin, deren sich nur eine Tänzerin nicht schämt?"

„Weil die Liebe nur im Verborgenen ihre schönsten und süßesten Triumphe feiert, und weil ich wünsche, Dich so reizend und entzückend wie möglich zu sehen, wenn mein Verlangen mich zu Dir treibt. Komm, setze Dich auf meinen Schooß und laß uns kosen!"

Ihr Blick verfinsterte sich, und sie hüllte sich womöglich noch tiefer ein.

„Also immer noch wie zuvor! Ich habe gehofft und gehofft, ich habe gebetet und gewünscht — vergebens. Ich warte nicht länger. Machst Du mich zu Dem, was offen oder heimlich einstwerlen, oder lasse mich wieder zurückkehren!"

„Du kannst Schloß Himmelstein noch nicht verlassen, Toska; die Umstände verbieten es. Man weiß bereits, daß Du nicht verreist bist; man ahnt sogar, daß ich Dich verberge. Deine Rückkehr ist unmöglich, so lange Du noch nicht mein Weib geworden bist."

„So mache mich zu diesem!"

„Das geht noch nicht. Die Hindernisse, welche es vorher gab, sind nicht verschwunden, sie haben sich vielmehr vergrößert, und ehe ich sie besiege, wird eine lange Zeit vergehen."

„Du gabst mir Dein Wort!"

„Ich halte dasselbe. Komm!"

Er nahm sie bei der Hand und zog sie wieder an sich. Sie ließ es zögernd geschehen.

Unterdessen gab der Schloßvogt seine Befehle und suchte dann seine Frau auf, welche sich in der Küche befand.

„Wo ist der Prinz?" frug sie.

„Im Garten."

„Ist nicht auch die Komtesse dort?"

„Ja. Ich hoffe, sie wird endlich klug werden!"

„Was nennst Du klug?"

„Die Aufgabe ihres Widerstandes gegen ihn."

„Ja, Ihr Männer seid sehr weise. Oft aber seid Ihr zum Bedauern dumm. Ein Gehorsam gegen ihn würde die größte Albernheit sein!"

„Wie so?"

„Das muß ich diesem Menschen erst erklären! Er liebt sie; nicht?"

„Hm, er liebt Alle!"

„Gut; dann will ich sagen, daß er entzückt ist von ihrer Schönheit; denn schön ist sie, wie ich noch niemals eine Andere gesehen habe. Er hat ihr versprochen sie zu heirathen, will aber nur ihre Schönheit genießen, und das ahnt sie jetzt. Er hat sich durch diesen albernen Befehl, sie zum Anlegen unzüchtiger Kleidungsstücke zu zwingen, verrathen. Gehorcht sie ihm, so ist sie verloren, denn er wird satt und vergißt sie. Sie stirbt dann auf Schloß Himmelstein oder da unten im Nonnenkloster; denn er sorgt ganz sicher dafür, daß sie verschwunden bleibt. Durch das Verlangen seiner Wünsche aber macht sie sich selbst unfähig zu einer solchen Höhe an, daß er doch noch am Ende die Unklugheit begeht, sie zu heirathen. Dazu gehört freilich mehr Talent als sie besitzt; dazu gehört eine genaue Berechnung, eine so schlaue Taktik, wie sie nur bei sehr erfahrenen Frauen zu finden ist."

„Bah, Ihr Weiber seid alle erfahren! Der jüngste Backfisch versteht es heut zu Tage ganz gut, den vorsichtigsten Mann zu überrumpeln und zu überlisten."

„So! Hast Du Dich vielleicht auch bereits von einem Backfische überlisten lassen?"

Digitized by Google

„Nein, aber von einem Stockfisch!“

„Wen meinst Du mit diesem Worte, he? Doch nicht etwa mich?“

„Wen ich meine, das kannst Du Dir — horch, was war das? Rief da nicht Jemand um Hilfe?“

„Es klang beinahe so. Aber wer sollte hier um Hilfe rufen?“

„Es war im Garten. Horch, noch einmal — zum dritten Male! Es kommt näher. Er wird durch seine Unvorsichtigkeit Skandal verursachen. Ich muß hinab!“

Der Vogt eilte nach dem hinteren Hofe, aus welchem ein kleines Pförtchen nach dem Gärtchen führte. Toska hatte nur in diesen Hof Zutritt, und wenn sie dort erschien, war dafür gesorgt, daß Niemand von der Dienerschaft dort zugegen sein konnte. Sie war eine Gefangene im wahrsten Sinne des Wortes, deren Unwesenheit man so viel wie möglich zu verheimlichen suchte.

Als der Vogt diesen Hof erreichte, kam ihm Toska mit wehendem Haare und fliegendem Gewande entgegen. Sie wurde von dem Prinzen verfolgt. Geisler wollte sie halten, aber sie entschlüpfte ihm. Beide rannten ihr nach, die Treppe empor und einen Korridor entlang, dessen Schlimmer ihre Wohnung bildete. Sie erreichte dasselbe in demselben Augenblicke mit dem Prinzen; er trat mit ihr ein und verschloß die Thür. Während dies geschah und er ihr dabei den Rücken zukehrte, hatte sie ein Messer von dem Tische ergriffen und an sich genommen.

„So, mein Schätzchen,“ lachte er. „Eine solche kleine Jagd ist interessant, aber entkommen kannst Du mir nicht!“

„Meinen Sie?“ antwortete sie mit leuchtendem Athem und fliegendem Busen. „Jetzt erst kenne ich Sie; jetzt ihue ich den ersten klaren Blick in die Verworfenheit Ihrer niederträchtigen Seele. Verlassen Sie mich, wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen!“

„Vielleicht? Ich meine, daß wir erst noch einen zärtlichen Abschied feiern werden, ehe wir scheiden. Komm an mein Herz, mein süßes holdes Liebchen!“

Er machte Miene sie zu umarmen. Da erhob sie die mit dem Messer bewaffnete Hand:

„Wagen Sie es, mich anzurühren!“

Er trat bei diesem entschlossenen Tone doch einen Schritt nach rückwärts.

„Ah, interessant, ganz wie auf der Bühne. Sie verrathen theatralisches Talent!“

„Möglich, aber ich werde nicht nur spielen, sondern vielmehr wirklich handeln. Verlassen Sie augenblicklich mein Zimmer, sonst rufe ich die Leute herbei!“

„Das würde Ihnen nichts helfen, Komtesse, denn diese Leute stehen in meinem Dienste und haben also nur mir zu gehorchen. Wollen Sie mich anhören?“

„Co sprechen Sie. Aber machen Sie es kurz, und verfuchen Sie es nicht sich mir zu nähern, da ich sonst von meiner Waffe Gebrauch machen werde. Sie kennen mich!“

„Allerdings kenne ich Sie. Ich weiß, daß Sie das einzige Kind waren und eine Erziehung genossen haben, wie sie sonst nur Knaben zu Theil zu werden pflegt. Sie reiten, turnen, schießen und fechten, ich weiß es; Ihr Messer aber flößt mir dennoch keine Furcht ein.“

„Bah, ich werde es gebrauchen, mit welchem Erfolge, das wird sich zeigen!“

Der Prinz schien doch ein wenig schüchtern zu werden. Er wich noch um etwas zurück und meinte dann:

„Diesen Erfolg kenne ich. Sie sind nicht der erste Vogel, den ich hier zähmen lasse. Wir wollen offen sein.“

„Oh, fürchten Sie nicht, daß ich schmeicheln werde.“

„Wohl Komtesse, so hören Sie! Burg Himmelstein wird öfters von Damen bewohnt, welche die Liebe und ihre Schönheit herausgeführt haben. Fügen sie sich in meine Befehle, so werden sie später mit reichen Geschenken entlassen und haben die Wonne aller Seligkeiten genossen. Fügen sie sich aber nicht, so verschwinden sie aus dem Leben; sie sterben nach Jahren in den Verließen, aus denen seit Jahrhunderten kein Auferstehen gewesen ist. Wählen Sie!“

Sie war erbleicht, fürchterlich erbleicht.

„Sie sind ein Teufel!“ hauchte sie endlich. „Und einen solchen Satan liebte ich!“

„Ja, Sie liebten mich und folgten mir, wie alle Ihre Vorgängerinnen,“ lächelte er. „Glaubten Sie wirklich, daß ich Sie an meine Seite heben würde? Sie waren schamhaft, verteufelt schamhaft und zurückhaltend, ich suchte dieses alberne Gefühl zu tödten, indem ich Ihnen eine geeignete Toilette aufnöthigte. Es hat nichts geholfen. Sie werden mir gehören oder diese Mauern niemals verlassen. Wählen Sie!“

Ihre Augen leuchteten.

„Ich habe gewählt.“

„Wie?“

„Sie sind mir mehr zuwider als das häßlichste Gewürm, das auf Erden kreucht.“

„Gut. So ist Ihr Schicksal entschieden. Man wird Sie in das Verließ bringen.“

„Noch ist es nicht so weit. Noch habe ich mein Messer!“

„Machen Sie sich nicht lächerlich. Es gibt hier Hände genug, welche es Ihnen zu entringen vermögen.“

„Es sterbe ich als Gefangene, aber doch mit dem Bewußtsein, daß Sie mich nicht anrühren durften.“

„Dieses süße Bewußtsein will ich Ihnen gönnen, obgleich es mir doch vielleicht noch beikommen könnte, mich Ihnen zu nähern, wenn Sie gefesselt und unschädlich gemacht worden sind.“

„Feiger elender Schurke!“

„Danke! Auf alle Fälle aber muß ich Ihnen sagen: Sobald Sie sich in dem Verließe befinden, sind Sie das Eigenthum des Knechtes, der Sie füttert. Er wird glücklicher sein als ich.“

„Scheusal!“

„Noch einmal, wählen Sie!“

„Ich habe gewählt und würde mich auf der Stelle tödten, aber ich hoffe auf die Gerechtigkeit und Hilfe Gottes; er wird mich nicht verlassen, Sie aber zu treffen wissen!“

„Auch diese Hoffnung lasse ich Ihnen. Wir sind fertig. Adieu!“

Er verließ das Gemach und verschloß es von außen, so daß sie es nicht verlassen konnte. Als er seine Wohnung erreicht hatte, klingelte er. Der Schloßvogt erschien.

„Hat Jemand etwas gemerkt?“

„Nein.“

„Sie bleibt unverbesserlich. Ich gebe sie auf.“

„Was befehlen Ew. Hoheit mit ihr.“

„Sie kommt in das Verließ.“

„Entschuldigung, das wird nicht gehen!“

„Warum?“

„Es sind nur zwei sichere Steinkammern vorhanden, und diese sind belegt. Die beiden Letzten sind noch nicht todt.“

„Noch nicht? Sie scheinen sehr luxuriös zu leben!“

„Das nicht; aber sie waren beide krnnkgeiund, und mit einem Morde kann ich mein Gewissen denn doch nicht beschweren.“

Der Prinz lachte cynisch.

„Ja, ich weiß, daß Sie ein außerordentlich zartes Gewissen besitzen! Weiß Ihre Frau von den Beiden?“

„Daß sie da waren weiß sie natürlich, nicht aber wo sie hingekommen sind. Sie ganz und vollständig in meine Geheimnisse einzuweihen halte ich nicht für nöthig.“

„Das laßt sich begreifen. Sie könnte sonst einen Anfluß von demjenigen überflüssigen Gefühle bekommen, welches man Eifersucht nennt. Und nun weiß ich auch, warum die beiden Letzten noch leben. Sie waren schön, die Sängerin sowohl als auch die Gouvernante.“

„Hoheit glauben doch nicht etwa, daß — —“ stockte der Vogt verlegen.

„Bah, wir kennen uns! Doch, ich will nicht zanken. Also die Komtesse hat keinen Platz da unten? Was meinen Sie, wie wäre es bei den Nonnen?“

„Sehr praktisch. Da steckt sie gut und bleibt Ew. Hoheit immer aufgehoben. Ich wette, daß sie in kurzer Zeit so wohl erzogen ist, daß sie Ihren Besuchen mit Sehnsucht entgegensieht.“

„Meinen Sie? Sollten die frommen Schwestern so gute Erziehungsmittel haben?“

„Allerdings.“

„Strenge?“

„O nein, sondern das Beispiel. Das Beispiel ist in der Liebe ebenso mächtig wie irgend wo anders, in der Angst, in der Furcht oder im Hasse. Das Beispiel erzieht mehr als Bitte oder Strafe. Sprechen Sie mit dem Prior!“

„Von ihm weiß ich, daß er sie aufnehmen wird. Aber die Gefahr! Sie wird gegen die Nonnen sprechen.“

„Bah, das schadet nichts, denn diese werden kein Wort weiterreden, sondern sie vielmehr zu überreden suchen. Es gibt in dem Klosterkirchhofe einen Winkel, in welchem man beim Nachgraben nichts finden würde als die Ueberreste neugeborener Kinder.“

„Nicht möglich! Wer waren denn die Väter?“

„Die Mönche. Wer anders?“

„Alle Teufel!“

„Ja. Die frommen Väter und Mütter haben einander sehr

Digitized by Google

lieb, und der alte Basaltfelsen hat nicht umsonst so tiefe Klüftungen und unterirdische Gänge."

„Ich weiß allerdings bereits Verschiedenes; von einem so nahen Umgange zwischen den beiden Klöstern aber erfuhr ich noch nichts. Sind Sie sicher?"

„Pater Philippus, der Küchenmeister, ist mein leiblicher Bruder. Wir haben keine zahlreichen Geheimnisse vor einander."

„Dann bin ich überzeugt und werde sofort zum Prior gehen. Die Komtesse muß schon deshalb fort, um der Müllerstochter Platz zu machen."

„Ah, diese soll noch heute — —?"

„Wollen erst sehen."

„Erlauben mir Hoheit die Bemerkung, daß es gefährlich ist, uns einer Person zu bemächtigen, welche hier in der Nähe wohnt. Und die Gefahr wächst, wenn dies noch heut geschehen sollte. Bei solchen Dingen ist es gut, den geeignetsten Augenblick geduldig abzuwarten."

„Ich kann nicht hier bleiben, bis es einem geeigneten Augenblick beliebt zu erscheinen."

„Aber Hoheit könnten wiederkommen!"

„Meinen Sie daß Unsereiner über seine Zeit zu bestimmen vermag wie jeder beliebige Privatmann?"

„Ich bin vom Gegentheile überzeugt. Bestimmen Ew. Hoheit, ich werde gehorchen."

„Ich habe außer alledem noch eine Aufgabe für Sie, deren Lösung nicht ganz leicht sein wird. Sie kennen den Prinzen von Naumburg?"

„Welchen?"

„Den General, welcher sich bei der letzten Verschwörung in Norland kompromittirte und zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde."

„Ihn kenne ich."

„Er hat es fertig gebracht, auf irgend einem heimlichen Wege einige Zeilen an mich gelangen zu lassen. Er sehnt sich natürlich nach der Freiheit, doch kann man offiziell nicht das mindeste für ihn thun, und ich am allerwenigsten, da ich mich nicht der Sympathie der nordländischen Herrscherfamilie erfreue. Der ominöse Fall im Seebad Fallum hat diesen Riß bedeutend vergrößert, und ich bin wahrhaftig nicht abgeneigt, diesen Nordländern einen Streich zu spielen, der ihnen zu schaffen macht. Die größte Verlegenheit würde ihnen bereitet, wenn es Prinz Naumburg gelänge zu entspringen. Dann besteht er der Hilfe von außen her, und ich bin sehr bereit ihm dieselbe zu gewähren, wobei ich mich allerdings auch gern auf Sie verlassen möchte."

„Ich stehe zu Diensten. In welcher Weise würde ich mich zu betheiligen haben?"

„Naumburg muß natürlich über die See, doch nicht sofort, denn das wäre eine Unvorsichtigkeit. Er ist nicht blos politischer Gefangener, sondern man hat die Güte gehabt, ihn auch krimineller Punkte anzuklagen und zu überführen; er müßte also selbst vom Auslande ausgeliefert werden. Er kann sich eß, und zwar unter einem fremden Namen, in See wagen, wenn der Lärm, den sein Entkommen verursacht, vorüber ist, und bedarf daher eines Asyles, in welchem er Sicherheit findet. Dies wird Schloß Himmelstein sein. Er soll als Ihr Verwandter bei Ihnen wohnen. Dies wird die passive Theilnahme sein, welche ich von Ihnen fordere. Ob Sie vorher oder nachher auch aktiv eingreifen müssen, werden die Umstände ergeben. Jetzt nun bringen Sie einen Imbiß, und dann werde ich mich zum Prior begeben."

Eine halbe Stunde später stieg er den Burgweg herab nach dem Kloster zu. Er setzte den großen ehernen Klopfer in Bewegung, und der Bruder Pförtner erschien, um den Einlaß Begehrenden zu examiniren. Er erkannte natürlich den Prinzen, da derselbe oft um Orte verweilte, auf der Stelle und riß beide Flügel des Thores auf, um ihn mit einer tiefen Verneigung und selbungsvoller Ansprache zu begrüßen. Dann zog er die Glocke, auf deren Ton sämmtliche Insassen des Gott geweihten Ortes herbeieilten.

Der Prior trat heran. Er war ein mit solcher Leibesfülle begabter Mann, daß sein Durchmesser fast seine Länge erreichte. Sein Gesicht glänzte von Fett, Salbung und Unterthänigkeit, und seine Rede duftete von himmlischem Weihrauch und göttlicher Ambrosia. Er geleitete den Prinzen zunächst in das Refektorium und dann in den Speisesaal, wo der Bruder Küchenmeister unter Beihilfe des Bruders Kellermeister schnell ein Ehrenmahl aufgetragen hatte. So wenig Zeit er dazu gehabt hatte, es ließ doch kaum etwas zu wünschen übrig und gab den deutlichen Beweis, daß die frommen Brüder wohl geistlich der Welt entsagt hatten, körperlich aber mit ihr in sehr innigem Zusammenhange geblieben waren.

Am Schlusse der Tafel sprach der Prinz seine Anerkennung aus und erbat sich den Prior um einen Rundgang durch die Räume des Klosters, verbat sich aber jede weitere Begleitung. Er wurde durch die Kirche, durch Küche und Keller, in alle Zellen und auch hinaus in den Klostergarten geführt. Dieser lag nicht eben, was ja das Terrain gar nicht erlaubte, sondern zog sich bergauf gegen das Schloß hinan. Rundum von einer sehr hohen und wohl erhaltenen Mauer umgeben, zeigte er in seinem höchsten Theile den Klosterfriedhof, wo die sterblichen Leiber ruhten, deren einstige Bewohner nun im höheren Lichte wandelten. Je ein Kreuz bezeichnete die Stätte, an welcher Staub zu Staub gesunken war. Der Prinz wanderte mit dem Prior zwischen den Hügeln dahin, auf denen fromme Hände allerlei duftende Zierde gepflanzt hatten.

„Hier ruhen die Väter Ihres Klosters?" frug Hugo.

„Welche eingingen in die Hütten der Seligen," antwortete der Prior.

„Und die Mütter dort unten, haben sie einen eigenen Friedhof?"

„Nein. Die beiden Klöster wurden von dem frommen Ritter Theobald von Himmelstein zu gleicher Zeit gestiftet, und er bestimmte, daß die Väter und Mütter von einem und demselben Orden sein und an einem und demselben Orte zur ewigen Ruhe gebettet werden sollten. Friede sei mit seiner und mit ihrer Asche!"

„Liegen die Väter und Mütter getrennt?"

„Nein, obgleich dies anderwärts unter gleichen Verhältnissen nicht Sitte ist. Aber es steht geschrieben: „Sie werden nicht freien und nicht gefreit werden;" die Engel und die Seligen kennen kein Geschlecht und keine andere Lust, als die Lust am Herrn. Darum dürfen die in Christo Entschlafenen bei einander ruhen ohne Aergerniß. Ihre Seelen schweben um den Thron Gottes und sind rein gewaschen von allem Schmutze dieses Lebens."

„Darf man das Kloster der frommen Frauen auch besuchen?"

„Nur Auserwählten ist es erlaubt."

„Darf ich mich zu diesen Auserwählten rechnen?"

„Ich bitte in Unterthänigkeit darum!"

„Ich muß gestehen, daß ich in geistlichen Dingen einigermaßen unerfahren bin. Ihr Kloster steht in keinem amtlichen Zusammenhange mit diesem andern."

(Fortsetzung folgt.)

Bis zum Tod getreu.

Historische Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge

von

J. B. Karg.

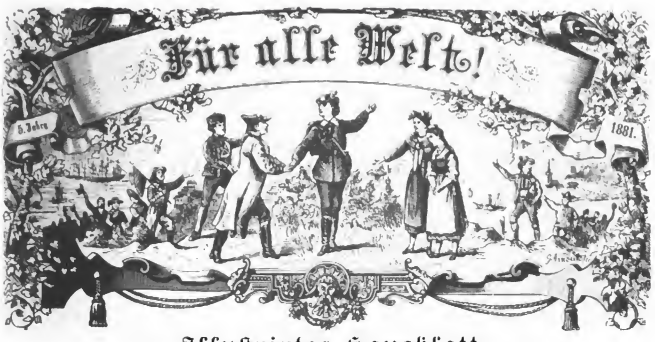
(Fortsetzung.)

Tief aufathmend stand er einige Augenblicke in Ruhe da, dann wickelte er das Seil um Brust und Nacken und ließ das andere Ende, dicht an den Rand der Schlucht tretend, hinabfallen. Plötzlich hing es schlaff, erreichte also. „Gott sei Dank!" murmelten die Lippen Franzens. „Fertig!" tönte es dumpf herauf und der Schütze begann hierauf, seine Waffe als Stütze verwendend, mit aller Kraft die Last emporzuwinden. Dichter Schweiß bedeckte das Antlitz des Samariters, seiner Brust entrang sich keuchend der Athem, die Augen drohten aus ihren Höhlen zu treten, aber Schritt für Schritt schlepote er sich vorwärts. Da auf einmal ließ die straffe Spannung des Seiles nach und der Ruf „Gott sei gelobt, ich bin oben!" erscholl. Doch Franz taumelte und geradezu noch, bevor sein Schützling hinzueilen und ihn auffangen konnte, sonst wäre er zu Boden gestürzt. Endlich erholte er sich aber doch wieder und nun fanden die Dankesergüsse des dem Tode Entrissenen keine Grenzen mehr. Als die Beiden so langsam zum Feuer gelangt waren, begann Franz die Wunden des Mannes zu untersuchen, die sich außer einer breiten Kopfwunde nur als Risse erwiesen, die er sich beim Hinabklettern an dem scharfen Gestein zugezogen. Nachdem er diese verbunden und den Geretteten vom Blute gereinigt hatte, erhob er seine Büchse und sprach: „Wenn Euch dürstet, so benützt meinen Becher, den ich Euch hier lasse. Ich gehe jetzt, um für unsere Nachtzeit zu sorgen, so gut mans eben hier oben kann. Bleibt ruhig auf dieser Stelle, bald werde ich wiederkehren."

Bei den letzten Worten setzte er sich in Bewegung, um gleich darauf den Blicken des Zurückgebliebenen durch einen Felsblock entzogen zu werden.

Etwa eine kleine Stunde mochte vergangen sein, als der Mann am Feuer einen Knall wie den einer Schußwaffe vernahm und nach Verlauf kurzer Zeit nahte Franz, eine feiste Gemse, das Opfer seiner sicheren Kugel, auf den Schultern. Schnell warf er die Bürde zu Boden, zerwirkte sie jagdgerecht und legte ein großes saftiges Stück in den eisernen Topf, welchen jeder Bergschütze in seinem

Digitized by Google



Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 80 ₰.

№ 6.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 30 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Doch. Weder die Priorin noch irgend eine der Schwestern hat das Recht, eine kirchliche Handlung vorzunehmen. Das dürfen nur wir."

„So verkehren Sie in Folge Ihrer priesterlichen Würde wohl oft mit den frommen Schwestern?"

„Sehr oft. Habe ich doch die Oberaufsicht über das Schwesternhaus zu führen. Soll eine Messe celebrirt, eines der heiligen Sakramente ertheilt oder sonst eine kirchliche und priesterliche Handlung vorgenommen werden, so muß entweder ich oder einer der Brüder hinübergehen."

In diesem Augenblicke bückte sich der Prinz, griff zwischen die Ephrauranken hinein und zog einen Gegenstand hervor, den er sehr aufmerksam betrachtete. Auch der Prior sah ihn und entfärbte sich leicht.

„Sind Sie ein Phyliolog, Hochwürden?"

„Nicht sehr."

„Aber doch so viel, um diesen Gegenstand bestimmen zu können. Bitte, wollen Sie sich denselben einmal betrachten!"

„Hm, die Röhre von einer Gans, wie ich vermuthe."

„Ja, eine Röhre ist es allerdings, doch das Geschöpf, an dessen Bein sie sich befand, muß noch sehr jung gewesen sein, da die Knochenbildung so wenig vorgeschritten war, daß die beiden Röhrenköpfe noch ganz aus Knorpel bestanden. Vielleicht ein Lamm. Aber dessen Knochen vergräbt man doch nicht in geweihter Erde."

„Diese Röhre war wohl auch nicht vergraben. Sie lag frei zu Tage."

„Aber sie hat längere Zeit, wenn auch nicht Jahre lang, in der Erde gelegen." Er barg die Röhre sorgfältig wieder an dem Orte, an welchem er sie gefunden hatte, und fuhr dann fort: „Es muß etwas Großes sein um das Amt eines geistlichen Hirten. Kein Fürst, kein König hat die Macht, die ihm gegeben ist."

„Ja; der Herr verleiht seinen Dienern die höchste Gewalt, sie können die Seligkeit verweigern, sie vermögen aber auch den Himmel zu öffnen."

„Welch ein Bewußtsein muß es sein, an Gottes Statt dazustehen und der Vertreter des höchsten Wesens zu sein, dem Jeder in vertrauender Ehrfurcht nahen kann. Wird diese Gewalt nicht vielleicht zuweilen mißbraucht, Hochwürden?"

„Das wäre die Sünde wider den heiligen Geist, die niemals vergeben wird."

„Niemals?"

„Nie."

„So dürfte sie auch von der weltlichen Gerechtigkeit nicht vergeben werden."

„Hoheit irren. Hier hat das weltliche, das bürgerliche Gesetz nicht mitzusprechen, sondern dieser Fall gehört einzig und allein in die Disziplin des priesterlichen Standes."

„Ich will Ihnen einen Fall erzählen: Ein König, Bekenner der alleinseligmachenden Kirche, hatte, um eine große Gefahr von sich und seinem Lande abzuwenden, einen geheimen Traktat mit dem protestantischen Monarchen des Nachbarlandes abzuschließen. Er wußte bereits vor Abfassung des Vertrags, daß er die Bestimmungen desselben brechen werde, und zog seinen Beichtvater zu Rathe. Dieser absolvirte ihn und hieß sein Vorhaben gut, da der Kontrahent ja ein Ketzer sei. Dieser Beichtvater stand, ich weiß nicht in Folge welcher Umstände, unter der Gewalt einer alten Zigeunerin, die also eine Hexin war. Sie hieß Zarba. Ihr machte er, ich weiß nicht ob freiwillig oder erzwungen, Mittheilung von dem Vorhaben des Königs."

„Unmöglich! Einer Zigeunerin!" rief der Prior, aber sein vorher von Röthe glänzendes Gesicht war plötzlich leichenblaß geworden.

„Ja, einer Zigeunerin. Auch ich kenne sie und habe diese Mittheilung aus ihrem eigenen Munde. Jedenfalls verfolgte sie dabei eine Absicht, die ich aber leider nicht zu durchschauen vermag."

„Der Beichtvater eines Königs? Sollte dies nicht eine höllische Verleumdung sein?"

„Nein. Sie suchte den Priester in seiner Wohnung auf und erhielt das Bekenntniß von ihm sogar in zwei Exemplaren niedergeschrieben. Das eine gab sie jüngst mir, und das andere hebt sie für meinen Vater, den König auf."

„Ah, sonderbar!"

Dicke Schweißtropfen standen ihm jetzt auf der Stirn. Er blickte wie Hilfe suchend umher und konnte sein Auge nicht zum Prinzen erheben, der ihn lächelnd fixirte.

„Ja, sehr sonderbar! Jetzt ist dieser Beichtvater Prior, er er-

Digitized by Google

hielt diese Pründe von dem Könige als Anerkennung seiner treuen Amtsführung."

„Was werden Doleit mit dem Exemplare thun, welches sich in Ihren Händen befindet?"

„Darüber habe ich noch keinen Beschluß gefaßt, doch bemerke ich, daß ich nicht rachsüchtig bin und es vielleicht vermag, auch das andere Exemplar unschädlich zu machen."

„Sie kennen den Namen dieses Priesters?"

„Notärlich. Er hat sich ja unterzeichnet und sogar sein Amtssiegel aufgedrückt. Doch das war eine Episode, welche ich nur nebenbei erzählte, da mich unser Gespräch auf dieses Thema führte. Ist es noch Tageszeit genug, die frommen Schwestern zu besuchen?"

„Hoheit, das Haus steht Ihnen zu jeder Zeit geöffnet?"

„Ich bin in der Lage, einige Erkundigungen einziehen zu müssen."

„Ich stehe zu Diensten."

„Sind die beiden Klöster durch verborgene Gänge verbunden?"

„Königliche Hoheit — — —!"

„Die Wahrheit, nichts weiter, Hochwürden!" gebot der Prinz in strengem Tone.

„Bei der Beschaffenheit dieses Felsens wäre es möglich, daß sich ohne unser Wissen — — —"

„Mit einer Möglichkeit ist mir nicht gedient," unterbrach ihn schnell der Prinz. „Ich habe ein Exempel zu lösen, von welchem ich nur zu Ihnen sprechen kann, und will dabei nicht mit Möglichkeiten, sondern mit Wirklichkeiten rechnen. Also — —?"

„Die Verbindung ist da," gestand jetzt der Prior.

„Und wird benutzt?"

„Zuweilen, jedoch nur zu Zwecken, von denen ich sagen kann, daß sie — — —"

„Schon gut, Hochwürden! Ich bin befriedigt und frage nicht nach diesen Zwecken, obgleich es möglich ist, daß mich ein ganz ähnlicher Zweck zu meiner Erkundigung veranlaßt hat."

„Ah!" holte der Prior tief Athem.

„Ja. Und dabei habe ich nicht einen geistlichen, sondern einen sehr weltlichen oder vielmehr körperlichen Zweck im Auge."

„Darf ich um die Mittheilung desselben ersuchen, königliche Hoheit?"

„Ich werde zunächst weiter fragen. Bedarf es zur schleunigen Aufnahme einer Novize der besonderen Bestagung derselben?"

„Gewöhnlich, ja. Gibt es aber ernste Rücksichten, welche mit ihrem Seelenheile in Verbindung stehen, so kann oder muß vielmehr die heilige Kirche die ihr verliehene Macht gebrauchen und wird den Eintritt gebieten."

„Schön; das ist mein Fall! Wird die heilige Kirche nach dem Namen der Novize fragen?"

„Ihr oberster Diener ist dazu verpflichtet, wird ihn aber verschweigen und auch dafür sorgen, daß er den andern Schwestern niemals genannt werden kann."

„Bah! Dieser oberste Diener wird vielleicht ebenso verschwiegen sein, wie jener unvorsichtige Beichtvater, von dem ich Ihnen erzählte."

„Vielleicht ist es ihm möglich, Ihnen Garantie für seine Verschwiegenheit zu geben."

„Das würde mir lieb sein. Worin würde diese Garantie wohl bestehen?"

„Das kann ich jetzt leider noch nicht bestimmen, ich vermag darüber erst dann zu entscheiden, wenn ich den Fall möglichst kennen gelernt habe."

„So werde ich ihn mittheilen. Sie wissen ja, daß die höchste Macht der heiligen Kirche in der Liebe besteht, und ihr höchstes Ziel ist die Seligkeit, zu welcher man durch diese Liebe gelangt. Ein Mann lernte ein junges schönes Mädchen kennen. Sie liebten sich und er vermochte sie, sich in die Verborgenheit zurückziehen. Sie verschwand. Aber ihre Liebe war eine zu irdische, eine egoistische; sie strebte nach den Gütern und Würden des Geliebten, die ihr doch niemals gehören konnten. Er verfagte sie ihr, und nun verwandelte sich die Liebe in einen grimmigen Haß, welcher seine Erlaubniß zu dem ersehnten bräutlichen Verschmelzen der Seelen verweigerte und sie auf Irrwege treiben brachte, in die sündhafte Welt zurückzukehren. Er mußte ihr di sen Weg mit Gewalt verschließen. Da er aber nicht die wirksamen Mittel besitzt, ihr die himmlische Liebe wieder zurückzurufen, will er das sündhafte widerstrebende Kind der heiligen Kirche übergeben, damit diese ihre heilsame Macht gebrauche und das verirrte Schaf an sein Herz zurückführe. Er besitzt der irdischen Güter in Menge, um die heilige Kirche für ihre Sorgen und edlen Bestrebungen zu belohnen. Das ist der Fall. Nun sprechen Sie, Hochwürden!"

„Die heilige Kirche kennt dieses Schäflein bereits, wenn ich mich nicht irre, und ist bereit, es zu dem guten Hirten zurückzubringen."

„Und die Garantie, von welcher Sie vorhin sprachen?"

„Werde ich vollständig geben. Doch muß ich vorher erwähnen, daß die Kirche in solchen schwierigen Fällen verpflichtet ist, ihre Bedingungen zu machen."

„Ich werde sie hören."

„Sind Sie bereit, der Kirche jene Schrift auszuantworten, welche die Zigeunerin Ihnen übergab?"

„Ja."

„Wann?"

„Ich trage sie bei mir, trenne mich aber nicht eher von ihr, als bis mir die erwähnte Garantie geboten ist."

„Die Dame, von der Sie sprechen, gehört einem berühmten adeligen Hause an?"

„Ja."

„Und befindet sich hier in der Nähe?"

„Möglich."

„Wie viele Personen kennen ihren jetzigen Aufenthaltsort?"

„Nur zwei."

„Können Sie es der heiligen Kirche ermöglichen, bei dem ersten Schritte Gewalt zu vermeiden?"

„Ich hoffe es."

„So bin ich bereit, Ew. Hoheit zu den frommen Schwestern zu geleiten."

„Auf dem gewöhnlichen Wege oder unterirdisch auf dem verborgenen?"

„Auf dem ersteren. Der letztere ist nur den Auserwählten bekannt, und unser Verschwinden würde auffallen. In kurzer Zeit ist es Nacht, und dann ist es mir möglich jene Garantie zu geben, von welcher ich vorhin gesprochen habe."

„Ich werde natürlich bis dahin nicht weiter mittheilsam sein."

„Bemerken Hoheit hier das kleine Pförtchen in der Mauer? Es ist für die Gartenarbeiter und Laienbrüder angebracht, welche von der strengen Klausur nicht betroffen werden. Dieser Schlüssel öffnet es von außen und von innen. Sie werden ihn wohl nachher brauchen, wenn es dunkel geworden ist. Bitte, nehmen Sie ihn zu sich!"

Die Herren in das Klostergebäude zurück und gelangten nachher durch dasselbe auf die Straße, welche nach der entgegengesetzen Seite des Berges führte, wo das Frauenkloster lag. Auch dort kannte man den Prinzen, welcher mit frommer Ostentation empfangen wurde. Speise erhielt er nicht, aber man ördenzte ihm einen alten, sehr guten Wein in einem goldenen Ehrenhumpen, welcher jedenfalls noch aus der Zeit des Faustrechtes stammte. Vielleicht diente er nicht blos zum Willkomm für Ehrengäste, vielleicht schlürften auch die frommen Klosterfrauen zuweilen aus seiner goldenen Tiefe das Getränk der Wahrheit, der Liebe und Begeisterung. Sie sahen nicht aus, als ob sich das Gegentheil von selbst verstehe.

Die Priorin war dem Prior in Beziehung auf ihren Körperumfang vollständig ebenbürtig, und alle Schwestern erfreuten sich eines stattlichen Aeußern, welches allerdings in Folge der strengen Tracht nicht so zur Geltung kommen konnte, als wenn sie dieselbe mit einer andern vertauscht hätten.

„Hat vielleicht eine der frommen Schwestern das Bedürfniß zur heiligen Ohrenbeichte zu kommen?" frug der Prior, als sie sich mit der Oberin im Refektorium befanden.

„Wohl mehrere. Hochwürden haben eine längere Zeit nicht vorgesprochen."

„So sind vielleicht einige dabei, welche heut der heiligen Pönitenz Erleichterung bedürfen?"

Er betonte die Worte „heilige Pönitenz" so eigenthümlich, und die Priorin warf dabei einen so erschrockenen Blick auf den Prinzen, daß dieser sofort errieth, daß es mit dieser Bußung eine ganz besondere Bewandtniß habe.

„Es ist möglich," antwortete sie beinahe zögernd. „Soll ich die Schwestern fragen?"

„Fragen Sie," bat er.

Sie entfernte sich. Um die Lippen des Priors spielte ein schlaues feines Lächeln.

„Erwathen Hoheit, was es mit dieser heiligen Pönitenz für eine Bewandtniß hat?"

„Ich ahne es, möchte es aber dennoch nicht errathen."

„Sie werden Aufklärung finden. Die christliche Kirche hat der herrlichen Gaben so sehr viele, daß sie Vergebung und Gnade mit vollen Händen auszuspenden vermag und jeder gläubigen Seele das bietet, was zu ihrem leiblichen und ewigen Heile erforderlich ist."

Die Oberin kehrte zurück und meldete, daß sechs Schwestern

Digitized by Google

um die Erlaubniß bäten, dem frommen hochwürdigen Vater zu beichten.

„Ich werde ihnen den Trost unserer allerheiligsten Religion bringen," antwortete er. „Beurlauben muß königliche Hoheit für eine Viertelstunde. Die ehrwürdige Schwester wird Sie bis dahin durch die Räume des Hauses begleiten; in der Kirche sehen wir uns wieder."

Als sie nach einer halben Stunde das Schiff der Kirche betraten, bemerkte der Prinz vier Nonnen, welche am Hochaltare knieten. Es waren lauter junge Schwestern, welche hier ihre stille Andacht verrichteten. Seitwärts saß eine Fünfte auf der Bank; ihrem hübschen Gesichte war ein tiefer Verdruß, welcher beinahe wie ein Schmollen aussah, deutlich anzumerken. Am Beichtstuhle kniete die Sechste und hielt ihr Ohr an die Oeffnung desselben. Der Prior sprach mit sehr ernstem Gesicht in sie hinein. Sie antwortete, und der Prinz sah, daß seine Züge wirklich zornig wurden. Er schien eine Drohung auszusprechen, dann entließ er sie, ohne ihr seinen Segen zu ertheilen. Die Schmollende warf einen höhnischen verachtlichen Blick auf sie.

Diese Sechste war eine Schönheit. Ihre Gestalt zwar wurde von der häßlichen Klostertracht verhüllt, aber ihr Gesicht war von einer wunderbaren Reinheit und ihre Bewegungen ließen errathen, daß sie wohl nicht den niederen Ständen angehört habe. Der Prior verließ den Beichtstuhl und trat zu den Beiden. Die Oberin blickte ihm fragend entgegen.

„Diesen vier reuigen Schwestern habe ich die Pönitenz gestattet," berichtete er, „der Fünften aber verweigert. Ihrer Seele ist nicht die Sanftmuth der Bitte gegeben, welche auf Gewährung hofft. Die Sechste ist ermüdet und kommt in die Strafzelle, wo sie sich mit Gottes Hilfe zum rechten Pfade wenden wird. Wir verlassen Sie jetzt, verehrte Schwester. Der Herr sei mit Ihnen und diesem frommen Hause jetzt und in alle Ewigkeit, Amen!"

Er erhob die Arme und ertheilte ihr seinen Segen.

„Werden Hochwürden die Pönitenz selbst leiten?" frug sie, indem eine leise Röthe über ihr Angesicht flog.

„Allerdings. Der Diener am Heiligthume des Herrn darf nicht säumig sein. Er soll sich seiner Arbeit und seiner Aufrichtung schenken, und dann wird der Segen Gottes ihm und die Seinen begleiten auf allen ihren Wegen. Leben Sie wohl!"

Sie verließen das Kloster.

Draußen war es mittlerweile Nacht geworden. Das Schloß zwar ließ sich noch so ziemlich erkennen, aber das Thal lag bereits in tiefem Dunkel unter ihnen. Der Prior schritt nur sehr langsam vorwärts. Man sah, daß er wünschte, es möge vollständig finster werden, ehe sie das Mönchskloster erreichten.

„Jetzt nun bin ich im Stande, Ew. Hoheit die versprochene Garantie zu geben."

„Worin besteht sie?"

„In der Offenbarung unseres wichtigsten Geheimnisses."

„Welches?"

„Dadeli, der Weg zur Vollendung ist nicht glatt und eben, sondern mit rauhen schmerzhaften Dornen bewachsen, und das göttliche Wort sagt bereits, daß die Pforte eng und klein sei, durch welche man zum Heile gelangt. Auch die nach Erlösung, nach Seligkeit dürstende Seele strauchelt, aber das Auge der Gnade wacht über ihr und richtet sie auf. Der Geist trachtet nach himmlischen Gütern, aber der Körper ist zuweilen schwach. Die Wünsche und Lüste des Fleisches sind nur schwer zu tödten, und wenn man sie gestochen meint, so erheben sie sich doch oft wieder wie ein genagneter Mann, dem kaum zu widerstehen ist. Dann stehen die frommen Schwestern dorthin, wo sie Rettung finden, in die Arme der Buße, und ich gewähre ihnen dieses Mittel, um sie zu stärken gegen die späteren Anstrengungen, die sie auf ihrem rauhen einsamen Pfade zu überwinden haben. Die sündhaften Gedanken des Fleisches werden besiegt durch die Kraft der heiligen Pönitenz."

„Und worin besteht nun diese, Hochwürden? Ich bin wirklich wißbegierig."

„In der Kasteiung und Tödtung des aufrührerischen Fleisches, in der Gewöhnung an eine höhere Kaltblütigkeit und Gleichgiltigkeit gegenüber der Sünde, welche den Körper empört und den Geist mit verderblichen Bildnissen erfüllt. Die heilige Pönitenz findet statt in besonders dazu eingerichteten Zellen des Schwesterhauses. Diese liegen verborgen hinter den Kellerräumen und sind mit dem Bruderhause durch einen unterirdischen Gang verbunden."

„Ah! Die Kasteiung und Abtödtung des Fleisches wird also wohl von den frommen Vätern und Brüdern unternommen?"

„Ja, denn keine der Schwestern ist zu einer solchen priesterlichen Handlung befugt. Die Büßerinnen werden in einzelne Zellen eingeschlossen, welche verriegelt werden, nachdem je ein Bruder bei ihnen Zutritt genommen hat. Er ertheilt ihr die Ruthenschläge auf den entblößten Rücken und bewirkt unter frommen liebevollen Worten das Verschwinden der sündhaften Wünsche und Regungen. Erst dann, wenn sie denselben abgestorben ist, ertheilt er ihr seine Absolution und gibt das Zeichen, daß er die Zelle verlassen will."

„Interessant, höchst interessant, diese fromme priesterliche Bemühung um das Heil einer freudschaden Seele!"

„Ja; diese Bemühung aber dient auch zur Uebung für den Bruder selbst. Auch er ist ein schwacher Mensch, den nur die Gnade stärken kann; auch er hat Augenblicke, in denen sein Geist mit dem Körper ringen muß, und dann bittet er die Schwester, ihm die Kasteiung zu ertheilen. An den Thüren der Pönitentiarzellen sind kleine, mit einem Glasfensterchen versehene Klappen angebracht, durch welche es mir und der Priorin möglich gemacht wird, die Büßung zu überwachen."

„Wie ich vorhin bemerkt habe, kommt es auch vor, daß Sie diese Büßung verweigern?"

„Ja, wenn sie von einer Unwürdigen gefordert wird. Die Reinigung des Körpers und der Seele von den Schlacken der Sünde ist eine hohe Gnadengabe, welche sich die heilige Kirche nicht abzwingen und abtrotzen lassen kann. Es muß in demüthigen Worten um dieselbe gebeten werden. Ich kann nicht verschweigen, Hoheit, daß es zuweilen eine Seele gibt, welche sich nach der Kasteiung nur mit dem Leibe sehnt; dann muß das renitente Fleisch durch eine strenge Verweigerung gezüchtigt werden."

„Und die sechste Schwester?"

„Kommt in die Besserungszelle. Ich gebot ihr die heilige Pönitenz, sie aber weigerte sich, den Weg der Gnade zu wandeln. Es ist unsere fünfte Schwester, die erst vor Kurzem Profeß gethan hat. Die Rückkehr auf das Heil ihrer Seele macht es erforderlich sie an die strenge Zucht des Klosters zu gewöhnen."

„Was hat es mit der Besserungszelle für eine Bewandtniß, Hochwürden?"

„Es sind darin alle Vorrichtungen angebracht, welche nöthig sind einer Widerstrebenden die heilige Pönitenz aufzuzwingen, und ich muß sagen, daß dieser Zwang stets gefruchtet hat, es ist niemals ein Rückfall eingetreten. Doch hier liegt das Kloster. Wir werden uns vor den Augen des Bruder Pförtners hier von einander verabschieden. Dann gehen Sie hinter der Mauer weg, doch so, daß Sie nicht bemerkt werden, und treten durch das Pförtchen, welches ich Ihnen vorhin zeigte, in den Garten. Ich werde Sie von der Pforte nach kurzer Zeit abholen."

„Und dann?"

„Führe ich Sie dahin, wo Sie die Pönitenz genau beobachten können, ohne selbst bemerkt und gesehen zu werden. Das ist die Garantie, welche ich Ihnen bieten will; sind Sie damit zufrieden?"

„Ja."

„Und beharren Sie bei Ihrem Entschlusse, der heiligen Kirche ein verirrtes Schäflein anzuvertrauen?"

„Allerdings."

„Wann werden Sie daselbe in unsere Arme führen?"

„Noch heute, wenn Sie es da bereits aufnehmen können."

„Ich werde nachher mit der Schwester Priorin darüber sprechen und Sie benachrichtigen. Doch wünsche ich, wie bereits gesagt, daß alle Gewalt und alles Aufsehen dabei vermieden werde. Die Diener der Kirche haben zuweilen Veranlassung so listig zu sein, wie die Kinder der Erde es sind."

„Es wird sich wohl arrangiren lassen. Hat das Schwesterkloster auch so ein kleines Pförtchen, durch welches man unbemerkt Zutritt nehmen kann?"

„Ja."

„Dann ist es zu ermöglichen. Besorgen Sie mir den Schlüssel dazu. Eines aber muß ich bemerken: Ich wünsche nämlich nicht, daß die Büßerin, welche ich Ihnen zuführe, von einem Fremden zur heiligen Pönitenz gezwungen werde."

„Sie betrachten also die Seele der Verirrten als Ihr immerwährend's Eigenthum?"

„Ja; wenigstens so lange, als bis ich sie Ihnen ausdrücklich übergebe."

„Und wenn sie nun verlangt Buße zu thun?"

„So haben Sie mich zu benachrichtigen. Die heilige Kirche ist reich an himmlischen Gütern, aber sie kann ohne irdischen Besitz nicht sein. Wir Fürsten haben die Macht, ihr den Glanz zu verleihen, der ihr gebührt, und das werden wir gern thun, wenn ihre Diener sich freundlich und hilfreich zu uns stellen."

„Ich stehe Ihnen zur Verfügung, Hoheit. Aber die Unterschrift — — —?"

„Erhalten Sie, sobald die betreffende Dame Aufnahme bei den frommen Schwestern gefunden hat. Jetzt nun ist es vollstän-

Digitized by Google

dig dunkel, und ich will gehen. Ich hoffe, daß Sie mich nicht lange warten lassen!"

Er schritt, während der Prior durch das Thor trat, die Straße entlang bis zu der Kapelle, hinter welcher er heute den Neffen des Schloßwogtes getroffen hatte, lenkte dann um dieselbe herum und erreichte die Mauer und das Pförtchen, durch welches er zu treten hatte. Der Schlüssel paßte; die Thür ging auf und wurde von innen wieder verschlossen. Der Prinz hatte die Ueberzeugung, daß er einem höchst interessanten Abenteuer entgegenginge. —

Unterdessen lag Toska in ihrer Wohnung, welche noch kein Mensch geöffnet und wieder betreten hatte. Die Dämmerung war gekommen und der Abend hereingebrochen. Sie hatte kein Licht, um das Zimmer zu erleuchten, aber das Dunkel war ihr wohlthätig. Sie hielt die Augen geschlossen und ließ all ihr Herzeleid und Bangen, alle ihre Hoffnungen und Wünsche an sich vorüberziehen. Ihr war, als sei ein schwerer Nad zermalmend durch ihre Seele gegangen, aber nicht diese Seele, sondern nur die Liebe, welche dieselbe bisher erfüllt hatte, war vernichtet worden. Sie fühlte die Kraft in sich sich zu wehren und zu vertheidigen, und hielt den Griff des Messers, welches sie noch nicht wieder von sich gelegt hatte, fest mit der kleinen Hand umschlossen, die trotz ihrer Zartheit doch im Stande war, eine Waffe kunstgerecht zu führen.

So verging Stunde um Stunde. Sie vermuthete, daß heute irgend etwas gegen Sie unternommen werde, aber Niemand kam, kein Schritt ließ sich hören, und die Schloßuhr schlug Mitternacht, ohne daß sich draußen auf dem Korridore etwas gerauf hätte. Da endlich, horch! Waren das nicht Laute, als ob sich Jemand leise und heimlich nahe? Sie horchte. Sie hatte die Thür auch von innen verriegelt, und Niemand konnte eintreten. Da wurde die Klinke niedergedrückt, und als die Thür nicht nachgab, ließ sich ein vorsichtiges Klopfen vernehmen.

„Wer ist draußen?" frug Toska.

„Ich bin es, Komtesse. Bitte, öffnen Sie!"

„Wer denn?"

„Die Kastellanin!" flüsterte es.

„Ich öffne während der Nacht keinem Menschen."

„So sind Sie verloren. Haben Sie Vertrauen zu mir!"

„Was wollen Sie?"

„Ich will Sie retten."

Toska war überrascht. Die Kastellanin war ihr nie als ein Mensch erschienen, zu dem man ein besonderes Vertrauen haben konnte. Sollte sie etwa nur hinausgelockt oder durch eine so plumpe List vermacht werden die Thür zu öffnen. Aber wenn es wirklich Rettung sein sollte, die einzige Rettung aus den Händen dieses verhaßten gewissenlosen Menschen, war es dann klug sie zurückzuweisen? Sie bot sich ganz sicher nicht so bald oder vielleicht gar niemals wieder.

„Mich retten? Vomit?"

„Ich führe Sie heimlich aus der Burg."

„Wirklich? Wer gibt mir Sicherheit, daß Sie es ehrlich meinen?"

„Ich gebe Ihnen mein Wort. Sie haben mich schon längst gedauert, Sie armes junges Blut, und ich habe heute das Gelübde gethan Sie zu retten. Vertrauen Sie mir!" (Fortsetzung folgt.)

Bis zum Tod getreu.

Historische Erzählung aus dem bayrischen Hochgebirge

von

J. B. Karg.

(Schluß.)

XI.

Am Morgen des Tages, welcher der Geburt unseres Erlösers vorangeht, hatte sich bei dem Kommandanten von München, General de Wert, ein junger Mann in Gebirgstracht mit verschmitzten Zügen behufs einer wichtigen Mittheilung melden lass.n.

Ein tiefer Ernst lag in den gefurchten Zügen des Kommandeurs und rauh fuhr er den Eingetretenen an: „Wie ich gehört, wollt Ihr Euer Vaterland verrathen, was habt Ihr zu berichten, macht es kurz!"

„Ich heiße Anton Kurz, auch Bergtoni genannt, und bin aus Berchtesgaden," lautete er.

„Ein Verräther seid Ihr und gleich gilt es mir, wie Ihr heißt. Mein Wort gebe ich Euch, daß Ihr an den Kuppeln der Frauenkirchthürme zum Beispiele für jeden Ueberläufer hängt, wenn sich Euer Vaterland nicht nutzbringend für uns bethätigt."

Der Elende, welcher die kranke Mutter verlassen, um durch Verrath schndes Geld zu gewinnen, erzählte, daß sich einige tausend Männer in Schäftlarn unter Minganzers Anführung zur Entsetzung Münchens versammelt haben. Weiters berichtete er, was in der Eiskapelle vorgegangen, denn der Schuft hatte die Verschworenen belauscht.

„Den Verräther verachte ich, doch Verrath ist zur Benützung Gelbes werth und das soll Ihr haben, wenn Alles sich so bewährt, wie Ihr es sagtet," entgegnete der General und gab Befehl, ihn bis zur Entscheidung in Gewahrsam zu bringen.

Durch Tonis Aussage erhielt der Bethschaber die Bestätigung von dem, was ihm bereits theilweise zu Ohren gekommen war. Er traf nun rasche Anordnungen, um das große Werk zu vereiteln. Strengstens ward den Bürgern verboten, über ihre Schwelle zu treten. Im unergründlichen Buche des Schicksals war es beschlossen, daß das glorreiche Unternehmen an niederem Verrathe scheitern sollte. Wie der Schütze auf das Wild, so lauerten die wohlgerüsteten Feinde auf die ungewarnten Bauern. Während ein Theil am Kohlthor auf Einlaß harrte, griff ein anderer, vergebens die verabredeten Signalraketen erwartend, endlich den rothen Thurm an der Isarbrücke an. Nach kurzer Gegenwehr ward er genommen und hielten sie ihn tapfer kämpfend auch bis acht Uhr früh. Der Zuzug von Niederbayern kehrte leider bei der Nachricht von dem Stande der Dinge in München um und deshalb konnten nun die Oesterreicher auch derselben Gegend zum Sukkurs ungehindert herbeieilen. Oberst Kriechbaum zog über die von den Bauern unbesetzt gebliebene Isarbrücke, griff sie im Rücken und mit allen den feichten Furth durchfurchenden Bauern und Kroaten auf den Flanken an. Zugleich erfolgte ein Ausfall aus der Stadt. Die Löwen wehrten sich die tapfern Oberländer, wurden aber endlich von allen Seiten verfolgt und über die schneebedeckten Felder gegen Sendling getrieben. Viele unterlagen im ehrlichen Kampfe, Manche legten in der Hoffnung auf Begnadigung die Waffen weg, wurden aber gefangen und abgeführt. Diejenigen, welche entkamen, flüchteten sich nach dem Kirchdorf von Unterlending, kämpfend bis zum Tode oder ohnmächtig unter Wunden zusammenbrechend.

„Jetzt gehts zu Ende, guter Franz," sprach der Schmied Balthasar, dem bleichen Jäger das Blut von der Stirne wischend; „das hätten wir nicht geglaubt, Junge, daß es so kommen werde, als wir in der Eiskapelle schwuren."

Nun begann der Kampf aufs Neue. Balthasars Söhne waren erschlagen, nur noch Einige suchten in der Ede des Kirchhofs, unter ihnen der alte Schmied vom Hochelitz und Franz; letzterer schwang eben mit letzter Kraftanstrengung sein von Blut triefendes Schwert, als das Latz Eisen einer Lanzenspitze in seine warme Brust fuhr und er todtgetroffen niedersank. Noch einmal richtete er das brechende Auge zum letzten Lebewohl nach den heimathlichen Bergen hin und die bleichen erkalteten Lippen riefen noch einmal: „Es lebe Bayern, es lebe der Kurfürst!" Noch ein Zucken, noch ein Dehnen der Nerven und die Ruhe einer Leiche war schleudar über sein Heldenantlitz aufgegossen.

Zweitausend waren gefallen, sechshundert meist schwer Verwundete hatte man in die Stadt gebracht, und blieben an dem kalten Dezembertage auf dem gefrorenen Straßenpflaster in Ermandelung sofortiger passender Unterkunftsplätze stundenlang dort liegen. So wurde in München im Jahre 1705 der Tag, an dem unser Heiland erschien, durch Grauen erregende Scenen den Einwohnern ins Gedächtniß geprägt.

General de Wert ritt mit ernstem Blicke über das weite Todtenfeld; auf dem Kirchhofe angelangt, hielt er plötzlich vor einer Leichenschichte an; obenan lag der riesige Schmied vom Kochelsee. Seine erstarrte linke Hand preßte die bayrische Fahne und gebrochene Herz und sein blutbespritztes Leichenantlitz zeigte jetzt noch Festigkeit und Treue, während die rechte Hand noch krampfhaft die eiserne Keile hielt. Der General war wohl ein Mann von eiserner Strenge, aber ein edles Herz schlug ihm in der alten Heldenbrust und mächtig bewegt rief er aus, auf Balthasar deutend: „Mit tausend solchen Männern erstürme ich die Hölle. Laßt ihm seine Fahne, setzt ihn in der Kirche aus und hängt dann die Fahne auf den Altar als Zeichen der Treue und des Muthes." So sprechend wandte er sein Pferd und ritt gegen München zurück.

Welchem Bayern wird das Herz nicht klopfen, wenn er auf dem Gottesacker von Sendling stehend, nach dem Bilde, das den blutigen Kampf darstellt, hinblickt. Dieser Gedenkhügel wird in tausend Jahren noch als Zeugniß felsenfester Treue gelten. Haben auch die Zeiten sich geändert, wie man spricht, so bleiben doch die Herzen sich stets gleich, und was die Bayern damals für Max Emanuel gethan, das würden sie auch jetzt für den erlauchten Landesvater, für König Ludwig II. thun.

Digitized by Google

Illuſtrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 7.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preiſe von 35 ₰.

Die Juweleninſel.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortſetzung.)

Dieſe Worte klangen wohl gut und ſchön. Aber ſollte die Kapellanin wirklich ein ſo mittelmäßiges, mutloſes und entſchloſſenes Herz beſitzen, die Stellung ihres Mannes und ihre eigene Sicherheit durch die Befreiung einer Gefangenen, die ihr noch gar nichts geboten hatte, auf das Spiel zu ſetzen?

„Sprechen Sie die Wahrheit?“

„Ich habe es der heiligen Mutter Gottes gelobt, Sie auf dem Schiffe zu bringen.“

„Schwören Sie es!“

„Ich ſchwöre es bei allen Heiligen und bei meiner Seligkeit! Ich habe einen Ihrer Anzüge bereits mitgebracht. Sie ſollen ihn anlegen und werden mir heimlich folgen.“

„So treten Sie ein!“

Sie öffnete vorſichtig, ſo daß nur ein Raum für eine einzige Perſon blieb, und fühlte ſich allerdings außerordentlich erleichtert, als ſie bemerkte, daß die Kaſtellanin

Feldmarſchalllieutenant Franz Freiherr von Lichtenſtein.

allein ſei. Hinter derſelben wurde die Thür wieder verſchloſſen.

„So iſt es alſo doch Ihr Ernſt mich von hier fortzubringen.“

„Ja, mein heiliger Ernſt. Ich weiß, welche Gefahr ich laufe. Mein Mann wird wohl ſeine Stelle verlieren, aber ich denke, daß die gnädige Komteſſe ſich dann ein wenig unſerer annehmen werden.“

„Ja, das werde ich thun, gute Frau; ich verſpreche es Ihnen hiermit ſowohl mit der Hand als auch mit dem Herzen. Ich bitte Sie auch um Verzeihung für den Mangel an Freundlichkeit und Vertrauen, den ich Ihnen ſtets gezeigt habe!“

„Daran war ich ſelbſt ſchuld! — Ich durfte ja nicht zeigen, wie lieb ich Sie habe und wie gern ich Ihnen geholfen hätte.“

„Brave gute Frau. Aber wird man uns nicht bemerken und aufhalten?“

„Nein. Ich habe für Alles geſorgt. Bitte, wollen Sie ſich ankleiden.“

Digitized by Google

den! Wir haben nicht viel Zeit. Licht dürfen wir leider nicht anbrennen."

„O, es geht auch ohne Beleuchtung!" Und während sie die mitgebrachten Kleider anlegte, frug sie:

„Aber wo werden Sie mich hinbringen? Wohl nur bis auf die Straße? Denn länger können Sie das Schloß doch nicht verlassen."

„Allerdings, und dies verursacht mir Bedenken."

„Warum?"

„Sie können doch unmöglich allein fortgehen. Erstens wird man Sie verfolgen, und zweitens sind Sie es ja Ihrem Namen und Stande schuldig, sich nicht so hilflos auf der Straße finden zu lassen. Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen?"

„Welchen?"

„Es sind nur wenige hundert Schritte bis hinunter zum Kloster der frommen Schwestern. Ich bin sehr viel bei ihnen, und die Frau Priorin ist stets sehr freundlich mit mir. Als ich heute bemerkte, welche Gefahr Ihnen droht, wollte ich meine Seele retten und ging zu ihr. Ich erzählte ihr Alles. Sie darf nichts davon verrathen, aber sie war bereit Ihnen zu helfen. Sie hat mir befohlen, Sie zu ihr zu bringen. Unter ihrem Schutze sollen Sie bleiben, bis nach zwei oder drei Tagen der Prinz in seinen Nachforschungen ermüdet ist, und dann wird sie Ihnen Alles bieten was nothwendig ist, in Sicherheit zu entkommen."

Toska athmete bei dieser Kunde doch und freudig auf.

„Ist das wahr, was Sie mir da sagen?"

„Ja. Hier, fühlen Sie den Schlüssel, den mir die Priorin gegeben hat. Er führt durch eine Nebenpforte in das Kloster. Sie sollen auch dort so wenig wie möglich gesehen werden. Die Schwestern sind zwar schweigsam und fromm Sie wohl nicht; aber man muß immer vorsichtig sein. Die Frau Priorin meinte, es sei nothwendig Alles zu thun, damit es nicht bekannt werde, daß eine so hohe Dame so lange Zeit ganz allein bei dem Prinzen gewohnt habe."

„Ich werde Ihnen und der Aebtissin dankbar sein so lange ich lebe. Aber wenn wir dennoch beobachtet und ergriffen werden?"

„Das ist unmöglich. Ich habe alle Thüren und Korridore verschlossen und das Thor bereits ein wenig geöffnet. Es kann Niemand zu uns, wir aber können sehr leicht in das Freie. Sind Sie bald fertig?"

„Nur noch dieses Tuch. So. Jetzt bin ich bereit."

„So bitte, kommen Sie!"

Die Bogtin schritt voran. In einer Anwandlung von Besorgniß ergriff Toska unbemerkt das Messer, welches sie vorhin auf den Tisch gelegt hatte, und steckte es zu sich; dann folgte sie.

Der Weg führte durch mehrere Gänge, welche sämmtlich unbeleuchtet waren. Dann gelangten sie in den vordern Schloßhof, welchen Toska nur ein einziges Mal, nämlich bei ihrer Ankunft, und dann nicht wieder betreten hatte. Das Thor war wirklich um eine Lücke geöffnet, welche sehr leicht und ohne Geräusch erweitert werden konnte. Sie schlüpften hindurch. Draußen von demselben holte Toska tief Athem und ergriff beide Hände ihrer Führerin.

„Gott sei Dank, ich fühle mich frei! Ich werde dieses Augenblicke nie, niemals vergessen. Sie kennen meinen Namen und wissen auch wo ich zu finden bin. Ich kann Ihnen jetzt nicht lohnen, aber kommen Sie zu mir, und ich werde ihnen Alles vergelten, was Sie jetzt an mir thun."

„Ich bin davon überzeugt, gnädige Komtesse. Aber kommen Sie. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Es könnte doch Jemand erwachen und Argwohn schöpfen, und die Frau Priorin wartet bereits!"

Sie eilten vorwärts. Toska merkte nicht, daß zwei männliche Gestalten ihnen vorsichtig folgten und erst dann wieder umkehrten, als sie hinter dem Pförtchen und der Mauer des Nonnenklosters verschwunden war. Man hatte sie aus der Höhle des Fuchses in diejenige der Hyänen geführt. Sie sollte das Opfer von allen Beiden werden."

Drittes Kapitel.

Im Zuchthaus.

Die Maschine stieß einige gellende Pfiffe aus, die Räder kreischten unter dem Drucke der angezogenen Bremsen, und der Personenzug fuhr in den Bahnhof ein. Die Wagen kamen zum Halten, und einige Coupees wurden geöffnet.

„Station Hochberg. Fünf Minuten Aufenthalt!" ertönte der Ruf der Schaffner.

„Ihr Aufenthalt wird wohl etwas länger dauern," meinte ein Passagier, der nebst noch einem andern in einem Einzelcoupee dritter Klasse gesessen hatte, in strengem Tone.

Er trug die Uniform eines Amtswachtmeisters und hielt den linken Arm in einer Binde.

„Geht Niemanden etwas an," antwortete grob der Andere. „Es hat sich hier schon mancher, der erst gar aufgeblasen that, für längere Zeit vor Anker gelegt. Ich glaube gar, es sind auch schon Wachtmeisters hier geblieben, Wachtmeister; merken Sie sich das!"

Der Sprecher war eine rohe untersetzte Gestalt, in ein sehr abgetragenes Gewand gekleidet. Er trug unter demselben ein rauhmaschenes Gemdse; sein Gesicht war gewaschen und sein Haar gekämmt, aber diese Reinlichkeit wollte zu dem Manne nicht recht passen; es hatte ganz den Anschein, als ob sie ihm ungewohnt oder gar aufgedrungen worden sei. Was aber am meisten auffiel, war, daß er „geschlossen" war. Seine Hände waren in einer eisernen „Brezel" vereinigt, welche man zu noch größerer Sicherheit an einen Riemen, um den Leib geschlungenen Riemen befestigt hatte. Der Mann war ganz sicher ein Gefangener.

„Schon gut. Jetzt aussteigen!" antwortete der Transporteur.

„Na, na; nur sachte. Ich steige aus, wenn es mir beliebt!" klang es noch zurück.

„Meinetwegen. Aber nur schnell!"

Der Wachtmeister schob ihn aus dem Wagen. Der Gefangene blickte sich schnell um, sah das ihn umwogende Gedränge und glaubte, Rettung in demselben zu finden. Mit einem schnellen Sprunge war er mitten zwischen die ausgestiegenen Passagiere hinein und versuchte, sich durch sie hindurchzudrängen.

„Halten Ihn auf!" rief der Wachtmeister.

Dieser Ruf war eigentlich überflüssig. Man hatte in dem Manne sofort einen flüchtigen Gefangenen erkannt und ihn umringt und festgehalten.

„Hier ist er. Nehmen Sie ihn."

„Danke, meine Herren! Das war ein geradezu unbegreiflich albernes Versuch mir zu entkommen."

Ein auf dem Bahnhofe stationirter Gensdarm trat herbei.

„Soll ich Ihnen bei dem Transporte helfen, Herr Amtswachtmeister?" frug er.

„Danke bestens! Er ist mir sicher genug, werde ihn nun aber noch fester nehmen."

Er zog eine Leine aus der Tasche, band sie dem Gefangenen um den Arm und führte ihn in dieser Weise neben sich fort. Sein Weg ging nach dem äußersten und höchsten Theile der Stadt, wo hinter ungewöhnlich hohen Mauern die Thürme und Gebäude eines schloßähnlichen Baues hervorragten. Das war Schloß Hochberg, welches seit langer Zeit viele Hunderte derjenigen Unglücklichen in seinen Mauern barg, welche sich gegen die Gesetze vergangen hatten und nun gezwungen waren, dies durch die Entziehung ihrer Freiheit zu büßen. Hochberg war das Zuchthaus für Norland.

Die Straße endete vor einem breiten, finsteren, massiv mit Eisen beschlagenem Thore, an welchem ein mächtiger Klopfer befestigt war. Der Transporteur ergriff denselben und ließ ihn erschallen. Wie mußte dieser Klang jeden nicht gefühllosen Menschen berühren, der hier gezwungen war, mit dem bisher zurückgelegten Theile seines Lebens abzuschließen!

Ein kleiner Schieber öffnete sich, an welchem ein bärtiges Gesicht erschien.

„Wer da!"

„Transporteur mit Zuwachs."

„Herein."

Das Thor öffnete sich. Die beiden Ankömmlinge traten in eine finstere tunnelförmige Mauerflur. Der militärische Posten, welcher geöffnet hatte, schloß wieder und öffnete dann eine andere Thür, welche in einen kleinen Hof führte.

„Gerade aus!"

Der Transporteur nickte. Er war nicht zum ersten Male hier und mit den Räumlichkeiten dieses Hauses bereits vertraut, wenigstens so weit es ihm gestattet war sie zu betreten. Er führte seinen Gefangenen über den Hof hinüber in ein kleines Stübchen, dessen einziges Fenster mit starken eisernen Kreuzstäben versehen war. Hier saß der Aufseher von der Thorwache, welcher das Höchsten überblicken und den kleinsten Verkehr ganz genau kontroliren konnte. Er hatte jede ein- oder ausgehende Person in das Passirbuch zu verzeichnen.

„Guten Morgen, Herr Aufseher!"

„Guten Morgen, Herr Amtswachtmeister. Wieder Einen?"

„Wie Sie sehen."

Bitte, tragen Sie sich hier ein!"

Digitized by Google

Der Transporteur vermerkte seinen Namen in das Buch und frug dann:

„Der Herr Regierungsrath selbst da?"

„Ja. Werde klingeln."

Er bewegte einen Glockenzug. Eine Klingel ertönte in der Ferne, worauf ein zweiter Aufseher erschien.

„Zuwachs!" meldete der Thorhabende.

„Kommen Sie!" forderte der Andere den Wachtmeister auf. Er führte ihn aus dem Zimmer durch einen langen Gang in einer Thür, hinter welcher er verschwand um ihn anzumelden. Nach einigen Augenblicken kam er wieder zum Vorschein.

„Herein!"

Der Transporteur trat ein, zog die Thür hinter sich zu und stand an derselben in strammer militärischer Haltung ohne zu grüßen. Er wußte, daß er erst auf die Anrede des Direktors zu sprechen hatte. Dieser, welcher, wie bereits bemerkt, den Charakter eines Regierungsrathes hatte, war ein hoch und stark gebauter Mann. Er trug die Uniform höherer Anstaltsbeamten mit Brillons und einen langen Stehzopf. Der dichte Schnurrbart stand ihm à la maggiar zu beiden Seiten weit ab, und sein ganzes Aeußere zeigte, daß mit ihm nicht wohl zu scherzen sei. Er blickte den Eingetretenen gar nicht an, bis er nach einiger Zeit die Feder weglegte und, noch immer mit den vor ihm liegenden Papieren beschäftigt, in kurzem Tone frug:

„Wer?"

„Amtswachtmeister Haller aus Fallum, Herr Regierungsrath."

„Was bringen Sie?"

„Männlichen Zuwachs, einen."

„Namen?"

„Heinrich Hartig aus Fallum."

„Stand?"

„Fischer oder Schiffer."

„Einlieferungsakten!"

Der Transporteur überreichte ihm das Aktenheft, welches er bereits parat gehalten hatte.

„Schön, haben Sie persönliche Bemerkungen?"

„Zu Befehl, Herr Regierungsrath."

„Welche? Aber kurz!"

„Hartig war angeklagt, seine Frau und seinen Stiefsohn lebensgefährlich und kontinuirlich mißhandelt zu haben. Er kam unter meine Bewachung, machte einen Fluchtversuch und versetzte mir dabei drei Messerstiche hier in Hand und Arm. Er ist ein Trinker, ein bösartiger, gefühlloser und auch frecher Gesell, der sich sogar noch während des heutigen Transportes renitent erwiesen hat. Er meinte unter anderem, daß auch bereits schon Amtswachtmeister auf dem Zuchthause gewesen seien, und versuchte noch auf dem Bahnhofe zu entspringen, wurde aber vom Publikum sofort ergriffen."

„Fertig!"

„Zu Befehl!"

„Werden ihn zu fassen wissen. Erhält dritte Disziplinarklasse und zwanzig Tage Kostentziehung gleich als Anfang und Willkommen. Hier, Ihre Empfangsbescheinigung, Herr Wachtmeister. Adieu."

Während der Direktor nun Einblick in die Einlieferungsakten des neuen Zuchtlings nahm, kehrte der Transporteur in das Stübchen des Thorhabenden zurück, um die dort abgelegte Kopfbedeckung zu holen.

„Leben Sie wohl, Hartig," meinte er, sich zum Gehen anschickend. „Hab'n Sie vielleicht etwas an Ihre Frau und Ihre Kinder auszurichten? Es ist zum letzten Male, daß dies auf solche Weise geschehen kann."

„Machen Sie sich fort!" lautete die dankbare Antwort.

„Gut! Adieu, Herr Aufseher!"

„Adieu, Herr Wachtmeister!"

Er ging. Der Gefangene war von diesem Augenblicke an von der Außenwelt abgeschlossen, war keine Person, sondern nur ein Gegenstand, auf den sich die physiologischen Bestrebungen seiner Vorgesetzten richteten, und besaß keine Selbstbestimmung, keinen freien Willen mehr. Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür wieder, und abermals trat ein Aufseher ein.

„Komm!" meinte dieser, nachdem er ihn mit einem kurzen Blicke überflogen hatte.

„Oho! Hier geht es wohl per Du?"

Der Thorhabende, welcher bisher schweigsam dagesessen hatte, wandte sich jetzt zu seinem Kollegen.

„Ein ganz und gar frecher und unverschämter Bengel. Muß scharf gehalten werden."

„Wird es schon spüren. Vorwärts!"

Er faßte ihn und schob ihn zur Thür hinaus. Es ging denselben Korridor hinunter, welchen vorhin der Transporteur durchschritten hatte, dann rechts ab bis an eine wohlthätig eiserne Thür. Als zwei große Vorlegeschlösser von derselben entfernt und drei starke Riegel zurückgeschoben waren, zeigte sich hinter dieser Thür ein schmaler kurzer Gang, welcher keine Fenster besaß und deshalb von einer Lampe beleuchtet wurde. Zu beiden Seiten desselben befanden sich je acht ähnlich verschlossene eiserne Thüren, deren jede einen sieben Fuß hohen, vier Fuß breiten und fünf Fuß tiefen Raum verschloß, in welchem nichts zu sehen war, als ein Heizungsrohr für den Winter, ein Waschkrug, ein niedriger Schemel zum Sitzen und eine eiserne, tief in die Mauer eingelassene Kette. Die nur anderthalb Fuß im Quadrat haltenden Fensterchen waren innen mit einer durchlöcherten Eisenplatte und von außen mit einem starken Doppelgitter versehen. Von hier hätte ein Löwe sich keinen Ausbruch verschaffen können.

Dies waren die Zu- und Abgangszellen des Zuchthauses von Hohenberg, die schlimmsten Zellen der ganzen Anstalt. Es ist nothwendig, dem eingelieferten Verbrecher seine Lage sofort in ihrer häßlichsten Gestalt zu zeigen und denjenigen, welcher seine Strafzeit überstanden hat, noch vor dem Rückfalle abzuschrecken. Jeder Züchtling verlebt den ersten und den letzten Tag seiner Detentionszeit in einer dieser fürchterlichen Zellen.

Der Aufseher öffnete eine derselben.

„Hier herein!"

„Was, hier? Gibt es keine bessere?"

„Nein."

„Da waren sie doch in Fallum hübscher!"

„Im Hotel de Saxe sind sie noch hübscher, kosten aber auch zehn bis zwanzig Mark per Tag. Zeig Deine Taschen!"

„Donnerwetter, ich lasse mich nicht Du heißen!"

„Wirst es schon leiden. Zeige Deine Taschen!" klang es jetzt barscher als vorher.

„Ich habe ja nichts darin!"

„Davon will ich mich ja eben überzeugen. Na, oder soll ich nachhelfen?"

Die Fesseln hatte der Transporteur wieder mit sich genommen. Der Gefangene konnte also die Arme wieder bewegen. Von dem strengen Tone des Aufsehers doch eingeschüchtert, wendete er alle seine Taschen um. Dann durchsuchte ihn der Beamte noch außerdem sehr sorgfältig von Kopf bis zu Fuß.

„Wie hast Du geheißen?"

„Hartig."

„Was warst Du?"

„Schiffer."

„Was hast Du begangen?"

„Wissen Sie das wissen?"

„Das sehe ich schon später, Du brauchst mir es also nicht zu sagen. Doch will ich Dich im Guten darauf aufmerksam machen, daß es besser für Dich ist, wenn Du hier gegen Deine Vorgesetzten höflich und zuvorkommend bist. Du bist noch keine halbe Stunde da und hast doch bereits schon eine Strafe von zwanzig Tagen Kostentziehung erhalten."

„Ich? Möchte wissen wofür!"

„Weil Du gegen den Amtswachtmeister grob gewesen bist und hast entflichen wollen. Hier in der Anstalt wird der allergeringste Fehler sehr streng bestraft. Ihr seid hier, zur Strafe und zur Besserung. Wer willig und arbeitsam ist, kann nicht klagen, wer aber widerstredt, dem geht es nicht gut. Merke Dir das! Also wie lange Strafzeit hast Du?"

„Vier Jahre."

„Weshalb?"

„Weil ich meine Frau und meinen Stiefjungen geschlagen und den Wachtmeister getochen haben soll."

„Haben soll? Sage doch gleich: geschlagen und gestochen habe, denn Du hast es doch gethan! Kannst Du leien?"

„Ein Bischen, wenn es grob gedruckt ist."

„Hier an der Thür klebt ein Zettel, darauf steht wie Ihr Euch im Allgemeinen zu verhalten habt. Licht kommt wohl genug zum Fenster herein. Lies ihn genau durch bis ich wieder komme, und beherzige es!"

Er verließ die Zelle. Die Schlösser klirrten, und die Riegel rasselten, dann war es still. Die fürchterliche Umgebung versehlte doch ihren Eindruck nicht auf den Gefangenen. Es war ihm, als hätte ihn Jemand vor den Kopf geschlagen. Er ließ sich auf dem alten hölzernen Schemel nieder und legte das Gesicht in die beiden hohlen Hände. Aber kein Auge blieb trocken, und keine Thräne der Erleichterung oder der Reue drang zwischen seinen Fingern hervor. So saß er lange, lange Zeit bis die Schlösser wieder klirrten und

Digitized by Google

die Riegel abermals rasselten. Der Aufseher öffnete zum zweiten Male.

„Komm!“

Er folgte willig aus der Zelle hinaus und durch mehrere Gänge bis in einen größeren von Wasserdunst erfüllten Raum, welcher durch niedrige bretterne Schreibewände in mehrere Abtheilungen geschieden war. In jeder derselben stand eine Badewanne und ein Schemel dabei. Auf einem dieser Schemel lagen einige Kleidungsstücke, und dabei stand ein Mann, der Scheere und Kamm in der Hand hielt. Er trug eine Jacke und Hose von starkem, grobem, braunem Tuche und harte rindslederne Schuhe an den Füßen. Die Haare waren ihm kurz verschoren, dennoch aber sah man es ihm an, daß er früher wohl gute Tage gesehen und feinere Kleider getragen habe.

„Nummer Zwei, ein Zuwachs!“ meinte der Aufseher. „Kleide ihn ein. Ich habe jetzt Weiteres zu thun. Aber macht mir ja keine Dummheiten! In einer halben Stunde bin ich wieder hier.“

Er ging und schloß hinter sich ab. Die Beiden befanden sich ganz allein in dem Raume.

„Vierundsiebenzig, setze Dich!“ gebot der Mann.

„Wer?“

„Du! Du hast jetzt keinen Namen mehr, sondern die Nummer Vierundsiebenzig; nur bei dieser wirst Du genannt.“

„Donnerwetter, das ist hübsch!“

„Flucht nicht!“ flüsterte der Mann. Dann fügte er lauter hinzu: „Setzen sollst Du Dich, habe ich gesagt. Oder hörst Du schwer?“

Hartig ließ sich auf den Schemel nieder. Der Andere griff zu Kamm und Scheere.

„Was soll denn das werden, he?“ frug der erstere.

„Die Haare müssen herunter. Dann badest Du Dich und ziehst die Anstaltskleidung an. Die Dinge kommt in diesen Sack, der Deine Nummer hat, und wird aufgehoben, bis Du wieder entlassen wirst.“

„Na, dann zu, wenn es nicht anders möglich ist!“

Das Schneiden des Haares begann. Dabei flüsterte der Nummer zwei Genannte:

„Bewege die Lippen nicht wenn Du sprichst. Wir werden scharf beobachtet!“

„Wo?“

„Durch die kleinen Löcher über den Badewannen. Was bist Du?“

„Schiffer.“

„Woher?“

„Aus Fallum.“

„Ah, das Seebad Fallum?“

„Ja. Kennst Du es?“

„War öfters dort. Weißt Du nicht, ob Prinz Hugo von Süderland in der gegenwärtigen Saison das Bad besucht?“

„Vor sechs Wochen war er noch da. Seit dieser Zeit bin ich gefangen. Kennst Du ihn?“

„Sehr gut.“

„Wer bist Du denn?“

„Das ist Nebensache!“ Dennoch aber siegte die den meisten Menschen innewohnende und sogar sich in der tiefsten Erniedrigung regende Eitelkeit so, daß er hinzusetzte: Ich war nichts Gewöhnliches; der Prinz war mein Freund.“

„Ah!“ machte Hartig verwundert.

„Leise! Ist seine Schwester, Prinzeß Alka, verheirathet?“

„Freilich. Mit dem Kronprinzen Max, der früher ein Schmied gewesen sein soll. Ich bin wegen dem tollen Prinzen hier.“

„Nicht möglich! Wie so?“

„Er fuhr auf dem Boote und stürzte die Tochter des Generals Helbig in das Wasser. Mein Junge warf ihn wieder hinein, und ich züchtigte den Buben ein wenig zu derb. Darüber wurde ich angezeigt und eingesteckt. Ich wollte austreisen und stieß dem Wachtmeister dabei das Messer in den Arm. Dafür habe ich vier Jahre bekommen.“

„Und der Junge?“

„Nichts. Der Prinz hat noch die Kosten bezahlt.“

„Ja, das sind die jetzigen Zustände; früher unter der alten Regierung war es besser!“

„Du meinst, als die Raumburgs noch am Ruder waren? Ja, da wurde nicht so kurzer Prozeß mit einem gemacht; da ging es fein hübsch langsam. Wenn das noch wäre, so säße ich nicht hier. Nun aber ist der alte Herzog todt, elend umgekommen, und sein Sohn, der Prinz von Raumburg, soll gar im Zuchthause stecken!“

Der Sprecher ahnte nicht, daß er gerade diesen Prinzen vor sich habe.

„Waren die drei Schwestern des Generals von Helbig im Seebade?“ frug dieser.

„Ja.“

„Dachte es. Sie kommen alle Jahre hin. Aber jetzt bin ich fertig. Nun ziehe Dich aus und steige in die Wanne. Deine Kleider habe ich wegzunehmen!“

„Was bist Du hier denn eigentlich?“

„Badewärter.“

„Und was bekommst Du dafür?“

„Sechs Pfennige täglich.“

„Alle Wetter, ist das viel!“

„Ja, das ist auch viel. Du bekommst volle drei Monate nichts, dann aber täglich drei Pfennige, aber auch nur dann, wenn Du Dein Pensum vollständig fertig bringst.“

„Was ist Pensum?“

„Die Zahl, wie viel Du täglich zu arbeiten hast. Bringst Du das nicht, so wirst Du bestraft, mit Arrest, mit Kostentziehung oder gar mit Prügeln. Und weil Du dritte Disziplinarklasse bist, so wirst Du von Deinen drei Pfennigen zur Strafe täglich einer abgezogen. Du bekommst dann also blos zwei.“

„Was ist das mit der Klasse?“

„Wer schlecht eingeliefert oder hier bestraft wird, bekommt dritte, wer gut eingeliefert wird, zweite, und wer sich sehr lange Zeit ausgezeichnet beträgt, erste Klasse. Die erste Klasse trägt blaue, die zweite trägt gelbe und die dritte trägt schwarze Knöpfe.“

„So bist Du also erste Klasse?“

„Ja; aber nicht, weil ich mich lange Zeit gut geführt habe, denn ich bin noch nicht sehr lange hier, sondern der Direktor berücksichtigt mich, weil ich draußen etwas Vornehmes gewesen bin. Das Amt eines Badewärters ist auch ein Vorzug. Es ist ein Vertrauensposten, weil ich da mit jedem Gefangenen zu sprechen komme. Ich kann also den Gefangenen sehr viel nützen. Willst Du mir einen Gefallen thun?“

„Ja. Welchen?“

„Du sollst mir einem andern Gefangenen ein paar Zeilen geben.“

„Die schreibst Du erst?“

„Nein; dazu wäre jetzt keine Zeit. Ich habe sie bereits fertig, für den Fall, daß ich Einen finde, der bereit ist, sie mir zu besorgen.“

„Komme ich denn mit ihm zusammen?“

„Ja. Du kommst gleich von hier weg zum Anstaltsarzte, der Dich zu untersuchen hat. Bei ihm sitzt ein Gefangener, der seinen Schreiber macht. An ihn hast Du das Billet zu geben.“

„Wird es Niemand sehen?“

„Nein. Er kennt mein Zeichen und sieht Jeden aufmerksam an. Wenn Du die Jacke auszuziehst, so niesest Du und wischest Dir dann mit der linken Hand das rechte und mit der rechten das linke Auge zu. Er wird sofort hinkommen und Dich mit entkleiden helfen. Dabei nimmt er das Papier an sich, welches ich Dir nachher unter das Halstuch binden werde. Es wird Dir nützlich sein. Wer Kaffee oder sonst etwas Außergewöhnliches haben will, muß den Arzt bitten, dieser gibt dem Schreiber seine Entscheidung, und was dieser schreibt, das gilt und wird nicht mehr kontrolirt. Da kann es vorkommen, daß er viel mehr schreibt, als er eigentlich sollte, oder sogar daß er einem etwas notirt, der um gar nichts gebeten hat. Bekommst Du also einmal etwas, so sage nur zum Aufseher, Du hättest den Arzt darum gebeten!“

„Werde es merken! Welche Arbeit werde ich bekommen?“

„Das weiß ich noch nicht, denn das bestimmt im Laufe des Tages der Arbeitsinspektor.“

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Alexiewitschs Abenteuer.

Von

Dr. F. Müller.

Eben hatte Gräfin Feodora Brankoff ihre Toilette beendet und nun betrachtete sie sich noch einmal wohlgefällig in dem mächtigen Trumeau zur Seite. Sie durfte in der That stolz sein auf ihre Erscheinung, die von einer rosenartig zarten, jugendlichen Anmuth umhaucht war. Ein dunkles Feuer belebte die fröhlenden Augen und ein anmuthiges Lächeln umspielte den feinen Mund, der sich zu einem fröhlichen Morgenliedchen öffnete. Sie war glücklich, ein eben erst aus dem Kindesalter in die Mädchenzeit übergetretenes reizendes Geschöpf, das erst begann, seiner selbst bewußt zu werden und dabei sich von allem Glück des Reichthums umgeben sah.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 8.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war das Bad beendet, und das Einkleiden begann. Der Badewärter war ihm dabei behilflich und legte ihm auch das Halstuch um.

„Du hast doch den Brief vergessen!“ flüsterte Hartig.

„Sorge Dich nicht! Er ist an seiner Stelle; aber ich wäre sehr ungeschickt, wenn Du es bemerkt hättest, denn dann hätte es der Aufseher draußen auch gesehen.“

„Er belauscht uns also wirklich?“

„Ja. Du wirst sehen, daß er hereinkommt, sobald wir fertig sind. Diese Leute halten sich allein für sehr klug und weise und sind noch dreimal dummer als dumm.“

Wirklich hatte Hartig kaum die Arme in die Aermel seiner Jacke gesteckt, so trat der Aufseher herein.

„Fertig?“

„Gleich, Herr Aufseher!“

„Bleiber einmal fleißig geschwatzt?“

„Kein Wort! Oder glauben Sie, daß Unsereiner das Bedürfniß hat, sich solchen Leuten mitzutheilen?“

„Hoffe es auch nicht. Also vorwärts wieder!“

Hartig wurde in ein anderes Gebäude geführt, wo ihn der Aufseher in ein Zimmer schob, in welchem ein Herr in Civil an einem Schreibtische saß. An der andern Seite saß ein dicker Mann in der Sträflingskleidung und schrieb, ohne von dem Papiere aufzublicken. Dieser erkannte der Anstaltsoberarzt. Er fixirte den Angekommenen einen Augenblick; dann frug er in dem kurzen Ton dieser Beamten:

„Wer bist Du?“

„Schiffer.“

„Wie alt?“

„Fünfzig.“

„Einmal krank gewesen?“

„Nein.“

„Fehlt Dir jetzt etwas?“

„Nein, aber Hunger habe ich immer.“

„Ach so!“ lachte der Arzt. „Die Herren Gefangenen haben während der Untersuchungshaft auf schmaler Kost gesessen und wollen sich nun hier herausfüttern lassen. Bleibt draußen, und macht keine Dummheiten, wenn Ihr nicht leiden wollt! Ziehe Dich aus!“

Er bog sich auf seine Schreiberei zurück. Hartig fuhr langsam aus der Jacke und nieste; dann mischte er sich die Augen in der angegebenen Weise. Sofort erhob sich der dicke Schreiber und trat zu ihm.

„Na, das hat ja noch gar keine Spur von Geschick! Wie lange soll da der Herr Oberarzt warten, he? herunter damit!“

Er band ihm das Halstuch ab und warf es zur Erde, half ihm auch beim Ablegen der übrigen Kleidungsstücke. Als dies geschehen war, erhob sich der Arzt und untersuchte Hartig sehr genau. Er hatte heute Zeit dazu, denn es war kein zweiter Gefangener eingeliefert worden. Während dieser Prozedur bemerkte Hartig, daß der Schreiber hinter dem Tische einen kleinen Zettel las und schnell einen zweiten schrieb. Als die ärztliche Untersuchung beendet war, trat er wieder zu Hartig heran und half ihm beim Anlegen der Kleider. Dabei steckte er ihm den zweiten Zettel abermals, aber jetzt hinten und von oben unter das Halstuch und flüsterte:

„Beim Arbeitsinspektor wieder nieseln!“

Die Prozedur war beendet, und Hartig wurde entlassen. Draußen vor der Thür empfing ihn der Aufseher wieder, welcher ihn in seine Zelle zurückbrachte und dann verließ. Während dieser Pause wagte der Gefangene es, den Zettel herauszunehmen und zu öffnen, ob gleich es möglich war, daß man ihn beobachtete. Er war in einer fremden Sprache geschrieben. Sein Verfasser und derjenige, an den er gerichtet war, konnten keine ganz gewöhnlichen Leute sein.

Jetzt dauerte es einige Stunden, ehe die Riegel wieder zurückgezogen wurden und der Aufseher wieder öffnete. Er brachte Wasser und Brod.

„Hast Du beim Arzte um doppelte Ration Brod gebeten?“

„Ja.“

„Bist Du denn ein so starker Esser?“

„Ein Seemann hat stets Hunger.“

„Hier aber hört die See auf. Ein Zugänger erhält gewöhnlich täglich ein halbes Pfund Brod und erst später, wenn er wiederholt darum bittet, ein ganzes und auch anderthalb Pfund. Dir aber sind gleich zwei Pfund zugeschrieben worden. Da heißt

Digitized by Google

es nun auch kleinlig sein, damit Du diese Vergünstigung nicht etwa wieder verlierst. Der Herr Oberarzt muß heut bei sehr guter Laune gewesen sein. Jetzt komm!"

Das Verbrechen des Badewärters war also doch bereits in Erfüllung gegangen. Der dicke Kanzleischreiber hatte aus eigener Machtvollkommenheit zwei Pfund Brod notirt. Und diese Anstaltsbeamten fagen, daß der Gefangene keinen Willen habe, sie wollen ihn als Gegenstand irgend einer Besserungsmethode behandeln!

Wieder ging es über mehrere Höfe bis vor eine Thür.

„Den Herrn da drinnen hast Du „Herr Arbeitsinspektor" zu tituliren!" bedeutete der Aufseher und schob dann den Gefangenen in das Zimmer.

Der Beamte war noch jung und hatte ein wohlwollendes Gesicht. Die stramme Uniform stand ihm recht gut, und es sah ganz so aus, als ob er sich dessen auch bewußt sei. Auch hier blieb der Aufseher vor der Thür, um seinen Pflegling draußen zu erwarten.

„Was bist Du?" frug der Inspektor gerade so wie vorher der Arzt.

„Schiffer."

„Schiffer, also trästig." Er blätterte dabei in einigen Papieren herum. „Hier finde ich, daß Du vom Arzte zwei Pfund Brod erhalten haß; da mußt Du auch arbeiten können. Gesund bist Du?"

„Ja."

„Hast Du vielleicht außer Deinem Berufe nebenbei ein Handwerk betrieben?"

„Nein," antwortete er niesend und sich dann die Augen wischend.

„Aber im Winter, wo der Fischfang und die Schiffahrt feiert, was hast Du da gethan?"

„Hm," räuspelte sich der Gefangene verlegen, während der Schreiber, welcher an einem Seitentische beschäitigt war, der Scene mit Spannung folgte.

„Ach so, ich verstehe! Nichts hast Du gemacht. Gespielt, was?"

„Blos Abends," entschuldigte sich Hartig.

„Und am Tage?"

„Geschlafen."

„Schön! Das heißt also, Du haß vom Abend bis an den Morgen gespielt und dann den Tag verschlafen. Hast Du Weib und Kinder?"

„Ja."

„Also Familie, und ein so lüderliches Leben! Scheinst mir ein sauberer Kerl zu sein! Ich werde Dir eine Arbeit geben, bei der Du mit nicht so leicht einschlafen sollst. Das sage ich Dir: das Pensum ist sehr schwer, bringst Du es aber nicht, so hilft Dir Deine doppelte Brodration nichts; ich gebe Die Kostentziehung, und zwar genug!"

Der gute Inspektor war wirklich in Rage gekommen, auch mit dem Schreiber schien dies der Fall zu sein. Er erhob sich und trat näher.

„Und auch unordentlich ist er," meinte er, der seinen Vorgesetzten sehr gut kennen mußte, um diese Theilnahme am Gespräche zu wagen. „Dieser Knopf ist auf, und das Halstuch guckt hinten über den Kragen in die Höhe. Die Herren Aufseher sehen nicht darauf. Ich habe nur immer nachzusehen, damit die Leute anständig vor dem Herrn Inspektor erscheinen!"

Dabei knöpfte er ihm die aufgesprungene Jacke zu und nestelte emsig an dem Halstuche herum. Dann trat er wieder zurück und setzte sich mit zufriedener Miene nieder.

„Richtig ist es," meinte der Inspektor. „Wenn ein Zuwachs kommt, muß ihn mein Schreiber immer in das Geschicke richten. Ich werde mich beschweren. Also, was geben wir Dir für Arbeit?" Er sann eine Weile nach und meinte dann zu seinem Schreiber:

„Notiren Sie ihn unter die Schmiede, und besorgen Sie das Uebrige. Ich habe mich zu beeilen, daß ich den Zug nicht versäume. Du aber kannst jetzt gehen!"

Hartig verließ das Gemach und wurde von seinem Aufseher in seine Zelle zurückgeführt. Er blieb dort nicht lange allein, denn bald wurde wieder geöffnet und der Aufseher trat in Begleitung des Anstaltskoches herein.

„Also dies ist der Mann?" frug der letztere, den Gefangenen musternd.

„Ja, er hat ungeheures Glück," antwortete der Aufseher. „Wird mit zwanzig Tagen Kostentziehung eingeliefert und bekommt doppeltes Brod und Beschäftigung in der Küche, während andere sich Jahre lang zu einem solchen Posten melden und immer wieder abgewiesen werden. Ich bin neugierig, wie der Herr Direktor die Kostentziehung mit der Küchenarbeit und der Brodration zusammenreimen wird."

„Das ist nicht unsere Sache," meinte der Koch. „Es liegt hier jedenfalls ein Versehen vor, ich aber habe mich nach der Ratz des Herrn Arbeitsinspektors zu richten und diesem hier zu sagen, daß er morgen früh in der Küche antreten wird. Besorgen Sie ihm eine weiße Schürze und eine Küchenmütze."

Unterdessen stand der Schreiber des Arbeitsinspektors an seinem Fenster und blickte hinaus auf den Hof. Er war allein, denn sein Vorgesetzter hatte die Anstalt verlassen, um seiner vorhin gethanen Aeußerung nach eine Reise zu unternehmen. Der Schreiber schien von einer peinigenden Unruhe erfüllt zu sein, und immer wieder zog er den Zettel hervor, welchen er unter dem Halstuche des Zuganges herausgenommen hatte. Dieser war in französischer Sprache verfaßt und lautete zu deutsch:

„Endlich ist es Zeit, wie mich Raumburg benachrichtigt. Warte in Deiner Expedition auf uns."

Da kam ein einzelner Züchtling ohne Begleitung eines Aufsehers über den Hof. Es war der Schreiber des Oberarztes. Er trat ein. Beide kannten einander sehr gut. Der eine war Direktor und der andere Oberarzt einer Irrenanstalt gewesen und hatten sich derartiger Vergehen schuldig gemacht, daß sie sich jetzt für lebenslang im Zuchthause befanden.

„Der Inspektor fort?" frug der dicke frühere Irrenhausdirektor.

„Ja," antwortete sein früherer Untergebener. „Woher weißt Du, daß er verreisen will?"

„Er war am Vormittage beim Doktor und sagte es diesem. Bist Du bereit?"

„Natürlich. Ich wage das Leben, wenn es sein muß. Aber wie?"

„Weiß es selbst noch nicht. Raumburg schrieb mir heute, daß ich um die jetzige Zeit bei Dir sein solle."

„Er kommt also auch?"

„Jedenfalls."

„Wie gut, daß die zur ersten Disziplinarklasse Gehörigen die Erlaubniß haben, ohne Beaufsichtigung ihrer Arbeit nachgehen zu können. Wenn man mich hier bei Die sieht, können wir sagen, daß wir uns über irgend eine Schreiberei zu besprechen haben. Hast Du den Ueberbringer der Zeilen belohnt?"

„Ja. Ich habe ihm doppeltes Brod geschrieben."

„Dachte mir, daß dies nur von Dir käme."

„Und Du?"

„Ich habe mir den Spaß gemacht, ihn unter die Küchenarbeiter zu schreiben. Wir gehen fort, und ich habe keine Unannehmlichkeit davon. Doch schau, da kommt Raumburg!"

Der Züchtling Nummer Zwei kam über den Hof herüber und in das Zimmer.

„Nun, daß Sie schon beisammen sind! Sie haben meine Bemerkung erhalten?"

„Ja."

„Sie gehen mit?"

„Versteht sich! Aber welche Vorbereitungen haben Sie getroffen?"

„Ich noch gar keine, aber wir werden draußen erwartet."

„Von wem?"

„Das möchte ich jetzt noch verschweigen. Im Gasthofe des nächsten Dorfes hat sich ein Kutscher einquartirt, der seine Pferde stets angeschirrt bereit hält. Eine Minute nach unserem Eintreffen dort kann es fortgehen."

„Das wäre ganz gut. Aber wie kommen wir aus der Anstalt?"

„Sehr einfach: als Aufseher verkleidet. Da hält uns der Posten nicht an."

„Alle Teufel, das ist verwegen! Am hellen lichten Tage ganz gemüthlich hinauszuspaziren! Aber die Kleider?"

„Bekommen wir bei dem Thorhabenden."

„Wird sich hüten!"

„Freiwillig gibt er sie natürlich nicht her. Wir nehmen sie ihm."

„Dann gibt es einen Kampf, welcher Lärmen verursachen wird."

„Das werde ich schon zu vermeiden wissen. Jeder Aufseher, welcher von zu Hause kommt und die Anstalt betritt, hat Mütze und Kapot beim Thorhabenden abzulegen. Diese Sachen werden in die Garderobe gehängt, welche sich neben der Wachtstube befindet. Das ist genug für uns, denn wir brauchen je jeder nur Kapot und Mütze, um ganz sicher für Aufseher gehalten zu werden."

Digitized by Google

„Man wird uns aber dennoch erkennen."

„Warum?"

„Wir sind rasirt, wie jeder Gefangene, und sämmtliche Aufseher tragen Bärte."

„Ich habe mich vorgesehen. Bei meiner Arbeit kommen mir die größten Bärte, die ich abschneiden muß, in die Hände. Ich habe die Haare zu den schönsten falschen Bärten verarbeitet. Hier probiren Sie einmal!"

Er zog ein Papierpaket unter der Jacke hervor und öffnete es. Die drei Bärte, welche es enthielt, paßten ganz genau, und es gehörte ein sehr scharfes Auge dazu, um zu erkennen, daß sie falsch seien."

„Das ist vortrefflich!" meinte der einstige Direktor. „Aber wir können unsere Hosen und Schuhe nicht verbergen."

„Unter dem Thore ist es finster."

„Aber, wenn man uns auf dem Hofe begegnet? Selbst wenn wir vollständige Uniform trügen, würde jeder Aufseher, auf den wir treffen, wegen unsern fremden Gesichtern aufmerksam werden und uns anhalten."

„Ich werde dafür sorgen, daß uns Niemand begegnet."

„Wie wollen Sie das fertig bringen?"

„Sie wissen, daß ich sehr oft Befehle des Direktors an andere Beamte zu überbringen habe. Ich werde eine augenblickliche Konferenz im Speisesaale anheißen."

„Gefährlich!"

„Gar nicht, denn der Direktor ist jetzt nicht in der Anstalt. Ich brauche diesen Befehl nur den beiden Oberaufsehern zu überbringen, so sind in fünf Minuten alle Aufseher außer dem Wachthabenden und den Visitatoren, die nicht von ihren Leuten fortkönnen, im Speisesaale versammelt. Also einmal seß und sicher: Sie stehen wirklich mit?"

„Ja; lieber todt als länger hier!"

„Gut; so gehe ich jetzt. Zwei Minuten, nachdem Sie mich wieder vorübergehen sehen, kommen Sie zum Thorhabenden, aber einzeln, damit es nicht auffällt."

Er ging.

„Ein verwegener Kerl!" meinte der Arbeitsschreiber. „Er hätte Anlagen ganz so zu werden, wie sein Vater früher war. Ich möchte doch wissen, warum er sich gerade für uns Beide so interessirt und uns gern mit frei sehen möchte."

„Einestheils, weil wir seinem Vater, dem Herzoge von Raumburg, so treu dienten und deßhalb in die gegenwärtige Lage kamen, und anderntheils, weil er glaubt, daß unsere Anhänglichkeit ihm später von Nutzen sein wird. Wir können und seine Sorge für uns sehr gefallen lassen. Ohne ihn würden uns eine Flucht schwerlich gelingen, und wenn wir die Freiheit erreichen, gewährt er uns mit seinen Verbindungen die beste Sicherheit, daß wir nicht in die Hände unserer Verfolger zurückgerathen. Es versteht sich ganz von selbst, daß unsere Flucht ein ungeheures Aufsehen erregen und man Alles aufbieten wird, uns wieder zu ergreifen."

„Wenn ihnen dies gelänge würde ich mich tödten."

„Ich mich auch; vorher aber würde ich mich nach allen Kräften zur Wehre setzen. Ehe man mich fängt müssen erst Einige daran glauben. Ich habe auch dem Bestecke des Arztes einige Messer zu mir gesteckt, mit denen man sich schon vertheidigen kann. Willst Du eins?"

„Ja. Gib her!"

Jetzt schritten einige Aufseher eilig vorüber.

„Schau, seine Finte beginnt bereits zu wirken. Die gehen nach dem Speisesaale."

Dieser Gedanke von ihm war ausgezeichnet. Nun wirb für uns der Weg frei."

Einige Augenblicke später schritt der Badewärter langsam über den Hof und gab ein leises, für andere unbemerkbares Zeichen, daß Alles gut gehe. Er begab sich in die Wachtstube, wo sich der Thorhabende ganz allein befand.

„Herr Aufseher!"

„Was willst Du?"

„Der Herr Aufseher Wendler ist bei mir im Bade. Er hat die Seife vergessen, die in der Tasche seines Kapots steckt. Sie sollten so freundlich sein und sie ihm schicken."

„Gleich. Warte hier!"

Er trat in die nebenan befindliche Garderobe und suchte. Nach kurzer Zeit meinte er:

„Es steckt keine Seife drin. Komm heraus und suche selbst einmal nach!"

Der Badewärter warf einen raschen Blick durch das Fenster und sah den Arbeitsschreiber bereits kommen. Ein anderer Mensch war nirgends weiter zu sehen. Es war Zeit. Er trat zu dem Aufseher.

„Hier sind die Taschen!" sprach dieser.

„Schön. Werde Ihnen zeigen, daß ich mehr Geschick besitze als Sie, mein Gutester!"

Mit diesen Worten faßte er den Aufseher von hinten bei der Gurgel und drückte diese zusammen, daß der Ueberfallene keinen Laut von sich geben konnte. Er versuchte sich zu befreien, brachte es aber nur zu einigen kurzen konvulsivischen Bewegungen.

In diesem Augenblicke trat der Schreiber ein und eilte sofort herbei.

„Nehmen Sie sein Taschentuch und stecken Sie es ihm in den Mund!" gebot Raumburg.

Der Schreiber gehorchte, mußte aber erst seinem Messer die Zähne des Aufsehers auseinanderbrechen.

„Nehmen Sie die Schnur hier aus meiner Tasche und binden Sie ihm die Hände auf den Rücken und die Füße zusammen!"

Dies geschah, und hier konnte auch der Krankenschreiber mithelfen, welcher unterdessen hinzugekommen war. Dann wurde der gefesselte und geknebelte Mann in den Winkel geworfen.

„Hier hängt sein Degen, den er abgelegt hat," meinte Raumburg. „Ich werde ihn umschnallen, da ich unter uns wohl derjenige bin, der am besten mit dieser Waffe umzugehen versteht. Nun schnell die Ueberröcke an und die Mützen auf. Dann fort."

Den beiden Andern ging dem doch der Athem etwas laut. In solchen Fällen bewährt auch der Muthigste nicht ohne einige Erregung. So vorbereitet verließen sie das Zimmer. Der Badewärter verschloß es und steckte den Schlüssel zu sich.

„Nun straks über den Hof und zwar in militärischer sicherer Haltung."

Sie gelangten unangefochten an das Innenthor des Eingangs und klopften.

„Wer da!" ließ sich im Thorgewölbe die Stimme des Postens vernehmen.

„Drei Aufseher zum Ausgehen," antwortete Raumburg fest. „Können passiren!"

Es öffnete sich zuerst das innere und dann auch das äußere Thor, und Raumburg selbst zog dieses letztere hinter sich zu, damit es dem Posten nicht einfallen solle ihnen nachzublicken.

„Gott sei Dank; es scheint zu gelingen! Nun schnell die Mauer entlang und in das Freie; denn den betretenen Weg müssen wir vermeiden."

Nicht gar zu eilig, denn das hätte Verdacht erregen können, aber doch mit möglichster Schnelligkeit gingen sie längs der Mauer hin und gelangten in das offene Feld. Hier sahen sie einen schmalen Fußsteig, welcher zum nächsten Dorfe führte und, wie sich von hier oben leicht bemerken ließ, jetzt nicht begangen war. Ihn schlugen sie ein.

„Nun können Sie uns wohl auch sagen, auf welche Weise Sie in Verbindung mit der Außenwelt gelangten," meinte der frühere Irrenhausdirektor zu Raumburg.

„Das war nicht so schwierig, als ich vorher meinte," antwortete dieser. „Als Badewärter hatte ich sehr oft in der Küche zu thun, des heißen Wassers wegen. Der Fleischer, welcher das wenige Fleisch, das in das Anstaltsessen geschnitten wird, zu liefern hat, kommt täglich des Morgens zu einer bestimmten Stunde, um dasselbe abzugeben. Er gehört zu denjenigen nicht amtlichen Personen, denen der Zutritt ohne besondere vorherige Anmeldung gestattet ist. Als ich ihn zum ersten Male sah, erkannte ich in ihm einen früheren Ulanen, der, als ich noch den Grad eines Mittmeisters besaß, mein Bursche gewesen war. Er war ein treuer williger Kerl gewesen, und ich hatte ihn bei seiner Verabschiedung unterstützt, so daß er heirathen und eine eigene Fleischerei anfangen konnte. Er war mir also einige Dankbarkeit schuldig. Er erschrak förmlich, als auch er mich erkannte, ließ sich aber nichts weiter merken. Aus einigen Worten, welche er scheinbar an den Koch richtete, hörte ich, daß er mich wiedersehen wolle, und so suchte ich es einzurichten, daß ich am nächsten Tage zu derselben Stunde wieder in die Küche mußte. Er ließ ein zusammengewickeltes Papier dort fallen, auf welches ich den Fuß setzte, um es dann unbemerkt aufzuheben. Er frug mich in den wenigen Zeilen, welche es enthielt, ob er etwas für mich thun könne, und erklärte sich zu allem bereit, was ich von ihm wünschen werde. Ich hielt mich in fortwährendem Verkehre mit ihm und ließ durch ihn einen Brief an Prinz Hugo von Süderland abgehen."

„Den tollen Prinzen?"

„Ja. Dieser antwortete mir, daß er gern nach Kräften für mich handeln und sorgen werde, und hat mir einen Vertrauten ge-

Digitized by Google

schickt, der mich mit einem Wagen erwartet, um uns über die Grenze und dann einstweilen in ein sicheres Asyl zu bringen."

„Werden auch wir dem Prinzen willkommen sein?"

„Ich verbürge mich dafür."

„Dann gestatte ich mir in Beziehung auf unsere Reise nach der Grenze einige Bedenken."

„Welche?"

„Es ist zu Wagen nicht geheuer dort, wir Beide haben dies zur Genüge erfahren."

„Ah, ich weiß, daß Sie da oben gefangen worden sind."

„Allerdings. Die Bahn können wir freilich nicht benutzen, aber der Wagen bietet uns bei den wenigen Pässen, welche durch das Gebirge führen, ganz dieselbe Gefahr. Man wird bei der Nachricht von unserer Flucht diese Pässe sofort besetzen, so daß ein Wagen nicht passiren kann ohne durchsucht zu werden."

„Hm, das ist richtig! Es wäre da wohl vortheilhafter, wenn wir die Tour zu Fuße machten. Da kann man leichter ausweichen und ist freier und ungehinderter in allen seinen Bewegungen. Ich möchte mich beinahe dafür entscheiden. Was sagen Sie dazu?"

„Ich rathe es sehr."

„Gut, so sei es entschieden. Aber heut und morgen kommen wir noch nicht in die Berge. Da nehmen wir den Wagen. Dort ist das Dorf. Aber kommt uns da nicht ein Mann entgegen?"

„Ein Spaziergänger."

„Es scheint so, denn er schlendert dahin, als ob er sich nur ein wenig ausgehen wolle. Aber, hat er nicht etwas in der Hand?"

„Allerdings. Es scheint eine Peitsche oder etwas dem Aehnliches zu sein."

„Wenn es eine Peitsche ist, so ist er unser Mann. Es ist ausgemacht, daß er dieses Erkennungszeichen mit sich führen und so viel wie möglich gegen die Anstalt zu patrouilliren soll. Sehen Sie, auch er hat uns bemerkt und bleibt stehen. Er ist es jedenfalls."

Sie kamen näher. Er zog die Mütze und grüßte höflich. Raumburg dankte und frug:

„Sagen Sie einmal, lieber Mann, sind Sie da aus diesem Dorfe?"

„Nein."

„Woher sonst?"

„Weit her."

„Was thun Sie hier?'

„Ich warte."

„Ah, richtig! Sie sind aus Himmelstein?"

Der Mann nickte erfreut. Er wußte jetzt, daß er nicht umsonst gewartet habe.

„Ja, meine Herren."

„Wohl ein Schloßbediensteter des Prinzen?"

„Der Schloßvogt selbst. Welcher von den Herren ist es, den ich fahren soll?"

„Wir sind es alle Drei."

„Ah, ich weiß nur von Einem!"

„Thut nichts. Ich bin Derjenige, an den Sie adressirt sind, mein Name ist von Raumburg. Diese Herren hier sind meine Freunde, welche ich Ihnen Herrn sehr zu empfehlen habe. Wie lange Zeit brauchen Sie um uns aufnehmen zu können?"

„Nicht volle zehn Minuten von jetzt an. Ich brauche nur die Pferde, welche bereits eingeschirrt sind, aus dem Stalle zu ziehen und an den Wagen zu hängen."

„So kommen Sie!"

„In das Dorf? Nein, meine Herren; es ist nicht nothwendig, daß Sie sich dort sehen lassen; das würde Ihre Spur ja sofort verrathen. Man ist übrigens bereits aufmerksam auf mich geworden, weil ich die Pferde gar nicht ausgeschirrt habe und immerwährend hier spazieren gegangen bin. Gehen Sie rechts um das Dorf herum und dann möglichst in der Nähe der Straße weiter. Ich komme sofort nach, und dann können Sie einsteigen."

„Sind Sie für mich mit allem Nöthigen versehen?"

„Mit Kleidungsstücken nur für Sie, und zwar auch nur für den ersten Augenblick, da ich nicht weiß, ob sie passen werden. Doch sind solche Dinge ja in jedem Laden sehr leicht zu bekommen, nur müssen wir diese Gegend erst hinter uns haben."

„Und Geld?"

„So viel, wie Sie bis Schloß Himmelstein nur immer brauchen können. Seine Hoheit haben mir diese Börse und diese Brieftasche gegeben, um Beides Ihnen zu überreichen."

„Danke! Also spannen Sie schleunigst an, damit wir nicht auf Sie zu warten brauchen." (Fortsetzung folgt.)

Nur ein J.

Nach den Mittheilungen eines Bureaukraten

von

Karl Zastrow.

Es ist eine kleine beschränkte Welt, die der Dinte und des Aktenstaubes, und doch — welches Chaos von Leidenschaften, welcher Wechsel komischer und tragischer Situationen auch in ihr.

Ich sehe das große gewölbte Gemach noch vor mir. Es hatte zwei Fenster, die auf den Marktplatz hinausgingen. Sämmtliche Wände waren mit Aktenrepositorien tapezirt. Die Fächer waren mit Akten vollgepfropft. Nur zur linken Seite der Thür befand sich ein schmaler freier Raum. Dort hatte man die altmodische Wanduhr aufgestellt, die Normaluhr, wie sie von den Bürgern der kleinen Stadt genannt wurde.

In unmittelbarer Nähe des einen Fensters stand das Pult, an welchem der Kanzleivorsteher für ein Jahreseinkommen von zweihundertundvierzig Thalern seines Amtes wartete. Dagegen war an der Verlängerung des andern Fensters ein langer breiter Tisch aufgestaxt, an welchem die beiden Rathsspitzen die inhaltsschweren „Copia decreti" und „Copia relenta" fertigten, mannigfacher „Munda" nicht zu gedenken, unter welche jedwann die Väter der Stadt ihre Namen setzten, falls der einfache Rathsschreiber mit der Fledermaus im Wappen zur Bekräftigung des Verfügten nicht ausreichend erschien.

Es waren zwei junge unreife Bursche, diese sogenannten Rathsspitzen. Der Jüngere war siebenzehn, der ältere achtzehn Jahre alt.

Jener war eine kleine schmächtige Figur mit heldblondem Haar und einem glatten mädchenhaften Gesicht. Von der Beschreibung des älteren nehme ich Abstand, da ich in dieser wahrheitsgetreuen Skizze mich selbst als dieser Kelterer einzuführen Gelegenheit haben werde. Der heißblonde Jüngling war des Sohn eines im Städtchen ansässigen Schneidermeisters, welcher für einen oder den andern seßhaften Rathsherrn die zur Repräsentation seines Standes erforderliche Garderobe lieferte. Vielleicht verdankte er diesem Umstande seine Einstellung in die sonst sehr wählerische Rathskanzlei, denn seine Fähigkeiten ließen nach manchen Richtungen hin viel zu wünschen übrig.

Junker, — dies war der Name meines Kollegen — war auf seine kleine Figur sehr eitel. Er ließ den blonden Lockenkopf zuweilen vom Friseur zustutzen und salbte ihn mit wohlriechenden Oelen. Er bestrich auch die Stelle auf seinem Gesicht, wo er das Keimen eines Bartes vermuthete, mit allerlei Schweinmitteln. Ein demuthkrankhafter Zug, dem schönen Geschlechte zu gefallen, ging durch sein ganzes Wesen.

Wir waren Beide von dem Bestreben beseelt, so weit es die beschränkten Verhältnisse des Städtchens zuließen, Karriere zu machen. Eigentlich konnte von einer solchen nicht viel die Rede sein, wenn man in Erwägung nimmt, daß man im günstigsten Falle die Stelle eines Subalternbeamten erlangen konnte, also Polizeisekretär, Armenhausschreiber, Stadtsassendubhalter u. s. w. Nichts desto weniger war es immer eine Aussicht, und sie verlohnte wohl der Mühe, die Schriftzüge so fein und zierlich als möglich auf das Papier zu fixiren, um das Wohlwollen des unmittelbaren Vorgesetzten, des bereits erwähnten Kanzleivorstehers, zu erwerben.

Dieser Kanzleivorsteher — eigentlich durfte er sich nur Kanzlist tituliren, — war ein pensionirter Feldwebel von acht militärischem Zuschnitt. Er gab ungemein viel auf die Würde seiner amtlichen Stellung, die er für hochwichtig und von ganz besonderer Bedeutung für das öffentliche Interesse hielt. In seinem Verkehr mit uns gab sich noch der entschiedene jeden Widerspruch ausschließende Kommandoton zu erkennen, mit welchem er in der schönen Soldatenzeit so manches Rekrutenherz erzittern gemacht haben mochte. Er zeichnete sich durch peinliche Akkuratesse, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe aus und verlangte diese Eigenschaften selbstverständlich auch von seinen Untergebenen.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß wir junge Bureauaspiranten eine hiulängliche Dosis Respekt vor dem alten Veteran hatten, ein Respekt, der sich zunächst in einem regen Wetteifer, seinen Beifall zu erwerben offenbarte.

Damit aber war der alte Bureaukrat sehr karg. Es mußte schon eine ganz besonders umfangreiche Arbeit, und sie mußte ganz besonders sauber gefertigt und vollständig fehlerfrei sein, wenn er jenes kurze behäbige Grunzen hören lassen sollte, das uns Beiden als untrügliches Zeichen seiner Zufriedenheit galt.

Nun war es aber eine feststehende Thatsache, daß dieses Beifallsgegrunze meinen Leistungen bei weitem häufiger zu Theil wurde, als denen meines weniger geübten und etwas unbeholfenen

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1.40 ℳ.

№ 9.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Der Schloßvogt eilte in das Dorf zurück, und die drei Flüchtlinge wandten sich um dasselbe herum. Sie gelangten hinter demselben auf die Straße, und da sie Niemand da bemerkten, schritten sie langsam auf derselben vorwärts. Sie sollten bald erkennen, was für eine große Unvorsichtigkeit sie damit begingen. Als sie an eine Biegung der Straße kamen, wo die Fortsetzung der letzteren ihnen durch ein Gebüsch verdeckt gewesen war, zuckte Raumburg vor heftigem Schreck zusammen.

„Alle Teufel, ein Gensdarm!“

„Wahrhaftig!“ rief auch der Krankenschreiber. „Was thun wir?“

„Fliehen,“ meinte der frühere Oberarzt. „Dort seitwärts in die Büsche hinein!“

„Nein, das geht nicht. Er hat uns bereits gesehen. Vorwärts, wir gehen gerade auf ihn zu!“ entschied Raumburg.

„Aber er hat den Karabiner!“

„Und wir sechs Hände. Fürchten Sie sich?“

Der Gensdarm kam langsam näher, den Karabiner über die Schulter gehangen. Er hielt sie für Strafanstaltsbeamte und hob schon die Hand zum militärischen Gruße zur Mütze empor, ließ sie aber überrascht wieder sinken. Er war aufmerksam geworden.

„Guten Tag, meine Herren! Wohin?“

„Spazieren,“ antwortete Raumburg.

„Sie haben frei?“

„Ja, Nachtdienst gehabt; da gibt es stets einen offenen Tag.“

„Habe Sie noch niemals gesehen und kenne doch die Kameraden alle. Sie sind wohl noch nicht lange hier angestellt?“

„Schon seit geraumer Zeit; doch sind wir erst vor Kurzem hierher versetzt worden.“

„Es scheint, Sie haben sich noch nicht vollständig equipirt, oder trugen Sie an Ihrem früheren Dienstorte Schuhe und Hosen von Sträflingstuch?“

„Allerdings.“

„Auch ein Sträflingshalstuch anstatt der Binde? Ah, mein Lieber, machen Sie den Mund zu, sonst fällt Ihnen der Schnurr-

William Ewart Gladstone.

Digitized by Google

bart hinein! Meine Herren, Sie haben wohl die Güte, mit mir nach dem Dorfe zurückzukehren!"

„Warum?"

„Sie kommen mir verdächtig vor."

„Verdächtig? Anstaltsaufseher? Das ist denn doch im höchsten Grade spaßhaft!"

„Nicht ganz so spaßhaft wie die Maskerade, welche Sie treiben, trotzdem wir nicht in der Fastenzeit leben. Bitte, drehen Sie sich um; Sie begleiten mich!"

„Meinetwegen!" antwortete Naumburg gleichmüthig. „Wir wollen den Spaß mitmachen und haben keineswegs etwas dagegen, wenn ein Gensdarm Lust hat, sich da von den Bauern auslachen zu lassen."

„Das mit dem Auslachen wird sich wohl finden! Ah, was ist denn das?"

Ein dumpfer, weithin dröhnender Ton war von der Stadt her erschollen. Der Sicherheitsbeamte blieb horchend stehen und ließ dann den Karabiner von der Schulter schlüpfen.

„Ein Kanonenschuß — — noch einer — — — und jetzt ein dritter! Holla, es sind drei Züchtlinge entsprungen, und die seid Ihr. Vorwärts marsch, zurück!"

„Herzlich gern, Herr Wachtmeister!" antwortete Naumburg. Er hatte seinen Wagen kommen sehen, der mit zwei ausgezeichneten Braunen bespannt war. Der Schloßvogt saß auf dem Bocke. Er sah den Gensdarm, welcher die Drei geführt brachte, und ließ sofort die Pferde halten. Abseigen, den einen Wagenschlag öffnen und wieder aufspringen war bei ihm das Werk eines Augenblicks. Er wußte, daß jetzt alles auf ihn ankam.

„Herr Wachtmeister," rief er, als dieser mit seiner Begleitung herangekommen war; „haben Sie die Schüsse gehört? Es sind drei Züchtlinge entsprungen."

„Habe sie bereits erwischt. Hier sind sie!"

„Donnerwetter! Dachte mir gleich so etwas, als ich Sie sah. Aber besser ist besser: ich habe schon aufgemacht; wollen Sie nicht meinen Wagen nehmen? Da haben Sie die Halunken sicherer."

„Ist Ihr Ernst?"

„Freilich! Ich versäume höchstens eine halbe Stunde Zeit, und die bringe ich schnell wieder ein. Ein Glas Bier fällt wohl auch ab!"

„Das und noch mehr. Ich nehme Ihr Anerbieten an."

„Wo lade ich ab?"

„Vor dem Anstaltsthore. Lenken Sie um!"

„Ist auch Zeit, wenn Sie drinnen sind. Man darf solche Schlingels nicht zu lange auf der Straße stehen lassen."

„Gut! Vorwärts, eingestiegen!"

Der Vogt hielt die Peitsche hiebgerecht, nahm die Pferde hoch in die Zügel und wartete auf den entscheidende: Augenblick, der ja gleich kommen mußte. Erst stiegen die beiden Schreiber ein, dann folgte Naumburg. Jetzt legte der Gensdarm die Hand an den Schlag.

„Herr Wachtmeister!" rief der Kutscher.

„Was?"

„Sie haben am Ende doch die Unrechten! Sind das nicht Züchtlinge, die drei Männer, welche dort über die Wiese gesprungen kommen?"

„Wo?"

„Rechts da drüben!"

Die Kutsche stand zwischen dem Gensdarm und der Gegend, nach welcher der Schloßvogt zeigte. Darum nahm der Beamte die Hand vom Schlage und trat nach hinten, um besser sehen zu können. Da sauste die Peitsche auf die Pferde nieder; diese stiegen in die Höhe und zogen mit einem schnellen Rucke an.

„Adieu, Herr Wachtmeister; es sind doch die Richtigen!" klang es lachend vom Bocke hernieder.

„Der Gepreßte faßte sich schnell. Er hob den Karabiner in die Höhe und rief:

„Halt, oder ich schieße!"

Das Gebot wurde nicht beachtet. Der Schuß krachte und noch einer — die Kugeln schlugen beide in den Wagen ein; dieser jedoch flog in sausendem Galoppe weiter. Die Vögel waren zum zweiten Male entwicht. — —

Am späten Nachmittage des folgenden Tages ritten auf der Gebirgsstraße ein Knabe und ein Mädchen auf kleinen schottischen Ponnys dahin. Der Knabe mochte etwas über vierzehn und das Mädchen ungefähr zehn Jahre zählen, doch war das letztere im Reiten sichtlich bewanderter als der erstere.

„Das ist eigentlich sonderbar bei Dir," meinte das Mädchen. „Du hast drei Väter."

„Wieso, Magdot?"

„Nun, Du hast einen Vater, den hast Du gar niemals gesehen, dann hast Du einen Vater, der ist Dein Stiefvater, und endlich hast Du noch einen Vater, der ist auch mein Papa."

„Ja, ich muß Papa zu ihm sagen, aber hat er mich denn auch wirklich so lieb, wie ein Vater gewöhnlich seine Kinder liebt?"

„Der Papa? Der hat Dich sehr lieb, das kannst Du mir glauben. Ich war dabei, als er mit Herrn Walther von Dir sprach."

„Was hat er da gesagt?"

„Ja, das darf ich Dir eigentlich gar nicht verrathen, Kurt; denn sonst wirst Du mir am Ende gar stolz, und Du weißt doch, daß ich dies niemals gern leiden mag."

„Ich verspreche Dir, daß ich nicht stolz werde. Ich habe übrigens auch gar keine Anlagen dazu."

„Er sagte nämlich so: Dein Vater setze sich das hübsche Kind auf ihrem Ponny in eine sehr würdevolle Positur zurecht, um die Haltung und Miene nachzuahmen, welche ihr Vater bei den betreffenden Worten gezeigt hatte. „Mein lieber Herr Walther, Sie sind der Erzieher meiner Tochter, und ich freue mich Ihnen sagen zu können, daß ich mit Ihnen sehr zufrieden bin. Ich habe Ihnen jetzt auch meinen Pflegesohn übergeben. Er ist ein armer Schifferknabe und hat nur einen solchen Unterricht genossen, wie er in einer gewöhnlichen Volksschule ertheilt wird; aber er besitzt ausgezeichnete Anlagen und eine Lust zum Lernen, die ihm helfen wird, auch größere Schwierigkeiten zu überwinden. Er hat ein sehr gutes Herz, ist offen und ehrlich in allen Fällen; man muß ihm herzlich gut sein, und ich wünsche, daß auch Sie ihm Ihre Liebe widmen. Er soll Marineoffizier werden, haben Sie die Güte, Ihren Unterricht nach diesem Plane zu arrangiren! Siehst Du, so hat Papa gesagt, und noch vieles Andere dazu, was Alles sehr gut und schön gelungen hat."

„Das freut mich sehr. Das hätte meine Mutter hören sollen, die wäre recht glücklich darüber gewesen. Sie hat mir gebeten, Alles zu thun um die Zufriedenheit Deines Papa zu erlangen."

„Ich habe es ihr bereits erzählt. Aber, Kurt, Du sollst nicht sagen „Deines" Papa; er ist ja auch Dein Vater, und ich bin also Deine Schwester. Ich freue mich unendlich, daß ich einen Bruder habe, denn das ist viel besser als worher. Auch die Tanten haben Dich sehr gern. Sie gewinnen nicht gleich Jemanden lieb, aber Du, weißt Du, wodurch Du ihre Zuneigung sogleich erobert hast?"

„Nun?"

„Dadurch, daß Du so muthig und klug gegen den tollen Prinzen gewesen bist, und dann auch ganz besonders damit, daß Du damals die Frösche und Krebse entfernt hast. Auch unser alter guter Kunz ist Dir sehr gut. Wenn er von Dir spricht, so wirst Du gar nicht anders als „unser Junge" oder „unser Kurt" von ihm genannt."

„Ja, wir haben es gegen früher wie im Himmel bei Euch, und das gönne ich meiner armen guten Mutter von ganzem Herzen. Sie grämt sich gar sehr darüber, daß mein Stiefvater jetzt in das — das — das — — —"

„Sage nur das Wort, lieber Kurt; Du bist doch nicht schuld daran!"

„In das — Zuchthaus gekommen ist, wollte ich sagen."

„O, wie schrecklich muß es dort sein! Man kann sich gar nicht wundern, wenn einmal Einer zu fliehen versucht, wie der Kutscher gestern erzählte. Wie war denn das eigentlich? Du bist ja mit dabei gewesen."

„Nun, ich mußte den Papa und Kunz, als sie abreisten, mit zur Station begleiten, und da trafen wir im Wartesaale einen Herrn in Uniform. Der war, wie er Papa erzählte, Arbeitsinspektor im Zuchthause und mit dem letzten Zuge gekommen, um mit einem Geschäftsmanne zu verhandeln, der in der Strafanstalt sehr viel arbeiten läßt. Während dieser Mittheilung hörten wir, daß die Bahnbeamten sich etwas zuriefen. Es war soeben eine Depesche gekommen, welche an alle Stationen des Landes gerichtet ist. Sie lautete, daß drei sehr vornehme, sehr wichtige und auch sehr gefährliche Gefangene entsprungen seien, nämlich der Prinz von Naumburg und zwei Aerzte, von denen der eine Direktor und der andere Oberarzt im Irrenhause gewesen sind. Du kannst Dir denken, wie der Arbeitsinspektor erschrocken ist. Der frühere Oberarzt war sein Schreiber im Zuchthause; er gab die vorgenommene Besprechung auf und kehrte gleich mit dem nächsten Zuge, welchen auch Papa benutzte, in die Anstalt zurück."

„Das sind allerdings drei sehr gefährliche Leute. Der Prinz hat mit seinem Vater, der nun todt ist, eine Verschwörung gegen unsern guten König angezettelt und das Land um ungeheure Summen betrogen, wie sich nachher herausstellte. Auch gemordet haben sie,

Digitized by Google

heimlich und öffentlich und viele Leute, die ihnen im Wege waren, als Wahnsinnige in das Irrenhaus gebracht, wo sie so gemartert wurden, daß sie wirklich wahnsinnig werden oder sterben mußten."

„Das ist ja ganz und gar entsetzlich! Woher hast Du es denn erfahren?"

„Papa und die Tanten haben sehr oft davon gesprochen. Der alte Herzog hatte auch den Krieg angestiftet und das Land an den König von Süderland verrathen, das Volk sollte Revolution machen und er wollte dabei König werden. Aber es ist ihm nicht geglückt. Der tolle Prinz kam zwar mit seinen Soldaten in das Land; aber der General von Sternburg hat ihn umzingelt, und Papa ist mit seinem Heere ganz unvermuthet in Süderland eingelassen und hat die Hauptstadt erobert. Deshalb kann ihn der tolle Prinz nicht leiden. Die beiden Aerzte, welche mit entsprungen sind, sind ganz gewiß diejenigen, von denen Papa erzählt hat. Sie haben dem alten Raumburg geholfen die Feinde desselben wahnsinnig zu machen. Ich wollte, sie würden wieder ertwischt und in das Zuchthaus zurückgeschafft!"

„Man wird sie schon ertappen. Die ganze Polizei ist auf den Beinen, und alle Straßen sind besetzt um sie abzufangen. Die Depesche lautete nämlich, daß sie in einem Wagen, der mit zwei Braunen bespannt ist, die Straße nach dem Gebirge zu eingeschlagen haben."

„Schrecklich! Wenn wir ihnen hier begegneten!"

„Oh, die sollten uns nur etwas thun! Ich habe mich vor dem tollen Prinzen nicht gefürchtet, und nun vor ihnen erst recht nicht. Ich könnte sie nicht aufhalten, denn ich bin zu klein dazu; aber Du sollten sie kein böses Auge machen; das wollte ich mir sehr verbitten!"

„Aber wenn sie nach Helbigsdorf kämen! Der Papa ist mit Kunz verreist, und die Tanten sind auf Besuch hinüber zu Barons. Die kommen ja erst morgen wieder."

„Nach Helbigsdorf sollen sie erst recht nicht kommen."

„Und unser Herr Walther ist auch fort, auf Ferien zu seiner Braut nach Himmelstein!"

„Schadet nichts. Papa hat in seinem Waffenschranke eine ganze Menge von Degen und Pistolen, ich würde alle drei todtschießen oder niederschießen. Ich lerne das ja jetzt!"

„Ich habe dennoch Angst. Sie könnten Dich ja auch todt machen. Aber schau, wer sitzt dort unter dem Baume? Ich fürchte mich. Komm herüber auf die andere Seite!"

Die Straße führte durch den Wald. An dem einen Saume desselben lehnte unter einer knorrigen Fichte eine alte Frau. Sie war vollständig barfuß, trug einen einzigen Rock von grellrother Farbe, um die Schultern einen gelben, aus beschmutzten Ueberwurf und hatte ein blaues Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen. Ihr Teint war tiefbraun; zahlreiche Runzeln durchfurchten ihr Gesicht, in welchem eine scharfe Nase über einem spitzigen Kinne thronte, und ihre Gestalt lag gebeugt auf dem Stocke, auf den sie die beiden Hände stützte. Mit ihren tiefliegenden schwarzbunklen Augen musterte sie aufmerksam die von ihrem Spatierritte heimkehrenden Kinder. Als diese herangekommen waren, streckte sie die Rechte bittend aus und trat unter dem Baume hervor.

„Gebt einer armen Zigeunerin etwas, Ihr blauen Kinder!" Magda wollte ängstlich weiter reiten, aber Kurt hielt ihr Pferd und das seinige an.

„Eine Zigeunerin bist Du? Da habe ich ja noch gar keine gesehen!"

Sein offenes Angesicht und seine ehrlichen freundlichen Augen machten der Alten gefallen.

„So sieh mich einmal ganz genau an," meinte sie lächelnd, und ihre Augen zeigten dabei einen Ausdruck, wie man ihnen denselben so freundlich gar nicht zugetraut hätte. Dadurch und in Folge von Kurts Bitte wurde Magda auch bestrzter.

„Du bist heute wohl schon sehr weit gegangen?" fragte sie.

„Nein; aber ich bin alt, und da wird man leichter müde als in der Jugend."

„Also müde bist Du? Und wohl auch hungrig und durstig?"

„Beides ein wenig."

„Da bist Du ja recht schlimm daran. Kurt, ich habe meinen Beutel vergessen. Bitte, gib ihr auch für mich etwas, damit sie zu Essen und zu Trinken kaufen kann!"

„Ja," erwiderte dieser verlegen, „ich habe auch kein Geld mit. Was thun wir da?"

Das Mädchen blickte überlegend vor sich nieder. Die Zigeunerin nickte freundlich.

„Wenn Ihr nichts bei Euch habt, so tö nnt Ihr mir ja auch nichts geben. Es ist so gut, als hättet Ihr es gethan. Ihr seid gute Kinder. Gott segne Euch!"

Da hob Magda sehr entschlossen das Köpfchen.

„Nein, Du mußt etwas von uns haben. Aber sage mir vorher, ob es wahr ist, daß die Zigeuner so schlimme Leute sind. Die Tanten sagen daß sie sogar Kinder stehlen."

„Nein, das ist nicht wahr. Die Zigeuner sind so arm, daß sie froh sind, wenn sie gar keine Kinder haben. Und wenn einmal Einer etwas Böses thut, so sind die Andern doch nicht schuld daran."

„Ja, das will ich auch gern glauben. Du siehst gar so mild und gut mit Deinen großen Augen und kannst sicherlich nur Gutes thun. Ich möchte gern, daß Du zu essen und zu trinken bekommst und Dich recht schön ausruhen kannst. Willst Du mit uns kommen?"

„Wohin?"

„Nach Helbigsdorf. Wir haben nur noch eine Viertelstunde bis dahin."

„Ihr seid von Helbigsdorf?"

„Ja. Helbigsdorf ist unser," antwortete Magda mit einem gewissen Selbstbewußtsein.

„Es gehört doch dem General von Helbig."

„Das ist unser Papa. Willst Du mit? Du kannst bei uns essen und trinken so viel Du willst, und auch in einem schönen Bette schlafen. Wir geben Dir das ganz gern!"

Die Alte nickte zustimmend und kam über den Straßengraben herüber.

„Ja, ich gebe mit Euch, Ihr guten Kinder."

Kurt sah ihren Bewegungen mit einigem Bedenken zu.

„Du bist sehr müde, wie es scheint, und wirst mit unsern Pferden gar nicht fortkommen."

„So reitet Ihr voraus oder macht ein wenig langsamer."

„Das geht nicht. Die Ponnys laufen nicht langsam, und zurücklassen wollen wir Dich auch nicht. Wenn Du Dich doch auf mein Pferdchen setzen könntest. Ich würde gern absteigen und es so führen, daß Du nicht fällst."

„Wolltest Du das wirklich, mein guter Knabe?"

„Ja, sonst würde ich es Dir doch gar nicht anbieten. Willst Du es versuchen?"

„Ja, wenn Du es mir wirklich erlaubst."

„So komm!"

Er stieg ab und wollte ihr behilflich sein. Zu seinem Erstaunen aber schwang sie sich mit einer Gewandtheit auf das Pferdchen, die er selbst noch gar nicht besaß.

„Oh, ging das schnell! Das sieht ja aus, als ob Du schon sehr viel geritten seiß."

„Das ist auch wirklich der Fall, mein Kind."

Sie nahm ihm die Zügel aus der Hand, und es ging im raschen Schritte vorwärts. Die Zigeunerin ergriff zuerst das Wort:

„Also Ihr seid die Kinder des Herrn Generals von Helbig? Ich dachte, er hätte nur eine Tochter."

„Das ist auch eigentlich richtig," antwortete Magda, die jetzt ganz zutraulich geworden war. „Ich habe Kurt erst ganz kürzlich zum Bruder erhalten."

„Wie so?"

„Wir waren im Seebad Fallum; da haben wir ihn kennen gelernt und ihn mit nach Helbigsdorf genommen, ihn und seine Mutter. Er hat mit das Leben gerettet und den tollen Prinzen mit sammt seinem Kahne umgefahren; darum ist er nun mein Bruder geworden."

„Den tollen Prinzen, ah!"

„Kennst Du ihn?"

„Ja."

„Du scheinst überhaupt recht sehr bekannt zu sein. Daß Papa eine Tochter habe, wußtest Du ja auch. Ist es wahr, daß die Zigeuner weissagen können und Dinge wissen, die sonst niemand weiß?"

„Es gibt welche unter ihnen, denen die Gabe verliehen ist, von der Du redest."

„O, dann hast Du sie wohl auch?"

„Ja," antwortete die Alte einfach.

„Dann bitte, weissage mir doch einmal!"

„Dazu bist Du noch zu jung, mein Kind. Die Züge Deines Gesichtes und die Linien Deiner Hand sind noch nicht genug entwickelt und ausgebildet. Später werde ich Dir weissagen."

„Kannst Du mir nicht wenigstens etwas sagen?"

„Vielleicht," lächelte die Zigeunerin. „Wie heißt Dein Brüderchen hier?"

„Kurt."

„Nun gut: Kurt ist jetzt nur Dein Bruder, aber einst wird er Dein Mann sein."

Magda schlug fröhlich die Hände zusammen und rief:

„Das ist prächtig. Ich möchte auch gar keinen Andern zum

Digitized by Google

Manne haben! Aber ist es auch wahr, ist es auch wirklich sicher und gewiß?"

„Es ist wahr," bestätigte die Alte halb scherzend, halb ernsthaft. „Aber er heißt doch wohl nicht Kurt allein, sondern er muß auch noch einen andern Namen besitzen!"

„Kurt Schubert."

„Schubert? Was ist denn Dein eigentlicher Vater?"

Magda antwortete auch jetzt an des Knaben Statt:

„Ja das ist etwas, wo Du zeigen könntest, daß Du mehr weißt als andere Leute. Er hat seinen Vater gar niemals gesehen, und das ist eine sehr traurige Geschichte. Sein Vater war Steuermann und ist mit seinem Schiffe in alle Welt gefahren, aber nicht wiedergekommen. Dann hat seine Mutter einen bösen Stiefvater heirathen müssen, der stets betrunken gewesen ist und jetzt nun gar im Zuchthause sitzt."

„Steuermann war er, und Schubert hieß er?" frug die Zigeunerin nachdenklich. „Balduin Schubert vielleicht?"

„Ja, Balduin!" rief Kurt schnell. „O, Du kennst seinen Namen?"

„Was weißt Du noch von ihm?"

„Nichts, als daß er einen Bruder hat, der Thomas hieß und Geselle in einer Hofschmiede war. Das hat mir meine Mutter erzählt."

„Ich werde Euch doch beweisen, daß ich mehr weiß als andere Leute. Ich werde Deiner Mutter von Deinem Vater erzählen, den ich kenne, und mit dem ich kürzlich noch gesprochen habe."

„Ist es möglich? ist es wahr?"

„Ja. Dein Vater ist jetzt Obersteuermann auf dem berühmten Kriegsschiffe „Tiger". Ich habe einen Bruder, der auf demselben Schiffe Hochbootsmann ist."

„O welch ein Glück; wie wird Mutter sich freuen. Komm, wir wollen schneller reiten!"

„Die Zigeuner sind wirklich klüger als wir," meinte Magda nachdenklich. „Wie heißt Du denn eigentlich? Du mußt doch auch einen Namen haben."

„Ich heiße Zarba."

„Zarba?" rief das Mädchen ganz erstaunt. „Papa hat uns sehr viel erzählt von einer Zigeunerkönigin, welche Zarba heißt. Sie ist die Freundin des Königs und des Kronprinzen, den sie erst zum Kronprinzen gemacht hat. Sie ist auch die Freundin des Generals und des Kommodores von Sternburg und sogar die Verwandte der beiden jetzigen Herzoge von Naumburg. Den früheren Herzog hat nur sie allein gerettet. Sie muß eine ganz außerordentliche Macht besitzen. Bist Du etwa diese Zarba?"

„Ich bin es."

„Wirklich? O wie gut, daß wir Dich zu uns geladen haben, und wie schade, daß Papa nicht zu Hause ist! Aber Du sollst dennoch gerade so aufgenommen werden, als ob er da wäre. Darauf kannst Du Dich verlassen!"

„Ja, meine Mutter ist nämlich Wirthschafterin auf Helbigsdorf," meinte Kurt altklug, „und da kannst Du Dir denken, daß Du sehr gut empfangen wirst."

Nach kurzer Zeit erreichten sie ein größeres Dorf, an dessen Ende sich die stattlichen Gebäude eines Herrensitzes präsentirten. Als sie zwischen den sehr gut aussehenden Häusern dahinritten, sahen ihnen die Bewohner verwundert nach. Die Reiterin kam ihnen gar so sonderbar vor.

Als sie durch das Thor kamen, empfing sie der Verwalter, um ihnen die Pferde abzunehmen. Er warf einen erstaunten mißmuthigen Blick auf die Zigeunerin.

„Was ist denn das für eine Gesellschaft? Eine Zigeunerin! Das sollte der Herr wissen!"

„Warum?" frug Magda.

„Weil dies keine Begleitung für Sie ist, gnädiges Fräulein."

Die kleine zehnjährige Generalstochter blitzte ihn mit zornigen Augen an.

„Welche Begleitung paßend für mich ist, muß ich selbst wissen, Herr Verwalter. Sie haben sich nur um das zu bekümmern, was Ihres Amtes ist!"

„Aber jetzt ist weder Ihr Herr Papa, noch eines der gnädigen Fräuleins, noch der Herr Erzieher da, und da habe ich als Verwalter die Aufsicht über Sie zu übernehmen!"

„Wer hat Ihnen gesagt, daß wir Beide der Aufsicht, und noch dazu der Ihrigen bedürfen? Doch nicht etwa Papa! Wenn ich ihm Ihre Worte erzähle, wäre Ihnen ein Verweis sicher. Aber ich will Ihnen verzeihen. Sie haben die Oekonomie zu leiten, so viel ich aber weiß, gehören wir Beide weder zum Gesinde noch zu den Thieren. Führen Sie die Pferde in den Stall. Komm, Zarba!"

Sie nahm die Zigeunerin bei der Hand und führte sie nach dem Portale des Wohnhauses. Kurt folgte ihnen. Der Verwalter blickte ihnen erschrocken nach.

„Zarba? Alle Wetter, da habe ich einen ganz gewaltigen Bock geschossen! Das also war Zarba, die berühmte Vajdajna* aller Zigeuner von Nar- und Süderland! Wer konnte das denken? Sie verkehrt mit Fürsten und Königen und kommt hierher barfuß und in Lumpen. Diesen Fehler muß ich schleunigst wieder gut machen. Und das kleine Fräulein, wie à propos das thut! In der Fleck bereits ganz und gar der Alte, dem man auch nicht in die Quere kommen darf, sie kann die Reden setzen wie ein Professor. Wie gut und nobel sie das zum Vorschein brachte, daß sie so gnädig sein und mir verzeihen wolle. Ich werde mir sicher nicht wieder beikommen lassen sie beaufsichtigen zu wollen."

Während dieses auf dem Herrensitze geschah, kam von der anderen Seite her ein Mann in das Dorf gegangen, welcher im Gasthofe einkehrte und sich ein Glas Bier geben ließ.

„Nicht wahr, dieser Ort hier heißt Helpigsdorf?" frug er den Wirth."

„Ja."

„Und der Besitzer des Schlosses da oben ist der Herr General von Helpig?"

„Ja."

„Er ist nicht zu Hause?"

„Nein, er ist verreist."

„Aber seine drei Damen sind da?"

„Auch nicht. Sie sind auf Besuch in die Nachbarschaft."

„So. Wer ist denn da anzutreffen?"

„Der Verwalter und die neue Wirthschafterin."

„Die Wirthschafterin? Was ist denn das für eine Madame? Wie heißt sie?"

„Ihr Name ist Hartig."

„Hartig? Hm. Sie ist wohl noch nicht längst in Helpigsdorf?"

„Erst seit kurzer Zeit. Der Herr General hat sie mit ihrem Sohne aus dem Seebade mitgebracht, wo er Beide kennen gelernt hat."

„Aus dem Seepade; das stimmt; ich bin also am richtigen Orte angekommen."

Er bezahlte sein Bier und ging nach dem Schlosse zu.

Die Sonne hatte sich gesenkt und war im Scheiden begriffen. Sie vergoldete die Giebel, Zinnen und Fenster des Schlosses und hüllte den gegenüberliegenden Waldesrand bereits in halbe Schatten. Dort standen drei Männer, welche die vor ihnen liegende Gegend musterten.

„Dem Wegweiser nach muß dies Helbigsdorf sein, eine Besitzung des Generals von Helbig, wenn ich mich recht erinnere. Im Walde schlafe ich nicht, Helbig kennt mich. Wir müssen also weiter, aber es fragt sich, in welche Richtung wir uns wenden."

Der Sprecher war der Jüngste von den Dreien. Der Zweite, ein sehr dicker Mann, meinte:

„Ich habe auch keine Lust, im Walde zu schlafen und mir einen Rheumatismus zuzuziehen, aber ebensowenig habe ich Lust weiter zu gehen. Seit wir den Wagen verlassen haben, bin ich ermüdet zum Umfallen."

„Ich auch," stimmte der Dritte bei. „Diese Waldwege sind verteufelt anstrengend."

„Hm," machte der erste Sprecher. „Helbig ist sehr reich und hat viele Besitzungen, warum soll er gerade hier anwesend sein? Könnte ich erfahren, daß er nicht hier ist, so würde ich mich entschließen auf dem Schlosse zu bleiben; ein Gasthof ist mir zu gefährlich."

„Das können wir ja gleich erfahren. Dort den Hohlweg kommt ein Briefträger herauf. Diese Leute wissen gewöhnlich Alles, und er hat sicher auf dem Schlosse zu thun gehabt."

„Er kommt nach hier. Treten Sie zurück, daß er Sie nicht bemerkt. Ich werde so thun, als ob ich ihn begegnete, und ihn fragen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus fernen Jugendtagen.

Erzählung nach dem Leben

von

E. von Wald.

(Fortsetzung.)

Der Höchstkommandirende der Festung eröffnete die Saison mit einem Ball, auch Major von Brandburg war geladen und mit

* Führerin, Königin.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 10.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortſetzung.)

Die beiden Andern ſteckten ſich in das Strauchwerk, er aber ſchritt in den Wald hinein und kehrte dann wieder um. Er richtete dies ſo ein, daß er gerade am Saume des Holzes auf den Briefboten fließ, der ihn höflich grüßte.

„Guten Abend," antwortete er. „Iſt dieſes Schloß hier Schloß Helbigsdorf?"

„Ja."

„Es gehört dem General von Helbig?"

„Allerdings."

„Wiſſen Sie nicht, ob er anweſend iſt?"

„Er iſt nach der Reſidenz verreiſt."

„Sind ſeine Schweſtern hier?"

„Eigentlich, ja. Aber ſie ſind auch fort, auf Beſuch bis morgen."

„Wiſſen Sie dies gewiß?"

„Ich hatte an jede von ihnen einen Brief und erhielt dieſen Beſcheid."

„Wer iſt denn da zu treffen?"

„Der Verwalter und die Wirthſchafterin, wenn man das kleine Fräulein nicht rechnet."

„Wie alt iſt dieſes?"

„Zehn Jahre vielleicht."

„Ich danke Ihnen!"

Der Briefträger verfolgte ſeinen Weg weiter, der Andere ſuchte ſeine Genoſſen auf.

Dieſe drei Männer waren die entſprungenen Züchtlinge, deren Aeußeres ſich allerdings bedeutend verändert hatte. Sie trugen feine Touriſtenanzüge, und jeder von ihnen hatte eine grüne Botaniſirbüchſe über die Achſel gehängt.

„Wir ſind ſicher," meinte Raumburg. „Der General iſt nicht anweſend und ſeine Schweſtern ebenſowenig. Die andern Perſonen kennen mich nicht. Ich werde mir das Vergnügen machen, hier zu übernachten und dann ſpäter dem General zu ſchreiben, daß ich auf meiner Flucht ſeine Gaſtfreundſchaft in Anſpruch genommen habe. Er wird außer ſich gerathen vor Aerger. Kommen Sie, wir umgehen das Dorf. Wir ſind Touriſten, das heißt Botaniker und Geologen; da kann es nicht auffallen, wenn wir über die Felder kommen."

„Wird man uns auch behalten?"

„Verſteht ſich. Laſſen Sie dies nur meine Sorge ſein, und richten Sie ſich ganz nach mir!"

Auch ſie ſchritten dem Schloſſe zu, deſſen Fenſter nun bereits im halben Lichte lagen.

Dort war die Zigeunerin von der Wirthſchafterin ſehr freundlich aufgenommen worden. Die beiden Kinder konnten das was ſie erfahren hatten, nicht einen Augenblick verſchweigen.

„Wiſſen Sie, wen wir Ihnen gebracht haben, meine gute Frau Hartig?" frug Magda.

„Nun?"

„Das iſt die berühmte Zarba, von der uns Papa ſo viel erzählt hat."

„Wirklich?" rief die Frau mit einem ehrerbietigen Blicke auf die Lajbzina.

„Ja. Sie kann weiſſagen und iſt allwiſſend. Sie hat auch mir bereits prophezeit."

„So! Was denn, wenn ich es erfahren darf?"

„Daß Kurt einmal mein Mann wird."

„Ah!" lächelte die Wirthſchafterin. „Da würde ich doch Deine Schwiegermutter!"

„Allerdings. Und das freut mich ſehr, denn eine beſſere Schwiegermutter könnte ich im ganzen Leben niemals finden. Aber nun kommt die Hauptſache für Sie: Zarba kennt nämlich Ihren Bräutigam und weiß auch, wo er ſich befindet."

„Meinen Bräutigam? Ich habe ja keinen. Wen meinſt Du, mein Kind?"

„Kurts Vater."

„Iſt es möglich? Nein, der iſt todt, ſonſt wäre er gekommen."

„Im Gegentheile, er lebt; nicht wahr, Zarba?"

„Ja, er lebt, und ich habe mit ihm geſprochen."

Die Wirthſchafterin erbleichte im freudigen Schrecke.

„Mein Gott, wenn dies wirklich wahr wäre! Schnell, ſchnell, ſprechen Sie!"

„Sagen Sie mir erſt alles, was Sie von ihm wiſſen!"

„Er hieß Balduin Schubert und war Steuermann auf einem Kauffahrer, als ich ihn kennen lernte. Verwandte hatte er nicht, als nur einen Bruder, von dem er mir erzählte, daß er bei dem Hofſchmied Brandauer in der Reſidenz gelernt habe und jetzt dort

Digitized by Google

Geselle sei. Dann ging er in See und ließ nichts wieder von sich hören. Oder ist er gekommen und hat mich nicht gefunden, denn ich wurde gezwungen, einen Andern zu heirathen und mußte mit diesem die Heimath verlassen."

„Haben Sie sich nicht einmal an seinen Bruder gewendet?"

„Ich wollte ihm einmal schreiben, obgleich ich nicht wußte, ob er noch bei Brandauer sei; aber mein Mann kam dazu und las den Brief. Er behandelte mich darauf in der Weise, daß ich es nie wieder wagte, einen Brief zu verfassen. Er mochte meinen, Kurt zu verlieren, der fast ganz allein uns ernähren mußte. Also er lebt wirklich noch?"

„Ja. Er ist jetzt Oberstleutnmann auf dem „Tiger," den der Kommodore Arthur von Steinburg befehligt. Dieser ist mehr sein Freund als sein Vorgesetzter, und ich kann versichern, daß es ihm sehr gut geht."

„Wo haben Sie mit ihm gesprochen?"

„Droben in den Bergen, während des letzten Krieges."

„Wie sah er aus? War er gesund?"

„O, man sah ihm keine Krankheit an."

„Hat er von mir gesprochen?"

„Nein, denn dazu gab es weder Zeit noch Gelegenheit."

„Er hat mich sicher nicht vergessen, das weiß ich ganz gewiß. Könnte ich ihn doch einmal sehen!"

„Das wird wohl geschehen, jetzt zwar nicht, aber später sicher!" meinte Barba. „Aber wer kommt denn da über den Hof?"

Sie traten an das Fenster und sahen den Mann, welcher sich im Gasthofe so genau erkundigt hatte. Ueber die Züge der Zigeunerin ging ein leises Lächeln. Sie mußte ihn kennen. Die Wirthschafterin bemerkte es und frug:

„Wer ist es?"

„Sie werden es gleich von ihm selbst erfahren. Ich werde mich einstweilen verbergen."

Sie trat hinter das Kamin. Kaum war dies geschehen, so ging die Thüre auf. Der Eintretende grüßte und wondte sich an die Wirthschafterin.

„Entschuldigen Sie, Madame! Werden Sie pei dem Namen Hartig gerufen?"

„Ja."

„So sind Sie die Frau Wirthschafterin des Herrn Generals von Helpig?"

„Allerdings."

„So sind Sie diejenige Dame, mit der ich zu reden habe. Ich pin nämlich der Gastwirth und Schmiedemeister Schupert aus der Residenz.

„Schubert? Ah! Wir haben soeben von Ihnen gesprochen. Seien Sie mir herzlich willkommen!"

„Freut mich sehr, daß ich Ihnen willkommen pin! Sie haben soepen von mir gesprochen? Da muß ich Ihnen doch pereits ein Pröchen pekannt sein."

„O, ich kenne Ihren Namen schon fünfzehn Jahre lang."

„Mein Pruder Palduin hat Ihnen denselben wohl gesagt?"

„Ja. Aber bitte, setzen Sie sich!"

„Ja, ich will Platz nehmen, denn wir werden wohl viel zu sprechen haben."

„Kann ich erfahren, wie Sie zu meiner Adresse gelangt sind?"

„Ich habe sie von Herrn General von Helpig pekommen. Sie müssen nämlich wissen: Der Hofschmied Prandauer, mein früherer Meister, gipt sein Geschäft auf, und der König Seine Majestät will mich zum Hofschmied machen. Die peiden Gesellen, nämlich der Heinrich und der Palprian, werden da pei mir arpeiten, sopleich ich Ihnen unsere Gastwirthin und Kartoffelhändlerin Barpara Seidenmüller weggefischt habe, die nun meine Frau ist. Alle hohen Herrschaften, welche pei dem Meister arpeiten ließen, kommen nun zu mir, und auch der Herr General von Helpig kam gestern mit dem Kronprinzen Max. Wir haben von Ihnen und meinem Pruder gesprochen; ich erfuhr, daß der alte Schwede einen Sohn hat, und habe mich sofort aufgemacht, um Sie und ihn aufzusuchen. Kann ich den Jungen einmal zu sehen pekommen?"

„Hier ist er!"

„Das? Dieser da? Sapperlot, ist das ein Prachtkerl! Junge, ich pin Dein Onkel und Du pist mein Neffe. Komm an mein Herz und giep mir einen tüchtigen Schmatz!"

„Da ist er!" jubelte Kurt, der ganz glücklich war, so plötzlich einen Oheim zu bekommen.

„So! Junge, Du gefällst mir ganz ausgezeichnet. Willst Du Schmied werden? Ich nehme Dich in die Lehre, und Du sollst es pei uns gut haben!"

„Das geht nicht, Onkel, denn ich soll Marineoffizier werden."

„Was? Marineoffizier? Das ist verteufelt hoch hinaus. Aper ich habe nichts dagegen, opgleich ich Dir sagen muß, daß es nach Offizier nichts Pesseres gipt, als ein tüchtiger Schmied zu sein. Was wird sich meine Parpara freuen, wenn sie erfährt, daß sie einen so schmucken Neffen hat! Junge, Du wußt mit mir nach der Residenz, damit sie Dich zu sehen pekommt."

„Ich gehe mit, denn ich habe Ferien, weil unser Hauslehrer verreist ist; nicht wahr, Mutter?"

„Ich weiß nicht, ob es der Herr General erlauben wird."

„Op der? Natürlich erlaupt er es; das versteht sich ja ganz von selper!"

„Ja, Papa erlaubt es," stimmte Magda bei. „Ich fahre auch mit."

„Du? Wer pist denn Du, Du kleines Mamsellchen?"

„Ich pin die Tochter von meinem Papa, dem General."

„Vom Herrn General? Alle Wetter, da pist Du ja ein ganz vornehmes Fräulein. Na, das wird meine Parpara pei der Ehre jucken, wenn eine Paronesse mitkommt. Macht Euch fertig, Ihr kleines Volk; wenn wir uns peeilen, kommen wir noch mit dem Nachtzuge fort!"

„Nein, so schnell geht das nicht," lachte die Wirthscha'terin. „Heut bleiben Sie natürlich hier pei uns. Sie werden mir sehr viel von Ihrem Pruder zu erzählen haben."

„Von Palduin? Da werde ich nicht viel erzählen können, denn ich habe lange Jahre selpst nicht viel von ihm erfahren."

„Aber jetzt wissen Sie doch von ihm."

„Allerdings. Er hat mir auch von Ihnen erzählt; aper daß er einen Jungen hat, das weiß er nicht. Er hat Sie sehr lieb gehapt und pis heute noch nicht vergessen; aper er redet nicht gern davon. Der Kaufsherr, auf welchem er damals gewesen ist, verunglückte in der Südsee, und Palduin hat auf einem Walfischfänger Anstellung gefunden, auf dem er drei volle Jahre gewesen ist. Er konnte also nicht zurück, und als er wiederkehrte, hörte er, daß Sie einen Mann genommen hatten und fortgezogen waren."

„Ich wurde gezwungen."

„Davon hörte er nichts. Er ging sofort wieder in See und ist pis vor kurzer Zeit in der Fremde geplieben. Jetzt ist er wieder fort, und zwar auf dem perühmten „Tiger," der früher ein Seeräuperschiff gewesen ist und das peste Fahrzeug in allen Meeren sein soll."

„Wenn kommt er wieder?"

„Das weiß ich nicht, da er mir noch nicht geschrieben hat; aper wenn sein Prief kommt, werde ich es erfahren, und da wird auch der Ort genannt sein, wohin wir das Schreiben zu richten haben, wenn wir ihn penachrichtigen wollen. Er hat versprochen, mich sofort zu pesuchen, sopald er zurückkehrt, und dann wird er seinen Freund, den Hochpootsmann Karavey mitpringen. Nathen Sie einmal, wer das ist!"

„Der Pruder von Zarba, der Zigeunerkönigin."

„Wahrhaftig, Sie wissen es! Kennen Sie denn diese vertreufelte Zarpa auch?"

„Ja."

„Wo haben Sie dieselpe kennen gelernt?"

„Hier. Sie war einmal auf Schloß Helpigsdorf."

„Ah! Das wollte sie denn hier?"

„Sie wollte mir sagen, daß ihr Pruder noch am Leben ist."

„Ah! Sie ist allwissend. Was kein Mensch sonst erfährt, das weiß sie Alles. Wie hat sie Ihnen denn gefallen?"

„Gut, sehr gut."

„Mir nicht auch. Ich habe sie zuerst für eine Hexe gehalten, die dem Teufel ihre Seele verschrieben hat; später aber habe ich eingesehen, daß sie ein ganz ordentliches und tüchtiges Frauenzimmer ist, vor der man alle möglichen Sorten von Respekt haben muß. Ich pin pegierig, op sie he noch einmal zu sehen pekommen werde. Es sollte mich freuen?"

„Das kann sog'eich geschehen!" ertönte eine Stimme hinter dem Kamin hervor.

Thomad brehte sich um und erblickte diejenige, von der er soeben gesprochen hatte. Er fuhr zurück und schlug die Hände zusammen.

„Da ist sie; wahrhaftig, -a ist sie, wie sie leipt und lept! Das schlechte Weipsen hat sich versteckt, weil sie mich pelauschen wollte. Wo kommst Du denn her, Zarpa?"

„Ich komme von überall."

„So, nun weiß ich es ganz genau! Und wo willst Du hin?"

„Ueberall."

„Das ist noch pestimmter und eingehender gesprochen! Hast Du einen Prief von Deinem Pruder Karavey erhalten?"

„Nein. Der „Tiger" ist wahrscheinlich nach Amerika hinüber. Da kann noch keine Nachricht von ihm gekommen sein."

Digitized by Google

„Sein Brief kann Dich doch auch gar nicht treffen, wenn Du von Ueperall kommſt und nach Ueperall gehſt!“

„Da iſt dafür geſorgt, daß ich Alles bekomme, was ich zu bekommen habe.“

„Herut pleipſt Du hier!“

„Ja.“

„Das iſt gut! Da können wir ſchön beiſammen ſitzen und erzählen, was wir auf dem Herzen haben. Hier, Madame Hartig, haben Sie meinen Hut und meinen Regenſchirm. Hepen Sie mir die Sachen auf; aper nehmen Sie beſonders den Regenſchirm in Acht; er iſt ein Erpſtück von meiner Parpara ihrer Großmutter, und dieſe rothen Paraplues mit plaugelper Kante ſind jetzt eine ſeltene Rarität geworden.“

„Wir bleiben nicht hier, ſondern gehen hinauf in mein Zimmer,“ meinte die Wirthſchafterin. „Da iſt es gemüthlicher als im Salon. Wir nehmen dort das Abendbrod, und ſpäter weiſe ich Ihnen dann Ihre Zimmer an.“

Sie gingen noch einem Seitenflügel des Herrenhauſes, wo Frau Hartig ihre Wohnung hatte, und waren eben daran es ſich bequem zu machen, als der Verwalter erſchien.

„Frau Hartig, kommen Sie ſchnell herüber!“

„Weshalb?“

„Es iſt Beſuch hier.“

„Für mich?“

„Nein, für den Herrn General. Drei vornehme Herren, welche ſich auf der Reiſe befinden und mit Seiner Excellenz ſprechen wollten.“

„Sapperlot!“ knichte Thomas Schubert. „Nun verlieren wir unſere Frau Hartig, denn nun wird ſie nun dieſe vornehmen Leute herumquirpingen hapen!“

„Sorgen Sie ſich nicht. Sie ſind mir lieber als alle vornehmen Herren, welche kommen, um den Herrn General zu beſuchen. Ich werde möglichſt kurz mit ihnen ſein. Im Nothfalle kann ich ſie jo dem Herrn Verwalter übergeben. Nicht?“

„Ja wohl,“ antwortete dieſer, der froh war eine Gelegenheit zu finden, welche ihm geſtattete ſeinen Fehler wieder gut zu machen. „Ich werde Ihnen gern behilflich ſein, ſo daß Sie ſich ausſchließlich Ihren Freunden widmen können.“

Er führte die Wirthſchafterin in das Empfangszimmer, wo Raumburg mit ſeinen zwei Gefährten auf ſie warteten.

„Ihre Dienerin, meine Herren! Wer gibt mir die Ehre — ?“ Raumburg ergriff das Wort:

„Mein Name iſt von Hellmann; ich bin Oberſtlieutenant bei den Huſaren und ein Freund des Generals von Helbig. Dieſe beiden Herren ſind Verwandte von mir — hier der Herr Präſident und hier der Herr Kanzleirath von Hellmann. Wir ſind auf einem Ausfluge begriffen, kamen in dieſe Gegend und beſchloſſen, unſeren Freund zu beſuchen. Leider iſt er nicht anweſend, wie wir hören?“

„Er befindet ſich in der Reſidenz.“

„Aber die drei gnädigen Fräulein Schweſtern ?“

„Sind zu Beſuch in die Nachbarſchaft.“

Die Wirthſchafterin antwortete ſo kurz, weil dieſe drei Herren etwas an ſich zu haben ſchienen, was ihr nicht gefiel. Was es eigentlich war, das konnte ſie ſich nicht ſagen; aber ſie fühlte, daß ſie kein Vertrauen zu dieſen Männern haben könnte.

„Das iſt wirklich unangenehm,“ fuhr Raumburg fort. „Wollen Sie uns nicht wenigſtens den Herrſchaften bei deren Rückkehr empfehlen?“

„Gewiß! Es wird ihnen ſicher ſehr leid thun, daß es ihnen nicht vergönnt war Sie zu empfangen.“

„So erlauben Sie uns, bevor wir gehen, eine Erkundigung. Es iſt bereits ſpät, und wir ſind zu ermüdet, als daß wir unſere Fußtour noch ſehr weit fortſetzen möchten. Gibt es hier im Dorfe einen Gaſthof, in welchem man findet, was man zu beanſpruchen gewöhnt iſt?“

Jetzt ſah ſich die Wirthſchafterin doch von derjenigen Seite angegriffen, auf welcher ſie aus Höflichkeit an ihre Verpflichtung denken mußte.

„Einen Gaſthof gibt es allerdings hier, doch werden Ihnen dort die gewohnten Bequemlichkeiten nicht geboten. Es iſt jedoch meine Pflicht, Sie an Stelle des Herrn Generals darauf aufmerkſam zu machen, daß Ihnen unſere Zimmer ja gern zur Verfügung ſtehen. Ich ſprach dies nur noch nicht aus, weil ich glaubte, daß Sie Ihre Wagen in der Nähe und ſich ein weiteres Ziel vorgeſteckt hätten. Darf ich annehmen, daß Sie meine Bitte nicht zurückweiſen?“

„Falls wir Ihnen keine Unruhe verurſachen.“

„Nicht im mindeſten!“

„Wohl, ſo nehmen wir an. Aber ich bemerke Ihnen, daß wir heut keinerlei Anſprüche machen. Wir reiſen ſo zu ſagen inkognito; verſtehen Sie wohl. Ein kleines Abendbrod und ein einfaches Bette zum Ausruhen, das iſt Alles, um was wir Sie erſuchen.“

„Ich werde Ihren Anordnungen gern nachkommen. Wünſchen die Herren noch in Geſellſchaft zu bleiben, oder ſoll ich Ihnen Ihre Zimmer ſogleich anweiſen?“

„Wir bleiben noch.“

„So erlauben Sie, Ihnen den Herrn Verwalter zu emp'ehlen. Es wird ihm eine Ehre ſein, Ihnen zu Dienſten ſtehen zu dürfen.“

Sie ertheilte in der Küche ihre Befehle und kehrte dann zu Thomas und Zarba zurück.

Die beiden Kinder waren in den Garten gegangen. Jetzt kehrten ſie wieder, und Magda meinte alklug:

„Frau Hartig, ich habe unſern Beſuch geſehen.“

„Wo denn?“

„Im Garten, wo der Verwalter ſie herumführt. Der Eine iſt mir bekannt, doch komme ich nicht ſogleich auf ſeinen Namen. Ich muß ihn bei Papa geſehen haben. Er iſt ein Offizier.“

„Das ſtimmt auch. Ich will Dir den Namen ſagen: Es iſt der Oberſtlieutenant von Hellmann, mein Kind. Die andern Herren ſind Verwandte von ihm.“

„Von Hellmann? Nein. Dieſer Herr muß anders heißen. Den Herrn Oberſtlieutenant von Hellmann kenne ich ſehr genau. Er iſt ein kleiner hagerer Herr mit einem ſehr gewaltigen Barte im ganzen Geſichte. Nein. Es kommt mir vor, als ob der Herr im Garten etwas viel Höheres geweſen ſei, nicht blos Oberſtlieutenant. Er muß General oder ſo etwas ſein.“

„Du irrſt Dich, mein Kind. Siehe ihn Dir noch einmal genau an. Da kommen ſie eben über den Hof.“

„Ich ſehe es ja, es iſt der Oberſtlieutenant von Hellmann nicht!“

Auch Thomas war aufgeſtanden und an das Fenſter getreten. Er fuhr erſchrocken einige Schritte zurück.

„Alle Teufel! Nein, das iſt der Hellmann nicht. Das iſt — ihm, es iſt doch wahrhaftig gar kein Irrthum möglich!“

„Wer iſt es denn?“ frug die Wirthſchafterin.

„Hm, und drei ſind es auch; das ſtimmt!“

„So ſagen Sie aber doch, wer es iſt!“ bat ſie.

Sie war bei dem Tone, welchen Thomas hatte, wirklich ängſtlich geworden.

„Zarpa!“ rief dieſer. „Komme einmal herüper an das Fenſter und ſehe Dir den grauen Kerl an, der ſoepen in den Stall guckt!“

Sie folgte ſeiner Aufforderung.

„Raumburg!“ meinte ſie überraſcht.

„Ja, Prinz Raumburg, den ich damals mit gefangen hape!“

„Mein Gott, iſt das möglich!“ rief die erſchrockene Wirthſchafterin. „Er ſoll aus dem Gefängniſſe entſprungen ſein.“

„Das iſt er auch, meine liepe Frau Hartig, und dieſe peiden andern Bagapunden mit ihm. Sie werden verfolgt und können nicht gut in einem Gaſthofe pleipen; darum ſind ſie zu Ihnen gekommen.“

„Was thun wir?“

„Natürlich unſere Pflicht. Wir fangen ſie.“

„Aber wie? Sie ſind ja höchſt gefährlich und werden ſich zur Wehre ſtellen.“

Thomas warf ihr einen ſehr überlegenen Blick zu.

„Hapen Sie keine Angſt. Der Thomas Schupert wird mit ſolchen Hallunken ganz alleine fertig!“

„Sie gegen Drei!“

„Nöthigenfalls. Aper eine ſolche Anſtrengung iſt ja gar nicht einmal nothwendig. Hapen Sie den Schlingels ſchon ihre Zimmer und Schlafſtupen angewieſen?“

„Noch nicht. Das werde ich erſt dann thun, wenn ſie gegeſſen haben.“

„Gut. Dann ſuchen Sie es ſo einzurichten, daß ſie ſich nicht zu Hilfe kommen können.“

„Ich werde weit auseinander liegende Zimmer wählen.“

„Ja. Und wenn ſie dort ſind, dann ſpiele ich den Hausknecht oder den Zimmerkellner und nehme ſie pei dieſer Gelegenheit gefangen.“

Magda war bei dem Gehörten natürlich ſehr erſchrocken und hatte ſich ängſtlich in die Ecke des Sophas geſchmiegt. Kurt aber hatte aufmerkſam zugehört und ſchlich ſich jetzt zur Thüre hinaus nach ſeinem Stübchen. Dort hatte er ſeine beiden Piſtolen, welche er beim Schießunterrichte zu gebrauchen pflegte. Er lud ſie und ſteckte ſie zu ſich. Dann ging er in den Hof hinunter. Auf der Treppe begegnete ihm der Verwalter mit den beiden einſtigen Irrenärzten. Raumburg war zurückgeblieben, um den Pferdeſtall einer Beſichtigung zu unterwerfen. Kurt trat zu ihm.

„Wie gefallen Ihnen unſere Ponnys?“ frug er treuherzig.

Digitized by Google

„Sie sind ausgezeichnet, mein Knabe," antwortete Raumburg. „Und der Rapphengst da?"

„Ein sehr edles Pferd. Ich kenne es. Der Herr General pflegt es zu reiten, wenn es gilt, ungewöhnliche Anstrengungen auszuhalten."

„Ja, es wird auch höchst aufmerksam gepflegt. Sind Sie auch ein Freund von guten Hunden, Herr Oberstlieutenant?"

„Natürlich!"

„Hat Ihnen der Verwalter unsern Hundezwinger gezeigt?"

„Nein."

„Bitte, den müssen Sie sehen. Wollen Sie mitkommen?"

„Gern."

Kurt führte ihn zu einer Thür, hinter welcher bei ihrer Annäherung ein freudiges Gewinsel zu hören war.

„Nur still da drin. Ich komme!"

Er öffnete und war augenblicklich von einer Menge von Thieren umringt und umsprungen, von denen jedes einzelne ein Muster seiner Rasse war. Der Prinz von Raumburg fühlte sein Interesse steigen und trat tiefer in den Stall.

„Bitte, nicht zu weit hinter, Herr Oberstlieutenant. Das ist gefährlich! — Da hinten liegt einer, der ist schlimmer als ein Tiger."

„Ah, ein Wolfshund!"

„Das wäre weiter nichts; aber ein fibirischer. Wollen Sie ihn genau sehen?"

„Wenn es ohne Gefahr möglich ist."

„So treten Sie an die Seite."

Kurt ging nach dem hintersten Winkel.

„Wiyaa, steh auf!"

Auf diesen Ruf erhob sich langsam ein mächtiges weißzottiges Geschöpf, welches einem Eisbären bei weitem ähnlicher sah als einem Hunde. Kurt kettete ihn los und führte ihn bis vor an die Thür. Raumburg stand im Innern des Stalles.

„Sehen Sie, Herr Oberstlieutenant, diese Fänge! Ein Kampf mit ihm ist unmöglich. Ich brauche gar nichts zu sagen, sondern nur mit der Zunge zu schnalzen und mit dem Finger auf Sie zu zeigen, so liegen Sie an der Erde. Wollen Sie dann wenigstens Ihr Leben retten, so hüten Sie sich nicht im mindesten herzurühren und nur ganz leise sprechen. Das erste überlaute Wort würde Ihnen das Leben kosten; er würde Sie zerfleischen."

„Das traue ich ihm allerdings zu."

„Nicht wahr! Ich werde es Ihnen zeigen. Passen Sie auf, jetzt schnalze ich mit der Zunge. Sehen Sie, da steht er schon vor Ihnen, weil Sie der Einzige sind, auf den sich dieses Zeichen beziehen kann. Erhebe ich den Finger, so liegen Sie augenblicklich an der Erde. Soll ich?"

„Das wollte ich mir allerdings verbitten," antwortete Raumburg.

Das Gebahren des Knaben kam ihm nicht ganz geheuer vor.

„Und dennoch werde ich es thun, sobald Sie von jetzt an lauter sprechen als ich es wünsche!"

Raumburg sah ihn mehr erschrocken als überrascht an.

„Warum? Ich befehle die Unterbrechung dieses gefährlichen Scherzes!"

„Es ist kein Scherz, sondern es ist mein Ernst. Ich gebe Ihnen nochmals meine Versicherung, daß Sie beim ersten überlauten Worte niedergerissen werden."

„Aber warum?"

„Weil ich Sie dahin senden werde, wohin Sie gehören."

„Ah! Wohin?"

„Zurück in das Zuchthaus, Herr von Raumburg."

„Alle Teu — —!".

Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Sein Ton war ein zorniger gewesen, und sofort klebte der Eisbund die fürchterlichen Zähne und machte Miene sich auf ihn zu stürzen.

„Sehen Sie, mein Herr, daß Wiyaa nicht mit sich spassen läßt? Sie sind unser Gefangener. Ich werde jetzt die Thüre verschließen und Sie unter der Obhut meiner Hunde lassen. Da sind Sie sicher. Wenn ich zurückkomme, so stehen Sie entweder noch genau so wie jetzt, oder Ihr Körper liegt in Stücken hier am Boden."

„Mensch — Junge — Kerl, Du bist verrückt; Du bist wahnsinnig!"

Kurt antwortete gar nicht. Er trat aus dem Zwinger und warf die Thüre zu. Er ging nach dem Empfangszimmer, wo er die beiden andern Entsprungenen mit dem Verwalter fand.

„Meine Herren, Mutter läßt Sie ersuchen, doch einmal zu ihr zu kommen."

„Wer ist das?"

„Die Frau Wirthschafterin," antwortete der Verwalter.

„Schön, mein Knabe. Führe uns zu ihr."

„Kommen Sie. Der Herr Verwalter wird auch folgen."

Er ging voran nach dem Zimmer seiner Mutter und ließ dort vor der Thür angekommen, die Beiden zuerst eintreten. Der Verwalter folgte ihnen, und dann zog Kurt die Thür hinter sich zu.

Die Ueberraschung der zwei Männer war unbeschreiblich. Sie erkannten Zarba und wollten sich umwenden. Da aber stand Kurt mit einer gespannten Pistole in jeder Hand. Er blitzte sie mit seinen schwarzen Augen an und meinte:

„Meine Herren, wenn Sie nur ein Glied bewegen, so erschieße ich Sie! Onkel, binde sie."

Der dicke Krankenschreiber schwitzte plötzlich vor ungeheurem Schrecke.

„Aber, meine Herren und Damen, was wollen Sie? Sie irren sich!"

„Nein," sprach Zarba. „Wir irren uns nicht. Ihr seid die entsprungenen Tiger, welche man jetzt im ganzen Land verfolgt. Ich habe in Eurer Höhle gesteckt, wo Ihr mich wahnsinn tig machen wolltet, und kenne Euch genau. Versucht keinen Widerstand, denn er ist umsonst!"

„Aber ich versichere, daß Sie uns wirklich verkennen. Unser Cousin, der Herr Oberstlieutenant, wird dies bestätigen."

„Ihr Cousin, der Herr von Raumburg, braucht nichts zu bestätigen," lachte Kurt. „Wir sind auch ohne ihn unserer Sache gewiß. Uebrigens ist er bereits mein Gefangener."

„Was!" rief Thomas. „Wo denn?"

„Im Hundezwinger."

„Er kann doch nicht fliehen?"

„Das ist unmöglich. Der Eisbund würde ihn in Stücke reißen."

„Gut. Also her mit den Händen, meine lieben Spitzpupen! Werde Euch so binden, daß Ihr mir mir zufrieden sein könnt."

Sie fahen, daß ein Widerstand unmöglich war. Zwar wollten sie noch allerhand Einsprüche und Vorstellungen versuchen, doch da es ihnen nichts half, fahen sie sich endlich gezwungen, sich in ihr Schicksal zu ergeben. Kurz vor dem Antritte ihrer Flucht hatten beide verschört, daß sie lieber sterben als sich fangen lassen möchten und ihr Leben theuer verkaufen würden. Es kam weder zum Sterben noch zu einer Vertheidigung.

Die beiden Aerzte wurden gefesselt und in sicheren Gewahrsam gebracht. Dann begab man sich nach dem Hundezwinger. Als dieser geöffnet wurde, stand Raumburg noch gerade so, wie er vorhin gestanden hatte. Er mußte eine fürchterliche Angst ausgestanden haben, erbleichte aber noch tiefer, als er Thomas und Zarba erblickte.

„Ah, guten Tag, Herr General!" grüßte der erstere. „Wir gegrüßen uns da auf einer Sommerpromenade. Wie bekommt Ihnen die frische Luft?"

Raumburg knirschte mit den Zähnen, antwortete aber kein Wort. Auch Zarba sprach nicht. Sie begnügte sich damit, den Vorgang einfach zu beobachten.

„Er erkennt uns und redet nicht, weil er einsieht, daß aller Widerstand vergeblich ist. Hm, ein Prinz und General läßt sich von einem vierzehnjährigen Jungen fangen! Kurt, läßt mich der Hund hinan?"

„Ja. Binde den Mann."

Raumburg wurde gefesselt und zu den zwei Andern gebracht, die man in ein sicheres Gewölbe eingeschlossen und so angebunden hatte, daß eine Flucht ganz unmöglich war. Als sie sich allein befanden, nahm nach einer langen lautlosen Weile der Arbeitsschreiber das Wort.

„Was nun!"

„Entsetzlich!" keuchte der Krankenschreiber. „Wer hätte dies gedacht!"

„Daß Ihr Beide so feige Tölpel wäret! Ja, das hätte ich nicht gedacht!"

„Feig? In wie fern?"

„Laßt Euch aus frischer freier Hand wegfangen, und habt die Revolver bei Euch!"

„Haben Sie es besser gemacht?"

„Konnte ich mich vertheidigen? Dieser Junge, den der Teufel holen mag, lockte mich in den Hundezwinger, wo ich bei der geringsten Bewegung zerrissen worden wäre!"

„Konnten wir uns vertheidigen? Uns lockte er in ein stark besetztes Zimmer, wo er und bei der geringsten Bewegung erschossen hätte. Also, was nun?"

„Was nun? Albernheit! Eingeliefert werden wir wieder.

Digitized by Google

Prügel bekommen wir und Fußeisen oder Klötze an die Beine; Kostentziehung und strengen Arrest. Herrgott, ich wollte, die ganze Menschheit hätte nur einen einzigen Kopf, und ich könnte ihn herunterhauen!"

„Würde Ihnen auch nichts nutzen! Wollen lieber unsere Lage überlegen, ob nicht doch vielleicht die Flucht noch möglich ist."

„Tölpel!" meinte Raumburg verächtlich. „Diese Garbo, welche Ihr besser kennt als ich, wird schon dafür sorgen, daß wir fest sitzen. Wir kommen in das Zuchthaus zurück, daran gibt es gar keinen Zweifel, und so wie wir es dort jetzt hatten, bekommen wir es niemals wieder."

„Ich tödte mich!" meinte der Krankenschreiber.

„Ich auch!" stimmte sein Gefährte bei.

„Ich nicht!" knirschte Raumburg. „Ich bleibe leben, um mich zu rächen."

„Aber wenn! Für uns gibt es keine Hoffnung, daß wir jemals entlassen werden."

„Nein; aber Hoffnung gibt es, daß man doch einmal fliehen

kann. Und dann, das schwöre ich bei allen Teufeln, wird man mich nicht wieder ergreifen!"

„Hm, aber lange werden wir aushalten müssen, ehe sich uns eine Gelegenheit bieten wird. Man wird uns trennen; eine Verständigung ist also unmöglich."

„Pah! Wir sind doch jetzt noch beisammen. Wir kennen alle Räume und die ganze Einrichtung des Zuchthauses. Wir können uns ja jetzt verständigen."

„Recht so! Benützen wir diese letzte Gelegenheit, um einen Plan zur Flucht bis in das Eingehendste zu entwerfen!"

Während sie diese Berathung pflogen, hatte droben im Salon Thomas Schubert seinen Neffen beim Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

Kurz, paß auf.

Digitized by Google

Für alle Welt!

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 11.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

Herl, ich küsse Dir die Packen herunter. Ist erst vierzehn Jahre alt und fängt drei entsprungene Züchtlinge auf eigene Rechnung. — Wie wird meine Parpara den Mund vor lauter Erstaunen aufsperren, wenn ich ihr das erzähle. — Aber nun sagt einmal, wem übergeben wir unsere Gefangenen?"

„Dem nächsten Militärkommando entweder, oder wir telegraphiren an die Anstaltsdirektion, die sie abholen lassen wird."

„Das letztere ist das Beste. Aber nicht blos an die Direktion haben wir zu telegraphiren, sondern noch an andere Leute."

„An wen?"

„Zuerst an den König und dann noch an den Kronprinzen Max. Diese Beiden haben das größeste Interesse daran, daß Naumburg jetzt sicher sitzt."

„Und an Papa," meinte Magda.

Generalmajor Graf Tölöh

„Natürlich. Und wer besorgt die Depeschen? — In der Schreiberei und mit der Feder bin ich nicht ganz so bewandert wie mit dem Hammer und der Zange."

„Der Herr Verwalter wird sie abfassen und auch zur Station bringen."

„Gut. Und bis die Gefangenen abgeholt werden, muß vor der Thür zum Gewölbe und auch vor dem Fenster desselben Tag und Nacht ein Posten stehen!"

„Den ersten mache ich!" rief Kurt und verließ den Salon.

Nach einiger Zeit kam Magda herunter und sah ihn vor der Thür des Gewölbes hin und her patrouilliren.

„Siehst Du jetzt, Magda, daß sie doch gekommen sind und ich sie gefangen habe!"

„Ja, Du hast noch niemals Angst oder Furcht gehabt und wirst einst ein großer Held werden."

21

Digitized by Google

„Und Du meine Frau, meine Heldin!“

„Natürlich. Und weil eine Frau ihrem Mann Alles belohnen muß, so darf ich Dir jetzt für Deine Tapferkeit einen Kuß geben. Nicht wahr?“

„Ja. Komm schnell!“

Viertes Kapitel.

Der Schatz der Begum.

Es war vor langen langen Jahren, und zwar im Wunderlande von Indien. Ein von vierzehn Kulis gerudertes Boot fuhr den Ganges hinauf, dessen Ufer bei den Indiern so heilig gilt, daß sie es weithin verfenden und sogar den Glauben hegen, daß Derjenige, welcher in den Fl den des berühmten Stromes den Tod sucht oder sich von den darin befindlichen Krokodilen auffressen läßt, sofort von Brahma in den herrlichsten seiner Himmel aufgenommen wird.

Das Boot war mit zwei Mattensegel und einem Zelte versehen, unter welchem ein Mann lag, der hier Schutz vor den glühenden Strahlen der Sonne suchte. Er hatte seine lange hagere Gestalt auf einem rothseidenen Divan ausgestreckt und sog den Duft eines köstlichen Tabakes aus einer persischen Hukah,* welche mit prächtigen Edelsteinen ausgelegt war. In der Linken hielt er die neueste aus London nach Indien gekommene Nummer der Times, welche bereits seit einer vollen Stunde seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte.

Jetzt legte er sie von sich.

„Raabi!“

„Sihdi!“ ertönte eine sanfte Stimme von außen.

Der Musquitovorhang, welcher den Eingang des Zeltes verhüllte, wurde bei Seite geschoben, und der Kopf eines indischen Dieners erschien.

„Was befiehlst Du?“

„Frage den Steuermann, wie lange es noch dauert, bis wir nach Augh kommen!“

Der Kopf verschwand und kehrte nach wenigen Augenblicken wieder.

„In einer Stunde werden wir die Stadt des Rajah erreichen.“

„Dann wecke mich!“

Er schob sich ein Kissen unter den Kopf und plazirte den letzteren so, daß seine dünnen Bartkoteletten unmöglich in Unordnung gerathen konnten. Noch waren nicht zwei Minuten vergangen, so schlief er fest, wie die schnarchenden Töne bezeugten, welche er hören ließ.

Genau zu der angegebenen Zeit erschien der Diener wieder.

„Sihdi!“

Ein leises Klatschen seiner hellbraunen Hände begleitete diesen halblauten Ruf. Der Engländer erwachte.

„Die Stadt ist da. Willst Du Dich erheben, Sahib?“

„Yes!“

Der Diener kam vollends in das Zelt und war seinem Herrn behilflich, sich von dem Divan zu erheben.

„Befiehlst Du Deine Waffen?“

„Yes!“

Raabi brachte einen krummen Säbel, einen malayischen Kris und zwei kostbar ausgelegte Pistolen herbei, band dem Gebieter einen persischen Schwal um die Hüften und befestigte die Waffen an und in demselben. Nun trat der Engländer aus dem Zelte.

Der heilige Strom erglänzte im Lichte der strahlenden Sonne wie feuerflüssiges Silber. Zahlreiche Boote durchkreuzten seine Fluthen und dazwischen bewegten sich die schwimmenden Fischer, nach indischer Sitte auf zwei mit einander verbundenen irdenen Töpfen liegend, während sie mit den Händen das Ruder regierten. Am Landeplatze hielt ein Zug von englischen und eingeborenen Offizieren, vor welchen ein Sipoy ein köstlich aufgeschirrtes Pferd hielt, welches für einen Fürsten bestimmt zu sein schien.

Der Engländer verließ, während zwei Kulis einen breiten Sonnenschirm über ihn hielten, das Boot. Kaum berührte sein Fuß den festen Boden, so ertönten von der Stadt her Flintensalven und Kanonenschüsse, und sämmtliche anwesende Indier beugten sich demüthig zur Erde. Auch die englischen Offiziere begrüßten ihn in einer Weise, welche vermuthen ließ, daß er sie an Rang bedeutend übertrage.

Dieser Mann war General Lord Hastley, der gegenwärtige Bevollmächtigte der englisch-ostindischen Regierung. Er kam nach Augh, um mit dem Fürsten des Landes zu verhandeln, und hatte seine Equipage nebst den Offizieren, welche ihn jetzt empfingen, voraus gesandt, um ihm seine Wohnung zu bereiten. Ein reich bewaffneter Indier trat auf ihn zu.

„Sahib, mein Herr, der Rajah Madpur Sing, dem Alles gehört, was dieses Land bedeckt, hat mir befohlen, Dich willkommen zu heißen.“

„Yes!“

Er begrüßte mit einer leichten Handbewegung die ihn erwartenden Offiziere und ließ sich von den Kulis auf das Pferd heben. Der Indier hielt sich an seine Seite. Die Augenbraunen des Lords hatten sich zusammengezogen. Er schien nicht sehr guter Laune zu sein.

„Rittmeister Mericourt!“

Auf diesen Ruf drängte einer der ihm folgenden Offiziere sein Pferd an die rechte Seite des Generals, da der Indier auf der Linken ritt.

„General!“

„Sie sind ein Franzose!“

„Zu dienen.“

„Die Franzosen sind das höflichste Volk der Erde.“

„Wie man sagt.“

„Sie wissen also, was höflich ist?“

„Ich denke es zu wissen.“

„Ist dieser Empfang von Seiten des Rajah höflich?“

„Es scheint mir nicht so!“

„Yes!“

„Er schickt seinen Hausmeister und eine handvoll Soldaten, um den Vertreter und Gesandten des allmächtigen Albion zu empfangen. Das ist Alles.“

„Yes!“

„Wo bleibt das Auffehen, der großartige Pomp, den diese Rajahs bei andern Gelegenheiten entwickeln? Wo bleibt die Schaar der Reitelephanten, der Leoparden- und Tigerkäfige und tausend andere Dinge, mit denen die indischen Fürsten zu prahlen pflegen? Der Empfang entspricht nicht der Würde dessen, der empfangen wird.“

„Yes!“

„Man muß diesen Leuten zeigen wer wir sind. Man möchte sich wundern, daß man die Güte gehabt hat, und in dem Palaste des Rajah einquartieren.“

„Yes!“

Der Indier hatte bisher seinen Blick kaum von dem Kopfe seines Pferdes erhoben. Er verstand jedenfalls kein Wort von ihrer Unterhaltung, wie die Beiden annahmen.

„Sie werden, Excellenz, während den Verhandlungen dieselbe Höflichkeit zeigen müssen, die man Ihnen jetzt entgegenbringt.“

„Yes!“

„Und streng auf die Erfüllung unserer Forderungen dringen, General.“

„Yes!“

Das hinterste Paar des kleinen Zuges bildeten zwei Lieutenants. Der Eine war auf alle Fälle ein Engländer; der Andere schien von südlicherer Abstammung zu sein. Er mochte ungefähr zweiundzwanzig Jahre zählen und zeigte neben der Gestalt eines Adonis das offene, Vertrauen erweckende Gesicht eines Kindes.

„Der Alte macht ein sehr schlechtes Gesicht,“ meinte der Erstere.

„Der einfache Empfang wird ihm nicht gefallen, und dieser Mericourt, von dem er sich so auffällig bevormunden und beeinflussen läßt, thut das Seine, um Oel in die Flamme zu gießen.“

„Du liebst den Rittmeister nicht, obgleich Ihr Landsleute seid.“

„Bah! Er ist ein Pariser, und ich bin ein Korse; wir gehen einander nichts an.“

„Noch mehr, Ihr haßt einander.“

„Meinetwegen!“

„Der Rittmeister kann Dir schaden.“

„Bah! Er ist ein Feigling, der seinen Rang nur seiner Schlauheit, nicht aber seiner Tapferkeit verdankt. Er war früher vielleicht Gamin, Flaneur oder Kommis voyageur und ist nach Indien gegangen, weil er es daheim zu nichts bringen konnte. Ich sage Dir, Harry, daß ich ihn noch einmal vor den Degen bekommen und dann sicherlich nicht schonen werde!“

„Er muß Dich wirklich ganz außerordentlich beleidigt haben!“

„Allerdings.“

„Darf man das Nähere erfahren?“

„Gern. Du weißt, daß ich in Kalkutta sehr viel im Hause des Majors Willson verkehrte. Die Majorin sah mich gern bei sich, weil unsere Unterhaltung ihr Gelegenheit gab, sich im Französischen zu vervollkommnen. Sie ist eine Schönheit, aber wie ich behaupten

* Wasserpfeife.

Digitized by Google

muß, eine Dame von der strengsten reinsten Moralität, und es ist zwischen uns nie ein Wort gefallen, welches ihr Gemahl nicht hätte hören dürfen; das darfst Du mir glauben."

„Ich glaube es, denn ich kenne Dich," bestätigte Harry im Tone der Ueberzeugung.

„Auch der Rittmeister kam. Er fand die Majorin schön, reizend, entzückend und suchte sich ihr zu nähern. Sie behandelte ihn kalt, zurückhaltend. Er wurde eifersüchtig auf mich und handelte, wie ein Mann von seinem Charakter zu handeln pflegt."

„Mit Hinterlist?"

„Ja. Eines Tages sragte mich der Major nach der Ursache meines intimen Verkehres mit seiner Gemahlin. Ich war erstaunt. Es kam zum Wortwechsel, und er forderte mich. Mir war es nicht um den Hieb, welchen ich empfangen konnte, mir war es nur um die Ehre seines braven unschuldigen Weibes. Ich suchte ihn also zu beruhigen und von ihrer Unschuld zu überzeugen; es half nichts; ich mußte mich mit ihm schlagen. Er stach mir ein Loch in den Rockarmel, und ich zeichnete ihm einen Cirkumflex in das Gesicht. Dann vermied ich sein Haus. Auch der Rittmeister durfte sich dort nicht mehr sehen lassen. Das ist die Ursach, welche er sich gegossen hat; es wird die Zeit kommen, in welcher ich sie ihm vorrechnen werde, und dann soll es ihm schwer werden sie zu verdauen."

„Dann laß nur mich mit dabei sein; auch ich gönne ihm alles Gute. Doch, hier sind wir am Palais des Rajah, und noch immer will sich kein Würdenträger sehen lassen!"

Der Andere lächelte sein.

„Der höchste Würdenträger hat sich bereits sehen lassen."

„Du meinst den Haushofmeister?"

„Ja, oder vielmehr den Rajah selbst."

„Ah, Du willst doch nicht etwa sagen, daß —"

„Natürlich! Ich will sagen, daß dieser Indier, welcher so still neben dem General reitet, kein Anderer ist als Mahpur Sing selbst. Er ist ein Anderer als sein Vater war. Dieser hat sein Land durch seine Prunksucht beinahe aufgezehrt. Mahpur Sing aber sucht es durch weise Sparsamkeit und Einfachheit wieder empor zu bringen. Wir finden keinen pompösen Empfang, weil er ein guter Fürst ist, nicht weil er uns nicht achtete. Die Ehre, daß er uns in eigener Person empfängt, ist größer als alles Andere."

„So kennst Du ihn?"

„Ich habe mit ihm in Kalkutta gesprochen."

„Alle, und dies erfahre ich erst jetzt?"

„Muß man mit seinen Bekanntschaften prahlen?"

„Er war in Kalkutta! So spricht er wohl auch etwas Englisch?"

„Er versteht und spricht es vollkommen."

„O weh! Er hört ja jedes Wort, welches der General mit dem Rittmeister spricht."

„Mir sehr gleichgiltig. Sie mögen die Lugen auf- und den Mund zumachen, dann kommen sie nicht in solche Verlegenheiten!"

Der kleine Zug hielt vor dem Portale des Schlosses. Die Wachen, welche hier standen, warfen sich zur Erde nieder. Der General lächelte verächtlich; er glaubte, diese Ehrenbezeugung gelte ihm.

Erlaube, daß ich Dich in das Zimmer des Rajah bringe," meinte der Indier in der Sprache seines Landes.

„Mich und mein Gefolge."

„Er wünscht Dich allein bei sich zu sehen."

„Ich bin kein Paria, der allein gehen muß. Warum empfängt mich Dein Herr wie einen Teppichhändler?"

„Und wenn die Königin Deines Landes, wenn alle Könige der Erde kämen, er würde sie nicht anders empfangen. Er ist in Euren Ländern gewesen und hat sich gar nicht empfangen lassen. Komme allein zu ihm!"

„Ich komme mit meinem Gefolge oder gar nicht. Melde es ihm!"

„Er hat diesen Wunsch nur um Deinetwillen ausgesprochen. Doch, da Dein Wille nicht anders ist, so komm!"

Er führte den General und seine Begleiter durch mehrere prachtvolle Höfe nach einer breiten Granittreppe, die zu einer Säulenhalle von jener Architektonik führte, wie sie vor zwei Jahrtausenden in Indien zu finden war. Die zahlreichen Personen, denen sie begegneten, warfen sich alle schweigsam zu Boden und blieben liegen, bis sie vorüber waren.

„Hat ihnen Dein Gebieter befohlen, sich vor uns auf die Erde zu legen?"

„Das würde er ihnen nie befehlen. Sie fallen nieder aus Ehrfurcht nur für ihn."

Der Engländer schien nicht begreifen zu können, daß diese Ehrenerweisung auch in der Abwesenheit des Fürsten vorgenommen werde. Er lächelte abermals verächtlich.

Die Säulenhalle war mit kostbaren Teppichen belegt. In ihrem Hintergrunde stand ein ganz aus Elfenbein gefertigter Thron, welcher einen liegenden Elephanten vorstellte. Zu beiden Seiten desselben standen vier Sklaven, welche aus Pfauenfedern gefertigte und mit kostbaren Perlen besetzte Wedel trugen, um dem Fürsten Kühlung zuzufächeln.

„Wie wünscht Dein Gebieter, daß wir uns stellen?"

„Stellt Euch, wie Ihr wollt, und thut ganz nach den Sitten Eures Landes!"

„Sage ihm, daß wir nicht vor ihm niederfallen werden, wie seine Sklaven."

„Das fordert er auch gar nicht von Euch. Wie wollt Ihr mit ihm reden, in seiner oder in Eurer Sprache?"

„Spricht er denn Englisch?"

„Er spricht Englisch und auch Französisch."

„So wird er aus Höflichkeit gegen seine Gäste Englisch mit uns sprechen."

„Etwas könntet Ihr aus Höflichkeit gegen ihn in seiner Sprache mit ihm reden. Doch wird er sich freuen, höflicher sein zu dürfen als Ihr. Ihr könnt beginnen!"

„Wie? Beginnen? Er ist ja noch nicht da!"

„Er ist längst schon da und wird seinen Platz jetzt einnehmen."

Der Sprecher deutete den Thron und ließ sich auf demselben nieder. Die Engländer waren einigermaßen überrascht oder sogar verblüfft darüber, und nur Lieutenant Alphons sah, daß die Reihe zu lächeln jetzt an ihm gekommen sei. Der General sowohl als auch der Rittmeister erkannten jetzt, weshalb der Rajah den ersteren allein hatte empfangen wollen. Er hatte jedes ihrer Worte verstanden und sie vor den Ihrigen schonen wollen.

Die gegenwärtige Audienz war nur der allgemeinen Begrüßung gewidmet und nahm nicht lange Zeit in Anspruch. Die eigentlich in Verhandlungen sollten später gepflogen werden. Schon erhob sich der General von dem Divan, auf welchem er gesessen hatte, um anzudeuten, daß er nichts mehr zu sagen habe, als sym der Rajah winkte.

„Ich weiche noch eine Frage an Dich richten. Darf ich einen Offizier begrüßen, den ich kenne und welcher bei Dir ist."

„Ich erlaube es ihm mit Dir zu sprechen."

„Ah! Bin ich ein Gefangener, oder ist er Dein Gefangener, daß es erst Deiner Erlaubniß bedarf, wenn Mahpur Sing, der König von Augh mit ihm reden will?"

Der General sah ein, welche Beleidigung er ausgesprochen hatte.

„Du verstehst mich falsch. Der Sinn, den Du aussprichst, haben meine Worte nicht gehabt. Welcher ist es, mit dem Du sprechen willst?"

„Du sagst, ich habe Deine Worte nicht verstanden; Du sprichst also, daß ich Deine Sprache nicht verstehe. Ich werde versuchen sie besser zu lernen und bitte Dich, mir Den, welchen ich sprechen will, zum Lehrmeister zu geben. Es ist der Lieutenant Alphons Maletti."

„Maletti!" rief der General überrascht. Und dann gebot er mit scharfer, beinahe drohender Stimme: „Treten Sie vor!"

Alphons gehorchte. Er näherte sich dem Rajah, welcher ihm freundlich die Hand reichte.

„Wir haben uns in Kalkutta gesehen; ich liebe Dich und habe Dich nicht vergessen. Du sollst in meinen Gemächern wohnen und prüfen, ob ich Eure Sprache rede oder nicht. Erlaubt Du dies?" frug er, zum General gewendet.

„Ich erlaube es!"

„So kannst Du jetzt mit Deinen Leuten gehen. Eure Wohnungen sind bereit. Meine Diener werden Euch führen!"

Er stieg vom Throne, ergriff den Lieutenant bei der Hand und verschwand mit ihm hinter einem Vorhange.

Am Abende desselben Tages wurde Maletti zum General befohlen. Dieser saß bei seiner Hukah, und neben ihm stand der Rittmeister Mericourt, als Alphons eintrat. Der General gab dem Rittmeister einen Wink, worauf dieser begann:

„Herr Lieutenant, Sie kannten den Rajah?"

„Ja."

„Wo lernten Sie ihn kennen?"

„In Kalkutta. Ich glaube, daß er dies in Ihrer Gegenwart bemerkte."

„Wie oft verkehrten Sie mit ihm?"

„Einen Monat lang fast täglich."

„Sie sprachen doch nicht von dieser für uns so wichtigen Bekanntschaft."

Digitized by Google

„Nadpur Sing war nach Kalkutta gekommen, um Studien zu machen. Er hielt sich deshalb inkognito, und ich mußte ihm mein Ehrenwort geben, dieses nicht zu verrathen.“

„Aber dann, als Ihnen das Ziel unserer Reise bekannt wurde, erforderte es Ihre Pflicht, den Schleier zu lüften.“

„Wie Sie es mit Ihrer Ehre halten, das ist Ihre Sache; meine Pflicht aber gebietet mir, niemals ein gegebenes Ehrenwort zu brechen.“

„Herr Lieutenant!“

„Herr Rittmeister!“

„Sie stehen vor Ihrem Vorgesetzten!

„Allerdings, und dieser Vorgesetzte hat vor mir. Sie aber sind es nicht!“

„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß ich mit dem Herrn General, nicht aber mit Ihnen zu sprechen wünsche.“

„Der Herr General haben mich beauftragt, das Gespräch zu übernehmen. Ist dies nicht so, Excellenz?“

„Yes!“ antwortete der Gefragte mit einem finstern Blick auf Maletti.

„Sie hören es!“

„Ich höre es. Da aber der Herr General sicherlich nicht unter Kuratel gestellt sind und auch jeder Untergebene das Recht hat, direkt mit seinem Vorgesetzten zu verkehren, falls derselbe gegenwärtig ist, so werde ich jetzt sprechen und antworten, um nur den allgemeinen Pflichten der Höflichkeit zu genügen, nicht aber, weil ich von dienstlichen Erfordernissen dazu gezwungen bin.“

„Alle Teufel, sprechen Sie kühn. Eine solche Rede verdient der Züchtigung. Nicht wahr, Herr General?“

„Yes!“

Malettis Augen leuchteten auf.

„Der Züchtigung? Wie meinen Sie das? Wer wird gezüchtigt? Sagen Sie das!“

„Wer es verdient hat!“

„So bin von uns Beiden ich dies jedenfalls nicht; dieser Gedanke beruhigt mich.“

„Herr Lieutenant!“

„Herr Rittmeister!“

„Der Herr General hat Sie rufen lassen, um Sie zur Rechenschaft darüber zu ziehen, daß Sie Ihre Bekanntschaft mit dem Najah verschwiegen haben. Sie tragen die Schuld, daß uns ein so demüthigender Empfang geworden ist!“

„Ah! Bah! Ich habe keinem Menschen geboten, eine Unterhaltung in Gegenwart eines Mannes zu führen, welcher jedes Wort hören mußte und möglichen Falles auch jedes Wort verstehen konnte.“

„Mäßigen Sie sich! Sie hatten zu melden, wer der Mann sei, der uns empfing.“

„Ich kann meine Verpflichtung zu dieser Meldung nicht ersehen und bitte, die gegenwärtige Konferenz möglichst abzukürzen. Ich wurde für die jetzige Zeit zu dem Najah gewünscht, dem ich leider den schwierigen Beweis zu liefern habe, daß er nicht englisch sprechen kann.“

„Sie haben zuvörderst zu bedenken, daß jetzt wir es sind, bei denen Sie gebraucht werden! Nicht wahr, Herr General?“

„Yes!“

„Ihre Verschwiegenheit ist ein Vergehen von solcher Tragweite, daß wir noch gar nicht im Stande sind, die Strafe zu bemessen, welche mit diesem Vergehen kongruent ist. Wir befinden uns jetzt, so zu sagen, nicht im Dienste, weshalb wir Sie gegenwärtig noch nicht bestrafen können, müssen uns aber doch Ihren Degen ausbitten, Herr Lieutenant. Nicht wahr, Herr General?“

„Yes!“

Maletti fuhr wirklich mit der Hand nach dem Degen, nicht aber um denselben abzugeben, sondern lustinktiv, wie um den Beleidiger damit zu züchtigen. Das Blut stieg dem Korsen heiß und glühend durch die Adern, und er hat eine größere Empfindlichkeit und ein unendlicheres Gedächtniß für Beleidigungen, als mancher Andere. Man sah es ihm an, daß er seinen Zorn mit aller Gewalt niederkämpfte.

„Sind sie damit fertig, mit dem was Sie mir zu sagen hatten, Herr Rittmeister?“

„Ja.“

„So werde auch ich gleich fertig sein! Ich soll Ihnen meinen Degen abgeben, weil ich mein Ehrenwort nicht brach. Ein solches Urtheil kann nur die Ehrlosigkeit selbst fällen —“

„Lieutenant!“

„Bah, spielen wir nicht Komödie! Sie können wohl Andere in einen Zweikampf verwickeln, besitzen aber nicht den Muth sich selbst zu schlagen. Sie verlangen meinen Degen. Wohlan, Sie sollen ihn haben, doch nicht so, wie Sie ihn wünschen, sondern wie ich Ihnen denselben geben will, nämlich mit dem Griffe in das Gesicht!“

„Das ist eine Beleidigung, welche bestraft werden muß, nicht wahr, Herr General?“

„Yes.“

„Bestraft? Sie verwechseln die Begriffe. Ein Vergehen wird bestraft, eine Beleidigung aber wird geahndet, mein Herr. Ihre Feigheit allerdings brächte es zu Stande, meinen Worten den Stempel eines dienstlichen Vergehens zu ertheilen, um nur nicht in die Lage zu kommen, sich mit bewaffnet entgegenstellen zu müssen. Doch das kann Ihnen leider nicht gelingen, da Sie soeben selbst gesagt haben, daß wir uns hier nicht im Dienste befinden. Sie betragen sich nicht nur rücksichtslos, ungerecht und feig, sondern auch unklug. Der Herr General ist mit Vollmachten versehen, gewisse schwierige Verhandlungen mit dem Maharajah von Augh anzuknüpfen; der Herr General weiß, daß der Rittmeister Mericourt den Najah heut beleidigt hat; der Herr General hat gehört, daß der Najah zu dem Lieutenant Maletti gesagt hat „ich habe Dich lieb!“ Der Herr General bestraft aber den Lieutenant wegen dieser Liebe. Der Herr General mag nachdenken, wie ein solches Verfahren genannt werden muß und welches die geeignetste Person wäre, den Najah seinen Plänen geneigt zu machen. Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte, und bitte mich zu verabschieden.“

„Sie sollen einstweilen gehen, müssen aber Ihren Degen zurücklassen!“ Nicht wahr, Herr General?“

„Yes!“

„Gut, meine Herren. Dieser Degen ist mein Privateigenthum, das ich nur dann von mir gebe, wenn ich es verkaufe oder verschenke. Ich bin Ihnen, Herr General, als Volontair beigegeben, und bitte, mich zu entlassen. Ich ersuche um meinen Abschied!“

„Den bekommen Sie nicht.“

„So nehme ich ihn mir.“

„Merken Sie wohl, das wird Desertion genannt; nicht wahr, Herr General?“

„Yes!“

„Wohlan, so lasse ich mich lieber als Deserteur erschießen, als daß ich mich für einen Wortbruch belohnen lasse. Ich erkläre, daß Ihnen meine Person in keiner Beziehung mehr zur Verfügung steht. Gute Nacht!“ (Fortsetzung folgt.)

In schlimmer Lage.

Kriminalnovelle

von

Dr. Bernhard Stavenow.

(Fortsetzung.)

Das schon seit mehreren Jahren gerichtlich deponirte Testament, welches nach einigen Tagen eröffnet wurde, setzte gerade demselben jungen Mann ein Legat von zehntausend Thalern aus, der nach allem menschlichen Dafürhalten der Mörder des Erblassers war.

Nach Abhaltung der gerichtlichen Obduktion wurden die drei Opfer des Verbrechens unter der allgemeinsten Theilnahme feierlich zur Gruft bestattet.

Alles fluchte dem Mörder.

Werner wurde an demselben Tage nach Görlitz, dem Sitze des Landgerichts, abgeführt. Er beharrte beim Leugnen.

Die durch die Zeitungen alsbald auch in Werners Vaterstadt verbreitete Kunde von dem dreifachen Raubmorde und dem muthmaßlichen Thäter versetzte dessen Freunde und Bekannte in die höchste Bestürzung.

Niemand hätte den jungen Mann eines solchen Verbrechens fähig gehalten.

Der Chef des Handlungshauses, in welchem Werner seine kaufmännische Laufbahn begonnen, welchem er auch jetzt noch angehörte, und welchem auch sein verstorbener Vater mehr denn dreißig Jahre und bis zu seinem Tode gedient hatte, gab dem jungen Manne das beste Zeugniß; ein Gleiches thaten Werners Kollegen und seine ehemaligen Lehrer. Doch was konnten solche Zeugnisse bedeuten den Schuldbeweisen gegenüber, wie sie am Orte des Verbrechens unwiderlegbar ermittelt waren?

Am härtesten wurde Werners Mutter von diesem Schlage betroffen.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 12.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Maletti ging. Das hatten die beiden Andern nicht gedacht. Der Lieutenant war trotz seiner Jugend ein kenntnißvoller, muthiger und sehr brauchbarer Offizier. War es ihm wirklich gelungen, sich die Freundschaft des Rajah zu erwerben, so stand ihm eine glänzende Karriere bevor und er konnte den Engländern ganz außerordentlich hinderlich werden. — Das sagte sich auch der General, und darum meinte er:

„War dies nicht zu scharf, Rittmeister."

„Nein. Dieser Mensch hat uns ungeheuren Schaden gemacht. Denken Sie sich, welche Avantagen wir hatten, wenn wir gewußt hätten, daß der Rajah in Kalkutta sei. Wir konnten in Güte und mit List auf ihn einwirken, wir konnten ihn andernfalls in Angelegenheiten verwickeln, welche uns das Recht gaben, ihn festzuhalten; wir konnten — soll ich wirklich Alles hersagen, was wir konnten? Ich bin überzeugt, daß ich gegen den Lieutenant vollständig gerecht gehandelt habe. Nicht wahr, General?"

„Yes!"

„Aber was nun thun? Er wird den Rajah bearbeiten und ihn bestimmen, unsere Vorschläge zurückzuweisen!"

Jetzt bequemte sich der General endlich zu einer längeren Rede.

„Das ist es ja, was wir wünschen!"

„Ah! Ist es möglich?"

„Ich kenne meine Instruktionen. Das Königreich Augh wird unser."

„Alle Teufel, also darum die heimlichen Rüstungen; darum diese hastige Konzentration des verfügbaren Militärs an die Gangesstationen, und darum diese Anhäufung von Transportmaterial am untern Flusse?"

„Yes!"

„Sie sollen verhandeln, um nachweisen zu können, daß nur der Rajah es ist, der den Krieg heraufbeschworen hat, aber Sie sollen so verhandeln, daß man ein Resultat erzielt, welches zum Kriege ermächtigt."

„Yes!"

„Höchst interessant! Dieser Lieutenant Maletti dient also zur Förderung unserer Interessen, anstatt dieselben zu schädigen. Ich werde ihn noch ein wenig belobigen, aber nicht in dienstlicher Weise, sondern auf meine Privatrechnung hin. Geben Sie mir die Erlaubniß dazu, Herr General?"

„Yes!"

„So bin ich im Stande, Ihnen die glückliche Lösung unserer Aufgabe zu garantiren."

Vor Freude darüber ließ sich der wortkarge General zu einer weiteren rednerischen Anstrengung hinreißen:

„Haben Sie das im Auge, daß unsere Abreise gleich einer Kriegserklärung gilt. Der Maharajah ist auf Feindseligkeiten keineswegs vorbereitet, er kann uns keinen nennenswerthen Widerstand leisten, und wenn drei oder vier Tage nach unserem Aufbruche von hier unsere Truppen in sein Gebiet einrücken, so muß er fliehen oder untergehen. Weitere andere Wege sind nicht denkbar."

„Wer wird den Oberbefehl über die Okkupationsarmee erhalten? Ich vermuthe, daß man Sie selbst dabei in das Auge genommen hat. Nicht, Herr General?"

„Yes!"

„Darf ich dann bitten, eine Schwadron übernehmen zu dürfen?"

„Yes!"

„Ich danke! Es soll mein Bestreben sein, mir Ruhm und Ihre Anerkennung zu erwerben."

„Und schwere Beute!" meinte der General mit sarkastischem Lächeln. „Jetzt aber will ich zur Ruhe gehen. Gute Nacht, Rittmeister!"

„Gute Nacht, Herr General!"

Der Rittmeister ging, er trug in seinem Herzen das stolze Bewußtsein, ein Mann zu sein, der seinen höchsten Vorgesetzten zu lenken und zu regieren verstehe. Und der General suchte sein reiches üppiges Lager auf mit der Ueberzeugung, daß der Abenteurer ein sehr selbstbewußtes aber gerade deßhalb brauchbares Werkzeug für ihn sei, welches man abnutzen und dann fallen lassen werde.

Hinter dem Palaste des Maharajah dehnte sich ein unregelmäßiger Garten, welcher mit seiner hinteren Seite an den Ganges stieß. Er war in zwei ungleiche Hälften getheilt, deren kleinere für die Frauen des königlichen Harems bestimmt war.

Kurz nach der bei dem General stattgefundenen Unterredung gingen zwei Männer in der größeren Hälfte des Gartens spazieren. Es war der Rajah und sein oberster Minister.

„Du irrst, Tamu," meinte der erstere. „Diese Engländer

Digitized by Google

kommen nicht in friedlicher Absicht. Was wollen sie in Gibraltar, auf Malta, auf dem Kap, in Amerika, China und Japan? Was wollen sie in Indien? Brauchen wir sie? Wenn wir sie brauchten, würden wir sie rufen. Aber, haben wir sie gerufen? Wo sie hinkamen, flossen Ströme von Blut. Es wird auch hier fließen."

„Nein, es wird keines fließen. Sie kommen, um ein Bündniß mit Dir abzuschließen gegen Deine Feinde und die ihrigen."

„Ich brauche dieses Bündniß nicht. Ich bin mächtig genug, um meine Feinde zu besiegen, wenn ich welche hätte; aber ich habe keine. Ich regiere mein Volk in Liebe, und ich bin freundlich und gerecht mit meinen Nachbarn."

„Die Engländer werden Dir beweisen, daß Du Feinde hast."

„Sie können es nicht beweisen."

„Sie werden Dir sagen, was ihnen Deine Nachbarn für Vorschläge gemacht und für Rathschläge gegeben haben."

„Das werden sie lügen."

„Sie werden Dich überzeugen."

„Haben Sie Dich schon überzeugt?"

„Ja."

„Mit ihrem Golde."

„Sahib, Du weißt, daß ich der treuste Deiner Diener bin!"

„Ich weiß, daß Du ein Mensch bist, und daß Du in Deinem Hause viel brauchst."

„Sahib, nimm Deinen Dolch und stoße ihn mir in das Herz; ich werde unschuldig sterben."

„Unschuldig sollst Du nicht sterben. Dieser Dolch ist nur dann für Dich, wenn Du schuldig bist, dann aber, Tamu, wird er Dich so sicher treffen, wie er hier diesen Farren trifft!"

Er durchbohrte mit seinem haarscharfen Kaïd die Luft und fällte mit demselben einen Baumfarren, dessen Schaft die Stärke eines Armes hatte. Dann fuhr er fort:

„Du hast mit dem General gesprochen?"

„Nicht mit ihm, sondern mit dem Franzosen."

„Aber der General war dabei?"

„Nein. Der Franzose war allein bei mir."

„Der General ist ein listiger Schakal. Er spricht nicht selbst, um alle Folgen auf seinen Diener zu werfen. Und dieser kennt die Gefahr nicht, die ihm droht. Warum verhandelt er nicht selbst mit Dir?"

„Du verhandelst auch nicht selbst mit ihm, Sahib. Ich spreche für Dich, und sein Diener spricht für ihn."

„Du bist listig, Tamu. Ich habe zu verhandeln mit der Regierung dieser Engländer. Der General spricht für diese Regierung, und Du sprichst für mich. So ist es richtig. Wenn Dir der General den Franken schickt, so beleidigt er mich. Du sollst nie wieder mit dem Franken reden. Sage das dem Generale. Ich gebiete Dir dieses ganz ausdrücklich!"

Der Minister blickte vor sich nieder.

„Sidhi, einst besaß ich Deine ganze Treue, jetzt aber besitze ich es nicht mehr!"

„Tamu, einst besaß ich Deine ganze Treue, jetzt besitze ich sie nicht mehr! Ich sage Dir dies weil ich Dich liebe. Du dientest meinem Vater und solltest auch mir dienen bis an meinen oder Deinen Tod. Wenn ich Dich nicht liebte würde ich schweigen; ich zeige Dir aber meine Trauer um Dich, damit Du umkehrst und wieder mein Freund werdest. Gehe jetzt heim und sprich mit Deinem Gewissen. Es wird Dir den rechten Rath ertheilen!"

Der Minister verbeugte sich und ging. Eben als er in den Palast treten wollte, tauchte eine Gestalt vor ihm auf. Es war der Mittmeister.

„Nun, Du hast mit dem Rajah gesprochen?"

„Ja."

„Was sagte er?"

„Er trauert."

„Warum?"

„Weil er ahnt, daß ich Euer Freund geworden bin."

„Und Du trauerst mit?"

„Nein. Ich hab' seinem Vater treu gedient, denn er wußte meine Treue zu belohnen. Dieser aber mästet seine Unterthanen und läßt seine Minister hungern. Verdopple die Summe, welche Du mir geboten hast, und das Königreich Rugh ist Euer!"

„Darüber muß man noch sprechen. Doch jetzt komm, es ist hier nicht der geeignete Ort zu solchen Geschäften. Diese Muskatbäume könnten Ohren beherbergen, die uns gefährlich sind."

Sie verschwanden unter den Säulen.

Der Maharajah war tiefer in den Garten hineingegangen und hatte sich dann hinüber nach der für die Frauen bestimmten Abtheilung gewendet. Er erreichte einen in arabischem Stile erbauten Kiosk, welchen ein aus dem Ganges abgeleiteter kleiner Kanal von drei Seiten umfloß, um Denen, welche darin Ruhe und Erholung suchten, die Gluth der indischen Sonne durch die Verdampfung des Wassers zu kühlen. Einige Stufen führten zum Eingange empor. Er stieg hinan, bis er einen Vorhang erreichte, welcher aus den feinsten Kaschmirgespinnsten bestand. Hier schlug er leicht die Hände zusammen.

„Rabbadah!"

„Wer ist es?" frug eine weibliche Stimme von innen.

„Dein Bruder. Darf ich eintreten?"

„Komm herein, mein Lieber!"

Er schob den Vorhang zur Seite und trat ein. Er befand sich in einem kleinen achteckigen Gemache, welches mit einem Luxus ausgestattet war, den nur ein orientalischer Fürst erdenken und bestreiten kann. Auf dem reichen schwellenden Sammetpolster ruhte ein Wesen, welches aus dem Himmel Muhammeds herniedergestiegen zu sein schien, um die süßesten und entzückendsten Begriffe und Vorstellungen der Schönheit und Liebe zu verkörpern. Auch ein Meister aller Meister unter den Malern hätte nicht vermocht, diese Schönheit auf die Leinwand zu zaubern, und kein Dichter, selbst kein Hafis hätte vermocht, dieses Götterbild gebührend zu besingen, und wäre der Rajah nicht ihr Bruder gewesen, er wäre vor ihr niedergesunken, um ihr sein Königreich für ihre Liebe anzubieten.

Sie empfing ihn mit einem holdseligen Lächeln und reichte ihm die Hand entgegen.

„Willkommen, mein Freund. Schon wieder sehe ich Wolken auf Deiner Stirn."

„Sie werden wohl niemals wieder vergehen!"

„Hat die Hand Deiner Schwester ihre Macht verloren? Hat sie Dir nicht stets geholfen?"

„Ja. Wenn mein Herz bekümmert war, kam ich zu Dir, und Du machtest mich wieder fröhlich, fröhlicher, als es eine meiner Frauen vermocht hätte; denn Du gabst mir nicht nur Liebe, sondern auch den Rath, der mir immer der Beste war."

„So ist mein Rath jetzt nicht mehr so gut und heilsam wie vorher, mein Bruder?"

„Er ist noch so, Rabbadah, aber die Gefahren, welche mich umschweben, sind größer als die früheren."

„Welche sind es? Theile sie mir mit, ich werde Dir überlegen helfen!"

„Du weißt, daß die Engländer gekommen sind — — —"

„Ah, von daher droht Dir Gefahr? Sagtest Du mir nicht, daß sie als Deine Freunde kämen, um ein Bündniß mit Dir abzuschließen, welches Dir viele Vortheile bringt?"

„Ich sagte es, denn ich glaubte es nicht anders. Heute aber bin ich vom Gegentheile überzeugt."

„Wer gab Dir diese Ueberzeugung?"

„Ein Dragoman*, den ich miethen wollte, damit meine Diener mit den Engländern sprechen können."

„Was sagte er?"

„Er erzählte mir, daß er noch vor kurzem in Lada gewesen sei habe. Da sei ein Indier zu ihm gekommen und hat ihm viel Geld zu einer Unterredung mit einem Engländer gegeben. Auch dieser hat ihn außerordentlich gut bezahlt. Die Unterredung hat im Geheimen stattgefunden und sich auf eine Summe bezogen, welche mein Minister Tamu von dem englischen General Hastley erhalten soll. Wofür diese Zahlung erfolgen solle, ist nicht erwähnt worden. Sie sind nicht einig geworden. In dem Indier hat der Dragoman einen Schreiber meines Ministers und in dem Engländer heut einen Offizier erkannt, der mit dem General gekommen ist. Dorthin ging ich mit Tamu nach dem Garten und erblickte im Vorübergehen die Gestalt des Franken, welcher Mittmeister ist und Mericourt heißt. Er hat unter den Muskatbäumen auf die Rückkehr des Ministers gewartet, um unser Gespräch von ihm zu erfahren. Beide ahnen nicht, daß ich ihn gesehen habe."

„Was haben Dir die Engländer für Vorschläge gemacht?"

„Noch kenne ich sie nicht. Ich werde sie erst morgen erfahren."

„Durch Tamu?"

„Durch ihn."

„Entziehe ihm die Verhandlung oder tödte ihn sofort."

„Er hat meinem Vater treu gedient, und so will ich sein Leben schonen, so lange nicht die Beweise seiner Untreue offen liegen. Aber ich werde ihm verbieten, ferner mit den Engländern zu verhandeln. Auch ich dachte daran, was Du mir rathst, doch habe ich es ihn nicht merken lassen."

„Wen wirst Du an seine Stelle setzen?"

„Keinen Eingeborenen."

„Keinen Indier? Wen sonst?"

---

* Dolmetscher.

Digitized by Google

„Einen Franken."

„Einen Franken? Bruder, das wirst Du nicht thun. Die Franken sind falsch!"

Die Indier auch, ganz ebenso. Es gibt überall fromme und gottlose, treue und untreue, gute und böse Menschen. Dieser Franke ist treu."

„Wer ist es? Hat er Dir bereits gedient und seine Treue bewiesen?"

„In dem Sinne, in welchem Du es meinest, noch nicht. Aber wenn ich Dir seinen Namen sage so wirst Du glauben, daß ich ihm vertrauen kann."

„Sage ihn!"

„Alphons Maletti."

„O, der tapfere und starke Lieutenant, welcher Dir das Leben rettete, als Dich die Thugs* überfielen?"

„Derselbe."

„Wo ist er?"

„Er ist mit dem General gekommen und wohnt mit in meinen Gemächern."

„Darf ich ihn einmal sehen?"

„Du sollst ihn sehen. Ich werde den Gästen zu Ehren ein Kampfspiel veranstalten, bei welchem auch meine Frauen in ihren vergitterten Logen anwesend sein werden. Da kannst Du ihn sehen."

„Du wirst mir sagen, wo er sitzt!"

„Ja. Glaubst Du nun, daß mit dieser Franke treu sein wird?"

„Ich glaube es. Er hat Dein Geheimniß treu bewahrt, obgleich er großen Nutzen hätte davon haben können. Er ist nicht nur stark und tapfer, sondern auch verschwiegen, edel und uneigennützig."

„Er hat auch später nichts erzählt, als ich bereits Kalkutta verlassen hatte. Ein Anderer hätte wenigstens damit geprahlt, daß er einem mächtigen Könige das Leben gerettet habe."

„Sollte er wirklich auch dann noch geschwiegen haben?"

„Ja, ich habe heute den Beweis erhalten. Als ich ihn zu mir rief, um ihn auszuzeichnen, staunten alle seine Begleiter darüber, daß ich ihn kannte. Der General warf ihm, als ich sagte, daß wir uns in Kalkutta gesehen hätten, einen sehr bösen Blick zu, der mich vermuthen läßt, daß er ihn bestrafen wird."

„Dann nimmst Du ihn in Deinen Schutz!"

„Ich schütze ihn. Vorhin wurde er zum General gerufen, wo er wohl erfahren wird, was über ihn beschlossen wurde. Er wird es mir mittheilen."

„Wenn?"

„Noch heute. Er wird in den Garten kommen."

„Wohin hast Du ihn bestellt?"

„Nach der Bank unter den Drachenbäumen."

„Hast Du ihm bereits gesagt, daß er in Deine Dienste treten soll?"

„Er ahnt von diesem Entschlusse nicht das mindeste."

„So bist Du mit Deinen Mittheilungen jetzt wohl zu Ende?"

„Du möchtest gern das ich mich entferne?"

„Nein, mein Bruder; aber ich möchte nicht, daß dieser Mann allzulange auf Dich wartet. Vielleicht ist der General sehr zornig gewesen und hat ihm gedroht. Da sollst Du ihn schnell zu erheitern suchen."

Der Maharajah lächelte.

Meine Schwester scheint diesem Franken sehr gewogen zu sein."

„Soll ich nicht? Muß ich nicht gern eines Mannes denken, der meinem Bruder das Leben rettete, welches mir so unendlich theuer ist?"

„Glaube nicht daß ich Dir darüber zürnte. Wohl, ich habe Dir jetzt nichts mehr mitzutheilen. Doch morgen sollst Du mehr erfahren. Ich gehe!"

Er küßte sie auf die lilienweiße Stirn und verschwand hinter dem Vorhange. Sie wartete eine kleine Weile, dann erhob sie sich. Ihr Gewand war blau; es konnte nicht durch das nächtliche Dunkel schimmern. Sie hüllte sich in einen Schwal, der ihre ganze Gestalt bedeckte, verbarg das Licht und verließ das Gartenhaus auch.

Ihre Schritte brachten sie nach der größeren Abtheilung des Gartens. Es war das erstemal in ihrem Leben, daß sie eines Mannes wegen eines ihrer kleinen Füßchen rührte. Ihr Herz klopfte so eigenthümlich, wie es noch niemals geklopft hatte, ihre Wangen brannten, und ihre Stirne glühte. Es war ihr, als ob sie im Begriffe stehe, ein schweres Verbrechen zu begehen.

Jetzt erblickte sie die dichte Gruppe der Drachenbäume, von welcher der Rajah gesprochen hatte. Leise, ganz leise schlich sie sich im Schutze der Ingwer- und Pfeffersträuchen heran. Sie war vollständig überzeugt, daß man sie nicht gesehen habe und ließ sich hinter einem der Bäume so nieder, daß sie die Bank überblicken konnte. Nur der Rajah war da. Der Franke fehlte noch.

Eine Weile verging in lautloser Stille, dann aber machte der Rajah eine plötzliche Bewegung.

„Rabbadah!"

Sie erschrak und zuckte zusammen, als ob sie einen Schlag erhalten habe.

„Rabbadah, bist Du da?"

Sie schwieg und wagte nicht sich zu bewegen. Ihr Puls klopfte, daß sie seine Hammerschläge deutlich vernahm. Der Rajah lieh ein leises Lachen hören. Ohne daß er sich umwandte, sagte er mit halblauter Stimme:

„Warum fragst Du, wohin ich ihn bestellt habe, und warum wolltest Du so gern, daß er nicht auf mich warten solle. Nun muß ich selbst auf ihn warten."

Sie war halb todt. Wie konnte sie den Bruder jemals wieder anblicken!

Da nahten sich Schritte. Eine hohe Gestalt erschien und blieb vor dem Rajah stehen."

„Maletti!"

„Sahib!"

„Du kommst sehr spät. Setze Dich!"

„Ich komme sehr spät, weil ich zwei Schlangen beobachtete, welche ihr Gift nach Deinem Glücke spritzen wollen."

„Wer ist es?"

„Wirst Du mir glauben?"

„Ich glaube Dir."

„Und wirst Du mich nicht für einen Schleicher, für einen Spionen halten, der Andere ertappt, weil er selbst das Dunkel liebt?"

„Ich selbst habe Dich in das Dunkel bestellt."

„Nun wohl, so sollst Du es erfahren. Die eine der Schlangen ist Tamu, dein Minister, dessen Worte ich gehört habe."

„Ich weiß es."

„Du, Du weißt es bereits?"

„Du kenne auch die andere Schlange. Es ist der Rittmeister Mericourt."

„Wahrhaftig!"

„Aber ihre Worte kenne ich nicht. Willst Du sie mir sagen?"

„Ich kam vom General und wollte in den Garten zu Dir. Meine Schritte waren auf den Decken zwischen den Säulen unhörbar. Eben wollte ich meinen Fuß hinter der letzten Säule hervorsetzen, als ich einen Mann sah, welcher aus dem Garten kam. Es war der Minister. Aus den Muskatbäumen vor der Säule tauchte eine Gestalt auf, in welcher ich den Rittmeister Mericourt erkannte. „Nun, hast Du mit dem Rajah gesprochen?" frug der Rittmeister. — „Ja," antwortete der Minister. — „Was sagte er?" lautete die weitere Frage. — „Er trauert." — „Warum?" — „Weil er ahnt, daß ich Euer Freund geworden bin." — „Und Du trauerst mit?" — Da antwortete Tamu: „Nein. Ich habe seinem Vater treu gedient, denn er wußte meine Treue zu belohnen, dieser aber mästet seine Unterthanen und läßt seine Minister hungern. Verdoppele die Summe, welche Du mir geboten hast, und das Königreich Jugh ist Euer."

Der Rajah war aufgesprungen und ballte die Fäuste.

„Und was gab darauf der Rittmeister zur Antwort?"

„Er sagte, daß man darüber noch zu sprechen habe. Dann traten sie in den Palast. Ich ließ sie an mir vorüber und folgte ihnen dann, ohne daß sie mich bemerkten. Sie gingen durch den Palast hindurch und dann durch den Garten des Ministers nach dessen Wohnung. Ich blieb eine Zeit lang stehen, aber der Rittmeister kam noch immer nicht, und da ich wußte, daß Du auf mich wartest, durfte ich Deine Geduld nicht länger ermüden."

„Der Rittmeister ist ein Franke wie sein Name sagt?"

„Ja."

„Und dennoch stellst Du Dich auf meine Seite anstatt auf die seinige?"

„Ich liebe ich, ihn aber verachte ich. Er ist wie das Gewürm, welches man zertritt ohne es anzugreifen. Uns hat ein gleiches Land geboren ebenso, wie der Giftstrauch neben dem nützlichen Bambus wächst. Mir ahnt, daß er einst von meiner Hand sterben wird."

„Er muß Dich sehr beleidigt haben."

„Ich würde ihn verachten auch ohne diese Beleidigung. Er hat einst ein edles Weib gekränkt, die meine mütterliche Freundin war. Ich habe sie an ihm zu rächen." (Fortsetzung folgt.)

* Eine religiöse Mördersekte in Indien

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 8 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 13.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Vielleicht will er auch Dich verderben."

„Das hat er längst gewollt. Heute aber hat er mir den offenen Fehdehandschuh hingeworfen; ich habe ihn aufgehoben und werde diesen Menschen unschädlich machen."

„Er war wohl beim Generale zugegen, als Du zu diesem gerufen wurdest?"

„Ja. Er empfing mich an Stelle des Generales."

„Was wollte er von Dir?"

„Er forderte Rechenschaft von mir, daß ich Deine Anwesenheit in Kalkutta nicht verrathen hatte. Er stellte mich ferner zur Rede darüber, daß ich auch heut nicht gesagt hatte, daß Du es seist, der den General empfing. Er erklärte mich meiner Freiheit verlustig, indem er mir den Degen abforderte und versprach mir nach unserer Rückkehr strenge Bestrafung meiner

Franz Defregger.

verbrecherischen Verschwiegenheit."

„Du hattest wirklich zu keinem Menschen jemals von mir gesprochen?"

„Wie sollte ich?" frug er einfach. „Ich hatte Dir ja mein Wort gegeben! Und dieses breche ich niemals, selbst wenn es mich mehr als Alles kosten sollte. Das thut jeder Ehrenmann."

„Aber Du trägst Deinen Degen noch, wie ich bemerke. Du gabst ihn also nicht ab?"

„Meinen Degen gebe ich nur mit meinem Leben von mir."

„Aber Dein Vorgesetzter verlangte ihn von Dir! Was hast Du ihm geantwortet?"

„Ich sagte ihm, daß er den Degen bekommen solle, jedoch mit dem Griffe in das Gesicht. — Statt aber sofort blank zu ziehen, wie jeder wackere Mann gethan hätte, igno-

Digitized by Google

rirte er meine Worte. Er iſt ein Feigling, der nur im Dunkeln handelt."

„Und welches war das Endreſultat Eurer Unterhaltung?"

„Ich habe um meinen Abſchied gebeten."

„Und ihn auch erhalten!"

„Nein; ſie verweigerten mir ihn. Da erklärte ich kategoriſch, daß ich ihn mir ſelbſt geben werde, wenn ich ihn nicht erhalte."

„Dann wäreſt Du in ihren Augen und nach Euren Gebräuchen ein Deſerteur."

„Bah, ich fürchte dieſe Gebräuche nicht! Sie ſagten mir dies ebenſo wie Du; ich aber erklärte, daß ich lieber als Deſerteur herden, als mich wegen eines Wortbruches belohnen laſſen werde. Die beiden Memmen verwehrten es mir nicht, ſie ungehindert zu verlaſſen."

„Und nun, was wirſt Du beginnen?"

„Ich werde Beide fordern, erſt den Rittmeiſter und dann den General."

„Du kannſt fallen!"

„Das iſt möglich aber nicht wahrſcheinlich. Wahrſcheinlicher noch iſt es, daß ich ſie beide niederſchlage. Sie ſind Offiziere und können mir die Genugthuung nicht verweigern."

„Und dann, ſelbſt wenn Du ſie beſiegt haſt, was thuſt Du dann?"

„Ich würde, wenn man mich ergreift, als Deſerteur behandelt werden, aber ich glaube nicht, daß es ihnen gelingt. Ich gehe nach Batavia in holländiſche Dienſte."

„Warum wilſt Du nicht in Indien bleiben?"

„Wo fände ich einen Fürſten, der mir eine Zukunft böte!"

„Hier in Ayuthya."

„Hier? Inwiefern?"

„Du bleibſt bei mir."

„Bei Dir? Ich würde Dir nur Schaden bringen."

„Nein. Deine Anweſenheit würde mir von großem Nutzen ſein."

„Auf welche Weiſe?"

„Was iſt Deine Waffe?"

„Meine Lieblingswaffe iſt die Artillerie."

„Das iſt mir lieb. Du wirſt in meine Dienſte treten, mir Kanonen verſorgen und meine Artillerie nach abendländiſcher Weiſe organiſiren. Willſt Du?"

„Iſt es Dein Ernſt?"

„Ja. Du ſollſt mein Kriegsminiſter, Du ſollſt mein Bruder ſein. Sage ja!"

„Wohlan, ſo nimm mich hin, und ich ſchwöre Dir, daß Dir von dieſem Augenblicke an mein Blut, mein Leben und alle meine Kräfte gehören werden, denn ich weiß, daß Du nicht zu jenen Tyrannen gehörſt, welche um einer Laune willen ihre treueſten Diener von ſich werfen oder ſie noch ſchlimmer als mit bloßem Undanke belohnen."

„Ich werde Deine Kräfte ſchon morgen gleich in Anſpruch nehmen."

„Thue es. Ich werde gehorchen!"

„Ich werde Kamu, meinen Miniſter entfernen. Du ſollſt an ſeiner Stelle für mich mit den Engländern unterhandeln."

„Sahib, das wirſt Du mir nicht gebieten!"

„Warum nicht? Willſt Du mein Vertrauen dadurch verdienen, daß Du mir gleich bei dem erſten Auftrage den Gehorſam verweigerſt?"

„Ja. Schau, Sahib, für einen kleinlichen ehrſüchtigen Charakter würde es die größte Genugthuung ſein, wenn er morgen vor den General hintreten und ſagen könnte: „Ihr habt mich geſtern zum Verbrecher gemacht und mir meinen Degen abgefordert, und heute bin ich Kriegsminiſter des Maharajah von Ayuty und ſtehe als ſein Bevollmächtigter vor Euch um Euch die Bedingungen vorzuſchreiben, unter denen er bereit iſt, Eure Vorſchläge anzuhören!"

„Dieſe Genugthuung will ich Dir ja geben."

„Aber ſie würde Dein Verderben ſein. Man würde ſagen, daß man mit einem ehrloſen Ueberläufer nicht verhandeln könne; man würde Dein Verfahren für eine Majeſtätsbeleidigung, für eine gräßliche Verletzung des Völkerrechtes erklären; man würde ſich von Dir zurückziehen und dieſe Beleidigung durch eine ſofortige Kriegserklärung rächen. Du ſiehſt, daß ich nur an Dich, an Dein Wohl und an daſjenige Deines Landes denke!"

„Ich ſehe es und danke Dir. Ich werde die Verhandlung einem Andern übergeben, aber ſie ſoll in meiner Wohnung geführt werden, wo wir Beide jedes Wort hören können, und Dein Rath ſoll ebenſo gehört und berückſichtigt werden wie der meinige. Haſt Du vielleicht erfahren, welche Vorſchläge wir die Engländer zu machen haben?"

„Nein. Nur der General kennt ſie und vielleicht der Rittmeiſter, wenn der erſtere ihm Einiges davon mitgetheilt haben ſollte."

„Er wird ihm Alles geſagt haben, denn der Rittmeiſter iſt ſeine rechte Hand."

„Du irrſt. Der Rittmeiſter gilt weniger bei ihm als jeder andere ſeiner Untergebenen. Der General weiß, daß Mericourt ein Abenteurer und ein hinterliſtiger Feigling iſt. Er thut, als ob er ſich von ihm lenken laſſe und benutzt ihn doch nur wie das Waſſer, welches das Rad zu treiben hat und dann weiter fließen muß."

Der Rajah hatte ſich während dieſer Worte ſeines neuen Kriegsminiſters erhoben.

„So thun es die Engländer," meinte er. „Sie werfen ihre Werkzeuge undankbar von ſich, wenn ſie dieſelben ausgenutzt haben. Und ganz dieſelbe Undankbarkeit zeigen ſie auch gegen uns. Dieſer Lord Haſtley kommt zu mir und ſagt, daß er das Wohl meines Landes im Auge habe, aber er trägt die Falſchheit und den Verrath in ſeiner Hand. Er will den Jngliß mein Land öffnen, und dann, wenn ich ihnen dies geſtattet habe, werden ſie es mir nehmen."

„Was wirſt Du ihm antworten?"

„Ich kenne die Engländer. Sie haben ſehr Vieles, was wir gebrauchen können, und wir haben gar Manches, was ihnen unentbehrlich iſt. Ein Handel mit ihnen wird beiden Theilen Nutzen bringen, und ich habe alſo nichts dagegen, daß ſie zu mir und auch meine Unterthanen zu ihnen kommen, um ihre Waaren auszutauſchen. Aber ich werde meine Bedingungen ſo ſtellen, daß mir kein Schaden daraus erwachſen kann."

„Welches ſind dieſe Bedingungen, Sahib?"

„Darf bei Euch ein Staat ohne Erlaubniß der andern Nationen ein Land erwerben?"

„Nein. Er muß ſich erſt im Stillen und dann auch öffentlich ihrer Zuſtimmung verſichern."

„Nun gut. Ich werde den Engländern mein Land öffnen, wenn ſie mir nachweiſen, daß die Franzöſi, die Jtaliini, die Nemſi* die Ruſſi, die Spani und Portugi ihnen die Erlaubniß geben. Und dieſe Nationen müſſen mir verſprechen mich zu vertheidigen, wenn die Jngli mir mein Land nehmen wollen."

„Auf dieſe Bedingungen werden die Engländer nicht eingehen."

„So mögen ſie von Aug fortbleiben und wieder dahin zurückkehren, woher ſie gekommen ſind!"

„Sie werden gehen, aber dann wiederkommen, doch nicht ſo wie jetzt, ſondern mit ihrer bewaffneten Macht, um Dich zu zwingen."

„Dann werde ich kämpfen. Ich habe Dich ja zu meinem Bruder gemacht, damit Du mir helfen ſollſt ſie gerüſtet zu empfangen. Doch jetzt laß uns die Ruhe ſuchen! Morgen iſt ein Tag, welcher uns auch und kräftig ſehen muß. Die Jngliß ſind ein mächtiges Volk; ich muß ihre Geſandten würdig behandeln und werde ihnen morgen ein Schauſpiel geben."

„Welches?"

„Einen Kampf zwiſchen Elephanten, Bär und Panther. Haſt Du ſo etwas bereits einmal geſehen?"

Der Lieutenant lächelte und antwortete einfach:

„Ich bin ein Jäger."

„So wird dieſes Schauſpiel Deine Aufmerkſamkeit erwecken. Ich habe einen wilden Bär vom Himalaja, der größer iſt als alle, die ich bisher geſehen habe. Und den Panther erhielt ich vom Maharajah von Singha zum Geſchenke. Er iſt dem Bären gewachſen. Doch jetzt komm."

Sie verließen den Ort und ſchritten dem Palaſte zu.

Kaum waren ſie fort, ſo erhob ſich Rabbadah aus ihrem Verſtecke und trat zu dem Sitze, den ſie verlaſſen hatten. Warum ließ ſie ſich gerade an der Stelle nieder, auf welcher Maletti geſeſſen hatte? Sie legte ſich dieſe Frage gar nicht vor; ſie hätte dieſelbe gar nicht beantworten können. Sie folgte der plötzlichen Regung ihres Jnnern und handelte nicht anders als ein inſtinktiv.

Ueber ihr breitete ſich der tiefdunkle Himmel des Südens mit ſeinen funkelnden Sternbildern aus. Wollte auch in dem Himmel ihres Herzens ein Stern aufgehen, funkelnder noch vielleicht als all die glänzenden Welten am Firmamente? Um ſie her träumte und duftete die tropiſch üppige Natur, und die reiche Vegetation wiegte ſich leiſe im Zephyre, der durch die Wipfel der Palmen ſtrich. Auch im Herzen dieſes herrlichen Weibes wollte es aufſteigen wie Träume und Düfte eines nahen Glückes, von dem ſie bisher keine Ahnung gehabt hatte.

Da vernahm ſie plötzlich nahende Schritte, und noch ehe ſie

* Deutſchen.

Digitized by Google

sich erheben und entfernen konnte, stand eine männliche Gestalt vor ihr.

Es war Malettí.

Er hatte seine Wohnung wieder verlassen, weil er das Bedürfniß fühlte, die Ereignisse des heutigen Tages in seinem Innern zu verarbeiten, bevor es ihm möglich war, Schlaf und Ruhe zu finden. Es zog ihn nach dem Platze, an welchem sein Leben eine höchst bedeutungsvolle Wendung dadurch genommen hatte, daß er vom Rajah in einen so wichtigen Dienst genommen worden war. Mit gesenktem Kopfe und in tiefes Sinnen versunken war er durch den Garten gegangen, erst als er an dem vorhin verlassenen Platze anlangte, erhob er den Blick und gewahrte zu seiner Bestürzung, daß er sich vor einer weiblichen Gestalt befand, welche sich erschrocken von ihrem Sitze erhob.

Er kannte die strenge Sitte des Landes; er wußte vor allem, daß es hier im Palaste und Garten des Rajah bei hoher Strafe verboten war, die Begegnung mit irgend einem Weibe aufzusuchen, aber er befand sich ja in demjenigen Theile des Gartens, welcher von den Männern betreten werden durfte, und das gab ihm die Kraft, seiner Bestürzung Herr zu werden.

Auch sie war erschrocken; ihre ganze Haltung zeigte es, doch sie erkannte ihn, hüllte sich fester in ihr Gewand, machte aber keine Bewegung, welche die Absicht sich zu entfernen verrathen hätte.

„Vergebe!" bat er nach einer kurzen Pause. „Ich dachte nicht, Jemand hier zu finden."

Er wandte sich zur Rückkehr um.

„Bleibe!" gebot sie.

Der Ton dieser Stimme hatte etwas so Gebieterisches und doch so Liebliches, er drang durch das Ohr des Hörers bis in das tiefste Leben desselben hinab. Malettí gehorchte und drehte sich wieder um.

„Was besiehlst Du?" frug er.

„Setze Dich!"

Er ließ sich nieder und sie nahm in einer kleinen Entfernung neben ihm Platz.

„Wie ist Dein Name?" begann sie.

„Alphons Malettí."

„Du gehörst zu den Inglis?"

„Ich bin ein Franzki, ich gehörte bis heut zu ihnen, jetzt aber nicht mehr."

„Warum nicht mehr?"

Er zögerte mit der Antwort.

„Wer bist Du?" erkundigte er sich dann.

„Mein Name ist Rabbadah. Hast Du noch nicht von mir gehört?"

Er machte eine Geste der höchsten Ueberraschung.

„Rabbadah, die Begum*, die Schwester des Maharajah, die Blume von Augh, die Königin der Schönheiten Indiens? O, ich habe von Deinem Ruhme, von Deiner Herrlichkeit und von der Güte Deines Herzens, der Weisheit Deines Verstandes viel, sehr viel gehört, noch ehe ich dieses Land betrat."

Sie zauberte einen Augenblick, dann sagte sie:

„Ja, ich bin die Begum, und Du kannst mir also sagen, warum Du nicht mehr zu den Inglis gehörst."

„Weil ich ein Diener Deines Bruders, des Maharajah von Augh, geworden bin."

„Auf welche Weise dienst Du ihm?"

„Er hat mir die Reorganisation seiner Truppen übergeben."

„So muß er ein großes Vertrauen zu Dir haben."

„Ich liebe ihn!"

„Ich danke Dir, denn auch ich liebe ihn. Aber laß Deine Liebe nicht sein wie diese Blume, welche nur kurze Zeit duftet und dann stirbt!"

Sie pflückte eine nahestehende Rose ab und enthüllte dabei einen Arm, dessen herrliche Formen ihm die Pulse schneller klopfen machten.

„Meine Liebe und Treue gleicht nicht der Blume, welche bald stirbt, sondern dem Eisenholzbaume, der sich von keinem Winter fällen läßt."

„Dann segne ich den Tag, welcher Dich zu meinem Bruder führte."

Sie reichte ihm die Rose dar; er nahm sie und berührte dabei ihr kleines, zartes, warmes Händchen. Diese Berührung elektrisirte ihn förmlich, so daß er es wagte, die duftende Blüthe an seine Lippen zu drücken.

„Ich danke Dir, Sahiba!** Diese Rose wird noch bei mir sein, wenn ich einst sterbe!"

* Königin oder Prinzessin
** Herrin.

„Du wirst dieser Rosen schon sehr viele erhalten haben!"

„Es ist die erste!"

„Du sagst die Wahrheit?"

„Ich lüge nie."

„Das weiß ich. Du bist keiner Lüge und keines Verrathes fähig."

Er erkannte.

„Woher weißt Du das?"

„Hast Du meinen Bruder verrathen?"

„Nein. Aber was weißt Du von mir und ihm?"

„Ich kannte Dich und Deinen Namen noch ehe Du nach Augh kamst. Er hat mir von Dir erzählt. Ich bin seine Vertraute, der er Alles mittheilt, was sein Herz bewegt. Du sollst seine Sorgen theilen. Darf ich auch Deine Vertraute sein?"

Bei dieser leise und zögernd ausgesprochenen Frage erhebte er bis in sein tiefstes Innere hinein.

„O wenn dies möglich wäre, Sahiba!"

„Es ist möglich, und ich bitte Dich darum," antwortete sie. „Es gibt manches, was ein Diener aus Liebe seinem Herrn verschweigt, um ihm keine Sorgen zu machen, und dies Alles sollst Du mir anvertrauen. Willst Du?"

„Ich will es."

„Schwöre es mir."

„Ich schwöre es!"

„So darfst Du mir von jetzt an nichts verschweigen, bis ich Dich von Deinem Schwure entbinden werde."

Sie reichte ihm ihre Hand entgegen; er nahm dieselbe in die seinige, und es war ihm dabei als ob sein Herz von einem Strom durchdrungen werde, der aus der Seligkeit der Götter herabgeströmt sei. Er vergaß, diese Hand wieder freizugeben, und sie vergaß, sie wieder an sich zu ziehen. In jenen tropischen Ländern tritt jedes Naturereigniß mit großerer Schnelligkeit ein als bei uns, der Sturm kommt unvorhergesehen; das Wetter umzieht ohne alle Vorbereitung den Horizont, die Sonne durchbricht die finsteren Wolken ohne sich erst anzumelden; Tag und Nacht scheiden ohne Dämmerung, und auch die Gefühle des Menschen erodern sein Leben, denken und handeln ohne erst den kühlen berechnenden Verstand um die Erlaubniß zu befragen.

„Du sollst mich nie, niemals von diesem Schwure entbinden, Sahiba," flüsterte er mit erregter zitternder Stimme. „Ich will Dir dienen und gehorchen, bis Gott mein Leben von mir fordert. Aber es ist hier verboten mit Frauen zu verkehren."

„Ich bin die Begum, und ich darf gebieten. Die Gesetze werden von den Königen gemacht, und die Könige haben also auch das Recht, die Gesetze wieder aufzuheben oder zu verändern. Und wer soll es denn erfahren, das wir mit einander sprechen? Mein Bruder, der Rajah, nicht, und ein anderer noch viel weniger."

„Und wo können wir sprechen, ohne daß es Jemand erfährt?"

„Komm; ich werde Dir es zeigen!"

Sie hielten sich noch immer bei der Hand und erhoben sich. Sie führte ihn vorsichtig nach der Frauenabtheilung des Gartens und dem Kiosk, in welchem sie vorher ihren Bruder empfangen hatte.

„Verstehst Du den Laut nachzuahmen, welchen der Bülbül* ausstößt, wenn er träumt."

„Ich verstehe es."

„Versuche es."

Er legte die beiden Hände an den Mund und ahmte die abgerissenen Traumtöne der Nachtigall nach.

„Du kannst es," meinte sie. „Wenn Du mit mir sprechen willst, so komme hierher, ohne Dich von Jemanden erblicken zu lassen und rufe diese Laute aus. Es wird stets vom Einbruche des Abends an eine treue Sklavin auf Dich warten, bis ich selbst erscheine. Sie führt Dich in das Innere des Häuschens und wird Dich dort bis zu meiner Ankunft verbergen. Bin ich selbst da, so hörst Du von mir das Girren einer Turteltaube und kannst sogleich eintreten. Hörst Du aber dieses Zeichen nicht und komme ich auch nicht, so ist das ein Zeichen, daß mein Bruder bei mir ist. Dann mußt Du Dich verbergen bis er geht."

Diese Auseinandersetzung erfüllte ihn mit einem unnennbaren Glücke. Die Hölle hatte sich von ihrem Gesichte verschoben; er fühlte sich von der unbeschreiblichen Schönheit desselben bezaubert und hätte in diesem Augenblicke tausend Leben für dieses herrliche unvergleichliche Wesen lassen können.

„Ich werde kommen, Sahiba!" (Fortsetzung folgt.)

* Nachtigall.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 14.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

Das war alles, was er zu sagen vermochte.

„Und Du wirst mir nie etwas verheimlichen?"

„Nie."

„Nichts von Eurer Politik und Euren Kriegsgeschäften und auch nichts von — — — von — — —"

Sie stockte. Er sah, daß ihr Auge sich größer auf ihn richtete, und glaubte trotz des unzureichenden Sternenlichtes eine Röthe zu bemerken, welche ihre Wangen färbte. Er frug:

„Von was noch?"

„Von — von Dir selbst?"

„Auch nichts von mir selbst!" gelobte er.

Er hätte noch viel mehr, er hätte Alles versprechen können, was sie von ihm forderte.

„Ich glaube Dir. Jetzt gehe. Leilkum saalde!" *

Er ergriff nochmals ihr Händchen und zog es an seine Lippen. Sie fühlte das Beben seiner Hand und die Gluth seines Mundes, seines Athems.

„Sei treu nur meinem Bruder und mir; keinem Andern und auch — keiner Andern!"

Diese Worte flüsterte sie noch in bittendem Tone, dann wandte sie sich dem Kiosk zu.

Er begab sich nach dem Palaste und den Gemächern zurück, welche ihm angewiesen worden waren. Er befand sich wie in tiefem Traume, konnte aber doch keine Ruhe finden, bis endlich erst mit dem Anbruch des Tages der Schlaf sich über ihn neigte und die Gestalten verscheuchte, welche die geschäftige und gefällige Phantasie herbeigezaubert und mit den glühendsten Farben ausgestattet hatte, mit Farben, die nur der Süden kennt und die nur ein südliches Auge zu ertragen vermag.

Während er schlief herrschte auf dem weiten Hofe des Palastes ein reges nächtliches Leben. Man war beschäftigt, Bauten zu errichten, welche sich rings an der Mauer herumzogen und deren Beschaffenheit man bei dem unzulänglichen Fackellichte nur schwer zu erkennen vermochte. Erst als der Morgen graute und die Fackeln ausgelöscht wurden, erkannte man eine kreisrunde Arena, um welche breite Zuschauerräume errichtet waren.

Gerade über dem Hofeingange erhob sich eine Loge, welche allem Anscheine nach für den König von Augh bestimmt war. Ihr gegenüber, so daß man von dem Palaste aus Zutritt zu ihr nehmen konnte, war eine zweite zu erblicken, deren hölzernes Gitterwerk vermuthen ließ, daß sie die Damen des Maharajah aufnehmen werde. Dann war noch hüben und drüben zu beiden Seiten des Hofes je eine Loge angebracht, jedenfalls die eine für die Engländer und die andere für die Großen des Reiches Augh.

Seitwärts befand sich ein doppelter, aus starken Eisenholzbohlen gefertigter Käfig, dessen Seiten so mit Matten verhängt waren, daß man die Insassen desselben nicht wahrnehmen konnte. Es befand sich wohl der Panther nebst dem Bär aus dem Himalaya darin.

Maletti hatte nicht lange geschlafen. Jede große Seelenerregung läßt spät zur Ruhe kommen und weckt früh wieder auf. Da der Morgen noch nicht heiß war, beschloß er, zumal seine Zeit jetzt noch nicht von Geschäften in Anspruch genommen war, einen Spaziergang in die Umgebung der Stadt zu machen.

Er kannte bereits denjenigen Theil dieser Umgebung, welcher an den Fluß stieß, und wandte sich daher der andern Seite zu.

Nachdem er die Grenze der Stadt überschritten hatte, gelangte er zwischen ausgedehnten Reis-, Mania[illegible]- und Pisangpflanzungen in einen Palmenwald, welcher nach einiger Zeit in einen dichten Teakforst überging. Aus Scheu vor den wilden Thieren, denen er beinahe unbewaffnet gegenübergestanden wäre, war er eben zur Umkehr bereit, als es neben ihm in den Büschen raschelte. Er zog seinen Handjar, kam aber nicht zum Streiche, denn noch ehe er irgend ein menschliches Wesen erblickt hatte, sauste ihm ein Lederner Riemen um den Leib, zog ihm die Arme zusammen, und dann wurde er in fürchterlicher Eile durch die Büsche gerissen, so daß er die Besinnung verlor.

Als er erwachte, befand er sich auf einer engen Lichtung, welche rings von dichten baumhohen Farren umgeben war. Er lag noch immer gebunden am Boden, und um ihn herum hockten einige zwanzig wilde Gestalten, deren verwegenes Aussehen ihn nichts Gutes vermuthen ließ. Sie waren bis unter die Zähne bewaffnet, trugen lange, gekrümmte, absonderlich gestaltete Messer im Gürtel und lauschten auf die Worte eines Mannes, welcher auf einem Steine

* Gesegnete Nacht.

Digitized by Google

einen etwas erhöhten Standpunkt genommen hatte und in fürchterlicher Begeisterung zu den Andern redete.

Alphons schauderte. Das ganze Aeußere und besonders die Schlingen, welche sie trugen, belehrten ihn, daß er einer Bande jener berüchtigten Thugs in die Hände gefallen sei, bei denen der Mord zur Religion geworden ist, und welche dieser Religion mit der entsetzlichsten Energie huldigen.

Diese Thugs sind durch ganz Indien verbreitet, zu ihnen gehört nicht etwa der Auswurf der Bevölkerung, nein, sondern sie rekrutiren sich aus allen Kasten und Ständen, von dem verachteten Paria bis hinauf zum weiß gekleideten Priester und Brahmanen, oder gar dem Scepter tragenden Fürsten.

Der Thug ist der fürchterlichste Mensch, den es auf Erden gibt. Er überfällt Dich in der Einsamkeit des Waldes oder der Dschungel, er mordet Dich mitten in der Stadt, mitten in einer Versammlung, welche ihm ein Entkommen zur Unmöglichkeit macht. Du trittst aus dem Schiffe an das Land, und sein Dolch fährt Dir in das Herz; er begleitet Dich als treuer sorgsamer Diener Jahre lang durch Indien, und in der letzten Nacht vor Deiner Abreise stößt er Dir das Messer in die Kehle. Vor ihm ist keiner sicher, weder der In- noch der Ausländer, obgleich er es allerdings zumeist auf den Letzteren abgesehen hat. Keiner der zu dieser furchtbaren Sekte Gehörigen verräth den Andern; selbst die größte Marter vermag nicht, ihm ein einziges Wörtchen oder auch nur die kleinste Mittheilung über seine infamen höllischen Satzungen zu entlocken, und nur so ist gewiß, daß es in diesem weit verbreiteten Henkerbunde verschiedene Grade und Stufen gibt, welche von den Angehörigen nach und nach erstiegen werden. Die Angehörigen des einen Grades morden nur mit der Schlinge, die Andern mit Gift, die Dritten mit dem Ersäufen, die Vierten mit dem Verbrennen, die Fünften mit der Keule und die Uebrigen mit andern Instrumenten oder Todesarten.

Der fürchterlichste Angehörige der Thugs aber ist der Phansegar, dessen Mordwaffe in einem haarscharfen, sichelförmig gebogenen Messer besteht, welches so giftig schneidend und dabei so schwer ist, daß es nur einer geringen Bewegung der geübten Hand bedarf, um ein Menschenhaupt in einem einzigen Augenblicke vom Rumpfe zu trennen. Einem solchen Phansegar entgeht sicher kein Opfer, welches er sich einmal ausgelesen hat, und so kann man sich den tödlichen Schreck Maletti's denken, als er an den furchtbaren Messern erkannte, in welche Hände er gefallen war.

Der Sprecher war ein alter, vielleicht bereits siebenzigjähriger Mann, dessen Gesticulationen bei seiner Rede aber trotz dieses Alters von einer solchen Energie und Wildheit waren, daß sein kaftanartiges Gewand seinen hagern braunen Körper immer wie eine vom Winde gepeitschte Wolke umflatterte.

Maletti vernahm ganz deutlich jedes Wort, welches er sprach. Dieser Mensch hatte sicher nicht die mindeste Bildung genossen, aber seine Improvisation, durch welche er die Gefährten zu begeistern versuchte, zeigten eine Art diabolischer Poesie, welche ebenso staunenswerth wie beängstigend war.

Nach einem ihm laut zugebrüllten Beifallssturme begann er die Fortsetzung seiner Rede, welche zu deutsch ungefähr gelautet hatte:

„Da draußen, in dem finstern, wirren
Gebüschungel, wo der Panther schleicht,
Der Schlangen gift'ge Zungen schwirren,
Der Guacrong nach Beute streicht,
Liegt Bhowannie*, die Allmachtsreiche,
Versunken unterm Wunderbaum;
Ihr Angesicht, das nächtlich bleiche,
Umspielt des Glückes goldner Traum.
Sie träumt von Lambadams Gefilden,
Wo einst ihr heil'ger Tempel stand,
Eh' noch ihr Volk den ungestillten
Geheimen Wandertrieb gekannt.
Wo sie beim Schein der Hekatomben
Ihr großes Reich sich aufgebaut,
Bis auf verfall'ne Katakomben
Ihr letztgebornes Kind geschaut,
Da sind die Säulen eingefallen,
An denen sich die Woche brach,
Verfunken die geweihten Hallen
In denen sie zum Volke sprach.
Als sie zum letzten Mal die Stimme
Erhob am blutgetränkten Thron,
Warf sie im ungezähmten Grimme
Der Knechtschaft Fluch auf ihren Sohn — —"

* Bhowannie ist die Göttin der Nacht und des Todes.

Mehr bekam Maletti jetzt nicht zu hören. Der ihm zunächst sitzende Indier hatte bemerkt, daß ihm das Bewußtsein zurückgekehrt sei, und band ihm ein altes zerfetztes Tuch um die Ohren, so daß das Blut in denselben zu summen begann und ein Hören zur Unmöglichkeit wurde.

Doch konnte der Gefangene genug sehen, um mit der größten Sorge für sein Leben erfüllt zu werden, denn es wurden während der Fortdauer der Rede die Messer auf ihn gezückt, und eine Menge der scheußlichsten Geberden sagten ihm diejenigen Glieder seines Leibes, welche man der Reihe nach abschneiden werde.

Da gab das alte Tuch nach, und es wurde ihm möglich, den Schluß der Rede zu verstehen:

„Nahm sie im Westen scheinbar nieder
Am Abend ihren Tageslauf,
So steigt sie doch im Osten wieder
Am Morgen steggerkönt heraus.
Im Westen ist Dein Volk gefunken,
Fern von der Lambadama Höhn,
Im Osten wird es begeistrunken
Aus seiner Asche auferstehen.
Dann muß die Nacht zum Tage werden,
Die Finsternis zum Sonnenschein,
Und der Phansegar wird auf Erden
Ein Herrscher aller Herren sein!"

Der Sprecher sprang von dem Steine herab. Seine Augen waren mit Blut unterlaufen, und während er sich in rasender Eile auf einem Fuße im Kreise drehte, erhoben sich die Andern, machten ihm die gleiche Bewegung nach und schwangen dabei ihre Messer, bis sie vor Ermüdung zu Boden stürzten.

Dann folgte eine Pause des Verschnaufens, nach welcher der Sprecher, der jedenfalls der Anführer der Bande war, zu dem Gefangenen trat und ihm die Binde von den Ohren nahm.

„Du bist ein Fremder!"

„Ja," antwortete Alphons.

„Aus welchem Lande?"

„Aus Frankistan."

„Nein, Du lügst. Du bist mit den Inglis gekommen?"

„Ja."

„So bist Du also aus Inglistan!"

„Nein. Ich bin aus Frankistan, obgleich ich mit den Inglis gekommen bin."

„Aber Du hast zu den Inglis gehört."

„Ja. Aber ich gehöre jetzt nicht mehr zu ihnen."

„Du lügest wieder! Du trägst ja ihre Kleidung und Uniform."

„Ich bin erst gestern Abend in den Dienst des Maharajah von Augh getreten und hatte keine Zeit, mir bereits jetzt andere Kleidung zu verschaffen."

„Du lügst wieder. Der Maharajah von Augh nimmt keinen Ingli in seinen Dienst. Du mußt sterben!"

„So tödte mich! aber schnell!"

Der Andere ließ ein haarsträubendes Lachen hören.

„Schnell? Ein schneller Tod ist die herrlichste Gabe, welche Bhowannie ihren Söhnen spendet. Wie kann ein Ingli nach dieser Gabe verlangen? Meine Schüler hier werden sich an Deinem Körper üben."

Er wandte sich im Kreise herum.

„Tretet näher! Ein Jeder nehme sich seinen Theil. Erst die Zunge, dann die Nase, dann die Lippen, nachher die Ohren, das eine Auge, die rechte Hand, das andere Auge, die linke Hand, die beiden Waden, die Muskeln am Arme — —"

Während er jeden einzelnen dieser Körpertheile her nannte, deutete er mit dem Zeigefinger auf denjenigen Phansegar, welcher den betreffenden Schnitt ausführen sollte. Dann fuhr er, als jedes Glied und jede Muskel erwähnt worden war, fort:

„Aber, daß mir Keiner eine große Ader verletzt! Dieser Ingli muß leben, bis ich Euch mein Meisterstück an ihm zeige: Ich werde ihm die Brust öffnen, und er soll sein eigenes Herz pulsiren sehen, ehe er stirbt."

Dem Gefangenen schwanden vor Entsetzen beinahe die Sinne. Er hatte dem Löwen und dem Tiger gegenüber nicht die mindeste Furcht gezeigt, hier aber war es etwas anderes. Es wirbelte ihm vor den Augen, es brandete ihm vor den Ohren, er machte eine Bewegung, um sich mit Gewalt von seinen Banden zu befreien — es half nichts.

„Sei still, Fremdling!" grinste der Anführer. „Ihr seid aus Inglistan gekommen, um von unserem Vaterlande ein Stück nach dem andern abzuschneiden. Wir werden Vergeltung üben. Jetzt bist Du das Land Indien, von welchem wir mit unsern Messern

Digitized by Google

eine Provinz nach der andern abtrennen, und Du wirst nichts Anderes fühlen und leiden, als was Indien gefühlt und gelitten hat. Beginne, mein Sohn!"

Der Phansegar, an welchen diese Worte gerichtet waren, zog sein Messer aus dem Schwal, welcher seine Hüften umwand.

„Hilfe!" rief Alphons mit aller Kraft seiner Stimme.

„Still!" gebot der Mörder, auf seinen Leib niederkniend. „Es kann Dir Niemand helfen, denn wir sind allein. Und selbst wenn Hunderte in der Nähe wären, sie würden es nicht wagen und zu stören. Gib mir Deine Zunge freiwillig heraus, sonst muß ich Dir den Mund mit dem Messer aufreißen!"

Es war keine Hoffnung mehr. Alphons schloß die Augen. Ein einziges Wort nur wollte er noch sprechen; es drängte sich wie das inbrünstige Gebet eines Sterbenden über seine Lippen:

„Rabbadah — — —!"

Der Phansegar hatte bereits das Messer dem Munde des Opfers genähert, fühlte aber in diesem Augenblicke seinen Arm zurückgehalten.

„Halt!" gebot der Anführer.

„Warum?" frug ganz erstaunt der Andere.

An diesem Erstaunen war wohl zu erkennen, daß der Anführer noch niemals einen solchen Befehl gegeben hatte.

„Frage nicht!"

Nach dieser Abweisung wandte er sich zu den Andern:

„Tretet zurück, bis ich mit diesem Jngli gesprochen habe."

Sie gehorchten augenblicklich seinem Gebote. Maletti fühlte sein Herz mit ängstlicher Hoffnung belebt.

„Wie ist Dein Name?" frug der Phansegar.

„Alphons Maletti."

„Du bist wirklich aus Frankistan?"

„Ja."

„Du mußt trotzdem sterben, wenn ich mich irre. Du sagtest jetzt ein Wort. Warum dieses?"

„Rabbadah?" frug der Gefangene.

„Ja. Warum?"

„Das kann ich Dir nicht sagen."

Der Phansegar bohrte seine Augen tief in diejenigen seines Opfers.

„Du kannst es nicht sagen? Und wenn Du wegen dieser Schweigsamkeit sterben mußt?"

„Auch dann nicht!"

„Du bist fest und muthig. Doch ich weiß, warum Du es nicht sagen willst. Wo warst Du gestern um Mitternacht?"

„Beim Rajah."

„Wo?"

„Jm Garten."

„Und dann?"

„Jn meiner Wohnung."

„Du lügst! Du warst noch an einem andern Orte."

Alphons erstaunte.

„Wo soll ich noch gewesen sein?" frug er.

„Wo der Bülbül seufzt und die Turteltaube girrt."

Jetzt erschrak Maletti nicht um seinet-, sondern um Rabbadahs willen. Dieser Mensch hatte sich im Garten befunden und gelauscht.

„Wie meinst Du dies?" frug er mit verhehlter Verwunderung.

„Fürchte nichts! Jch konnte Dein Angesicht nicht sehen und habe Dich heut also nicht erkannt. Aber als Du den Namen der Begum nanntest, ahnte ich, daß Du es seist. Du sollst dem Rajah Kanonen geben, um die Jnglis zu vertreiben?"

„Ja."

„Und Du wirst ihm und der Begum treu dienen?"

„Ja."

„So bist Du frei. Aber Eins mußt Du mir bei Deinen Göttern schwören."

„Was?"

„Daß Du weder dem Rajah und der Begum, noch einem andern Menschen erzählen willst, daß der Phansegar im Garten lauscht, um seinen König zu beschützen."

„Vielleicht beschwöre ich es, wenn Du mir sagst, warum Du, der Mörder, den König und seine Schwester beschützen willst."

„Jch werde Dir es sagen, denn ich habe gestern Abend vernommen, daß Du schweigen kannst."

„Wo hast Du dies vernommen?"

„Am Kiosk der Begum, in welchem der Rajah mit ihr sprach. Jch hörte da, daß Du ihm das Leben gerettet und ihn mit Deinem Schweigen beschützt und behütet hast. Jch bin unter die Phansegars gegangen, weil Tamu, der Minister, mir Alles nahm, was ich besaß. Jch ging zum Könige, dem Vater des jetzigen Rajah, und wurde nicht nur abgewiesen, sondern gepeitscht und in das Gefängniß geworfen, wo ich gestorben wäre, wenn ich nicht zu entkommen vermocht hätte. Der König starb, und am Tage, als der jetzige Rajah König wurde, gab er meinem Sohn Alles wieder, was man mir genommen hatte. Darum beschütze ich ihn, die Begum und Dich, denn Ihr werdet nie etwas thun, was dem Volke Schmerzen macht. Tamu aber muß sterben, muß sterben den langsamen Tod, den Du vorhin sterben solltest."

„Er ist nicht mehr Minister."

„Jch weiß es. Ich hörte es, denn ich lag hinter Euch auf der Erde, als der Rajah mit Dir sprach."

„Du hast gehört, was gesprochen wurde?"

„Ja. Jch und noch eine andere Person."

„Wer?"

„Die Begum."

„Die Begum hat uns auch belauscht?" frug Alphons überrascht.

„Ja. Sie sah neben mir, aber sie hat mich nicht gesehen."

„Und dann — — warst Du noch da, als ich zurückkehrte?"

„Jch war da und habe jedes Wort vernommen. Doch fürchte Dich nicht. Jch werde Dich nicht verrathen, sondern Dich beschützen."

„Was thatest Du eigentlich in dem Garten?"

„Die Jnglis sind hier, und ich bin der Freund des Rajah. Soll ich Dir einen bessern Grund sagen?"

„Nein. Jch vertraue Dir."

„So schwöre, daß auch Du nicht von mir erzählen willst!"

„Jch schwöre es."

„Bei allen Deinen Göttern?"

„Jch habe nur einen einzigen."

„So bist Du ein sehr armer Mann. Bei ihm also schwörst Du es?"

„Bei ihm!"

„So bist Du frei. Du hast schon von den Thugs gehört!"

„Ja."

„Und fürchtetest sie?"

„Allerdings."

„Sie sind nur ihren Feinden furchtbar, furchtbarer noch als die wilden Thiere der Dschungel; ihren Freunden aber sind sie wie die Sonne der Erde und wie der Thau den Gräse. Hier, nimm diesen Zahn, trage ihn auf der Brust und zeige ihn vor, wenn Du wieder einmal in die Hände der Bruder fallen solltest. Du wirst wie ein Freund entlassen werden."

Maletti betrachtete das werthvolle Geschenk. Es war der Zahn eines jungen Krokodils. Er hing an einer einfachen Schnur, und seine Spitze war auf eine ganz eigenthümliche Weise angeschliffen, welche jedenfalls dazu bestimmt war, als Erkennungszeichen zu dienen.

„Ich danke Dir! Wirst Du öfters in dem Garten des Rajah sein?"

„Jch weiß es nicht. Warum?"

„Jch könnte Dich vielleicht einmal sprechen wollen."

„So gehe von der Stadt aus gerade nach Ost bis an den großen Wald, den Du in sechs Stunden erreichen kannst. Es ist der Wald von Kolnah. Grabe in der Mitte desselben befindet sich die Ruine eines Tempels. Nimm einen spitzen Stein oder Messer und zeichne auf die Mitte der untersten Tempelstufe einen Krokodilszahn, so werde ich kommen."

„Wohnest Du dort?"

„Jch wohne sehr oft dort. Jetzt weißt Du viel. Du bist mein Bruder geworden. Schweigest Du, so werde ich Dich beschützen; sprichst Du aber, so mußt Du sterben."

„Jch werde schweigen!"

„Jch glaube Dir. Komm. Jch werde Dich zur Stadt geleiten."

Sie durchschritten den Palmenwald und die Felder. An der Grenze der letzteren blieb der Phansegar stehen.

„Hat Dein Vaterland auch Sterne?" frug er.

„Es hat welche."

„Sind sie so schön und hell wie die unsrigen?"

„Nein."

„So kehre nie zurück, und erlabe Dich vielmehr an den Wundernächten dieses Landes. Hat Dein Land auch Frauen?"

„Ja."

„Sind sie so schön wie die unsrigen?"

„Ja."

„Auch so schön wie die Begum?"

„Nein."

„So kehre nicht zurück in die Ferne, sondern bleibe hier, um den Stern, welcher Dir in der letzten Nacht aufgegangen ist, festzuhalten, damit er Dir nie wieder untergeht!"

Digitized by Google

Mit diesen Worten gab er ihm die Hand und verschwand zwischen den Feldern.

Alphons Malettt athmete tief auf, nicht allein wegen der Wendung, welche der Abschied von diesem Manne genommen hatte, sondern vor allen Dingen wegen der so unerwarteten und sonderbaren Rettung aus der fürchterlichsten Todesgefahr, welche nur jemals einem Menschenkinde drohen kann.

Er stand da, als sei er soeben aus einem wüsten Traume erwacht; aber er hatte ja die Ueberzeugung, daß es kein Traum, sondern Wirklichkeit gewesen war. Und wem hatte er sein Leben zu verdanken? Jedenfalls dem Phantasgar, eigentlich aber doch der Begum, denn nur der Name der Prinzessin hatte die Hand des Mörders von ihm zurückgehalten.

Er kam sich wie ein Neugeborener vor, als er durch die Stadt schritt, um das Schloß zu erreichen. Dort angekommen, vernahm er, daß der Najah bereits nach ihm geschickt habe. Er begab sich sofort zu ihm und wurde im ersten Augenblicke mit herzlicher Freundlichkeit, dann aber mit lebhaftem Erstaunen empfangen.

„Du warst fort, als ich Dich rufen ließ?"

„Ja, Sahib. Ich war vor die Stadt gegangen."

„Du dachtest nicht, daß ich Dich rufen würde?"

„Doch! Aber ich dachte nicht, daß ich so spät zurückkehren würde."

„Du hast ein Abenteuer erlebt?"

„Wyher vermuthest Du dies, Sahib?"

„Deine Kleider sind zerrissen."

Erst jetzt gewahrte Malettt, daß sein Anzug allerdings beträchtlich gelitten hatte. Das gewaltsame Zerren durch das harte Buschwerk trug die Schuld daran.

„Ja. Ich hatte ein Abenteuer."

„Welches?"

„Ich darf es nicht erzählen."

„Auch mir nicht?"

„Hm! Mißtrauest Du mir wenn ich schweige, Sahib?"

„Nein. Aber sage mir, ob Du vielleicht Dein Wort gegeben hast zu schweigen?"

„Ja."

„So werde ich Dich nicht weiter fragen. Ich sehe, daß man Dich angefallen hat, vielleicht weil man Dich für einen Engländer hielt. Ich kann leider die Schuldigen nicht bestrafen, weil Du sie mir nicht nennen willst."

(Fortsetzung folgt.)

Aus fernen Jugendtagen.

Erzählung nach dem Leben
von
E. von Wald.

(Fortsetzung.)

Ich weiß Alles, Lony," sagte Ulrike weich, — „ich weiß auch wessen Bild ihm damals aus Deinem Herzen drängte, bist Du mir gram, daß er mich nun wählte?"

„Nein, nein, tausendmal nein," rief ich leidenschaftlich, „o mache ihn nur glücklich!"

Ich zog sie an mich, ich deckte sie mit meinen Küssen, wie Schlacken fielen von meiner Seele, jetzt fühlte ich, jetzt brachs sich Bahn in meinem Herzen, jetzt wußte ich, wie uneigennützig ich ihn liebte.

Besser, verwandelt, mir selbst wieder gegeben, schloß ich an diesem Abend meine Augen, so keusch, so rein war lange kein Gebet von meinen Lippen zum Himmelszelte aufgestiegen.

Ich liebte ihn, o jetzt erst wußt' ichs, doch keine Spur von Mißgunst, von Eifersucht für die, die ihn besaß, regte sich in meiner Seele; nein, nein, das Eine nur hoffte ich, das Eine, sie sollte ihn beglücken!

XIV.

Sie hat den ganzen Tag getobt,
Als wie in Zorn und Pein,
Nun glättet sich und bettet sich
Die See und schlummert ein!

Mein Herz, es glättet sich, es bettet sich, und schlummert ruhig ein! Ach es hatte ausgekämpft, die Ruhe kam über mich, wohlthuend, lofend umfing sie mich, das Ringen, das Zittern und das Zagen lag hinter mir.

Wolf war moralisch todt für mich, Madelaine mir fremd, gleichgiltig, als hätte ich sie nie gesehen; Melanie ruhte unter dem grünen Rasenhügel aus von allen Kämpfen ihres leidenschaftlichen Herzens, und Johannes, mein guter Johannes, er war ja glücklich im Besitz Ulrikens, ich freute mich mit Beiden ihres Glücks, ich gönnte es ihnen so recht aus vollem Herzen, ich hatte ja gefunden was ich suchte, ein stilles Heim, wo ich mir selbst und meinen Gedanken leben, wo ich träumen und vergessen konnte.

Ich war die Tochter dieses Hauses, ich suchte mich dieses Vorzuges würdig zu zeigen.

Frau Feldner pflegte, ihr Gatte verwöhnte mich. „Ja, ja," meinte er, „heute blühen die Rosen auf den Wangen doch ganz anders als vor einem Jahre, als Sie zu uns kamen, mein liebes Fräulein, nun es ist auch um und in Ihnen ruhiger geworden, nicht wahr?"

Ich nickte ihm dankbar zu, ja alle Stürme hatten sich gelegt, und träufelte eine kleine Prise zuweilen meinem Herzens Oberstache, so ward im nächsten Augenblicke doch wieder spiegelglatt.

„Bald hätte ichs vergessen, Fräulein Lony, ich war in E., zufällig traf ich bei Tisch im Gasthof den Grafen Eldner, wissen Sie, der Herr, der Sie damals hierher fuhr —"

„O ja, ich entsinne mich!" gab ich zurück.

„Er hat mir viele Grüße aufgetragen und erkundigte sich angelegentlich nach Ihnen!"

„So? Und was sagten Sie?"

„Nun, ich habe wohl nicht gelogen, ich habe ihm berichtet, daß sich mein Pflegetöchterchen bei mir recht wohl befindet!"

„Sie haben recht gesprochen!" sagte ich dankbar. Graf Eldner, ich hatte kaum an ihn wieder gedacht, ich mußte mir sein Bild erst ins Gedächtnis zurückrufen, an jenem Tage in Freudenthal, ich kann wohl sagen, dem schrecklichsten meines Lebens, hatte ich ihn kennen gelernt, am nächsten leistete er mir Ritterdienste, ja, es war ein ernster feinfühlender Mann mit blassen interessanten Zügen, das wußte ich noch, und, hatte ich denn damals nur recht gehört? Hatte ich ihn in der Erregung, in der ich mich befand, denn recht verstanden? Vorbei, vorüber, abgeschlossen, kein Ton aus jenen Schreckenstagen sollte in dieses Asyl mehr dringen, kein alle, alle, und wären es die reinsten, endeten doch mit einer Dissonanz.

Wir saßen nach dem Abendessen wie gewöhnlich im Zimmer des Herrn Feldner, seine Arbeiten waren beendet, und waren sie es noch nicht, so schaffte er sich gewaltsam einige freie Stunden, um sich seiner Familie, zu der er ich jetzt auch hinzuzugählt wurde, zu widmen.

„Hm, hm," meinte er, „in Freudenthal da wirds immer schlimmer, diese Per . . — er verschluckte die letzte Silbe — „diese Baronin treibt einen Luxus, der unerhört ist, sie übertrifft dabei noch ihren Gatten, der doch wahrhaftig im Geldausgeben schon ein Meister ist!"

„Daß sie doch in Freudenthal ihren Herzenssabbath allein austanzen," meinte Frau Feldner, die mir anmerkte und nachfühlte, wie peinlich mir jedes Erwähnen der dortigen Verhältnisse sein mußte.

„Ich erzähle diese Sachen nicht, um Euch zu unterhalten, dann könnte ich erbaulichere Themate finden, nein, weil sie Fräulein Lony doch indirekt sehr nahe angehen, denn leider, o was habe ich dagegen, aber wie der Augenschein lehrt, vergeblich angekämpft. Hat Frau von Freiseck die feine Disposition und die Verwaltung des Gutes, anher über die zwanzigtausend Thaler von Ihnen, Fräulein Lony, wenn es so fortgeht, dann kommen Sie als einstige Erbin dabei um Haus und Hof!"

Ich lehnte mich zurück in den Lehnstuhl und schloß einen Augenblick die Augen, war es denn nicht möglich, die Wogen der Außenwelt abzuhalten, konnte denn mein Lebensschifflein nicht sanft und ruhig durch das Meer des Lebens gleiten, muß es denn gewaltsam auf und nieder tanzen, war es denn stets den Unbillen der bösen Menschen ausgesetzt!

„Ich habe Gewissenlosigkeit und Schlechtigkeit genug erfahren, Herr Feldner," antwortete ich endlich, „lassen Sie die Beiden treiben, wie es ihnen ihr Gewissen gestattet, ich habe genügend zum Leben, mehr brauche ich nicht, das Gut können sie ja schließlich doch nicht veräußern!"

„Nicht? Warum sollte es nicht möglich sein? Natürlich können sie es, es liegt kein Grund vor, der dagegen spricht!"

Meine Unkenntniß der Gesetze war groß, was versteht ein junges Mädchen wohl von Rechtsgrundsätzen?

„Ich glaubte es sei unveräußerbar?" gab ich erschreckt zurück.

„O nein, das ist ja eben das Schlimme bei der Sache, die Beiden haben es vollständig in der Hand, Sie um Ihr ganzes Erbtheil zu bringen. Ihr guter Vater, der allen Menschen nur das Beste zutraute, der jeden Andern nur nach sich selbst beurtheilte und der auf die Ehrenhaftigkeit seiner Gattin wie auf Felsen baute,

Digitized by Google

Illuſtrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 15.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preiſe von 95 ₰.

Die Juweleninſel.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortſetzung.)

Verzeihe ihnen, Sahib, ſo wie ich ihnen verziehen habe. Unſer Glaube ſagt, daß man feurige Kohlen auf das Haupt des Feindes ſammele, wenn man ihm vergibt.“

„So ſagt Dein Glaube etwas ſehr Gutes. Befolge ihn, wenn es Deine Ehre zuläßt. Jetzt aber komme mit mir. Die Verhandlung mit den Engländern wird beginnen, und ich muß Dir zuvor Kleider geben, die Du in Zukunft tragen ſollſt.“

Nach einer Viertelſtunde ſaß Maletti mit dem Rajah in einem Zimmer, welches in ſeiner Mitte mit einem Teppiche belegt und an den Wänden mit Divans verſehen war. Sonſt aber befand ſich nicht das geringſte Möbel oder Geräth in dem Raume, wenn man nicht einigen thönernen Kühlgefäſſen dieſen Namen geben wollte.

Dieſe poröſen und aus Thon gebrannten Töpfe werden mit Waſſer gefüllt, welches durch die Poren ſehr leicht und ſchnell verdunſtet und in Folge deſſen eine angenehme Kühle in dem Zimmer verbreitet. Damit nun dieſe Kühlung nicht nur einem Raume zu Gute komme, ſind oft die Zwiſchenwände zweier Zimmer durchbrochen, ſo daß Niſchen entſtehen, in denen dieſe Gefäſſe aufgeſtellt werden.

Adolf Wildbrandt.

Auch das Zimmer, in welchem ſich der Rajah mit ſeinem neuen Miniſter befand, hatte zwei ſolche Niſchen, und durch dieſe Oeffnungen hindurch konnte man jedes Wort hören, welches im Nebenzimmer geſprochen wurde. Dort ſaß Lord Hatfley und der Rittmeiſter Mericourt, um mit dem Bevollmächtigten des Rajah zu verhandeln. Der ſtolze Engländer hatte ſich alſo doch herbeigelaſſen zu erſcheinen, ſah aber dieſes Opfer nicht von Erfolg gekrönt, denn die Zugeſtändniſſe, welche ihm gemacht wurden, geſchahen nur unter derjenigen Bedingung, welche Mahpur Sing geſtern mit Maletti beſprochen hatte.

Der Lord war natürlich innerlich entſchloſſen, keinesfalls auf dieſe Bedingung einzugehen, hielt aber mit dieſer Meinung zurück und gab vor, ſich die Sache erſt noch reiflich überlegen zu müſſen. Er erhob ſich und ertheilte dem Rittmeiſter mit der Hand ein Zeichen, zu ſprechen.

Dieſer erhob ſich ebenſo und meinte, wie ſo nebenbei im Gehen:

Digitized by Google

„Ah, da muß ich noch eine Frage aussprechen, die ich beinahe vergessen hätte!“

„Welche?“

„Wo wohnt der Lieutenant Alphons Maletti?“

Der Bevollmächtigte des Rajah war von diesem bereits instruirt worden.

„Bei meinem Herrn,“ antwortete er. „Ihr wißt dies ja.“

„Wir wissen es,“ meinte der Rittmeister. „Aber der Lieutenant ist mein Untergebener, und ich wünsche, daß er bei mir wohne.“

„Hat seine Lordschaft nicht die Erlaubniß ertheilt, daß der Lieutenant bei meinem Herrn, dem Rajah sein könne?“

„Er hat sie ertheilt, doch er sieht sich veranlaßt sie wieder zurückzuziehen.“

„Das würde meinen Herrn, der den Lieutenant außerordentlich liebt und achtet, kränken. Will seine Lordschaft meinen Herrn, den Maharajah Mahpur Sing von Augh beleidigen?“

„Er hat diese Absicht nicht.“

„Aber es würde eine Beleidigung sein, wenn der Lieutenant zurückgefordert würde.“

„Der Maharajah wird mit dem Lieutenant gesprochen haben, was er mit ihm zu reden hat, und so kann er ihn also entlassen, ohne sich beleidigt zu fühlen.“

„Der Maharajah hat nicht allein mit ihm sprechen, sondern ihn bei sich haben wollen als einen Freund, dem er Gastfreundschaft erweisen will.“

„Aber der Lieutenant ist dieser Gastfreundschaft nicht würdig.“

„Warum?“

„Er ist ein Verräther.“

„Gegen wen?“

„Gegen seine Vorgesetzten.“

„Auch gegen den Rajah?“

„Auch gegen ihn.“

„Wenn er Euch verrathen hat, so geht dies den Rajah ja gar nichts an, und wenn er den Rajah verräth, so bitte ich Dich, es zu beweisen!“

„Das habe ich nicht nothwendig!“

„Das hast Du sehr nothwendig! Du bist ein Mann, und was ein Mann sagt, das muß er auch beweisen können. Erlaube mir, Deine Worte dem Lieutenant zu sagen!“

„Ich erlaube Dir es nicht!“

„Aber meinem Herrn darf ich sie sagen?“

„Ja. Er wird mich dann den Lieutenant sofort senden.“

„Nein, das wird er nicht thun.“

„Was sonst?“

„Er wird Dich durch mich fragen lassen, inwiefern der Lieutenant ihn verrathen hat, und wenn Du ihm keine Antwort gibst, so wird er Dich für einen Verleumder, den Lieutenant aber für einen braven Mann halten, der stets die Wahrheit sagt. Thue, was Du willst.“

„Ich verlange, daß mir der Lieutenant ausgeliefert wird.“

„Du sagst, daß Du sein Vorgesetzter bist?“

„Ja.“

„Er trägt eine andere Uniform wie Du. Du bist Rittmeister?“

„Ja.“

„Ist er Lieutenant in Deiner Schwadron?“

„Nein.“

„So bist Du ja auch nicht sein Vorgesetzter. Er ist Artillerist, während Du ja Kavallerist bist?“

„Ich bin Rittmeister und er ist Lieutenant; er steht unter mir und ich bin also sein Vorgesetzter.“

„Du hast einen höhern Rang, und er muß Dir also das Honneur erweisen, aber zu befehlen hast Du ihm nichts. Ist es nicht so?“

„Es ist nicht so. Seine Lordschaft hier beehligen die Division, bei welcher der Lieutenant steht. Haben seine Lordschaft ihm dann zu befehlen?“

„Ja.“

„Nun wohlan! Seine Lordschaft befehlen, daß der Lieutenant ausgeliefert werde.“

„Ah, das ist nicht klar. Bisher hast nur Du befohlen; seine Lordschaft aber haben noch kein Wort gesagt.“

„Sie befehlen durch mich.“

„Davon weiß ich nichts. Ich muß erst die Vollmacht seiner Lordschaft sehen und hören.“

Jetzt beliebte es endlich dem Lord ein Wort zu sprechen:

„Ich befehle es!“

„Was?“

„Den Lieutenant auszuliefern!“

„Ausliefern könnte doch wohl nur der Maharajah; also wollen Eure Lordschaft meinem Herrn, dem Könige von Augh einen Befehl ertheilen?“

Hastley befand sich bei dieser Wendung in einiger Verlegenheit.

„Nein!“ antwortete er mit Nachdruck.

Der Rittmeister ergriff wieder das Wort:

„Seine Lordschaft befehlen dem Lieutenant zu mir zu kommen!“

„Ist dies so?“ frug der Bevollmächtigte.

„Yes!“ antwortete der Lord.

„Dagegen hat mein Herr nicht das mindeste. Seine Lordschaft mögen dem Lieutenant diesen Befehl ertheilen.“

„Das ist nicht so. Seine Lordschaft ertheilen diesen Befehl hiermit?“

„Yes, hiermit!“ bekräftigte Hastley.

„Hiermit? Meinen Seine Lordschaft vielleicht, daß ich ein Dienerr von Euch bin, der diesen Befehl zu überbringen habe? Erst befehlt Ihr dem Maharajah, und jetzt befehlt Ihr mir!“

„Wir befehlen wem wir wollen!“ meinte der Rittmeister.

„Nicht wahr, Exzellenz?“

„Yes!“

„So seht einmal zu, wie Eure Befehle erfüllt werden!“

„Sie müssen erfüllt werden. Nicht wahr, Exzellenz?“

„Yes!“

Mit diesem Kraftworte schritt der Lord dem Ausgange zu, und der Rittmeister folgte ihm in der Ueberzeugung, der Würde und Größe Altenglands nicht das mindeste vergeben zu haben.

Kurz nach dieser eigenthümlichen Konferenz wurden die Hofthore des Palastes geöffnet, und die männlichen Bewohner strömten herein, um dem Schauspiele des Thierkampfes beizuwohnen. Die unteren Plätze waren sehr bald gefüllt, länger jedoch dauerte es, ehe die andern besetzt wurden.

Da endlich traten die höheren Beamten von Augh aus dem Palaste und schritten nach der einen Seitentribüne. Zu gleicher Zeit erschienen die Offiziere der englischen Gesandtschaft und nahmen in der gegenüberliegenden Platz. Jetzt konnte man auch trotz der Gitter erkennen, daß sich die Frauenloge belebte, und nur wenige Augenblicke später kam der Maharajah aus dem Palaste, um sich in die feinige zu begeben.

Ein Jubelruf seiner anwesenden Unterthanen begrüßte ihn. Er dankte durch ein freundliches Nicken seines Kopfes, ging über die Arena und stieg die Logentreppe empor. Fast noch mehr als auf ihm, ruhten Aller Augen auf dem Manne, der an seiner Linken schritt. Er bildete die einzige Begleitung des Königs, trug die leichsame Tracht der Krieger von Augh und — mit dieser gar nicht harmonirend, einen englischen Stoßdegen an seiner Linken. Es war der Lieutenant Alphons Maletti, welchem die noch nie dagewesene Ehre zu Theil wurde, sich ganz allein an der Seite des Maharajah zu befinden.

„Alle Teufel,“ meinte der Rittmeister, welcher neben dem Lord saß, zu diesem letzteren. „Ist das nicht der Maletti?“

„Yes!“

„In Augh'scher Uniform?“

„Yes!“

„Also Ueberläufer?“

„Yes!“

Lieutenant Harry wagte eine Bemerkung.

„Belieben der Herr Rittmeister zu sehen, daß er seinen Degen trägt! Kann da von Desertion die Rede sein?“

Der Rittmeister nickte nachdenklich.

„Ein ebenso außerordentlicher wie zweifelhafter Fall! Nicht wahr, Exzellenz?“

„Yes!“

„Und ganz allein mit dem Rajah! Es ist das eine ganz sicher noch niemals dagewesene Auszeichnung!“

„Yes!“

„Er wird sich darüber zu verantworten haben.“

„Yes!“

„Ich meine, daß es uns zusteht, ihn gleich jetzt von seinem Sitze — Ah!“

Er unterbrach seine Rede mit diesem Ausrufe, dem alle Andern beistimmten. Von einigen auf dem Käfige sitzenden Eingeborenen waren nämlich die Matten von der einen Thür entfernt und diese letztere geöffnet worden. Mit einem einzigen Satze sprang ein riesiger schwarzer Panther bis auf die Mitte der Arena, sah sich im Kreise um, stieß ein zorniges Brüllen aus und legte sich dann in den Sand nieder.

„Ein prächtiges Thier, Exzellenz! Nicht?“

„Yes!“

„Ich glaube kaum, daß ihm ein Himalayabär Stand halten

Digitized by Google

wird. Dazu gehörte schon mehr ein grauer Bär, ein Grizzly aus den amerikanischen Felsengebirgen. Nicht wahr, Exzellenz?"

„Ha!"

Jetzt wurden die Matten von der zweiten Thür befestigt. Sie öffnete sich, und man erblickte einen Bären, welcher ruhig liegen blieb und nicht die mindeste Anstalt machte, seinen Aufenthalt zu verändern. Man stieß von oben mit Bambusstangen nach ihm; er schien es gar nicht zu fühlen. Man brannte einige Feuerwerkskörper auf ihn ab; er kam in einige Bewegung: er wälzte sich, um die auf seinem Pelze hastenden Funken zu ersticken.

„Ein fauler feiger Kerl!" bemerkte der Rittmeister. „Nicht wahr, Exzellenz?"

„Ha!"

„Er wird sich von dem Panther skalpiren lassen, ohne nur an eine reelle Gegenwehr zu denken."

„Ha!"

Jetzt griffen die auf dem Käfige befindlichen Männer zu dem sichersten Mittel: Sie goßen ein Gefäß mit Nelsbranntwein über den Bären aus und warfen dann einige „Frösche" herab. Sobald diese letzteren ihre Funken auf ihn sprühten, gerieth der Pelz in Brand, und der Bär kreuzte sich im Trabe und brummend aus dem Käfige heraus, welcher sich sofort hinter ihm schloß.

Das Thier war ebenso wie der Panther von ungewöhnlicher Größe und erstickte das Feuer, indem es sich im Sande wälzte.

„Endlich haben wir ihn!" jubelte der Rittmeister. „Jetzt wird es ihm schlecht ergehen, nicht wahr, Mylord?"

„Yes! Wetten!"

Hastley war ein Engländer. Es wäre für ihn eine Schande gewesen, eine so günstige Gelegenheit zu einem Einsatze ungenützt vorübergehen zu lassen. Der Rittmeister zog sich schen zurück; Lieutenant Harry aber erhob sich.

„Erlauben Exzellenz?"

„Yes!"

„Wie viel? Vielleicht hundert Pfund?"

„Yes!"

„Auf wen? Auf den Panther?"

„Yes!"

„So erlaube ich mir, auf den Bären zu setzen. Angenommen, Exzellenz?"

„Yes!"

Harry setzte sich wieder und zwar mit einer Miene, in welcher die Erwartung des Sieges deutlich zu lesen war. Er schien auf den Bären mehr Vertrauen zu setzen als auf den Panther.

Dieser letztere hatte seinen Gegner wohl bemerkt, mit seinem Angriffe aber wegen des Feuers noch gezögert. Als dieses gelöscht war, erhob er sich und schlich in katzenhaft gebückter Haltung einige Male um den Bären herum.

Dieser zog eine halb erstaunte halb dumme Physiognomie, erhob sich auf die Hinterfüße und focht mit den Vorderlatzen behaglich in der Luft herum. Da plötzlich that der Panther einen Seitensprung auf ihn zu — Alles war gespannt — ein Ah der Ueberraschung ging durch die ganze Versammlung: Der Bär war schlauer als sein Gegner gewesen; er hatte sich nur dumm und unbeholfen gestellt. In dem Augenblicke, als der Panther auf ihn einsprang, ließ er sich zur Erde fallen; dadurch gerieth der Sprung zu hoch, und indem die gewandte Katze über ihn hinwegflog, that er mit seinen Tatze einen gedankenschnellen Griff — ein herzerreißendes Brüllen erscholl, ein tiefes befriedigtes Brummen mischte sich darein: der Bär hatte dem Panther den Leib aufgerissen, so daß der Verwundete die Gedärme nach der Ecke schleppte, in welche er sich schleunigst retirirte.

„Alle Teufel, das konnte man nicht erwarten!" rief der Rittmeister. „Nicht wahr, Exzellenz?"

„Ha!"

„Das geschah nur ganz aus Zufall von diesem Tölpel von Bären. Nicht wahr, Mylord?"

„Yes!"

„Aber noch ist es nicht aus. Der Panther leckt sich und bringt seine Pfeffur in Ordnung. Er wird den Angriff wiederholen und dann unbedingt siegen!"

„Yes!"

Es war wirklich so, wie der Rittmeister sagte. Der Panther erhob sich bereits nach kurzer Zeit und näherte sich schnaubend und pustend dem Bären. Dieser öffnete den blutrothen Rachen, drehte die kleinen Augen im Kopfe herum und retirirte sich vorsichtig gegen die Wand der Arena. Er wollte sich jedenfalls rückenfrei machen.

„Er reißt aus!" jubelte der Rittmeister. „Exzellenz werden Ihre Wette unbedingt gewinnen!"

„Yes!"

Lieutenant Harry hörte dies.

„Es stehen hundert Pfund, Exzellenz?"

„Yes!"

„Sagen wir zweihundert?"

„Yes!"

„Exzellenz auf den Panther und ich auf den Bären?"

„Yes, yes!"

„Mylord müssen gewinnen!" versicherte der Rittmeister.

In diesem Augenblicke schnellte sich der Panther trotz seiner Wunde auf den Bären. Dieser lehnte mit dem Rücken an der Wand und empfing den Feind mit offenen Pranken. Es erfolgte nun ein höchst interessantes Schauspiel. Die beiden mächtigen Thiere hielten sich mit den Tatzen und Zähnen gepackt; sie fielen zur Erde und wälzten sich in dem Sande umher, daß der Staub eine dichte Wolke bildete. Das Fell des Panthers bildete für den Bären eine angreifbarere Fläche als der Zottelpelz des letzteren, welcher vortheilhafter Weise seine hintere Pranke in die Bauchwunde des Feindes gebracht hatte und nun in den Eingeweiden desselben wühlte. Der Panther stieß ein schreckliches und wunterbrochnes Brüllen aus, während man von dem Bären nicht einen einzigen Laut, nicht das geringste Brummen vernahm. Da krümmte sich der Panther zusammen, ein weithin brüllender entsetzlicher Schrei erscholl; ein dumpfes, gurgelndes, wimmerndes Röcheln folgte, dann trat eine Stille ein, die nur durch das knirschende Knacken und Knacken von Knochen unterbrochen wurde: der Bär hatte den Schädel seines besiegten Gegners zermalmt, um das Hirn desselben zu verzehren.

Laute Jurufe belohnten den Sieger für seine Tapferkeit. Man hatte allen im Vorherein den Sieg nicht zugesprochen. Er kümmerte sich nicht um den Applaus, sondern zog sich, nachdem er das Gehirn verzehrt hatte, in die neben dem Käfige befindliche Ecke zurück.

„Schadenhaft!" bemerkte der Rittmeister. „So etwas konnte kein Mensch vermuthen. Nicht wahr, Mylord?"

„Yes!"

„Die Wette ist zum Teufel!"

„Yes!"

„Zweihundert Pfund."

„Yes!"

„Wohl! Es wird sich Gelegenheit finden sie zurück zu gewinnen. Nicht wahr, Exzellenz?"

„Yes!"

Brühend der eingetretenen Pause gab es in der vergitterten Loge ein leises Gespräch.

Es waren nur zwei Frauen zugegen: die Frau und die Schwester des Maharajah, welcher sein Weib so liebte, daß er keine zweite Frau an ihre Seite setzen wollte, sondern es nur liebte, einige Sklavinnen bewundern zu dürfen.

Die Königin von Augh war eine zart gebaute Indierin von außerordentlich sanften Gesichtszügen, die nur von Güte und Milde sprachen.

„Wie gefällt er Dir?" frug sie.

„Wer?"

„Wer?" klang es ganz erstaunt. „Nun, wer anders als dieser Fremde?"

„Der Lord da drüben?"

„Ob! Der Fremde bei Deinem Bruder!"

„Dieser?"

„Ja. Nun?"

„Was?"

„Wie er Dir gefällt?"

„Ja, dünkte er mir denn gefallen?"

„Warum nicht? Darf Dir nicht eine Blume, ein Thier, ein Haus, eine Gegend gefallen?"

„Also auch ein Mensch?"

„Natürlich. Also sage es!"

„Als ein Mensch gefällt er mir."

Die Königin zuckte mit der zarten, in kostbaren durchsichtigen Mousselin gehüllten Schulter.

„Weiter nicht?"

„Warum weiter?"

„Rabbadah! Willst Du mich kränken?"

Bei diesen Worten kam Leben in die bisher kalten Züge der Begum. Sie legte die Arme um die Schwägerin, zog sie an sich und küßte sie innig.

„Er ist so schön, so kolj, so treu," flüsterte sie ihr leise in das Ohr. „Aber vergiß nicht, daß sich über uns die Punkah* bewegt und also die Diener nicht weit von uns sind!"

* Ein breiter, an der Decke befestigter Fächer, welcher mittelst einer Schnur bewegt wird, um Kühlung zu fächeln.

Digitized by Google

„Du liebst ihn?“ frug die Königin ebenso leise.

„Ich liebe ihn.“

„Arme Radbadah!“

„Warum arm?“

„Er ist kein Maharajah!“

„Aber er ist wie ein Maharajah und soll Rugh von seinen Feinden retten.“

„Möchtest Du sein Weib werden?“

„Ich liebe ihn um meines Bruders und um seinetwillen; aber sein Weib — —? Ich habe ihn noch nicht geprüft.“

„Wie wolltest Du ihn prüfen?“

Die Begum lächelte ein wenig verstellt.

„Weiß ich es, wie man dies zu machen hätte?“

„Nein, denn Du bist noch ein Mädchen; aber ich werde Dir helfen!“

„Thue es!“

Diese Bitte klang beinahe ein Bischen nach Ironie, doch die Königin bemerkte dies nicht. Sie antwortete in wohlwollendem Eifer:

„Ich werde es thun, doch erlaube mir, zuvor sehr reiflich darüber nachzudenken.“

„Denke nach! Du wirst sicher das Beste entdecken!“

Jetzt öffnete sich das vom Hofe aus nach der Straße führende Außenthor, und unter der Loge des Maharajah weg wurde ein männlicher Elephant hereingeführt. Er war bestimmt gewesen, mit dem Panther zu kämpfen, von welchem man angenommen hatte, daß er den Bären besiegen werde.

„Wie gefällt Dir der neue Held?“ frug der Rajah seinen Nachbar.

„Ein prächtiges Thier!“ antwortete Malettl. „Aber es wäre besser, wenn es eine Heldin wäre.“

„Warum?“

„Sind nicht die weiblichen Elephanten gewöhnlich tapferer als die männlichen?“

„Ja. Aber dieser ist dennoch mein bester Jagdelephant.“

„Auf Tiger?“

„Auf Tiger, Panther und Leoparden.“

„Hat er bereits mit einem Bären gekämpft?“

„Nein.“

„Dann ist der Ausgang zweifelhaft.“

„Warum?“

„Weil er die Art und Weise des Bären noch nicht kennt. Man muß den Gegner vollständig kennen, um ihn besiegen zu können. Das gilt nicht nur bei den Menschen, sondern auch im Reiche der Thiere.“

„O, dieses Thier ist nicht nur tapfer, sondern auch klug und vorsichtig!“

„Der Bär ebenfalls, wie er ja bereits zur Genüge bewiesen hat!“

„Ein Elephant, ah!“ meinte drüben der Rittmeister. „Ein prächtiger Kerl, nicht wahr, Excellenz?“

„Yes!“

„Gegen diesen kann der Bär unmöglich aufkommen. Nicht wahr, Mylord?“

„Yes!“

„Der Bär ist zu langsam und unbeholfen und von seinem vorigen Feinde bereits zu sehr geschwächt. Er wird besiegt.“

„Yes! Wetten!“

Wieder hatte nur der Lieutenant Harry den Muth, auf diese Aufforderung einzugehen.

„Hundert Pfund, Mylord?“

„Yes!“

„Oder vielleicht zweihundert, um Excellenz Gelegenheit zu geben quitt zu werden?“

„Yes!“

„Mylord auf den Elephanten und ich auf den Bären?“

„Yes, yes!“

Der Elephant hatte keinen Kornak* auf seinem Nacken sitzen, und war sich also selbst überlassen, was bei einer solchen Gelegenheit wohl auch das Beste war. Er erblickte den Bären, stieß einen herausfordernden Trompetenruf aus und warf mit seinen Stoßzähnen den Sand empor.

„Ah, er beginnt!“ meinte der Rittmeister. „Der Bär ist auf jeden Fall verloren!“

„Yes!“

„Der Elephant ist nur durch ein Raubthier zu besiegen, welches ihn im Sprunge zu nehmen vermag. Der Bär aber kann nicht springen.“

* Treiber oder Führer.

„Yes!“

„Excellenz gewinnen die Zweihundert zurück!“

„Yes!“

Da ließ sich der unternehmende Lieutenant vernehmen:

„Wollen wir dreihundert sagen, Mylord?“

„Yes!“

„Excellenz noch immer den Elephanten und ich den Bären?“

„Yes, yes!“

Diese Zustimmung klang so zuversichtlich, daß der Lord das allergrößte Vertrauen auf den Elephanten haben mußte.

Dieser schritt langsam und vorsichtig auf den Bären zu. Meister Petz schien keine rechte Lust an diesem zweiten Kampfe zu haben; er trollte im Trabe rund in der Arena herum, und dabei zeigte es sich, daß er auf dem Rücken und der rechten Flanke je eine nicht unbedeutende Wunde erhalten hatte. Der Elephant behielt ihn scharf im Auge.

Jetzt plötzlich blieb der Bär stehen; er hatte auch noch nie mit einem solchen Gegner gekämpft und seinen Rundgang nur deshalb unternommen, um ihn von allen Seiten gehörig betrachten und kennen zu lernen. Bei einem menschlichen Kämpfer hätte man diese Thätigkeit rekognoscieren genannt. Jetzt nun war er mit seiner Beobachtung fertig und mit seinem Plane im Reinen. Er hatte beschlossen, die vorige Taktik nur theilweise zu wiederholen. Er richtete sich auf die hintern Pranken empor.

Der Elephant erkannte dies als eine Herausforderung und stürmte auf ihn zu. Den Rüssel, welcher leicht verletzt werden konnte, hielt er hoch empor, während er die Stoßzähne senkte, um den Feind sofort aufzuspießen. Kaum aber waren diese gefährlichen Waffen noch einen Fuß von dem Leibe des Bären entfernt, so warf sich dieser, ganz wie vorhin zur Erde nieder, so daß der Elephant über ihn hinwegstürmte, und ehe dieser im Laufe innehalten und sich wenden konnte, hatte der Bär bereits das eine hintere Bein des Kolosses erfaßt, schlug seine Krallen in das Fleisch und begann, an dem Beine emporzuklettern.

Der Elephant stieß einen Schrei des Schmerzes aus und rannte stöhnend und vor Wuth trompetend in der Arena umher. Durch diese Bewegung wollte er den Feind, den er mit dem Rüssel nicht zu erreichen vermochte, von sich abschleudern. Es gelang ihm nicht. Die Krallen des Bären waren zu lang und scharf, sie fanden in dem Fleischklumpen einen zu festen sichern Anhalt.

Da kam das schmerzerfüllte Thier auf einen Gedanken, der ihm Rettung bringen konnte. Der Bär hatte mit seinen Vorderfüßen bereits den hintern Theil des Rückens erreicht, und es war also die höchste Zeit, sich seiner zu entledigen. Der Elephant trat von hinten an die Brüstung der Arena und versuchte, den Gegner durch einen Druck gegen dieselbe zu zerquetschen.

Dieser Druck war ein gewaltiger; der ganze Bau erzitterte; die Holzsäulen, welche die vergitterte Frauenloge trugen, gaben nach — ein einziger Schrei des Entsetzens ertönte aus vielen hundert Kehlen — die Loge mit den beiden Frauen senkte sich herab und brach dann zusammen.

Die Absicht des Elephanten war erreicht, er hatte den Gegner abgestreift, war aber dabei so verwundet und zerfleischt worden, daß er wie rasend und von Sinnen in der Arena herumstürmte. Der Bär hatte jedenfalls bedeutende Quetschungen erlitten, fand aber augenblicklich auf allen Vieren und betrachtete sich gemächlich die Trümmer der Tribüne, unter denen die beiden Damen fast begraben lagen.

Ein vielstimmiger Schrei des Entsetzens war ausgestoßen worden, alle aber, außer Zweien, saßen wie gelähmt vor Schreck. Diese Beiden war der Maharajah und Alphons Malettl. Sie stürmten die zu ihrer Loge führenden Stufen herab auf die Arena. Der wüthende Elephant bemerkte sie zuerst und wandte sich mit feindseligen Tönen gegen sie. Er erhob den Rüssel zum tödtlichen Schlage gegen den Rajah; dieser that einen Sprung zur Seite, der ihn rettete, und mußte dann zurückweichen.

Malettl war es gelungen, an dem Thiere vorüberzukommen.

„Tödte ihn,“ rief der Maharajah, „und das Königreich ist Dein!“

Man wagte kaum Athem zu holen, und es herrschte eine Stille, welche das allergeringste Geräusch vernehmen ließ. Hinter sich den aufgebrachten Elephanten und vor sich den unbesiegten Bären, eilte Malettl, nur mit seinem Degen bewaffnet, auf diese Letzteren zu. Er zog sich dabei den Turban vom Kopfe, riß den seinen Kaschmirschwal von der Kopfbedeckung los, wickelte sich denselben um den Arm und zog mit der Rechten den Degen.

Der Bär richtete sich zu seinem Empfange in die Höhe, öffnete den Rachen und breitete, als die Degenspitze bereits seine Brust rührte, die Vorderpranken zur tödtlichen Umarmung aus. In dem

Digitized by Google

gleichen Augenblicke ließ ihm der verwegene Lieutenant den Stahl in das Herz und den durch den Kaschmir geschützten Arm in den Schlund; dann stürzten Beide nieder und wälzten sich für einige Augenblicke im Sande.

Der Elephant hatte den einen Mann zurückgetrieben und kam jetzt herbei, den andern zu suchen; er fand ihn, sich mühsam aus der Umschlingung des todten Bären windend; schon wollte er ihn mit dem Rüssel niederschmettern, da brachte ihn der Anblick des Bären zur Besinnung. Der drohende Rüssel senkte sich langsam nieder, um den Bären zu untersuchen, und da er ihn todt, mit dem Degen im Leibe fand, erkannte das von der Natur mit so viel Klugheit begabte Thier, daß dieser Mensch ja sein Freund, vielleicht gar sein Retter sei. Es stieß einen triumphirenden Schrei aus, faßte den Lieutenant sanft mit dem Rüssel, hob ihn auf den

Schlafzimmer im Renaissancegeschmack.

Rücken empor, spießte den Bären an die gewaltigen Zähne und trug so beide, den Sieger und den Besiegten, einige Male in der Arena herum.

Ein lauter Jubel erschallte von den Zuschauersitzen, und allen Andern voran eilte nun der Maharajah zu den beiden Frauen, die er glücklicher Weise unversehrt, aber außerordentlich erschrocken und beängstigt fand. Er ließ sie durch die herbeikommenden Dienerinnen nach ihren Gemächern bringen und näherte sich dann dem Elephanten, der jetzt in ihm seinen Herrn erkannte und sich von ihm liebkosen ließ.

„Du bist verwundet?“ frug er Maletti.

„An der linken Schulter,“ antwortete dieser lächelnd von oben herab, „und ein wenig strapaziert in den Rippen, was aber nichts zu bedeuten hat, wenn man bedenkt, aus welcher Umarmung ich komme.“

Digitized by Google

„Verdammter Zufall!“ meinte der Rittmeister drüben auf der Tribüne. „Konnten wir nicht unten sein? Wir hätten noch viel weniger Umstände mit diesem Bären gemacht. Nicht wahr, Mylord?“

„Yes!“

„Aber wer hat nun die Wette gewonnen? Wer war der Sieger von den beiden Thieren? Der Bär?“

„Yes!“

„Oder der Elephant?“

„Yes!“

„Oder keiner von Beiden?“

„I.a!“

„Lieutenant Harry, was meinen Sie?“

„Bis zu der Katastrophe war der Bär entschieden im Vortheile, ich meine also nicht egoistisch zu sein, wenn ich annehme, daß die Sache unentschieden geblieben und die Wette also zu annulliren ist. Was sagen Mylord dazu?“

„Yes!“

„So handelt es sich also nur um die erster Zweihundert!“

„Yes!“

Der Rittmeister unterbrach diese geschäftlichen Interjektionen.

„Der Lieutenant Maletti steigt ab. Er blutet an der Schulter und geht verteufelt krumm. Das Embrassement wird ihm wohl nicht ganz bekommen sein. Aber man wird ihn trotzdem im Triumph nach dem Palaste führen, ihn den Heldenkäfer, der eigentlich unter Gefangener ist. Nicht wahr, Mylord?“

„Yes!“

(Forts. folgt.)

Aus fernen Jugendtagen.

Erzählung nach dem Leben
von
E. von Wald.

(Schluß).

„Verlassen Sie mich, Herr von Friesack, Ihre Wege sind nicht meine Wege, ich hoffte zu Gott, sie würden sich nimmer kreuzen!“

„Lony,“ sagte er, „Erbarmen, retten Sie den Schiffbrüchigen aus grausiger Gefahr, stoßen Sie mich nicht zurück, ich flehe Dich an, Lony, bei unserer Liebe!“

„Liebe? Herr von Friesack, das, was ich einst für Sie empfand, Sie haben es selbst begraben, mit Meineides blutgekränzter Stirn, bestatten Sie's zu ewigen Ruhe! Lassen Sie die Todten ruhen!“

Ich wandte mich ab, der Anblick seines bleichen schmerzerfüllten Gesichts that mir wehe.

„Lony, Lony,“ rief er glühend, „nur Dich allein im Leben liebte ich treu und wahr mit meines Herzens Gluth. Madelaine raubte mir meines Lebens Stern, an Deiner Hand, o jetzt fühle ich, wäre ich ein besserer Mann geworden!“

Ich wehrte stumm mit der Hand.

„Lony, ich bin frei, das alte Leben liegt abgeschlossen hinter mir, sei mein, rette, rette mich vor mir selbst.“

„Gehen Sie, Herr von Friesack, gehen Sie,“ rief ich leidenschaftlich, „ich will, ich kann Sie nicht sehen!“

Er war aufs Knie gesunken, will's sprang er auf.

„Nun denn, es sei, Du stößt mich von Dir?“ er zeigte den Lauf einer Pistole.

„Schießen Sie,“ rief ich mit eisiger Ruhe, „es wäre nicht das erste Mädchenherz, dem Sie das Todesblei gegeben!“

Er war verschwunden, ich war allein, grausige Stille herrschte; ein Schuß, ein Schrei, ein schwerer Fall, Blosf von Friesack hauchte vor meiner Thür den letzten Seufzer aus!

* * *

Auch diese furchtbare Katastrophe war überstanden, auch dies vorbei; Madelaine war verschwunden, wer wußte wohl wohin? Schloß Freudenthal war gerichtlich versiegelt, der Konkurs erklärt und es sollte nunmehr verkauft werden. So weit war es denn gekommen, ich wollte wenigstens die Familienbilder retten, doch wurde mir der Bescheid, daß ich mich deswegen mit dem neuen Besitzer einigen müsse.

Ach, Alles war mir so schmerzlich und dennoch ließ sich nichts ändern, ich mußte es ertragen, wie schon so Manches auf dieser Erde.

Es war verkauft, thränenden Auges hörte ich die Kunde, die mir nach einiger Zeit Herr Feldner brachte, verkauft mit allem Inventar, mit Allem, Allem, es war nichts gerettet, die Summe reichte noch nicht zu die Schulden zu decken.

Kaum wagte ich zu fragen, wer jetzt Herr auf Freudenthal sei, Herr Feldner ersparte mir die Frage.

„Ein Herr Mathilon hat es gekauft, wie ich vermuthe ein Makler aus Berlin, er hat es wohl kaum erstanden um selbst dort zu wohnen!“

„O dann liegt ihm auch nichts an den Bildern und an so vielen tausend Kleinigkeiten, an denen mein Herz mit so viel Liebe hängt,“ rief ich fast freudig, „ich werde was möglich ist zurückzukaufen suchen!“

„Wir wollen unser Möglichstes versuchen,“ entgegnete Herr Feldner, „wenn dieser Herr Mathilon das Gut nicht im bestimmten Auftrage für einen Andern erstanden hat, dann sollte es mir leid thun, dann würde dieser schöne herrschaftliche Besitz zum Spekulationsobjekt herabgewürdigt, wie es ja leider in unserer Zeit jetzt so oft geschieht!“

„Wann wird der neue Besitzer sein Eigenthum antreten?“

„In vierzehn Tagen, Fräulein Lony, habe ich die Uebergabe festgesetzt.“

Es war ein Schmerzenstag für mich, wie ich lange keinen mehr durchlebte, mir war's, als wenn mein treuester Freund von mir geschieden, ich fühlte mich so verlassen, so einsam, so beklagenswerth. Sonst wenn diese Gefühle, die ich ja schon so oft empfunden, mich aus zu sehr übermannten, so flog aus nebelgrauer Ferne mir lichtumglänzt das Schloß der Väter auf, es winkte mir freundlich zu, als ob es sagen wollte: „Komm nur, komm nur zu mir, in meinen trauten Räumen, da soll Dir einst noch ein sonnenheles Alter blühen!“ Das war vorbei, auch dieser Hoffnungsstrahl war erloschen.

Vierzehn Tage noch, dann herrschten fremde Menschen dort. Die Siegel in dem Schlosse waren gelöst, am Tage des Verkaufes war es geschehen. Herr Feldner mußte mir genau die Vorgänge beim Verkauf erzählen, ich wollte Alles wissen, das Kleinste war mir interessant wie jedes Wort, jede Miene eines lieben Todten dem Zurückgebliebenen ein kostbar Gut zu dünken scheint.

„Wissen Sie, Fräulein Lony, der Friedel, der alte Gärtner, ist als Schloßwart vorläufig eingesetzt, bis der Besitzer das Gut definitiv übernimmt!“

„Der Friedel,“ rief ich, „o ich kenne ihn wohl!“ mein Plan stand fest.

Am nächsten Tage bat ich Herrn Feldner um den Wagen, freundlich nickte er mir zu. „Ich weiß schon, ich weiß, bleiben Sie bei Vaters die Nacht!“

Ich hörte kaum was er sagte, mein Herz klopfte so gewaltig, unaufhaltsam drängte es mich vorwärts.

Wie lange war ich nicht mehr vor das Thor gekommen, unbemerkt war der Frühling über Nacht hereingebrochen, ein grünes Maienluch lag lächelnd über Feld und Flur, die Bäume konnten den rosigweißen Blüthenschnee kaum tragen, die ganze Welt sang Auferstehungslieder, und ich, ich ging um mich noch einmal satt zu weinen am Grabe meiner Todten.

Das sind die Gegensätze, das sind die scharfen Kanten des Kreuzes, die den Träger wund und blutig drücken.

Da lag mein heimathliches Dorf, von ferne grüßte das alte Schloß die letzte Dreschow, die Straßen waren menschenleer, die Arbeit führte sie hinaus ins Feld, nur einige Kinder spielten in der Frühlingssonne, einzelne alte Frauen sonnten sich in ihrem belebenden Scheine, doch Niemand rief, was hätte ich darum gegeben: „Sit, sit, unsre Baronesschen!“ Sie sahen Alle aus ihren wasserblauen Augen die fremde Dame an und schwiegen. Mochten sie es fühlen was mich bewegte? Schloß ihnen der Ausdruck meines Schmerzes, der auf meinen Zügen lag, den Mund?

Am Parkthor ließ ich halten, ich schickte den Wagen in den Gasthof: „Sogen Sie nicht daß ich hier bin!“ flüsterte ich schmerzlich bewegt dem Kutscher zu; der nickte stumm, er wußte wohl warum.

Das Parkthor war nur angelehnt, vor mir dehnte sich die Allee, das Rauschebächlein hüpfte zu meinen Füßen, mir war's als ob sein Melodienspiel sich freudig kräuselte, mir war's als ob die Freiheitsglocken, die sich in das Wasser neigten, mir leise Grüße nickten, mir war, als wenn sie in süßen Blumentönen sagten: „Sit, sit, unsre Baronesschen!“

Die Nachtigall, sie hatte es gehört, der Finke-hahn fiel ein, die wilde Taube gurrte es oben in den rauschenden Platanen, das Heimchen zirpte es im Grase. „Sit, sit, unsre Baronesschen!“ erscholl es wie aus Sphärenregionen, die sanften Töne schmeichelten sich in mein Ohr, sie tösten sind und weich des Herzens Rinde, ich sank ins hohe Gras, die salzigen Tropfen fielen nieder, das blaue Blümchen fing sie auf, dann trugen sie die Wellen des Bächleins fort, fort, wohin? Vielleicht zum Meere!

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 16.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Wollen wir gegen diesen Triumphzug unser Veto einlegen?"

„Yes!"

„So gehen wir hinab in die Arena und benutzen die Gelegenheit, uns unseres Gefangenen zu bemächtigen!"

„Yes!"

„Wer wird das Wort führen, Mylord? Ich?"

„Yes!"

„So wollen wir aufbrechen!"

„Yes!"

Während Alles dem Helden zujubelte, machten sich diese Beiden auf, ihn gefangen zu nehmen. Zu Ehren der andern Offiziere jedoch mußte es gesagt sein, daß sie sich ihnen nicht anschlossen.

Unten angekommen, trat Mericourt auf Maletti zu.

„Herr Lieutenant, ich ersuche Sie mir zu folgen!"

„Wohin?"

„Zunächst nach der Wohnung Seiner Exzellenz."

„Und dann?"

„Das wird sich finden!"

„Der Ausdruck „das wird sich finden" ist bei einem braven Offiziere eine Unmöglichkeit, Herr Rittmeister, wie Sie sicher zugeben werden."

„Wie so?"

„Ein guter Taktiker und Stratege darf nur mit bekannten, nie aber mit unbekannten Größen rechnen. Ich bin Artillerist und werde meine Distanzen stets gut berechnen, nicht aber zu jeder Kugel sagen: fliege fort, und ob Du etwas triffst, das wird sich finden. Erklären Sie sich also offen über die Absicht, mit welcher Sie mich einladen mit Ihnen zu gehen."

„Besitzen Sie so wenig Scharfsinn, daß Sie nicht einsehen, daß ich Sie arretiren will?"

„Arretiren? Sie? Mich?"

„Ja!"

„Dazu sind Sie der Mann doch nicht. Es ist Ihnen bereits wiederholt erklärt worden, daß ich Ihnen keine Subordination zu leisten habe. Wollen Sie sich das nun endlich einmal merken!"

„Mäßigen Sie Ihren Ton, Herr Lieutenant, sonst —"

„Sonst — —! Was denn?"

„Sonst werde ich Ihnen zeigen, wie man mit mir zu sprechen hat! Nicht wahr, Mylord?"

„Yes!"

„Und wie man sich zu Verräthern und Ueberläufern verhalten wird! Nicht wahr, Mylord?"

„Yes!"

Alphons lächelte, aber hinter diesem Lächeln lauerte der Sturm.

„Dann werden Sie mir wohl auch mit zeigen, wie man sich einem ehrlosen Verleumder gegenüber verhält?"

„Wie meinen Sie das?"

„Sie haben heute behauptet, daß ich den Maharajah verrathe."

„Nun? weiter!"

„Ich ersuche Sie, die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen!"

„Ihnen gegenüber bedarf es weiter keines Beweises. Nicht wahr, Mylord?"

„Yes!"

„Ach so! Dann entbinde ich Sie davon, mir zu zeigen, wie man mit Ihnen zu sprechen hat, denn ich kenne diese Art und Weise ganz genau. Man spricht mit Ihnen nämlich gerade so, wie mit jedem andern gemeinen Schurken, nämlich so!"

Er holte aus und schlug dem Rittmeister die geballte Faust mit solcher Wucht in das Gesicht, daß dieser zurücktaumelte. Dann fügte er, sich an den Lord wendend, hinzu:

„Nicht wahr, Exzellenz?"

Es erfolgte keine Antwort.

„Warum bleiben Sie denn gerade dieses Mal mit Ihrem berühmten Yes zurück?"

„Mensch!" brüllte der Rittmeister. „Was hast Du gewagt!"

„Nichts! Einen Feigling zu brandmarken ist kein Wagniß."

„Ich werde Dir zeigen, daß es sehr wohl ein Wagniß ist!"

Der Rittmeister schäumte. Er zog blank.

„Ah, endlich habe ich diesen Menschen einmal bis vor die Klinge!"

Mit diesen Worten riß Maletti dem nebenan liegenden Bären den Degen aus dem Leibe und wandte sich damit seinem Gegner zu. Dieser machte ein eigenthümliches Gesicht.

81

Digitized by Google

„Nicht wahr, Mylord, der Lieutenant Maletti ist ein Verräther?"

„Yes!"

„Und mit einem Verräther darf sich kein braver Offizier und Edelmann schlagen?"

„Yes!"

„Ich würde meinen Degen entweihen durch seine Berührung mit diesem Menschen!"

„Yes!"

„So arretiren wir ihn, Excellenz!"

„Yes!"

„Sie haben es gehört. Folgen Sie uns!"

„Frige Buben, Einer wie der Andere! Rittmeister, Mylord, ich sage Ihnen: Wenn Sie in anderthalb Minuten noch in meiner Nähe stehen, werde ich es Ihnen machen, wie ich es mit dem Bären gethan habe, mein Ehrenwort darauf."

Er zog die Uhr aus der Tasche.

„Mylord, er ist rasend!" meinte der Rittmeister.

„Yes!"

„arretiren wir ihn ein anderes Mal!"

„Yes!"

Sie wandten sich und schritten ihrer Wohnung zu.

„Was sagst Du zu diesen Leuten, Sahib?" frug Maletti den Maharajah.

„Wenn sie nicht Gesandte Englands wären," antwortete dieser, „so würde ich sie aus meinem Lande peitschen lassen. Komm aber herauf! Dein Angesicht wird bleich. Das Blut rinnt Dir aus der Schulter, und Dein Leben kann mit ihm entrinnen."

Sie hatten sich in das Palais. Alphons biß die Zähne zusammen, erst jetzt fühlte er die Schwäche, welche eine Folge des Blutverlustes war, und die Schmerzen seiner Brust, welche unter der gewaltigen Umarmung des Bären jedenfalls sehr schwer gelitten hatte. Als er mit dem Rajah, der nicht an seine Frauen dachte, sondern sich seinen treuen Diener in Sicherheit wissen wollte, in sein Gemach trat, fiel er ohnmächtig auf den Divan nieder.

Sofort ließ der König seinen Arzt rufen. Dieser untersuchte den Verletzten auf das Sorgfältigste.

„Nun?"

„Er wird nicht heut und auch morgen nicht erwachen."

„Er stirbt?"

„Nein. Es sind ihm zwei Rippen eingedrückt, und er hat viel Blut verloren, aber er wird bald wieder gesund werden."

„Pflege sein, als ob ich es selber wäre!"

Kaum hatte Madpur Singh seinem Weibe und seiner Schwester einen Besuch abgestattet und sich überzeugt, daß sie keinen Schaden gelitten hatten, so wurde ihm der Lord und der Rittmeister gemeldet. Unter den gegebenen Umständen entschloß er sich sie selbst zu empfangen.

„Was willst Du?" frug er den General mit einer Miene, welche nichts weniger als freundlich genannt werden konnte.

„Unsern Gefangenen," antwortete der Rittmeister an Stelle seines Vorgesetzten. „Nicht wahr, Mylord?"

„Yes!"

„Welchen Gefangenen?"

„Den Lieutenant Alphons Maletti."

„Weshalb ist er Euer Gefangener?"

„Er ist ein Verräther. Nicht wahr, Excellenz?"

„Yes!"

„Welchen Verrath hat er begangen?"

Der Rittmeister schwieg und blickte den General fragend an. Das Gesicht desselben sagte sehr deutlich, daß er diese Frage nicht beantworten möge.

„Den Verrath gegen seine Pflicht," antwortete daher endlich Mericourt.

„Dein Wort sagt mir nichts. Erzähle mir, was der Lieutenant gethan hat!"

„Das ist eine Dienstsache, die ich nicht mittheilen darf."

„Du brauchst sie nicht mitzutheilen, denn ich kenne sie bereits. Ihr nennt den Lieutenant einen Verräther, weil er mich nicht verrathen hat. Habe ich recht gesagt?"

Beide schwiegen.

„Ihr seid die Gesandten einer großen und berühmten Nation, aber Ihr macht auch große und berühmte Fehler."

„Sage sie uns!" meinte der Rittmeister. „Nicht wahr, Mylord?"

„Yes!"

„Ihr kommt, um einen Vertrag mit mir abzuschließen. Ist dies wirklich Eure ehrliche und alleinige Absicht, so müßt Ihr Euch hüten mich zu beleidigen. Ihr beleidigt mich jedoch mit allem Wissen und Willen, und so muß ich erkennen, daß Euch andere Absichten, welche feindlich sind, zu mir hergeführt haben."

„Inwiefern beleidigen wir Dich?"

„Ihr wollt einem Manne, den ich liebe, seine Freundschaft zu mir entgelten lassen. Ihr wollt mich zu [illegible] Gastfreundschaft zu verleiten, die uns heiliger ist als [illegible] Ist das nicht eine große Beleidigung?"

„Wir thun unsere Pflicht. Nicht wahr, Mylord?"

„Yes!"

„Eure Pflicht war einen Vertrag mit mir abzuschließen, und indem Ihr mich beleidigt, handelt Ihr gegen diese Pflicht. Ihr habt erfahren, daß der Lieutenant Maletti mein Freund ist, den ich wie einen Bruder achte. Ihr hättet klug sein und ihm die Verhandlung mit mir anvertrauen sollen, dann wäre Eure Aufgabe sehr leicht zu erfüllen gewesen."

„Wir werden sie dennoch lösen. Nicht wahr, Excellenz?"

„Yes!"

„Auf solche Weise nicht!"

„Und gerade auf solche Weise! Nicht wahr, Excellenz?"

„Yes!"

„So versucht es!"

„Ich habe Dich zu fragen, ob Du dem Volke der Engländer Dein Land öffnen willst."

„Ich will es öffnen, wenn die sämmtlichen Mächte von Europa mir den Besitz dieses Landes garantiren."

„Eine solche Garantie zu erlangen ist unmöglich."

„Es ist möglich."

„Bleibst Du bei dieser Forderung?"

„Ich bleibe dabei."

„So ist unser Geschäft hier zu Ende und wir werden noch heute Nagh verlassen. Nicht wahr, Mylord."

„Yes!"

„Eure Reise sei glücklich!"

„Wir dürfen keinen unserer Leute hier zurücklassen. Gib uns den Lieutenant heraus."

„Er kann nicht mit Euch gehen, denn er liegt todtkrank darnieder."

„Laß ihn uns sehen!"

Die Augen des Herrschers blitzten zornig auf und seine Hand fuhr nach dem Griffe seines Dolches.

„Was wagt Ihr! Wollt Ihr mich zum Lügner erklären?"

„Wir wollen Dich nicht beleidigen, aber wir müssen den Lieutenant sehen. Nicht wahr, Excellenz?"

„Yes!"

„So kommt!"

In stolzer Haltung und ohne sich nach ihnen umzusehen, schritt er ihnen voran aus dem Zimmer und nach der Wohnung Maletti's. Dort angekommen fanden sie den Verletzten ohne Besinnung noch in den Händen des Arztes, welcher bemüht war, die von der Tatze des Bären zerrissene Schulter zu verbinden.

„Hier ist er. Seht ihn Euch an!"

„Wir sehen ihn! Wir müssen ihn mitnehmen, todt oder lebendig. Nicht wahr, Mylord?"

„Yes!"

„Er ist mein Gast und sein Leben liegt auf meiner Seele. Ich muß ihn bei mir behalten."

„Bedenke, daß es gegen das Völkerrecht ist, uns einen Verräther vorenthalten! Nicht wahr, Excellenz?"

„Yes!"

„Bedenk hingegen Ihr, daß das erste Völkerrecht das Gastrecht ist! Ich verletze dieses Völkerrecht indem ich ihn Euch ausliefere. Bei mir wird er genesen, bei Euch aber müßte er unterwegs sterben."

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Mein letztes!"

„So müssen wir Dich beklagen, daß Du nicht erkennen willst was zu Deinem Besten dient! Nicht wahr, Mylord?"

„Yes!"

„Und ich beklage Eure Nation, weil sie keine Männer zu haben scheint, welche sich zu einer friedlichen Gesandschaft nach Nagh geeignet hätten!"

„Du willst uns beleidigen?"

„Nein. Ich kann keine Nation beleidigen, die ich beklage."

„Wir gehen. Es wäre gut für Dich gewesen, wenn Du unsere Vorschläge angenommen hättest! Nicht wahr, Mylord?"

„Yes!"

„Geht! Euer Gott lenke Eure Pfade zum Frieden."

Sie verließen das Zimmer und noch an demselben Tage mit ihrer ganzen Begleitung die Hauptstadt. Maletti blieb zurück.

Digitized by Google

Als dieser zum ersten Male erwachte, war es Nacht. Er schien sich allein im Zimmer zu befinden. Die Vorhänge seines Bettes waren zugezogen und durch sie fiel der Schein einer Lampe auf sein Lager. Er wußte sich erst besinnen, was mit ihm geschehen war. Ein heftiger Schmerz auf der Brust und der Schulter half ihm sich zu orientiren.

Da bewegte sich ein Schatten zwischen ihm und dem Lichte hindurch. Der Vorhang theilte sich, ein kleines weißes Händchen erschien und dann ein Angesicht, dessen Schönheit ihn blendete, so daß er die müden Lider auf die Augen sinken ließ.

Sie hatte nicht bemerkt, daß seine Augen geöffnet gewesen waren; sie hielt ihn noch für besinnungslos und flößte ihm einen stärkenden Trank ein. Dann trocknete sie ihm den Schweiß von der Stirn und den Wangen, und er fühlte dabei den Hauch ihres Mundes. Ihr Gesicht mußte dem seinigen nahe sein. Er konnte sich nicht enthalten, er mußte die Augen aufschlagen.

Sie bemerkte es und fuhr mit einem Ausrufe zurück, welcher bald dem Schrecke und bald der Freude galt.

„Rabbadah!“

„Du erwachst, Du sprichst wieder!“

„Wie lange habe ich geschlafen?“

„Fünf Tage.“

„Fünf — Tage —!“

Es erschien ihm unglaublich, eine so lange Zeit nicht bei sich gewesen zu sein; es war ihm, als ob er vor kaum einer Stunde die Augen geschlossen habe.

„Ja, fünf Tage. Du warst sehr krank.“

„Und — Du bist bei mir!“

Sie errötehte.

„Es darf Niemand etwas wissen. Nur der Arzt, Dein Diener und Aimala wissen es.“

„Aimala! Wer ist das?“

„Das Weib meines Bruders.“

„Die mit — ah, die mit Dir heruntergestürzte?“

„Ja, die. Sie war auch bereits bei Dir. Du hast uns das Leben gerettet, und wir wollten Dich des Nachts gern pflegen. Sprich zum Rajah nicht davon.“

Er bemerkte auch die Spalte des Vorhanges, daß ihre obere Hülle auf dem Divan lag. Sie war nur mit einem leichten Gewande bekleidet, welches sich so eng an ihre vollen herrlichen Formen schmiegte, daß er deutlich das Klopfen an seinen Schläfen hören konnte. Er schloß die Augen.

„Du bist wieder müde?“ frug sie.

„Nein.“

„Du hast großen Schmerz?“

„Nein. Jetzt nicht. Wo ist der General Hastley?“

„Er ist fort.“

„Seit wann?“

„Seit dem Tage, an welchem Du uns retteteſt.“

„O er wird wiederkommen.“

„Denkſt Du es?“

„Ja. Er wird wiederkommen mit einem Heere, und Augh wird unbewaffnet ſein. Mein Gott, gib mir meine Geſundheit und meine Kraft zurück!“

„Sei ruhig! Du darfſt Dich nicht aufregen. O, es war uns ſo doch verboten mit Dir zu ſprechen, wenn Du erwachen würdeſt. Ich muß den Arzt um Verzeihung bitten und ihn Dir ſofort ſenden.“

„O bleibe!“ bat er mit flehender Stimme.

Sie ſah ihm in das Auge und bemerkte nun erſt den Mangel ihrer Berhüllung. Sie erglühend trat ſie ſchnell zurück, warf das Oberkleid über ſich und eilte aus der Stube.

Am andern Morgen trat der Rajah bei ihm ein.

„Du biſt erwacht, wie ich höre!“

„Ja, und ich fühle mich bereits beſſer als in der Nacht. Ich werde bald das Lager verlaſſen.“

„Du wirſt es noch lange hüten müſſen, wenn Du vollkommen hergeſtellt ſein willſt, ſagt der Arzt. Deine Bruſt hat ſchwer gelitten. Du biſt ein Held, ich muß Dich mir erhalten.“

„Ich werde bis zu meinem Ende bei Dir ſein!“

„Und ich werde Dir dafür danken, denn ich kann Dich brauchen, ſelbſt wenn Du krank auf dem Lager liegeſt.“

Es war dieſen Worten anzuhören, daß ſie nicht ohne Grund ausgeſprochen wurden.

„Wie könnte ich Dir jetzt dienen?“

„Durch Deinen Rath. Wirſt Du nicht erſchrecken?“

„Ich erſchrecke nie.“

„Die Engländer nähern ſich unſerer Grenze.“

„Ah! Schon jetzt!“

„Flucht ihnen! Es war Alles auf den Krieg vorbereitet, nach ehe dieſer elende Lord Haſtley zu mir kam. Dieſe Geſandtſchaft wurde nur zu dem Zwecke abgeſendet, mir einen offiziellen Grund zur Feindſeligkeit abzuzwingen. Es iſt ihnen gelungen, denn es mußte ihnen gelingen.“

„Sind ſie ſtark?“

„So ſtark, daß ich ihnen nur mit Hilfe meiner Nachbarn gewachſen bin. Ich habe ſchleunigſt meine Boten zu ihnen geſandt.“

„Und Deine Krieger?“

„Sind ſämmtliche unter die Waffen gerufen.“

„Ah! Und hierzu vertrauſt Du mir nichts!“

„Der Arzt gebot, es Dir zu verſchweigen. O, hätte ich Artillerie!“

„Du ſollſt welche haben!“

Der Rajah fuhr erſtaunt empor.

„Ich? Woher?“

„Ich nehme ſie den Engländern zu und bringe ſie.“

Es kam das Feuer des Krieges über ihn. Er erhob ſich auf dem Lager und griff nach den Kleidern.

„Gieb mir ſo viele Krieger, als ich brauche, und ich werfe die Engländer mit ihren eigenen Geſchützen über den Haufen!“

„Wie viele brauchſt Du?“

„Das kann ich jetzt nicht wiſſen. Aber ich werde mich orientiren. Erlaube, daß ich mich ankleide! Ich darf nicht mehr ruhen; ich darf nicht mehr krank ſein; ich muß kämpfen, kämpfen für Dich, mich und — Augh!“

Anſtatt des letzteren Wortes wäre ihm beinahe ein anderer Name entfahren.

„Aber Du biſt noch zu ſchwach!“

„Nein, ich bin nicht mehr ſchwach. Stehe mich an; blicke her! Bin ich krank?“

Er hatte ſeinen Degen von der Wand genommen und wirbelte ihn mit ſolcher Kraft und Behendigkeit um den Kopf, daß man in ihm allerdings keinen ſoeben erſt vom Tode Erſtandenen vermuthen konnte.

„Nun gut,“ meinte der Rajah. „Ich brauche Dich, und will daher die Befehle des Arztes übertreten. Komme zu mir, um an unſern Berathungen theilzunehmen!“

Als Maletti in den Divan des Rajah trat, ſah er alle Räthe des Herrſchers verſammelt. Er wurde mit größter Hochachtung von Allen begrüßt und mußte bald bemerken, daß der Palaſt bereits ein Hauptquartier bildete, in welchem faſt von Minute zu Minute Berichte anlangten und Befehle ausgingen.

Alle verfügbaren Krieger waren bereits dem nahenden Feinde entgegengeſchoben worden. Maletti erkannte die bisherigen Vorbereitungen, falls auf die Hilfe der Nachbarhäuptlinge zu rechnen ſei, als praktiſch an und bat, ihn ſofort zur Armee gehen zu laſſen, um eine größere Rekognition vorzunehmen, von deren Ergebniſſen das Weitere abhängig zu machen war.

Sein Wunſch wurde bewilligt. Der Maharajah wollte dann ſelbſt zu ſeinen Truppen ſtoßen, um die Oberleitung zu übernehmen.

Während dieſen Berathungen und ſo vielen andern nothwendigen Arbeiten war es Abend geworden. Um Mitternacht ſollte Maletti mit zweihundert neu eingetroffenen Reitern die Hauptſtadt verlaſſen. Als er nach auf dieſen Ritt vorbereitet hatte, beſchloß er, zum erſten Male von der Erlaubniß Rabbadahs, ſie aufzuſuchen, Gebrauch zu machen.

Nachdem er ſich vergewiſſert hatte, daß er jetzt von dem Rajah gewiß nicht geſucht werde, ſchlich er ſich nach dem Garten und gelangte glücklich bis vor das Kioſk in der Frauenabtheilung. Er gab das Zeichen. Drinnen ertönte ſofort das Girren der Turteltaube.

Er ſtieg mit hoch klopfendem Herzen die wenigen Stufen empor, ſchob den Vorhang zur Seite und trat ein.

Da lag ſie, ſo herrlich und prächtig, wie er trotz ihrer Schönheit ſie ſich niemals hätte ausmalen können. Sie ſtreckte ihm die Hand entgegen.

„Ich wußte, daß Du kommen werdeſt.“

„Woher?“

„Ich hörte durch das Gitter Euren ſämmtlichen Berathungen zu. Setze Dich!“

Er nahm an ihrer Seite Platz, und ſie duldete es, daß er ihre Hand in der ſeinigen behielt.

„Werden wir hier nicht überraſcht werden?“ frug er.

„Nein. Ich habe meine Dienerin aufgeſtellt, welche mir ein Zeichen gibt, wenn Jemand kommen ſollte.“

„Iſt es dann für mich noch rechtzeitig, das Kioſk zu verlaſſen?“

Digitized by Google

„Nein. Du müßtest hier bleiben."

„Um ertappt zu werden?"

„Wieder nein. Dieses Kiosk hat nur diesen einzigen Raum, aber es birgt dennoch gar sichere Verstecke. Es ist gebaut worden, um für den Herrscher und seine Familie zu allen Zeiten und in jeder Gefahr einen sichern Zufluchtsort zu bilden, wo man wenigstens eine augenblickliche Sicherheit erlangen kann. Du gehst zum Heere?"

„Um Mitternacht."

„Aber Du bist krank!"

„Ich bin gesund!"

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Du täuschest Dich. Dein Muth und Deine Kampfbegier lassen Dich nicht auf die Schmerzen achten. Und dennoch solltest Du Dich — dem Najah enthalten!"

„Ich erhalte mich ihm, indem ich für ihn handele."

„Du hast mir gelobt, aufrichtig und ohne Falsch mit mir zu sein!"

„Ja."

„So sage mir ohne Hehl, ob Du für Augh befürchtest oder hoffst."

„Noch keines von Beiden. Wenn meine Rekognition beendet ist, werde ich Dir antworten können. Werden wir uns in den Nachbarn nicht vielleicht irren?"

„Ich denke es nicht."

„O, die Engländer sind schlau und wissen mit Geld und glänzenden Versprechungen auch einen sonst standhaften Verbündeten zu bethören. Es wäre fürchterlich, wenn, während wir ihnen entgegengehen, Augh von einer der anderen Seiten angegriffen würde!"

„Wir würden uns vertheidigen!"

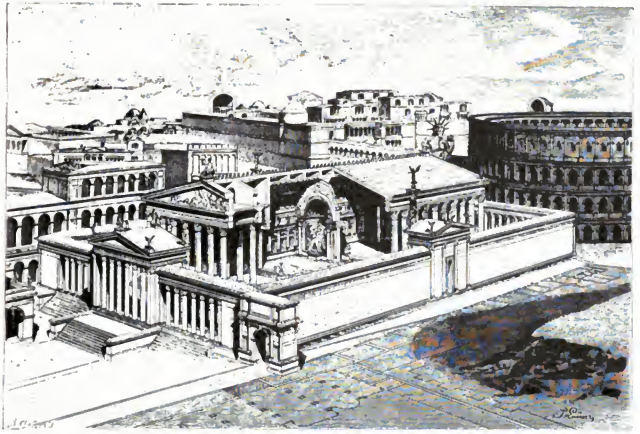
„Womit?"

„Mit unsern eigenen Händen!"

„Ich glaube es Dir. Aber Ihr würdet sterben müssen, ehe wir Hilfe bringen könnten."

„Sterben!" Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Dieses Kiosk würde uns eine sichere Zuflucht bieten."

Er warf einen scharfen forschenden Blick in dem Raume um-



Bäder des Titus. Triumphbogen des Titus. Kolossalstatue Neros. Amphitheater Vespasians

Basilika Konstantins.

Das alte Rom: Der Tempel der Venus und Roma. Von P. Lauser.

her und konnte doch nichts entdecken, was im Stande war, diese Behauptung zu bestätigen.

Sie lächelte und meinte beinahe scherzend:

„Und wenn ganz Augh verwüstet und geplündert würde, Du würdest dennoch uns und unsere Schätze hier finden, selbst wenn das Kiosk verbrannt oder zertrümmert wäre. Du brauchtest nur meinen Namen zu rufen und das Zeichen des Bülbül zu geben."

„Wohlan, das beruhigt mich, obgleich es nicht so weit kommen wird. Jetzt aber muß ich gehen, die Mitternacht ist nahe."

Sie erhob sich ebenfalls wie er und wand sich den Gürtel von den schwellenden Hüften.

„Du kämpfest für uns und — auch für mich. Nimm diesen Schwal von mir; er mag Deine Waffen tragen und Dir ein Talisman sein in jeder Gefahr, welche Dir droht!"

„Wird er und dem Najah nicht verrathen?"

„Der Najah kennt ihn nicht; trage ihn getrost!"

Sie schlang ihm das kostbare Geschenk mit eigener Hand um die Hüften und reichte ihm dann die Rechte zum Abschiede.

„Ziehe hin und kehre siegreich wieder!"

Er vermochte nicht zu sprechen. Sie stand vor ihm, so herrlich, so entzückend und doch so rein, so hehr und hoch, daß er um keinen Preis zu der geringsten Profanation dieses Augenblickes befähigt gewesen wäre. Er drückte nur ihre Hand an sein Herz und stammelte dann:

„Lebe wohl!"

Das Kiosk lag hinter ihm und eine halbe Stunde später, als er Abschied von dem Najah genommen hatte, die Stadt. Er ritt an der Spitze seiner kleinen Truppe neben dem Führer dem Osten entgegen.

Es waren halb selige und halb bange Gefühle, welche sich in seinem Busen theilten. Die kräftigen Pferde flogen im Trabe über die weite Ebene dahin; es wurde kein lautes Wort gesprochen, und nur zuweilen ließ sich in den hinteren Gliedern ein flüsternder Ton vernehmen.

Da kam ihnen rascher Hufschlag entgegen. Drei Reiter wollten an ihnen vorüber.

„Halt!" rief Maletti. „Wohin?"

„Nach Augh," lautete die Antwort.

Digitized by Google

Die drei Reiter erkannten jetzt, daß sie es mit einer ganzen Truppe zu thun hatten, und parierten ihre Pferde.

„Zu wem?"

„Zum Maharajah."

„Woher?"

„Vom Schlachtfelde."

„Vom Schlachtfelde? Ah! Es ist bereits eine Schlacht geschlagen? Du meinst wohl ein Treffen, ein kleines Gefecht!"

„Nein, eine Schlacht."

„Welchen Ausgang hatte sie?"

„Die Inglis haben gesiegt. Sie kamen schneller, als wir dachten; sie kamen von allen Seiten, und wir hatten nur Reiterei, keine Kanonen und keinen Anführer. Die Truppen von Rugh sind geschlagen, sind vernichtet, sind zerstreut in alle Winde. Wer seid Ihr?"

„Ich bin der Musketier des Maharajah und wollte zu Euch."

„O, Sahib, denke nicht, daß wir Feiglinge waren! Siehe unsere Wunden hier! Wir haben tapfer gekämpft, aber wir konnten ihnen nicht widerstehen."

„Ich glaube Euch. Diese Inglis haben uns verrätherischer Weise überfallen, ehe wir uns für den Kampf zu rüsten vermochten. Wo wurde die Schlacht geschlagen?"

„Bei Hobrah."

„Wie weit ist dies von hier?"

„Du reitest in acht Stunden dahin. Wir aber sind, um die Kunde schnell zu bringen, nur fünf Stunden geritten."

„Wann begann der Kampf?"

„Heute am Nachmittage."

„So sind die Inglis also nur ungefähr neun Stunden von der Hauptstadt entfernt. Eilt dorthin und sagt dem Rajah, daß ich versuchen werde, die in der Umgegend des Schlachtfeldes Zerstreuten schleunigst an mich zu ziehen, um mit ihnen die Hauptstadt zu decken. Ha, ein feiger Einfall ohne Kriegserklärung! Seht wohl!"

Schon wollte er den Ritt in beschleunigter Eile fortsetzen, als er von einem Ausrufe des Schreckes zurückgehalten wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Rom: Die Grabdenkmale an der Via Appia. Von Ad. Schill.

Am letzten Tage.

Novelle

von

E. Schlegel.

(Fortsetzung.)

Leonie empfand die Gewalt, sie bäumte sich wieder dagegen auf. Der trotzende Wille floß von neuem, durch krankhafte Reizbarkeit erhöht, wie Feuer durch ihren Körper und funkelte aus ihren großen, weit offenen Augen.

„Nun denn," sagte sie fest, „wenn Du es wissen willst: Ja, ich verehre auch Holm und mag ihn gern um . . ."

Leonie sprach den Gedanken nicht zu Ende, sie stockte unwillkürlich und ergänzte absichtslos und plötzlich sichtlich verwirrt: „Holm lebt unter angenommenem Namen und ich vermuthe daher . . ." sie schien jedoch ihre Worte abermals zu bereuen, denn sie preßte wie bestürzt die Lippen aufeinander, als habe sie übereilt gesprochen.

Und ihr Gefühl hatte sie nicht getäuscht. Der Baron lachte nicht mehr still in sich hinein, sondern er lachte jetzt kurz und scharf auf und bemerkte sarkastisch:

„Hatte ich doch Recht! Immer das alte Lied, nur in verstärkter Uebertreibung. Dunkle Augen — problematische Existenz — falscher Name — es lautet wie das Nationale eines Individuums, welches Ursache hat, sein Dasein zu verbergen."

Leonie wollte etwas erwidern, sie bewegte die Lippen, aber Altenhof wehrte jeder Einrede, indem er fortfuhr: „Schweig jetzt! Du wirst diesen Mann nicht wiedersehen, ich verbiete es Dir. Daß mein Glück bei Dir in schlechter Obhut ist, weiß ich längst. So wärest Du also die Erste des Hauses Altenhof, die seine Ehre zu beflecken wagt . . ."

Fast im Entsetzen starrte Leonie nach ihrem Gatten, der stirnrunzelnd vor ihr stand. Ehe sie es wußte, bewegten sich ihre jetzt blutlosen Lippen.

„Clemens — o Clemens . . ." brach es halb erstickt heraus und klang dennoch wie ein Schrei.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 17.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

„Was ist es?"

„Siehe das Feuer dort im Westen, Sahib!"

Er blickte zurück. Gerade in der Gegend, aus welcher sie kamen, zeigte sich der Horizont gerötheter; erst ein schmaler Streifen nur, dann aber mit jedem Augenblicke höher und höher steigend, nahm das Phänomen eine Dimension an, welche zum Erschrecken war. —

„Das ist kein Meteor; das ist ein richtiges, ein entsetzliches Feuer!"

„Das ist der Brand nicht eines Dorfes, sondern einer ganzen großen Stadt!"

In dem Innern des Franzosen kochte es. Vor sich eine verlorene Schlacht mit einem zerstreuten Heere in den Feldern, und hinter sich — Herrgott, ja, das konnte nichts Anderes sein als die Hauptstadt Augh, welche brannte. Und wie allein nur konnte dieser Brand entstanden sein? Er gab seinem Pferde die Sporen, daß es wiehernd hoch aufstieg.

„Umgekehrt, zurück! Augh ist überfallen und in Brand gesteckt worden. Reiter, was die Pferde laufen können, und haltet Euch zusammen!"

Das gab einen Ritt, als ob eine entfesselte Hölle hinter ihnen herlege. Es bedurfte kaum einer Viertelstunde, um die beinahe zwei Stunden weite Strecke zurückzulegen. Je näher sie kamen, desto deutlicher sahen sie, daß sie sich nicht geirrt hatten. Der größte Theil der Stadt stand in Flammen; das konnte unmöglich die Folge eines einzeln in der Stadt ausgebrochenen Feuerschadens sein. Bald kamen ihnen einzelne flüchtige Reiter entgegen.

„Was ist geschehen?" frug Alphons den ersten.

„Der Sultan von Symoore hat Augh überfallen, und vom Westen ist auch schon der Rajah von Kamooh im Anzuge."

Maletti knirschte mit den Zähnen.

„Ein längst vorbereitetes und sorgfältig gehegt gehaltenes Bubenstück! Wo ist Madpur Sing, der Maharajah?"

„Niemand weiß es; Niemand hat ihn gesehen."

„Ist der Feind stark?"

„Viele tausend Mann."

Alya Pascha.

„Wohlan! Wer geht mit mir, um den Rajah zu retten?"

„Wir Alle!"

„Bravo! Nehmt breite Linie! Jeder Reiter, welcher uns begegnet um zu fliehen, wird angehalten und muß uns folgen!"

Der Trupp donnerte weiter, und als er sich in unmittelbarer Nähe befand, bestand er aus gegen vierhundert muthigen, wohlbewaffneten Männern.

„Jetzt gerade zum Palaste des Rajah hin. Vorwärts!"

Er voran, die Andern hinter ihm drein, brausten sie wie ein Sturmwind in die Stadt hinein.

Der Feind bestand glücklicher Weise nicht mehr aus fest geschlossenen Truppenkörpern; er hatte sich zerstreut um zu plündern. Nur hier oder da fiel ein Schuß oder stellte sich ein kleinerer Trupp den todesmuthigen Reitern entgegen; aber solche Hindernisse wurden einfach überritten. Maletti hatte das beste Pferd

Digitized by Google

aus dem Stalle des Rajah empfangen. Erst hatte er dies bezweifeln wollen, jetzt aber, da er die Leistung dieses Thieres sah, glaubte er daran.

Je näher sie dem Schlosse kamen, desto dichter wurde der Feind, und vor dem Palaste selbst wogte noch ein außerordentlich erbitterter Einzelkampf.

„Hurrah, drauf und hinein!“ rief Alphons, sein Pferd in die Höhe nehmend und den Säbel schwingend.

Der Feind stutzte erst überrascht; als er aber erkannte, mit welch kleiner Anzahl Gegner er es zu thun hatte, begann er ein mörderisches Augeliefer, welches sofort die Reihen der Helden zu lichten begann. Auf den durchsilten Straßen waren ihrer bereits eine Anzahl gefallen; jetzt schien es, als ob sie der Betrachtung geweiht seien.

Maletti sah einige der Diener, welche sich zusammengerottet hatten, im Hofe kämpfen. Er fuhr wie ein Wind zum Thore hinein, auf ihre Gegner zu und ritt sie auseinander.

„O, Sahib, Du wieder hier!“ scholl es ihm entgegen.

„Wo ist der Rajah?“

„Nach dem Garten.“

„Und das Harem?“

„Ist mit ihm.“

„Flieht auch dorthin. Anderswo ist keine Rettung!“

Ohne abzusteigen sprengte er die Treppe empor, durch den weiten Flur des Palastes, wo er mehrere Feinde niederstreckte, ginburch und dann hinaus in den Garten. Auch hier wogte der Kampf und tönte gellendes Wuth- oder Siegesgeschrei Rabbabah hatte von einer Zuflucht im Kiosk gesprochen. Der Maharajah, wenn er noch lebte, mußte dort zu finden sein.

Die einzelnen Feinde theils niederschlagend, theils niederreitend, gewann er die Frauenabtheilung des Gartens. Da ertönte hinter ihm das Schnauben von Pferden. Er blickte sich um. Fünf von seinen Wachern waren ihm gefolgt und hatten ihn ein. Die fürstlichen Anlagen und Blumen nicht achtend, ging es beim Scheine des brennenden Palastes gerade auf das Kiosk los. Da plötzlich riß er sein Pferd zurück. Vor ihm lagen zwei Leichen, die eines Mannes und eines Weibes, welche sich umschlungen hielten. Es war der Maharajah und sein Weib, der Leib des ersteren von Kugeln und Stichen ganz durchlöchert. Was war aus der Begum geworden?

„Rettet diese Leichen. Nehmt sie auf!“

Nach diesem Befehle setzte er zwischen einige Hecken hindurch und erreichte den kleinen freien Platz, auf welchem das Kiosk errichtet war. Was er da erblickte, ließ ihm die Haare zu Berge steigen.

Auf einer der Stufen zum Kiosk hatte Rabbabah gestanden und sich mit einem trummen Scirimar nach Kräften vertheidigt. Sie war unverwundet. Man hatte sie geschont; zu welchem Zwecke, das sollte sie gleich sehen. Zwei Feinde zugleich faßten sie und entrangen ihr die Waffe.

„Wo ist der Schatz des Maharajah?“ brüllten sie.

„Sucht ihn!“ antwortete sie ruhig.

Aus dreifig Kehlen antwortete ein Schrei der Wuth und der Drohung.

„Du bist die Begum; Du weißt, wo der Schatz sich befindet. Sage es, sonst stirbst Du unter tausend Qualen!“

„Martert mich!“

„Wohlan, brennt ihr zunächst den Turban an!“

Sie wurde von Vier oder Fünf festgehalten, und ein Sechster brachte einen schnell herbeigehaltenen Brand, um die grausenhafte Drohung wahr zu machen.

Dies war der Augenblick, an welchem Malettis Rappe die Hecke durchbrach.

„Rabbadah!“

Nur diesen einen Ruf stieß er aus, dann war er auch schon mitten zwischen den Feinden, welche überrascht zurückwichen. Er benutzte diesen Augenblick sofort.

„Herauf zu mir!“

Zwei scharfe Säbelhiebe, das Pferd auf den Hinterhufen herumgerissen, ein rascher energischer Griff — die Geliebte lag vor ihm auf dem Pferde. Zugleich erschienen seine fünf Begleiter, zwei von ihnen mit den Leichen vor sich.

„Wir nach, über die Mauer in den Fluß. Vorwärts!“

Wie die wilde Jagd ging es weiter. Alphons kannte eine niedrige Stelle der Mauer, welche ein guter Reiter wohl zu überfliegen vermochte. Er sprengte zunächst in die Männerabtheilung des Gartens zurück und dann gerade auf diese Stelle zu. Die Andern folgten.

„Rabbadah erschrick nicht. Wir stürzen in den Fluß!“

„Ich erschrecke nicht!“

„Aufgepaßt! Hurrah!“

Er nahm den Rappen empor, und das gewandte sprungkräftige Thier flog wie ein Pfeil hinüber, mitten in die Fluthen des unmittelbar hinter der Gartenmauer dahinrauschenden Stromes hinein. Noch fünf ebenso glückliche Sprünge, und die sechs Reiter hielten auf das gegenüberliegende Ufer zu, welches sie glücklich erreichten, obgleich drei der Pferde doppelte Lasten zu tragen hatten.

„Wohin jetzt, Sahib?“ frug einer der Männer.

„Steigt ab und laßt Eure Pferde erst verschnaufen. Wenigstens für kurze Zeit sind wir hier jetzt sicher. Wir haben noch einen guten Ritt und müssen dann noch einmal über das Wasser.“

Er stieg mit Rabbadah ab, und die Andern folgten ihm, sich in respektvoller Entfernung von Beiden haltend. Die Begum war zwar vollständig durchnäßt, bei dem Klima Indiens aber war dies nicht gefährlich. Sie achtete nicht der triefenden Kleidungsstücke, die sich eng an ihre Gestalt anlegten; sie warf sich auf die Leichen des Brude.s und der Schwägerin und benetzte sie mit heißen wortlosen Thränen.

Dann trat sie zu Maletti und reichte ihm die Hand.

„Du warst fort. Wie kamst Du als Retter zurück in diese gräßliche Noth?“

„Ich sah den Schein des Feuers und ahnte was geschehen war. Darum kehrte ich um.“

„Ich danke Dir! Weniger für meine Rettung als vielmehr dafür, daß Du mir hier diese Beiden erhalten hast. Ist Alles verloren?“

„Alles! Die Inglis haben uns am Nachmittage vollständig geschlagen; der Sultan von Symoore hat Augh genommen, und von Westen her stürmt der Rajah von Kamooh heran.“

Sie faltete die Hände und schwieg. Dann aber hob sie die Rechte zum Himmel empor. Sie stand da gleich einem überirdischen Weibe, von den Flammen der brennenden Stadt und den blutigen Resexen des Stromes beleuchtet.

„Fluch, dreifacher Fluch diesen Inglis! Sie schimpfen und höhnen, sie treiben und hetzen, sie lügen und betrügen, sie sengen und brennen, sie plündern und morden; Fluch ihnen, tausendfacher Fluch!“

Das war ein fürchterliches Wort, und Maletti wußte nur zu gut, ob es Wahrheit oder Unwahrheit enthalte.

„Wie ist das heut nach meinem Scheiden so gekommen?“ frug er. „Erzähle es mir!“

„Jetzt nicht. Ich kann nicht denken, ich kann nicht erzählen, ich kann nur fluchen, fluchen diesen Inglis und diesen Teufeln aus Symoore und Kamooh, welche uns Freundschaft heuchelten und doch mit dem Feinde buhlten, um unsere Schätze zu erhalten. Kein Mogul, kein Schah, kein Sultan und kein Maharajah hat solche Schätze wie der Maharajah von Augh, und das wußten sie. Sie wollten diese Schätze haben, aber sie sollen sie nicht erhalten. Der Maharajah von Augh, der edelste und gerechteste der Könige ist todt, verrathen von den Inglis und treulos gemordet von seinen Freunden. Seine Schätze gehören der Begum und sollen nie in ihre Hände fallen; das schwöre ich bei den Geistern der beiden Gemordeten hier zu meinen Füßen!“

Fünftes Kapitel.

Nach der Juweleninsel.

Der in neuerer Zeit so berühmt gewordene Wald von Koleah bestand damals aus einem einzigen großen Dickicht von Ebenholz-, Teak- und Drachenbäumen, untermischt mit riesigen Farren und hohen Schirm-, Kohl-, Areka- und Sagopalmen. Diese baumartigen Gewächse wurden umschlungen, überstrickt und verbunden von einem beinahe unzerstörbaren Netzwerke von Schling- und Lianengewächsen, welche desto üppiger wucherten und blühten, je mehr sie den Stämmen, an denen sie schmarotzend emporkletterten, den Nahrungs- und Lebenssaft raubten.

Nur einige schmale Pfade führten durch diesen Wald auf die Mitte desselben zu, wo die Ruinen eines jener indischen Tempel liegen, mit deren Großartigkeit sich nur die Ueberreste jener cyklopischen Tempelbauten auf Java zu messen vermögen.

Es war am frühen Morgen nach dem Ueberfalle von Augh, als sechs Reiter und eine Reiterin dem schmalen Schlangenpfade folgten, welcher von Augh her in den Wald von Koleah führt.

Voran ritt Alphons Maletti, der einstige Lieutenant in englischen Diensten und nachherige kurzzeitige Kriegsminister des Maharajah Mahpur Sing. Ihm folgte auf einem für sie einge-

Digitized by Google

fangenen Pferde Rabbadab, die Begum von Augh, und dann kamen fünf Reiter, von denen zwei je eine Leiche vor sich auf dem Pferde hielten.

„Kennst Du diesen Weg auch ganz genau?“ frug die Begum.

„Nein,“ antwortete der Offizier.

„Und Du wißt unser Führer sein!“

„Ja,“ lächelte er.

„Warst Du bereits einmal hier?“

„Noch nie.“

Sie wurde ängstlich, das war ihr anzusehen.

„Und Du wißt uns hier eine sichere Zufluchtsstätte verschaffen?“

„Wie es sicherer keine zweite gibt. Ich habe einen mächtigen Freund in diesem Walde und in dieser Ruine.“

„Ob er aber auch der meinige ist!“

„Er wurde der meinige nur deshalb, weil er der Deinige ist.“

„Wo ist er zu finden?“

„Das weiß ich nicht; ich werde es aber bald sehen.“

Das Gespräch stockte wieder, bis sie an eine Stelle kamen, von welcher ein zweiter Pfad auf den ersten mündete und dieser nun eine beinahe doppelte Breite gewann. Eben als sie diese Stelle erreichten, traten wohl an die zwanzig wild aussehende Männer aus dem Dickicht hervor. Rabbadab stieß einen Ruf des Schreckes aus.

„Phansegars!“ brüllte entsetzt der ihr folgende Reiter.

Er glitt sofort vom Pferde und verschwand in dem wuchernden Gewirre der Schlingpflanzen; die andern Vier folgten schleunigst seinem Beispiele und ließen die Pferde im Stich, um sich nur verbergen zu können. Sie konnten wegen der engen Passage ihre Pferde nicht umwenden, sonst wären sie sicher, anstatt zu laufen, davongeritten.

„Halt!“ rief der Vorderste der Männer. „Wer seid Ihr?“

„Freunde,“ antwortete Maletti ruhig.

„Beweise es!“

„Hier!“

Er zog den Zahn hervor und zeigte denselben hin.

„Du bist ein Freund. Wer ist dieses Weib?“

„Das kann ich nur Dem sagen, welcher mir dieses Zeichen gab, und zu dem ich jetzt will.“

„Wie heißt er?“

„Er hat mir seinen Namen nicht genannt.“

„Das macht Dich verdächtig. Steigt ab und folgt uns! Ah, zwei Leichen! Was sollen die Kadaver hier?“

„Wir wollen sie hier begraben.“

„Es gibt dazu andere Orte. Uebrigens bist Du ein Ingli oder ein Franzhi, denn bei uns werden die Leichen nicht begraben, sondern verbrannt. Du wirst mir immer verdächtiger. Vorwärts mit Euch!“

Sie wurden von den Phansegars in die Mitte genommen und verfolgten nun den Weg zu Fuße weiter, bis sie an einen von hohem Baumwuchse freien Platz kamen, auf welchem die selbst in ihren Trümmern noch gigantischen Steinkolosse des einstigen Tempels zu erblicken waren.

Man hatte ihnen die Pferde nachgebracht; sie wurden angebunden.

„Kommt weiter!“ befahl der Führer.

Er führte sie zwischen riesigen Felsenstücken und Mauerüberresten hindurch nach einem engen Gange, welcher sich unter der Erde fortsetzte. Sie mußten im Dunkeln tappen, bis er halten blieb.

„Wartet hier! Ich weiß nicht ob ich schnell wiederkommen kann!“

Höchstens drei seiner Schritte waren zu hören, dann blieb es still.

„Wenn er uns hier verlassen hat, um nie zurückzukehren!“ flüsterte Rabbadab.

„Sorge Dich nicht! Wir sind in guten Händen.“

„Weißt Du dies gewiß?“

„So gewiß, als ich mein Leben tausendmal hergeben würde, ehe ich Dir ein Haar nur krümmen ließe.“

„Aber es sind Phansegars!“

„Ich weiß es.“

„Woher bekamst Du ihr Zeichen?“

„Das darf ich Dir nicht sagen, weil ich geschworen habe zu schweigen. Horch!“

Die Mauer, an welcher sie lehnten, konnte nicht sehr stark sein, denn man vernahm jetzt die Schritte vieler Personen und das Summen ihrer unterdrückten Stimmen. Zugleich ward ein Geruch bemerkbar, welcher demjenigen des Harzes oder des Peches glich. Da erhob sich plötzlich eine laute deutliche Stimme:

„Steig nieder, von den heil'gen Höhen,
Wo in Verborgenheit Du thronst;
Laß uns, o Siwa, laß uns sehen,
Daß Du noch immer bei uns wohnst!
Soll Deines Lichtes Sonne weichen,
Jetzt von Tschalamandelas[1] Höhn,
In Dschahlaman[2] Dein Stern erbleichen
Und im Verschwinden untergehn?“

Maletti erkannte sofort diese Stimme; es war diejenige des Phansegars, welcher ihm das Zeichen gegeben hatte.

„Das ist der Freund, der Dich und mich beschützen wird,“ tröstete er Rabbadab.

Die Stimme fuhr unterdessen fort:

„Sprenz Deines Grabes Felsenhülle,
O Kalidah, steig aus der Gruft
Und komm in alter Macht und Fülle
Zum Thuba, der Dich sehnend ruft!
Soll der Brahmane schlafen gehen,
Die Sakundala in der Hand,
Soll er den Zauber nicht verstehen,
Der ihn an Deine Schöpfung band?“
Des Himalaya macht'ger Rücken
Steigt aus dem Wolkenkreis hervor,
Und der Giganten Häupter blicken
Zum Ew'gen demuthsvoll empor.
Ihn preist des Meers gewaltge Woge,
Die an Kuratschis Strand sich bricht,
Und in des Kieles lautem Soge[3]
Von ihm erzählt beim Sternenlicht.
Ihn preiset des Suacrong[4] Stimme,
Die donnernd aus der Dschungel schallt,
Wenn er im wilden Siegesgrimme
Die Pranken um die Beute krallt.
Ihn preist des Feuerberges Toben,
Das jedes Herz mit Graun erfüllt,
Wenn aus dem Schlund, dem bodenlosen,
Das Flammenmeer der Tiefe quillt!“

„Ist dies auch ein Phansegar, ein Mörder?“ frug die Begum. „Er spricht wie ein Dichter.“

„Es ist ein Phansegar; er kann wohl weder lesen noch schreiben, und dennoch könnte ein Dichter des Morgen- oder Abendlandes ihn wohl in Beziehung auf die Sprache kaum übertreffen. Horch!“

Es klang weiter:

„Und Herr ist er, vom Eisesstrande,
Wo träg zum Meer die Lena zieht,
Bis weithin, wo am Felsenstrande
Der Wilde dem Yahu[5] entflieht.
Und Herr bleibt er. Im Sternenheere
Erblickt Du seiner Größe Spur;
Sein Fuß ruht in dem Weltenmeere,
Und sein Gesetz ist die Natur.
Naht auch mit unheilvollen Stürmen
Vom Westen her die Wetternacht,
Mag immer sich die Walle thürmen,
Der Hindukoh bricht ihre Macht:
Die matt geword'nen Stürme träufeln
Mit kühlem Hauch als Abendwind
Des Perlermeeres Fluth un' säufeln
Dun Pendschabs Fluren sanft und lind.
Wo die Almeah[6] kaum die Lieder
Der nächtlichen Bhowaunie sang,
Tönt in die stillen Ghauts[7] hernieder
Der Kriegstrompete heller Klang.
Die duftenden Thanakafeder
Zerstampft der Rosse Eisenhuf;
Der Phansegar flieht in die Wälder
Vor seiner Feinde Siegesruf.

[1] So wird in Indien die Küste Koromandel genannt.
[2] So nennt der Indier die Küste Malabar.
[3] So wird das Brausen genannt, welches das Kielwasser am Schiffe hervorbringt.
[4] Der indische Tiger.
[5] Yahu ist der Teufel der Neuseeländer.
[6] Tänzerin.
[7] Thäler.

Digitized by Google

Des Ganges Welle muß sie tragen
Bis hin zu Siwas heil'gem Ort,*
Und ihre Feuerboote jagen
Die Gott geweihten Thiere fort.
Dann wird mit fehlichem Gepränge
Von einem andern Gott gelehrt,
Und von der leicht bethörten Menge
Der Mann aus Jaleithin** verehrt. —"

Sie konnten nicht weiter hören, denn der Phanfegar, welcher sie hier gelassen hatte, kehrte zurück, jedoch aus einer anderen Richtung, als er vorhin eingeschlagen hatte.

„Folgt mir weiter!"

Sie schritten langsam hinter ihm her, bis sie zu einer steinernen Treppe kamen, welche zu einem ähnlichen Gange emporführte. Dieser nahm einen krummen Verlauf und war an seiner Mündung von Rauch erfüllt. Sie traten jetzt in eine bogenartige Erweiterung, von welcher aus, als sich erst das Auge an den Rauch gewöhnt hatte, sie über eine steinerne Brüstung hinweg in eine sehr bedeutende Tiefe zu blicken vermochten.

„Setzt Euch hier. Und wenn Ihr bei dem was Ihr jetzt einen Laut ausstoßt, so werdet Ihr hinabgeführt!" drohte der Führer.

An der Rückwand der Loge zog sich eine lange Steinbank hin, auf welcher etwa zwölf bis fünfzehn Thugs Platz genommen hatten, die jedenfalls sehr bereit waren, dieser Drohung augenblicklich Folge zu leisten.

„Dürfen wir leise mit einander sprechen?"

„Ja."

„Dürfen wir auch an die Brüstung treten, um zu sehen, was da unten vorgenommen wird?"

„Das sollt Ihr sogar, damit Ihr erkennt, wie es Euch geht, wenn Ihr nicht unsere Freunde seid, sondern zu den Inglis gehört!"

Maletti trat vor und die Begum folgte seinem Beispiele.

Beide erblickten vor sich einen hohen, weiten, von riesenhaften Steinmauern begrenzten domartigen Raum, an dessen hinterer Decke sich ihr gegenwärtiger Aufenthaltsort befand. Unten im Schiffe dieses kirchenähnlichen Raumes knieten vor einem steinernen Altare wohl an die zweihundert Männer, von denen jeder eine Fackel trug. Daher der Harzgeruch und Rauch. Diese Männer waren an ihren Waffen sehr leicht als Thugs und meist als Phanfegars zu erkennen, denn in ihrer Armirung herrschte das krumme fürchterliche Messer vor.

Zwischen ihnen und dem Altare kauerten vielleicht zwanzig gefesselte Personen, welche alle die englische Uniform trugen. Maletti blickte genauer hin und hätte beinahe vor Ueberraschung den so streng verbotenen Schrei ausgestoßen.

„Siehst Du die Gefangenen?" frug er leise die Begum.

„Ja. Es sind Inglis."

„Kennst Du sie?"

„Nein."

„Blicke die Beiden rechts in der vorderen Reihe an, aber — sei vorsichtig und bleibe still!"

Sie machte die Geberde des Erkennens.

„Lord Hastley!"

„Und Rittmeister Mericourt!"

Da trat der Phanfegar herbei, welcher sie geführt hatte.

„Ich sehe es Euch an, Ihr habt Gefangene erkannt!"

„Ja."

„So seid Ihr verloren, denn Ihr gehört zu ihnen."

„Es sind unsere Feinde!"

„Wohl Euch, wenn es so ist!"

„Wie konnte ich aus Euer Zeichen kommen?"

„Du konntest es gestohlen oder geraubt haben."

„Wäre ich dann zu Euch gekommen?"

Der Mann nickte.

„Aber warum stehen Deine Begleiter, als sie uns erblickten?"

„Sie wußten nicht, was ich hier wollte. Oder willst Du, daß ich Euer Geheimniß einem Jeden mittheile?"

„Du hast Recht."

Er zog sich sichtlich unfriedengestellt wieder zurück.

Drunten auf dem Altare stand der Phanfegar, von welchem Maletti das Zeichen erhalten hatte. Seine Rede war nun beendet. Die Beiden hatten sie jedenfalls deshalb so genau vernommen, weil sie gerade jenseits der hinter ihm gelegenen Wand gesessen hatten.

Er gab ein Zeichen mit der Hand, und alle Thugs erhoben sich.

Die Lehrlinge vor!" gebot er.

Drei Männer traten bis an den Altar heran.

„Ihr sollt heut Euren ersten richtigen Streich vollführen. Habt Ihr Euch fleißig an Puppen geübt?"

„Ja!" erscholl es aus drei Kehlen.

„So zeigt, was Ihr gelernt habt!"

Einer der Gefangenen wurde ergriffen und vor den Altar geführt. Der erste Neuling trat zu dem von drei Thugs festgehaltenen Mann heran und that, als wolle er ihm in das Gesicht blicken. Im Nu aber blitzte das verborgen gehaltene Messer, und der Kopf des Opfers rollte zu Boden.

Im Augenblicke des tödtlichen Streiches faßte Alphons die Begum am Arme, und das war sehr wohl berechnet, denn sie hätte bei dem Anblicke dieses Mordes sicher einen Schrei nicht unterdrücken können.

„Ich muß mich setzen," flüsterte sie.

„Und ich halte hier aus," antwortete Maletti. „Es ist wohl das erste Mal, daß es einem Europäer vergönnt ist, einem solchen Opfer der Thugs zuzuschauen, und ich bin es der Civilisation schuldig, daß ich mir die Fähigkeit erwerbe, ein vollgiltiger Zeuge dieser höllischen Schauspiele zu sein."

Und er hielt aus!

Es dauerte wohl an zwei Stunden, ehe er zum Sitz zurücktrat, und während dieser Zeit hatte mancher gräßliche Schmerzensschrei und manches entsetzliche Todesröcheln den Weg zu der hohen Loge gefunden. Es gehörte dies nur zu hören die muthige Seele der Begum dazu.

Da endlich erhob sich ihr Führer wieder.

„Jetzt hat der Meister Zeit. Kommt!"

Er führte sie einen Gang entlang, welcher immer bergab zu gehen schien und sie endlich wieder in das Freie führte. Auf einem sich ähnlich wie vorhin zwischen Felsenstücken durchwindenden Pfade gelangten sie von der andern Seite des Tempels wieder zu den Pferden.

„Warum hast Du uns nicht hier gelassen? Warum mußten wir Dir in den Tempel folgen?" frug Alphons.

„Weil ich dachte, der Meister würde noch nicht begonnen haben, und weil ich Euch zugleich prüfen wollte. Doch da kommt er!" Der Meister kam in Begleitung von wohl zwanzig seiner Untergebenen. Er erkannte den Lieutenant genau.

„Du hier? Ich hörte, daß ein Mann und ein Weib mich zu sprechen begehrten, aber daß Du es seist, dachte ich nicht, da das Zeichen nicht auf der Stufe gefunden wurde."

„Deine Leute nahmen uns gefangen, noch ehe wir den Tempel erreichten."

„Kommst Du in einer Absicht?"

„Ja. Ich möchte Dir eine Bitte vorlegen."

„Eine Bitte? Dem Phanfegar? Sprich!"

„Siehe Dir einmal diesen Todten an!"

Er nahm dem Leichnam das Tuch vom Gesichte. Der Phanfegar trat hinzu, fuhr aber sofort zurück.

„Bhdpur Singh, der Maharajah! Wer hat ihn getödtet? Du kommst, um Rache zu verlangen, und ich schwöre Dir, daß Du sie erhalten sollst!"

„Siehe Dir diese Leiche an!"

„Wer ist diese schöne Frau?"

„Das Weib, das Glück des Maharajah. Man hat sie an seiner Seite ermordet."

„Das soll sehnsach gerochen werden! Und wer ist das Weib hier an Deiner Seite?"

Die Prinzessin lüftete den Shwal, welcher ihr Gesicht verhüllte, ein wenig.

„Ich bin Rabbadah, die Begum von Augh."

„Die Begum! Männer, schnell, kniet nieder und küßt den Saum ihres Gewandes! So! Und nun sage, wer hat den Maharajah und sein Weib erschlagen?"

„Wir kennen den Mörder nicht," antwortete Rabbadah. „Es geschah gestern Abend während der Eroberung von Augh."

„Der — Eroberung — von — Augh!"

Er sprach jedes nachfolgende Wort mit größerer Verwunderung als das vorhergehende.

„Ja."

„Träume ich denn? Ist Augh erobert worden?"

„Ja."

„Und wenn?"

„Gestern oder vielmehr heut kurz nach Mitternacht."

„Unmöglich! Am Nachmittage war die Schlacht bei Hodrah, und die Inglis können unmöglich am Abende in Augh gewesen

* Benares.
** Palästina (Christus gemeint).

Digitized by Google

sein, zumal ich ihre Anführer gefangen nahm, um sie für den Verrath an dem Maharajah zu züchtigen!"

„Die Inglis waren es nicht; es war der Sultan von Symoore."

„Dieser hat Augh überfallen?" frug der Meister erstaunt.

„Ja."

„So ist er der Mörder des Maharajah, gleichviel, wer den Streich geführt hat! Ich habe am Aberde die Anglis gefangen und während der Nacht hierher transportirt. Ich glaubte dem Maharajah durch den Schreck zu nützen, welcher in ihrem Lager

Der Lairdbruder.

ausgebrochen ist, sobald sie ihre Anführer vermißt haben. Und nun steht es so! Augh gehört dem Sultan von Symoore!"

„Und wohl auch dem Rajah von Kamooh, welcher gestern Abend bereits im Anzuge war."

„Auch dieser! So ist auch er der Mörder unseres Maharajah. Sie sollen es büßen? Welche Bitte hast Du nun?" frug er den Offizier, und dann setzte er, sich an die Begum wendend, hinzu: „Was Du befiehlst, Sahiba, das wird geschehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 18.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Ich bitte Dich zunächst um Aufbewahrung dieser beiden Todten."

„Will Du sie nicht verbrennen?"

„Kann ich sie jetzt verbrennen in der Art und Weise, wie es dem Maharajah von Augh gezieмt!"

„Du kannst es, jetzt noch besser als früher oder später."

„Wie? An welchem Orte und zu welcher Zeit?"

„Das überlasse mir, Sahiba! Und was befiehlst Du noch?"

„Weißt Du nicht einen Ort, an welchem ich und dieser treue Beamte meines Bruders einige Zeit und verbergen könnten? Man trachtet ihm und mir nach dem Leben."

„Kommt!" antwortete er ohne sich zu besinnen.

Er führte Beide um den Tempel herum und mitten in den Wald hinein. Nach ungefähr zehn Minuten standen sie vor einer zweiten, aber ungleich besser erhaltenen Ruine.

„Du warst bisher nur im Vorhause, Sahiba," erklärte er. „Hier ist der eigentliche Tempel. Meine Leute kennen Einzelnes von ihm, ganz aber ist er nur mir und meinem Sohne in Augh bekannt. Dieser war gestern nicht bei mir. Wenn er nicht mehr lebt, dann wehe seinen Mördern!"

Sie stiegen zu einem wohl hundert Ellen breiten Portikus hinan und traten ein in das kolossale Denkmal der Baukunst einer Zeit, welche um Jahrtausende hinter der Gegenwart liegt. In diesen mächtigen Räumen mußten sie sich wie Ameisen vorkommen, welche sich in den Kölner Dom verirren.

Der Meister hatte keine Zeit, sich mit Erklärungen aufzuhalten. Er ging im schnellen Schritte voran, die Beiden folgten ihm bis zum Hauptaltar. Hier stampfte er mit dem Fuße, und es öffnete sich gleich einer Thüre eine Steinplatte, hinter welcher eine Treppe sichtbar wurde.

„Dort oben wird Eure Wohnung sein. Merkt Euch also diese Mechanik. Hier stampfe ich zum Oeffnen und hier zum Schließen, und hinter der Thür auf der ersten Stufe zum Oeffnen und auf der zweiten zum Schließen. Nun folgt mir hinauf!"

Als sie die Treppe betreten hatten, stampfte er auf die zweite Stufe, und sofort schloß sich die Thür hinter ihnen. Sie stiegen eine ganze Flucht von Treppen empor und traten dann in einen hell erleuchteten Gang, in welchen der Reihe nach zwölf Thüren mündeten, deren Oeffnungen durch Matten gleich Portièren verschlossen waren.

„Das sind jedenfalls die Wohnungen der Priester gewesen," erklärte er. „Befiehl, Sahiba, wie viele Räume Du haben willst. Die andern gehören Deinem Musterschar."

„Laß erst sehen!" bat sie.

Sie traten ein und hatten nun zwölf Zimmer zu bewundern, von denen jedes einzelne nach chinesischer, malayischer, indischer oder europäischer Weise so eingerichtet war, daß sich kein Fürst zu bedenken brauchte, darin zu wohnen.

Die Begum schlug die Hände zusammen.

„Welche Pracht! Wer hat diese Räume ausgestattet?"

„Ich," antwortete der Meister mit Selbstgefühl.

„Aber für wen?"

Er lächelte.

„Es kommt mich zuweilen auch der Wunsch an, wie ein Sahib zu wohnen. Ich bin der Maharajah der Thugs von Augh! Es kommen nicht selten sehr vornehme Sihdis und Sahibs zu mir, theils in Geschäften, theils um sich, wie Ihr, ein wenig zu verbergen. Da muß ich Wohnungen haben, welche für solche Leute geeignet sind."

„Dann mußt Du auch wohl für Bedienung sorgen?"

Er lächelte wieder sehr selbstbewußt und zeigte auf ein kleines Metallbecken, welches mit seinem Hammer neben dem Eingange hing.

„Sahib, gib einmal ein Zeichen!"

Maletti ließ den Hammer einmal auf das Metall fallen, und im nächsten Augenblicke trat ein sehr reinlich gekleideter Knabe ein, der sich mit gekreuzten Armen bis fast zum Erdboden verbeugte.

„Gib zwei Zeichen, Sahib!"

Maletti that es, und augenblicklich erschien ein ungefähr zwölfjähriges Mädchen, welches ganz in derselben Weise grüßte.

„Gib drei Zeichen!"

Jetzt erschien ein Weib in den mittleren Jahren, deren rundes Gesicht ein recht Vertrauen erweckendes genannt werden mußte.

„Gib vier Zeichen, Sahib!"

Digitized by Google

Dieses Mal trat ein Mann von eben demselben Alter ein und grüßte. Sein Gesicht hatte einen recht freundlich-pfiffigen Ausdruck. Man sah es ihm an, daß er auch schwierige Aufträge gern und mit Gewissenhaftigkeit auszuführen bereit sei.

„Das ist die Bedienung," erklärte der Meister, auf dessen Wink sich die Vier wieder entfernten. „Ihr kennt die Zeichen und werdet Euch ihrer nach Belieben bedienen. In jedem Zimmer ist Schreibzeug. Braucht Ihr etwas Besonderes, so ist es gut, dies immer aufzuschreiben und den Zettel am Abende zu übergeben."

„Wann bist Du gewöhnlich zu sprechen?"

„Das kannst Du jeden Tag von der Bedienung erfahren, Sahiba. Mein Tag verlauft nicht ganz so regelmäßig wie der Tag eines Bramathnen, und jetzt, während das Land dem Feinde gehört, wird das noch ein wenig schlimmer werden. Welche Zimmer nimmst Du?"

„Wir werden uns theilen: ich sechs und der Sahib sechs."

„Ich brauche nur ein einziges," warf Maletti ein.

„Ich auch nicht mehr," antwortete sie lächelnd; „aber da zwölf da sind, so wollen wir thun, als ob wir auch Sihdis seien."

„Und mein Pferd?" frug Alphons.

„Deine sieben Pferde stehen unten im Stalle und werden gute Pflege finden, Sahib."

„Hast Du nach den Namen der Inglis gefragt, welche ich vorhin im Tempel gesehen habe?"

„Ja."

„War ein Lieutenant Harry dabei?"

„Nein."

„Das beruhigt mich. Er war ein braver Kamerad und hätte mich gedauert. Wird heut einer von Deinen Leuten nach Augh gehen?"

„Sehr viele."

„So laß nach Allem forschen, was zu erfahren uns lieb sein könnte!"

„Und," fügte die Begum hinzu, „laß im Frauengarten des Palastes nachsehen, ob das Kiosk noch steht. Was Du für uns thust, werde ich Dir reichlich lohnen."

Er wehrte mit der Hand ab.

„Sprich nicht von Lohn! Eine That, die um des Lohnes willen geschieht, ist nur eine Arbeit, aber keine gute That. Ich werde Deinen Befehlen gehorchen und auch nach dem Kiosk sehen; denn — fügte er mit Bedeutung hinzu — „was er verbirgt, darf nicht in die Hände des Feindes fallen."

Sie blickte ihn überrascht an.

„Was er verbirgt — ? Was meinst Du?"

Ein leises, fast kaltes Lächeln ging über sein Gesicht.

„Der Phanfegar weiß mehr als Andere. Er erkundet das Verborgene und enthüllt die Geheimnisse seiner Feinde und seiner Freunde. Die Ersteren müssen fallen, das Eigenthum der Letzteren aber behütet er mit seiner Hand, und sein Auge wacht über ihrem Leben. Und wenn der Kiosk zerstört wäre, Du würdest dennoch wieder bekommen, was Dir gehört."

Er verließ den Raum und begab sich auf dem bereits bekannten Wege nach der vorderen Ruine zurück. Dort lag Madpur Sings Leiche im Schatten einer Mauer. Bei ihr hielten etliche Thugs die Wache. Er redete den einen von ihnen an:

„Lubah, Du warst in Symoore?"

„Ja."

„Kennst Du den Sultan?"

„Ich war unter seinen Reitern und kenne ihn genau."

Er wandte sich an den andern:

„Du warst in Kamoob?"

„Viele Jahre."

„Und kennst den Rajah, der jetzt in Augh eingefallen ist?"

„Ich kenne ihn."

„So hört, was ich Euch sage: Hier liegt der Fürst unseres Landes. Er war weise, gütig und gerecht; er wurde von seinen Feinden verrathen und starb unter ihren Streichen. Seine Seele soll aufsteigen zu dem Gotte des Lebens und des Todes, und dort sollen ihm dienen die Geister seiner Feinde von Ewigkeit zu Ewigkeit. Morgen, wenn die Sonne aufsteigt aus dem Schooße der Nacht, soll das heilige Feuer zusammenschlagen über seinem Leibe, und mit ihm wird es verzehren die Körper der Verräther, der Inglis, welche wir heute richteten, des Sultans von Symoore und des Rajah von Kamoob. Wißt Ihr nun, was ich Euch befehlen werde?"

„Wir wissen es," antworteten die Beiden mit einem Gleichmuthe, als ob es sich um eine leichte gewöhnliche Handlung, und nicht um eine lebensgefährliche verwegene That handele.

„Ihr sollt den Sultan und den Rajah zu mir bringen, todt oder lebendig."

„Wir werden es!"

„Der Phanfegar schreit weder Qual noch Tod; aber ihr seid meine besten Söhne, die ich nicht gern verlieren mag. Nehmt Euch also so viele Brüder mit, als Ihr bedürft, um Eure Aufgabe zu lösen, ohne daß es Euer Leben kostet."

Die Thugs dessen, den er Lubah genannt hatte, blitzten muthig auf.

„Ich brauche keinen Bruder!"

„So gehe! Ich weiß, Du wirst den Sultan bringen."

„Gib mir ein Pferd."

„Nimm das beste, welches Du findest."

„Ich kann nur das Schlechteste gebrauchen, denn ich werde es verlieren."

Lubah wandte sich ab und suchte das Innere des einstigen Tempels auf. In einem niedrigen aber weiten Raume stand eine beträchtliche Anzahl von Pferden, von denen einige bereits gesattelt waren. Er wählte sich ein ungesatteltes, führte es in das Freie, setzte sich auf und ritt davon.

Die Art und Weise, wie er auf das Pferd gesprungen war und jetzt ohne Zaum und Zügel das Thier nur durch den Schenkeldruck regierte, ließ in ihm einen ausgezeichneten Reiter vermuthen. Der alte Fucht unter ihm schien mit einem Male wieder jung geworden zu sein, und der Reiter zeigte eine solche freie leichte Haltung, als ob es ein so schwieriges Terrain, wie der schmale, viel gewundene Waldpfad bot, gar nicht gebe.

In kurzer Zeit lag der Wald hinter ihm, und nun auf dem freien Felde kam er noch bedeutend schneller vorwärts als zuvor. Wenn er so fortritt, mußte er Augh sehr bald erreichen. Doch er hielt nicht in gerader Linie auf diese Stadt zu, sondern er schlug einen Bogen ein, der ihn um dieselbe herum bringen mußte. Jedenfalls beabsichtigte er vorher zu rekognosziren, ehe er einen entscheidenden Schritt unternahm.

Es war gegen Abend desselben Tages. Der Sultan von Symoore hatte sein Hauptquartier in der immer noch rauchenden Stadt aufgeschlagen und für sich und seine nächte Umgebung fürs Erste den vom Feuer beinahe zerstörten Palast des getödteten Maharajah eingenommen. Er saß auf dem unversehrt gebliebenen Throne, auf welchem Madpur Singh die Engländer empfangen hatte, und um ihn her standen oder lagerten die Großen seines Reiches, dessen Verwaltung er in die Hände seines Beziers gelegt hatte, und die Obersten seines Kriegsherres.

Zahlreiche Boten kamen und gingen, ihm Nachricht zu bringen oder seine Befehle zu vollziehen, und für diejenigen, welche sich der Pferde bedienen sollten, stand eine Anzahl dieser Thiere im Hofe des Palastes bereit.

Durch das Thor trat ein Mann, der sich langsam dem Throne näherte. Es war Lubah, der Phanfegar. Schon machte er eine Wendung, um zu dem Sultan zu gelangen, als eine kleine Truppe von Reitern in den Hof einbog und vor den Stufen der Säulenhalle hielt, in welcher der Thron stand. Ihre Uniform kennzeichnete sie sofort als Engländer. Ihr Anführer, ein Colonel*, stieg ab und näherte sich dem Sultan in jener selbstbewußten Haltung, welche der britische Offizier selbst den höchsten indischen Fürsten gegenüber einzuhalten pflegt.

Der Sultan runzelte die Brauen.

„Wer bist Du?" frug er in halb zornigem Tone.

„Mein Name ist Brighton, Colonel Brighton vom Heere Ihrer Majestät von England und Indien."

„Was willst Du hier?"

„Ich bringe Dir zwei wichtige Botschaften."

„Sage sie."

„Der Oberstkommandirende unserer Armee, General Lord Hastley, ist nebst mehreren der wichtigsten Offiziere seit dem Kampfe bei Hobrah spurlos verschwunden, und unsere Nachforschungen haben ergeben, daß er einer Bande Thugs in die Hände gefallen sein muß — —"

Er wollte weiter sprechen, doch der Sultan, dessen Stirn sich plötzlich glättete, unterbrach ihn:

„Und die zweite Botschaft?"

„Ich war im Lager des Maharajah von Kamoob, wo große Aufregung herrschte. Der Rajah ritt mit seinem Sirdar** aus dem Lager, um einen kurzen Ritt um dasselbe zu unternehmen. Nach einiger Zeit kam man den Sirdar todt am Boden liegen, der Rajah aber ist nicht wieder zurückgekehrt."

Die Züge des Sultans nahmen beinahe den Ausdruck der Freude an. Es wurde ihm schwer die Gefühle zu verbergen, welche er bei der Nachricht empfand, daß diese zwei gefährlichen Rivalen verschwunden seien.

* Oberst.
** General.

Digitized by Google

„Allah ist groß!“ rief er: „er sendet Tod und Leben nach seinem Wohlgefallen. Was hat Du mir noch zu sagen?“

„Ich komme im Auftrage des Nächstkommandirenden. Du mußt uns helfen, die Thugs zu ergreifen und sie zu bestrafen!“

Der Sultan lächelte überlegen.

„Ich muß?“ frug er, das letzte der beiden Wörter scharf betonend. „Du bist ein Christ und kennst unsern heiligen Kuran nicht. Der Prophet sagt: „Des Menschen Wille ist seine Seele, und wer seinen Willen dahingibt, der hat seine Seele verloren.“ Der Sultan von Symoore hat noch niemals gemußt, er hat stets nur das gethan, was ihm beliebte. Aber Ihr seid meine Freunde, und ich werde Euch daher freiwillig helfen die Thugs zu ergreifen. Doch sage mir vorher wo sie sich befinden.“

„Das wissen wir nicht, und das sollst Du uns eben auskundschaften.“

„So hält mich Dein General für seinen Spion und Polizisten? Ihr seid sehr fremd in diesem Lande, und daher will ich thun, als ob ich diese Beleidigung gar nicht gehört hätte. Aber sage sie nicht noch einmal, sonst lasse ich Dich von meinen Dienern niederschlagen!“

Der Oberst legte die Hand an den Degengriff.

„Ich bin als Abgesandter meiner Königin unverletzlich und stehe unter dem Schutze des Völkerrechtes.“

„Du irrst. Du bist nur Abgesandter Deines Generales und stehest nur so lange unter dem Schutze Eures Völkerrechtes, als Du mich nicht beleidigst. Merke Dir das! Der Maharajah von Kamooh ist verschwunden. Weißt Du, wohin?“

„Nein.“

„Ich ahne es.“

„Sage es!“

„Das werde ich nicht thun, sonst beleidige ich Euch und entferne mich auch aus dem Schutze Eures Völkerrechtes.“

Diese Worte waren in einem Tone gesprochen, aus welchem deutlich zu hören war, daß der Sultan die Vermuthung hege, die Engländer hätten den Maharajah verschwinden lassen. Der Oberst legte die Hand zum zweiten Male an den Degen.

„Die Beleidigung ist bereits geschehen, denn Du hast deutlich genug gesprochen!“

„Du irrst wieder, denn ich habe nichts gesagt, aber man hat mir erzählt von mehreren Fürsten, die bei Euch und in Eurer Nähe verschwunden sind. Daher scheint es mir nicht gut zu sein, in Eure Nähe zu kommen.“

„Damit sind wir gern einverstanden, und ich ziehe daraus die Ueberzeugung, daß Du dem Befehle, welchen ich Dir zu überbringen habe, Folge leisten wirst.“

„Befehl? Wer kömmt es wagen, dem Sultan von Symoore einen Befehl zu ertheilen?“

„Ich!“

„Du!“ Der Sultan überflog die Gestalt des Engländers mit einem Blicke, in welchem ebensoviel Verachtung wie Mitleid zu erkennen war.

„Ja, ich! Und zwar im Auftrage meines Generales.“

„So hat die Sonne Dein Gehirn und auch das seinige verbrannt. Ihr seid Beide wahnsinnig geworden!“

„Du bist ein Anhänger der Lehre Muhammeds, und ich weiß, daß diese Lehre den Wahnsinnigen nicht verachtet, sondern ihn selig preist. Wäre dies nicht der Fall, so würde ich Dir meine Antwort in der That und nicht in Worten geben!“

„Ich fürchte weder Deine Worte noch Deine Thaten. Welches ist der Befehl, den ich so glücklich bin von Dir empfangen zu sollen?“

„Du sollst Augh räumen, weil wir unser Hauptquartier hier aufschlagen werden.“

„Gott ist groß, und die Welt ist weit. Sie hat Platz für uns und Euch. Schlagt Euer Hauptquartier auf wo Ihr wollt; in Augh aber bin ich und werde es nicht eher verlassen, als bis es mir beliebt.“

„Ist dies Deine feste Entscheidung?“

„Sie ist es.“

„Du willst also dem Befehle des Generals den Gehorsam verfagen?“

„Ich habe ihm keinen zu leisten.“

„Denke an Deine Unterschrift!“

„Denk! Ihr an die Eurige. Ich bleibe.“

„Du sündigest gegen die Bedingungen, welche Du eingegangen bist.“

„Ihr selbst habt diese Bedingungen nicht erfüllt, denn nicht Ihr habt Augh erobert, sondern ich habe es gethan.“

„Weißt Du, welche Folgen Deine Weigerung für Dich und die Deinigen haben wird?“

„Ich werde sie ruhig abwarten.“

„Und Du willst uns nicht helfen, die Thugs aufzusuchen?“

„Sage mir, wo sie sind, dann werde ich Euch beistehen, sie zu fangen und zu bestrafen.“

„So bin ich fertig und kann gehen.“

„Du kannst gehen. Allah lenke Dich und Deine Schritte, damit Du nicht strauchelst!“

Der Offizier stieg zu Pferde und verließ mit seinen Begleitern in möglichst holzer Haltung den Hof.

Lubah hatte Wort für Wort der Unterhaltung gehört. Der Vezier des Maharajah von Kamooh war getödtet und der Rajah selbst verschwunden. Der andere Phanfegar hatte also bereits seinen Streich glücklich ausgeführt. Jetzt gab es kein Zögern mehr. Lubah schritt die Stufen zur Halle empor und warf sich dann auf den Boden nieder.

„Wer bist Du?“ frug streng der Sultan.

„Herr, laß Deine Augen auf mich leuchten, so wirst Du den gehorsamsten und treuesten Deiner Diener erkennen!“

Er erhob den Kopf ein wenig, so daß ihm der Sultan in das Gesicht zu blicken vermochte. Der Herrscher erkannte ihn jetzt.

„Lubah, der beste meiner Sumara!*“ rief er. „Ich hielt Dich für todt. Warum hast Du mich verlassen?“

„Ich habe Dich nicht verlassen, Herr. Ich wurde von Deinen Feinden gefangen genommen und in das Land der Usufzeys** geführt. Dort hielt man mich fest; bis ich den Seyud*** tödtete und entkam.“

„Ich glaube Dir. Aber warum kehrtest Du nicht zu mir zurück?“

„Um nach Symoore zu kommen, mußte ich durch Augh. Hier wurde ich krank, denn ich hatte während der Gefangenschaft sehr viel gelitten, und konnte also nicht weiter. Aber mein Herz ist Dir treu geblieben, meine Augen sind auch hier Dich offen gewesen, und da Du nach Augh gekommen bist, nahe ich mich Dir, o Herr, um Dir zu beweisen, daß ich Dir stets treu ergeben war.“

„Du willst mir Deine Treue beweisen? Deine Augen sind für mich offen gewesen? Wenn ich Dich recht verstehe, so willst Du mir etwas mittheilen, was Du gesehen oder erfahren hast?“

„Herr, Du bist groß, Du errätsthst die Gedanken meiner Seele.“

„So sprich!“

„Ich darf nur dann sprechen, wenn allein Deine Ohren mich hören.“

„Stehe auf und tritt näher zu mir heran!“

Lubah gehorchte und begann mit so gedämpfter Stimme, daß nur der Sultan seine Worte verstehen konnte:

„Herr, Du bist mächtig und reich, aber der Maharajah von Augh war noch reicher als Du — —“

Augenblicklich nahm das Gesicht des Sultans den Ausdruck der höchsten Spannung an.

„Rede weiter!“ gebot er mit einer Stimme, die so freundlich klang, als ob er mit dem vertrautesten seiner Freunde rede.

Lubah fuhr fort:

„Wie reich der Maharajah war, weiß nur ich genau.“

„Warst Du sein Schatzmeister?“ frug der Sultan mit wohlberechnetem Spotte.

„Nein. Er hatte keinen Schatzmeister, denn er brauchte keinen solchen.“

„Warum?“

„Seine Schätze bedurften nicht der Bewachung, denn kein Mensch außer ihm und der Begum wußte, wo sie sich befanden.“

„Allah ist groß, und Du sprichst die Wahrheit. Ich habe überall gesucht und nichts gefunden. Aber rede weiter!“

Seine Augen blitzten und seine Lippen bebten bei dem Gedanken an den unermeßlichen Reichthum, den man Madpur Singh zugeschrieben hatte, und der doch nicht aufzufinden gewesen war. Er begriff, daß sich die Mittheilungen Lubahs auf das Versteck dieser Schätze bezogen, und bebte vor Begierde, Aufklärung zu erhalten.

„Muß ich Alles sagen?“ frug der Phanfegar, welcher sich Mühe gab, den habsüchtigen Sultan auf die Folter zu spannen.

„Alles. Ich gebiete es Dir.“

„Ich war krank und mußte, um meine Glieder zu stärken, viel im Flusse baden. Ich that dies am Liebsten am Abende, weil

* Reiter.
** Ein Afghanenstamm.
*** Afghanenhäuptling.

Digitized by Google

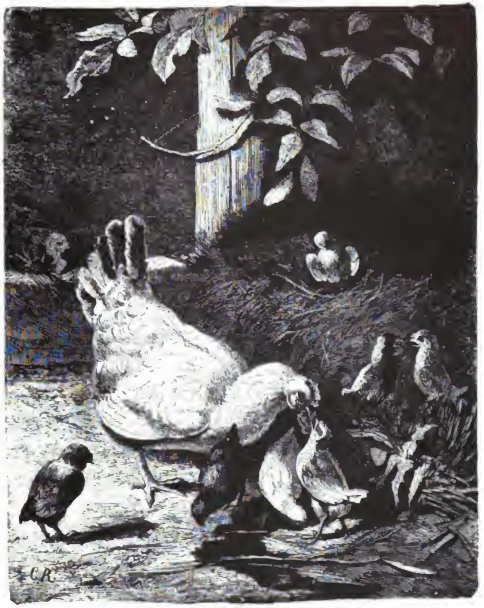
am heißen Tage das Licht meinem Auge und die Wärme meinem Kopfe Schmerzen bereitete. Einst lag ich spät um Mitternacht am Ufer, um vom Schwimmen auszuruhen. Da kam ein großes Boot den Fluß herab und legte ganz in meiner Nähe an. Zuerst stieg ein Naib * mit mehreren Dschumans ** aus und dann ein Sahib mit einem verschleierten Weibe. Der Sahib war Madpur Singh, der Maharajah von Augh, und das Weib war Rabbadah, die Begum — — —"

„Allah il Allah," unterbrach ihn der Sultan; „Du hast die Begum gesehen, das schönste Weib der Erde, welches kostbarer noch ist als alle Schätze des Rajah?"

„Ich habe sie gesehen, erst verschleiert und dann auch ohne Hülle, wie der Selige im Paradiese die Houris der sieben Himmel erblickt."

„Und sie war wirklich so schön, wie man sich erzählt?" frug der Sultan begierig.

„Noch tausendmal schöner! Als ich ihr Angesicht erblickte, war



Im Hühnerhof. I.

es mir trotz der Nacht, als ob ich in die helle strahlende Sonne schaute."

„Und diese Sonne ist verschwunden!"

„Ich weiß, wohin."

„Ha, ist es wahr, daß Du dieses weißt?"

„Ich rede die Wahrheit, o Herr."

„Wo ist sie? Wenn Du es mir sagen kannst, will ich Dich belohnen, daß Du reich wirst für Dein ganzes Leben. Aber in meine Hände, in mein Harem muß sie kommen; verstehst Du?"

„Ich verstehe es, und Du sollst sie haben auch ohne daß Du mir Reichthümer gibst."

„Ich gebe sie Dir, das schwöre ich Dir bei Allah und dem Barte des Propheten."

„Ich brauche sie nicht, denn —" und die folgenden Worte stieß er mit wichtiger selbstbewußter Miene, aber nur ganz leise flüsternd hervor — „denn wenn ich nur will, so sind die ganzen Schätze des Maharajah Madpur Singh sofort mein Eigenthum."

* Lieutenant.
** Diener.

Digitized by Google

„Wie? Dein Eigenthum?“ frug der Sultan mit nicht beherrschter Heftigkeit.

„Ja.“

„So kennst Du den Ort, an welchem sie der Maharajah verborgen hat?“

„Ich kenne ihn; ich kenne ihn so genau wie die Stelle, an welcher ich jetzt stehe.“

„Wo ist er?“ „Diese Schätze gehören nicht Dir, sondern mir. Ich habe Augh erobert, und Alles, was sich in diesem Lande befindet, ist mein rechtmäßiges Eigenthum.“

„Bedenke, Herr, daß Du nicht allein nach Augh gekommen bist! Die Leute von Kamoob sind da und auch die Inglis. Wer nun ist der Besitzer des Landes Augh?“

„Ich, denn die Hauptstadt befindet sich in meinen Händen.“

„Die Hauptstadt, aber nicht der Schatz, denn dieser befindet sich außerhalb der Stadt.“

„Wie? Außerhalb der Stadt? Das wäre ja ein großes Wagniß, eine große Unvorsichtigkeit von dem Maharajah gewesen. Hast Du die Wahrheit gesprochen?“

Im Hühnerhof. II.

„Die volle Wahrheit, Herr. Soll ich Dir meine Geschichte noch weiter erzählen?“

„Thue es!“

„Als der Rajah ausgestiegen war, begab er sich mit der Begum nach einem Orte, den ich Dir vielleicht noch zeigen werde, und die Andern folgten ihm. Sie hatten Hacken und Spaten bei sich; sie gruben und bauten ein Versteck und verbargen dort viele Kisten und andere Dinge, welche sich in dem Boote befunden hatten.

Es war der Schatz des Königs von Augh. Sie vermischten sorgfältig alle Spuren und warfen alles übrig gebliebene Land in den Fluß. Während dieser Arbeit begab sich der Rajah allein in das Boot; ich lag ganz in der Nähe und konnte ihn deutlich beobachten. Ich bemerkte einen Feuerfunken, welcher nur für einen Augenblick blitzschnell in seinen Händen aufleuchtete; dann kehrte er wieder zu den Leuten zurück. Ich ahnte, was er gethan hatte. Der Raib und die Dschuwans wußten wo der Schatz lag, und sollten deshalb sterben, um nichts verrathen zu können. Er wollte sie mit dem Boote in die Luft sprengen. Sage mir, Herr, ob es meine Pflicht gewesen wäre, sie zu warnen!“

Digitized by Google

„Nein. Du hättest Dich verrathen und wärest selbst in große Gefahr gekommen."

„So dachte ich auch, und darum blieb ich ruhig an meinem Orte liegen."

„Steigt ein, und fahrt zurück!" gebot der Maharajah. Sie geborchten, und er blieb mit der Begum am Ufer stehen. Kaum hatte sich das Boot eine Strecke weit entfernt, so blitzte es an seinem Bordе auf, ein heftiger Knall ertönte, eine Feuersäule stieg empor und ich hörte die Trümmer des Bootes und der zerrissenen Leichen in das Wasser schlagen. Die That war geglückt, und der Maharajah glaubte, daß das Geheimniß ihm und der Begum von jetzt an allein gehöre."

„Hat Du es treu bewahrt?"

„Du bist der Erste, zu dem ich davon rede."

„Was willst Du dafür haben, daß Du mir das Versteck der Schätze zeigest?"

„Herr, ich bin Dein Diener und will nur von Deiner Gnade leben. Gib mir was Du willst. Ich fordere nichts, wenn nur Dein Auge freundlich auf mir ruht."

„Undaß. Du bist der treueste und der beste unter Allen, die mir dienen. Du sollst groß sein in den Ländern Augh und Symoore. Aber sage mir, wo ist die Begum? Sie ist meinen Kriegern entkommen. Ein kühner Mann hat sie entführt." (Forts. folgt.)

Am letzten Tage.

Novelle
von
E. Schlegel.

(Fortsetzung.)

Der Pfarrer verbeugte sich.

„Wollen Sie gütigst Platz nehmen, gnädige Frau? Ich bin gern bereit Ihr Anliegen in Erwägung zu ziehen."

Nur eine werthlose Phrase, dachte Leonie, indem sie den dargebotenen Sessel einnahm, während Jigen sich ihr gegenüber setzte. Doch ehe die Freifrau ihren Wunsch geäußert, eilte auch die Alte wieder herbei. Jigen sich rasch erhebend, beabsichtigte seine Mutter vorzustellen, wurde aber von derselben in ungeschicktester Form bedeutet, daß die Dame bereits wisse wer sie sei.

Ohne jegliche Rücksicht rumorte die Matrone im Zimmer herum, so daß Leonie sich der Meinung hingab, sie suche etwas und werde sich baldigst entfernen. Aus diesem Grunde zögerte Leonie noch immer zu sprechen.

Des Pfarrers Augen blickten endlich unruhig auf, indem er offenbar ungeduldig sagte: „Darf ich bitten, gnädige Frau . ."

Die Alte wendete schnell den Kopf und musterte in Folge der Titulatur Leonies Toilette in auffallender Weise.

Die Freifrau fühlte, wie ihr das Blut heiß in die Wangen schlug, fühlte eine ihr gänzlich fremde Befangenheit unter diesen zwei Menschen, welche sie schon jetzt beherrschten durch Taktlosigkeit und Schroffheit. Allen Gleichmuth zusammennehmend begann sie:

„Mich treibt eine Fürbitte zu Ihnen, Ehrwürden."

„Für eine arme Wittwe," fiel Jigen ein. „Sie hatten die Freundlichkeit mich bereits darauf aufmerksam zu machen. Wir haben hier am Orte leider neun Wittwen, alle in sehr dürftigen Verhältnissen, aber da sie zu meinem Kirchsprengel gehören und hier orteangehörig, das heißt, hier geboren sind, so erhalten sie, soweit die kirchliche Institution verfügt, die gebotene Unterstützung. Sollte sich also Ihre Fürbitte über das Weichbild dieser Institution hinaus erstrecken, gnädige Frau, so muß ich von vornherein jede Inanspruchnahme meiner Hilfe als nichtig und vollständig wirkungslos erklären, da der kirchliche Fond zur Wittwen- und Waisenunterstützung ohnedies über alle Maßen belastet ist, und ich leider nicht in der Lage bin, aus Privatmitteln auch nur die geringste Zugabe hinzuzufügen."

Jigen hielt einen Augenblick im Sprechen inne, dann fragte er in leichterem Tone, mit einem verbindlich und süß sein sollenden Lächeln:

„Für welche der Hilfsbedürftigen interessiren Sie sich, meine Gnädigste?"

Leonie war es, als schnüre sich ihr die Kehle zusammen, da diese Antwort gefordert wurde. Sie senkte die Augen vor denen des Predigers und entgegnete halblaut:

„Ich kam, Ehrwürden, um meine Bitte für die kranke Frau Rene einzulegen . . ." sie konnte den Satz nicht vollenden.

Jigen sprang auf und sah sie finster an.

„Ich bedaure," erklärte er, „daß auch Sie der eitlen Täuschung verfallen, welche diese Frau Rene auf jeden Gast auszuüben sucht. Ehe ich einen so sündhaften Frevel in meiner Umgebung unterstütze, lege ich lieber mein Amt als Seelsorger nieder. Es wäre eine Todsünde für uns und für das Weib, wenn der Herr Herr sie von der irdischen Laufbahn abberufen und ihre Kinder, über deren verwirrtes Seelenheil sie dereinst vor dem Throne des ewigen Richters Rechenschaft ablegen soll, einer heilbringenden Fürsorge überwiesen hätte. Diese Frau, die ihr Augenmerk nur auf den vergänglichen Tand leiblicher Gestaltung richtet, ist edler Menschenhilfe unwerth."

Leonies Gestalt hatte sich unwillkürlich erhoben und ein stolz verachtender Blick schlug sich unter den dunklen Wimpern, fast wie in vornehmer Hoheit einem schamlosen Heuchler gegenüber, auf. Doch nur einen flüchtigen Moment, die von der alten Matrone jetzt zungenfertige Schmähung gegen Frau Rene wendeten denselben ab. Mehr denn dreimal hatte sie die Hände vor Entrüstung in- und wieder auseinander geschlungen und den Anlaß zur hörbaren Beipflichtung ihres Sohnes unternommen, aber noch war es ihr nicht gelungen, den Redefluß Jigens zu hemmen, bis nun endlich der Pfarrer sich veranlaßt fühlte, sein Amtlich wie in der Verworrenheit eines heiligen Schauders schweigend abzulehnen, wogegen sie sofort aufnahm:

„Diese verstockte Person wagt es, unsere unentweihte Nächtenliebe nachzuäffen durch Vermittelung einflußreicher Leute. Diese Frau, welche dem Manne gehattet, von ihr zu ziehen wie ein Vagabund, um den Reichthum der Hölle heimzubringen? Der Herr Herr hat ihn gnädig abgerufen und die Familie vor den Lastern eines trägen Lebens bewahrt. Nein — wir, gnädige Frau, bestecken unser Gewissen nicht — wir lassen diese Frau auf ihrem Wege, bis der Tag des Gerichts auch sie mit Donnerstimme anrufen wird. Von uns haben Sie keine Hilfe zu gewärtigen, so lange uns der Allgütige als Werkzeuge auserkoren hat, die sündige Vermessenheit von der gläubigen Demuth zu sondern und zur Ausrottung der Verderbnis beizutragen."

Leonie war im Begriff etwas einzuwenden, aber Jigen schnitt jede Bemerkung vorzeitig ab, indem er vollendete:

„Danken Sie Gott, meine gnädige Frau, daß er Sie in seiner überschwenglichen Gnade hierher geleitet, wo man Ihnen die Wahrheit gleich dem Wasser des Lebens gereicht. Sie wären das Opfer eines schändlichen Trugesgeworden in der Kurzsichtigkeit Ihrer Lebenserfahrung und der kindlichen Einfalt Ihres Geistes. Aber der Herr Herr spricht: Selig sind, die da arm sind am Geiste, und so hoffen auch Sie, daß er Ihre Irrungen in Segen verwandele."

Eine Verbeugung des Pfarrers deutete an, daß die Unterredung zu Ende sei. Leonie war sprachlos, nicht in der Ueberzeugung, daß jedes weitere Wort ein Ueberflüssiges, sondern aus sichtlicher Verwirrung. Sie neigte den Kopf unmerklich zum Gruße, des Pfarrers Hand aber, welche sich ihr zum Abschiede entgegenstreckte in verföhnlicher Milde und Gnade, schien sie nicht bemerken zu wollen. Ohne Zögern trat sie ins Freie, auf die Alle hinaus.

Sie kehrte heim, ohne nach Josephine auch nur gefragt zu haben, weil ihr der Muth dazu gefehlt.

Beschämt vor sich selbst blieb sie stehen — doch Josephine war nirgends zu erspähen. Eine Unruhe vor unmöglich. Ihre Gedanken tanzten wild durcheinander. Die Hände gegen die Schläfe preffend war Leonie nicht mehr im Stande, wirkliche Taktlosigkeit von ihrer überreizten Empfindlichkeit zu unterscheiden — es verdroß sie jetzt eben Alles, Alles was sie dachte und vor sich sah. Nur so viel stand klar vor ihrem Bewußtsein, daß jede ihrer besseren Voraussetzungen von der Wirklichkeit jählings zertreten worden und daß Tage vergehen mußten, bevor der innere Aufruhr ihres empörten Gemüthes sich in so weit besänftigt haben würde, um der Frau Rene das Resultat in ruhiger Weise mittheilen zu können.

Elftes Kapitel.

Blutroth neigte sich die Sonne zum Niedergang, als Leonie am folgenden Tage in der seit ihrer Rückkehr aus dem Pfarrhaus beobachteten Schweigsamkeit auf der Veranda vor ihren Fenstern saß. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit fuhr sie nicht aus.

Am späten Nachmittage kamen die Knaben der Frau Rene, Leonie wies ihren Besuch nicht zurück, dennoch wäre sie heut lieber allein gewesen. Das jüngst Erlebte hatte sie wie ein wuchtiger Schlag getroffen — vielleicht auch gefährlich verwundet. Trübe, ernste Reflexionen knüpften sich an ihre stumme Betrachtung, welche plötzlich unterbrochen wurde durch die Uebergabe eines Briefes.

Schon an der Aufschrift erkannte Leonie Holms Schriftzüge.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 19.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 75 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Du sollst sie sehen und in Deinen Harem bringen. Sie ist versteckt bei einem Gurkha,* der zu meinen Freunden gehört und bei dem ich sie bereits heimlich beobachtet habe. Befiehl, o Herr, wann ich Dir den Ort des Schatzes zeigen soll!"

„Morgen, denn heut ist es zu spät dazu."

„Und die Inglis —"

„Was meinest Du?"

„Waren sie nicht soeben hier, um die Hauptstadt von Dir zu fordern? Sie stellen dieses Verlangen nur deshalb, weil sie wissen, daß der Maharajah unermeßliche Reichthümer besessen hat, von denen sie denken, daß sie sich in Augh befinden. Ihre Gesandten sind zornig von Dir gegangen, und ich glaube, morgen werden ihre Krieger hier sein, um Dir Augh zu nehmen."

„Sie mögen kommen und es versuchen!"

„Aber bei diesem Versuche kann Dir, selbst wenn Du siegest, der Schatz verloren gehen. Im Frieden bleibt er sicher unentdeckt, aber wenn diese Gegend zum Schlachtfelde wird, so kann ich dann für mein kostbares Geheimniß nicht mehr Bürgschaft leisten."

Der Sultan mußte diesen Grund anerkennen; er neigte zustimmend seinen Kopf. „Du hast Recht, ich muß den Ort noch heute sehen. Befindet er sich weit von hier?"

„Von diesem Palaste aus erreichst Du ihn auf einem schnellen Pferde in einer Viertelstunde. Der Abend bricht bereits herein, Du mußt Dich schnell entschließen."

„Was räthst Du mir? Soll ich den Schatz sofort holen oder liegen lassen."

„Denkst Du, daß er hier im Lager sicher ist?"

„Nein."

„So laß ihn noch liegen. — Es genügt, den Ort zu kennen, um im Falle eines Kampfes Deine Maßregeln so zu treffen, daß der Feind von ihm abgehalten wird."

„Ich stimme Dir bei. Nimm Dir dort ein Pferd, wir brechen sofort auf."

Lubah wandte sich ab und begab sich zu den Pferden. Keine Miene seines Gesichtes verrieth seine große Freude über das Glück, welches ihn bei seinem gefährlichen Vorhaben bisher begleitet hatte. Wie treu-

James A. Garfield, ermählter Präsident der nordamerikanischen Republik.

* Hirte.

los, verbrecherisch und furchtbar dieses Vorhaben war, das ließ ihn gleichgiltig. Er war ein Phansegar, ein Todesfanatiker, dessen Glaube ihm gebietet, durch möglichst viele Mordthaten sich die Seligkeit des Himmels zu erringen, und nach seiner Meinung war das Attentat auf den Sultan nichts weiter als ein großer Fortschritt auf dem schrecklichen Wege zu dieser Seligkeit.

Nach einiger Zeit und nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit die nöthigen Befehle ertheilt hatte, bestieg der Sultan ein kostbar aufgezäumtes Roß, welches ihm vorgeführt wurde, winkte Lubah an seine Seite und verließ mit ihm den Hof. Ein kleiner Trupp Suwars* folgte als Bedeckung, hielt sich aber eine ziemliche Strecke hinter dem Gebieter zurück.

Der Weg führte zunächst durch einige Straßen der Stadt und dann durch verschiedene Hausen von Reiterei und Fußvolk über das freie Feld hinweg. Alle Leute, an denen der Ritt vorüberging, warfen sich demüthig zur Erde. Unterdessen senkte sich der Abend mit der jenen Gegenden eigenthümlichen Schnelligkeit zur Erde nieder, so daß die Suwars die Entfernung zwischen sich und dem Sultan verminderten, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren und jedem seiner Befehle oder Winke sofort gehorsam sein zu können.

Lubah hatte einen spitzen Winkel auf den Fluß zu eingeschlagen, und als eine Viertelstunde vergangen war, hielt er sein Roß an. Einige hundert Schritte vor ihnen rauschten die majestätischen Fluthen vorüber; man konnte ihr phosphoreszirendes Geklimmer deutlich erkennen und die Kühle empfinden, welche von der Feuchtigkeit hier verbreitet wurde.

„Wir sind beinahe am Ziele, Herr," bemerkte der Phansegar.

„Warum hältst Du an?"

„Ist es Dein Wille, daß die Suwars hinter uns das Geheimniß errathen, Herr?"

„Nein. Du bist sehr vorsichtig, Lubah, und ich muß Deinen Gedanken beistimmen."

Er wandte sich um, gebot seinem Gefolge zu halten und seine Rückkehr hier zu erwarten, und setzte dann, von jetzt an ein langsameres Tempo einhaltend, seinen Weg weiter fort.

Lubah that, als suche er nach den Kennzeichen des Verstecks, bis er eine gehörige Entfernung zwischen sich und die Suwars gelegt hatte. Nun aber war seine Zeit gekommen.

„Es scheint beinahe, als hättest Du den Ort vergessen," bemerkte der Sultan.

„Ich kenne ihn so genau, daß ich ihn selbst im tiefsten Dunkel zu finden vermag."

„So finde ihn!" gebot der Herrscher. „Es ist Nacht, und die Inglis sind vielleicht in der Nähe. Ich darf mich nicht weiter von Augh entfernen, wenn ich nicht in ihre Hände fallen will."

„Allah il Allah! Wir sind am Ziele!"

„Ah! Wo ist der Ort?"

Lubah streckte seinen Arm nach seitwärts aus.

„Siehst Du die Felsen, Herr, welche dort so weiß vom Ufer herüber schimmern?"

„Ich sehe sie nicht."

„Deine Augen blicken zu weit nach rechts. Erlaube, daß ich Dir es genau zeige!"

Er drängte sein Pferd ganz an dasjenige des Sultans heran, legte die Linke auf den Hinterzwiesel des letzteren und streckte die Rechte aus, so daß seine Hand beinahe das Gesicht des Herrschers berührte, welcher sich alle Mühe gab, die gar nicht vorhandenen Felsen zu erkennen.

„Dort sind sie."

„Ich sehe sie noch immer nicht."

„Noch ein wenig mehr nach rechts."

„Bin ich denn mit Blindheit geschlagen! Ist das Versteck in der Nähe dieser Steine?"

„Ja."

„Was halten wir dann hier? Vorwärts, laß uns doch hinüberreiten, Lubah!"

„Ich komme hinüber, Du aber nicht!"

Er erklärte den Doppelsinn dieser im drohenden Tone ausgesprochenen Worte sofort durch die That: Der Sultan kam nicht hinüber, nämlich zu den Felsen, und der Phansegar kam hinüber, nämlich von seinem Pferde auf dasjenige des Fürsten. Er hatte sich während seiner Worte im Sattel erhoben und hinüber geschwungen, so daß er hinter den Sultan zu sitzen kam, dem er die beiden Hände um den Hals schlug, daß es dem also Ueberfallenen ganz unmöglich war, einen Laut auszustoßen. Er stieß ein kurzes Röcheln aus, fuhr mit den Händen und Füßen krampfhaft durch die Luft und sank dann schlaff zusammen. Die Besinnung war ihm mit dem Athem verloren gegangen.

* Reiter.

„Gut gemacht!" murmelte Lubah. „Er ist nicht todt, und ich mache mein Meisterstück, indem ich ihn lebendig nach der Ruine bringe. Sein Allah kann ihn nicht erretten."

Er nahm alle Waffen des Bewußtlosen an sich, riß ihm den Turban vom Kopfe, rollte denselben auf und band ihn damit so auf das Pferd, daß er weder Arme noch Beine zu rühren vermochte und eine Flucht also unmöglich war. Dann steckte er ihm einen Knebel in den Mund, bestieg sein Pferd wieder, nahm dasjenige des Sultans beim Zügel und ritt im schnellsten Galopp von dannen.

Die Escorte des Sultans wartete lange und natürlich vergeblich. Es verging eine halbe Stunde, noch mehr, sogar eine ganze Stunde, ohne daß der Herrscher zurückkehrte. Die Leute wurden je länger desto mehr besorgt und unruhig. Endlich beschloß der Anführer, dem letzten Befehle des Sultans zum Trotze, mit seinen Leuten in der von dem Herrscher eingeschlagenen Richtung langsam vorzureiten. Dabei nahmen die Suwars unter einander Distanz, so daß sie eine gerade Linie bildeten, die in ihrem Vorrücken sich auf der einen Flanke an das Ufer des Flusses stützte.

So verfolgten sie die Richtung mit scharf umherspähenden Augen, aber es bot sich ihnen nicht der kleinste Gegenstand dar, welcher ihnen einen Anhalt hätte geben können.

Da plötzlich erschollen Hufstritte gerade vor ihnen. Das waren nicht zwei, sondern mehr, viel mehr Reiter. Die Suwars zogen sich schnell zusammen. Es konnte eine Streifpatrouille der Engländer sein, denen nicht zu trauen war, obgleich man den Feldzug in gegenseitigem freundlichen Einvernehmen begonnen hatte. Weiße Mäntel glänzten durch die Nacht und über ihnen war eine Reihe weißer Turbane zu erkennen.

„Es sind keine Ferenghis," es sind Freunde," meinte der Anführer der Suwars. „Kommt, wir werden den Sultan bei ihnen finden!"

Sie ritten den Ankommenden entgegen. Diese stutzten erst und blieben halten, schienen aber ihre Besorgniß aufzugeben, als sie erkannten, daß sie nur eine geringe Anzahl Reiter sich gegenüber hatten. Einer löste sich aus ihrer Reihe und ritt vor.

„Halt! Wer seid Ihr?"

„Suwars des Sultans von Symoore, den Allah mit Ruhm und Ehre segnet."

„Was thut Ihr hier?"

„Sage zuvor, wer Ihr seid?"

„Suwars des Maharajah von Kamooh, den Allah nach Augh führte."

„Augh gehört bereits unserem Sultan."

„Wir wissen es. Also, was thut Ihr hier?"

„Wir warten auf unsern Gebieter."

„Auf den Sultan?"

„Ja."

„Ah! Er hat einen nächtlichen Ritt unternommen?"

„Ja. Habt Ihr nicht zwei Reiter gesehen?"

„Zwei Reiter? Ja. Wie waren sie gekleidet?"

Der Suwar beschrieb die Kleidung des Sultans und des Phansegars deutlich.

„Merkwürdig!" meinte der Andere. „Mit der Sultan einen Schimmel?"

„Ja."

„Und der Begleiter desselben ein etwas kleineres dunkles Thier."

„Ja."

„Om! Wir sind zwei Reitern begegnet, von denen der eine gefesselt war. Er war, wie es mit schien, mit seinem eigenen Turban angebunden und ritt einen Schimmel, den der andere Reiter am Zügel führte. Wir begegneten diesem und hielten ihn an, aber er riß seine Pferde plötzlich herum und sprang mit ihnen in den Strom."

„Allah akbar, es ist der Sultan gewesen, und der Andere war sicher ein Thug."

Diese Worte wurden mit dem größesten Schrecken ausgerufen.

„Ein Thug! Woraus schließest Du das?"

„Nur ein Thug wagt es, einen Sultan mitten aus den Seinen heraus lebendig zu entführen. Ein gewöhnlicher Feind hätte den Sultan getödtet und wäre dann entflohen."

„Das ist richtig. Ha, welch eine Nachricht: der Sultan von Symoore in den Händen der Thugs, und der Rajah von Kamooh verschwunden!"

„Wie? Euer Maharajah ist auch verschwunden?" frug der Suwar verwundert.

„Ja. Jedenfalls ist er ebenso wie Euer Sultan in die Hände

* Fremde.

Digitized by Google

der Thugs gefallen. Kannst Du mir sagen, ob der Maharajah von Augh entkommen oder gefangen worden ist?"

„Er wurde geblötet; aber seine Leiche ist entführt worden."

„Geblötet? Ha, dieser Ritt hat guten Lohn getragen, wie mir scheinen will!"

Er gab seinen Leuten ein Zeichen. Sie zogen ihre Säbel, und im Nu sahen sich die Suwars von Symoore umzingelt. Der Sprecher zog auch den Degen und fuhr fort:

„Laßt Euch sagen, daß wir nicht zum Rajah von Kamoob gehören. Wir sind Engländer, ich spreche Eure Sprache so gut wie Ihr und konnte Euch leicht täuschen. Ihr seid meine Gefangenen. Gebt Eure Waffen ab, sonst hauen wir Euch zusammen!"

Der Suwar sah, daß Gegenwehr vollständig fruchtlos sein würde, da er mit den Seinen einer zehnfachen Uebermacht gegenüberstand. Er versuchte zu unterhandeln:

„Ihr gehört zu den Inglis? Was greift Ihr uns an? Wir sind ja Freunde!"

„Wir waren Freunde bis heut. Da Ihr aber Augh nicht räumt, so ist der Vertrag zwischen uns und Euch außer Kraft getreten. Wir sind aus Freunden Gegner geworden."

„Augh gehörte doch Dem, der es zuerst eroberte."

„Ich kenne die Bedingungen des Vertrages nicht; ich habe nicht darüber zu entscheiden, sondern ich muß Euch einfach gefangen nehmen und bei uns abliefern. Also die Waffen her, sonst zwingt Ihr mich, den Befehl zu geben Euch niederzuschlagen."

„Wohl! Wir sind in Deiner Hand. Allah mag entscheiden zwischen uns und Euch."

Er gab sich gefangen. Seine Leute folgten seinem Beispiele. Der kühne nächtliche Ritt der Engländer hatte einen reichen Erfolg gebracht. Sie hatten nicht nur Gefangene, sondern auch Nachrichten gefunden, welche, wenn sie sich bestätigten, von ganz außerordentlicher Wichtigkeit waren. Bewährte sich das Verschwinden des Sultans und des Maharajah, so war vorauszusetzen, daß die Engländer für ihre Intentionen freie Hand behalten würden.

Unterdessen war man auch in der Stadt um den Sultan besorgt geworden. Es wurden Boten und Patrouillen nach ihm ausgeschickt. Die ersten kamen zurück, ohne eine Spur von ihm und seiner Begleitung gefunden zu haben, und die später ausgesandten kehrten gar nicht wieder. Dieser letztere Umstand hatte einen ganz besonderen Grund.

Derjenige Offizier nämlich, welcher die Suwars gefangen genommen hatte, war bemüht gewesen, schleunigst in das Hauptquartier zurückzukehren. Die von ihm überbrachte Kunde hatte den Oberkommandierenden vermocht, die Verwirrung, welche das Verschwinden des Sultans hervorrufen mußte, zu benutzen und sich Aughs zu bemächtigen.

Die englischen Streitkräfte setzten sich trotz der Dunkelheit gegen die Hauptstadt des Landes in Bewegung. Die Vorhut bestand aus lauter Sepoys*, welche der Feind sehr leicht mit seinen eigenen Leuten verwechseln konnte, und diese Sepoys hatten an ihrer Spitze wieder zahlreiche inländische Spione, welche das Terrain ausgezeichnet kannten, vereinzelt vorschwärmten und das geringste Verdächtige sofort nach hinten meldeten.

Auf diese Weise war es gelungen, diejenigen Patrouillen, welche sich zu weit von der Stadt fortgewagt hatten, ohne allen Lärm aufzuheben. Im weiteren Verlaufe des Vorrückens wurden sogar größere Truppenkörper heimlich umzingelt und unschädlich gemacht, und als der Morgen zu grauen begann, standen die Engländer so nahe und so zahlreich vor der Stadt, daß sie den Angriff augenblicklich unternehmen konnten.

Die nur um ihren Sultan besorgten Krieger von Symoore, welche diesen letzteren Umstand nicht im entferntesten vermutheten, erstaunten nicht wenig, als plötzlich mehrere englische Batterien auf Augh ein Feuer eröffneten, unter dessen Schutze sich die Kolonnen zum Angriffe formirten. Eine schreckliche Verwirrung brach herein. Jeder wollte befehlen, und Keiner wußte, wem er zu gehorchen habe. Der Brand hatte die Stadt bereits verzehrt; die Straßen waren durch Schutt und Ruinen schwer passirbar gemacht, und die Geschosse des bisherigen Freundes, der so plötzlich zum Gegner geworden war, trugen nicht dazu bei, das Chaos zu entwirren. Da stürmten die Engländer mit einer Wucht heran, welcher nichts zu widerstehen vermochte. Sie warfen Alles, was sich etwa halten wollte, über den Haufen; die Eingeborenen flohen und ließen Alles zurück, was geeignet gewesen wäre, ihre Flucht zu hemmen, und noch war der Morgen nicht weit vorgeschritten, so waren die verhaßten Inglis Herren von Augh und ihre Reiterei verfolgte die Geschlagenen mit solchem Nachdrucke, daß es ihnen unmöglich war, sich wieder zu sammeln.

Der englische Obergeneral hielt mit seinem Stabe vor der Stadt, da die letztere nochmals in Brand gerathen und nun so in Trümmern lag, daß es unmöglich war, innerhalb ihrer Mauern Aufenthalt zu nehmen. Von seinem Standorte aus konnte man den Fluß übersehen, und so bemerkte auch einer der Adjutanten ein höchst sonderbares Fahrzeug, welches ungewöhnlich langsam den Strom herabgetrieben kam.

Von dem Baue seines Bootes war nichts zu sehen. Man erkannte über dem Wasser ein eigenthümliches Gerüst, an welchem eine Anzahl menschlicher Gestalten hingen, und zwar über einem aus Reisholz und starken Aesten gebildeten Scheiterhaufen, auf dem allem Anscheine nach ein Leichnam lag. Dieses sonderbare Fahrzeug drehte sich im Vorwärtsschwimmen immer um seine eigene Achse, und bei jeder dieser Umdrehungen war ein Mann zu bemerken, welcher mit einer brennenden Fackel am Rande des Scheiterhaufens stand, jedenfalls bereit, denselben in Brand zu stecken.

Diese Erscheinung mußte die Aufmerksamkeit des Generales allerdings im höchsten Grade erregen. Er winkte einen der eingeborenen Kundschafter herbei und frug ihn:

„Was ist das für ein Schiff?"

„Ich weiß es nicht, Sahib."

„Ich denke, Du bist hier zu Lande bekannt!"

„Ich bin es; aber verzeihe, Sahib, ein solches Schiff habe ich noch niemals gesehen."

„Hast Du keine Vermuthung?"

„Ich habe sie."

„So sprich sie aus!"

„Dieses Fahrzeug ist kein Kahn, sondern ein Dschola*, auf welcher die Leiche eines vornehmen Mannes verbrannt werden soll."

„Das denke ich mir auch. Aber die Leichen dort am Galgen, was sollen sie?"

„Sie sollen jedenfalls mitverbrannt werden, wie ich mir denke, Sahib."

„Natürlich; aber wer sind sie, und wie kommt man auf die eigenthümliche Idee, diese Leichen mittelst eines Flosses gerade hier auf diesem Strome zu verbrennen."

„Ich weiß es nicht. Befiehlst Du, Herr, daß ich mich erkundige?"

„Wie?"

„Ich schwimme hinüber und frage den Mann, welcher die Fackel hält."

„Begibst Du Dich dabei nicht in Gefahr?"

„Nein. Beim Todtenopfer herrscht Friede; ich habe nicht das Mindeste zu befürchten."

„So thue, damit ich erfahre, ob nicht irgend ein Verrath hinter dieser Sache steckt!"

Der Kundschafter sprang von dannen, warf am Ufer seine Kleidung ab, tauchte in die Fluthen und hielt auf das Floß zu. Er hatte es bald erreicht und schwang sich an dem Rande desselben empor. In diesem Augenblicke warf der Mann, welcher ihn erwartet zu haben schien, die Fackel in das Reisig, welches sofort Feuer fing.

„Von wem bist Du gesendet?" frug er den Kundschafter mit finsterer Stirn.

„Von dem General der Inglis."

„So stehest Du in seinem Dienste?"

„Ja."

„Als was?"

„Als Kundschafter."

„Das heißt als Spion." Er machte eine Bewegung mit der Hand, welche die größeste Verachtung ausdrückte. „Du verräthst also Dein Land, Dein Volk, Dein Weib und Kind, Deinen Gott! Wisse, Verrücter, die Götter werden Dich strafen durch die Hand des Phansegaras!"

Der Andere lachte überlegen.

„Ich fürchte weder den Thug noch den Phanegar. Aber sage mir, was diese Dschola zu bedeuten hat! Wer ist der Verstorbene, den Du dem Gotte des Todes opfern willst?"

„Sage mir vorher, warum Du weder den Thug noch den Phanegar fürchtest!"

„Ich stehe unter einem Schutze, der mächtiger ist als die Gewalt aller Phansegars."

„Welchen Schutz meinest Du?"

„Den der Inglis."

* Eingeborene Soldaten im Dienste der Engländer.

* Floß.

Digitized by Google

„Thor! Blicke hier empor zu diesem Holze! Der Mann mit den lichten Haaren und dem Schnitte in der Kehle war Lord Hastley, der mächtige Sirdar-i-Sirdar* der Engländer; der neben ihm hängt hieß Mericourt und war sein Subadar**, und die Andern rechts von ihm waren alle Offiziere der Inglis. Die Phanfegars aber haben diese Mächtigen mitten aus dem Lager des Feindes herausgeholt und gerichtet. Siehst Du nicht, daß ein Jeder den bekannten Schnitt des Phanfegar am Halse trägt?"

„Mensch, so bist Du selbst ein Phanfegar!"

„Ja. Und ich wage mich ganz allein hier unter die Inglis. Bin ich nicht mächtiger als sie, deren höchste Männer ich verbrenne?"

„Man wird Dich fangen und tödten!"

„Sorge Dich um Dich und nicht um mich! Siehst Du den Todten auf dem Holze? Das ist der edle Mahpur Singh, Maharajah von Rugh, den die Verräther getödtet haben. Ich übergebe seine Seele dem Gotte des Himmels. Und siehst Du die beiden Männer neben dem fremden Sirdar links? Das ist der Sultan von Symoore und der Rajah von Kamooh. Wir haben Beide aus der Mitte der Ihrigen herausgelockt. Sie leben noch, aber sie sind gefesselt, daß sie steif sind wie die Leichen. Der gütige und gerechte Mahpur Singh ward durch Verrath überfallen und getödtet; die Phanfegars werden ihn rächen. Sie fangen die obersten seiner Feinde und verbrennen sie bei getödteten und bei lebendigem Leibe über seiner Leiche. Und damit alle Welt erkenne, wie kühn und mächtig der Phanfegar ist, bringt er den Scheiterhaufen hierher, mitten unter Euch hinein. Siehe dieses Messer! Ich würde Dich tödten, denn Du bist ein Verräther; aber der General hat Dich gesandt, und ich will, daß Du ihm erzählst, was ich Dir gesagt habe. Ich gebe Dir die Erlaubniß zurückzukehren, aber ich verspreche Dir bei unseren heiligen geheimen Gesetzen, daß Du binnen dreien Tagen dieses Messer gekostet haben wirst, magst Du Dich nun in den Himmel oder in die Hölle verkriechen."

Bei dieser Drohung sprang er in die Fluth und tauchte unter. Erst eine große Strecke weiter kam er wieder empor und strebte mit kräftigen Streichen dem gegenseitigen Ufer zu. Der Kundschafter war ganz erstaunt von dem, was er vernommen hatte, er faßte sich zusammen und ließ sich in die Fluthen nieder, um zum Generale zurückzukehren und der Gluth zu entgehen, welche die Flamme jetzt verbreitete.

„Nun?" frug der General, als er bei demselben angekommen war.

„Schnell, Sahib, laß auf diesen Menschen schießen, damit er nicht entkommt!"

„Warum?"

„Er ist ein Phanfegar."

„Alle Teufel! Aber — er ist schon hinüber und aus der Schußweite unserer Gewehre."

„So laß ihm schleunigst nachsetzen!"

„Geht nicht. Dies müßte durch Reiter geschehen, und ehe Einer hinüberkommt, ist er längst in Sicherheit. Was hatte es mit dem Flosse für eine Bewandtniß?"

„Eine fürchterliche. Ich zittere, Sahib!"

„Du sollst nicht zittern, sondern reden. Zittere, wenn Du gesprochen hast; dann hab Du Zeit genug dazu! Also, wer sollte auf dem Flosse verbrannt werden? Als da prasselt das Gerüste zusammen, und die Gehängten stürzen in die Gluth!"

„Weißt Du, wer sie sind?"

„Ich will es von Dir erfahren. Rede endlich!"

„Du weißt, daß der General Hastley, der Rittmeister Mericourt und mehrere Offiziers von den Thugs ergriffen und gefangen genommen worden sind — — —"

„Natürlich. Weiter!"

„Sie hingen dort an dem Galgen."

Der General fuhr erschrocken zusammen.

„Kerl, Du lügst."

„Sahib, ich lüge nicht. Ich habe die Herren oft gesehen und sie wieder erkannt."

„Ah, also gemordet!"

„Ja, gemordet von den Phanfegars zu Ehren des Maharajah Mahpur Singh."

„Wie so?"

„Die Leiche auf dem Scheiterhaufen war die Leiche des todten Königs von Rugh."

„Fürchterlich! Und Du hast diesen Menschen nicht auf der Stelle getödtet?"

„Ich war ohne Waffen, denn ich mußte sie am Ufer lassen; aber der Kehle war das entsetzliche Messer des Phanfegars, gegen welches es weder Mehr noch Hilfe gibt."

„Was sagte er?"

Zwei von denen, welche an dem Balken hingen, waren noch lebendig. Es war der Sultan von Symoore und der Maharajah von Kamooh. Die Phanfegars haben sie gefangen und der Seele Mahpur Singhs geopfert. Sie sind lebendig verbrannt."

Der General drehte die Spitzen seines Bartes. Ihm als Engländer mußte der Tod dieser beiden Männer sehr willkommen sein. Dennoch aber meinte er:

„Außerordentlich! Aber das soll schnell anders werden. Jetzt bin ich Herr von Rugh, und ich werde diese Mörder meine Faust so fühlen lassen, daß sie verschwinden."

„Sahib, vielleicht wirst Du ihre Faust eher fühlen, als sie die Deinige."

„Schweige!" herrschte ihn der Brite an, sich wieder nach dem Flusse wendend. (Fortsetzung folgt.)

* Chef der Generale, Generalissimus.
** Kapitän, Hauptmann, Rittmeister.

Verfehlte Ziele.

Erzählung
von
Karl von Kessel.

(Fortsetzung.)

Die alte Französin hatte dies Alles mit einem stillen Lächeln mit angesehen; dergleichen Scenen waren ihr offenbar nicht fremd. Als Betty schließlich nun auch ans Fenster trat und einen reich mit Topfgewächsen und Blumen aller Art ausgestatteten Garten vor sich erblickte, an welchen sich dann der eigentliche Park anschloß, hatte sie bald die alten mit Moos bewachsenen Thürme vergessen, und zu der Französin gewendet meinte sie, sie glaube, daß man hier recht glücklich sein könnte.

„Wenigstens hofft der Herr Graf dies," gab dieselbe zur Antwort, „und er hat mir aufgetragen, es an keiner Aufmerksamkeit gegen Sie fehlen zu lassen. Hinsichtlich der Dienerschaft," meinte sie, „werden Mademoiselle sich freilich etwas einschränken müssen, denn außer dem Gärtner und diesen Frau steht nur noch eine Köchin zu unserer Disposition und enfin, Monsieur le Comte will es so haben und sein Wille ist Gebot."

„Nun, ich erhebe ja auch keinen Widerspruch," erklärte Betty; „ganz zur Gefangenen wird er mich doch gewiß nicht machen wollen?"

„Durchaus nicht. Sie gelten hier und in der Umgegend als feine Nichte, damit wird ein- für allemal jedes Gerede beseitigt."

Betty hob nach dieser Erklärung den Kopf schon höher; ihrem Stolz und ihrer Eitelkeit schmeichelte eine solche Rolle.

„Ich habe den Auftrag, Mademoiselle in der Musik, im Französischen und in den gesellschaftlichen Turnüren zu unterrichten," fuhr die Duval fort, „und es wird uns hierzu je hinlängliche Zeit und Muße bleiben."

„Werden wir auch manches Mal Besuch empfangen?" fragte Betty.

„Der Herr Graf wird sich bei seiner Galanterie auch in dieser Beziehung möglichst entgegenkommend zeigen. Der Winter naht und mit dem Winter beginnen in der nahen Kreisstadt eine Anzahl von Bällen, zu denen nur ein sehr distinguirtes Publikum Zutritt hat."

„Und diese Bälle werden wir besuchen?" rief die Nichte des Sonnenwirths, wobei ihre Augen aufstimmten.

„Ich vermuthe dies ganz bestimmt."

„Und ich als die Nichte des Grafen! Sind es denn Maskenbälle?"

Die Französin lachte. „Nein, meine Liebe, indessen so Mancher geht ja maskirt durchs Leben, und so dürfen Sie es auch schon wagen."

„Aber," fuhr das junge Mädchen fort, „ich habe immer gehört, daß man in so vornehme Kreise eingeführt werden muß."

„Auch dafür ist gesorgt, Herr von Schnackenburg wird dies übernehmen."

„Wer ist dieser Herr von Schnackenburg?"

„O ein sehr galanter Herr, ein Freund des Grafen," antwortete die Französin. „Er wohnt in der Stadt und wird jedenfalls nicht verfehlen, sich seitweise nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

Die Wahrheit war nun zunächst die, daß dieser Herr zu denjenigen Persönlichkeiten gehörte, über die man eigentlich nie ins Reine kommt, wenn man darnach forscht, woher sie die Mittel

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 20.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Das Floß, jetzt nicht mehr von der Hand des Phantegars in der Mitte des Stromes gehalten, hatte sich dem Ufer genähert und an dasselbe angelegt. Der General trabte der Stelle zu, und die Andern folgten ihm. Das Opfer war vollständig beendet. Die aus Stämmen gebildete Unterlage war durch das Wasser beschützt worden und also nicht verbrannt, das übrige Holzwerk aber hatten die Flammen in Asche verwandelt, unter welcher verschiedene halb verkohlte Knochenreste zu erblicken waren. Der General wandte sich schaudernd ab.

„Lieutenant Barrow, ich übergebe Ihnen dieses Floß. Sorgen Sie dafür, daß diese menschlichen Ueberreste mit Ehren begraben werden. Das Uebrige werde ich noch anordnen."

Er ritt hinweg. Seine Pflicht als Oberbefehlshaber gab ihm so viel zu thun, daß er sich mit dieser Angelegenheit für jetzt nicht eingehender befassen konnte. Der Lieutenant ließ durch einige Sepoys die Knochen sammeln und verließ dann auch das Floß, welches während des ganzen übrigen Tages unbeachtet am Ufer liegen blieb.

Am Abende aber änderte sich dies.

Augh lag verwüstet. Nur einzelne der geflüchteten Bewohner waren zurückgekehrt und irrten wie Schatten heimlich zwischen den Trümmern umher. Die Engländer hatten die Gegend verlassen und warten unter Zurücklassung einer nur geringen Anzahl von Kriegern dem flüchtigen Heere von Symoore gefolgt. Die Sterne leuchteten hernieder auf die noch immer rauchende Verwüstung, und in weiter Ferne war der Flammenschein eines brennenden Dorfes zu bemerken. Da tauchte plötzlich am Strome eine Gestalt vom Boden empor und nach einiger Zeit eine zweite, welche sich der ersten näherte.

„Alles sicher?"

„Wie es scheint."

„Keine Wache auf dem Flusse?"

„Wir wollen sehen."

Sie krochen neben einander langsam auf das Floß zu und fanden dasselbe verlassen.

„Hinauf?" frug der Eine.

„Nein," antwortete der Andere. „Wir müssen erst sehen, ob die Umgebung sicher ist."

Sie verschwanden wieder, kehrten aber bald von verschiedenen Seiten wieder zurück.

„Hast Du etwas Verdächtiges bemerkt?"

„Nein."

„Ich auch nicht. Nun laß uns sehen, ob die Bänder des Flosses noch halten!"

Sie befingen das Letztere und untersuchten sehr sorgfältig die gedrehten starken Ruthen, durch welche die doppelt übereinander liegenden Stämme verbunden waren.

„Alles noch fest?"

„Ja."

„Ich denke es auch. Jetzt wollen wir das Zeichen geben."

Er ahmte den Ton nach, welchen der zur Ruhe gehende Krokodilreiher auszustoßen pflegt, und nach kurzer Zeit waren wohl an die fünfzig Gestalten beisammen. Eine derselben stand in der Mitte des Kreises, welchen sie bildeten, und begann halblaut:

„Nun sollt Ihr erfahren, weshalb ich Euch hier herführte. Ihr wißt, welch ein guter Herrscher unser Mahrajah war —"

„Wir wissen es," antwortete Einer für Alle.

„Er war gerecht und gut; er war auch klug und hat nie einen Thug getödtet."

„Niemals."

„Darum haben wir ihn gerächt und werden auch noch viele seiner Feinde tödten. Sein Körper wurde aus ihren Händen gerettet, aber nicht sein Eigenthum und seine Schätze. Wollt Ihr mir einmal sagen, wem sie von jetzt an gehören?"

„Der Begum."

„Du hast recht gesprochen, und Ihr sollt mir helfen sie ihr zu bringen. Wer nicht bereit dazu ist, der mag sich melden und uns dann verlassen."

Es meldete sich Keiner und der Sprecher fuhr fort:

„Ich wollte die Begum und ihren Fremdling lange bei uns in der Ruine von Koleah behalten, aber die Inglis werden ihre Hand auf das Land legen und uns verfolgen. Das wird uns Kämpfe bringen, welche die Sicherheit der Begum gefährden, und daher soll sie dieses Land verlassen, bis es ihr möglich ist, zurückzukehren und den Thron ihrer Väter einzunehmen. Sie hat die Ruine bereits verlassen und wird sich auf ein Schiff begeben, welches ich für sie bestellte. Als ich den Scheiterhaufen errichtete, wußte

39

Digitized by Google

ich, daß das Floß nicht verbrennen würde. Ich ließ erkunden, wo es liegt, und nun soll es die Schätze aufnehmen und der Begum zuführen. Ihr sollt als Schutz und Wache dienen. Seid Ihr bereit dazu?"

„Wir sind bereit. Befiehl nur, was wir thun sollen."

„Ihr werdet es sogleich hören, denn da sehe ich Lubah zurückkehren."

Es war wirklich der Phansegar, welcher jetzt herbeitrat. Der Anführer frug ihn:

„Was hast Du zu berichten?"

„Meister, es ist kein Mensch im Garten, und das Kiosk steht noch wie vorher."

„So gehe voraus, damit wir nicht überrascht werden. Ihr Andern folgt mir!"

Sie schritten eine lange Reihe, welche sich am Ufer des Flusses hin bewegte bis an die Mauer, welche den Garten des Maharajah begrenzte. Die Zerstörung hatte auch hier gewüthet, denn die Mauer war an mehreren Stellen eingerissen worden. Die Thugs gelangten durch eine dieser Breschen sehr leicht in den Garten und wurden von ihrem Anführer nach dem Kiosk geführt.

Hier stellte er einige Wachen aus und betrat dann mit Lubah das Gartenhaus. Nach wenigen Augenblicken ließ sich ein leises schleifendes Geräusch vernehmen, und die Außenstehenden bemerkten in ihrem Erstaunen, daß sich das Häuschen auf seinem Fundamente drehte. Einige Zeit darauf erschien Lubah am Eingange.

„Herbei jetzt! Ein Jeder erhält ein Paket und trägt dasselbe nach dem Flosse."

Nun begann ein eifriges und geräuschloses Hin- und Herwandern zwischen dem Kiosk und dem Flosse, bis sich später das Häuschen wieder drehte und der König der Phansegars mit Lubah heraustrat.

„Fertig. Jetzt kommt zurück!"

Auf dem Flosse wurden nun alle Gegenstände in gute Lage und Ordnung gebracht, und dann entfernten sich die Thugs, während der Anführer mit Lubah zurückblieb. Keiner von Beiden sprach ein Wort. So verging wohl eine halbe Stunde, bis sich wieder leise Schritte vernehmen ließen. Die Leute kehrten zurück. Ein Jeder von ihnen trug auf der Schulter einen starken aber leichten Bambusstab, an dessen beiden Enden hohle Tongefäße befestigt waren.

Von dieser einfachen aber sehr praktischen Beschaffenheit sind die Vorrichtungen, mit deren Hilfe die Anwohner des Indus, Ganges und anderer ostindischer Flüsse ohne große Anstrengung weite Strecken zu Wasser zurücklegen. Der Schwimmer legt sich mit seinem Vorderkörper auf den Querstab und wird von den Thongefäßen so bequem über Wasser gehalten, daß es ihm leicht wird, auch größere Entfernungen ohne bedeutende Ermüdung zurückzulegen.

Einer von ihnen brachte auch zwei lange Ruder mit, mit deren Hilfe das Floß gelenkt werden konnte. Es stieß vom Lande und suchte, begleitet von den Thugs, welche Jeder mit Säbel und Messer bewaffnet waren, die Mitte des Stromes auf. Diese sünfzig Schwimmer, welche gewohnt waren mit dem Tode zu spielen, boten für das Floß eine Bedeckung, die sich unter keinem Umstande geschont hätte, es mit einem weit zahlreicheren Feinde aufzunehmen. Der Schatz der Begum war ihnen und den Elementen anvertraut, in welchem sie beinahe ebenso zu Hause waren wie auf dem Lande. Die Hauptmacht der Engländer war landeinwärts gerückt, das Heer von Kamooh stand führer- und in Folge dessen thatenlos weit von der Residenz entfernt, und die Begleitung des Flosses hatte also nur die kleinen detachirten Trupps der Feinde zu fürchten, welche zur Erkundigung der Gegend ausgeschickt waren. Furcht aber kannten doch die Männer nicht, deren blutrünstiger Glaube es ihnen als das höchste Ziel vorstellte, als Mörder ergriffen zu werden, um eines qualvollen Todes zu sterben. —

Es war am vorhergehenden Morgen, als Myhons Maletti vom Schlafe erwachte. Es hatte ihm getraumt, daß er sich in einer ihm blutig umwogenden Schlacht befinde, unter deren Kanonendonner die Erde erbebte. Noch im Erwachen glaubte er, den dumpfen rollenden Ton der Geschütze zu vernehmen, und sogar als er die Augen bereits geöffnet hatte, hörte er noch das tiefe Grollen einer entfernten Kanonade.

Er erhob sich von seinem Lager und trat zum Fenster. Am westlichen Himmel zuckten die ersten Streifen des Tages, während im Osten die Morgenröthe den Horizont bereits zu färben begann. Er lauschte. Ja, wahrhaftig, das war Kanonendonner. Er konnte denselben zu genau, als daß ein Irrthum möglich gewesen wäre.

Der Schall kam aus der Gegend von Augh. Was gab es dort noch zu kämpfen? Der Maharajah war ja besiegt und todt: drei mächtige Feinde standen mit ihren Heeren im Lande, und es war also gar nicht denkbar, daß die Bevölkerung von Augh nach dem Falle ihres Herrschers es gewagt hätte, diesem dreifachen Gegner noch immer Widerstand zu leisten. Aber Maletti kannte die Politik der Briten, und daher vermuthete er sofort das Richtige: die Engländer hatten sich gegen ihre Verbündeten gewandt, um alleinige Herren des eroberten Landes zu bleiben. Er knirschte mit den Zähnen und murmelte:

„Nur einige Monate später! Hätte ich nur drei Monate lang mein Amt verwalten können, so wären diese Krämer so empfangen worden, daß sie das Wiederkommen für immer vergessen hätten. Nun aber ist an keine Rettung mehr zu denken."

Er hörte draußen halblaute Schritte und öffnete die Thür. Er erkannte das Oberhaupt der Thugs.

„Komm herein!"

„Ich wollte lauschen, ob Dich der Kanonendonner vielleicht aufgeweckt hätte."

„Er hat es. Man schießt in der Gegend von Augh. Weißt Du etwas Näheres?"

„Es geschieht hier im Lande nichts, wovon ich nicht von meinen Leuten benachrichtigt würde."

„Wem gilt diese Kanonade?"

„Die Inglis haben wieder einmal ihre Treue gebrochen und greifen das Heer von Symoore an."

„Sie werden siegen, wenn der Maharajah von Kamooh nicht augenblicklich dem Sultan zu Hilfe eilt."

„Das wird er nicht thun. Glaube mir, das Gold der Inglis ist noch mächtiger als ihre Waffen. Sie haben doch sogar die Thugs erkaufen wollen, aber der Tod eines einzigen Engländers ist uns kostbarer als ganze Tonnen des schimmernden Metalles."

Da ließen sich leise Schritte vernehmen, und Rabbadah erschien unter der Thür.

„Ich höre schießen. Was geht vor? Wer liefert diese Schlacht?"

„Die Inglis greifen die Leute von Symoore an," antwortete der Phansegar.

„Was sagst Du? Sind die Engländer nicht Verbündete des Sultans von Symoore?"

„Sie waren es, aber sie kennen keine Treue und keinen Glauben, sobald es ihr Vortheil erheischt. Sie wollen Augh allein besitzen und haben es sich von dem Sultan erobern lassen, um es ihm sogleich wieder abzunehmen."

„Wird es ihnen gelingen?"

„Ja."

„Aber der Sulton von Symoore ist berühmt als ein großer und tapferer Feldherr."

„Er ist nicht bei seinem Heere und wird in weniger als zwei Stunden todt sein."

Die beiden Andern blickten bei dieser Prophezeihung überrascht auf.

„Er wird sterben?" frug die Begum. „Wer sagt es Dir?"

„Ich selbst. Er stirbt gleichzeitig mit dem Maharajah von Kamooh."

„Mit dem Maharajah? Unmöglich! Und wie wolltest Du das voraus wissen?"

„Weil ich es bin, der ihnen den Tod gibt. Sie sterben von der Hand des Phansegars."

Unbegreiflicher Mensch! So willst Du sie also überfallen und tödten lassen?"

„Nein. Sie befinden sich bereits in meinen Händen. Du weißt nicht, wie kühn und mächtig der Phansegar ist. Ein einziger meiner Leute hat den Sultan von Symoore mitten aus Augh herausgeholt, und ein einziger meiner Männer hat genügt, den Maharajah von Kamooh gefangen zu nehmen und seinen Sirdar zu tödten."

„So hast Du den Sultan und den Maharajah hier in der Nähe bei Dir?"

„Jetzt nicht mehr. Sie sind bereits auf dem Wege zum Tode."

„Wo sterben sie?"

„Du bist meine Herrscherin, und ich befolge Deine Befehle, noch ehe Du sie mir gegeben hast. Was soll mit der Leiche Deines Bruders Madpur Singh geschehen?"

„Ich werde Dich bitten sie heute verbrennen zu lassen."

„So laß Dir sagen, daß ich ein Floß gebaut habe, auf welchem ein Scheiterhaufen errichtet ist. Auf demselben liegt der Todte und über ihm hängen seine Feinde, der Sultan, der Rajah, und die Engländer, welche wir tödteten. Das Floß wird von dem besten meiner Leute nach Augh geleitet und dort in Brand gesteckt,

Digitized by Google

die Inglis sollen erfahren, daß der Maharajah von Augh nicht ungerächt ermordet worden ist."

„Das wolltest Du thun!"

„Ich habe es bereits gethan; das Floß ist schon längst abgegangen und wird nun bald in Augh ankommen."

„Wird das Alles auch wirklich glücken?"

„Es glückt, dafür bürgt mir der Mann, welcher das Floß führt. Er wird sogar die Inglis auf dasselbe aufmerksam zu machen wissen, ehe er es verbrennt."

„Ich danke Dir für diese Rache und für die Treue, die Du mir bewahrst. Ich möchte niemals Deine Feindin sein, denn Du gebietest über Leben und Tod, ohne einem Volke oder der öffentlichen Stimme Rechenschaft geben zu müssen."

„Ich bin mächtiger als ein Fürst, aber meine Macht will ich Dir leihen, bis Du den Engländern entronnen bist und Dich in Sicherheit befindest."

„So meinest Du, daß ich Augh verlassen und mich vor den Inglis flüchten soll?"

„Ja."

„Warum?"

„Weil ihnen Augh gehören wird. Auch Symoore und Kamooh werden sie erobern."

„Weißt Du dies gewiß?"

„Ich weiß es. Sie haben Gold genug, um Länder zu erkaufen, und auch Menschen genug, um das Leben derselben ihren Eroberungen zu opfern. Was sie heute nicht erhalten, das werden sie sich morgen nehmen. Augh ist für Dich für immer verloren."

„Und ich?"

„Sie werden darnach trachten, Dich in ihre Hände zu bekommen."

„Das wird ihnen, so lange ich lebe, nimmermehr gelingen!" betheuerte Malettí.

Der Thug lächelte leise, ja beinahe ein wenig geringschätzend.

„Du würdest für Deine Herrin sterben, ohne ihr nützen zu können," antwortete er. „Was wolltest Du thun, um sie vor Gefangenschaft und Schande zu bewahren?"

„Ich thue Alles, was sie mir gebietet."

„Das kann jeder Diener und jeder Sklave thun; jetzt aber ist ihr ein Mann von Nöthen, der selbstständig zu handeln weiß und nicht blos tapfer, sondern auch klug genug ist, ihre Feinde von ihr fern zu halten. Wie wolltest Du dies beginnen?"

„Ich fliehe mit ihr."

„Wohin?"

„Fort aus diesem Lande, nach irgend einer Besitzung der Holländer."

„Das ist gut, denn die Hollandi sind Feinde der Ingli. Aber Du hast einen sehr weiten Weg zu machen, der Dich durch sämmtliche Provinzen führt, in denen sich die Ingli festgesetzt haben. Du würdest mit der Begum bald in ihre Hände fallen."

„So rathe uns!"

„Ihr werdet noch heute fliehen. Der Wald von Koleah, in dem wir uns befinden, liegt so nahe an Augh, daß die Engländer bald hier sein werden. Es werden Viele von ihnen fallen, denn der Phanjegar wird in ihren Reihen wüthen, ehe er ihnen die Ruinen der Tempel übergibt; aber wenn der Kampf beginnt, müßt Ihr bereits fort von hier sein. Darf ich meinen Vorschlag aussprechen?"

„Sprich!" gebot die Begum.

„Meine Verbindungen gehen durch das ganze Land. Es kostet mich nur einen Wink, so steht ein Gangesschiff für Euch bereit, welches Euch sicher nach Kalkutta bringen wird. Die Schiffer sind treue Leute, auf die Ihr Euch verlassen könnt, und werden Euch in Kalkutta zu einem Manne bringen, welcher bereit ist, mit mit seinem Leben dafür zu bürgen, daß Ihr sicher aus dem Lande und auf ein Schiff kommt, welches Euch zu den Hollandi bringen wird. Soll ich diesen Wink geben?"

Die Begum blickte Malettí fragend an, und da sie seine zustimmende Miene bemerkte, antwortete sie:

„Thue es. Aber sage mir vorher, wenn das Schiff bereit sein wird?"

„Heute in der Nacht."

„Das ist zu früh."

„Das ist eher zu spät als zu früh, denn Du bist auf dem Schiffe sicherer als hier."

„Aber ich muß zuvor nach Augh."

„Was willst Du dort?"

„Es befindet sich dort etwas, was ich lieber verderben als zurücklassen werde."

Er nickte lächelnd.

„Ich weiß, was Du meinst."

„Was vermuthest Du?"

„Habe ich Dir nicht bereits gesagt, daß der Phanjegar Alles weiß? Was Du mitnehmen willst, liegt unter Deinem Kiosk verborgen, nach dem ich sehen lassen sollte."

„Wahrhaftig, Du weißt Alles! Ist der Kiosk zerstört?"

„Nein."

„So wirst Du zugeben, daß ich heut noch nicht zu Schiffe gehen kann. Soll ich dem Feinde die Schätze lassen, die so groß sind, daß er sich Königreiche kaufen könnte?"

„Du wirst sie mitnehmen und trotzdem heute Nacht noch auf brechen."

„Wie soll dies zugehen?"

„Laß mich nur sorgen! Das Floß, welches jetzt in Augh angekommen sein wird, ist so gearbeitet, daß es nicht mit verbrennen kann; das habe ich mit Absicht gethan, denn auf ihm sollen die Schätze nach dem Schiffe gebracht werden, auf welchem Du mich mit ihnen erwarten wirst."

Sie blickte vor sich hin und schüttelte dann nachdenklich mit dem Kopfe.

„Du wirst sie nicht finden, und ich muß also bei Dir sein, wenn Du sie holst."

Er lächelte wieder.

„Soll ich Dir noch einmal sagen, daß der Phanjegar Alles weiß? Ich vermag Deinen Kiosk ebenso zu drehen wie Du. Ich bin öfters in dem Gewölbe gewesen, wo das Gold wie Feuer glanzt und die Diamanten wie Sterne flimmern."

„Wie? Du hättest es gewagt, unser Geheimniß zu belauschen und in den Kiosk einzudringen? Hätte dies Mahpur Singh gewußt, so wärest Du verloren gewesen!"

„Er hätte mir nichts gethan," antwortete der Phanjegar stolz. „Nun aber sage, wie soll ihr Beide allein den Schatz heben um ihn vor den Inglis zu verbergen?"

„Wir hätten treue Leute gesucht, die uns dabei geholfen hätten."

„Das wäre gefährlich gewesen, denn das Gold ist mächtiger als die Treue. Doch habt ihr diese Leute nicht bereits gefunden? Vertraue mir Deine Reichthümer an, und ich verspreche Dir bei meinem Messer, daß Dir nicht das Geringste verloren gehen soll!"

„Ich weiß es; aber ich glaubte, daß Du den Ort nicht finden würdest. Bestimme Du, was wir thun sollen, und wir werden in allen Stücken Deinen Rath befolgen."

„So macht Euch zur Abreise bereit. Ihr müßt die Kühle des Morgens und des Abends benutzen, um während der Hitze des Nachmittags rasten zu können. Meine Reiter werden Euch begleiten und Euch vor aller Fährlichkeit und Noth zu behüten wissen."

„Wohin werden wir gehen?"

„Der Ganges macht hier einen Bogen nach der Gegend Kalaak. Ihr werdet diesen Bogen abschneiden und an der Grenze des Landes auf mich und das Floß warten, auf welchem ich Euch den Schatz des Maharajah Mahpur Singh zuführen werde."

„Es sei, wie Du sagest. Aber wie nun, wenn die Inglis Augh nicht festhalten können."

„Sie werden es nicht wieder verlieren. Sollte dies aber dennoch geschehen, so wirst Du unsere Königin sein, die wir zurückrufen und der wir gehorchen werden."

„Du weißt dann nicht, wo wir sind. Wie sollen wir Dich davon benachrichtigen?"

„Laßt es dem Manne in Kalkutta wissen, der Euch das Seeschiff besorgt. Von ihm werde ich es bald erfahren, und dann kann ich Euch von Allem und zu jeder Zeit Nachricht geben."

Während dieses Gespräches war der Donner der Kanonen verstummt, und es ließ sich annehmen, daß der Kampf sich von der Hauptstadt fort und in das Land hineingezogen hatte. Der Handstreich der Engländer war gelungen; sie hatten sich durch die Wegnahme der Hauptstadt zu Herren des ganzen Landes von Augh gemacht. —

Als dann später am Abende die Thugs den Schatz aus dem Kiosk holten und zu ihrer Sicherheit Wachen aufstellten, glaubten sie vollständig unbeobachtet zu sein.

Dem war aber nicht so.

Zwischen den rauchenden Trümmern des Palastes hindurch schlichen zwei Männer. Der Eine derselben war der Kundschafter, welcher heut von dem Generale nach dem Floße geschickt worden war. Wäre es heller gewesen, so daß man die Züge des Andern hätte erkennen können, so wäre eine Aehnlichkeit aufgefallen, der zu Folge man die Beiden sicher für Brüder gehalten hätte.

Sie kamen an die Grenze zwischen dem Garten und dem Palaste und blieben hier stehen.

„Nichts," meinte der Eine.

Digitized by Google

„Nichts," wiederholte der Andere.

„Und doch muß er vorhanden sein!"

„Er ist vorhanden," meinte der Kundschafter mit sehr bestimmtem Tone.

„Woher willst Du dies so genau wissen?"

„Weißt Du nicht, daß ich Tamu, den Minister, überall hinbegleiten mußte, als ich noch in seinen Diensten war. Damals regierte der Vater von Motyur Singh noch, der nicht das Geringste that, ohne Tamu vorher um Rath gefragt zu haben. Einst mußte ich sehr spät des Abends den Minister nach dem Palaste des Maharajah begleiten. Ich blieb im Hofe halten, um die Rückkehr meines Herrn dort zu erwarten; er aber kam nicht; die Zeit wurde mir lang, und so trat ich zwischen die Säulen des Palastes, um mich dort auf eine der Matten niederzulassen. Kaum hatte ich dies gethan, so vernahm ich Schritte, und es kamen zwei Männer.

(Fortsetzung folgt.)

Am Geirangerfjord

Illustrationsprobe aus dem Prachtwerke „Nordlandfahrten" Verlag von Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig.

Nordlandfahrten.

Seit den frühesten Zeiten unserer Geschichte ist ein steter Zug der Deutschen nach dem Süden und Südwesten Europas bemerkbar gewesen. Den Kriegsfahrten der alten Germanen folgten im Mittelalter die Römerzüge der deutschen Kaiser. Römische Bildung und italienische Kunst lockten dann später die nördlichen Völkerschaften mit unwiderstehlichem Drange nach Süden, und bis auf den heutigen Tag ist Italien das Land der deutschen Sehnsucht geblieben. Höchstens nach Frankreich, speziell nach Paris, und gelegentlich wohl einmal nach Spanien ging die Reise — aber niemals nach Norden; bis nach Kopenhagen oder gar bis Stockholm vorgedrungen zu sein, galt vor Kurzem noch für eine halbe Reise um die Welt.

Unsere deutschen Schriftsteller, Künstler und Buchhändler haben sich dieser deutschen Mode anbequemt: eine nennenswerthe Zahl der prächtigsten Bilder- und Reisewerke sind im Laufe der letzten Jahrzehnte veröffentlicht worden. Warum reisen wir jedoch so wenig nach Norden oder Nordwesten? Daß die Witterung uns dort weniger zusagt, gehört in das Reich der Fabel oder mindestens der Vorurtheile. Wer einmal die Sommersonne auf den Schweizerseen so recht voll hat auf sich wirken lassen, oder wer auf dem glühenden Straßenpflaster von Rom und Neapel im Schweiße seines Angesichts Kunstgeschichte studirt hat, der würde sich nach der milden, reinen, mit frischer Seeluft durchsetzten Luft sehnen, welche in den Reisemonaten Juni bis September die niedrigeren Striche der skandinavischen Halbinsel oder die vielbesungenen englischen und schottischen Seen umfreicht. Die geographische Breite bedingt nur theilweise die Annehmlichkeit der Temperatur. Beispielsweise überwintern im

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 21.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Der Minister und der Maharajah?"

„Ja."

„Und sie sahen Dich nicht?"

„Nein. Sie gingen hart an mir vorüber, blieben aber bereits nach einigen Schritten halten. Ich bemerkte, daß der Rajah Tamu beim Arme ergriff und hörte die leise Frage:

„Du hast immer einen Diener bei Dir. Ist dies auch heut Abend der Fall?"

„Ja, Sahib."

„Wo ist er?"

„Draußen im Hof."

„Weißt Du das gewiß?"

„Ganz sicher."

„Er wird uns doch nicht bemerken."

„Nein, Sahib."

„Ich habe meine Diener so beschäftigt, daß sie uns nicht beobachten können?"

„Der meinige wird nicht wagen den Palast zu betreten; das weiß ich genau."

„So komm!"

Sie gingen weiter. Hier mußte etwas Wichtiges und Geheimnißvolles vorliegen, und ich beschloß ihnen auf alle Gefahr hin zu folgen. Sie stiegen die Treppe zu dem Gewölbe hinab, in welchem wir vorhin vergebens gesucht haben, und der Rajah brannte dort eine bereit liegende Fackel an. Dann drückte er an eine der großen Steinplatten, die die Mauer bilden; sie wich zur Seite und ließ ein kleineres Gewölbe sehen, in dem ich so viele goldene und silberne Gefäße, Münzen und Edelsteine erblickte, daß mir von all dem Glanze die Augen geblendet wurden."

„Es war die Schatzkammer?"

„Ja. Ganz derselbe Raum, den ich vorhin öffnete und den wir leer gefunden haben."

„Wo ist der Schatz hin?"

„Weiß ich es? Hätte ich ihn hier gesucht, wenn ich ihn anderswo vermuthete?"

„Verschwunden kann er nicht sein, wenn er nicht von dem Sultan gefunden wurde."

„Der Sultan hat ihn nicht gefunden. Seit ich den Schatz erblickte, hat die Sehnsucht, ihn zu besitzen in mir gebrannt wie eine Flamme, die zu den Wolken steigt. Nicht durch Gewalt, sondern nur durch List konnte ich zu ihm gelangen. Ich

Thomas A. Edison.

41

Digitized by Google

setzte mich daher in dem Vertrauen des Ministers fest; ich trieb ihn zum Verrathe; ich schürte und schürte, bis das Feuer des Krieges ausbrach; ich sorgte, daß der Sultan von Symoore den Maharajah von Aughs so schnell überfiel, daß dieser nicht Zeit fand, seine Kostbarkeiten zu entfernen; dann trieb ich die Engländer herbei, um zu verhüten, daß der Sultan in das Gewölbe gelange, und nun mir dies Alles so gut gelungen ist, finde ich den Schatz verschwunden!"

„Wo ist er hin?"

„Das weiß Allah und der Teufel, ich aber nicht! Madpur Singh muß ihn während seiner Regierung an einen Ort gebracht haben, wo er ihn für sicherer gehalten hat."

„Nun ist er todt!"

„Und sein Geheimniß starb mit ihm."

„Nein. Es lebt noch."

„Wer sollte es kennen?"

„Die Begum. Sie war seine Vertraute in allen Stücken, und es ist daher als unumstößlich anzunehmen, daß sie genau weiß, wo der Schatz verborgen worden ist."

„Aber wo ist sie?"

„Der Maharajah wurde ermordet; sie aber ist entkommen. Ein Krieger hat sie auf das Pferd genommen und ist mit ihr durch den Fluß geritten. Niemand aber kann sagen, wer er gewesen ist und wohin er sie gebracht hat."

„Denkst Du, Vibrah, daß der Schatz außerhalb Aughs verborgen worden ist?"

„Nein," antwortete der Kundschafter, welcher also Vibrah hieß. „Er ist ganz sicher in dem Palaste oder in der Nähe desselben versteckt worden; davon bin ich überzeugt."

„Vielleicht im Garten."

„Wahrscheinlich."

„Aber an welchem Orte?"

„Das wäre vielleicht zu erfahren."

„Wie so?"

„Die Begum wird bei Nacht kommen, um ihn zu holen. Wenn wir uns also täglich hier auf den Posten stellen, ist es recht gut möglich, das Geheimniß zu entdecken."

„Aber wenn wir es entdecken, wird es bereits zu spät sein, der Schatz wird ja dann gehoben, und wir können dies nicht verhindern, sondern haben das Nachsehen."

„Verhindern könnten wir es schon. Die Engländer sind da, und die Begum müßte also heimlich kommen. So bald wir Lärm machten, wäre sie verloren."

„Und der Schatz mit ihr."

„Wir müßten sie ruhig gewähren lassen und ihr dann folgen. Aber, horch!"

„Schritte!"

„Ja. Komm schnell hinter dieses Zimmergesträuch!"

Sie verbargen sich und erkannten einen Mann, aus dessen leisen, vorsichtigen und spähenden Bewegungen zu ersehen war, daß er nachsuchen wolle, ob irgend Jemand hier vorhanden sei. Er schlich sich vor dem Gesträuch vorüber, ohne die hinter demselben Versteckten zu bemerken.

„Ein Späher," flüsterte Vibrah. „Komm und folge mir! Ich muß sehen, was er will."

Sie schlichen, jede Deckung geschickt benutzend, dem Manne nach und gelangten so in die Nähe des Kiosk. Hier ergriff der Kundschafter seinen Bruder schnell am Arme.

„Halt, Kaldi! Dort steht ein Posten und hier auch. Siehst Du die Männer beim Kiosk?"

„Ich sehe sie."

„Weißt Du, was sie sind?"

„Wie sollte ich!"

„Es sind Thugs, ja, es sind sogar Phansegars. Nimm Dich in Acht, Bruder, denn wenn sie uns bemerken, so sind wir ohne alle Gnade und Barmherzigkeit Beide verloren!"

„Woran erkennst Du sie als Phansegars?"

„Ich sah eines ihrer krummen Messer blitzen, und, ja, blicke einmal dort hinüber!"

„Wohin?"

„Nach den beiden Männern, welche jetzt die Stufen des Kiosk betreten."

„Ich sehe sie."

„Der Zweite von ihnen ist der Phansegar, welchen ich heute auf dem Flosse traf."

„Unmöglich! Wie sollte sich dieser Mörder wieder mitten in die Stadt herein wagen!"

„In so zahlreicher Gesellschaft? Sei vorsichtig; er hat mir mit dem Tode gedroht."

„Vibrah, komm und laß uns schnell Leute holen, sie zu fangen."

„Bist Du toll?"

„Nein, aber man muß den Tiger und die Schlange ausrotten so viel man kann."

„Kaldi, Du bist sehr voreilig!"

„Willst Du Dich in Stücke hacken lassen, wenn sie Dich hier finden?"

„Nein. Aber Du, willst Du den Schatz verloren geben, den wir suchen?"

„Den Schatz? Wie so?"

„Schau, der Kiosk dreht sich!"

„Wahrhaftig! Das ist sonderbar. Was müssen diese Mörder hier vorhaben?"

„Das werden wir ganz sicher noch sehen, ich aber glaube es bereits zu wissen."

„Was?"

„Sie holen den Schatz."

„Unmöglich! Wie sollten sie wissen, wo ihn der Maharajah verborgen hat?"

„Das wissen sie, wie ich vermuthe, jedenfalls aus zwei Quellen, statt aus einer."

„Wie so?" frug der Bruder des Kundschafters begierig.

„Die Thugs haben überall ihre Spione; sie sehen und hören, wo Andere blind und taub bleiben; sie erfahren und wissen Alles, und nichts bleibt ihnen verborgen, weil sie mit dem Auge des Todes sehen, der allwissend, allmächtig und allgegenwärtig ist. Sie sind ganz gewiß heimlich dabei gewesen, als Madpur Singh seinen Schatz verbarg."

„Dann hätten sie ihn wohl jedenfalls gestohlen?"

„Nein; sie brauchen ihn nicht, denn sie sind auch ohne ihn reich genug. Und weißt Du nicht, daß der Maharajah niemals einen Thug verfolgte? Er war klug gegen sie, nun sind sie seine Freunde gewesen und würden ihn niemals bestohlen haben."

„Und die zweite Quelle?"

„Ist die Begum. Sie wurde mit einer ganz beispiellosen Kühnheit gerettet, und der sie rettete, ist also wohl ein Phansegar gewesen. Ihr Königreich ist verloren, und da hat sie wenigstens ihre Schätze retten wollen. Um dies zu können, hat sie sich den Thugs anvertraut, und diese kommen jetzt, das große Erbe des Rajah zu holen."

„Wenn dies wäre, so — —"

„Er stockte, denn soeben trat der Phansegar Lubah aus dem Kiosk und gebot:

„Herbei jetzt! Ein Jeder erhält ein Paket und trägt dasselbe nach dem Flosse!"

Die beiden Lauscher beobachteten mit zitternder Spannung das geschäftige aber lautlose Treiben, welches nun begann, bis sich das Gartenhäuschen wieder drehte und Lubah mit dem Obersten der Phansegars wieder aus dem Kiosk trat.

„Fertig; jetzt kommt zurück!" gebot die halblaute Stimme des Anführers.

Die geheimnißvollen Männer verschwanden einer nach dem andern durch die Mauerlücke.

„Wahrhaftig, das ist der Schatz gewesen," meinte der Bruder des Kundschafters.

„Er war es. Siehst Du nun, daß ich Recht hatte?"

Vibrah hatte sich Beider eine unbeschreibliche Erregung bemächtigt, welche sie nicht zu beherrschen vermochten. Es galt ja, sich einen Reichthum nicht entschlüpfen zu lassen, welcher beinahe beispiellos zu nennen war und der sich jetzt in Händen befand, die nicht gewohnt waren, etwas herauszugeben, was sie einmal angefaßt hatten.

„Was thun wir?" frug Kaldi.

„Wir können jetzt nichts Anderes thun, als ihnen folgen, um zu sehen, wohin sie gehen."

„So komm schnell!"

Sie traten durch die Mauerbreche und schlichen sich nach der Gegend zu, in welcher soeben das Geräusch der letzten Schritte der Phansegars verstummte.

„Langsam!" gebot Vibrah dem Bruder. „Wir haben es mit lauter Teufeln zu thun und müssen im höchsten Grade vorsichtig sein. Lege Dich zur Erde. Wir müssen auf dem Leibe vorwärts kriechen, wenn sie uns nicht bemerken sollen."

Sie thaten dies und gelangten dadurch so nahe an das Floß heran, daß sie die beiden auf demselben befindlichen Gestalten deutlich erkennen konnten.

„Wo mögen die Andern sein!" frug Kaldi.

„Ich errathe es," antwortete Vibrah, welcher jedenfalls scharfsinniger als sein Bruder war.

„Nun?"

Digitized by Google

„Sie holen Ruder für das Floß und Schwimmtöpfe für sich selbst.“

„Wohl nicht. Wozu Schwimmtöpfe, da sie auf dem Flosse sein können?“

„Die Fracht ist zu schwer, als daß dasselbe noch viele Menschen tragen könnte.“

„Dann genügen ja diese Beiden!“

„Meinest Du? Dürfen zwei Männer es wagen, während der Feind im Lande ist einen solchen Reichthum ohne alle weitere Begleitung und Bedeckung fortzuschaffen?“

„Wohin?“

„Wer kann das sagen? Die Begum steht unter den. mächtigen Schutze der Thugs, und diese werden ihr ganz gewiß ein Schiff verfsorgen, auf welchem sie mit sammt ihren Schätzen zu fliehen vermag. Vielleicht steht dieses Schiff schon bereit sie aufzunehmen.“

„So ist der Schatz für uns verloren!“

„Noch nicht; ich gebe ihn niemals auf.“

„So ist es nöthig, daß wir schnell handeln. Du hast Dein Messer, und ich habe das meinige. Wir schleichen uns vorwärts, tödten die zwei Thugs und entführen mit dem Flosse.“

„Und werden bereits nach einer Viertelstunde von den Phanfegars eingeholt und ermordet. Bist Du bei Sinnen? Und selbst dann, wenn sie uns nicht verfolgten, würden wir mit dem Flosse nicht weit kommen. Wir müssen jedenfalls anders handeln.“

„Aber wie?“

„Wir folgen dem Flosse. Weiter läßt sich jetzt nichts sagen.“

„Gibt es hier ein Boot?“

„Ich habe keines gesehen. Es würde uns auch gar nichts nützen. Aber ich bemerkte während des Plünderns in einem Hause hier in der Nähe mehrere Fischertöpfe. Wenn wir sie holen, kommen wir leichter und freier vorwärts, als in dem Boote.“

„So komm!“

Sie entfernten sich langsam von dem Strande und nahmen dann einen elligeren Lauf, bis sie an ein kleines Häuschen gelangten, in welchem der Kundschafter verschwand. Bereits nach kurzer Zeit kam er mit Schwimmtöpfen zurück, welche zugleich eingerichtet waren, Fische aufzunehmen. Er war so vorsichtig, sie seinem Bruder zu übergeben, und meinte:

„Mit diesen großen Töpfen würden wir sehr leicht bemerkt; ich will also vorangehen und die Thugs beobachten. Du wartest an der Mauer des Palastgartens, und wenn die geeignete Zeit gekommen ist, werde ich Dich holen.“

Er kehrte nach dem Flusse zurück; Kalbi aber begab sich langsamen und vorsichtigen Schrittes um den königlichen Palast herum nach der Gartenmauer, wo er seine Schwimmapparate ablegte und sich selbst hinter einen Strauch setzte, um zu warten.

Nach einiger Zeit vernahm er ein leichtes Rauschen der Fluthen, von denen sein Standort nur wenige Schritte entfernt war. Das Floß erschien. Es wurde von zwei Männern geführt, welche ihre Ruder handhabten, während mehrere andere, zwischen ihren Schwimmtöpfen liegend, durch kräftiges Schieben seinen langsamen Gang beschleunigten. Rechts und links von den Flosse waren andere Schwimmer zu sehen, welche jedenfalls die Bestimmung hatten, die Schätze der Begum zu behüten.

Das Floß verschwand nach einigen Augenblicken aus dem Gesichtskreise Kalbi's, und dann hörte er langsame Schritte längs der Mauer nahen. Es war sein Bruder.

„Kalbi?“ klang es halblaut.

„Hier.“

Der Ruferr trat herbei.

„Hast Du sie gesehen?“

„Ja.“

„Und gezählt?“

„Nein.“

„Du vergissest stets die Hauptsache. Man muß doch wissen, mit wie vielen Gegnern man zu kämpfen hat. Es schwimmen Nichtundvierzig, und Zwei sind auf dem Flosse.“

„Das sind Fünfzig. Es ist also sicher, daß wir ihnen nichts anhaben können.“

„Durch Gewalt nicht, vielleicht aber durch List.“

„Inwiefern?“

„Das kann ich jetzt noch nicht sagen, sondern es muß sich aus den Umständen ergeben. Wir folgen ihnen, und das Uebrige wird sich finden auf dem, was wir sehen.“

„So komm!“

„Wir haben noch Zeit. Wir schwimmen Beide sehr gut, und das Floß kommt nicht so schnell vorwärts wie ein einzelner Mensch. Auch müssen wir uns sehr hüten, ihnen so nahe zu kommen, daß sie uns vielleicht gar bemerken können. Bleibe also sitzen!“

Er nahm neben dem Bruder Platz.

„Wie viel gibst Du mir, wenn wir die Schätze bekommen?“ frug dieser.

„So viel, daß Du für alle Zeiten genug hast.“

„Ich bin zufrieden und werde also Alles thun, was Du von mir verlangst. Ich würde sogar das Floß mit überfallen, wenn Du es für nothwendig hältst.“

„Das würde nur unser Verderben sein. Was wollen wir Zwei gegen fünfzig Phanfegars beginnen?“

„Sie werden das Floß doch wohl nur heute Nacht begleiten und dann zurückkehren.“

„Sie werden das Floß begleiten, bis es das Schiff erreicht, welches die Begum fortbringen soll. In Allem, was wir beobachtet haben, liegt ein fester und gewisser Plan; das muß Du ja auch erkannt haben. Das Floß wurde nicht nur gefertigt um den Scheiterhaufen anzuzünden, sondern es wurde zugleich so gebaut, daß es nicht mit verbrennen konnte, und so geleitet, daß es in der Nähe des Königlichen Gartens anlegen mußte. Nun konnte es zur Fortführung der Schätze benutzt werden, und wer dies so schlau ersonnen hat, der wird wohl auch seine Maßregeln darnach getroffen haben, daß es noch vor dem Morgen ein Fahrzeug erreicht, auf dem die Beute mit ihren Reichthümern besser aufgehoben ist, als auf einem offenen Flosse.“

„Dann können wir zurückbleiben, denn alle unsere Mühe wird umsonst sein.“

„Geduld ist ein sehr heilsames Kraut, und Ausdauer überwindet Vieles. Ich werde Ihnen folgen, und wenn ich auch bis an das Ende der Erde gehen müßte!“

Nach diesem entschiedenen Ausspruche trat eine Stille ein. Jeder der zwei Männer dachte an das Ziel, welches sie sich gesteckt hatten, und an die Mittel, zu demselben zu gelangen. Endlich erhob sich der Botschafter und griff zu einem der Apparate.

„Jetzt ist es Zeit. Wir werden sterben oder unendlich reich werden. Vorwärts!“

Sie gingen in das Wasser, nachdem sie sich ihre leichte Kleidung turbanähnlich um den Kopf geschlungen oder sie in die hohlen Gefäße verborgen hatten.

Von den Töpfen getragen, brauchten sie sich nicht sehr anzustrengen. Ihre Schnelligkeit übertraf noch diejenige eines gut gerauderten Bootes, und bereits als sie kaum eine Stunde sich im Wasser befanden, verminderte Lidrah diese Raschheit und hob von Zeit zu Zeit den Kopf empor und hielt lauschend an, um zu sehen oder zu hören, ob sie dem Floße vielleicht zu nahe gekommen sei.

Zuweilen klang es wie ein leises Plätschern oder Rauschen von vorn her durch die stille Nacht herüber. Dann hielten die beiden Schwimmer an, um einige Zeit vergehen zu lassen.

So verging die Nacht, und die Zeit, in welcher sich der Morgen zu röthen beginnt, brach heran. Der Nebel lag auf dem Wasser; es war unmöglich, vorwärts zu blicken, aber die durch die Feuchtigkeit der Dünste verdichtete Luft trug dem Ohre jeden Laut mit doppelter Deutlichkeit zu.

Plötzlich hielt Lidrah inne.

„Hörtest Du etwas?“ frug er den dicht neben ihm schwimmenden Bruder.

„Ja.“

„Was?“

„Den Ruf, welchen die Schiffer ausstoßen, wenn etwas an Bord gehoben wird.“

„Richtig. Wir haben ein Schiff vor uns. Vielleicht ist es dasjenige, welches die Phanfegars suchen. Ruhere hinüber nach jener Landzunge und warte, bis ich wiederkehre. Ich werde einmal sehen, wen wir vor uns haben.“

Kalbi folgte diesem Gebote. Es ragte in das Wasser ein schmaler Landstreifen herein, dem er zusteuerte, um sich dort im hohen Grase niederzuwerfen. Er hatte nicht allzulange gewartet, als sein Bruder bereits wieder zurückkehrte.

„Traust Du etwas?“ frug er ihn.

„Ja. Wir haben sie erreicht und sind ganz nahe bei ihnen. Hier haben auf unserer Seite liegt ein langes schmales Gangesschiff mit einem Maste und drei Segeln.“

„Und das Floß?“

„Hat bei ihm angelegt und gibt Alles an Bord, was sich auf ihm befindet.“

„Verloren also!“

„Was?“

„Der Schatz.“

„Noch nicht. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als auch an Bord zu gehen.“

„Ah so! Aber wenn? Jetzt?“

Digitized by Google

„Nein. Der Phansegar kennt mich ja sehr genau und hat mir sogar mit dem Tode gedroht. Uebrigens würde es sehr auffallen, wenn wir jetzt zwischen Nacht und Morgen und an einem von Menschen unbewohnten Orte ein Schiff anfragen wollten, ob es uns mitnehmen will."

„Es fragt sich, ob es uns überhaupt aufnehmen wird."

„Es gibt ein sicheres Mittel."

„Welches?"

„Einem Pilger wird niemals von einem Schiffe die Aufnahme verweigert."

„So wollen wir uns für Pilger ausgeben?"

„Ja."

„Wohin."

„Das Schiff will jedenfalls bis hinunter nach Kalkutta, denn die Begum ist nur dann sicher, wenn sie Indien ganz verläßt, daher müssen wir es so einzurichten suchen, daß wir bis dorthin mitfahren können, ohne aufsteigen zu müssen. Wir gehen also nicht nach einem heiligen Orte, sondern wir kommen von einem solchen."

„Von welchem?"

„Von Ahabar, droben in den Bergen des Himalaya, wo wir den Stier befuchten."

„Und wo sind wir her?"

„Wir sind Lastaren* und haben keine andere Heimath als die hohe See."

„Ah! Warum?"

„Dann wird es uns gelingen, mit der Begum und ihren Schätzen in See zu gehen, wenn wir unsern Zweck nicht bereits vorher auf dem Ganges erreichen konnten."

„Du bist schlau. Wie gut ist es, daß wir bereits einmal zur See gewesen sind!"

„Wir müssen Alles thun, um jeden Verdacht zu vermeiden, und uns ganz besonders das Vertrauen der Begum und Derer zu erwerben, die bei ihr sind."

„Aber wann gehen wir zu Schiffe?"

„Heute noch nicht. Ich kenne den Lauf des Flusses sehr genau, Er macht hier viele und bedeutende Krümmungen, und wenn wir von hier aus den Landweg einschlagen, so sind wir dem Schiffe morgen früh eine Strecke zuvorgekommen."

„Aber dieser Phansegar, welcher Dich kennt und Dir gedroht hat?"

„Was ist mit ihm?"

„Er wird Dich sofort erkennen, so bald wir das Fahrzeug betreten werden."

„Er wird sich nicht auf demselben befinden."

„Wie willst Du das so genau wissen?"

„Er hat mir gedroht, daß ich binnen dreien Tagen sein Meffer gekostet haben werde, er muß sich also während dieser Zeit in der Gegend von Agra befinden und kann unmöglich mit dem Schiffe der Prinzessin weiterfahren wollen."

„Das ist richtig. Aber wirst Du das Fahrzeug auch richtig wieder erkennen?"

(Fortsetzung folgt.)

Am letzten Tage.

Novelle

von

E. Schlegel.

(Schluß.)

Wie durch eine Mahnung geweckt, trat Leonie jäh zurück.

„Ich muß Udo sehen!" sagte sie hastig, „noch heut — sogleich — Bettina soll ihn holen — mit meinem Wagen —"

Josephine hob bedenkend die Hand.

„Wende nichts ein — o Mutter, es war ja die Aufgabe meines Lebens, das verfehlt in Scherben geht, ohne beglückt zu haben. Die letzte Stunde steht vor mir und furchtbare Jahre liegen hinter mir. Gott hat die Sünde des Vaters heimgesucht an dem Kinde . . . meine Kraft ist vernichtet, ich bin elend . . ." und nachdem sie Alles dieses langsam und schwer gesprochen, spannte von neuem Fiebergluth ihre Nerven aufs Aeußerste. Sie befahl energisch den Wagen und die Herbeiholung Udos.

Josephine war rathlos gegenüber diesem überreizten Willen. Jede Weigerung konnte schlimmere Folgen nach sich ziehen, wie jede Gewährung. Der Versuch, Leonie zu beruhigen, scheiterte. Minute um Minute steigerte ihre Erregung. Mit glühenden Wangen und blitzenden Augen stand sie am Fenster, jedes Geräusch erhaschend, in zügelloser Ungeduld.

Da erscholl von Fern her das Rollen der Räder. Ungestüm wollte Leonie das Zimmer verlassen. Josephine hielt sie gewaltsam zurück.

Die nächste Sekunde führte Udo daher. Seine Mutter ging ihm bis draußen entgegen und kündete ihm flüchtig das Wichtigste. Es kam ihm nicht überraschend — nur wie die Bestätigung einer bereits gewonnenen Vermuthung — und doch zuckten auch seine Wimpern, zitterte auch seine Stimme, als er die Schwester in leidenschaftlichem Drucke umfing und zärtlich ihren Namen flüsterte.

„Udo, Bruder!" klang es durch den Raum, aber nicht wie durch die Stimme einer Leidenden, sondern voll und tief aus innerster Brust.

Udo hob das Antlitz Leonies empor, er versenkte seine Blicke in die ihrigen — da überlief ihren Körper eine krampfhafte Bewegung, ihr Antlitz wurde todtenbleich, die Arme sanken herab. Udo erfaßte und trug sie, von furchtbarer Angst gepackt, auf den Divan, Dort legte er sie nieder.

Josephine netzte ihre Stirn und Lippen mit kühlem Wasser. Bettina fuhr zum Arzte.

Leonie schlug die Augen auf.

Erst Josephine, dann Udo anblickend, zog sie Beide zu sich heran.

„Mutter, Bruder," flüsterte sie mit gänzlich verändertor tonloser, fast gebrochener Stimme, „es muß geflorben sein. Vergebet dem Vater — er lebt — und liebt Euch! Wenn der Tod mich gefüßt — lasset mich hinüber bringen in — in die Gruft der Ahnen und gebet mir — mit die Ruhe bei den Meinen.

Dich, mein Bruder — habe ich gesucht — zu jeglicher Stunde — ich habe Dich gefunden — am — am letzten Tage meines Lebens. Wohl — möchte ich jetzt — jetzt noch leben dürfen — das Leben muß — jetzt — schön sein — schön — grüße den Vater — Dein Weib — lebet — Alle — wohl —"

Und nochmals loderte die letzte Kraft unerwartet auf, die Lippen stießen hervor, was der Sängerin Brust so mächtig bewegt in Lied und Leid:

Einst ging ich zu zwein, jetzt geh' ich allein —
Mein Lieb ist falsch! — — —

Leonies Geist war entflohen; nur die Augen lebten noch fort, tief und schwarz wie die Nacht. Ein Schmerzensschrei endete den stockenden Herzschlag und allmählich sanken auch die Lider herab über den letzten Ausblick der schwarzen Augen.

Dann war es still, ganz still — der Todesengel hatte nur Eine geküßt, aber sein Fittich hatte Alle gestreift mit eisigem Hauche.

Rene legte segnend und tief erschüttert seine Hand der Schwester aufs Haupt. Josephine betete und weinte still in sich hinein, weinte unaufhörlich, als selbst der Arzt erschien und sie durch Zusprnch zu trösten versuchte.

„Ein Herzschlag!" war seine traurige Antwort auf Renes Frage nach der Ursache des plötzlichen Todes.

Josephine erhob eine Anklage wider sich selbst. Der Arzt vernichtete sie, indem er darauf hinwies, daß jede Verweigerung eines so heißen Wunsches der Kranken gleiche Folgen bereitet haben würde.

„Es gab kein Ausweichen vor dem nahen Tode bei dieser Frau!" berichtete er weiter, „jeder Tag seit ihrem Hiersein trug die Möglichkeit der letzten Stunde in sich und stand harrend an ihrem Lager, ohne daß sie es geahnt."

Diese Aussage befreite Josephine vom Trostlosen, sie nahm den verzweifelten Schmerz und ließ nur das grausame Bewußtsein, welches der Tod dem Lebenden bedeutet. Bleich, erschüttert stand sie vor der Erstorbenen. Ein glühendes Verlangen, wohlthun, überkam sie. Wohlthun in Opferwilligkeit, diese Empfindung fiel ihr wie ein stummes Vermächtniß der Todten auf die Seele.

Wenige Stunden später traf man allseitig die nöthigen Vorkehrungen zur Ausführung der letzten Wünsche Leonies.

Udo beschloß noch an demselben Abend nach dem Gute Harden abzureisen, um dort den alten Vater zu finden, ihm Josephinens und seine Liebe wiederzubringen für alle Zeit und um die Bitte der todten Schwester in allen Einzelheiten treu und gewissenhaft zu erfüllen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Wagen hielt. Udo sprang heraus und stand vor dem Hause seiner Kindheit. Wohl tausend süße Erinnerungen erweckte das Anschauen der Zinnen und Thürme, der Bäume und Blumen

*Indische Matrosen.

Digitized by Google

Illuſtrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 22.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preiſe von 85 ₰.

Die Juweleninſel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortſetzung.)

Der Nebel iſt dicht; ich habe es mir aber trotzdem ſo genau betrachtet, daß ich mich nicht irren würde, ſelbſt wenn ich den Namen nicht geleſen hätte."

„Wie lautet er?"

„Die Badaya."*

„Und was thun wir jetzt?"

„Wir treten unſern Weg an, ohne uns weiter um das Schiff, das Floß und die Phanſegara zu bekümmern. Hier erwartet uns nur Unheil, wenn wir geſehen werden, und je weiter wir fort ſind, deſto näher ſind wir am Ziele."

„Doch unſere Schwimmröhre?"

„Dürfen wir weder liegen noch fortſchwimmen laſſen, da ſie uns dann leicht verrathen könnten. Wir nehmen ſie eine Strecke mit in das Land hinein und werfen ſie dann von uns. Lege jetzt nun Deine Kleider an!"

Kaldi gehorchte, und dann begannen ſie ihre Wanderung.

Sie kamen durch zahlreiche Dörfer, welche je entfernter von Augh, deſto weiter vom Kriegsſchauplatze lagen und ein ruhiges Leben zeigten. Die beiden Pilger erhielten überall einen Trunk Waſſer und eine Handvoll Reis, und ein reicher Brahmane gab ihnen ſogar neue Sandalen an die Füße, als er entdeckte, daß Librah muſikaliſch war und zur Raſſab** zu ſingen verſtehe.

Als ſich dieſer erſte Tag zum Abende neigte, machten ſie Halt auf einer Anhöhe, wo ſie unter dem Schutze dicht belaubter Bäume ſich ein Nachtlager herrichteten. Die Dunkelheit brach herein, und ſchon wollten ſie die Ruhe ſuchen, als plötzlich gerade vor ihnen ein Feuer aufleuchtete, welches die Nähe von Menſchen bekundete.

„Schau!" meinte Kaldi. „Was muß dies für ein Feuer ſein?"

„Ein Wachtfeuer nicht, denn hier gibt es keine Krieger und auch keine Jäger."

„Es ſieht beinahe wie ein Schiffsfeuer aus."

„Warum?"

„Weil es vom Nebel umgeben iſt."

„Wirklich!"

„Es muß ein Flüßchen in der Nähe ſein."

„Oder gar der Ganges."

„Den hätten wir bemerkt."

„Es war bereits ziemlich düſter, als wir hier anlangten, und der Hügel kann ſo vor dem Waſſer liegen, daß man den Fluß gar nicht ſehen kann."

„Wir wollten ihn aber doch erſt morgen erreichen."

„Ich glaube, daß wir uns zu weit nach Mittag hielten. Uebrigens, wo ein Feuer iſt, da ſind auch Leute, und da iſt es mir lieber als hier in der Einſamkeit. Wir wollen uns erheben und ſehen, wer dort zu finden iſt. Komm!"

Sie ſtanden wieder auf und ſchritten auf das Feuer zu.

Je mehr ſie ſich demſelben näherten, deſto größer und heller wurde es, und endlich erkannten ſie in ſeinem flackernden Scheine die breite glänzende Fläche des Ganges, an deſſen diesſeitigem Ufer ein Fahrzeug vor Anker lag.

Jetzt blieb Librah überraſcht halten.

„Kaldi, wir ſind wirklich zu weit nach Mittag gegangen, viel zu weit."

„Woraus erkennſt Du das?"

„Weil wir ſonſt dieſes Schiff nicht hier an dieſer Stelle treffen könnten."

„Welches iſt es?"

„Die Badaya."

„Wirklich?"

„Wirklich! Ich erkenne den Bau ſehr genau, und ſiehſt Du an der Seite ſeines Schnabels die weibliche Figur, welche tanzend den Schleier ſchwingt? Das Licht des Feuers fällt hell darauf. Es iſt kein anderes Fahrzeug als die Badaya."

„Deſto beſſer. So brauchen wir nicht länger zu ſuchen."

„Komm näher. Das Schiffsvolk hat ſich an das Land gemacht und bereitet ſich das Nachtmahl. Wollen einmal erſt ſehen, was es für Leute ſind."

Sie ſchlichen ſich heimlich hinzu und betrachteten die vor ihnen liegende Gruppe.

„Es ſind Schiffer und verſchiedene Paſſagiere," meinte der Kundſchafter. „Vielleicht befinden ſich unter den letzteren einige Thugs und Phanſegars, welche die Begum begleiten und beſchützen ſollen. Der aber, den ich zu fürchten habe, der iſt nicht dabei. Komm ein Stück wieder zurück, und dann laſſen wir uns ſehen."

Sie ſchritten leiſe retour und traten dann laut auf das Feuer zu.

* Indiſcher Ausdruck für Bajadere.

** Indiſche Laute mit drei Saiten.

Digitized by Google

Die um dasselbe Versammelten vernahmen ihr Nahen und blickten sich um. Als sie zwei Männer erkannten, die eine ernste ehrwürdige Pilgermiene machten, grüßten sie:

„Ihr kommt ganz gewiß weit her. Wie schwitzet Ihr?"

Dieser Gruß ist der unter den Indiern allgemein übliche, da in diesem heißen Lande die Transspiration ein Zeichen der Gesundheit ist, während das Ausbleiben des Schweißes auf eine nahende und jedenfalls gefährliche Krankheit deutet.

„Wir danken Euch, Ihr Brüder," antwortete der Kundschafter. „Wir schwitzen gut, und dafür ist Gott zu danken, da wir eine weite Reise hinter uns haben."

„Wo kommt Ihr her?"

„Von den heiligen Bergen da oben, wo die Sonne kein Eis verzehren kann."

„Was habt Ihr dort gethan?"

„Wir waren an der berühmten Quelle von Ahabar, aus welcher der heilige Stier der Berge trinkt. Wer von ihrem Wasser kostet, dem sind alle Sünden vergeben und er hat sogar auch noch Vergebung übrig für Alle, die ihr Lager und ihren Reis mit ihm theilen. Wie schwitzet Ihr?"

„Wir schwitzen sehr, denn wir haben dieses große Schiff zu regieren."

„Wo wollt Ihr hin?"

„Hinunter nach Kalkutta. Und Ihr, meine frommen Brüder?"

„Auch nach Kalkutta."

„So weit?"

„Das ist nicht weit. Das Reich der Laskaren ist größer und weiter als von Kalkutta nach Ahabar und von da wieder zurück nach der Stadt des Stromes."

„Wie, Ihr seid Laskaren?" frug der Mann, der jedenfalls der Führer der Babaya war.

„Ja."

„So seid uns willkommen! Setzt Euch nieder und esset und trinket mit uns. Dann sollt Ihr uns von Eurer frommen Reise erzählen."

Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. Sie setzten sich und erhielten ihren Reis. Dann bereitete sich ein Jeder nach indischer Sitte sein Essen abgesondert von jedem Andern und verzehrte es, nachdem er sich so plazirt hatte, daß er von niemand beobachtet werden konnte.

Einer der Schiffer, welcher mit seinem Male zuerst fertig geworden war, griff an den Stamm eines Bisserstrauches, an welchem seine Raftab hing. Er stimmte die Saiten und sang ein Lied, welches er mit einförmigen Griffen begleitete.

„Nun erzählt uns von Dem, was Ihr gesehen habt," meinte der Schiffer.

„Laß diesen Mann erst noch ein Lied singen," bat Librah. „Ich liebe die Raftab und das Lied und habe seit langer Zeit keines gehört."

„So spielest Du die Saiten wohl auch selbst?"

„Ja, Sahib."

„Und singest dazu?"

„Ja."

„So sollst Du uns ein Lied singen. Nimm die Raftab, und wenn mir Dein Lied gefällt, dann nehme ich Euch umsonst bis nach Kalkutta mit."

„Deine Seele ist voller Güte und Dein Herz voller Barmherzigkeit, Sahib," antwortete Librah, im höchsten Grade erfreut über das glückliche Gelingen seiner Absichten. „Ich werde mir Mühe geben, Dir und den Deinen zu gefallen."

Er nahm die Raftab, gab den Saiten eine andere Stimmung und begann:

„Es treibt die Fanna heimathslos
Auf der bewegten Fluth,
Wenn auf dem See gigantisch groß
Der Talha Schatten ruht."

Alle Anwesenden horchten auf. Das waren ganz andere Klänge, als sie zu hören gewohnt waren. Librah bemerkte es und fuhr fort:

„Er breitete die Netze aus
Im klaren Mondesschein,
Sang in die stille Nacht hinaus
Und träumte sich allein."

Jetzt erschien über dem Borde des Fahrzeuges ein Männerkopf, der seine dunklen Augen auf den Sänger richtete, welcher weiter sang:

Da rauscht' es aus den Fluthen auf,
So geisterbleich und schön;
Er hielt den Kahn in seinem Lauf
Und ward nicht mehr gesehn."

Da war neben dem Männerkopfe ein wunderbar schönes Frauenantlitz zu erblicken. Kein Schleier deckte es, sein vorgehaltenes Tuch verbarg es vor dem Auge des Kundschafters, welcher jetzt das Lied beendete:

„Nun treibt die Fanna heimathslos
Auf der bewegten Fluth,
Wenn auf dem See gigantisch groß
Der Talha Schatten ruht."

Die Männer schlugen zum Zeichen ihres Beifalles mit den Händen auf ihre Knie. Librah achtete gar nicht darauf. Sein Auge war auf den schönen Mann gerichtet, welcher jetzt an einer von Palmenfasern gedrehten Strickleiter vom Schiffe an das Ufer stieg und zum Feuer trat. Es war Malettl.

„Wer bist Du?" frug er den Botschafter.

„Ein Laskar, Namens Librah, Sahib."

„Ein Laskar? Wie kommst Du hierher?"

„Ich und mein Bruder Kabil hier kehren von einer Pilgerschaft zurück."

„Du singst und spielst, wie ich es von einem Indier noch nie gehört habe."

„Ich habe es von einem Manne gelernt, der aus dem Lande der Franken kam."

„Dachte es. Kannst Du noch mehrere solcher Lieder?"

„Ja, Sahib."

„Die Sahiba dort oben will gern noch eines hören."

„Wenn sie es befiehlt, so werde ich ihr sehr gern gehorsam sein, Sahib."

Er nahm das Instrument wieder zur Hand und begann mit einigen einleitenden Griffen in die Saiten. Er sah die prächtigen Augen Rabdahab's auf sich gerichtet; er fühlte sich wie getroffen von einem Strahle, der so heiß noch niemals gefühlt hatte, und begann sein Lied mit einer Stimme, die allerdings nicht unschön genannt werden konnte:

„Die Lotosblume blühet
So einsam auf dem See;
In stiller Sehnsucht siehet
Verlangend sie zur Höh.

Des Ufers Schatten ruhten,
Ach lange schon so kalt,
Rings auf den tiefen Fluthen,
Die sie so kühl umwallt.

Nun möchte sie gar balde
Den Strahl der Sonne sehn,
Vor dem zum dunklen Walde
Die finstern Schatten gehn.

Und sinnend durch die Fluthen
Fahr ich mit meinem Kahn;
Es hats mit ihren Gluthen
Die Lieb' mir angethan.

Ich bin mit meinem Leide
So einsam und allein,
Und möcht an ihrer Seite
Doch gerne glücklich sein.

Und doch in ihren Blicken,
Die nimmer mich verstehn,
Will es mir niemals glücken,
Der Liebe Strahl zu sehn."

Das Lied war zu Ende und erhielt ganz denselben Beifall wie das vorige.

„Ich bin zufrieden mit Dir," meinte der Führer des Schiffes. „Ihr sollt Beide mit uns nach Kalkutta gehen. Ihr seid Laskaren und kennt also die Schifffahrt?"

„Ja, Sahib."

„Erlaubt Euch Eure fromme Pilgerschaft, auf einem Schiffe zu arbeiten?"

„Ja, wenn wir die Zahl der Gebete einhalten, welche wir gelobt haben."

„Ihr sollt sie einhalten und dennoch einen guten Lohn erhalten, wenn Ihr mir bis Kalkutta zuweilen mithelfen wollt, die Segel zu richten oder etwas Anderes zu thun."

„Wir wollen Dir gerne helfen, Sahib. Laß uns nur Deine Befehle wissen."

Digitized by Google

Maletti stieg auf das Deck der Badaya zurück. Er war die einzige Person, die sich jetzt mit Rabbadah dort befand. Sie hatte sich am Steven niedergesetzt und erwartete ihn.

„War dieser Mann ein Eingeborener?“

„Ja.“

„Aber er sang so fremd und schön, wie ich mir nach der Beschreibung meines Bruders die Lieder der Franken vorgestellt habe.“

„Er hat die seinigen allerdings auch von einem Franken gelernt bekommen.“

„Wunderbar, daß Ihr Franken alles besser wißt und besser könnt als wir!“

„Das hat zwei sehr wichtige Gründe, Sahiba.“

„Hab Du schon wieder vergessen, daß Du mich nicht mit diesem Titel nennen sollst!“

„Verzeihe mir! Ich bin ein armer Krieger, Du aber bist eine reiche Fürstin.“

„Die Fürsten stammen aus der Kriegerkaste, und mein Reichthum ist mir nicht so werth wie der Deinige. Der Geist und die Seele stehen höher als Gold und Silber. Aber sage mir, welche Gründe Du meintest!“

„Bei uns gibt es keine Kasten; ein Jeder kann werden, was er will, und die Gaben ausbilden und gebrauchen, welche er von Gott geschenkt erhalten hat.“

„So könnte bei Euch ein Paria ein Priester, ein Brahmane werden?“

„Ja, denn Gott schuf Beide zu seinem Bilde. Nicht die Geburt gibt dem Menschen seinen Werth, sondern der Mensch ist gerade so hoch oder so niedrig wie seine Gedanken, welche er denkt, seine Gefühle, welche er empfindet, und seine Thaten, welche er thut.“

„Das klingt so schön und richtig, aber ich kann es nicht verstehen. Vielleicht kommt die Zeit, in welcher ich weiß, was Du sagen willst. Und der zweite Grund?“

„Bei uns hat das Weib dieselben Rechte, wie der Mann sie hat.“

„Erkläre mir dies!“

„Das Mädchen wird so frei geboren wie der Knabe; es wird ihm Alles gelehrt, was es lernen will; es kann sich seinen Gatten wählen und ist nicht die Sklavin desselben. Es nimmt Theil an seinen Freuden und seinen Leiden und hat über die Kinder ganz dieselbe Gewalt wie der Mann. Gott ist die Allmacht und die Liebe, der Mensch aber ist sein Ebenbild; da nun aber der Mensch aus Mann und Weib besteht, so soll der Mann ein Ebenbild der göttlichen Allmacht und das Weib ein Ebenbild der göttlichen Liebe sein. Und wo Allmacht und Liebe auf Erden so innig zusammenwirken, da wird der Mensch seinem Gotte immer ähnlicher, da steigt die Weisheit und Gerechtigkeit vom Himmel hernieder, und die Völker nähern sich immer mehr der Erhabenheit und Herrlichkeit Dessen, der ihnen das Leben und das Dasein gab.“

„Auch dies verstehe ich nicht,“ meinte sie, „aber ich wünsche, daß ich es begreifen könnte.“ Dann fügte sie nachdenklich hinzu: „Das Weib soll ein Ebenbild der göttlichen Liebe sein — — —“

Der Blick ihres wunderbaren Auges war gegen die Sterne gerichtet; ihr Angesicht war ganz dasjenige eines Engels, welcher aus jenen Höhen hernieder getragen ist. Alphons konnte seinen Blick nicht von ihr wenden und wagte es, hingerissen von dem Zauber, den sie auf ihn ausübte, seine Hand auf die ihrige zu legen.

„Kennst Du die Liebe?“ frug er mit leiser zitternder Stimme.

„Ich weiß es nicht.“

„So hast Du nie geliebt!“

„Vielleicht doch. Oder ist das keine Liebe, die man zur Mutter und zum Bruder hat?“

„Ja. Aber es gibt noch eine andere Liebe, die unendlich reicher, entzückender und beseligender ist und diese arme Erde zum Himmel, zur Wohnung der Seligen macht.“

„Welche meinest Du?“

„Die Liebe im Herzen des Mannes und des Weibes. Hast Du sie gekannt?“

„Nein. Ich kannte keinen Mann, ich wollte keinen Mann, ich liebte keinen Mann.“

„Und kennst und wißt und liebst auch jetzt noch keinen Mann?“

„Darf nach Eurer Sitte ein Weib dies sagen?“

„Ja.“

„Wem darf sie es sagen?“

„Dem, den sie liebt.“

„Dann weiß er so, daß sie ihn liebt!“

„Warum sollte er es nicht wissen dürfen?“

„Wenn er sie nun nicht wieder liebt?“

„O, die Liebe ist allmächtig, und kein Herz kann ihr widerstehen. Wer aus dem tiefsten Grunde seines Herzens liebt, der wird ganz sicher wieder Liebe finden.“

„Wenn dies doch wahr wäre!“ flüsterte sie.

Er zog ihre Hand an sein Herz und neigte sich näher zu ihr hernieder.

„Weißt Du noch, was Du mir vorhin geboten?“

„Was?“

„Ich soll Dich nicht mehr Sahiba nennen.“

„Ja. Nenne mich Rabbadah, wie mich die Mutter und der Bruder nannte.“

„Das darf ich nicht.“

„Warum?“

„Die Sitten und Gebräuche meiner Heimath gebieten, daß nur der Mann sein Weib bei diesem Namen nennen darf.

Sie schwieg; aber sie ließ ihre Hand in der seinigen, und dies gab ihm den Muth, den Gefühlen Raum zu geben, welche die tiefste Tiefe seines Herzens durchfluteten.

„Nicht wahr, nun muß ich Dich dennoch Sahiba nennen?“

„Nenne mich, wie Du willst!“ antwortete sie nach einigem Zögern.

„Und wenn ich nun dennoch jetzt Rabbadah zu Dir sagen wollte — — —?“

„Du darfst es.“

„Ich darf! Ist dies wahr, ist dies möglich, ist dies kein Traum, keine Täuschung?“

„Nein.“

Er hörte das Zittern ihrer flüsternden Stimme; er fühlte das Beben ihres kleinen Händchens; er konnte nicht anders, er mußte den Arm um sie legen und sie an sich ziehen.

„Rabbadah,“ frug er mit stockender Stimme, „weißt Du, was Du jetzt gesagt hast?“

„Ich weiß es.“

„Genau?“

„Genau! Ich habe weder Vater noch Mutter, ich habe weder Bruder noch Schwester, ich habe keinen Freund und keinen Menschen als Dich allein. Du hast mich aus den Krallen des Panthers errettet, Du hast mir das Leben erhalten, als es bereits verloren war; es ist Dein, es gehört Dir, ich weiß nun, welche Liebe Du vorhin meintest, denn ich habe sie kennen gelernt und in meinem Herzen getragen seit dem Augenblicke, an welchem mir der Bruder von Dir erzählte. Nenne mich Rabbadah!“

„Rabbadah!“ jubelte er.

Aber es war kein lauter, sondern ein leiser, tief innerlicher Jubel, der aus seiner Stimme klang. Er schlang die Arme um das herrliche Wesen und zog es fest und innig an seine vor unendlicher Seligkeit hochklopfende Brust.

„Meine Seele, mein Engel, meine Göttin, so willst Du mein Weib sein, willst bei mir sein und mit mir, jetzt und immerdar?“

„Jetzt und immerdar!“ hauchte sie, den Kuß erwiderend, den er auf ihre Lippen drückte.

„So schwöre ich Dir, daß jeder Augenblick meines Lebens, jeder Athem meiner Brust und jeder Pulsschlag meines Herzens nur Dir, Dir allein gehören soll, Rabbadah!“

Sie saßen eng umschlungen neben einander; die Sterne funkelten wie Diamanten, das Kreuz des Südens leuchtete glänzend auf sie hernieder, doch die Sterne, welche in den Herzen dieser beiden Glücklichen aufgegangen waren, strahlten heller, viel heller noch als alle die Brillanten des tropischen Firmamentes.

Drunten am Feuer hatte unterdessen die Unterhaltung ihr Ende erreicht, und man traf Anstalten, sich zur Ruhe zu begeben. Librah trat zum Schiffsführer.

„Sahib, erfülle mir und meinem Bruder eine Bitte.“

„Welche?“

„Wir sind Laskaren und haben das Gelübde gethan, niemals auf der Erde zu schlafen, wenn es möglich ist, auf einem Schiffe Ruhe zu finden.“

„Ihr scheint begeisterte Matrosen zu sein! Ihr wollt auf der Badaya schlafen?“

„Ja. Unser Gelübde gebietet es uns.“

„Dann muß ich Euch Eure Bitte gewähren. Aber fürt den Sibbi und die Sahiba nicht, welche sich in die Kajüten des Hinterdecks zurückgezogen haben werden!“

Die beiden Männer stiegen, Librah voran, an der Strickleiter empor. Sie erreichten das Verdeck, ohne von den beiden Liebenden bemerkt zu werden.

„Kalbi!“ flüsterte der Kundschafter.

„Was?“

Digitized by Google

„Siehst Du dieses herrliche Weib?“

„Sie ist schöner noch als die Sonne, schöner als die Morgen- und die Abendröthe!“

„Es ist die Begum.“

„Ist dies wahr?“

„Ja. Komm leise. Sie haben geglaubt, allein auf dem Schiffe zurückzubleiben, und darum ihre Kajüten noch nicht aufgeruht. Wir legen uns unter das Segel, wo sie uns nicht bemerken können.“

Sie schlichen sich an der Schanzverkleidung hin und krochen unter die dicke Matte, welche der Badaya als zweites Segel diente und von wo aus sie Maletti und Rabbadah ganz genau beobachten konnten, ohne von ihnen gesehen zu werden.

„Weißt Du, Kalbi, wie viel dieses Weib werth ist?“ frug Lidrah.

„Wie viel?“

„Mehr, tausendmal mehr als alle ihre Schätze, als all ihr Gold und ihre Diamanten.“

„Hm! Ich ziehe mir vielleicht doch ihre Diamanten vor.“

„Ich folgte ihr um ihrer Schätze willen, nun aber steht es fest, daß auch sie mein werden muß. Hast Du mich verstanden, Kalbi? Mein muß sie werden!“

„Du bist von Sinnen!“

„Ja, denn alle meine Sinne sind bei ihr.“

„Du und eine Prinzessin! Du und die Schwester des Maharajah von Nagh!“

„Ja, ich und sie! Sie muß mein Weib werden, wenn ich nicht vorher sterbe.“

„Und dieser Mann, der bei ihr sitzt?“

„Ich kenne ihn nicht, ich frage nicht nach ihm, obgleich er sie umschlungen hält. Vielleicht ist es der Phansegar, der mit ihr aus dem Garten des Rajah geflohen ist.“

„Sie lieben sich!“

„Es wird nicht lange währen, so ist er todt und sie liebt mich!“

„Du willst das Weib haben und wirst Dich dadurch um ihre Schätze bringen!“

„Nein, denn ich werde nicht unklug, sondern nur mit der allergrößesten Vorsicht und Schlauheit handeln; darauf kannst Du Dich verlassen. Wir werden alle Abende, wenn das Schiff an das Ufer anlegt, auf dem Decke bleiben und jede Gelegenheit erspähen, nach dem Schatze der Begum forschen zu können. Mein wird er und sie dazu, das schwöre ich bei allen Göttern und Geistern des Himmels und der Erde!“ — —

Mehrere Wochen später langte die Badaya in Kalkutta an. Es war am Abende, als sie vor Anker ging. Der Kapitän gab Befehl, daß keiner der Leute das Schiff verlassen dürfe, er selbst aber bestieg das kleine Boot und ruderte sich mit eigener Hand vorwärts, bis er an eine breite Treppe gelangte, welche vom Wasser aus zum hohen Ufer führte. Hier befestigte er das Boot an einem eisernen Ring und stieg die Treppe empor.

Er gelangte auf der letzten Stufe an ein hohes breites Thor, welches verschlossen war. Er schien öfters hier gewesen zu sein, denn schon bei dem ersten Griffe fand er den Knopf, welcher eine Klingel in Bewegung setzte. Schnelle Schritte ertönten hinter dem Thore, und eine Stimme gebot:

„Es ist zu spät zum Oeffnen. Geht wieder fort, und kommt morgen wieder!“

„Ali, öffne!“ antwortete der Kapitän einfach.

Dieser Ruf mußte doch eine gewisse Wirkung ausüben, denn die Stimme frug:

„Wer ist draußen?“

„Ein Freund der Freunde.“

„Das ist etwas anderes. Wartet. Ich werde sofort öffnen!“

Ein Schlüssel wurde angesteckt, ein Riegel zurückgeschoben und ein Flügel des Thores aufgezogen.

„Wer da?“

„Nennen werden nicht genannt. Kennst Du mich nicht, Ali?“

Der Diener blickte dem Kapitän in das Gesicht und beugte sich dann zur Erde nieder.

„Sahib, Euer Eingang sei gesegnet jetzt und in Ewigkeit. Tretet näher!“

Er verschloß das Thor wieder und schritt dann voran, über den Hof hinweg.

„Ist Dein Herr zu Hause?“

„Ja. Er sitzt über seinen Büchern.“

„Und zu sprechen?“

„Für Euch immer, wie Ihr wißt.“

„So melde mich ihm!“

Sie betraten ein großes palastähnliches Gebäude, schritten durch mehrere breite, lange und sparsam erleuchtete Korridore und hielten endlich vor einer Thür an.

„Tretet ein, Sahib! Euch brauche ich nicht anzumelden,“ meinte der Diener.

Der Kapitän trat ein.

Er stand in einem hohen Raume, dessen vier Wände ganz von Büchergestellen eingenommen wurden, welche von grünen Vorhängen verdeckt waren. An einem altertümlichen Schreibtische saß ein hoch und kräftig gebauter Mann, den man an seiner eigenthümlichen Kleidung gleich als einen jener Parsi erkannte, welche in ganz Indien wegen ihrer Reichthümer und strengen Rechtlichkeit bekannt sind. Der Mann warf einen Blick nach der Thür, erkannte den Eintretenden und erhob sich sofort.

„Kapitän! Du hier! Es muß eine wichtige Botschaft sein, die Dich zu so später Stunde zu mir führet.“

„Daß ist sie, Sambhadscha.“

„So setze Dich und sprich! Wo kommst Du her?“

„Aus Nagh,“ antwortete der Gefragte, indem er ungenirt Platz nahm.

„Aus Nagh? Die Engländer haben dort gesiegt, wie man hörte?“

„Durch Verrath!“

„Ich glaube es. Der Maharajah soll todt sein.“

„So ist es.“

„Der Sultan von Symoore und der Rajah von Kamooh desgleichen?“

„Desgleichen.“

„Es liegt ein Fluch auf diesem Lande, welches in die Hände der Franken gelegt wurde, um seinen letzten Lebenstropfen zu verbluten. Welche Ladung hast Du?“

„Eine geheimnißvolle.“

„Ah!“

„Daher komme ich so spät zu Dir. Ich habe Dir eine Botschaft zu überbringen.“

„Welche?“

„Keinen Brief, kein Wort, sondern nur dieses einfache Zeichen hier.“

Er zog aus seiner Tasche ein kleines Lederetui und öffnete es. Es enthielt ein winziges, in Silber gearbeitetes Messer, welches ganz genau dieselbe Form wie ein Phansegarmesser hatte. Der Parsi griff mit sichtbarer Ueberraschung nach demselben.

„Das geheime Zeichen! Gib her, gib schnell her; kein Mensch darf es sehen!“

„Weißt Du, was es bedeutet?“

„Es bedeutet, daß ich Alles thun werde, was Du jetzt von mir verlangst.“

„Es ist nicht viel.“

„Sage es!“

„Mich nach meinem Schiffe zu begleiten.“

„Was gibt es dort?“

„Das wirst Du sehen und erfahren.“

„So komme!“

Sambhadscha setzte seine hohe Mütze auf, theilte seinen langen Bart auf die beiden Seiten der breiten Brust und schritt mit dem Kapitän dann denselben Weg zurück, den dieser gekommen war. Ali schloß das Thor hinter ihnen.

„Keine Ruderer?“ frug der Parsi verwundert, als sie bei dem Boote anlangten.

„Ich rudere selbst. Es darf niemand erfahren, wen ich an Bord habe, und darum soll auch keiner meiner Leute das Schiff verlassen bis Alles in Ordnung ist.“

„Du sprichst in Räthseln!“

„Die Dir bald klar sein werden.“

Sie langten bei der Badaya an und stiegen an Bord. Dann führte der Kapitän den Parsi nach dem Hinterdecke und öffnete die Thür einer Kajüte.

„Tritt hier hinein!“

„Sambhadscha trat ein und zog die Thür hinter sich zu. Der Raum war klein und enthielt nur einen einzelnen Menschen, der sich jetzt erhob. Es war Maletti.

„Friede und Heil sei mit Dir!“ grüßte der Parsi. „Bist Du es, der mich rufen ließ?“

„Ich bin es. Setze Dich!“

Er bot dem Gaste Platz neben sich auf dem Divan und eine persische Hukah*, zu welcher er ihm das Feuer reichte.

„Erlaube, daß ich Dich bediene. Wir brauchen keinen Tschibukschi** hier.“

* Tabakspfeife.

** Diener, welcher den Tabak anzündet.

Digitized by Google

Der Parsi brannte an und lehnte sich dann gemächlich in das Polster, die Rede erwartend, die ihm erklären sollte, weshalb er an Bord gerufen sei.

„Du hast das Zeichen erhalten?“ frug Maletti.

„Ja.“

„Es wurde mir gesagt, daß Du es beachten würdest.“

„Es gilt mir als die beste Empfehlung, vielleicht sogar als ein Befehl. Wer hat es dem Kapitän übergeben, Du oder ein Anderer?“

„Ich.“

„So sprich, was Du von mir verlangest.“

„Ein Schiff.“

„Wohin?“

„Nach Batavia!“

„Es geht bereits morgen eines dorthin ab. Du sollst den besten Platz erhalten.“

„Ich muß es allein haben.“

„Allein, das geht nicht.“

„Warum?“

„Weil es Dich zu viel kosten würde.“

„Ich bezahle es.“

„Ich müßte die Passagiere fortjagen, die sich bereits an Bord befunden.“

„So gib mir ein anderes Schiff.“

„Du sprichst, als besäßest Du Millionen!“

„Ich besitze sie.“

„Ah? Du kennst meinen Namen?“

„Ja. Ich habe ihn vom Kapitän erfahren.“

„So ist es wohl billig, daß ich auch den Deinigen erfahre!“

„Gewiß. — Ich heiße Alphons Maletti — —“

„Weiter!“

„War Volontär-Lieutenant in englischen Diensten — —“

„Also kein Engländer?“

„Nein. Und ging mit General Lord Hastley nach Ava —“

„Um dem Maharajah durch Verrath sein Land zu stehlen!“ meinte der Parsi mit zornig blitzenden Augen, indem sich seine Stirne in finstere Falten legte.

„Ich konnte kein Verräther sein, weil ich ein Freund des Maharajah war.“

„Du?“

„Ich lernte ihn hier kennen, als er sich inkognito hier befand.“

„Ah, so bist Du jener Lieutenant, von dem er mir erzählte! Sei mir gegrüßt, denn es ist ganz unmöglich, daß Du sein Gegner geworden sein kannst!“

„Er sprach zu Dir von mir? Er hat bei Dir verkehrt? Ich weiß nichts davon.“

„Es gab wichtige Gründe, unsere Zusammenkünfte geheim zu halten. Er ist todt!“

„Ich war dabei,“ antwortete Maletti düster. „Ich rettete seine Leiche.“

„Das thatest Du? Und doch zogst Du mit diesem Hastley gegen ihn!“

„Hastley wollte mich bestrafen, weil ich das Inkognito des Maha-

Die Akropolis bei Athen

Digitized by Google

rajah nicht verrathen hatte. Ich ging zu dem Könige von Augh über."

„Das war gut, das war brav, das war edel von Dir!"

„Der Sultan von Symoore eroberte die Stadt Augh; die Engländer vergalten ihm den Undank und vertrieben die Leute von Symoore und Kamooh aus Augh. Das Land gehört den Engländern. Die Thugs verbrannten die Leiche von Mahpur Singh und mit ihr den Sultan von Symoore, den Rajah von Kamooh, den General Haftley, den Rittmeister Mericourt und mehrere britische Offiziere."

„Das hätten sie gethan? Eine solche Rache hätten sie genommen?"

„Ich erzähle es, und also ist es wahr." (Fortsetzung folgt.)

Der Klapperbein.

Eine Erzählung aus dem Erzgebirge

von

Karl Hohenthal.

(Schluß.)

Ich glaubs und werd' es Dir beweisen. Du hast Deine Versprechung nicht gehalten, drum nehm' ich Dir den Pacht. Mach' Dich bereit, zum Montag zieht ein neuer Bauer ein!"

„Ein neuer Bauer? Wer solls denn sein? Doch nicht Du selber?"

„Nein! Ich hab' meinen Platz auf dem Gottesacker; den werd' ich nicht vertauschen. Der Ludewig ists."

„Der Ludewig? Hat Dich der innere Vorwurf gar endlich noch verrückt gemacht? Der Schmuggelludewig soll Richterbauer werden? Geh doch ins Narrenhaus, aber zu mir gehörst' nun nicht mehr länger!"

„Der Nam', den Du ihm gibst, zielt nicht auf ihn, sondern nur auf seinen Vater, und der hat ihn nur Dir zu verdanken gehabt. Du hast mit vollem Rechte der Schmuggelfreiheit gehetzen und bist dennoch Richterbauer geworden; warum solls dem wackeren Burschen nicht auch und noch leichter gelingen?"

„Er mags versuchen! Und gar zum Montag schon! Woher willst denn eigentlich das Recht nehmen, mich ohne Kündigung hinauszujagen?"

„So stehts geschrieben in der Verzeichnung, die Du mir für meine Schrift gegeben hast."

„Das ist nicht wahr; das ist die größte Lüg', die Du Dir erfinnen kannst!"

Sein Auge glitt bei diesem Ausrufe mit lauerndem Ausdrucke über das entschloffene Gesicht des Andern.

„Das ist keine Lüg', sondern die Wahrheit! Wenn Du vergessen hast, was damals geschrieben worden ist, so will ich Dir das Papier zeigen. Ich habs mitgebracht, weil ich mir schon denken konnt', daß Du den Einwand machen werdest."

„Zeig' her! Ich glaub' es nicht eher, als bis ichs mit meinen eigenen Augen seh'."

„Hier hasts. Lies nur genau, so wirsts bald finden!"

Er zog einen sorgfältig eingeschlagenen Bogen aus der Tasche, befreite ihn langsam von seiner Umhüllung und gab ihn mit siegesgewissem Lächeln hin. Mit einer heftigen Bewegung ergriff ihn Schubert, warf einen Blick darauf und stieß dann ein höhnisches schadenfrohes Lachen aus.

„Lesen? Nein, lesen werd' ich den Kontrakt nicht; ich seh' schon, daß ers ist, und weiß auch ganz genau, was ich geschrieben und unterzeichnet hab'. Aber etwas Anderes werd' ich mit ihm thun. Da schau her!"

Er riß den Bogen in kleine Stücke und verbarg dieselben unter die Decke seines Lagers.

„O Du Wunder von Klugheit und Listigkeit, konntest Dir denn nicht denken, warum ich das Papier hab' sehen wollen?" sagte Schubert mit boshaftem Lächeln. „So lang' Dus in der Händen hattest, war der Hof Dein, und ich mußt' ihn hergeben an jeden Augenblicke, wenn Du ihn zurück begehrtest. Drum hab' ich gesonnen Tag und Nacht, wie ichs wiederbekommen könnt'; aber all mein Denken ist vergebens gewesen. Nun hast mirs so zuvorkommend selbst gebracht, hast mich, zum richtigen Richterbauer gemacht, dem Niemand mehr den Hof zu nehmen vermag, und darum saßt zum Montag auch die Einzugsred' halten dürfen, wenn der Schmuggelbolzerstudewig den Willkommen hält!"

Der Klapperbein hatte nicht die geringste Miene gemacht, die Vernichtung des Papieres zu verhindern. Er lächelte jetzt noch ebenso siegesgewiß wie zuvor, als er antwortete:

„O Du Wunder von Bosheit und Niederträchtigkeit, konntest Dir denn nicht denken, warum ich Dir das Papier so gern gegeben hab'? Es war die letzte Prüfung, die ich mit Dir vorgenommen hab'; Du hast sie nicht bestanden und sollst darum wieder der Schmuggelfreiheer sein. Womit willst Du denn beweisen, daß das Gut Dein Eigen ist und daß ich Dirs geschenkt hab'?"

„Ich habs ja Allen auf Dein Gehetz so sagen müssen, und das ganze Dorf weiß es von Anbeginn nicht anders. Womit willsts beweisen, daß es nicht so ist?"

„Ich habs vom Vater ererbt, das weiß Jedermann, und aus meinem Mund hat noch nie ein Mensch vernommen, daß ich Dirs zum Geschenk' gegeben hab'."

„Ich werds beschwören! Und außerdem hab' ich die Unterschrift daß Du der Mörder bist. Versuchs doch, mich zu vertreiben!"

„Das werd' ich nicht nur versuchen, sondern gewiß und wirklich thun! Hörst', wie die große Glock' neunmal anschlägt? Das ist das Zeichen vom heiligen Vaterunser. Jetzt wird der Balger in die Erd' gesenkt, und der Pfarrer betet über seine Leich'. Ich weiß nicht, was Du in seiner letzten Stund' mit ihm vorgenommen hast, aber sein Verführer und Mörder bist' gewesen; und er wird Dich in der Ewigkeit verklagen. Ich hingegen habs nicht nöthig, bis auch dahin zu warten, sondern werd' schon gleich jetzt das Gericht mit Dir beginnen. Deine Verschreibung hast mir zerrissen; gieb nun auch die meinige heraus!"

„Geh' fort, und laß Dich nicht länger auslachen!"

„Gieb sie heraus!"

„Du bekommst sie nicht!"

„So nehm' ich sie mir selber!"

„Weißt so genau, wo sie liegt?" lachte er.

„Sehr genau!"

„So hat Dirs wohl davon geträumt? Oder bist vielleicht gar hinauf zum Herrgottle gegangen und hast gefragt?"

„Schubertfrieder, Dein Hohn trifft gerad' die richtige Stell'! Ja, vom Herrgottle hab' ichs erfahren, und dem hats der Ludewig in seinem Brief erzählt. Er hat gesehen, wo der Wechsel lag, und dort wird wohl auch das Andere zu finden sein. Die Schlechtigkeit ist sich nur immer selbst zum Schaden. Paß auf, wohin ich greifen werd'!"

Er trat an die Wand und streckte die Hand nach dem Schränkchen aus. Im Augenblicke stand der Richter an seiner Seite.

„Was, Spitzbub', Dich an meinem Eigenthum zu vergreifen!" „Ich darfs thun, denn Du hast mir das meinige vernichtet!"

„Nimm die Hand vom Kasten fort, sonst schlag' ich Dich nieder und laß Dich nachher einschließen. Was Du versuchst, ist nicht nur Diebstahl, sondern gar der gewaltsame Raub!"

„Die Schrift ist nicht mehr Dein Eigenthum, sondern das meinige, drum nehm' ich sie. Geh' fort, sonst bekommst' den Herrgottsengel zum zweiten Male!"

„Meinst, daß Du ihn zusammenbringst?" fragte er, nach ihm fassend.

„Merks selbst!" lautete die Antwort, und mit ihr zugleich fiel die Faust des Sprechers auf den Kopf Schuberts nieder.

Der Getroffene sank lautlos zur Erde. Vermochte der Klapperbein noch jetzt eine solche Hand zu führen, so mußte er in seinen besseren Jahren ein wahrer Riese gewesen sein. Unbekümmert um den am Boden Liegenden zog er den Schrank aus der Wand und untersuchte die Vertiefung. Sie enthielt jetzt nur drei ineinandergefaltete Papiere. Das erste war der Wechsel; er legte ihn an den Ort zurück. Das zweite war das Gesuchte; es enthielt das Bekenntniß, daß er Bertha Schubert, die Todtengräbertochter, in den Schacht gestürzt habe; er steckte es zu sich. Nun warf er einen Blick auf das Dritte; es war dasjenige, welches der Schmuggelbalger dem Richter zurückgegeben hatte. Kaum hatte sein Auge die ersten Zeilen entziffert, so trat er mit einem Ausrufe des höchsten Erstaunens zu dem am Fenster stehenden Tische, wo er die vergilbten Schriftzüge besser zu erkennen vermochte.

„Herr, mein Heiland, was ist das? Steht das wirklich hier geschrieben, oder ist nur ein Traum, den ich hab'?"

Mit sichtlicher Gier verschlang er förmlich ein Wort nach dem andern; seine Augen öffneten sich weit und weiter; seine hohlen bleichgrauen Wangen färbten sich roth und immer röther; sein Athem ging fliegend; seine buschtabirenden Lippen bebten; sein Angesicht strahlte hell und heller, als enthalte jede einzelne Silbe ein Himmelreich für ihn, und als er das Ende erreicht hatte, preßte er das alte vielbeschmutzte Papier mit sprachloser Inbrunst an die Brust; seine lallende Zunge suchte vergebens nach einem verständ-

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 23.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Ich glaube es Dir, und darum will ich den Thugs so Vieles vergeben, was sie auf ihrem Gewissen haben. Aber der Maharajah hatte eine Schwester, die ihm noch lieber als sein Leben war. Was ist aus der Begum geworden? Wurde sie auch getödtet?"

Maletti erhob sich und öffnete die Thüre zu einer Nebenkajüte.

„Hier ist sie."

Rabbabahstandunter der Thür. Kein Diamant, kein Ring, keine Spange glänzte in ihrem Haare oder an ihrem Gewande; sie trug nur den einzigen Schmuck ihrer Schönheit, aber dieser war so groß, so bezaubernd und überwältigend, daß der Parsi, welcher sich ebenso erhoben hatte, sich ganz verwirrt niederbeugte, um den Saum ihres Kleides zu küssen.

„Fürstin," rief er, „gebiete über mich und mein Leben; es gehört nur Dir!"

„Dein Name ist Sambahscha, der Aelteste der Parsi in Kalkutta?"

„Ich bin es."

„Madpur Singh liebte Dich. Du warst sein Freund. Willst Du auch der meinige sein?"

Abdurrahman Khan.

„Ich will Dein Freund, Dein Diener und Dein Sklave sein."

„Eine Flüchtige braucht Freunde, Sklaven kann sie sich kaufen. Dieser Mann wird mein Gemahl sein. Willst Du uns im Geheimen nach Batavia bringen?"

„Ich werde es thun. Noch mit dem frühesten Morgen soll ein Schiff abgehen, und es soll Euch keine Rupie kosten. Sage es mir ob Du Geld bedarfst. Ich gebe es Dir."

„Ich brauche es nicht, denn ich habe den ganzen Schatz von Ruad bei mir. Doch setze Dich, und laß uns erzählen von dem, was wir so Trauriges erfahren haben!"

„Verzeihe, Fürstin, daß ich dazu keine Zeit jetzt habe. Du bist in Kalkutta keinen Augenblick in Sicherheit, und daher muß ich schleunigst eines meiner Fahrzeuge fertig machen und bei der Hafenbehörde jedes Hinderniß beseitigen, welches das in See

Digitized by Google

stechen desselben verzögern könnte. Du sollst mein bestes Schiff und meinen besten Kapitän haben; nur glaube ich, daß es mir bei solcher Eile an guten Matrosen fehlen wird. Selbst wenn ich alle Leute zusammensuche, fehlen noch ihrer Zwei."

„Wir haben zwei an Bord bei uns," fiel die Prinzessin ein.

„Welche mitfahren würden?"

„Ja."

„Was für Leute?"

„Kaskaren."

„Das sind gewöhnlich wackere und brauchbare Matrosen, aber auch sehr zank- und händelsüchtige Menschen."

„Diese Beiden sind außerordentlich friedfertige und sanfte Männer."

„Abgerechnet," fiel hier Maletti ein, „daß mir ihre Augen nicht gefallen."

„An den Augen kann man sich irren," antwortete der Parsi, „und bei einem Matrosen ist der Blick Nebensache. Wann kamen sie auf die Bahaya?"

„An der Grenze von Augh."

„Wo kamen sie her?"

„Von einer Pilgerfahrt."

„Haben sie an Bord gearbeitet?"

„Mehr als die Andern alle."

„So sind es nicht blos fromme, sondern auch fleißige Männer, die man gebrauchen kann. Haltet sie bereit, wenn ich Euch abhole! Jetzt aber, Fürstin, muß ich mich entfernen. Erzählen können wir, wenn wir uns an Bord des Dreimasters befinden." — —

Es war ungefähr eine Woche später. Der Schnellsegler Bahadur* hatte die Adamanen und Nikobaren doupliert und hielt sich im Westen von Sumatra gerade nach Süden, um dann mit dem Passat gerade Ost auf Java zu gehen. An Bord fand Alles wohl, das mußte man dem fröhlichen Gesichte des Kapitäns ansehen, welcher mit Maletti auf dem Hintendecke hin und her spazierte. Er war ein Franzose, gerade wie der Lieutenant, und daher war es nicht verwunderlich, daß Beide während der Fahrt sehr viel und gern mit einander verkehrten.

„Ein Roman, ein völliger wirklicher Roman ist es, den Sie durchlebt haben," meinte soeben der Kapitän. „Ich wollte, daß ich der Held desselben wäre!"

„Noch ist der Schluß desselben nicht im Druck erschienen!"

„Bah! Der Schluß läßt sich aus der ganzen Anlage des Opus leicht vermuthen."

„Und dennoch muß ich gestehen, daß ich seit einiger Zeit von finsteren Gedanken geplagt werde, die ich trotz aller Mühe nicht von mir weisen kann."

„Finstere Gedanken?" lachte der Kapitän. „Sie sehen am hellen lichten Tage Eulen fliegen. Unsere Fahrt ist eine außerordentlich gute und schnelle, und wird voraussichtlich bis Batavia nur eine ganz kurze Unterbrechung erleiden."

„Welche?"

„Ich habe stets das seltene Glück gehabt, mit meinen Leuten zufrieden sein zu können, bekam aber vor meiner letzten Fahrt doch einen Kerl an Bord, der mir ein Weniges zu schaffen machte. Damit er die Andern nicht anstecken sollte, kam ich auf den Gedanken ihn auszusetzen — — —"

„War das nicht ein wenig grausam?"

„Gar nicht. Ich gab ihm Proviant die Menge und setzte ihn auf eine kleine Insel, die ihm mehr Früchte und Wasser liefert, als zehn Männer brauchen."

„Also eine kleine Robinsonade?"

„Klein und kurz, denn er sollte dort bleiben nur bis ich wieder vorüberkommen würde."

„Das werden Sie jetzt?"

„Ja. Das Eiland liegt zwar ein wenig außer der Route, aber gerade deshalb paßte es mir zu dem angegebenen Zwecke. Ich wußte, daß es nur allein mir bekannt sei und also kein anderes Schiff die Einsamkeit meines Büßers verkürzen werde."

„Sie wird ihn gebessert haben."

„Ich hoffe es; er war nur leichtsinnig, nicht aber boshaft."

„Wann werden wir dort anlegen?"

Der Kapitän prüfte das Segelwerk.

„Ich halte bereits etwas außer der Route nach Süd, und bei dieser Luft ist voraussichtlich, daß wir das improvisirte Gefängniß noch heute vor Nacht erreichen werden. Wo nicht, so werde ich bis zum Morgen vor demselben kreuzen."

Während dieses Gespräches saß der Schiffszimmermann mit den beiden Kaskaren vorn im Quartier. Es war ein alter holländischer Seebär, hatte sich aber so viel und lange in diesen Gewässern herumgetrieben, daß es ihm nicht schwer wurde sich mit einem Malayen, einem Singhalesen oder einem Indier verständlich zu machen.

„Also Du sagst, daß wir nicht den rechten Kurs einhalten?" frug Lidrah.

„Ich? Hm! Meinst Du? Hm, ja, so etwas habe ich gesagt."

„Welche Seite sollten wir denn eigentlich halten?"

„Welche Seite? Hm! Ich glaube, der eigentliche Kurs liegt mehr nach Lee."

„Aber warum lassen wir ihn denn fallen?"

„Wen? Hm! Den richtigen Kurs? Hm, das wird wohl wegen Hilbers sein."

„Hilbers? Wer ist das?"

„Wer das ist? Hm! Das ist nicht, sondern das war. Nämlich das war der Segelmacher hier an Bord."

„Wegen was ist es denn wegen ihm?"

„Wegen was? Wegen ihm? Hm, weil er da gerade vor unserem Bug wohnt."

„Das verstehe ich nicht!"

„Glaube es. Hm! Erst wohnte er allerdings nicht dort, sondern in seiner guten Koje auf dem Bahadur; dann aber machte er das Ding zu stark."

„Welches Ding?"

„Welches? Hm! Ich denke, es wird entweder seine Segelnadel oder sein Maul gewesen sein. Das eine war nämlich so spitz und scharf wie das andere."

„So erzähle doch weiter!"

„Erzählen? Hm! Kann man denn erzählen, wenn man nicht gefragt wird?"

„Allerdings!"

„Glaube es nicht, denn aus Wind und Segel wird eine Fahrt, und aus Rede und Antwort wird eine Geschichte. Oder meint Ihr daß ich nicht Recht habe."

„Wie was war es denn mit diesem Segelmacher?"

„Was? Hm! Ihr wißt doch daß die Subordination allerorts die Hauptsache ist!"

„Das wissen wir."

„Schön! Hm! Und gerade von dieser Hauptsache wollte der Hilbers nichts wissen."

„Wie so?"

„Wie so? Hm! Weil er lieber machte, was er wollte, statt zu thun, was ihm der Kapitän befahl. Und kam dann der Beweis, so gebrauchte er die Zunge in einer Art und Weise, die sich kein braver Kapitän gefallen lassen kann."

„Und dann?"

„Dann? Hm, dann kam natürlich die Zeit, in welcher es dem Kapitän zu toll wurde; das könnt Ihr Euch als Seeleute und Laskaren doch wohl denken!"

„Da b kam er wohl die Katze?"

„Katze? Hm! Hatte sie schon sehr oft bekommen, es half aber nichts."

„Oder halbe Ration?"

„Half nichts."

„Ins Tau gehängt?"

„Half nichts."

„Spießruthen?"

„Half nichts."

„Eckelholt?"

„Eckelholt? Hm! Das wäre doch vielleicht etwas zu stark gewesen!"

„Nun, was that der Kapitän denn?"

„Der Kapitän? Hm! Der nahm ihn und setzte ihn gemüthlich auf die Insel."

„Auf welche Insel?"

„Das nicht noch dem Namen gefragt; soll auch gar nicht auf der Karte stehen."

„Also ausgesetzt ist er worden? Und auf der Insel ist er wohl noch?"

„Noch? Hm! Freilich ist er noch dort, und daher eben fallen wir vom gewöhnlichen Kurse ab, denn der Kerl wird wieder an Bord genommen."

„Wann kommen wir an diese Insel?"

„Wann? Hm! Vielleicht noch heute, wie der Steuermann gestern sagte."

„Ist diese Insel groß?"

„Diese Insel? Ich denke, sie wird vielleicht ein wenig größer sein als meine Hand hier; so groß aber wie China und beide Indien scheint sie nicht zu sein."

* Der Held.

Digitized by Google

Librah blickte sehr nachdenklich vor sich hin; fast schien es, als ob er im Begriffe stehe, einen Gedanken zu verarbeiten, der ihm selbst noch nicht ganz klar sei.

„Waren Bäume auf der Insel?“

„Bäume? Hm! Ja, es wird wohl sein, daß ich welche darauf gesehen habe.“

„Was für welche?“

„Was? Om! Ihr thut ja gar, als ob es ebenso viele Arten von Bäumen gäbe, als es Arten von Schiffen gibt. Baum ist Baum, das könnt Ihr Euch nur merken.“

„Und gab es Wasser da?“

„Wasser? Natürlich! Genug und satt, besonders um die Insel herum.“

„Sahst Du Berge dort?“

„Berge? Hole Euch der Teufel! Was gehen einem Seemanne die Berge an!“

„Oder Thiere?“

„Thiere? Hm! Ich glaube, der Hilbers wird das einzige Viehzeug auf der Insel sein, wenn es nicht unterdessen einem Walfisch eingefallen ist, dort an das Land zu segeln, um Eure vielen Arten von Bäumen zu studiren.“

„Ist ein Hafen da?“

„Hafen? Hm! Ja, gerade so groß, daß Du Dich lang hineinlegen kannst.“

„Gibt es Gras und andere Pflanzen dort?“

„Gras und Pflanzen? Hm! Hört einmal, Ihr Männer, haltet Ihr mich etwa für eine Kuh oder für einen Ziegenbock, daß Ihr mir zumuthet, mich um Gras und Grummet zu bekümmern? Hole Euch der Teufel! Zuletzt fragt Ihr mich auch noch ob es Hühnernester dort gibt, weil Ihr meint, ich solle Euch einige Dutzend Eier legen. Bleibt mir vom Leibe, Ihr neugierigen Bengels, Ihr!“

Er warf seine Briefe Kautabak aus dem linken in den rechten Backen und schob sich höchst verdrießlich über das verunglückte Examen von dannen.

Die beiden Laskaren blieben zurück.

„Warum fragst Du ihn in dieser Weise aus, Librah?“ meinte Kaldi.

„Weil ich denke, daß nun endlich die Zeit gekommen ist.“

„Ah!“

„Ja.“

„In wie fern?“

„Weil wir auf Java oder gar in Batavia nichts mehr zu thun vermögen.“

„Das ist sehr richtig.“

„Auch in der Nähe von Java, auf dem befahrenen Seewege ist es bereits zu spät.“

„Allerdings.“

„Also müssen wir unsern Plan unbedingt vorher ausführen.“

„Unsern Plan? Hast Du denn endlich einen Plan?“

„Ich habe ihn. Ich dachte ihn mir während der Erzählung des Zimmermanns aus.“

„So laßt ihn hören.“

„Der Schatz wird unser; die Begum wird mein, und die Andern müssen sterben.“

„Wie willst Du dies anfangen? Das ist ja doch die Hauptsache!“

„Es soll einer auf einer wüsten Insel aufgenommen werden. Auf dieser Insel werden wir den Schatz verstecken und warten, bis uns ein Schiff aufnimmt.“

„Wie kommen wir mit dem Schatze auf die Insel?“

„Der Kapitän muß entweder vor ihr halten oder vor ihr kreuzen oder mit eingereftten Segeln an ihr vorübertreiben, indem er ein Boot absendet, den Matrosen zu holen. Das gibt uns Zeit und Gelegenheit, Alles auf dem Schiffe zu rödten.“

„Ich stimme bei. Aber warum den Schatz auf der Insel verbergen?“

„Was denn sonst?“

„Wir segeln mit dem Schiffe weiter.“

„Und werden ergriffen und gehängt, wenn uns nicht vorher die See verschlungen hat! Wir Zwei können das Fahrzeug doch unmöglich bedienen, und selbst wenn wir dies könnten, würden uns die Spuren bei der ersten Begegnung oder im ersten Hafen verrathen. Wir schaffen den Schatz mit der Begum an das Land und bohren dann das Schiff an, daß es mit Mann und Maus auf offener See versinkt.“

„Aber auch dann wird uns der Schatz verrathen.“

„Thor! Sobald ein Schiff erscheint, geben wir uns für Schiffbrüchige aus und nehmen von dem Schatze nur so viel mit, als wir an unserm Leibe verbergen können. Das Uebrige holen wir später nach, indem wir uns eine Praue miethen.“

„Und die Beaum?“

„Bleibt auf der Insel dann zurück.“

„Sie wird sich dagegen wehren und uns verrathen.“

„Wer todt ist, wehrt sich nicht mehr. Jetzt aber treffen wir bis zum Abende nicht mehr zusammen, damit nicht unsere Unterredungen Verdacht erregen.

Am Nachmittage starb der Wind langsam ab, und selbst als er sich gegen Abend ein wenig erholte, war er so schwach, daß kaum ein Vorwärtskommen zu bemerken war. Dennoch bemerkte man noch vor dem Hereinbrechen der Dunkelheit ein kleines Eiland, welches sich in nicht zu großer Ferne aus den Fluthen des Meeres erhob.

„Werden Sie ein Boot aussetzen, um den Mann abholen zu lassen?“ frug Maletti den Kapitän, an dessen Seite er die Insel durch das Glas betrachtete.

„Nein.“

„Warum nicht?“

„In vielen Breiten bricht die Dunkelheit so schnell herein, daß das Boot vorher die Insel nicht erreichte und sich also leicht von uns verlieren könnte. Die Schiffslaterne leuchtet nicht bis dort hinüber. Und selbst wenn es das Eiland erreichte, muß es den Mann vielleicht erst suchen, und dann können wir nicht wissen, welche Absicht wir haben und welche unvorhergesehene Ereignisse eintreten können.“

„Was werden Sie also thun.“

„Ich lasse das Steuer so halten, daß wir bei dieser flauen Luft auf die Insel zu und in einiger Entfernung während der Nacht an ihr vorübertreiben, am Morgen ist der Mann dann leicht gefunden und schnell eingeholt. Bemerken Sie, wie schnell es bereits dunkelt? Das Abendbrod steht bereit. Lassen Sie uns zur Kajüte gehen.“

Nach dem Abendessen wurden die Glasen* abgerufen, und die erste Nachtwache trat an. Bei ihr befand sich der Laskare Librah welcher sich mit seinem scharfen Dolche bewaffnet hatte.

Der Steuermann hatte den Befehl auf Deck; der Kapitän war schlafen gegangen und ebenso alle übrigen Mannen. Nur der Lieutenant lehnte neben der verschleierten Begum noch einige Zeit an der Reilina, bald aber begaben sich Beide auch zur Ruhe.

Librah wartete noch eine Weile und trat dann zum Steuermann.

„Sehr langsame Fahrt, Herr!“

„Sehr!“ antwortete der Mann kurz.

„Werden wir heute Nacht die an die Insel kommen?“

„Meine es!“

„Wo mag sie jetzt wohl liegen?“

„Dort!“

Es war das letzte Wort, welches er aussprach, denn indem er den Arm in der Richtung nach dem Eilande ausstreckte, fuhr ihm der Dolch mit solcher Sicherheit in das Herz, daß er nur noch einen leise pfeifenden Seufzer ausstieß. Der Laskare fing den Körper auf und ließ ihn geräuschlos niedergleiten. Dann suchte er sich unbemerkt einen zweites Opfer auf. Es war dies ein Matrose, welcher behaglich im Besaanmast lehnte.

Nur fünf Minuten später ließ er sich durch die vordere Luke zu den Schlafsosen hinab, wo eine Oellampe ihren trüben täuschenden Schein verbreitete. Nur Kaldi hatte sich wach erhalten; die Andern schliefen alle den festen Schlaf, der solchen kräftigen Naturen eigen zu sein pflegt. Ein Wink genügte, und der Bruder erhob sich vorsichtig aus seiner Hängematte, um ihm in seinem blutigen Werke beizustehen.

Fast zu derselben Zeit war es dem Kapitäne trotz des Schlummers, in welchem er lag, als habe er ein ordnungswidriges Geräusch vernommen. Er wachte sofort vollends auf und lauschte. Es nahten Schritte seiner von innen verriegelten Thür, und dann klopfte es respektvoll an dieselbe an.

„Wer draußen?“

„Matrose Librah!“

„Was gibt es?“

„Der Steuermann schickt mich. Es ist so etwas wie ein Feuerschein am Horizo te zu sehen, Sahib.“

„Bah! Der aufgeregte Mann hat unser Schiff gegen Abend bemerkt und ein Feuer angebrannt, um uns auf die Insel aufmerksam zu machen.“

„Das ist es nicht, Sahib, denn der Schein ist Nord bei West zu sehen.“

* Schiffszeit.

Digitized by Google

„Dann brennt ein Fahrzeug. Ich komme gleich; laß aber noch nicht wecken!“

Die Schritte draußen entfernten sich, und der unglückliche Kapitän konnte nicht hören, daß sie leise wieder zurückkehrten. Er warf schnell die nothwendigsten Kleidungsstücke über, öffnete die Thür und trat hinaus. In demselben Augenblicke erhielt er einen Dolchstoß in die Brust. Der Stich war nicht sofort tödtlich.

„Hülfe! Mörder! Alle Mannen zum Kapitän!“ rief er mit dröhnender Stimme.

Auch er sprach nicht weiter. Indem er zusassen wollte, erhielt er einen zweiten Stich, der so sicher gezielt war, daß er seinem Leben ein Ende machte.

Der Hilferuf des Kapitäns war so laut gewesen, daß ihn Maletti ganz nothwendiger Weise hören mußte, selbst wenn er auch bereits geschlafen hätte. Das war aber nicht der Fall; vielmehr saß er an seinem Tische und arbeitete an einem Tagebuche, welches er sich seit seiner Abreise von Kalikutto angelegt hatte. Weil seine Thür sehr dicht schloß, hatte der Laskare den Schein des Lichtes nicht bemerken können, und dieses stand zufälliger Weise so, daß auch kein Strahl davon durch das kleine runde Fensterchen hinaus auf die See fallen konnte. Als Maletti den Hilferuf vernahm, warf er die Feder von sich, riß den Degen und den stets geladenen Revolver von der Wand, stieß die Thür auf und sprang empor zum Verdecke. In demselben Augenblicke kamen die beiden Laskaren aus der Kapitänskajüte.

„Was ist los beim Kapitän?“ frug er sie.

Lidrah kam langsam schleichend auf ihn zu und antwortete mit unterwürfiger Stimme:

„Der Kapitän muß getrunken haben, Sahib, denn — —“

„Halt!“ unterbrach ihn Maletti. „Bleib stehen, sonst schieße ich.“

Er hatte den Beiden schon längst nicht getraut und ahnte jetzt augenblicklich, daß der Kerl sich ihm nur nähern wolle, um sich dann plötzlich auf ihn zu werfen. Lidrah sah den Lauf des Revolvers blitzen und blieb unwillkürlich halten.

„Steuermann!“ rief Maletti.

Keine Antwort ertönte, aber unweit von sich sah er den bewegungslosen Körper eines Menschen liegen.

„Alle Mann an Deck!“ donnerte er jetzt.

Auch das war vergebens. Nur eine einzige Bewegung gab es: Lidrah erhob den Arm; sein Dolch fauchte herbei und fuhr Maletti in den linken Arm; da aber erscholl der erste Schuß, und der Mörder stürzte, von der Kugel durch den Kopf getroffen, zu Boden. Im nächsten Momente stand der Lieutenant vor Kalbi; sein Degen blitzte und der Hieb traf den Laskaren so tief in die Schulter, daß auch dieser augenblicklich niederlank.

Da öffnete sich eine andere Thür, und Rabbadah erschien.

„Man schießt! Was gibt es hier?“ frug sie mit ängstlicher Stimme.

„Erschrick nicht, Rabbadah; es muß ein Unglück geschehen sein!“

„Welches?“

„Ich habe hier die beiden Laskaren getödtet, weil sie mich ermorden wollten.“

„Ist es möglich! Rufe sofort die Leute herbei!“

„Ich habe bereits gerufen, aber es kommt Niemand. Kehre in Deine Kajüte zurück. Entweder sind Alle ermordet, oder es ist eine Meuterei an Bord und man wartet nur, bis ich mir eine Blöße gebe.“

„In die Kajüte? Dich verlassen? Niemals. Ich bleibe bei Dir!“

„So warte einen Augenblick!“

Er trat in seinen Raum zurück und holte die Lampe, mit welcher er zunächst vorsichtig in die Kajüte des Kapitäns leuchtete. Dieser lag todt am Boden.

„Mein Gott, so habe ich mich also nicht geirrt; er ist erstochen worden!“

Da faßte ihn die Begum bei dem Arme.

„Welch eine Gefahr für Dich! Komm schnell herein zu mir, bis es Tag ist!“

„Nein; dies darf ich nicht, denn vielleicht ist noch Jemand zu retten.“

Er machte, während Rabbadah entschlossen nicht von seiner Seite wich, muthig die Runde auf dem Decke und fand Alle todt, die sich auf demselben befunden hatten. Auch die Kojen der Matrosen waren nur mit Leichen gefüllt, und schon glaubte er, daß er und Rabbadah die einzigen lebenden Wesen an Bord seien, als vom Hinterdecke her ein lautes Röcheln erscholl. Es kam von Kalbi, welcher aus der Bewußtlosigkeit zur Besinnung zurückgekehrt. Maletti eilte zu ihm hin.

„Unglücksliger, was habt Ihr gethan!“

Der Laskare hatte einen fürchterlichen Hieb erhalten; die ganze Schulter klaffte auseinander, und so kurze Zeit er erst hier lag, sein Blutverlust war jedenfalls ein so bedeutender, daß eine Hilfe nicht mehr möglich war. Er stierte mit gläsernen Augen dem Lieutenant in das Gesicht. Dann lallte er:

„Den Schah will ich — und Lidrah will die Begum.“

„Also das ist es! Und deshalb habt Ihr Alles umgebracht.“

„Auf die Insel mit dem Schah!“ fluchte der Verwundete. „Ha, sie holen ihn im Kiosk, die Phansegars! Rubja, Lidrah, daß sie uns nicht sehen! Wir schwimmen dem Floße nach! Wir gehen dann als Pilger auf die Babaya!“ Er richtete sich in halb sitzende Stellung auf und rief: „Du hast Tamu gedient, den Maharajah und den Sultan verrathen; die Begum sei Dein. Der Schah aber wird getheilt, denn — denn — denn — —“

Er sank todt zusammen.

Rabbadah stand nicht mehr dabei. Der Anblick so vieler Ermordeten hatte das muthige Weib so ergriffen, daß sie jetzt mit verhüllten Augen in ihrer Kajüte kniete. Maletti trat zu ihr herein und zog ihren Kopf zu sich empor.

„Rabbadah!“

„Mein Geliebter! O, wenn sie auch Dich getödtet hätten!“

„Gott hat mich beschützt! Aber es ist schrecklich, fürchterlich, entsetzlich!“

„Allein unter Leichen, hier auf der einsamen weiten See!“

„Fürchte Dich nicht, mein — — —“

Er wurde während der Rede zu Boden geschleudert, und zugleich vernahm man ein knirschendes, hohrendes und ächzendes Geräusch, als wenn tausend Hände beschäftigt seien, den Rumpf des Schiffes zu zerstören. Die Begum stieß einen Ruf des Entsetzens aus, und Maletti erhob sich, um auf das Deck zu eilen.

Hier bot sich ihm ein trostloser Anblick dar. Gerade vor dem Buge des Schiffes erhob sich eine dunkle drohende Felsenmasse, und zu beiden Seiten zogen sich Steinbänke dahin, welche einen engen Kanal bildeten, durch welchen das Schiff auf die Insel geraunt war. An ein Wenden desselben, an eine Rettung war gar nicht zu denken, und es mußte nur ein Glück genannt werden, daß die Lüfte nur leise gingen, sonst wäre das Fahrzeug bei dem Anstoße sofort zerschellt worden.

Es war übrigens gar kein Wunder, daß der Babadur auf die Insel gelaufen war, denn die Nacht war während der letzten Scenen fast vergangen und Maletti hatte nicht daran denken können, auf den Lauf des Schiffes zu achten.

Er eilte hinab in den Raum und fand einen Leck, durch welchen das Wasser in Strömen drang; er vermochte es unmöglich zu verstopfen. Nach einer schnellen ungefähren Berechnung blieb ihm kaum eine Stunde Frist, ich nebst Rabbadah zu retten und Einiges von der Ladung des Schiffes zu bergen.

Er brachte mit Mühe hinten am Stern ein Boot in das Wasser. Zunächst mußte die Geliebte und ihr Eigenthum gerettet werden. Während Rabbadah behilflich war Alles herbei zu schaffen, ließ er so viel wie möglich von dem Schatze in das Boot hernieder und stieg mit der Geliebten nach, um diese an das Land zu rudern. Dieses stieg schroff und steil aus den Fluthen empor, doch gelang es ihm mit Hilfe des beginnenden Tageslichtes eine Stelle zu entdecken, an welcher er bequem zu landen vermochte. Dann kehrte er zu dem Schiffe zurück, um die Bergung des Schatzes zu beenden und demselben noch einige Lebensmittel und anderes Nöthige hinzuzufügen.

Als er zum vierten Male landete, war der Morgen so weit vorgeschritten, daß man die einzelnen Gegenstände zu unterscheiden vermochte. Rabbadah stand am Ufer und deutete nach einem nahen Gebüsche hin.

„Siehe einmal, was ist das?“

„An jenem Baume?“

„Ja.“

Er trat zögernden Fußes auf den Ort zu. An dem Aste des Baumes hing ein Menschenkopf an einem aufgedrehten Tauende, und der halbverweste Körper lag am Boden. Daneben war ein Messer, ein Südwester und nebst verschiedenen Kleinigkeiten ein Heuerbuch zu bemerken. Maletti öffnete es und las den darin verzeichneten Namen. Er stand vor der Leiche des auf die Insel ausgesetzten Matrosen, der seiner Einsamkeit dadurch ein Ende gemacht hatte, daß er sich an dem Baume erhing. Dort das Schiff mit den Leichen, hier die Ueberreste des Selbstmörders — es schauderte den tapfern Offizier, wenn er an das unvergleichliche Wesen dachte, welches neben ihm diesen Schreckniffen ausgesetzt war. — —

Digitized by Google

VI.

Der Seekadett.

Es war am frühen Morgen. Zwar hatte es noch nicht vier Uhr geschlagen, doch machte sich bereits das rege Leben einer Residenzstadt bemerklich. Die letzten Nachtschwärmer taumelten bleichen Angesichtes nach Hause und gaben sich Mühe, sich nicht vor den Milch- und Gemüsefrauen zu schämen, welche bereits vom Lande hereingekommen waren, um ihre täglichen und frühen Käufer und Kunden zu befriedigen. Hier und da öffnete sich eine Hausthür, aus welcher ein bereits munteres oder auch noch ziemlich verschlafen aussehendes Dienstmädchen trat, und hier und da konnte man wohl auch einen Arbeiter bemerken, welcher den Weg nach einer entfernten Fabrik einschlug.

In dem Gasthofe der früheren Wittfrau und Kartoffelhändlerin Barbara Seidenmüller herrschte auch schon einiges Leben. Wenigstens hörte man ein Paar Holzpantoffeln kräftig durch die Hausflur traben, und dann rief eine tiefe dröhnende Baßstimme:

„Parpara!"

„Keine Antwort erfolgte.

„Liepe Parpara!"

Es blieb so stumm wie vorher.

„Meine herzliepe Parpara !!!"

Auch jetzt war nichts zu hören.

„Donnerwetter! Parpara, mein Tauchen!!!"

Es schien gar keine Barbara mehr zu geben.

„Na, Himmelpataillon, Parpara, Du alte Schlafmütze, kommst Du denn eigentlich oder kommst Du nicht, mein gutes Weibchen."

Als auch dieser Ruf vergeblich war, lief dem guten Gastwirth und Schmiedemeister Thomas Schubert denn doch die Galle über.

„Kreuz Mohren-Schock-Granaten-Hagel- und Graupelwetter, ist das eine Zucht und eine Suordnung in diesem Hause! Warte, ich werde Dir gleich einmal die Reveille trommeln, Du alte Nachthaupe Du!"

Er nahm die beiden Holzpantoffeln von den Füßen und begann mit ihnen auf der Treppenstufe einen solchen Sturmmarsch zu schlagen, daß das ganze Haus zu wackeln schien. Da aber wurde ganz plötzlich die Küchenthür geöffnet, und wer stand da, die weiße Schürze vorgebunden, ein nettes Häubchen auf dem Kopfe und die dicken Arme drohend in die Hüften gestemmt? Die leibhaftige Frau Barbara, die von ihrem Ehelieblung aus dem Bette getrommelt werden sollte.

„Was ist mir denn das, Thomas, he?"

Bei dieser Stimme fuhr der Wirth erschrocken herum und ließ vor hellem lichtem Erstaunen beide Pantoffeln aus den Händen fallen.

„Parpara — — —!"

Er machte dazu ein Gesicht, als ob er ein Gespenst vor sich sehe.

„Thomas — — —!" antwortete sie in der gleichen Weise. „Bist Du es denn wirklich, oder bist Du es denn wirklich nicht?"

„Ich bin es wirklich noch nicht," antwortete sie, das Lachen verbeißend.

„Aper, liepe Parpara — —"

„Aber, lieber Thomas — —"

„Ja, aper meine peste liepste Parpara, ich denke daß — —"

„Aber mein bester liebster Thomas, was denkst Du denn eigentlich?"

„Ich denke, Du liegst noch dropen im Pette!"

„Und wozu denn eigentlich der Heidenspektakel hier im Hause!"

„Ich wollte Dich sowen herunterkommeln!"

„So! Du konntest wohl nicht erst in der Küche nachsehen?"

„In der Küche? Donnerwetter, daran hape ich vor lauter Eile und Arpeit gar nicht denken können; das kannst Du mir glauwen!"

„Was hast Du denn für so eilige Arbeit?"

„Das kannst Du Dir doch denken, meine gute Parpara."

„Nein, das kann ich mir gar nicht denken, das mußt Du mir sagen."

„Nun, Du weißt doch, daß morgen der Kurt — wollte sagen, der Herr Seekadett kommen will, und da — da — —"

„Nun! Und da — — —?"

„Und da — — — da pin ich heut Etwas pei zeitener aufgestanden."

„Zu welchem Zwecke denn eigentlich, mein bester Thomas?"

„Ich wollte — —"

„Du wolltest — —"

„Den Riegel an der Gartenthüre — —"

„Du wolltest den Riegel an der Gartenthüre — —"

„Ich wollte den Riegel an der Gartenthüre repariren — —"

„Warum denn das heute so früh?"

„Na, Parpara, liepst Du denn nicht ein, daß es dem Kurt, Donnerwetter, dem Herrn Seekadett auch einfallen könnte hinten herein zu kommen, statt vorne durch die Hausthür! Und da muß doch unbedingt der Riegel reparirt worden sein. Was soll der junge Herr denn sonst von mir denken!"

Da konnte sich die gute Barbara nicht länger halten; sie brach in ein schallendes Gelächter aus, welches beinahe denselben Eindruck machte wie vorhin die Pantoffelreveille ihres Herrn Gemahles.

„Also, weil morgen der Kurt kommen will, steht dieser Mann heut bei nachtschlafender Zeit schon auf, um einen Riegel in der Gartenthür festzuschlagen. Und dann trommelt er mich aus dem Schlafe, während ich doch bereits eine ganze Stunde lang in der Küche stehe! Thomas, Thomas, ich weiß wahrhaftig gar nicht, was ich heut von Dir denken soll!"

„Eine ganze Stunde in der Küche?"

„Ja."

„Aper weshalp denn nur? Was hast Du denn gemacht?"

„Ich? Hm! Ich habe — —"

„Du hast — —?"

„Gefocht — —"

„Gefocht? Was denn?"

„Oder vielmehr, gebraten."

„Gepraten also! Was denn?"

„Nein, ich habe gesotten."

„Gesotten? Gut! Aper was hast Du gesotten?"

„Das kannst Du Dir doch denken!"

„Ich kann mir nichts denken. Vielleicht Karpfen?"

„Ist lange fertig!" antwortete sie stolz.

„Schiele ?"

„Mag Kurt keine, weil sie zu sehr nach Schlamm schmecken."

„Krepse?"

„Lange fertig!"

„Eier?"

„Auch fertig!"

„Donnerwetter, was denn, he, Parpara?"

„Muß denn blos etwas zum Essen gesotten werden?"

„Was denn sonst?"

„Nun, zum Peispiel, Schmiere!"

„Schmiere? Was denn für Schmiere?"

„Stiefelschmiere!"

„Stiefelschmiere? Aper die hast Du doch nicht gesotten?"

„Und doch!"

„Nicht möglich! Früh um drei Uhr!"

„Aus Fischthran und Talglichtstummeln, das wird die beste Stiefelschmiere."

„Aus Thran und Stummeln! Für wen denn eigentlich, meine Parpara?"

„Nun, für — —"

„Nun, für? — —"

„Für den jungen Herrn Seekadett Kurt Schubert."

Jetzt war die Reihe den Mund auszusperren, an dem Gastwirth.

„Für den Herrn Seekadett — — —!"

„Ja."

„Stiefelschmiere?"

„Ja."

„Aus Fischthran und Inselstummeln?"

„Ja."

„Na, Parpara, nun hört mir aper doch Alles und Verschiedenes auf! So etwas ist noch gar nicht da gewesen! Steipt diese Madame Parpara Schupert früh Punkt drei Viertel auf drei Uhr auf, um Stiefelschmiere zu sieden, Stiefelschmiere aus Talg und Fischthran, weil morgen der Kurt zum Pesuche kommen will! Was will denn der damit?"

„Kannst Du Dir denn nicht denken, daß er auch einmal geschmierte Stiefel verlangen könnte anstatt gewichste?"

„Heiliges Pech! Ein Seekadett und geschmierte Stiefel!"

„Heiliges Pech! Ein Seekadett und durch die Gartenpforte Einzug halten!"

„Parpara, ärgere mich nicht!"

„Thomas, bringe mich nicht in Harnisch!"

„Mach keinen Spaß; Du pist ja gar nicht in Harnisch zu pringen!"

„Und Du, Alter, müßtest Dich recht possirlich aus nehmen, wenn Du einmal thun wolltest, als ob Du Dich ärgertest! Ich glaube daß Du gar keine Galle hast."

Digitized by Google

„Glaubst Du? Hm, wenn ich einmal hinein komme, so habe ich sogar sehr viele Gallen; aber ich habe ein gutes Weibchen, eine Frau, die meine Galle nicht in Aufregung bringt.“

„Und ich ein liebes Männchen, das mich gewiß niemals in Harnisch versetzen wird.“

„Ja, Parpara, als wir uns heirateten, haben wir alle Peide in einen großen Glückstopf gegriffen. Aber, was ich sagen wollte, wenn dieser Kurt, oder vielmehr unser Herr Seckadett, morgen kommt, so müssen wir Alles aufpieten, um ihm zu zeigen, daß er uns — — —“

Er hielt inne. Sein Auge war nach dem Hofe hingerichtet; er sperrte den Mund mit einer Miene auf, in welcher sich die allergrößeste Ueberraschung ausdrückte.

„Parpara, da ist er!“

Sie wandte sich um und schlug dann, vor Freude am ganzen Gesichte glänzend, die Hände zusammen.

„Kurt!“ rief sie.

„Kurt!“ rief nun auch der Gastwirth.

„Herr Kadett!“ verbesserte sie sich sofort.

„Herr Kadett!“ verbesserte sich auch Schubert.

Draußen im Hofe stand er, strahlend vor Jugend und Kraft, und die schmucke Uniform, welche er trug, war ganz geeignet, die Formen seines kräftigen Körpers hervorzuheben.

„Onkel! Tante!“

Mit diesem Rufe kam er herbeigesprungen und schloß Beide zugleich in seine Arme.

„Willkommen, Herr — — —“

„Papperlapapp, liebe Tante, laß nur das Titulieren! Ich heiße Kurt, verstehst Du?“

(Fortsetzung folgt.)

Verfehlte Ziele.

Erzählung

von

Karl von Kessel.

(Schluß.)

Und Du hast Dich doch zu jeder Zeit redlich geplagt,“ bemerkte sie zu ihrem Mann gewendet; „aber das Unglück brach auch zu unaufhaltsam über uns herein; zuerst das Viehsterben, dann die Mißernte und zuletzt noch die Ueberschwemmung. Ein Herz von Stein hätte das rühren müssen, aber der vornehme Reichsrath drüben im Schlosse kannte kein Mitleid, er blieb taub bei unseren Bitten, er blieb hart wie Eisen angesichts unserer Noth.“

„Erst seitdem ihm das Unglück mit der Gräfin passirt ist, ist er so finster und unzugänglich geworden,“ bemerkte Rosa.

„Ich habe Alles versucht, was in meinen Kräften steht, um das Unglück von uns abzuwenden,“ fuhr Palmer mit tonloser Stimme fort, „ich habe mich erboten den rückständigen Pachtzins in Raten abzutragen, ich stellte dem Herrn vor, daß er zu auf mein Vieh und mein Ackergeräth Beschlag legen lassen könne, nur möge er mich nicht von dem Grund und Boden vertreiben, auf dem ich mich redlich seit fünfundzwanzig Jahren geplagt habe.“ Hier lachte Stephan Jessen, der rothhaarige Bursche und der verlobte Alicens, wild und höhnisch auf. „Ein Armer und Unglücklicher,“ rief er, „was ist denn das für diese reichen und vornehmen Herren? Sie mögen ihn aus wie das Zugvieh, und wenn dann an ihm nichts mehr herauszuschlagen ist, geben sie ihm kaltblütig einen Fußtritt und lassen ihn laufen. Mag er dann sehen wie er sein erbarmenswerthes Dasein weiter fristet! Aber Gott verdamme mich, wenn der Graf Euch schließlich doch noch ins Elend jagt, so mag er sich vor mir hüten!“

Die Augen des Burschen funkelten rachedurstend, und drohend hatte er seine geballte Faust erhoben. Ein Pause trat ein. Das Gebrüch stockte für einen Augenblick, ein Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Endlich erhob Alice den Kopf und sagte:

„Unsere Lage ist freilich eine sehr unglückliche, ja man kann sie wohl eine fast hoffnungslose nennen, allein so lange noch irgend eine Möglichkeit vorhanden ist, daß der schwere Schlag, welcher uns bedroht, abgewendet werden kann, verliere ich den Muth nicht. Ich habe mir einen Plan ausgedacht und den will ich ausführen.“

Der Vater zuckte unglaubig mit den Achseln. „Es ist Alles versucht worden, was möglich war.“

„Aber Eines noch nicht, und das will ich versuchen,“ rief das junge Mädchen entschlossen. „Ich begebe mich morgen zum Grafen, ich will mich aufs Bitten legen, ich will an seine Großmuth appelliren, und vielleicht gelingt es mir sein Herz zu rühren, denn er hat sich ja immer besonders freundlich gegen mich gezeigt.“

Stephan Jessen hatte finster dreingeschaut, während sich in dem Antlitz des Pächters ein Hoffnungsstrahl bemerkbar machte. „Ich sehe das nicht gern,“ bemerkte der rothhaarige Bursche mürrisch, „daß Du Dich aufs Schloß begiebst; der Graf, so alt er ist, hat noch seine besonderen Passionen.“

„Sei unbesorgt,“ rief Alice, ihre Augen leuchteten dabei entschlossen auf, „ich weiß was Du meinst, doch kannst Du Dich darauf verlassen, daß ich den Muth besitze mich vor jeder Zudringlichkeit zu schützen. Es wäre ja auch eine Schande, mit dem Unglück in so frivoler Weise Spott zu treiben!“

„Möglich ist es ja, daß Du eine glückliche Stunde trifft,“ bemerkte der Pächter, „solche vornehme Herren sind die Sklaven ihrer Launen, und so versuche also Dein Glück.“

Am andern Tage schritt Alice sauber gekleidet und mit dem Wenigen, was ihr noch aus besseren Tagen geblieben war herausgeputzt, dem Herrenhause zu. Wer das schöne Mädchen, trotz ihrer Armuth, in stolzer Haltung und mit hocherhobenem Kopfe so dahinschreiten sah, der konnte ihr gewiß seine Bewunderung nicht versagen, und auch das lüsterne Auge des Grafen ruhte beabsichtigt auf dieser mit einem wunderbaren Liebesreiz ausgestatteten Gestalt, als er sie jetzt über den Hof schreiten sah.

„Die Tochter von Hubert Palmer bittet vorgelassen zu werden,“ meldete der neue Kammerdiener.

Ein eigenthümlicher sinnlicher Zug lagerte sich um den Mund des Reichsraths.

„Lassen Sie dieselbe eintreten,“ bemerkte er, und sein Gesicht nahm dabei den Ausdruck der Befriedigung an.

Eine Minute darauf stand Alice vor ihm.

„Nun, mein Kind, was bringen Sie?“ fragte Herr von Vetter im wohlwollenden Tone, und seine Augen hefteten sich dabei begehrlich auf das schöne Mädchen.

„Herr Graf,“ sagte dieses, „ich bringe ein Herz, welches der Gram und die Verzweiflung gebrochen haben, ich bringe den grenzenlosen Jammer einer ganzen Familie und nahe mich mit der Bitte, daß es Gott gefallen möge, Ihr Herz zu Gunsten von uns armen Leuten zu rühren und Milde und Nachsicht angesichts der Lage zu üben, in welcher wir uns befinden.“

Herr von Vetter schritt einige Mal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Alice stehen und erwiderte:

„Ich kümmere mich eigentlich um diese Angelegenheit persönlich nicht, ich habe dieselbe meinem Rechtsanwalt übergeben, aber Ihnen gegenüber — einen besseren Fürsprecher in seiner Sache hätte Ihr Vater in Wahrheit nicht hierher schicken können — ich bin wirklich entzückt über die Reize, denen mein Auge begegnet.“

Ein Hoffnungsstrahl senkte sich in das Herz des jungen Mädchens, obgleich die Worte, welche eben an dasselbe gerichtet worden waren, einen Regwohn bei ihm hervorriefen, in Folge dessen es erröthend den Kopf senkte.

Aber bald erhob es denselben wieder und mit einem Lächeln auf den Lippen, welches ihm aber keineswegs von Herzen kam, fragte es jetzt:

„Ich darf also hoffen, daß ich mich im Vertrauen in Ihrer Großmuth nicht getäuscht habe?“

„Keineswegs, mein Kind, vorausgesetzt, daß auch Sie bereit sind mir dabei einen Schritt entgegenzukommen.“

„Gewiß, Herr Graf. Darf ich um eine nähere Erklärung bitten?“

„Nun, ich finde, und Sie selbst werden sich dies vielleicht schon im Stillen gesagt haben, daß die Schönheit, mit der Sie so reichlich ausgestattet sind, verbunden mit Ihrem gefälligen Benehmen, Ihnen eigentlich eine ganz andere Stellung anweist als diejenige ist, welche Sie einnehmen. Ich will Ihnen daher einen Vorschlag machen. Ziehen Sie zu mir hier aufs Schloß, es soll Ihnen eine bevorzugte Stellung eingeräumt werden; Sie sollen, wie eine vornehme Dame, mit allem Luxus und Komfort umgeben werden.“

Alice erröthete tief, Zorn und Entrüstung spiegelten sich in ihren Augen, stolz warf sie den Kopf zurück und blickte Herrn von Vetter mit kaltem Hohn an.

„Der Sinn, welcher in Ihren Worten liegt, ist mir zur Genüge verständlich,“ antwortete sie, „aber für einen solchen Preis verzichte ich auf Ihre Großmuth! Wenn Sie in einem Augenblick, wo eine ganze Familie jammernd zu Ihren Füßen liegt, noch den Hohn soweit treiben, daß Sie mir zur Befriedigung Ihrer Lüste einen schmählichen Handel vorschlagen, so sage ich Ihnen ins Gesicht, daß sich der ärmste Mann, wenn er noch einen Funken von Ehre besitzt, einer solchen Handlungsweise schämen würde!“

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 24.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

„Gut, wie Du willst. — Also, willkommen lieber Kurt! Ich denke, daß Du — —"

„Ja, willkommen, lieber Kurt!" meinte, sie unterbrechend, auch der Schmied.

„Ich denke," fuhr Frau Barbara fort, „daß Du erst morgen kommen willst."

„So schrieb ich Euch, weil ich Euch gern überraschen wollte. Ist es mir gelungen?"

„Sehr!"

„Sehr!" bekräftigte der Schmied. „Aber, Kerl, was Du hübsch und sauber geworden bist in der Zeit, daß wir einander nicht gesehen haben!"

„Ja," stimmte Barbara bei, „zum Anbeißen."

„So beiße an, liebe Tante!"

Er umschlang sie wieder und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen.

„Aber," frug sie, „wie kommt es denn, daß Du so zeitig kommst?"

„Ich bin mit dem Nachtzuge gefahren."

„Und durch den Garten — —!"

„Geradewegs über den Zaun!" lachte er.

„Habe ich also nicht Recht gehapt, Barbara?" frug der Schmied mit wichtiger Miene.

„Ja," antwortete sie lachend; „ich gönne Dir es gern. Doch wer ist denn — — —?"

Im Hofe erschien nämlich ein zweiter junger Mann in ganz derselben Kleidung wie Kurt Schubert, der ihm ein Zeichen gab, herbei zu treten.

„Da kommt noch ein Freund und Kamerad von mir, der mir zu Gefallen mit über den Zaun gesprungen ist und sich dann ein wenig versteckte, weil er uns nicht stören wollte."

„Her mit ihm!" kommandirte Thomas. „Ist uns herzlich willkommen."

„Ja, kommen Sie nur näher, junger Herr!" knixte Barbara. „Große Ehre für uns."

„Graf Karl von Mylungen," stellte Kurt den Kameraden vor.

Thomas riß irte zunächst eine tiefe Verbeugung; da diese aber nicht ganz gelingen wollte, so richtete er sich stramm empor, hielt die linke Hand an die Hosennaht und die Rechte an den Mützenschild, ein Honneur, welches ihm von seiner Dienstzeit her geläufig war.

„Zu Befehl, Herr Graf, haben Sie die Güte, sich in die Stube zu verfügen!"

Barbara riß die Thür auf und ließ die beiden Gäste eintreten, dann eilte sie zur Küche, um den ersten Pflichten der Gastfreundschaft obzuliegen.

„Wo sind die Gesellen?" frug Kurt.

„Die schlafen noch, weil sie gestern bis zum späten Abend arbeiten mußten."

„Hast sie alle noch?"

„Alle."

„Wirst originelle Leute kennen lernen," erklärte Kurt dem Freunde. Von dem früheren Hofschmied Brandauer habe ich Dir erzählt. Der Onkel war Obergeselle bei ihm und hatte zwei Mitgesellen, den Baldrian und den Heinrich; sie sind jetzt hier beim Onkel, seit dieser Hofschmied geworden ist und mit ihnen der frühere Lehrjunge Fritz, ein sehr gelungener Kerl, der nur den Fehler hat, daß er die beiden Andern gern ein wenig ärgert. Vom Baldrian hörest Du den ganzen Tag kein anderes Wort als „das ist an Dem," oder wie er sich ausdrückt „das ist am Den", und der Heinrich, welcher früher Artillerist gewesen ist, erzählt Schießabenteuer, in denen er das Blaue vom Himmel herunter lügt."

„Ja," fiel der Wirth ein, „lügen kann er wie gedruckt, das ist wahr. Aber, es ist doch gewiß, wenn man den Teufel an die Wand malt, da kommt er sicher!"

Die Thür war nämlich aufgegangen, und die drei Genannten erschienen auf der Schwelle.

„Was, der Herr Seeladett!" rief Heinrich. „Ists möglich! Guten Morgen und Willkommen! Das ist eine Ueberraschung! Wir dachten, Sie kämen erst morgen."

Er gab Kurt die Hand.

„Das ist am Den!" meinte Baldrian und reichte seine Hand auch her.

Auch Fritz brachte seinen Gruß an; dann frug Heinrich mit unternehmender Miene:

„Herr Kadett, nicht wahr, nun haben Sie es auch mit Kanonen zu thun?"

„Freilich!"

47

Digitized by Google

„Schön! Die Artillerie ist die allerbeste und interessanteste Waffe, nicht wahr?“

„Vielleicht.“

„Nicht nur vielleicht, sondern ganz gewiß! Allerdings ist ein großer Unterschied zwischen der Marineartillerie und der Feldartillerie, den man beherzigen muß.“

„Welcher?“

„Nun das ist doch sehr einfach: Die Marineartillerie wird auf dem Schiffe, und die Feldartillerie wird auf dem festen Lande gebraucht; das ist leicht zu begreifen.“

Kurt lachte.

„Schau, was Du klug und weise bist!“

„Nicht wahr? Aber das war nur die Einleitung, denn nun kommt die Folge, daß die Feldartillerie viel sicherer schießen muß als die Marineartillerie.“

„Möchte es doch nicht ganz zugeben.“

„Nicht? Das Schiff schaukelt; wer soll da sicher schießen? Zu Lande ist das etwas ganz Anderes; da schießt man auf fünftausend Schritte einem die Pfeife aus dem Maule.“

„Oho!“

„Oho? Einmal bei der Feldübung springt ein Hase auf. Da kommt der Hauptmann schnell zu mir herübergelaufen und fragt: „Heinrich, getraut Du Dir, ihn zu treffen?“

„Allemal, Herr Hauptmann.“

„Zwanzig Groschen kriegst Du; aber das Fell muß ganz bleiben.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

„Ich ziele, drücke ab, und die Kugel nimmt ihm die beiden Vorderbeine weg, so daß er nicht mehr laufen kann. Der Hauptmann läßt ihn holen und todtschlagen, und ich habe meine zwanzig Groschen. Ist so etwas auf der See möglich, Herr Seekadett?“

„Ich glaube nicht,“ lachte dieser.

„Nicht?“ frug da Fritz, der vormalige Lehrjunge. „Warum nicht? Ich kann das Gegentheil beweisen. Wir fuhren von Amerika über den großen Ozean nach Australien. Da plötzlich springt eine alte Häfin vor uns auf, und weil das Schiff zu langsam fuhr, nahm ich die Kanone unter den linken Arm, die Kugel in die rechte Hand und sprang zu gleichen Beinen hinter dem Viehzeuge her. Als ich im Laufen geladen hatte, drückte ich ab und schoß dem Thiere die beiden rechten Läufe weg. Es war wirklich eine Häfin, und als ich ihr den Gnadenstoß versetzte, meinte sie: „Fritz, richte mir ein Kompliment aus an den Heinrich; ich bin die Wittwe von dem Hasen, den er damals geschossen hat!“

Baldrian nickte bedächtig.

„Das ist am Den!“ meinte er zustimmend.

Alle lachten von ganzem Herzen. Heinrich aber fuhr zornig empor.

„Dummer Junge!“

Mit diesem gefühlvollen Worte und einem niederschmetternden Blicke auf Fritz verließ er den Schauplatz seiner moralischen Niederlage.

Bald darauf erschien Frau Barbara mit dem Morgenkaffee, bei welchem alle Neuigkeiten gegenseitig ausgetauscht wurden. Man war damit noch lange nicht fertig, als sich die Thür öffnete und eine Person eintrat, bei deren Anblick sich Alle sofort erhoben.

Es war Max, der Kronprinz.

„Guten Morgen,“ grüßte er freundlich. „Frau Barbara, mir auch eine Tasse!“

„Augenblicklich!“ knixte sie und verschwand in der Küche.

„Thomas, hast Du heute Zeit zum Beschlagen?“

„Zu Befehl, Königliche Hoheit!“

„So komme auf das Schloß. Ah, da ist der Besuch wohl bereits eingetroffen?“

„Zu Befehl, Königliche Hoheit! Sie haben meinen Neffen noch nicht gesehen?“

„Nein.“

„Der da ist es, mit dem blonden Haare und den schwarzen Augen.“

Der Kronprinz reichte Kurt die Hand.

„Willkommen in der Heimath, Herr Schubert! Sie tragen einen Namen, den ich gern nennen höre. Ich hoffe, daß er mir öfters genannt werde. Und dieser Herr? Ein Kamerad von Ihnen, der sich Ihnen angeschlossen hat?“

„Graf Karl von Mylungen, Königliche Hoheit.“

„Mylungen? Ein Süderländer? Ah, ich erinnere mich. Sie wurden bei uns naturalisirt, damit Sie nicht in die Dienste Süderlands zu treten brauchten?“

„So ist es, Königliche Hoheit,“ antwortete der junge Graf. „Diese interessante Angelegenheit kam auch mir in die Hand, und ich gab meine Unterschrift und mein Fürwort, ohne den Grund zu kennen, der Sie veranlaßte, norländische Dienste zu nehmen. Darf man ihn erfahren?“

„Königliche Hoheit, Familienangelegenheiten — —“

„Ah, so — —! Man darf nicht allzu wißbegierig sein, aber es ist mir doch, als ob ein Weniges von diesen Familienangelegenheiten auch vor mir zur Sprache gekommen sei. Erscheint Ihr Herr Vater bei Hofe?“

„Nein.“

„Ich höre, der König von Süderland schenkte ihm seine Achtung.“

„So ist es, Papa aber zieht sich zurück, um Begegnungen zu vermeiden, welche sehr im Stande sein dürften, unangenehme Gefühle in ihm zu erwecken.“

„Ich verstehe das, und da ich die betreffende Person genau kenne, so sagen Sie Ihrem Vater, dem Grafen, daß ich ihm gern zur Verfügung stehe, wenn es einmal gelten sollte, die betreffenden Angelegenheiten zu entwickeln.“

Hierauf wandte er sich wieder an Kurt:

„Wie lange bleiben Sie hier?“

„Nur einige Stunden, Hoheit.“

„Oho!“ fiel Schubert ein. „Ich glaube gar, heute schon wieder fortgehen!“

„Allerdings, Onkel; aber ich komme sehr bald wieder.“

„Wo willst Du denn hin?“

„Das ist sehr leicht zu errathen: zum General. Ich bin sein Pflegesohn, und da versteht es sich von selbst, daß ich mich ihm noch heute vorstelle.“

„Weiß er wann Du kommst?“

„Ich habe geschrieben, daß ich morgen komme; ich will ihn überraschen, gerade wie Euch.“

„Aber Du mußt sehr bald wiederkommen, das sage ich Dir sehr ernstlich!“

„Gewiß, Onkel; Du kannst darauf rechnen.“

„Und wenn Du nach Helpigsdorf kommst, so grüße mir Deine Mutter.“

„Versteht sich!“

„Und die kleine Magda, und den Herrn General und die drei Jungfern.“

„Natürlich Alle!“

„Und — ja, was ich sagen wollte, ich habe einen Brief bekommen. Rathe einmal, von wem er ist!“

Ueber das Gesicht Kurts fuhr die Röthe der Freude.

„Von — von meinem Vater?“

„Ja.“

„Wo hast Du ihn?“

„Droben in der Kommode.“

„Hole ihn, lieber Onkel, hole ihn! Ach, Entschuldigung, Königliche Hoheit!“

„Genieren Sie sich nicht! Es ist leicht begreiflich, daß der Sohn sich sehnt eine Nachricht vom Vater zu erhalten. Apropos, Sie haben ihn noch gar nicht gesehen?“

„Noch niemals.“

„Seltsame Umstände! Die Verhältnisse haben es so gefügt, daß sein Schiff sehr lange Zeit die Heimath nicht angelaufen hat. Aber geschrieben haben Sie?“

„Oefters; doch ist es unsicher, ob er meine Briefe erhalten hat.“

„Er mag Urlaub nehmen!“

Jetzt kam der Wirth, welcher sich entfernt hatte, wieder zurück und brachte einen Brief, der allem Anscheine nach sehr oft durchgelesen worden war. Kurt nahm ihn in Empfang und blickte auf den Kronprinzen.

„Lesen Sie immerhin,“ meinte dieser. „Ich bitte sogar ihn vorzulesen, denn ich möchte selbst gern wissen, was der alte ehrliche Steuermann schreibt.“

Kurts Augen hafteten mit sichtbarer Rührung an dem höchst sonderbar stilisirten Brief, dessen Orthographie eine ebenso eigenthümliche war wie die Schrift, welche dem Schreiber sicher manchen Tropfen Schweißes gekostet hatten. Er lautete:

„Lieber Bruder.

Hier ligen Wir vor Babafia, der Teifel hole die Hize und die Langeweile! Ich schreiwe Dihr, aber ich mache es kurz, denn ich habe kein Geschihke dazu.

Wie? Einen Jungen habe Ich? Heilige Kreuzsänge! Ich weiß kein Wort von! Awer Ich glauwe es. Und die Gußtel labt noch? Donerwötter! Juchhee! Ich komme, awer noch nigt gleich, denn Ich und der Boodsmann, Wir haben Etwaß vor, was erst färtig seyn muß.

Gott sei Dank, dießer Brief ist alle. Wihr gehen von hür

Digitized by Google

nach Pompei. Schreiwe auch an Mich, awer Meer als Ich. Dauhend Griehse an alle von Mier und dem Boodsmann.

Dein Bruhder Steuermann." —

Am Nachmittage sahen die beiden Kadetten im Koupee. Sie befanden sich allein darin und waren also ungestört.

„Wie gefallen Dir meine Verwandten?"

„Außerordentlich."

„Das konnte ich nicht vermuthen."

„Weil es so einfache Leute sind? Pah, ich gebe den Teufel auf Aeußerlichkeiten! Diese Leute sind herzensbrav. Der Edelstein hat auch ungeschliffen seinen Werth; durch den Schliff verliert er an Volumen. Und verkehrt nicht sogar der König und der Kronprinz bei Deinem Onkel! Eigentlich sind dies recht interessante Verhältnisse."

„Allerdings. Der Kronprinz war selbst Schmiedsohn. Er wurde seinen Eltern durch den Herzog von Raumburg geraubt, welcher nach der Krone trachtete, und kam durch eine Zigeunerin Namens Jarda in das Haus des Hofschmieds Brandauer. Dessen Sohn wurde mit ihm verwechselt und als ein Prinz von Sternburg erzogen. Es ist der jetzige Admiral. An diese Begebenheiten knüpfen sich noch Dinge und Verwickelungen, welche Stoff zu vielen Romanbänden geben würden."

„Von dem Romantischen hast Du auch ein kleines Quantum erhalten."

„Allerdings, und hoffentlich zu meinem Glücke."

„Ich bin begierig, die Familie Deines Pflegevaters kennen zu lernen."

„Sie ist interessant. Der General selbst ist ein alter wackerer Degenknopf, der sich in der Gesellschaft seiner zwölf Hunde am wohlsten befindet, und die Damen sind auch ganz gut, wenn man ihre kleinen Eigenheiten zu berücksichtigen versteht. Ich habe Dir alle Personen genau beschrieben, so daß Du Dich genau darnach richten kannst."

„Ich interessire mich für den General, weil er für den größten Feind Süderlands gilt."

„Du hast eine tiefe Aversion gegen Dein Vaterland. Mir unbegreiflich!"

„Und doch sehr natürlich, wenn Du mir die Bemerkung gestattest, daß ich nicht mein Vaterland, sondern gewisse Personen und Zustände habe, welche für meine Familie verhängnißvoll geworden sind."

„Der Kronprinz frug Dich heut darnach, und Du wirst ihm aus. Wäre ich ein so mächtiger Mann, ich würde mich ebenso darnach erkundigen, um Dir meine Hilfe anzubieten."

„Das sind Dinge, über welche man am liebsten schweigt. Doch mit einem vertrauten Freunde kann man vielleicht eher darüber sprechen, als mit einem Andern, selbst wenn dieser Andere ein Kronprinz oder ein König wäre. Ich weiß, das Du schweigen kannst."

„Natürlich!"

„Ich bin der einzige Sohn meiner Eltern, hatte aber eine Schwester, welche älter war als ich."

„Ah! Von ihr hast Du mir noch gar nichts gesagt. Sie ist todt?"

„Wir wissen es nicht."

„Wissen es nicht? Du sprichst in Räthseln. Man weiß von einer Schwester doch, ob sie lebt oder gestorben ist!"

„Unter gewöhnlichen Umständen, ja."

„So hast Du es mit ungewöhnlichen Umständen zu thun? Du machst mich neugierig."

„Meine Schwester hieß Toska. Ich verstand nichts davon, aber ich hörte sagen, daß sie die schönste und unwiderstehlichste Dame unseres Hofes sei."

„Das will viel heißen!"

„Muß aber doch wahr gewesen sein, da sogar der Prinz sie sehr beachtete."

„Der Kronprinz?"

„Nein, Prinz Hugo."

„Der tolle Prinz?"

„Ja. Er zeichnete sie vor den übrigen Damen auf eine Weise aus, welche auffällig erscheinen mußte, leider aber Toskas Herz gefangen nahm. Sie liebte ihn."

„Den Alle hassen!"

„Man sagt ja, daß die Liebe blind sei, bei meiner Schwester war sie es. Aber wie ich Toska kannte, muß der Prinz eine ganz außerordentliche Verstellungsgabe besitzen. Sie konnte nur einen Mann lieben, den sie für ihrer würdig hielt."

„Wurde sie nicht gewarnt?"

„Oft; natürlich nur seitens der Eltern. Doch alle Vorstellungen blieben fruchtlos, und — plötzlich war sie verschwunden."

„Verstehe ich recht! Wer war verschwunden? Deine Schwester?"

„Ja. Sie gab vor, zu einer entfernten Verwandten auf Besuch zu gehen, ist aber dort weder eingetroffen noch zu uns zurückgekehrt."

„Es ist ihr ein Unglück widerfahren!"

„Natürlich!"

„Sie wurde unterwegs überfallen, beraubt und ermordet!"

„Nein."

„Nein? Du sagst dies mit solcher Sicherheit? Habt Ihr eine Spur gefunden?"

„Ja. Sie wurde mit einem Manne gesehen, der kein Anderer als der tolle Prinz sein kann, welcher gerade zu jener Zeit verreist war. Seitdem ist sie verschwunden."

„Und Ihr habt kein Lebenszeichen von ihr erhalten?"

„Nicht das mindeste. Vater hat sich alle mögliche Mühe gegeben, das Dunkel aufzuklären, aber vergeblich. Er mußte dabei alles vermeiden, was uns kompromittiren konnte, und das ist der Grund, weshalb unsere mehrjährigen Nachforschungen keinen Erfolg hatten. Jetzt nagt der Gram an dem Herzen und dem Leben der Eltern, das Fatium läßt sich kaum mehr verbergen, und dennoch bleibt der Prinz frech und unbeschämt wie zuvor. Ich bin zwar noch ein halber Knabe, aber er mag sich hüten, zwischen meine Hände zu gerathen!"

„Und dies also ist der Grund, wegen dessen Du in nordländische Dienste tratest?"

„Ja. Ich mag einem Lande nicht dienen, in dessen Herrscherfamilie der raffinirteste Satan lebt, der jemals unter Menschen gewandelt hat. Seine Thaten, welche oft dem Verbrechen so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern, sind offenkundig, man erzählt sie sich laut und ohne alle Scheu, ohne daß bei Hofe dadurch der geringste Eindruck hervorgebracht würde. Eine einzige seiner Handlungen hätte einen gewöhnlichen Mann in das Zuchthaus gebracht; er aber ist Prinz des königlichen Hauses und darf sündigen nach Wohlgefallen."

„Ich hätte den Kerl erlauscht sollen!"

„Du? Wann und wo?"

„Und dennoch bin ich ihm eigentlich Dank schuldig, denn er ist die eigentliche Ursache, daß ich in das Haus des Generals von Helbig gekommen bin."

„Er? Das mußt Du mir erzählen!"

„Gern."

Er berichtete von jener Wasserfahrt im Seebade Fallum, und als er geendet hatte, hielt der Zug an der Station, wo beide aussteigen mußten. Kurze Zeit später fuhren sie in einem Miethswagen Schloß Helbigsdorf entgegen.

Dort saß der General in seinem Arbeitszimmer, welches von einem dichten Tabakswalm erfüllt war. Auf der Diele, dem Sopha und den Stühlen lagen seine zwölf Hunde; er selbst las in einem Buche, welchem er seine volle Aufmerksamkeit zu widmen schien. Eben hatte er sich eine neue Pfeife angesteckt, als er eine Miene zog, als ob der Geruch des Tabaks ihm die Nase zerreißen wolle. Er zog die Glocke, und gleich darauf trat der Diener ein.

„Kunz!"

„Herr General!"

„Was ist das hier?"

„Eine Tabakspfeife."

„Wem gehört sie?"

„Natürlich dem Herrn General. Verstanden?"

„Aber nicht Dir!"

„Nein."

„Und doch hast Du sie für Dich gestopft!"

„Für mich?"

„Ja, und sie nachher hierher gehängt, ohne sie vorher auszurauchen."

„Donnerwetter, Exzellenz, das ist die größte Lüge, die es nur geben kann! Verstanden?"

„Mensch, werde nicht grob! Hier hast Du die Pfeife; ziehe einmal!"

Kunz führte die Pfeife zum Munde und that ein paar gehörige Züge, worei er dem General die dichten Tabaksmolken ganz ungeniert in das Gesicht blies.

„Hm!" knurrte er.

„Nun?"

„Hm!"

„Was ist das für Tabak?"

„Rollenknaster mit etwas Portorito vermischt, Exzellenz. Verstanden?"

„Und wer raucht diesen famosen Rollenknaster, mit etwas Portorito vermischt?"

Digitized by Google

„Ich.“

„Und was rauche ich für Tabak, he?“

„Den reinen Varinas.“

„Nun, alter Schwindelmeier, da hast Du also Dir den Varinas eingestopft, und ich soll Deinen Rollentabak rauchen!“

„Schwindelmeier? Donnerwetter Exzellenz, das leide ich nicht! Verstanden?“

„Maul halten! Sind Deine Pfeifen gestopft?“

„Ja.“

„Hole sie!“

Kunz entfernte sich und kam gleich darauf wieder zurück.

„Hier sind die Pfeifen, Herr General. Und hier sind auch die beiden Tabaksbüchsen, nämlich die meinige und die Ihrige. Verstanden? Wollen doch sehen, ob ich ein Schwindelmeier bin.“

„Strecke eine davon an!“

„Zu Befehl!“

Er setzte eine von seinen Pfeifen in Brand, und Beide steckten ihre Nasen prüfend in die Rauchwolke, welche er mit einer Miene von sich paffte, als ob er den General verschlingen wolle. Doch bereits im nächsten Augenblicke bekam sein Gesicht einen ganz andern Ausdruck, er zog eine höchst bedenkliche und dann sehr verlegene Grimasse.“

„Nun,“ frug der General, „was für Tabak ist das da in Deiner Pfeife?“

„Weiß Gott, der reine Varinas! Verstanden, Exzellenz.“

„Und wie kommt er hinein?“

„Das weiß der Teufel! Aber der Herr General können mir glauben, daß ich an dieser verteufelten Geschichte nicht die mindeste Schuld trage. Ich verwechsle weder die Pfeifen noch die Tabaksbüchsen. Da hat irgendwer eine ganz heillose Lüderei getrieben, um mich in Verlegenheit zu bringen. Das ist entweder die Schreia oder die Janka oder die Brülla gewesen; denn wo es einen Streich gegen mich gibt, da sind sie sicher dabei!“

„Wird ihnen gar nicht einfallen, sich an den Pfeifen zu vergreifen!“

„Fällt ihnen schon ein, Exzellenz! Verstanden? Die Tabaksbüchsen haben sie mir nicht verwechselt; das hätte mich nicht irre gemacht, denn ich weiß den Varinas von dem Rollenkaster mit ein wenig Portorikо ganz genau zu unterscheiden, ich glaube vielmehr, daß man mir in meiner Abwesenheit die Pfeifen umgestopft hat. Wollen diesen Tabak doch gleich wieder herausthun. Ich mag keinen Varinas; er ist mir zu stark. Verstanden?“

Er klopfte ohne Umstände sämmtliche Pfeifenköpfe auf den Schreibtisch des Generals aus und war damit beinahe fertig, als er einen Ruf der Ueberraschung hören ließ.

„Was gibt es?“ frug Helbig.

Kunz griff in den Tabak und hielt ihm einen Gegenstand entgegen, den er in demselben gefunden hatte. Dann frug er mit triumphirender Miene:

„Was ist das, Exzellenz?“

„Ein Ring.“

„Und wem gehört er?“

„Ich weiß nicht; ich kenne ihn nicht.“

„Aber ich kenne ihn. Er gehört der Jungfer. Verstanden, Exzellenz?“

„Der Jungfer? Wie sollte der Ring des Mädchens in meine Pfeife kommen?“

„O, das ist sehr einfach; das ist sehr leicht zu begreifen. Sie ist es gewesen, welche die Pfeifen umgestopft hat, und dabei ist ihr der Ring im Pfeifenkopfe stecken geblieben, ohne daß sie etwas davon gemerkt hat. Verstanden, Herr General?“

„Ja. Gieb den Ring her, Kunz! Ich werde ein Exempel statuiren.“

„Nein, das werde ich statuiren, denn für den Herrn General paßt es sich nicht, sich mit einem solchen dummen Geschöpfe herumzuzanken. Verstanden?“

„Gut. Aber was wirst Du machen?“

„Weiß es noch nicht, muß es mir erst vorher reiflich überlegen.“

Dabei aber zog er ein Gesicht, welches sehr verrieth, daß er bereits mit sich eines sei.

„Nur keine Dummheiten, Kunz! Uebrigens gehen wir heute nicht spazieren.“

„Warum?“

„Ich bin hier über einer sehr interessanten Lektüre.“

„Was ist es?“

„Brand, die Taktik der drei Waffen.“

„Ein ausgezeichnetes Buch, Herr General!“

„Ah, Du kennst es?“

„Nein.“

„Aber wie kannst Du dann sagen, daß dieses Buch ein ausgezeichnetes sei?“

„Weil Exzellenz es lesen, was nicht geschehen würde, wenn es nicht gut wäre.“

„Schön! Kannst jetzt gehen; aber nimm die Pfeifen und den Tabak mit!“

„Zu Befehl, Exzellenz! Den Tabak muß ich nun wegwerfen. Er schmeckt nicht, da er so in den Köpfen herumgemanscht wurde. Verstanden?“

Er trug die Pfeifen in seine Stube; den Tabak aber schlug er in ein Papier, welches er zu sich steckte. Dann schlenderte er den Korridor entlang und lugte durch die angelegte Küchenthür. Die Küche war leer, und die Nachmittagsschokolade stand auf dem Herde.

„Paßt!“

Schnell trat er hinzu, warf den Tabak in das Getränke und quirlte ihn gehörig um; dann schlich er sich davon, ohne von irgend Jemand gesehen zu werden.

Unweit des Schlosses gingen die drei Schwestern im Walde spazieren.

„Wollen wir ihn morgen persönlich von der Station abholen?“ frug die Lange.

„Nein, meine liebe Freya,“ antwortete die Dünne. „Das schickt sich nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil er eigentlich gar nicht zur Familie gehört, sondern nur in Pflege genommen ist.“

Aber er ist so brav. Was meinst denn Du dazu, meine gute Zilla?“

Die Dicke drückte ihr Eichhörnchen an den Busen und antwortete zärtlich:

„Ich hole ihn ab, denn ich liebe ihn.“

„Gut. So fahren wir also!“

„Das geht nicht,“ warf Wanka ein.

„Warum nicht?“

„Weil er schreibt, daß er einen Kameraden mitbringen werde.“

„Ist das ein Grund ihn nicht abzuholen?“

„Ja.“

„Warum?“

„Wie wollen wir uns setzen? Der Wagen faßt nur vier Personen, wir allein sind drei, die beiden Kadetten zwei, macht zusammen fünf.“

„So bleibt eine von uns zu Hause!“

„Aber wer?“

„Ich nicht!“

„Ich auch nicht!“

„Ich vollends gar nicht!“

„Streitet Euch nicht! Auch wenn Eine von uns daheim bliebe, würde es immer noch am Platze fehlen. Die beiden Kadetten haben jedenfalls noch Koffer bei sich.“

„So kann blos Eine von uns mitfahren, und Zwei müssen zurückbleiben.“

„Aber welche fährt mit?“

„Ich!“

„Ich!“

„Ich!“

Diese drei „Ich!“ waren in dem entschiedensten Tone ausgesprochen, und dabei blitzten sich die drei Schwestern mit Augen an, welche nicht sehr freundlich genannt werden konnten.

„Ich werde fahren,“ meinte die Blaue; „ich habe das Vorrecht, denn ich bin die Aeltere.“

„Nein,“ entgegnete die Purpurne, „dieses Vorrecht gebührt mir; ich bin die Jüngere.“

„Entscheide Du, liebe Wanka, Du bist hier nicht Partei!“

„Dies Recht gebührt weder der Aelteren noch der Jüngeren, sondern ich werde fahren, denn ich bin die Mittlere!“

„Du? Was fällt Dir ein!“

„Ja, was fällt Dir ein!“

„Wenn der Herr Lieutenant von Wolf da wäre, würde er Euch beweisen, daß ich Recht habe,“ erklärte die Grüne, indem sie ihr Meerschweinchen liebkoste.

„Er würde vielmehr meine Partie ergreifen!“ behauptete Freya.

„O nein, sondern die meinige!“ rief Zilla.

Da ließ sich plötzlich eine laute jubelnde Stimme vernehmen, und durch das seitwärts stehende Gebüsch brach Magda. Sie eilte auf die kämpfenden Schwestern zu.

„Er kommt!“ rief sie.

Digitized by Google

„Wer?“
„Kurt!“
„Kurt! Nicht möglich!“
„Und doch!“
„Er kommt erst morgen!“
„Er kommt heute, er kommt jetzt; ich habe ihn gesehen.“
„Wo?“
„Er kommt die Straße heraufgefahren, und es sitzt noch einer bei ihm.“
„Wie sind sie gekleidet?“
„In Uniform.“
„In Uniform? Mein Gott, wenn der Andere nun gar kein Kadett wäre!“
„Sondern ein Lieutenant!“
„Ein Kapitän!“
„Ein Kommodore!“
„Ein Admiral!“
„Schnell nach Hause. Wir müssen Toilette machen und fertig sein, ehe sie kommen!“
Sie flogen davon. Magda blieb stehen. Sie stand jetzt in dem Uebergangssalter zwischen Mädchen und Jungfrau; sie war ein reifendes Wesen, und es ließ sich mit großer Bestimmtheit sagen, daß sie einst eine vollendete Schönheit sein werde.
„Gehe ich ihm entgegen?“ frug sie sich. „Ja! — Aber der Andere? Bah, der geht mich nichts an. Ich habe Kurt drei Jahre lang nicht gesehen und muß die Erste sein, die ihm Willkommen sagt.“
Sie eilte zwischen den Bäumen dahin, bis sie an die Straße gelangte. Der Wagen war ihr bereits ganz nahe, als sie ihn erblickte. Sie schritt ihm schnell entgegen und rief, vor Freude die kleinen Händchen zusammenschlagend:
„Kurt! Willkommen, lieber Kurt!“
Dann aber blieb sie plötzlich stehen, während tiefe Röthe ihr Angesicht überflog. Der da während des Fahrens aus dem Wagen sprang und auf sie zueilte, war nicht der Knabe, wie sie ihn vor drei Jahren gekannt hatte; er war ein Jüngling geworden, den die Uniform tausendmal schöner ließ, als den alten dürren Lieutenant von Wolff, der immer kam, um den drei Tanten Artigkeiten zu sagen.
„Magda!“
Er sprang auf sie zu, umarmte sie und küßte sie herzlich auf die Lippen. Sie erglühte womöglich noch mehr als vorher.
„Ist Alles wohl daheim?“
„Ja.“
„Papa zu Hause?“
„Ja.“
„Die Fräuleins?“
„Ja.“
„Meine Mutter?“
„Ja.“
„Kunz und alle Andern?“
„Ja.“
Sie gab so kurze einsilbige Antworten, weil sie ihre Verlegenheit noch immer nicht überwinden konnte. Er mußte es endlich bemerken.
„Was ist mit Dir, Magda?“
„Nichts. Ich bin so sehr gelaufen.“
„Um mir entgegen zu kommen? Da muß ich Dich nochmals küssen!“
Er that es und vermehrte dadurch nur ihre Befangenheit.
„Hier bringe ich Dir einen Freund mit!“ Und dann fügte er vorstellend die Namen hinzu: „Graf Karl von Mylungen — Magda von Helbig, lieber Karl!“
Der Andere war auch ausgestiegen und verbeugte sich grüßend.
„Gib mir Deinen Arm, Magda! Wir werden bis zum Schlosse gehen.“
Er nahm ihren linken Arm in den seinigen und Mylungen bat sich den rechten aus. So schritt sie zwischen den Beiden auf der Straße dahin wie eine richtige große erwachsene Dame zwischen zwei Rittern, die für sie kämpfen und sterben wollen. So hatte sie zuweilen in einem Buche gelesen, und als noch einige freundliche oder erkundigende Worte gefallen waren, erhielt sie ihre Fassung zurück und wagte es nun, die beiden jungen Herren ganz verstohlen ein wenig mit einander zu vergleichen.
Der Graf war schön, das schien ihr unumstößlich; Kurt aber war noch schöner. Er sah zwar nicht so vornehm aber doch viel kräftiger, frischer und zutraulicher aus. Es war wirklich schade, daß sie nicht ganz und gar allein mit ihm war!
Als sie das Schloß erreichten, war die ganze Bewohnerschaft desselben bereits versammelt, um die Ankömmlinge zu empfangen. Kurt wurde wie ein Kind des Hauses willkommen geheißen, und Mylungen erhielt ganz dieselbe Herzlichkeit entgegengebracht. Beide küßten den drei Damen die Hände und erhielten von Allen freundliche Vorwürfe darüber, daß sie den Tag ihrer Ankunft falsch angegeben und dadurch einen andern Empfang unmöglich gemacht hatten. Dann bemächtigte sich Kunz ihrer, um ihnen ihre Zimmer anzuweisen.
Die drei Schwestern saßen dann im Salon beisammen.
„Also kein Admiral!“
„Und kein Kapitän!“
„Auch kein Lieutenant!“
„Aber ein Graf!“
„Und was für Einer!“
„Dieser Wuchs!“
„Diese Augen!“
„Diese Stimme! Schade, daß er nicht einige Jahre älter ist!“
„Wie müßte er sich anstrengen, wenn er in den Jahren des Herrn Lieutenant von Wolff stände.“
„Besser noch als der Lieutenant.“
„Natürlich! Er scheint jetzt noch etwas schüchtern zu sein; wenigstens war der Handkuß kaum zu fühlen.“
„Vielleicht haben wir einen imponirenden Eindruck auf ihn gemacht!“
„Oder ihn gar zurückgestoßen und beleidigt. Dein Auge war so streng, liebe Wanka.“
„Blos prüfend, liebe Freya; aber Deine Haltung war etwas sehr reservirt.“
(Fortsetzung folgt.)

Ein Kaiserlicher Kuchen.

Von

Dr. F. Müller.

In ihrem Boudoir im Palast der Tuilerien zu Paris saß Maria Luise, die zweite Gemahlin des Kaisers Napoleon des Ersten, über das Geschick nachsinnend, das sie auf der Wiener Hofburg, wo der Kaiser der Franzosen sie, während er sein Hauptquartier im Schlosse zu Schönbrunn hatte, wiederholt gesehen und von wo ihm ihr einfach natürliches acht deutsches Wesen in der Erinnerung geblieben war, bis es in den Kaiser Franz um ihre Hand bat. Allerdings ward die ihrem jungen Glück zu Grunde liegende Scheidung ihres Gemahls von der Kaiserin Josephine, die einsam und trübe in Malmaison lebte, einen Schatten auf ihren Weg, aber die junge Frau war doch glücklich und ihre fröhliche Zufriedenheit und österreichische Gutmüthigkeit wehte im Kaiserpalaste Alle freundlich an. Sie dachte gerade an ihre Mädchenzeit im frohen Wien, wie sie damals gleich den Töchtern des Volkes hantiert und oft genug selber dem Großpapa eine Suppe gekocht, die der herzensgute Franz mit doppeltem Vergnügen sogar schon im Ministerrathe sich hatte schmecken lassen. Lachend fiel ihr ein, einmal wieder die Kochkunst zu probiren, was ja auch hier in Paris von großen Männern, wie Bendôme, Condé, Louis XV. nicht verschmäht worden war.
Die Kaiserin erhob sich seelenvergnügt ob ihres Einfalles und stellte sich vor, welch staunende Gesichter ihre Umgebung bei diesem Treiben machen würde. Im Kamin brannte das Feuer und schnell ließ sie sich alle nöthigen Kücheninstrumente bringen, sowie einen Vorrath von Eiern, um sich die Zeit mit Kuchenbacken zu vertreiben und ihrem kriegerischen Herrn Gemahl einmal eine friedliche Beschäftigung nahe zu bringen. Ein deutschen Liebchen trällernd schlug sie die Eier in einen silbernen Napf mit einer Anmuth, die ihr wie wenigen Frauen zu Gebote stand und die ihre ganze Umgebung bezauberte. Die Damen drängten sich förmlich herbei, um bei der drolligen Arbeit zu helfen, und alle fanden mit Zuckerstoßen, Hineln, Teig rühren ꝛc. Verwendung. Bald waren die Vorbereitungen beendet, die Butter lag in der Pfanne und kreischte; die Kaiserin goß langsam die angerührten Eier hinzu und statt des Parfüms, das sonst im Salon herrschte, verbreitete sich jener dem Leser bekannte feine Duft von frischem Eiergebäck, der besonders vor dem Mittagsmahl etwas Anziehendes, die Eßlust gewaltig Erregendes hat und auch diesmal die draußen dienstthuenden Hofbeamten zum Schnüffeln brachte. Besonders zeichnete sich ein Fräulein von R.., aus dem deutschen Gefolge Maria Louisens, durch zierliche Anstelligkeit aus und die Kaiserin war eben im Begriff, demselben ein anerkennendes Wort zu spenden, als plötzlich die Flügelthür sich öffnete und auf den Ruf des Kammerherrn: „Seine Majestät der Kaiser,“ Napoleon mit seiner gewöhnlichen Raschheit

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 25.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Das scheint blos so, weil ich länger bin als Ihr. Den größten Fehler hat Zilla gemacht."

„Ich? Welchen?" frug die Purpurne.

„Du blicktest auf Kurt, als der Graf Dich begrüßte."

„Davon ist mir nichts bewußt. Aber sollten wir je einen üblen Eindruck auf ihn hervorgebracht haben, so ist es unsere Pflicht, denselben sofort wieder zu vernichten."

„Wodurch?"

„Wir bemächtigen uns seiner und geben ihn nicht eher wieder frei, als bis er sagt, daß er vollständig ausgesöhnt ist."

„Aber auf welche Weise soll diese Bemächtigung vorgenommen werden?"

„Nur keine Gewaltmaßregeln, liebe Schwestern!"

„Nein; die Liebe allein soll siegen. Wir laden ihn zu einem Spaziergange ein."

„Nicht interessant genug," erklärte Freya. „Wir lassen satteln, liebe Wanka."

„Satteln?" rief die blöde Zilla. „Ausreiten wollt Ihr? Bewahre! Ihr wißt ja, daß ich nicht reite. Uebrigens könnt Ihr dem Grafen ja gar nicht zumuthen, nach einer Reise, wo er der Ruhe bedarf, sogleich wieder zu reiten."

„Das ist wahr! Aber wie bemächtigen wir uns denn sonst noch seiner?"

„Ich weiß es!" erklärte Zilla.

„Nun?"

„Wir laden ihn zur Chokolade."

„Richtig! Auf diesen Gedanken konnten wir ja sofort gleich kommen!"

„Aber wer bringt ihm die Einladung?"

„Ich!"

„Nein, ich!"

„Ich!" meinte Zilla. „Der Gedanke ist von mir, folglich habe ich den Vorzug vor Euch."

Freya handelte diplomatisch:

„Schickt es sich überhaupt, daß wir die Einladung selbst überbringen?"

„Eigentlich nicht!"

„Unverheirathete Damen! Denkt Euch! Man müßte doch auf sein Zimmer gehen!"

„Allerdings. Das geht nicht. Das Mädchen mag es besorgen."

„Von einem Dienstmädchen eingeladen werden? Könnte ihn dies nicht beleidigen?"

„Wahrhaftig! Aber wie denn anders? Wir nicht und das Mädchen auch nicht."

„Ich hab's!" meinte Zilla.

„Was?"

„Wir sagen es Kurt, der mag ihn mitbringen."

„Richtig. Laßt uns sofort zu Kurt schicken!"

Nach einigen Minuten

Professor Carl Vogt.

Digitized by Google

stand dieser im Salon vor den Schwestern. Freya bemächtigte sich des Wortes:

„Lieber Kurt, willst Du uns wohl einen Gefallen thun?"

„Jeden, liebe Tante."

„Ich glaube, daß wir Drei Deinen Freund recht sehr beleidigt haben."

„Ah? Wodurch?"

„Wanka hat ihn jedenfalls ein wenig zu finster angesehen."

„Habe nichts davon bemerkt."

„Ich selbst habe meine Stellung vielleicht etwas zu stolz gehalten."

„Habe nichts bemerkt."

„Und Zilla hat gar auf Dich gesehen, während er sie so höflich begrüßte."

„Nichts bemerkt."

„Aus dem Allen geht hervor, daß wir ihm eine Satisfaktion zu geben haben."

„Ah, schön! Aber welche?"

„Wir müssen uns seiner bemächtigen — —"

„Vortrefflich!"

„Um allen Groll und alle Feindseligkeit aus seinem Herzen zu verscheuchen."

„Welch gute liebe Tanten ich habe!"

„Ja, das soll auch der Graf erfahren. Du sollst ihn in unseren Namen einladen."

„Wozu?"

„Zu einer Tasse Chokolade."

„Wo und wenn?"

„In unserem Damensalon, und zwar jetzt gleich. Die Chokolade muß fertig sein."

„Ich werde ihn Euch sofort schicken."

„Schicken? Und Du?"

„Es war bisher ja nur von ihm die Rede!"

„Du kommst natürlich mit; es würde ja auffällig sein ihn allein zu laden."

„So komme ich also mit. Ich eile, liebe Tanten, und werde ihn sogleich bringen."

Er hielt sein Wort mit solcher Geschwindigkeit, daß die beiden Kadetten den Damensalon betraten, noch ehe das Service aufgetragen war. Freya hatte ihr Kätzchen auf die Chaise-longue gelegt, um die Chokolade mit eigener Hand zu besorgen. Mylungen war so aufmerksam es zu streicheln.

„Sie lieben die Katzen?" frug Zilla in ihrem freundlichsten Tone.

„Ja, wenn sie eine gute Erziehung genossen haben, gnädiges Fräulein."

„Und wohl auch die Hunde?"

„Ein Seemann hat weder Zeit noch Raum für diese Thiere."

„So begegnen wir, uns in unserer Aversion gegen diese rüden Thiere. Sehen Sie dagegen meine Mimi! Wie nett, wie sauber, wie niedlich und zärtlich.

„Einer solchen Herrin gegenüber möchte man zärtlich werden, auch ohne ein Eichhäzchen zu sein."

Dies war gewiß die erste Galanterie des jungen Mannes einer solchen Dame gegenüber. Kaum waren ihm die Worte entfahren, so fühlte er auch, wie dumm er gesprochen habe. Glücklicher Weise aber wurde sein Kompliment im höchsten Grade gnädig aufgenommen; denn Zilla nickte ihm freundlich zu und Wanka beeilte sich, womöglich auch eine solche Höflichkeit gesagt zu erhalten. Sie reckte ihm ihr Meerschweinchen über die Tafel hinüber entgegen.

„Nehmen Sie einmal dieses Thierchen in die Hand, lieber Graf!"

Er griff zu.

„Wie weich!"

„Sehr!" stimmte er bei.

„Und bescheiden!"

„Sehr!"

„Anspruchslos!"

„Sehr!"

„Demüthig."

„Sehr!"

„Bitte, streicheln Sie es einmal! Wie elektrisch es einen dabei durchzuckt."

„Höchst elektro-magnetisch!"

„Diesem Thierchen gehört eigentlich Ihre höchste Sympathie!"

„Ganz natürlich."

„Sie sind Seemann — —"

„Erst Kadett, meine Gnädige."

„Wenn auch. Aber Sie geben zu, daß zwischen einem Seemanne und einem Meerschweinchen stets ein zärtliches Verhältniß obwalten sollte. See und Meer ist doch ganz ein und dasselbe."

„Versteht sich! Daher liebe ich diese Thiere auch ganz außerordentlich."

„Wirklich, mein lieber Graf?"

„Ja, und noch mehr: Ich habe diese Thierchen sogar eingehend studirt. Der Zoolog nennt sie Cavia oder auch Anoema nach dem großen Cuvier. Es gibt mehrere Untergattungen, nämlich Cavia cobaya oder Cavia porcellus, Cavia aperea und Cavia rupestris."

„Hörst Du, Zilla, der Graf liebt die Meerschweinchen und nennt sie sogar griechisch und hebräisch. Zu welcher Gattung gehört denn dieses hier, mein lieber Herr?"

„Ihr Name ist Wanka, mein gnädiges Fräulein?"

„Ja."

„So würde ich, wenn ich Naturforscher wäre, diese Gattung Cavia Wankalis nennen oder Cavia Cupida, das heißt nämlich Liebesschweinchen."

„Liebesschweinchen, Cavia Cupida! Ja, Cupido war ja der Gott der Liebe. Hörst Du, Zilla, welche Sorte von Schweinchen ich habe. Graf, behalten Sie es immerhin auf Ihrem Schooße. Ich gebe es sonst niemals aus der Hand, Ihnen aber will ich es gern anvertrauen."

Jetzt kehrte Freya aus der Küche zurück. Ihr folgte die Zofe, welche die Chokolade trug. Es wurden die Tassen gefüllt und Biskuits herumgereicht.

„Graf, trinken Sie überhaupt Chokolade?" frug Freya. „Die Herren lieben gewöhnlich die Süßigkeiten nicht."

„Ich trinke sogar den Wein nicht so gern wie die Chokolade, mein Fräulein."

„Sagen Sie das nicht aus Höflichkeit?"

„Nein; das werde ich Ihnen beweisen, indem ich die Tasse zuerst ergreife."

Er nahm die Tasse, brachte sie an die Lippen und that einen Schluck, zog sie aber sogleich mit einem sehr erstaunten Gesichte vom Munde wieder fort.

„Was ist Ihnen, Graf? Schmeckt die Chokolade nicht?"

„Im Gegentheile, ganz vorzüglich; aber sie ist denn doch etwas zu heiß."

Da tauchte Freya ihr Biskuit ein und führte es zum Munde. Beim ersten Biß zog sie die Zähne auseinander, als hätte sie in eine Kreuzspinne gebissen.

„Was ist das mit den Biskuits? Wanka, Zilla, versucht sie doch einmal!"

Die Beiden tauchten ein und kosteten.

„Abscheulich! Was hat da der Bäcker hineingebacken?"

Kurt, der auch hatte trinken wollen, lächelte höchst vergnügt und stieß den Grafen an.

„Tantchen, das ist nicht das Biskuit, sondern die Chokolade. Koste sie doch einmal!"

In höchster Eile führen die Tassen an die verschiedenen Lippen.

„Herr!" machte Freya.

„Fi!" kreischte Wanka.

„Abscheulich!" rief Zilla.

„Was ist das für ein Geschmack?" frug Freya. „Gerade wie Theer!"

„Nein, gerade wie scharfe Seife!" entgegnete Wanka.

„Nein," entschied Zilla, „gerade wie — wie — wie — —"

„Tabak!" fiel Kurt ein.

„Ja, wie Tabak!" stimmte das Damentrezett bei.

Es wurde gekostet und wieder gekostet, und das Resultat blieb, daß sich Tabak in der Chokolade befinde. Aber wie war derselbe hineingekommen? Die drei Schwestern befanden sich dem Grafen gegenüber in einer schauderhaften Verlegenheit und riefen die Köchin herbei, mit welcher alsogleich ein sehr strenges Verhör angestellt wurde. Dieses letztere blieb leider ohne Erfolg, bis Freya den Inhalt der Kanne genau untersuchte und eine Chokoladenhaut hervorzog, welche man als Papier erkannte. Es war von Holzstoff gefertigt und hatte also der Flüssigkeit leidlich widerstanden.

Die beiden Kadetten belustigten sich über das Vorkommniß und beruhigten die Damen.

„Daß mich das Papier näher untersuchen, meinte Kurt. „Vielleicht entdecke ich etwas, was mich auf die Fährte bringt, liebe Tante."

Er legte das Corpus delicti auf einen Teller und wandte es herum und hinum.

„Diese Sorte Papier und diese Form kenne ich sehr genau.

Digitized by Google

Wenn die Fälschigkeit die Schrift nicht ausgelogen hätte, könnten wir hier ganz sicher lesen: „Aechter reiner Portoriko-Schmitt." Und wer solchen hat, das wissen wir Alle."

„Wer?" frug Freya.

„Kunz."

„Der, ja der ist es gewesen. Kein Anderer hätte so etwas gethan. Anna — — ah, jetzt fällt mir ein — wie sieht es mit den Pfeifen?"

„Sie sind umgewechselt," antwortete das Mädchen.

„Ob er etwas bemerkt hat?"

„Nicht das mindeste."

„So ist es nicht Rache, sondern die reinste Gottlosigkeit, uns Tabak in die Chokolade zu thun, während wir so liebe Gäste bei uns haben. Hole den Menschen gleich herbei, Anna!"

Das Mädchen entfernte sich und brachte nach wenigen Augenblicken Kunz getrieben. Dieser trat mit der unbefangensten Miene ein, nachdem er den Lieblingshund Hektor, welcher mit herein wollte, zurückgewiesen hatte. Freya stand wie eine Rachegöttin vor ihm. Mit gebieterischer Miene reichte sie ihm die gefüllte Tasse hin.

„Trinke Er das hier einmal!"

„Was ist es denn?"

„Chokolade."

„Schön! Prosit!"

Er führte die Tasse zum Munde und that einen tüchtigen Zug aus derselben.

„Schmeckt es?"

„Sehr gut, gnädiges Fräulein. Verstanden?"

„Und Er merkt nichts?"

„Was soll ich merken? Hat die Chokolade einen Fehler?"

„Und was für einen!" Koste Er noch einmal!"

Er that einen zweiten Zug und schüttelte dann mit dem Kopfe.

„Ein kein großer Feinschmecker. Es wird wohl zu viel Zucker daran sein."

„Zu viel Zucker? Mein Gott, hat dieser Mann eine Zunge! Er schmeckt wirklich nichts?"

„O ja."

„Was denn?"

„Die Chokolade. Verstanden?"

„Aber es ist noch etwas Anderes daran!"

„Was denn?"

„Tabak!"

„Tabak? Hm! Sonderbare Leute! Tabak an die Chokolade! Das ist doch gerade so ein Unsinn, als wenn ich Chokolade an meinen Tabak thun wollte!"

„Was raucht Er denn für eine Sorte?"

„Rollenknaster mit ein wenig Portoriko. Verstanden?"

„Und wie bekommt Er den Portoriko?"

„In Blechen."

„Von Papier?"

„Von Papier."

„Wohl in solchem Papiere, he?"

Sie hob das Corpus delicti empor und hielt es ihm vor die Nase.

„Hm, ja, in solchem Papier, nur daß es da nicht von Chokolade trieft. Verstanden?"

„Und warum trieft es jetzt, he? Kann Er mir das wohl sagen?"

„Ich denke."

„Nun?

„Weil es voll Chokolade ist."

„Und warum ist es voll? Wer hat es in die Chokolade geworfen, he?"

„Nun, wer denn?"

„Er! Kein anderer als Er!"

„Ich! Wie käme ich dazu?"

„Aus Schlechtigkeit!"

„Ich? Wunderbar! Ich denke, Sie haben den Tabak an die Chokolade gemacht, damit sie noch ihm schmecken soll, und nun wirft man mir mit Schlechtigkeiten in das Gesicht!"

„Ja, schlecht ist Er und boshaft dazu! Er raucht Portoriko, Portoriko ist in der Chokolade, folglich hat Er sie hineingeworfen. Ich werde mit dem General darüber reden."

„Thun Sie das, mein gnädiges Fräulein. Verstanden? Der Herr General weiß ganz genau, daß ich eine alte gute Seele bin, die kein Mäßerchen trübt."

„Kein Mäßerchen? Nein, aber die Chokolade trübt Er, und noch dazu heut!"

„Hören Sie, Fräulein, wenn Sie vernünftig mit mir sprächen, könnte ich Ihnen vielleicht den Thäter bezeichnen. Ich habe ihn gleich nach vollbrachter That entdeckt."

„Nun, wer ist es?"

„Die That ist jedenfalls nur geschehen, um mich in ein schlimmes Licht zu stellen."

„Wer ist der Thäter?"

„Ich weiß es noch nicht, aber ich habe ein Zeichen, an welchem man ihn leicht erkennen kann."

„Erkläre Er sich deutlicher!"

„Als ich heute für Eyzellenz die Pfeifen stopfte, schüttete ich mir den Portoriko für mich in die Büchse. Als ich nach einiger Zeit in die Stube zurückkehrte, war der Portoriko mit sammt dem Papiere fort, und jetzt finde ich es hier wieder."

„Ausrede!"

„Ausrede? Das ist keine Ausrede, sondern die reine Wahrheit. Verstanden?"

„Lüge ist es!"

„Ich kann es beweisen!"

„Nun, so thue Er es!"

„Ich untersuchte die Büchse, aus welcher der Tabak gestohlen war, ganz genau und fand diesen Ring, den sich der Dieb abgestreift hatte, ohne es zu bemerken."

„Zeige Er her!"

„Den behalte ich als Beweismittel, wenn ich den Diebstahl beim Herrn General melde. Verstanden? Aber ansehen können Sie ihn. Hier ist er, meine Damen! Wem gehört er?"

Er hielt ihn so, daß ihn Alle sehen konnten.

„Er gehört Anna!" meinte Freya sogleich.

Das Mädchen gerieth in die ärgste Verlegenheit. Kunz trat auf sie zu.

„Der Ring gehört wirklich Ihr?" frug er.

„Ja."

„Wie kömmt er in meinen Tabak?"

„Das weiß ich nicht."

„Sie war in meiner Stube?"

„Nein."

„Lüge Sie nicht! Daß ich eine alte gute Seele bin, will ich Ihr beweisen, indem ich Ihr den Ring wieder gebe. Hier ist er. Ich werde dem Herrn General keine weitere Mittheilung machen und hoffe, daß Sie sich nicht zu ähnlichen Thorheiten verführen läßt; denn von wem das Ding ausgeht, das weiß ich recht gut. Wer mir eine Tabaksspuke einbrocken will, der kann leicht eine Tabaksschokolade zu trinken bekommen. Verstanden? Abgemacht nun, und damit Sie sich nicht weiter vermaulirt, will ich Ihr ein Pflaster vor das Schlabberwerk legen. Komm Sie her, mein liebes Tabaksnäschen!"

Er fuhr mit dem Papiere in die Chokolade und klebte es ihr vor den Mund. Das sah so positirlich aus, daß die beiden Kadetten in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Das Mädchen floh vor Scham zur Thüre hinaus, und diesen Augenblick benutzte Hektor, um herein zu gelangen. Mit einem langen Satze fuhr er auf die Chaise-longue zu, wo Bibi der süßen Ruhe pflegte. Das Kätzchen sah den Feind erscheinen und sprang Zilla in die Frisur. Der Hund wollte auch empor, wodurch Mimi im höchsten Grade gefährdet wurde. Die Dicke retirirte also mit solchem Nachdrucke, daß sie rückwärts wie ein Sturmbock an den Tisch rannte und diesen mit Allem, was darauf stand, zum Falle brachte. Se selbst kam in das Wanken und wollte sich an Wanka halten. Beide stürzten und zogen auch die jammernde Freya mit nieder. Es war ein fürchterlicher Augenblick, ein Knäuel, welchen Niemand beschreiben konnte, weil, als sich die Schwestern endlich aus den Geschirrtrümmern auferichtet hatten, kein weiterer Mensch mehr im Salon zu sehen war. Kunz und die beiden Kadetten hatten die Unglücksstätte sofort verlassen. —

Ungefähr vierzehn Tage später wanderte ein junger Mann rüstig auf der Straße dahin, welche nach Himmelstein in Silberland führte. Er trug die enge kleidsame Tracht der Bewohner jener Gegend, schien aber doch nicht ganz in dieselbe eingewohnt zu sein.

Er mochte sich nicht mehr weit vom Städtchen Himmelstein befinden, als er an ein an der Straße liegendes Wirthshaus gelangte. Er beschloß, hier einzukehren und ein Bier zu trinken.

Er grüßte freundlich, als er eingetreten war und wunderte sich daher über den mürrischen argwöhnischen Blick, den ihm der Wirth zuwarf. Auch einige anwesende Gäste betrachteten ihn mit finsteren Mienen, so daß es ihm beinahe unheimlich zu werden begann.

„Wie weit ist es noch bis Himmelstein?" frug er den Wirth, als dieser ihm das Bier auf den Tisch stellte.

Digitized by Google

„So weit wie von Himmelstein bis hier," lautete die Antwort.

„Richtig; aber Sie könnten mir doch wohl eine gewisse Zeit angeben!"

„Narren Sie wen Sie wollen, nur mich nicht!"

„Narren? Fällt mir gar nicht ein. Ich bin hier fremd und will nach Himmelstein. Und weil ich nicht weiß, wie lange ich noch zu gehen habe, frage ich Sie. Ist das genarrt!"

„Sie fremd?" Er lachte. „Fragen Sie diese Leute, die kennen Sie wohl auch?"

Der Jüngling wandte sich verwundert zu den Andern:

„Sie wollten mich wirklich kennen?"

Die Leute würdigten ihn gar keiner Antwort; Einer jedoch erhob sich von seinem Sitze und trat näher. Er hatte einen Stelzfuß und im Gesichte fehlte ihm die Nase.

„Hm," brummte er, den Fremden betrachtend. „Wirth, Du hast da wohl einen Bock geschossen!"

„Ich? Warum?"

„Dieser junge Herr ist gar nicht Der, für den Ihr ihn haltet."

„Nicht?" frug der Wirth erstaunt.

Er trat näher und betrachtete den Fremden genauer.

„Richtig! Aber so eine Aehnlichkeit ist mir doch noch niemals vorgekommen."

„Mir auch nicht, denn in wie fern denn und in wie so denn, es hat noch gar keine solche Aehnlichkeit gegeben. Aber die Sprache machte mich aufmerksam. Dieser junge Herr spricht wie ein Norländer, und diesen Dialekt kenne ich genau. Und nun, paß auf, Wirth! Dieser junge Herr hat kein Mal auf der Stirn, ist stärker gebaut und hat auch bessere Zähne als der Geißler, den Du meinst."

„Hast recht, Alter; nun sehe ich es selbst. Aber, wie gesagt, ich habe nicht gedacht, daß zwei Menschen sich in dieser Weise ähnlich sein können."

„Wer ist es, dem ich so ähnlich sehe?" frug der Fremde.

„Dem Neffen des Schloßvogtes auf Burg Himmelstein."

„So! Dieser Mann scheint nicht sehr beliebt zu sein."

„Woher wissen Sie das?"

„Aus der Art und Weise, wie Sie mich behandelt haben."

„Verzeihen Sie mir. Geißler wird von Jedermann gemieden, und ich hielt Sie wirklich für ihn."

„Nun werden Sie mir wohl auch sagen, wie weit ich noch bis Himmelstein habe."

„Eine gute halbe Stunde."

„Die Burg gehört dem Prinzen Hugo?"

„Ja."

„Ist er anwesend?"

„Nein, doch ist es möglich, daß er bald kommt. Nächster Tage ist eine große Wallfahrt mit Messe, und da pflegt er hier zu sein, um — —?"

„Um — — —?"

„Um sich einen Spaß zu machen."

„Diese Messe ist berühmt. Ich komme ihretwegen nach Himmelstein."

„Sie wollen sie mitmachen?"

„Ja."

„Dann sorgen Sie nur ja für ein Logis, denn es werden so viele Leute kommen, daß es schließlich kein Unterkommen mehr geben wird. Haben Sie es bereits auf einen Gasthof abgesehen?"

„Nein."

„So bleiben Sie doch bei mir! Sie finden hier Alles, was Sie brauchen werden."

„Danke! Ich habe mich deshalb nach keinem Gasthofe umgesehen, weil ich bleibenden einen Privatmann finde, der mich für die Zeit der Wallfahrt bei sich behält."

„So haben Sie Verwandte hier?"

„Nein."

„Hm. Sie sind Norländer?"

„Ja."

„Also gar nicht katholisch?"

„Nein."

„So dürfen Sie sich in Acht nehmen. Der Katholik hier bei uns zu Lande sieht es nicht gern, wenn Protestanten bei seinen Wallfahrten erscheinen. Es gibt dann oft Spektakel."

„Fürchte mich nicht!"

„Oho! Was sind Sie denn?"

„Noch gar nichts."

„Das ist verteufelt wenig. Aber irgend etwas müssen Sie doch in Aussicht haben?"

„Seemann."

„Aha, Matrose! Sind zu sein dazu! Was sind denn eigentlich Ihre Eltern."

„General."

„General? Donnerwetter, das ist etwas Anderes. Wie heißt denn Ihr Herr Vater?"

„Helbig."

„Der damals unsere Hauptstadt erobert hat?"

„Ja."

„O, da müssen Sie erst recht hier bleiben, denn ich lasse Sie nun gar nicht fort."

„Warum?"

„Weil wir unsere Konstitution und also unsere neuen Gesetze dem Kriege damals zu verdanken haben. Norland hat unsern König gezwungen uns bessere Gesetze zu geben als wir vorher hatten. Und daran hat General Helbig auch sein gutes Theil."

„Da trat der mit dem Stelzfuße wieder näher.

„Wirst ihn aber doch nicht behalten dürfen, Wirth."

„Warum nicht?"

„In wie fern denn und in wie so denn? Nun, weil ich ihn mit fortnehme."

„Du?"

„Ja, ich. Wollen wir wetten?"

„Aha, Dein Herr ist ja auch ein Norländer."

„Und ich auch."

Er wandte sich zu Kurt:

„Wenn der General von Helbig Ihr Vater ist, so heißen Sie eigentlich Schubert?"

„Ja," antwortete der Jüngling erstaunt. „Woher wissen Sie das?"

„Von dem Herrn Pastor Walther."

„Meinem früheren Hauslehrer?"

„Ja."

„Wie kamen Sie mit dem zusammen?"

„Bei meinem Herrn, dem Hällenmüller."

„Ah, da sind Sie wohl Brendel?"

„Der bin ich. Sie kennen mich?"

„Vom Herrn Pastor Walther. Ich stehe im Begriffe, nach der Mühle zu gehen."

„So gehen Sie mit mir. Sie werden willkommen sein. Die beiden Pferde draußen gehören uns. Sie können also bis zur Mühle reiten. Von woher kommen Sie heute?"

„Von Torneeg. Ich mache eine Ferienreise zu Fuße, war einige Zeit bei einem Freunde und will nun nach Himmelstein, um den Müller zu besuchen und die Projektion mit anzusehen. Sie soll ja wohl die berühmteste in ganz Süderland sein."

„Das ist sie. Sogen Sie, wenn Sie aufbrechen wollen. Dann trinke ich aus."

„Also ich darf mich sogar aufsetzen?"

„Ja. Der Müller hat die beiden Gäule eingehandelt, und ich mußte sie holen."

„Welchen überlassen Sie mir?"

„Welchen Sie wollen."

„Auf welchem sind Sie geritten?"

„Ich laufe."

„Warum? Zwei ledige Pferde und laufen, das fällt Niemanden ein zu thun."

„Aber mir. Ich reite nie." (Fortsetzung folgt.)

Das Geheimbuch.

Novelle

von

Bernhard Stavenow.

(Fortsetzung.)

Das ist mehr als grausam," sagte entrüstet der Advokat. „Hätte man Dir das Vermögen Deines Vaters zukommen lassen — ich zweifle nämlich nicht einen Augenblick an der Rechtmäßigkeit Deiner Forderung — Du wärest heute sicher in andern Verhältnissen. Man will Dich verderben, armer Freund; der Erbe des Kompagnons muß ja bei Seite geschafft werden. Das Ende Deiner Geschichte kenne ich nun: von M. aus, wo man Dich gefoppt und erkannt, wurdest Du verfolgt. Ehe Du hier ankamst; pigilirte die Polizei auf Dich, und es konnte nicht schwer werden Dich zu ermitteln."

„Du weißt noch nicht Alles, Julius."

„Nun?"

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 26.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Ihres Beines wegen?"

„Nein. Meines Gelübdes wegen."

„Sie haben ein Gelübde gethan, daß Sie niemals reiten wollen?"

„Ja."

„Warum denn?"

„Ja wie fern denn und in wie so denn? Ja, das ist eine verfluchte Geschichte!"

„Darf man sie nicht hören?"

„Warum nicht! Soll ich sie Ihnen vielleicht erzählen?"

„Ich ersuche Sie darum."

„Gut," meinte Brendel, der ganz glücklich war, seine Erzählung wieder einmal an den Mann zu bringen. „Das war nämlich damals, als ich als Knappe in der Sonntagsmühle in Arbeit stand. Da kommt eines schönen Tages ein Roßtamm und bietet uns ein Pferd an."

„Was für eines?"

„Einen Apfelschimmel, der aber keine Apfeln mehr hatte, denn in wie fern denn und in wie so denn, er hatte sie vor Alter schon längst wieder verloren. Das Viehzeug war nicht sehr hoch, aber kräftig gebaut und sehr gut erhalten, weil es in vortrefflicher Pflege gestanden hatte. Es trug das Militärzeichen und hatte bei den Husaren gedient. Dann hatte es ein Pferdeverleiher gekauft, und weil es gar so ein frommes und geduldiges Pferd gewesen war und einen Trompeter getragen hatte, kam es sogar zuweilen in das Theater, denn in wie so denn und in wie fern denn, es gibt doch Stücke, in denen ein Schauspieler zuweilen auf einem wirklichen lebendigen Pferde auf der Bühne erscheinen muß."

„Ich kenne solche Stücke."

„Na sehen Sie, junger Herr. Da wird dann allemal die hintere Treppe so vorgerichtet, daß das Pferd leicht in das Theater kann und gleich auf die Bühne kommt. Nachher war der Apfelschimmel älter geworden, und der Pferdeverleiher hatte ihn an den Roßtamm verhandelt, von dem wir ihn auch wirklich kauften."

„War er denn noch zu gebrauchen?"

„Ja. Ein Bischen maulhart war er, denn in wie fern denn und in wie so denn, es geht den Pferden wie den Menschen; je älter man wird, desto mehr hört das zarte Gefühl im Maule auf, und wenn der Schimmel dann einmal den Rappel bekam, dann mußte man ihn gehen lassen, weil er dann partout nicht zu lenken war."

„Sie haben ihn wohl nicht geritten?"

„O sehr oft."

„Aber ich denke, daß Sie nie reiten!"

„Damals hatte ich doch mein Gelübde noch gar nicht gethan."

„Ach so. Fahren Sie fort."

„Eines schönen Nachmittages mußte ich in die Stadt. Ich setzte mich auf den Apfelschimmel, ritt fort und kam auch wohlbehalten an. Ich hatte aber ungewöhnlich viel zu besorgen und konnte daher erst spät an die Rückkehr denken."

„Ist auch hübsch ausgefallen!" lachte der Wirth, der die Geschichte bereits kannte.

„Halte das Maul! Oder willst Du das Dings an meiner Stelle erzählen?"

„Fällt mir nicht ein. Erzähle nur weiter!"

„Ich mußte über den Theaterplatz, den mein Schimmel sehr gut kannte. Unglücklicher Weise nun wurde ein Stück gegeben, von dem ich noch niemals etwas gehört hatte, das ich mir aber nachher angesehen und genau gemerkt habe, denn in wie fern denn und in wie so denn, es hat mich in das Malheur gebracht und ist Schuld an dem Gelübde, welches ich gethan habe und auch halten werde, so lange ich lebe."

„Was ist es für ein Stück?"

„Es kommt eine Stimme darin vor."

„Ah, die Stumme von Portici!"

„Ja, so heißt das Stück, und es spielt von einem Kerl, der ein Fischer ist und Masaniello heißt, eine große Rebellion macht und mit einem lebendigen Pferde auf die Bühne gerittet kommt. Dazu war früher mein Schimmel gebraucht worden, und er kannte nicht nur das Stück und die Musik ganz genau, sondern ebenso auch den Weg von dem Theaterplatze die Treppe hinauf bis hinter die Koulissen."

„Aha, ich errathe!"

„Ja, nun kommt es, das Malheur! Also, ich reite über den Theaterplatz; da fangen auf einmal drinnen die Pauken, Trommeln Trompeten und Klarinetten an, und es beginnt eine Musik, die meinem Schimmel bekannt vorkommen muß. denn in wie fern denn

Digitized by Google

und in wie so denn, er spitzt die Ohren, fängt an zu schnauben, kriegt in die Höhe und schüttelt ganz bedenklich mit dem Kopfe. Wieder wirbelt, pufft und donnert es drinnen los, und das Volk von Neapel singt die Worte, die ich nachher auswendig gelernt habe, weil sie schuld an meinem ganzen Pech sind. Sie heißen:

„Gepriesen
Sei der Held, den Ruhm bekränzt!
Frieden gab und der Sieger,
Von Edelmuth umglänzt!"

Es war gerade, als ob der Schimmel diese Worte auch auswendig gelernt hätte. Er hatte oft da oben gestanden als „Held und Sieger", von „Edelmuth und Ruhm umglänzt", und nun ging es los, nun gab es kein Halten mehr. Ich konnte schreien und fluchen, schimpfen und rufen, ziehen und zerren, mit den Händen und den Füßen trampeln und stampfen wie ich wollte, es half nichts, denn in wie fern denn und in wie so denn, wenn so eine Kreatur einmal insam werden will, so wird sie insam."

„Wurde es Dir da nicht angst?" frug der Wirth.

„Himmelangst, sage ich Dir!"

„Ich wäre abgesprungen."

„Das kannst Du gut sagen!"

„Oder hätte mich abwerfen lassen."

„Damit ich den Hals gebrochen hätte, nicht wahr! So dumm war ich schon nicht! In drei Ellen langen Sätzen flog der Schimmel auf das Theater zu. Ich stand noch im letzten Liebesjungenjahre, obgleich ich mich vorhin Knappe genannt habe, und hatte mir, um in der Stadt groß und dicke zu thun, dem alten Müller seine Meerschaumpfeife wegstibitzt und seine großen Kanonenstiefel dazu, die mit um die Beine schlotterten daß es krachte. Eine weiße Mehlhose, eine weiße Jacke und eine weiße Zipfelmütze, so saß ich auf dem weißen Gaule. Dieser kannte seinen Weg, wie gesagt, sehr genau. Wie ein Affe kletterte er an der Treppe empor, die jetzt beinahe wie eine Brücke aussah. Dann ging es einen engen Gang hinter, auf dem nur eine einzige Lampe brannte und wo ich mich auf allen Seiten stieß und quetschte. Nachher wurde es lichter; ich sah die Koulissen und die strahlende Bühne. Dort war ein großer Haufe Volks versammelt; Masaniello wurde auf seinem Schimmel vorgeführt, der jetzt kein Apfelschimmel mehr, sondern ein Fliegenschimmel war, und der Triumphzug sollte beginnen. O weh!"

„Jetzt, hopp Dich!" fiel der Wirth ein.

„Freilich! Ich hatte mein Viehzeug nicht anhalten können, weil es ja hartmäulig war. Mit der Linken mußte ich die Meerschaumpfeife festhalten, und mit der Rechten hatte ich mich an das Pferd angeklammert, denn ich nicht parierre mit mir gehen sollte. Da fängt drinnen der Chor der Rache nach derselben Melodie wie vorhin zu singen an. Auch diese Worte habe ich mir gemerkt. Sie heißen:

„Noch heute soll der Stolze büßen,
Ich schwörs, obgleich ihn Ruhm bekränzt!
Der feindliche Stahl trifft den Sieger,
Wenn auch Hoheit ihn umglänzt!"

In diesem Augenblicke macht mein Schimmel einen Riesensprung, den man eine Lancade nennt, und im nächsten Momente fliege ich mit ihm mitten in das Volk von Neapel hinein; meine Meerschaumpfeife klatscht dem Rebellen Masaniello in das Gesicht, mein rechter Stiefel wirbelt links und mein linker Stiefel wirbelt rechts von dem Beine herunter, der eine unter die Musikanten und der andere gar unter die Zuschauer hinein, denn in wie fern denn und in wie so denn, sie waren mir ja viel zu groß und weit. Nun geht ein Strampeln und Krampfen los; der Fliegenschimmel beißt nach dem Apfelschimmel, und der Apfelschimmel schlägt nach dem Fliegenschimmel, es wird ein Heidenspektakel, ein Mordskandal; das ganze Volk von Neapel mit sammt dem Chor der Rache stürzt über mich her und reißt mich vom Pferde herunter; der Vorhang fällt dem geehrten Publikum vor der Nase zu, und ich werde von sechzig Fäusten durchgepfeffelt, daß mir die Schwarte knackt, und als ich wieder zur Besinnung komme, liege ich zerschunden und zerschlagen draußen vor dem Theater; die Kanonenstiefeln krümmen sich vor mir, als ob sie Kolik und Leibschmerzen hätten; die Meerschaumpfeife hatten sie mir in die Zipfelmütze gewickelt, aber die Spitze, der Kopf und der Stiefel waren nicht aufzufinden gewesen; rechts vor mir steht der Schimmel und macht ein Gesicht, als ob er das ganze Chor der Rache verschlungen habe, und links steht ein Schutzmann, der nur darauf gewartet hat, daß ich wieder zu Athem komme, um mich dann zu arretiren."

„Und er hat Sie auch wirklich mitgenommen?" frug Kurt lachend.

„Natürlich; auch mit sammt dem ganzen Schimmel! Ich mußte mit auf die Polizeiwache und bekam einen fürchterlichen Verweis, aus dem sich der Schimmel gar nichts, ich mir aber sehr viel machte. Dann trollten wir Beide von dannen."

„Nach Hause?"

„Ja. Draußen aber vor der Stadt hielten wir an; ich reckte alle zehn Finger, die Kanonenstiefel und die Zipfelmütze mit dem übrig gebliebenen Pfeifenrohre zu den Sternen empor und that den grimmigen Schwur, in meinem ganzen Leben niemals wieder eine solche Bestie zu besteigen, denn in wie fern denn und in wie so denn, ich hatte mit diesem einen Male mehr als genug."

„Und Sie haben Ihren Schwur stets gehalten?"

„Stets."

„Wenn Sie nun gesund gewesen und zum Militär gekommen wären?"

„Ich war ja gesund und kam dazu. Das Bein und die Nase verlor ich erst später."

„Ah so! Wenn man Sie unter die Kavallerie gesteckt hätte, wären Sie jedenfalls gezwungen gewesen, Ihren Schwur zu brechen."

„Fällt mir nicht ein!"

„Und doch!"

„Ich kam ja zur Kavallerie und zwar zu den Husaren."

„Und sie litten nicht?"

„Nein. Ich erzählte dem Rittmeister meine Geschichte; aber mein Gebäude sollte nichts gelten. Das war eine schlimme Zeit, die ich niemals vergessen werde. Ich war nicht auf das Pferd zu bringen, und schaffte sie mich je einmal gewaltsam links hinauf, so rutschte ich sicher sofort auf der rechten Seite wieder hinunter. Dem Pferde ging es dabei ganz gut, mir aber desto schlimmer, denn in wie fern denn und in wie so denn, mein Rücken sah stets himmelblau und im Arrestlokale hatte ich mein immerwährendes Standquartier nebst Wasser mit trockenem Kommisbrode."

„Das konnte doch nicht immer so fortgehen!"

„Es ging auch nicht so fort. Als man sah, daß mit meinem Gebäude nicht zu spaßen sei, wurde ich endlich doch noch zur Infanterie versetzt."

„Und wie ging es dort?"

„Im Frieden sehr gut, denn ich begriff nicht schwer und that meine Schuldigkeit."

„Aber im Kriege?"

„That ich meine Schuldigkeit auch. In der Bibel steht: Du sollst nicht tödten, und wer Menschenblut vergießt, daß Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden. Der Bibel habe ich gehorcht und habe also meine Schuldigkeit gethan. Warum soll ich einen Menschen erschießen, den ich gar nicht kenne, oder einem Andern das Bajonnet durch den Leib rennen, obgleich er mir noch nie etwas zu Leide gethan hat? Als daher die Kanonen zu brummen anfingen und ich auch mit schießen, hauen und stechen sollte, da that ich, als sei ich von einer Kugel getroffen worden, und ließ mich in einen trockenen Graben fallen. Ich dachte, hier wäre ich sicher; aber prosit die Mahlzeit! Die Kavallerie kam herangesaust; es waren Kürassiere, und das Pferd eines Wachtmeisters trat mir auf das Knie, habs der Teufel, nämlich das Pferd und nicht das Knie, obgleich er es auch gethan hat. Die Unsrigen wurden zurückgeworfen, und als ich mich auch davonmachen wollte, fielen ein paar feindliche Lanzen über mich her, um mich gefangen zu nehmen. Ich sollte mit und wollte nicht und wehrte mich also meiner Haut. Der Eine holte mit dem Säbel aus, und weil ich mich in diesem Augenblicke umdrehte, fuhr mir der Hieb nicht in die Schulter, sondern er blitzte mir an dem Gesichte vorbei und nahm mir die Nase weg. Ich habe sie gar nicht wiedergefunden; obgleich ich die beiden Strolche los wurde. Nachher aber kam mir der Brand in das Knie, und das Bein wurde mir abgeschnitten. Wäre ich ein Krebs, so wäre es mir sammt der Nase wieder gewachsen. Manch Viehzeug hat es besser als der Mensch!"

Kurt bezahlte.

„Wollen wir fort?"

„Ja."

Sie verließen die Schenke und schritten neben einander her. Brendel frug:

„Sie steigen nicht auf?"

„Nein, da Sie nicht reiten. Wir können uns so besser unterhalten, und ich bin ja nicht müde. Wissen Sie nicht, ob der Herr Pastor Walther Ihrem Herrn zuweilen schreibt?"

„Wir erhalten von ihm in jeder Woche einen Brief."

„Er war früher Erzieher in Helbigsdorf, wo er jetzt Pastor ist."

„Das weiß ich. Und die Anna, die könnte jetzt Frau Pastorin sein."

„Ich habe davon gehört."

„Hat er selbst zu Ihnen davon gesprochen?"

Digitized by Google

„Nein. Zu einem Knaben spricht man nicht von solchen Dingen, und seit ich kein Knabe mehr bin, war ich erst einmal daheim in Helbigsdorf. Er soll stets sehr trüb und traurig sein und sich vollständig einsam halten, während er früher das gerade Gegentheil war. Was ist da schuld? Ist die Anna ihm untreu geworden?"

„Wer weiß das!"

„Ich dachte, das müßten Sie doch wissen!"

„Woher denn! Man hat darüber gar nichts erfahren können, denn in wie fern denn und in wie so denn, sie hat auch nicht das kleinste Wörtchen darüber gesprochen."

„Gegen Sie wohl nicht, jedenfalls aber doch gegen ihre Eltern?"

„Auch nicht."

„Aber sie muß doch reden?"

„Um! Kann ich zum Beispiel mit Ihnen reden, mein junger Herr?"

„Ja."

„Aber kann der Sultan oder der Kaiser von Marokko jetzt mit Ihnen reden?"

„Natürlich nicht."

„In wie fern denn und in wie so denn?"

„Weil keiner von den Beiden da ist."

„Richtig! Und aus ganz demselben Grunde hat auch die Anna kein Wort gesprochen."

„Sie ist nicht auf der Mühle?"

„Nein."

„Wo denn sonst?"

„Das weiß man nicht."

„Nicht? Ihre Eltern müssen doch wissen, wo sich ihre Tochter befindet!"

„Nein, sie wissen es nicht. Die Anna ist nämlich ganz spurlos verschwunden."

„Unmöglich! Ist sie verunglückt, oder hat sie die Mühle heimlich verlassen?"

„Verunglückt kann sie unmöglich sein, denn in wie fern denn und in wie so denn, wenn ihr etwas Menschliches widerfahren wäre, so hätte man eine Spur davon gefunden."

„Also heimlich davongegangen!"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht."

„Es bleibt doch gar nichts Anderes zu denken übrig!"

„So scheint es. Warum aber sollte die Anna die Mühle heimlich verlassen haben?"

„Vielleicht war sie mit den Eltern in Konflikt gerathen."

„Konflikt? Dieses Zeug ist in der Höllenmühle niemals zu finden. Im Gegentheile, die Anna hat an ihren Eltern gehangen, wie selten ein anderes Kind."

„Hatte sie eine heimliche Liebe, die von den Eltern nicht gebilligt worden ist?"

„O nein! Ihre Liebe war sehr öffentlich und wurde von dem Müller und seiner Frau im hohen Grade gebilligt. Der Herr Pastor Walther ist ein Mann, dem ein Jeder seine Tochter zur Frau geben kann, das werden Sie wohl zugeben, denn Sie kennen ihn ja ganz genau."

„So begreife ich nicht — —!"

„Wir auch nicht. Das Verschwinden der Anna hat ungeheines Aufsehen erregt, und es ist in jeder Weise nach ihr gesorscht worden, aber vergeblich. Der Müller hat sich alle Mühe gegeben, der Herr Pastor, der öfters zum Besuch kam, ebenso, und auch die Polizei hat Alles aufgeboten, um nur einen kleinen Anhalt zu entdecken. Alles umsonst!"

„Sonderbar. Es ist doch kein Fluß in der Nähe, der ihre Leiche hätte fortschwemmen können, wenn sie je darin verunglückt wäre. Nicht wahr, ein Bach treibt die Mühle?"

„Ja. Der schwemmt keine Leiche so weit fort, daß sie nicht wieder gefunden oder rekognoszirt werden könnte. Und Menschenfresser gibt es auch nicht in der Gegend."

„Was sagt der Müller dazu?"

„Gar nichts mehr. Aber lachen, so wie früher, habe ich ihn nie wieder sehen."

„Und die Müllerin?"

„Die weint und jammert. Was soll eine Frau in solcher Lage anders thun? Aber da haben wir Himmelstein, sehen Sie? Wie prächtig sich das von hier ausnimmt!"

Sie hatten eine Krümmung des Weges, durch welche Stadt und Burg Himmelstein verdeckt worden war, hinter sich und sahen nun beide vor sich liegen.

„Herrlich!" rief Kurt, den Schritt anhaltend. „Die Burg schaut so weit in das Land hinein, daß ich sie bereits einige Stunden lang vor mir hatte. So aber wie jetzt wurde sie mir noch nicht präsentirt. Ich möchte sie von dieser Stelle aus zeichnen."

„Dazu haben Sie später noch Zeit, junger Herr. Jetzt wollen wir aber zur Mühle."

„Wo liegt sie?"

„Da hinter der Stadt."

„Gehen wir durch die Stadt?"

„Nein. Wir gehen um dieselbe herum, und zwar nach der Schlucht da drüben."

Die Schlucht war bald erreicht. Ihre wilde Romantik wurde von Kurt bewundert.

„Jetzt begreife ich, warum dieser Ort die Hölle genannt wird. Es ist wirklich schauerlich hier. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn ich Teufel oder Dämonen in diesem finstern Gewirre von Felsen und Trümmern herumhuschen sähe."

„Kommen Sie in der Dämmerung hierher, junger Herr. Dann wird es finster und furchtsam hier, während da droben die Fenster goldig leuchten und die Burg eine Krone von Strahlen trägt. Dann ist es einem wirklich, als ob man aus der Hölle tief unten empor blicke, mitten in die Herrlichkeiten des Himmels hinein. Das ist die richtige Zeit, Burg Himmelstein zu sehen und abzuzeichnen. Wenn es doch auch Himmel wäre da droben!"

„Was ist es sonst?"

„Hm, man darf nicht wohl davon sprechen, denn in wie fern denn und in wie so denn, man ist kein Katholik und muß sich darum in allen Stücken sehr in Acht nehmen. Das werden Sie sehr deutlich bei der Wallfahrt zu sehen bekommen, mein lieber junger Herr."

„Wo liegt der Wallfahrtsort?"

„Die kleine Kapelle ist es, dort über dem Mönchskloster."

„Das andere ist ein Nonnenkloster?"

„Ja. Die Väter da drüben und die Mütter hier hüben sollen sehr fromm sein."

„Das ist ja ihr Beruf!"

„Und sich gegenseitig auf dem schweren Wege zum Himmel hinauf unterstützen."

„Ah! Sie verstehen mit einander?"

„Ich weiß sehr viel und sehr sonderbar davon gemunkelt. Es ist wirklich eigenthümlich, daß es Geheimnisse gibt, die man kennt, ohne sie wirklich entdeckt zu haben."

„Durch die Vermuthung?"

„Vielleicht ist es mehr als Vermuthung."

„Wer haust jetzt auf der Burg Himmelstein?"

„Der alte Schloßvogt Geißler."

„Habe von ihm gehört!"

„So? Jedenfalls nicht viel Gutes, nicht wahr, mein liebes, junges Herrchen?"

„Sie errathen es. Es waren nämlich aus dem Zuchthause von Hochberg einige sehr wichtige Gefangene entsprungen, welche glücklicher Weise in Helbigsdorf wieder eingefangen wurden. Bei dieser Flucht soll dieser Geißler betheiligt gewesen sein. Es wurde davon gesprochen, ohne daß man etwas Gewisses herausbekommen hätte."

„Ich kenne diese Geschichte, denn der Herr Pastor Walther hat sie uns erzählt, als er kurze Zeit darauf hier auf Besuch war. Er war damals noch Ihr Lehrer und sagte, daß Sie die Kerls ganz allein gefangen hätten, obgleich Sie nur ein Knabe waren."

„Es ist mir leicht genug geworden," lächelte Kurt.

„Sie mögen daraus ersehen, daß Sie in gutem Ansehen in der Mühle stehen. Uebrigens ist es sonderbar, daß zur Zeit, als jene Flucht stattfand, der Schloßvogt wirklich auf mehrere Tage hier abwesend war. Wir haben das genau gemerkt."

„Was ist er für ein Mann?"

„Er ist ein strenger finsterer Geselle, dem man Alles zutrauen kann. Wenn der Prinz auf Himmelstein verweilt, was jährlich einige Male geschieht, so gibt es ein Treiben, als ob Geister und Gespenster zwischen der Burg und den Klöstern hin und her flögen. Man darf sich dann da oben gar nicht gern sehen lassen."

„Zur Wallfahrt kommt er also auch, wie Sie mir vorhin mittheilten?"

„Ganz sicher. Da wimmelt der Berg von fremden Leuten, und die Stadt mit der ganzen Umgegend dazu. Ein Jeder bringt der wunderthätigen Mutter Gottes da oben ein Geschenk und erhält dafür Vergebung seiner Sünden oder Heilung irgend eines Verbrechens, denn in wie fern denn und in wie so denn, die frommen Väter da oben haben auch ihr Übergefühl und mögen nichts umsonst haben. Dabei wird ein Jahrmarkt gehalten, und es geht hier zu wie bei dem Thurmbau zu Babel. Erst betet man, und wenn das vorüber ist, macht man sich ganz gehörig lustig. Und bei dem

Digitized by Google

letzteren, nämlich bei dem Vergnügen, soll sich der Prinz allemal am meisten betheiligen."

„Trotz seines hohen Standes?"

„Hoher Stand? Den läßt er auf dem Schlosse. Er soll sich nämlich verkleiden, und dann gibt es immer eine Menge toller Streiche, bei denen ihm sein Leibdiener, der Franz, hilft, mit dem man Sie vorhin in der Schenke so verwechselt hat."

„Dieser kommt auch mit?"

„Stets."

„Kommt er auch in die Mühle?"

„Nein, denn dort haben wir ihn ausgemerzt."

„Hm! Da kommt mir ein eigenthümlicher, ein sehr interessanter Gedanke!"

„Welcher?"

„Sehe ich diesem Franz wirklich so sehr ähnlich?"

„Im höchsten Grade! Wie ein Zwillingsbruder oder gar ein Ei dem andern."

„Man könnte mich also sehr leicht mit ihm verwechseln?"

„Außerordentlich leicht, besonders wenn Sie den hiesigen Dialekt sprechen wollten."

„Gut. Dann thun Sie mir doch den Gefallen und sagen Sie Niemandem, daß Jemand auf der Mühle anwesend ist, der dem Diener auf solche Weise ähnlich sieht."

„Soll richtig besorgt werden, mein lieber junger Herr."

„Der Wirth und die dortigen Gäste werden wohl nicht darüber sprechen."

„Vielleicht doch. Würde Ihnen das vielleicht irgend welchen Schaden machen?"

„Möglich. Aber verbieten läßt es sich nicht, das würde erst recht auffallen."

„Hängt viel davon ab?"

„O nein. Ich habe nur die Absicht, den Prinzen ein wenig zum Narren zu halten, wenn er mich je sehen und mit seinem Diener verwechseln sollte."

„Dann nehmen Sie sich aber ja in Acht, daß Sie keinen Schaden davon haben, denn in wie fern denn und in wie so denn, der Prinz ist kein Guter!"

„Kenne ihn schon."

„Hier ist die Mühle, junger Herr. Und da können Sie gleich eine Probe halten, ob Sie dem Geißler ähnlich sehen oder nicht. Ganz sicher wird man Sie mit ihm verwechseln."

„Wollen sehen!"

„Ich muß gleich in den Stall. Gehen Sie in die Wohnstube, mein lieber junger Herr."

Kurt folgte dieser Aufmunterung. Er schritt durch den Flur, klopfte an und trat ein.

„Guten Tag!"

Bei diesem einfachen Gruße drehte sich der Müller, welcher am Tische saß, um.

„Gut — — — ah, wer ist denn das? Der saubere Herr Franz! Hinaus mit ihm!"

„Herr Uhlig, ich komme, um Sie — — —"

„Hinaus!"

„Ich komme, am — — —"

„Hinaus!"

„Ich komme — — —"

„Hinaus!!"

„Ich — — —"

„Ich — — ich fliege hinaus! Nicht wahr, das wollen Sie sagen. Und das geschieht ja auch."

Er erhob sich, trat auf Kurt zu und faßte denselben mit seinen Fäusten beim Arme.

„Vorwärts, Bürschchen! Du hast in der Höllenmühle den Teufel zu suchen."

„Ich suche aber — — —"

„Nun ab! Hinaus!"

Er packte Kurt jetzt am Leibe und wollte ihn zur Thüre hinausstoßen, machte aber ein höchst erstauntes Gesicht, als es ihm nicht gelang, den jungen Menschen, welcher keines seiner Glieder rührte, auch nur einen Zoll weit von der Stelle zu bringen.

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Uhlig," meinte Kurt treuherzig. „Wenn ich nicht freiwillig gehe, so bringen Sie mich um kein Haar breit von dem Orte fort, wo ich stehe."

„Mensch, solche Stärke besitzt Er jetzt? Aber das hilft Ihm nichts; hinaus muß Er doch!"

„Warten Sie zunächst, bis ich Ihnen meine Grüße ausgerichtet habe!"

„Grüße? Ich möchte auch wissen, von wem Er mir diese Grüße zu bringen hätte!"

„Von dem Herrn Pastor Walther von Helbigsdorf."

„Von dem? Flunkere Er nicht, sonst setz es Ohrfeigen! Der Herr Pastor Walther wird sich hüten, einen solchen Urian, wie Er ist, zu mir zu schicken!"

„Auch der Herr General von Helbig läßt Sie grüßen."

„Der Herr General — — —?"

„Und die drei Fräuleins Freya, Wanka und Zilla von Helbig."

„Kerl!"

„Und die Wirthschafterin von Helbigsdorf, Frau Hartig."

„Mensch!"

„Und der alte Leibdiener Kunz, dem der Pastor von Ihnen erzählt hat."

„Schwindel! Nichts als Schwindel! Hat Er mich nicht auch von dem jungen Herrn zu grüßen?"

„Von welchem jungen Herrn?"

„Sieht Er, den kennt Er gar nicht, den Herrn Seekadett Kurt Schubert."

„Den kenne ich sehr wohl, aber ich kann Sie gerade von dem nicht grüßen."

„Nicht? Warum?"

„Weil ich dieser Kurt ja selber bin."

„Er? Verdrückter Kerl! Hinaus, sage ich Ihm nun zum letzten Male!"

„Und hier ist ein Brief von dem Herrn Pastor Walther, den er mir mitgab."

Er zog einen Brief aus der Tasche und gab ihn dem Müller, welcher die Adresse betrachtete.

„Wahrhaftig, das ist die Hand des Herrn Pastors!"

„Lesen Sie den Brief, Herr Uhlig. Der Inhalt wird Sie aufklären."

Der Müller öffnete das Kouvert, und jetzt trat auch die Müllerin neugierig herbei. In der Ecke saß Klaus, der Knappe. Seine lange Nase schnüffelte höchst verdächtig in der Luft herum, dann legte sie sich bald rechts bald links hinüber, als ob sie sich in einer höchst fatalen unsichern Sache Gewißheit holen müsse, und dann wippte sie sehr energisch von oben nach unten, bei welcher Bewegung sich der Knappe erhob.

„Meister!" meinte er, den Leser unterbrechend.

„Was?"

„Dieser junge Mann hier ist nicht der Franz Geißler."

„Ah!"

„Aber ganz verteufelt ähnlich ist er ihm, das versteht sich ja von selber, Meister."

„Du willst wohl auch — — —"

Der Knappe unterbrach ihn, indem er ihn beim Arme faßte und zu Kurt hinzog.

„Sehen Sie sich Den einmal an! Der hat schwarze Augen und blondes Haar, der Franz aber hat braune Augen und braunes Haar und steht auch nicht so stark und vornehm aus wie Dieser hier. Das versteht sich ja ganz von selber, Meister!"

Kurt lächelte vergnügt; der Meister und die Meisterin wurden ungewiß und verlegen. Der erstere las den Brief schnell zu Ende und meinte dann erstaunt:

„Wahrhaftig, es ist nicht der Franz, sondern der Herr Kurt von Helbigsdorf."

„Na!" brummte Klaus, indem seine Nase sich vergnügt emporrichtete.

„Ists möglich!" rief die Müllerin. „Der Herr Kurt, und diesen Franz so ähnlich!"

„Ja; der Pastor, der den Franz doch kennt, schreibt mir, daß wir uns über eine so frappante Aehnlichkeit sehr wundern würden. Verzeihen Sie mir, junger Herr, und seien-Sie mir und uns Allen von ganzem Herzen willkommen!"

Die Müllerin schlug die Hände zusammen und streckte ihm dann beide entgegen.

„Ja wohl, willkommen, Herr Kurt! Nein, ist das eine Ueberraschung und eine Freude!"

„Ja wohl, willkommen, Das versteht sich ja ganz von selber!" meinte auch Klaus.

Während er dem Gaste die Hand entgegenstreckte, machte seine Nase eine so deutliche Bewegung, daß man einsehen mußte, sie wolle auch mit einschlagen.

„Ja wohl, willkommen!" rief es da von der Thür her. „Denn in wie fern denn und in wie so denn, es ist ja der junge Herr Seekadett, den ich Euch bringe."

„Du bringst ihn?"

„Ja," antwortete Brendel, indem er stolz herbeigehumpelt kam. „Ich traf ihn in der Wiesenschenke vor der Stadt und hätte

Digitized by Google

ihr beinahe auch für den Lustidus Franz gehalten, wenn mir nicht seine Sprache aufgefallen wäre."

„Wie es scheint," meinte Kurt, „darf ich mir auf meine Aehnlichkeit mit diesem Menschen nicht viel einbilden."

„Er ist gehaßt und gefloh'n von allen Bewohnern dieser Gegend," antwortete der Müller; „und wenn Sie ausgehen, werden Sie so lange finstere Gesichter zu sehen und böse Worte zu hören bekommen, bis man Sie vollständig kennen gelernt hat."

„Ich glaube nicht, daß ich mich viel sehen lassen werde, denn ich beabsichtige nicht, jetzt sofort bekannt zu werden."

„Warum?"

„Ich will aufrichtig bekennen, daß ich diesem Franz und noch viel mehr seinem Herrn gern einen kleinen Streich spielen möchte."

„Aha?" Sie wollen sich mit ihm verwechseln lassen?"

„Ja. Darum werde ich mich nicht eher sehen lassen, als bis Beide angekommen sind."

„Ich möchte Sie davon abzuhalten suchen. Mit dem Prinzen ist nicht leicht zu spassen."

„Ich fürchte ihn nicht."

„Das weiß ich. Walther hat mir von Ihrem Zusammentreffen mit ihm erzählt."

„Welchen Tag wird die Wallfahrt sein?"

„Nächsten Sonntag; doch werden sich bereits morgen schon Fremde dazu einfinden, und es steht zu erwarten, daß auch der Prinz schon morgen kommen wird." (Fortsetzung folgt.)

Entführt.

Ein Abenteuer aus Egypten

von

Karl Hohenthal.

(Fortsetzung.)

Ich durfte sämmtliche Frauengemächer sehen, da ich sehr absichtlich die Behauptung ausgesprochen hatte, daß der Grund des Uebels in irgend einem ungesunden Zustande der Wohnung liegen könne. Natürlich schien ich an eine rein körperliche Erkrankung zu glauben, obgleich ich schon seit der ersten Aufzählung der Symptome wußte, daß eine Herzens- und Gemüthskrankheit vorliege, und ich war sehr geneigt anzunehmen, daß die Ursache in einem Zwange zu suchen sei, der die Patientin in die Hände Abrahim-Arbas gebracht hatte.

Ferner durfte ich sie gehen sehen und die ersten drei Finger meiner rechten Hand um ihr Handgelenk legen, um den Puls zu fühlen. Sodann durfte ich ihr diejenigen Fragen vorlegen, welche ich für ganz und gar unumgänglich hielt; doch mußte sie mit jeder Antwort warten, bis sie von ihm die Erlaubniß dazu erhielt.

Ich war sehr zufrieden mit diesen Zugeständnissen, denn sie gewährten mir mehr, als jemals wohl einem Europäer zugestanden worden ist. Die Liebe des Egypters muß infolge dessen auch seine Sorge mußte wohl eine sehr ungewöhnliche sein, da er sich zu solchen Opfern verstand. Freilich konnte ich die ingrimmigste Eifersucht gegen mich aus jeder seiner Mienen lesen, denn ihm war ich ein leider unabweisbarer Eindringling in die bisher unentweihten Mysterien seiner inneren Häuslichkeit, und ich hegte die Ueberzeugung, daß ich ihn auch selbst im Falle einer vollständigen Heilung als unverbrüchlichen Feind zurücklassen würde.

Jetzt war er gegangen, um das Räthige selbst anzuordnen, denn keiner seiner Diener durfte ahnen, daß er einem Fremden Eintritt in das Heiligthum gestatte.

Endlich kehrte er zurück. Es lag ein Ausdruck fester trotziger Entschlossenheit um seinen zusammengekniffenen Mund, und mit einem Blicke voll verstecktem Zorn rollenden und doch hervorbrechenden Hasses drohte er:

„Bei der Seligkeit aller Himmel, Effendi, sobald Du ein Wort sprichst, was ich nicht wünsche, oder nur das Geringste mehr thust, als Dir erlaubt ist, stoße ich sie nieder. Ich schwöre es Dir bei jedem Worte des Koran's und bei allen Kalifen, deren Andenken Allah segnen möge!"

Er hatte mich also doch kennen gelernt und wußte, daß ihm diese Versicherung mehr nützen würde, als die sanguinischesten Drohungen, wenn sie gegen mich selbst gerichtet waren. Uebrigens war es mir ja gar nicht in den Sinn gekommen, ihn in seinen Rechten zu kränken, nur konnte ich mich bei seinem Verhalten je länger desto weniger einer Ahnung entschlagen, daß sein Verhältniß mit der Kranken irgend einen dunklen Punkt habe.

Wir gingen. Er schritt voran und ich folgte.

Zunächst kamen wir durch einige fast in Trümmern liegende Räume, in denen allerlei nächtliches Gethier sein Wesen treiben mochte; dann betraten wir ein Gemach, welches als Vorzimmer zu dienen schien, und nun folgte der Raum, welcher allen Anderen nach als eigentlicher Frauenbau benutzt wurde. All' die unbeleuchteten Kleinigkeiten waren solche, wie sie von Frauen gesucht und gern benutzt werden.

Eine größere Ausdehnung schien der Harem außer einem noch anstoßenden Raume nicht zu haben, und das unentbehrliche Bad lag jedenfalls unten zur ebenen Erde.

„Nun siehe, ob Du den Dämon der Krankheit hier findest!" sordeite mich Abrahim mit einem halb spöttischen, halb gläubigen Lächeln auf. „Ich will sehen, ob die Sonne ihr Angesicht verhüllt hat vor dem Auge des Fremden. Wage nicht mir nachzufolgen, bis ich wiederkomme!"

Ich war allein. Wo war sie? War sie da draußen? Ganz gewiß; seine Worte waren ja deutlich genug. Wer sie doch sehen könnte, Leilet, die Nacht, die kranke, todesmatte! Welch süßer, lieblicher, sinnbetörender Duft strömte uns entgegen! Wie der sonst so mich! Waren das die sterbenden Wohlgerüche der hier gepflegten und verwelkten Blumen, oder war es der würzige Hauch ihres reinen jungfräulichen Mundes, der sich bisher gegen die Küsse des Verhaßten gewehrt hatte? Es war mir so wunderbar, so märchensüß zu Muthe, gerade so, als käme eine jener Feen, wie sie in den Märchen leben, hereingeschwebt, um meine Kühnheit zu erproben, die dann gepreist ist und Alles vollbringen kann, ohne selbst Schaden zu leiden.

Mit Anstrengung mußte ich mich aus dieser Stimmung herausreißen und ließ mein Auge durch den Raum schweifen. Ich hatte ja gewußt, daß der Herd der Krankheit hier nicht zu suchen sei, und war nur von dem Wunsche hergeführt worden, einmal das Innere eines Harems zu sehen. Es war hier ganz dieselbe Einrichtung getroffen, wie im Zimmer des Hausherrn: das Geländer, der Divan, die Nische mit den Kühlge— doch, halt, halt, was ist das?

Auch hier, grad' so wie dort, befindet sich grad' über diesen Gefäßen ein Zugloch in der Mauer, damit die Abkühlung des Wassers rasch vor sich gehe und auch das Novengelassen mit zu Gute komme, wenn diese Oeffnung, sie führt —

Mit einigen raschen Schritten bin ich an der Mauer, neige das Auge an die Oeffnung und — ja, das ist sie, das ist Leilet, die Nacht, die Nacht des Südens, wie sie dem Thore des Abendrothes entschweben müßte, wenn ihr der Schöpfer die Erlaubniß gäbe, in menschlicher Gestalt nieder auf die traumdurstige Erde zu steigen! Das ist die Nacht, die himmlische, das ist Leilet mit den dunklen, fast an der Erde schleifenden, sie wie ein Schleier umwallenden Locken. Leilet mit dem reinen, blassen, schwermuthsernsten und doch so milden, unvergleichlich schönen Angesichte, Leilet mit Augen so offen und groß, so tief und klar, in deren Blicke sich die ganze unberührte Unschuld eines Kindes mit dem Herzensglühen des beglückenden Weibes vermählt, Leilet mit der weichen herrlichen Gestalt, wie sie kaum der Meißel des Künstlers dem Marmor zu entlocken vermag, Leilet, die thauzerstiebende, die weinende, an deren Wimpern die Diamanten des Schmerzes glänzen, Leilet — doch nein, das ist nicht eine gottgewollte Inkarnation jener sternegeschmückten Göttin, deren Kommen und Scheiden der Himmel mit purpurnen Flammen und goldenen Reflexen feiert, sondern das ist ein armes irdisches Grame zerrissenes Menschenkind, welches keinen Seufzer auf der Lippe trägt, weil sein ganzes Dasein eine einzige ungestillte und ungehörte Klage ist.

Sie hat seinen Befehlen noch nicht Gehorsam geleistet, in der Tiefe ihres Schmerzes vielleicht noch gar nicht wieder an sie gedacht und jetzt nun da im leichten, sich innig an die Glieder schmiegenden Gewande, während er unter allen möglichen Drohungen sich bemüht, sie zu schnellerem Anlegen der entstellenden Hüllen zu bewegen.

Ich habe genug gesehen, trete zurück und begebe mich, um nicht den leisesten Verdacht zu erregen, auch noch zurück in das vordere Gemach. Ich habe noch nie die Liebe gekannt, habe gescherzt, gespottet und gelacht über die Schwächlinge, die ihre goldene Freiheit für einige Tage des Tändelns verkaufen, um in Ketten und beengenden Banden zu erwachen; nie sollte mein Herz anders klopfen, als unter dem Knalle meiner Büchse oder der Arbeit eines begeisternden Schaffens; und jetzt? — Ein einziger Augenblick, ein einziger kurzer Moment hat tief hinunter in das starre Herz gegriffen, um ein Leben, Knospen, Treiben, Blühen, ein Sehnen, Verlangen und Begehren zu erwecken, von dessen Dasein ich bisher keine Ahnung hatte, dessen Größe ich jetzt noch gar nicht ermessen kann, und dessen Reichthum sich mir erst in der Zukunft zu zeigen

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 Ngr., pro Quartal 1 Thlr. 15 Ngr.

№ 27.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 Ngr.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Die Müllerin begann jetzt, für ihren Gast Alles, was das Haus nur bieten konnte, aufzutragen, und bat ihn nach dem Mahle, sich in das ihm bereitete Zimmer zu verfügen, um sich von seiner anstrengenden Fußwanderung zunächst erst gehörig auszuruhen.

„Ich bin nicht müde," lächelte er, „und möchte gern die Burg im Sonnenuntergange glänzen sehen. Brendel hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß der Anblick ein sehr schöner sei."

„Das ist wahr," meinte der Müller. „Die Zeit dazu ist übrigens nahe. Kommen Sie heraus in die Laube, von da aus können Sie den Genuß am besten haben."

Bald saßen sie mit einander allein draußen unter dem grünen Dache. Der Abend senkte sich langsam in das Thal hernieder, und je tiefer sich die Sonne neigte, desto heller erglänzte die Burg da droben im goldenen Scheine ihres scheidenden Strahles. — —

„Schön, wunderbar schön! Das sind Farben und Tinten, die kein Maler wiedergeben vermag."

„Ich habe sehr oft hier gesessen," antwortete der Müller, „und diesen Anblick genossen. Jetzt aber möchte ich entweder weinen oder fluchen, wenn ich hinauf zur Burg blicke."

„Ist Ihnen Uebles von da oben widerfahren?"

„Ich muß es behaupten, ohne sichere Beweise dafür bringen zu können."

„Geschäftlich?"

„O nein; in dieser Beziehung kann ich nicht klagen, man bezahlt Alles pünktlich, was man von mir kauft. Aber — Sie wissen jedenfalls, daß ich eine Tochter hatte?"

„Die Verlobte des Pfarrers von Helbigsdorf."

„Ja."

„Sie ist verschwunden, wie mir Brendel am Nachmittage erzählte."

„Spurlos, auf eine unbegreifliche Weise, wenn ich nicht Vermuthungen hegen will, die entsetzlich sind. Hier in dieser Laube hat das Unglück begonnen."

„Ah!"

„Der tolle Prinz trank hier ein Glas Milch, ohne daß wir ihn kannten. Er betrug sich dabei so zudringlich gegen meine Tochter, daß ich gezwungen war, ihn energisch fort zu weisen. Er warf mir dafür eine Drohung entgegen, deren Erfüllung vielleicht mit dem Verschwinden des Mädchens zusammenhängt."

„Sie wollen doch nicht sagen, daß er sie überredet hat, ihm heimlich zu folgen!"

„Das zu thun wäre Wahnsinn. Anna verabscheute ihn von ganzem Herzen."

„So vermuthen Sie wohl gar eine Gewaltthat?"

„Aufrichtig gestanden, ja."

„Das wäre ja eine fürchterliche Niederträchtigkeit von ihm. Haben Sie Gründe?"

„Gründe, leider aber keine Beweise. Einige Tage nach jenem Zusammentreffen mit dem Prinzen ging Anna hierher. Sie saß des Abends gern in der Laube. Kaum war sie eingetreten, so wurde sie von hinten gepackt und erhielt, ehe sie um Hilfe rufen konnte, ein Pflaster vor das Gesicht, welches ihr unmöglich machte, einen Laut auszustoßen. Das Pflaster deckte auch ihre Augen, so daß sie die beiden Männer nicht sehen konnte, welche sie gewaltsam fortschleppten."

„Alle Teufel, das ist ja Menschenraub!"

„Zufälliger und glücklicher Weise war ich noch spät nach der Stadt gegangen. Als ich auf dem Rückwege

Jacques Offenbach

Digitized by Google

durch die Schlucht kam, hörte ich schwere Schritte, welche mir entgegenkamen. Ich trat auf die Seite um auszuweichen, und erkannte zwei Männer, welche einen lichten Gegenstand trugen. Erst glaubte ich, es mit Meshlbieben zu thun zu haben, aber als sie näher kamen, sah ich, daß es nicht ein Sack, sondern eine weibliche Person war, was sie trugen. Ihre Gesichter waren schwarz gefärbt, und ihre Kleidung war nicht eine solche, daß ich sie an derselben hätte erkennen können. Ich trat vor, erhob den Stock und rief ihnen zu, zu halten.

„Der Müller!“ rief der Eine, ließ die Last fahren und sprang davon. Er mochte wissen, daß ich so stark bin, es mit Zweien aufzunehmen, obgleich ich —“ fügte er lächelnd hinzu — „Ihnen, Herr Kurt, nicht gewachsen zu sein scheine.“

„Die See macht stark, mein Lieber, daran ist nichts zu bewundern. Aber bitte, fahren Sie fort. Ich bin mit dem größten Interesse bei Ihrer Erzählung.“

„Der Andere getraute sich nun auch nicht, einen Kampf mit mir allein zu bestehen; er warf seine Bürde ab und rannte dem Ersteren eiligst nach. Ich erkannte zu meinem größten Schrecken meine Tochter, welcher sie die Füße zusammengebunden und die Arme an den Leib gefesselt hatten.“

„Sie verfolgten die Flüchtlinge nicht?“

„Nein, ich hatte keine Zeit dazu, denn es war ja zunächst nothwendig, Anna von dem Pflaster und den Fesseln zu befreien, und als dies geschehen war, hätte ich die Schurken sicherlich nicht mehr erreichen können.“

„Kam Ihnen die Stimme nicht bekannt vor?“

„Gehört hatte ich sie bereits, aber den Besitzer zu bestimmen war mir nicht möglich.“

„Sie machten doch Anzeige über diesen Fall?“

„Das versteht sich. Er erregte allgemeines Aufsehen, doch blieb die Anzeige ohne weitere Folgen. Von da an unterließ es meine Tochter, des Abends aus der Mühle zu gehen, und entfernte sich selbst des Tages nicht weit von derselben. Kurze Zeit später wollte sie einen Korb Klee vom Felde holen. Es war um die Mittagszeit, und das Feld liegt in nur geringer Entfernung von der Mühle. Es schien also gar kein Grund zu irgend einer Befürchtung vorhanden zu sein, zumal das Mädchen kräftig genug war, es mit einem nicht gar zu starken Manne aufzunehmen. Da aber wurde plötzlich von hinten ihr Korb gefaßt, und ehe sie die Arme aus den Tragebändern bringen konnte, lag sie am Boden. Zwei verlarvte Männer warfen sich auf sie, von denen der eine sie festhielt, während der andere den Korb zu entfernen suchte. Dabei fiel die Sichel, welche in demselben gelegen hatte, heraus und war gerade so, daß es Anna gelang, sie zu erfassen. Das resolute Mädchen nahm jetzt alle ihre Kräfte zusammen und hieb mit dem schneidigen Instrumente so wacker um sich, daß sie beide Kerls verwundete und von ihnen freigegeben werden mußte.“

„Sie rief nicht um Hilfe.“

„O doch. Wir hörten es, und ich kam gerade noch zeitig genug, um die Fliehenden hinter den Felsen verschwinden zu sehen.“

„Und sie wurden nicht erkannt?“

„Leider nicht!“

„Solche Dinge sind beinahe unglaublich, wenn man bedenkt, daß die Zeiten der Raubritter und der Rinaldo's vorüber sind. Zeigten Sie auch dieses Mal an?“

„Versteht sich. Man hielt Recherchen — das war Alles, was ich erreichte.“

„Und dann?“

„Es vergingen viele Monate, und wir dachten gar nicht mehr an diese beiden Begebenheiten. Walther war Pastor geworden und schrieb uns, daß er nun heirathen werde. Anna und die Mutter arbeiteten fleißig an der Ausstattung. Eines Abends saßen Beide nähend in der Oberstube. Wir hatten nichts zu mahlen und daher war ich mit den Knappen und dem übrigen Gesinde bereits zu Bette gegangen. Da ruft es unten vor der Mühle mit gedämpfter Stimme. Die beiden Frauen horchen auf.

„Anna!“ klingt es deutlich zu ihnen empor.

Das Mädchen öffnet das Fenster.

„Wer ist unten?“

„Ich!“

„Wer?“

„Walther!“

„Du? Ists möglich!“

„Ich wollte Euch überraschen. Bitte, mach auf, Anna!“

In ihrer Herzensfreude eilt sie ohne Licht hinab. Die Mutter hört, daß die Hausthür geöffnet wird und vernimmt einen leichten Schrei, den sie der Freude über das Wiedersehen zuschreibt. Sie ergreift die Lampe, um den Beiden die Treppe zu erleuchten. Sie wartet draußen, niemand kommt. Sie ruft; niemand antwortet. Sie geht endlich hinunter; die Thür steht offen, aber kein Mensch ist zu sehen. Sie ruft Annas Namen laut in die dunkle Nacht hinein — vergeblich. Da wird es ihr angst. Sie weckt uns Alle und erzählt uns, was geschehen ist. Wir bewaffnen uns, ergreifen die Laternen, lassen die Hunde los und suchen nach beiden Seiten von der Mühle aus die Schlucht ab — — ich habe Anna nie wieder gesehen!“

„Mein Gott, ist so etwas möglich?“

„Nicht nur möglich, sondern sogar wirklich. Die ganze Gegend wurde allarmirt; die Polizei gab sich alle erdenkliche Mühe; es wurde jeder Zoll breit der Umgebung meiner Mühle nach Spuren abgesucht, es wurde in jeder nur erdenklichen Weise nach der Verschwundenen geforscht und gefahndet — sie ist nicht gefunden worden, sie ist verloren geblieben.“

„Aber Ihre Vermuthungen — —?“

„Konnten zu nichts führen, da ich nicht einmal Namen nennen durfte.“

„Warum nicht?“

„Was hätten mir die Herren geantwortet, wenn ich behauptet hätte, daß der tolle Prinz meine Tochter geraubt habe?“

„Der tolle Prinz? Ah, er ist wirklich der Einzige, dem ein solcher Streich zuzutrauen ist. Aber gegen solche Herren läßt sich nur dann vorgehen, wenn die klarsten Beweise oder die unumstößlichsten Verdachtsgründe vorliegen. War er zur Zeit, als Ihre Tochter verschwand, auf Himmelstein anwesend?“

„Nein. Das war auch nicht nothwendig. Sie ist ihm nachgeschafft worden.“

„War er während der ersten beiden Versuche auf Himmelstein?“

„Ja.“

„Haben Sie Forschungen angestellt nach der Richtung Ihres Verdachtes hin?“

„Die erdenklichsten. Auch Walther hat Alles aufgeboten, leider aber scheint er im Stillen seine Meinung über diese traurige Begebenheit vollständig geändert zu haben.“

„Was sollte er meinen?“

„Daß Anna mit einem heimlichen Anbeter ganz freiwillig davongegangen ist. Es gibt ja für die Wahrheit meiner Angaben keine anderen Beweise als allein mein Wort.“

„Und dem ist natürlich unbedingter Glauben zu schenken. Wäre ich ein Kriminalist, so würde ich der Aufklärung dieses Geheimnisses sicherlich meine ganze Zeit widmen.“

„Würde wohl ebenso vergeblich sein wie Alles, was bisher geschehen ist. Lassen Sie uns also davon abbrechen. Es ist nicht gut, in solchen Wunden herum zu wühlen!“

Er erhob sich und verließ die Laube, um in den Gängen des Gartens zu verschwinden. Kurt blieb noch lange sitzen. Er mußte bei dem Allen unwillkürlich an die Schwester seines Freundes Karl von Mylungen denken, welche auch verschwunden war, allerdings höchst wahrscheinlich in Uebereinstimmung mit dem Prinzen. Dieser Gedanke blieb ihm während des ganzen Abends treu und begleitete ihn auch bis in das Zimmer, welches er später aufsuchte, als Alle außer den beiden Knappen den Schlaf gesucht hatten.

Es war ein wunderbar schöner Sommerabend. Der Mond, welcher bereits während des Tages seinen Lauf begonnen hatte, neigte sich zum Horizonte nieder und überschüttete die einsige Raubveste mit seinem magischen Lichte; das Heer der Sterne flimmerte an dem tiefblauen Himmelszelte, und aus dem Garten drang der süße Duft der Reseda herauf zum geöffneten Fenster, an welchem Kurt lehnte, um die Wunder der Nacht zu genießen.

Unten rauschte das Wasser und klapperten die Räder so ruhelos, wie die Gedanken im Kopfe des Jünglings, welchen es nicht gelingen wollte, von den beiden verschwundenen Mädchen loszukommen. Er war so munter, als sei er erst aus dem stärkenden Schlafe erwacht, die Schönheit des Abends zog ihn hinaus, und so beschloß er, die Mühle zu verlassen und einen Spaziergang nach dem Berge zu unternehmen.

Er stieg wieder zur Treppe hinab und trat zunächst in die Mühle, in welcher Klaus und Brendel soeben neues Getreide aufgeschüttet hatten.

„Noch nicht schlafen, junger Herr?“ frug Klaus, indem seine Nase eine Bewegung machte, die ihre sehr große Verwunderung andeutete darüber, daß man so lange wach bleiben könne, ohne eine nothwendige Beschäftigung zu haben.

„Noch nicht; die Nacht ist ja zu schön, als daß man schlafen könnte.“

„Hm, ich meine aber, daß die Nacht gerade sehr schön zum

Digitized by Google

Schlafen sei, denn dazu ist sie ja da, das versteht sich ja ganz von selber!"

„Eine so poetische Nacht muß man genießen, lieber Klaus."

„Und zwar im poetischen Bette, mein lieber junger Herr. Nicht wahr, Brendel?"

„Natürlich! Ich wollte, ich könnte schlafen, denn in wie kern denn und in wie so denn, weil es in der ganzen Welt nichts Besseres gibt als das Bischen Ruhe, welches man braucht, wenn sie einem ein Bein heruntergeschnitten haben."

„Glücklicher Weise habe ich meine beiden Beine noch und werde dieses Umstand benutzen, um jetzt noch einen Spaziergang zu machen."

„Spaziergang? Jetzt? Bei Nacht?" frug Klaus, wobei sich seine Nase ganz entrüstet emporrichtete.

„Ja."

„Wohin denn, wenn man fragen darf?"

„Auf den Berg."

Hm! Den ganzen Tag gelaufen und während nachtschlafender Zeit noch Berge steigen, das ist niemals meine Leidenschaft gewesen. Das versteht sich ja ganz von selber."

„Steigen Sie morgen hinauf, Herr Schubert," meinte Brendel. „Folgen Sie meinem Rathe, denn in wie fern denn und in wie so denn, am hellen Tage läuft es sich besser."

„Es ist hell genug, um den Weg zu sehen."

„Aber der Mond wird bald untergehen."

„Dann leuchten mir die Sterne zum Heimwege. Schließen Sie die Thür hinter mir ab. Sie arbeiten doch die ganze Nacht hindurch?"

„Ja. Wir lösen einander ab."

„So werde ich klopfen, wenn ich zurückkehre."

Er ging. Die Schlucht war finster, aber über derselben flimmerten die Sterne, so daß er ungefährdet die Straße erreichte, welche empor zur Burg führte. Er schlug sie ein und schritt nun langsam den Berg empor. Hier und da zirpte eine wachende Grille im Grase oder ein träumender Vogel gab einen kurzen abgerissenen Laut von sich; sonst aber war Alles still und ruhig, und obgleich die Mitternacht noch nicht heran gekommen war, begegnete ihm kein Mensch auf seinem einsamen Wege.

Er langte bei dem Nonnenkloster an und schritt an den dunklen Massen desselben vorüber, ohne das mindeste Lebenszeichen entdecken zu können. Die frommen Schwestern waren wohl längst schlafen gegangen oder knieten in ihren Zellen, um im Stillen mit Dem zu verkehren, dessen Bräute sie geworden waren.

Dann kam er an den Mauern des Mönchsklosters vorüber, die ebenso düster und todt da lagen, wie diejenigen des anderen. Er verfolgte seinen Weg ohne alle nähere Absicht und gelangte an dem Kapellchen vorüber nach dem Schlosse, vor dessen Thore die breite Straße ihr Ende erreichte. Von ihr ab aber zweigte sich ein schmaler Pfad, der längs der äußeren Burgmauer, die von einem breiten Graben geschützt wurde, nach einer Felsenmasse führte, welche den höchsten Punkt des Berges bildete und mit den Zinnen des Schlosses in gleicher Höhe lag.

War dieser glatte, vielfach zerschlitzte und zerspaltene Steinkegel bereits einmal erstiegen worden? Möglich, aber nicht wahrscheinlich, denn es gehörte jedenfalls ein kühner Muth und ein sicherer Fuß zu diesem Unternehmen. Und doch kam Kurt die eigenthümliche Lust an, dieses Wagniß zu versuchen, obgleich es Nacht war. Es war gewiß ein willkommener Lohn, von dieser hohen einsamen Spitze tief unten die weithin sich dehnende Mondschrinlandschaft zu überblicken, und Kurt war als der beste Kletterer auf dem Schulschiffe bekannt gewesen. Es ist jedenfalls die Besteigung eines Berges bei nächtlicher Beleuchtung bei weitem nicht so gefährlich, wie das Klettern in die Wanten und auf die Raaen eines Fahrzeuges, welches in schwarzer stürmischer Nacht von dem Sturme auf den Wogen herumgeworfen wird.

Er umging den Felsen bis zu der Seite hin, wo er von dem Monde beschienen wurde, und begann dann den Aufstieg. Dieser war bedeutend schwieriger, als er anfangs gedacht hatte; er kam nur bis ungefähr auf drei Viertel der Höhe und mußte dann von seinem Vorhaben abstehen. Er blickte sich um.

Neben ihm lag die Burgmauer, über welche er hinwegblicken konnte. Er sah den hintern Hof und dann ein kleines Gärtchen, welches vom Monde so deutlich beleuchtet wurde, daß er eine weibliche Gestalt bemerken konnte, welche auf einer Bank saß, die von einem leichten Pflanzengewinde, jedenfalls Epheu, laubenartig überwölbt wurde. Sie war ganz in Weiß gekleidet und schien durch eine in der hintern Mauer angebrachte schießschartenähnliche Oeffnung hinaus in das weite Land zu blicken.

Wer war diese Frau oder dieses Mädchen? Die Anwesenheit derselben war keineswegs unerklärlich oder gar darnach angethan, irgend einen Argwohn, einen Verdacht zu begründen, aber Kurt hatte während mehrerer Stunden an nichts Anderes gedacht als an den Mädchentraub, und daher war es gar nicht zu verwundern, daß seine Phantasie sogleich thätig war, diesen Raub mit dem unbekannten Wesen in Verbindung zu bringen, welches dort so sehnsüchtig durch die Schießscharte blickte.

Die Mauer war gar nicht sehr weit entfernt von dem Felsenvorsprunge, auf welchem er lag. Wäre ein guter Anlauf möglich gewesen, so hätte er den Graben überspringen und sie sicher erreichen können, und dann wäre es ein Leichtes gewesen, auf ihrem oberen, mit breiten Platten belegten Rande rings um den Hof herum nach dem Gärtchen zu gelangen, welches so nahe lag, daß er ganz deutlich ein leises Käuspern hörte, nach welchem die Unbekannte eine Melodie halblaut vor sich hinsummte.

Die Weise kam ihm bekannt vor. Er lauschte. Bereits beim zweiten Verse verstand er die Worte, welche der Melodie untergelegt waren:

„Da ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag,
War mirs als sei verschwunden
Der Sonne am hellen Tag.
Es klang das Wort so traurig gar,
Fahr wohl, fahr wohl auf immerdar,
Da ich zuerst empfunden
Daß Liebe brechen mag."

Dieser Text und die furchtsame vorsichtige Art und Weise, in welcher er mehr gesummt als gesungen wurde, machten in Kurt die Vorstellung lebendig, daß er es hier wirklich mit einer Person zu thun habe, die sich in irgend einer hilfsbedürftigen Lage befinde. Er hörte weiter:

„Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß gar wohl warum:
Die Lippe, die mich küßte,
Ist worden für mich stumm.
Das eine Wort nur sprach sie klar:
„Fahr wohl, fahr wohl auf immerdar!"
Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß gar wohl, warum."

Im Gärtchen war sie allein; das sah Kurt; aber befand sich nicht vielleicht Jemand in der Nähe? Er wagte es. Ohne seine Gestalt zu zeigen, sang er halblaut, so daß sie es nur eben verstehen konnte, die erste Strophe dieses Liedes, welches ihm schon längst bekannt war:

„Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wies größer keines gibt.
Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahr wohl, fahr wohl auf immerdar!
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt."

Gleich als er begonnen hatte, war sie von der Bank empor gesprungen und hatte sich nach dem Orte umgesehen, von welchem die Töne kamen. Jetzt erhob er sich aus seiner liegenden Stellung.

Der Mond beleuchtete ihn, sie konnte ihn sehen.

Da legte sie beide Hände zusammen und hob sie bittend über den Kopf empor.

„Hilfe!"

Es war kein Ruf, denn sie durfte nicht laut sprechen; daher war dieses Wort mehr ein Flüstern in die Ferne, als ein Schrei, aber Kurt verstand es ganz deutlich. Aus Sorge, er möchte laut antworten, winkte sie warnend nach dem Burggebäude zu. Er wußte, was sie meinte, aber er mußte ihr wenigstens ein Wort sagen:

„Morgen!"

Er raunte es zu ihr hinüber. Sie nickte; sie hatte ihn verstanden. Nur noch einige Augenblicke blieb sie stehen: dann verschwand sie aus dem Garten, und er sah sie über den hintern Hof nach dem Gebäude gehen.

„Sollte dies Anna sein?" frug er sich. „Unmöglich. Das wäre ja längst verrathen. Es ist eine Andere, die hier aus irgend einem Grunde festgehalten wird. Ich werde ihr helfen, ohne daß der Müller etwas davon erfährt."

Er machte sich zum Rückzuge bereit. Dazwischen blickte sein Blick hinab auf das Mönchskloster. Im Garten des Klosters hart an der oberen

Digitized by Google

Mauer desselben, da wo die Gräber lagen, standen zwei Mönche. Der eine hackte und der andere trug etwas im Arme. Das sah so verdächtig, so sonderbar aus, oder kam dem Kadetten so interessant und romantisch vor, daß er so schnell wie möglich an dem gefährlichen Felsen heraßtieg, und zwar an der dunklen Seite desselben, und dann über das volle liegende Land und durch allerlei Gestrüpp gerade auf die Stelle der Klostermauer zueilte, hinter welcher sich die Mönche befanden.

Diese wußten sich ganz unbeobachtet und allein. Sie hatten also auch keine Veranlassung, ihre Stimmen übermäßig zu dämpfen, und sprachen daher so laut mit einander, daß Kurt jedes ihrer Worte zu verstehen vermochte.

„Das wievielte?"

„Das fünfte in diesem Jahre."

„Fruchtbares Land."

„Haha! Wenn es gut bebaut wird. Ist das tief genug?"

„Nein. Zwei Ellen müssen es sein. Man muß auch mit solchen Kleinigkeiten so sicher wie möglich gehen. Es können leicht Umstände eintreten, die es — —"

„Pah, welche Umstände sollen dies sein? Es handelt sich hier nur um die überflüssige Arbeit, welche man uns verursacht. Die frommen Mütter könnten doch darauf bedacht sein, solche Ueberflüssigkeiten möglichst selbst zu beleitigen."

„Sie haben ja keinen Kirchhof!"

„Muß es ein Kirchhof sein? Eine Grube, ein Feuer thut es ebenso. Möchte aber doch wissen, welcher von den Schwestern wir diese Beschäftigung zu verdanken haben."

„Das werden wir beim nächsten Besuche leicht erfahren. Jedenfalls von der, welche unten im gebeimen Gange steckt, sicherlich nicht."

„Allerdings. Bei dieser kann so eine Liebenswürdigkeit sicherlich nicht vorkommen. Pater Bernardus hat sich alle Mühe gegeben, sie zu bekehren, und es ist ihm nicht gelungen, trotzdem er der schönste und gewandteste Mann des ganzen Klosters ist."

„I' möchte wissen, ob sie eine Schwester oder ein Gast ist."

„Ein Gast."

„Wirklich?"

„Ja."

„Woher weißt Du es?"

„Der Küchenmeister sagte es mir im Vertrauen. Sein Bruder, der Schloßvogt hat sie eingeliefert."

„Heimlich?"

„Versteht sich! Während der Nacht durch seine Frau."

„Aha, da ist es der Herr, der sie in Pflege gibt!"

„Jedenfalls."

„Wie lange ist sie da?"

„Bereits einige Jahre."

„Teufel! So lange hat die Verstocktheit bei Keiner angehalten. Höchstens einige Wochen! Warum hat man die Zwangszelle noch nicht gebraucht?"

„Aus zwei Gründen. Erstens fürchtet man sich vor ihr, denn sie hat ein Messer bei sich und würde jede Schwester, die sich ihr im Bösen nähern wollte, niederstechen, und zweitens scheint sie von vornehmer Abkunft zu sein und also einige Berücksichtigung zu verdienen."

„Pah! Wir haben Schwestern, die Komtessen waren, und doch gehorsam sind."

„Sie soll auch eine Komtesse gewesen sein."

„Warum fürchtet man sich vor ihrem Messer. Sie würde höchstens nur eine einzige Person verwunden und kann gefesselt werden."

„Der Herr will dies nicht. Er will sie durch die Langeweile dahin bringen, daß sie ihm freiwillig gehorcht. Eine freiwillige Gabe ist mehr werth, als ein erzwungenes Gut."

„Hat man sie nicht in die „Aussicht" gebracht?"

„Auch. Man hat ihr Bücher gegeben, deren Inhalt und Abbildungen sie sügsam machen sollten, man hat sie in die „Aussicht" gesteckt, wo sie unsern Zusammenkünften zusehen muß, selbst wenn sie nicht will — es hat nichts geholfen. Schwester Klara sollte noch hier sein."

„Habe keine Schwester Klara" gekannt."

„Du warst noch nicht von Kloster Neustadt nach hier versetzt, als sie in Himmelsteik war. Sie war eine Benus und eine Furie zugleich, bis sie plötzlich verschwand."

„Wohin?"

„Niemand hat etwas darüber erfahren. Ihr konnte keine Novize und kein Gast widerstehen, sie hatte ein paar Augen, aus denen der Himmel strahlte und auch die Hölle leuchtete, je nachdem sie es wollte. — Fertig! Daß uns ein Paternoster beten!"

Kurt vernahm das einförmige Herplappern des Vaterunsers, dann hörte er, daß sie sich entfernten.

Was hatten diese beiden Männer hier gethan? Einen Gegenstand vergraben? Jedenfalls. Aber welcher Gegenstand war das gewesen? Er war zu jung und unerfahren, um das Gehörte in seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Bedeutung verstehen zu können, aber er beschloß, sich den Ort zu merken, zog das Messer hervor und machte ein Zeichen an die Mauer.

Was war das für ein Gast, von dem die Mönche gesprochen hatten. Es sollte eine Komtesse sein. Doch nicht etwa gar die Komtesse Toska von Mylungen? Und wer war der „Herr," der diesen Gast des Nachts durch die Frau des Schloßvogtes geschickt hatte? Weshalb und wozu sollte dieser Gast bekehrt werden, der sich mit einem Messer vertheidigte. Warum steckte man eine Komtesse in die „Aussicht," und was war unter diesem Worte zu verstehen?"

Er hätte sich noch mehr Fragen vorlegen können, aber der Mond war verschwunden, und der Weg bis hinunter zur Mühle nahm keine kurze Zeit in Anspruch.

Als er dort ankam, öffnete ihm Brendel.

„Sie sind sehr lange gewesen, Herr Schubert. Waren Sie auf dem Berge?"

„Ja."

„Und haben sich nicht gefürchtet?"

„Vor wem oder was?"

„Vor Gespenstern. Es soll da oben während der Nächte schrecklich umgehen."

„Aberglaube!"

„Nein, kein Aberglaube, sondern Wahrheit. Es geht wirklich um, nämlich die Mönche zu den Nonnen. Denn in wie fern denn und in wie so denn, warum sollen denn Brüder und Schwestern sich nicht ein klein wenig lieb haben?"

„Das versteht sich ja ganz von selber!" meinte Klaus, welcher herzugetreten war, und dabei machte seine Nase eine Bewegung, welche die fürste Besträftigung ausdrücken sollte. „Aber nun werden Sie ganz und gar ermüdet sein, junger Herr."

„Es ist nicht sehr schlimm. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Er suchte die Ruhe und fand sie lange nicht. Das Erlebte nahm seine Sinne und Gefühle gefangen, und selbst als er endlich eingeschlafen war, lebten die Gestalten des heutigen Tages in seinem Traume fort.

Als er erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Der Müller begrüßte ihn:

„Guten Morgen, lieber Herr! Ausgeschlafen?"

„Mehr als gut ist. Ein zu langer Schlaf macht müde."

„Das ist richtig. Aber wie ich von meinen Knappen hörte, sind Sie während der Nacht spazieren gewesen?"

„Ein wenig. Der Abend war zu schön, als daß ich ihn hätte verschlafen mögen."

„Wird auch noch anders werden, wenn Sie einmal in meine Jahre kommen."

„Frühstück, Frühstück!" rief ihnen die Müllerin freundlich zu. „Die Jugend muß immer Hunger haben, sonst kann nichts Geschriebtes aus ihr werden."

„Ich habe auch Appetit, das will ich Ihnen gestehen," lachte Kurt. „Also sogleich wird auch einmal etwas Geschriebtes aus mir. Aber was, das ist die Frage!"

„Ein Admiral!"

„Nicht übel!"

„Und Schwiegersohn."

„Schwiegersohn? Wessen?"

„Hm, Schwiegersohn eines Generales."

Kurt erröthete wie ein junges Mädchen, zu dem man von einem Bräutigam gesprochen hatte. Dies war das allererste Mal, daß ein Gedanke aufgesprochen wurde, der ihm jetzt unmöglich zu denken gewesen wäre. Er konnte kaum eine Antwort finden.

„Welches Generales?" frug er endlich ziemlich verlegen.

„Das muß ich Ihnen überlassen. Es gibt der Generale sehr viele, welche Töchter besitzen. Suchen Sie sich denjenigen selbst aus, der Ihnen am geeignetsten erscheint!"

Nach dem Frühstücke ging Kurt in dem Mühlegarten spazieren. Er hatte bemerkt, daß Brendel sich dort in den Beeten zu schaffen machte, und that, als wolle er ihm zusehen. Klaus war auch dabei, da der Müller die Mühle jetzt selbst bediente. Der junge Mann wußte gar nicht recht, in welcher Weise er sein Anliegen an den Mann bringen solle.

„War der Salat heuer gerathen?" frug er.

„Das versteht sich ganz von selber," meinte Klaus, und seine Nase nickte zustimmend.

Digitized by Google

„Und die Gurken?"
„Auch."
„Bohnen und Erbsen?"
„Werden noch."
„Zuckerkürbis?"
„Ausgezeichnet."
„Zwiebeln, Petersilie, Blumenkohl, Radieschen, Kerbel und Rettige?"
„Mit Allem sehr zufrieden."
Der alte Knappe mochte ein Gesicht, als habe er nicht die mindeste Ahnung, daß diese Fragen jedenfalls nur etwas Anderes einleiten sollten, was noch kommen mußte.
„Und die Beete haben Sie bearbeitet?"
„Ja."
„Trotzdem Sie des Nachts in der Mühle sein müssen und also des Tages schlafen sollten?"
„Hm, wir wechseln ab, und wer Zeit hat, kann im Garten nachsehen. Das versteht sich ja ganz von selber! Nicht wahr, Brendel?"
„Ja, mein lieber Herr Schubert. Wir arbeiten auch im Garten, denn in wie fern denn und in wie so denn, die Anna ist fort, und da muß die Lücke von den Andern mit ausgefüllt werden."
„Wer hat heute Nacht die Mühle zu besorgen?"
„Der Meister und ich."
„So sind Sie also frei, Klaus?"
„Ja. Ich schlafe."
Das war es, was Kurt wissen wollte. Brendel fügte erklärend hinzu:
„Und weil ich die Mühle habe, werde ich am Nachmittage schlafen, während Klaus aufschüttet."
Da richtete sich Klaus vom Beete empor.
„Mein lieber junger Herr, ich möchte Sie einmal nach etwas fragen!"
„Fragen Sie nur zu. Ich werde gern antworten."
„Sie heißen Schubert und Ihr Vater wor Seemann? wie der Herr Pastor erzählte."
„Ja."
„Ich habe einen gewissen Schubert gekonnt, der einen Bruder hatte, welcher Seemann geworden war. Dieser Schubert war ein Schmied."
„Ein Schmied? Ich habe einen Onkel, welcher allerdings Schmied ist."
„Der, den ich meine, war Obergeselle bei dem Hofschmied Brandauer. Er sprach das weiche B wie ein hartes P."
„Das ist mein Onkel, der Onkel Thomas!"
„Wirklich? Alle Wetter, trifft sich das! Der Thomas und ich sind die besten Kameraden, die es nur geben kann. Wir haben mehrere Feldzüge mit einander gemacht und uns auch später nicht aus den Augen verloren. Nur seit einigen Jahren haben die Grüße aufgehört, die wir uns gegenseitig immer zu senden pflegten. Was macht denn der alte Kumpan jetzt?"
„O, der steht sich gut. Er hat geheirathet."
„Geheirathet? „Donnerwetter!"
Die Nase des Knappen fuhr empor, als ob sich eine Wespe angesetzt hätte.
„Wen denn?"
„Die Gastwirthin Barbara Seidenmüller, eine reiche Wittfrou."
„Aha, das ist die „Barpara", von der er mir erzählt hat! Sie waren alle Drei in sie verliebt, nämlich der Thomas, der Baldrian und auch der Heinrich, und Ihr Onkel hat also den Sieg davon getragen!"
„Ja. Aber das ist noch nicht Alles."
„Was noch?"
„Er ist Hofschmied geworden, und der Baldrian und der Heinrich arbeiten bei ihm."
„Ein wahrer Glücksspilz! Na, da Sie der Neffe von einem alten Spezial sind, so habe ich Sie gleich noch einmal so lieb, als ich Sie vorher schon hatte. Wenn ich Ihnen einen Gefallen thun kann, so sagen Sie es nur, ich laufe für Sie durch das Feuer; das versteht sich ja ganz von selber!"
Dabei nickte seine Nase in einer Weise, welche man als die größeste Betheuerung gelten lassen konnte.
Am Nachmittage war Klaus allein in der Mühle. Kurt suchte ihn auf.
„War das heute Morgen Ihr Ernst, Klaus?"
„Was?"
„Daß Sie für mich durch das Feuer gehen wollen?"
„Das versteht sich ja ganz von selber!"
„So viel würde ich niemals von Ihnen verlangen; aber eine Bitte habe ich doch."
„Heraus damit!"
„Sie haben heute Nacht frei?"
„Ja."
„Wollen Sie mir einige Stunden Schlaf opfern?"
„Das versteht sich ja ganz von selber! Sagen Sie nur was ich machen soll!"
„Sie sollen mit mir spazieren gehen."
„Spazieren? Gut! Schön! Ist sonst meine Leidenschaft nicht, werde es aber thun."
„Aber es darf kein Mensch etwas davon wissen."
„Werde keiner Seele etwas merken lassen. Wohin soll es denn gehen?"
„Das werden Sie später erfahren. Können wir unbemerkt fortkommen?"
„Ja. Wir gehen durch die hintere Thüre. Welche Zeit geht es fort?"
„Ganz zu derselben Zeit, in welcher ich gestern ging."
(Fortsetzung folgt.)

Entführt.

Ein Abenteuer aus Egypten

von

Karl Hohenthal.

(Fortsetzung.)

Zuletzt noch, als ich die Briefschaften in das Portefeuille schloß, fiel mir der letzte Brief meines Bruders in die Hände. Er war von Kairo datirt und lautete an einer seiner Stellen:
„Ich weiß, daß Du mit Deinem mehr auf die That gerichteten Charakter die Liebe für eine Schwäche hältst, und kann leider Deine Ansicht auch nicht widerlegen, da Du noch kein Weiben getroffen hast, welches es verstanden hätte, sich aller Gefühle und Empfindungen Deines Herzens zu bemächtigen. Aber wenn Dir ein derartiges Wesen entgegen träte, wie ich es voll unendlicher Seligkeit in meinen Armen halte, so würde auch Dein Gemüth sich dem Sonnenstrahle der Liebe öffnen und alle Stimmen Deines Innern müßten zusammenklingen zu einem einzigen großen unendlichen Jubel. Du weißt, daß ich ein nüchternes Menschenkind und kein Phantast und Schwärmer bin, aber seit ich in dieses Auge geblickt, seit ich diese Lippen geküßt, seit diese Locken mir dufteten und diese Stimme mir klingt, habe ich einen guten Theil des trägen irdischen Stoffes abgestreift und lebe in einer ununterbrochenen Entzückung, welche mich faßt an die Himmel Muhameds glauben läßt. Lache und spotte meinetwegen über mich, aber komm' und siehe selbst, — ich bin überzeugt, daß auch Deine Spott verstummen wird!"
Wirklich hatte ich mich beim Lesen dieser Zeilen eines gewissen Lächelns nicht erwehren können; jetzt aber weckte die Wiederholung ganz andere Gefühle in meinem Herzen.
Welch eine Schickung, daß wir Beide fast zu gleicher Zeit unsere bisher so widerspenstenden Nacken unter dem Scepter der Schönheit beugen mußten! Welch ein Glück, daß uns das Geschick gerade in dieser seligen Zeit zusammenführen sollte! Und welch eine Wonne, welche uns im enggeschlossenen Kreise für die ganze Zeit unseres Lebens erwartete!
Der Kahn stieß ab.
Es war eine jener Nächte, in denen die Natur in so tiefem Vertrauen ruht, als gäbe es auf dem ganzen weiten Erdenrunde keine einzige drohende oder störende Macht.
Die leisen Lüfte, welche mit den Schatten der Dämmerung gespielt, waren zur Ruhe gegangen; die Sterne des Südens lächelten verschwiegen aus dem tiefblauen Dunkel des Himmels herab, und die Wasser des göttlichen Stromes flutheten ruhig und fast lautlos in ihrer breiten Bahn dahin. Wir ließen das kleine schwenke Fahrzeug von den Wellen treiben. Ich lehnte halb liegend am Steuer. Omar saß regungslos und träumend bei den eingezogenen Rudern, und so gaben wir uns widerstandslos der Ruhe hin, welche jeder That, sei es in der großen Gottesnatur oder im Leben des schaffenden Menschen, voranzugehen pflegt.
Auch in den Tiefen meines Innern herrschte Ruhe, stille friedliche Ruhe; es war, als zöge ein heiliger Gotteshauch über die Gefilde meines Herzens, und ich dachte unwillkürlich an die Worte des orientalischen Königs, welcher unter den Palmen Zions dem Herrn Jehovah die Klänge seiner Psalmen opferte: „Meine Seele ist stille in Gott!" Ja, so war es; die wahre Liebe lehnt sich an Gott, gründet sich auf das Vertrauen zu seiner Hilfe und spricht

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 28.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von

Carl May.

(Fortsetzung.)

erde mich bereit halten."

„Und noch Eins: Haben Sie vielleicht einige lange feste Stricke?"

„Viele."

„Besorgen Sie welche!"

„Wie lang und wie fest müssen sie sein?"

„Zwölf Ellen, und so fest, daß sie einen Menschen halten können."

„Donnerwetter, wollen Sie sich zwölf Ellen hoch aufhängen?"

„Nein!" lachte Kurt.

„So gibt es wohl ein Abenteuer?"

„Ja, wenn Sie es mitmachen wollen."

„Das versteht sich ja ganz von selber! Ist sonst noch etwas nöthig?"

„Eigentlich eine Leiter; eine Stange aber thut es auch und ist leichter zu transportiren."

„Wie lang?"

„Wenigstens so lang wie die Stricke."

„Und wie stark?"

„Ich muß an derselben emporklettern können."

„Schön. Wird auch mit besorgt. Sonst noch etwas?"

„Nein. Aber sorgen Sie dafür, daß wir die Sachen bereits draußen vor der Mühle finden. Sonst möchten wir bemerkt werden."

„Das versteht sich ja ganz von selber!"

Dabei machte seine Nase eine Schwenkung, der man es anmerkte, daß sie mit Allem, was besprochen worden war, vollständig einverstanden sei.

Im Laufe des späteren Nachmittags erfuhr man in der Mühle, daß Prinz Hugo wirklich mit seinem Diener eingetroffen sei und daß in den Gasthöfen des Städtchens bereits ein reger Fremdenverkehr herrsche. Die Ankunft des Prinzen machte Kurt einigermaßen um sein Vorhaben besorgt, doch fiel es ihm nicht ein, dasselbe aufzugeben.

Es war um die vereinbarte Zeit, als sich die Thür zu seinem Zimmer öffnete und Klaus eintrat.

„Da bin ich, Herr Schubert. Kann es losgehen?"

„Ja."

„Die Luft ist rein und die Hinterthür nur angelehnt. Kommen Sie also!"

Sie schlichen sich hinab und gelangten ungesehen zur Mühle hinaus.

„Wo haben Sie die Sachen?"

„Dort im Busche. Aber nun kann ich wohl erfahren, wohin es gehen soll?"

„Ja. Hinauf zur Burg."

„Sapperlot! Wollen Sie die Burg erobern?"

„Es ist so etwas Aehnliches."

„So erobere ich mit; das versteht sich ja ganz von selber! Aber sagen Sie mir doch einmal, ob die Sache da oben heimlich gehen soll!"

„Natürlich!"

„So darf uns also unterwegs auch Niemand sehen?"

„Nein."

„Gut! Dann vermeiden wir also die Straße. Ich werde Sie führen."

Er nahm die Stange, während Kurt die Stricke trug, dann verließen sie die Höllenschlucht und stiegen seitwärts an dem Berge empor.

Ohne daß ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde, kamen sie nach allerdings mühseligem Steigen in der Höhe des Mönchklosters an, ohne von irgend einem Auge bemerkt zu werden, und dann benutzten sie das von zerstreuten Felsen und Büschen belebte Terrain, um sich bis an die Kegelspitze zu schleichen, welche Kurt gestern erkletttert hatte. Dort blieben sie halten.

„Was nun?" frug Klaus.

Kurt befand sich in einer kleinen Aufregung, deren er nicht ganz Meister zu werden vermochte. Er trat nahe zu Klaus heran und flüsterte:

„Wissen Sie, was ich machen will?"

„Woher soll ich das wissen?"

„Ich will ein Mädchen oder eine Frau aus dem Schlosse entführen."

„Alle guten Geister! Menschenraub! Da ist Zuchthaus darauf."

„Sie will aber mit!"

„Das wäre freilich etwas Anderes! Wer ist es denn?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie wollen sie entführen und wissen nicht wer sie ist? Das begreife ich nicht!"

Kurt erzählte ihm kurz sein gestriges Abenteuer.

Digitized by Google

„Also Hilfe hat sie gerufen?“ frug Klaus.

„Ja.“

„Donnerwetter, so holen wir sie; das versteht sich ja ganz von selber! Und wenn wir sie haben, so werden wir wohl auch erfahren wer sie ist.“

„Natürlich. Gefahr ist nicht dabei, sonst würde ich die Sache allein machen.“

„Nun also heraus damit. Was habe ich zu thun?“

„Wir klettern jetzt in den Graben hinab und drüben legen wir die Stange an, welche Sie festhalten müssen. An ihr steige ich in die Höhe und nehme die Stricke mit. Das Uebrige wird sich finden.“

„Und ich habe weiter dann nichts zu thun, als zu warten bis Sie zurückkommen?“

„Weiter nichts.“

„Gut, vorwärts; das versteht sich ja ganz von selber!“

Unter dem Schutze des Schattens, welchen der Felsen warf, huschten sie in den Graben hinab und stiegen drüben wieder bis zur Mauer empor. Dort legten sie die Stange an, mit deren Hilfe Kurt auf die Mauer gelangte. Sie war so breit, daß er in liegender Stellung von unten gar nicht bemerkt werden konnte. Links hatte er den Graben und rechts den hintern Burghof unter sich, aus welchem man in das kleine Gärtchen gelangte, in welchem er die Gestalt von gestern sitzen sah.

Er konnte auf zwei verschiedenen Wegen zu ihr gelangen. Entweder er rutschte auf der Mauer hin, dann durfte er aber nicht den mindesten Schwindel besitzen, denn dort ging es in den gähnenden Abgrund hinab — oder er stieg gleich hier in den Schloßhof nieder und versuchte, ob die Gartenthüre geöffnet sei. Das letztere war jedenfalls das Beste. Er band also den Strick an benjenigen Theil der Stange, welcher drüben ein wenig über die Mauer emporragte, und ließ das andere Ende hüben in den Hof hinabfallen.

„Halten Sie fest, Klaus!“ flüsterte er.

„Das versteht sich ja ganz von selber!“ klang die Antwort von unten empor.

Jetzt ließ er sich an dem Stricke nieder und stand in dem engen Hofe, gehüllt in den Schatten, den die Mauer verbreitete. Er sah die Gartenthür von hier aus offen stehen, und schon wollte er sich hinschleichen, als plötzlich die zu der Burg führende zweite Thüre geöffnet wurde. Ein Mann trat heraus und verschloß sie wieder. Das Licht des Mondes fiel auf seine Gestalt. Kurt erkannte ihn sofort.

„Der Prinz!“ murmelte er. „Jetzt gilt es vorsichtig zu sein!“

Er hörte eine männliche und eine weibliche Stimme draußen im Garten und schlich sich bis an die Pforte. Dort konnte er sehen und auch hören. Er sah auf den ersten Blick, daß er es mit keiner Frau, sondern mit einem Mädchen zu thun hatte. Sie hatte sich von der Bank erhoben, der Prinz stand vor ihr, doch immerhin in einer Entfernung, daß es ihm unmöglich war, sie mit der Hand zu erlangen.

„Keinen Schritt näher!“ gebot sie. „Es geht Ihnen sonst wie das letzte Mal!“

„Dirne! Ich werde Dich doch noch mürbe machen, ich habe die Macht dazu!“

„Meinen Sie? Hat diese Macht Ihnen bisher etwas geholfen?“ Ihre Stimme nahm einen verächtlichen Ton an. „Ich habe die Knechte geohrfeigt, den Vogt geohrfeigt und auch Sie geohrfeigt, ich werde ohrfeigen, bis ich entweder todt oder frei bin; darauf können Sie sich sicher verlassen!“

„Frei wirst Du nun nie!“

„Wollen sehen!“

„Es gibt nur einen Weg zur Freiheit, und dieser heißt Gehorsam. Nimm doch einmal Verstand an, Mädchen! Seit ich Dich damals in der Laube bei Euch sah, stand es fest, daß ich Dich besitzen müsse. Du wurdest grob und Dein Vater renitent, aber was kann ein Müller gegen einen Prinzen schaffen — —“

Kurt hörte die Fortsetzung dieser Worte gar nicht, so überrascht war er. Also dieses Mädchen war die Müllerstochter, war die Anna! Sie mußte fort um jeden Preis. Ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, that er einige Schritte vorwärts, stand hinter dem Prinzen und schlug ihm die geballte Faust mit solcher Gewalt auf die Schläfe, daß er zusammensank.

„Geißler!“ rief das Mädchen.

„Still, um Gotteswillen still! Ich bin nicht Geißler; ich bin ihm nur ähnlich.“

„Wer sind Sie denn?“

„Ich bin derselbe, welcher gestern da drüben auf dem Felsen stand. Sie wollen frei sein?“

„O mein Gott, ja! Aber Sie belügen mich: ich sehe ja, daß Sie Geißler sind!“

„Wäre ich dieser Mensch, würde ich da den Prinzen niederschlagen?“

„Das macht mich irre. O, er ist todt!“

„Das würde gar nichts schaden! Ist eine Möglichkeit vorhanden, durch die Höfe zu entkommen?“

„Nein. Ich kann nicht weiter als in dieses Gärtchen und auf mein Zimmer, alles Andere ist verschlossen und verriegelt.“

„Wollen Sie sich mir anvertrauen?“

„Ist es Ihr Ernst?“

„Natürlich! Draußen wartet Klaus. Kommen Sie schnell!“

Er zog sie aus dem Gärtchen nach dem Hofe und verriegelte die Pforte. Jetzt war der Prinz eingesperrt. Dennoch zögerte Anna, immer noch irgend einen Verrath befürchtend.

„Sie können unmöglich klettern!“ frug er.

„Nein.“

„So binden Sie sich diesen Strick unter den Armen hindurch um den Leib. Ich werde Sie emporziehen, und Sie helfen mit Händen und Füßen nach.“

Er schwang sich an dem Stricke empor. Anna war ein starkes dralles Mädchen, es kostete ihn keine kleine Anstrengung, sie auf die Mauer empor zu bringen. Endlich langte sie oben an.

„Sehen Sie hier hinab!“ bat er sie. „Kennen Sie den Mann?“

„Klaus!“ rief sie.

„Donnerwetter, Anna!“ erscholl es von unten herauf.

„Leise, leise!“ bat Kurt. „Wenn wir Lärm machen, ist Alles verloren. Getrauen Sie sich, an dieser Stange hinabzurutschen, wenn ich Sie mit am Seile halte?“

„Ich will es versuchen.“

„Es wird gehen. Kommen Sie!“

Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es, und bald standen die Drei da unten im Graben zusammen.

„Oh, ach, Fräulein Anna,“ jubelte Klaus, indem er das Mädchen vor lauter Freude an sich drückte. „Wer hätte das gedacht! Wie sind Sie nur herauf gekommen in diese Burg, in dieses Nest, in diese Räuberhöhle?“

„Fragen Sie später,“ drängte Kurt. „Jetzt müssen wir fort, sonst wissen wir nicht was passiren kann.“

„Die Straße hinab?“

„Nein; denselben Weg, den wir vorhin gegangen sind. Man könnte uns verfolgen.“

Sie stiegen aus dem Graben empor und eilten dann ungefäumt weiter. Sie waren noch gar nicht weit gekommen, als sie laute Rufe hörten. Es war die Stimme des Prinzen, welcher aus seiner Ohnmacht erwacht war und nun nach Beistand rief.

„Kann rufen, der Kerl!“ meinte Klaus. „Und wenn er uns noch zeitig genug erreichte, so wäre er hinüber. Ich schlage den Kerl todt; das versteht sich ja ganz von selber, nicht wahr, mein lieber Herr Schubert?“

„Er hätte nichts Anderes verdient. Aber wollen Sie die Stange nicht fortwerfen? Sie ist zu beschwerlich beim Niedersteigen.“

„Ich behalte sie, und wer uns etwa nachkommt und uns anhalten will, dem renne ich sie in den Leib. Das versteht sich ganz von selber!“ ...

VII.

Der Bawir-Pater.

„Damn! Wenn das so fortgeht, so soll mich der Teufel holen, wenn wir nur die Schwanzhaare eines einzigen Komanchenganles zu sehen bekommen!“

Der Mann, welcher diese Worte sprach, war eine breite herkulische Gestalt, aus welcher, wenn sie von Holz gewesen wäre, man füglich zwei lebensgroße menschliche Figuren hätte schnitzen können. Seine gewaltigen Beine staken in einem Paar langer Wasserstiefel, die er bis an den Leib herangezogen hatte, der von einer hirschledernen Weste bedeckt wurde, über welcher eine aus starker Büffelhaut gefertigte Jacke hing. Auf dem Kopfe trug er eine hohe Mütze, welche von einer ganzen Menge von Klapperschlangenhäuten umwunden war. Sein Gesicht sah ganz so aus wie die Gegend, in der er sich befand: es war so dicht bewaldet, daß man nur die Nase und die beiden Augen zu unterscheiden vermochte. In der Hand trug er eine doppelläufige Kentuckybüchse, und in dem alten Schwale, den er sich um die Hüfte geschlungen hatte, klaf neben

Digitized by Google

einer alten Drehpistole ein Jagdmesser, welches mehr einem Hirschfänger als einem Messer glich.

Er wühlte in einem Haufen von Holzasche herum, welcher den Boden bedeckte und den unumstößlichen Beweis führte, daß hier ein ungewöhnlich großes Feuer gebrannt habe.

„Sage einmal, Fred," fuhr er verdrießlich fort, „wie lange es wohl her ist, daß diese Asche heiß gewesen ist?"

„Das Feuer ist gestern früh verlöscht," lautete die schnelle entschiedene Antwort.

Der Mann, welcher sie gab, war bedeutend jünger als der vorige. Er mochte höchstens fünfundzwanzig Jahre zählen und war ganz in einen jener indianischen Anzüge gekleidet, welche die Savannenjäger zu tragen pflegen, und an denen die Verfertigerinnen Jahre lang zu arbeiten haben. Trotz dieses saubereu Anzuges aber hatte er nicht das Aussehen eines Sonntagsjägers. Man erkannte an seinem starken Nacken die Narbe eines tiefen Messerschnittes, und über die eine Wange zog sich die Spur eines Hiebes, welcher jedenfalls von einem Tomahawk herrührte. Seine Waffen bestanden aus einem Henrystutzen, aus dem man, ohne wieder laden zu müssen, fünfundzwanzig Schüsse thun kann, einem Bowiemesser und zwei Revolvern.

„Richtig!" stimmte der Riese bei. „Man sieht, daß Du kein Neuling mehr bist, wie vor zwei Jahren, als ich Dich in die Schule nahm. Aber was hilft uns das jetzt? Die Kameraden sind todt, die Pferde gestohlen und die Nuggets geraubt, die wir uns da drüben in Kalifornien zusammengesucht haben, um auch einmal im Osten den Gentleman spielen zu können. Nun rennen wir hinter diesen verdammten Komanchen her und können Sie zu Fuße doch nicht einholen. Aber mehe den Hallunken, wenn ich, Bill Holmers, über sie komme?"

Er erhob die Faust und schüttelte sie drohend nach Süden hin.

„Ich denke, wir werden schon noch zu dem nöthigen kommen," meinte der, welchen er Fred genannt hatte.

„Denkst Du? Ah?"

„Ja."

„Nun?"

„Die Spur, welche wir verfolgen, führt nach dem Rio Pecos, der durch die Sierra Diavlo führt, und diese ist ja gegenwärtig die Grenze zwischen dem Gebiete der Komanchen und Apachen."

„Was hat das mit unsern Pferden und Nuggets zu thun?"

„Sehr viel! Die Komanchen, welche uns bestohlen haben, können von jetzt an zu jeder Zeit einer Truppe Apachen begegnen und dürfen also nicht mehr ohne Kundschafter vorwärts gehen. Was folgt daraus, Bill?"

„Hm, daß sie gezwungen sein werden, langsamer zu reiten. Deine Ansicht ist nicht übel! Man sieht es, daß Du bei mir in die Schule gegangen bist, und darum will ich es Dir nicht übel nehmen, daß Du diesen tröstlichen Gedanken eher gehabt hast als ich. Die Apachen fürchtest Du also nicht?"

„Nein. Sie sind jetzt den Bleichgesichtern freundlich gesinnt. Sie sind überhaupt edler und tapferer als die Komanchen, und besonders seit die meisten ihrer Stämme dem großen Mimatta gehorchen, kann sich ein Jäger mit Vertrauen zu ihnen wagen."

Da raschelte es hinter ihnen. Beide fuhren blitzschnell herum und erhoben ihre Büchsen. Vor ihnen stand ein Indianer, beinahe so gekleidet wie Fred, nur daß sein eigenes Haar die einzige Kopfbedeckung bildete, welche er trug, und in seinem Gürtel ein Tomahawk von sehr kostbarer Arbeit blitzte. Seine großen dunklen Augen blickten sehr zuversichtlich auf die beiden Jäger, und die Rechte leicht zum Gruße erhebend, sprach er mit freundlicher Stimme:

„Die Bleichgesichter mögen ruhig sein; der rothe Mann wird sie nicht tödten."

„Oho!" antwortete Bill Holmers, „das wollten wir uns auch verbitten!"

Der Indianer lächelte.

„Haben meine weißen Brüder den Schritt des rothen Mannes gehört? Seine Büchse konnte sie tödten, ehe sie ihn bemerkten."

„Das ist wahr!" gestand Holmers.

„Aber der rothe Mann hat die Worte seiner weißen Brüder vernommen; sie sind Freunde der Komanchen und Freunde der Kinder der Apachen; er wird sich zu ihnen setzen und die Pfeife des Friedens mit ihnen rauchen."

Er setzte sich ohne Umstände da, wo er stand, auf den Boden nieder, nahm das mit Federn geschmückte Kalumet von der Halsschnur, klopfte es aus dem Beutel, welcher an seinem Gürtel hing, und steckte den Tabak mit Hilfe seines Punks* in Brand.

Die beiden Jäger nahmen ihm gegenüber Platz.

Er sog den Rauch seiner Pfeife sechsmal ein, stieß ihn nach den vier Himmelsrichtungen, dann empor zur Sonne und endlich nieder zur Erde von sich und gab nachher das Kalumet an Holmers.

„Der große Geist ist mit den Apachen und mit den weißen Männern. Ihre Feinde leben wie die Fliegen, welche vor dem Rauche unserer Feuer fliehen!"

Die Jäger wiederholten die Ceremonie, und Holmers antwortete:

„Mein rother Bruder ist ein Häuptling der Apachen; ich sehe es an seinem Haare. Wird er uns seinen Namen nennen?"

„Meine Brüder haben vorher gesprochen von Mimatta, dem Sohne der Apachen."

„Mimatta? Führt mein Bruder wirklich diesen Namen?"

„Der Apache lügt niemals!" lautete seine einfache Antwort. Das war ein Zusammentreffen, wie sie es sich gar nicht glücklicher wünschen konnten. Darum frug Bill:

„Ist mein Bruder allein in dieser Gegend?"

„Mimatta ist allein; er hat nicht zu fürchten tausend seiner Feinde."

„Wo hat er sein Pferd?"

„Es steht dort unter den Bäumen. Wo haben meine Brüder ihre Thiere?"

„Wir haben keine."

Er blickte sie ungläubig an.

„Sie haben keine? Der Jäger ohne Pferd ist wie der Arm ohne Hand!"

„Wir hatten sehr gute Thiere; sie sind uns von den Komanchen geraubt worden."

„Hatten die weißen Männer keine Augen um zu sehen, und keine Ohren um zu hören? Warum haben sie die Hunde der Komanchen nicht gestödtet?"

„Wir waren nicht da als die Komanchen kamen."

„Mein Bruder erzähle!"

„Wir waren zwölf Männer und kamen aus Kalifornien über die Savannen und Berge herüber, um nach Osten zu gehen. Wir lagerten an den Ufern des Rio Mala und hatten noch nichts geschossen. Da erhielten wir Beide den Auftrag Fleisch zu machen. Wir gingen fort, und als wir nach einer Stunde zurückkehrten, lagen unsere Gefährten todt und skalpirt an der Erde, die Pferde waren alle fort und die Nuggets mit ihnen."

„Hörten meine Brüder das Schießen nicht?"

„Nein; es ging ein großer Wind, der den Schall von uns trieb."

„Was thaten meine Brüder als sie zurückgekehrt waren?"

„Wir zählten die Spuren der Komanchen; es waren ihrer hundert und noch ein halbes hundert. Wir folgten ihnen, um unsere Todten zu rächen und unser Eigenthum wieder zu nehmen."

„Und meine Brüder waren zwei und die Komanchen so Viele."

„Ja."

„Meine Brüder sind wackere Krieger; die Komanchen aber sind wie die Kojoten", die keinen Verstand haben. Sie mußten sehen, daß zwei Bleichgesichter fehlten und meine Brüder erwarten und tödten. Woher werden die Bleichgesichter neue Pferde nehmen?"

„Wir werden Sie den Komanchen nehmen."

„Sie sollen eher welche haben, denn sonst können sie die Komanchen gar nicht erreichen. Die Bleichgesichter mögen warten, bis Mimatta zurückkehrt."

Er erhob sich, hing sich das Kalumet wieder um den Hals, ergriff seine Büchse und verschwand zwischen den Bäumen.

Die beiden Jäger blickten einander mit eigenthümlichen Augen an.

„Was meinst Du, Fred?" frug Bill.

„Was meinst Du, Bill?" antwortete Fred.

„Hm, ein netter Kerl."

„Sehr!"

„Konnte uns wegputzen ohne alle Gefahr!"

„Sehr!"

„Bin dem Kerl gut!"

„Sehr!"

„Gehe zum Teufel mit Deinem „Sehr!" Ich will von Dir wissen, was wir jetzt zu thun haben!"

„Bestimme Du es. Du bist der Aeltere."

„Well! Ich hätte Lust zu bleiben."

„Ich auch. Er sieht mir ganz so aus, als ob er Wort halten werde."

„Er ist beritten und wird uns Pferde fangen."

„Wird schwer gehen!"

* Prairiefeuerzeug.

* Savannenwölfe.

Digitized by Google

„Ist Alles möglich. Ein verteufelt günstiges Zusammentreffen, das mit diesem Apachen! Das kann zu unserem Glücke sein.“

„Denke es auch. Aber, hm, es möchte mir nachträglich beinahe noch angst werden.“

„Warum?“

„Wir hatten von ihm gesprochen.“

„Ja, ja. Das Sprechen in der Prairie oder im Walde ist eigentlich eine sehr große Dummheit. Man kann sich dadurch ganz gründlich verrathen.“

„Hätten wir nicht so gut von ihm gesprochen, so wette ich Hundert gegen Eins, daß wir von ihm weggeblasen worden wären.“

„Ganz sicher. Wollen wenigstens jetzt das Maul halten und uns einen Platz suchen, an dem wir auf ihn warten können, ohne von Andern bemerkt zu werden.“

Sie verließen den offenen Platz und verschwanden unter den Büschen.

Es mochten etwas über zwei Stunden vergangen sein, da stand, ohne daß das allergeringste Geräusch zu vernehmen gewesen wäre, der Apache wieder an derselben Stelle, wo die Friedenspfeife geraucht worden war.

„Uff!“

Auf diesen halblauten Ruf kamen die Jäger aus ihren Verstecken hervor.

„Meine Brüder mögen Nimatta folgen!“

Er drehte sich um und schritt davon, ohne sich scheinbar darum zu bekümmern, ob die Beiden auch wirklich hinter ihm drein kämen. Er führte sie durch den weiten hochstämmigen Urwald, bis sie eine helle Einbuchtung der Prairie erreichten. Auf derselben lag ein Mustang, an allen Vieren mit jenen ungerreißbaren Riemen gefesselt, welche man zur Anfertigung der Lassos und Reepreleinen verwendet. Der Schweiß perlte von dem Thiere herab, und große dicke Schaumflocken lagen weit umher, so hatte es sich abgearbeitet um loszukommen.

„Können meine Brüder einen wilden Mustang reiten?“

Statt aller Antwort warf Fred die Büchse über den Rücken, stellte sich mit weit gespreizten Beinen über das Pferd und löste mit zwei raschen Messerschnitten die Fesseln, welche es hielten. Im Nu sprang es auf. Der Reiter saß oben, ohne Sattel und Zaum, frank und frei auf dem bloßen Thiere. Es stutzte und wieherte erschrocken, ging bald vorn und bald hinten in die Höhe, bockte zur Seite und flog dann, als es den Reiter nicht los werden konnte, in gewaltigen Sätzen in die Prairie hinaus.

„Mein junger Bruder ist ein guter Reiter!“ meinte der Indianer beifällig; dann schritt er weiter.

Ein großes Stück draußen in der Savanne lag ein zweites Pferd, ganz in derselben Weise gefesselt wie das vorige.

„Mein Bruder nehme es und kehre dann zurück!“

Er schritt einem Gebüsche zu, in welchem er jedenfalls sein eigenes Pferd angehobbelt hatte. Bill Holmers dagegen trat zu dem Mustang, that mit demselben ganz wie vorhin Fred, und flog bereits nach einer Minute auf seinem wilden unbändigen Thiere in die Prairie hinaus.

Erst nach Verlauf von einer vollen Stunde ließ sich ganz draußen am Horizonte ein dunkler Punkt und dann ein zweiter erkennen. Sie näherten sich schnell. Es waren die beiden Jäger, welche auf ihren Pferden zurückkehrten. Als sie die kleine Savannenbucht erreichten, trat Nimatta zwischen den Sträuchern hervor und führte sein Pferd am Zügel nach.

„Meine weißen Brüder haben nun Thiere, um ihre Feinde zu erreichen, und können sich die Sättel holen, und Alles, was sie brauchen.“

Der Ort, an welchem sie hielten, war von vielfältigen Hufspuren gezeichnet. Hier hatte der Indianer die wilden Pferde angeschlichen und überfallen. Wie es ihm möglich gewesen war zwei derselben zu fangen, darüber verlor er kein Wort.

„Wohin wird unser rother Bruder gehen?“ frug Bill Holmers.

„Er wird folgen den Spuren der Komanchen, um zu sehen, wohin sie gehen.“

„Will Nimatta nicht mit uns gehen?“

„Der Apache ist der Bruder der weißen Männer, er wird an ihrer Seite bleiben, wenn sie ihm ihr Vertrauen schenken wollen.“

„Wir vertrauen Dir!“

„Ugh!“

Auf diese kurze einfache Weise war das Bündniß geschlossen, welches nach dem Gebrauche der Savanne Jeden verpflichtete, gegebenen Falles selbst das Leben für die Sicherheit und das Wohlergehen der Andern zu lassen.

Die beiden Weißen lösten die Lasso's, welche sie um ihre Hüften geschlungen trugen, ab und banden sie den Pferden so um Kopf und Maul, daß eine Art Zügel entstand, mit dessen Hilfe man die Thiere besser regieren konnte, als mit dem bloßen Schenkeldrucke.

„Jetzt wieder zurück an den Lagerplatz?“ frug Bill Holmers.

„Warum?“ frug der Apache kurz.

„Zu den Spuren der Komanchen.“

„Meine weißen Brüder werden nicht wieder zurückkehren, sondern mir folgen.“

„Weiß Nimatta einen besseren Weg die Räuber zu ereilen?“

„Die Hunde der Komanchen werden folgen dem Thale des Flusses Rio Pecos, weil sie sonst nicht Wasser genug haben für so viele Pferde. Dieser Fluß aber läuft in einem großen Bogen, der beinahe ein Kreis ist, und wenn meine Brüder mir folgen wollen, so sollen sie bei den Komanchen sein viel eher als sie es denken.“

„Wir folgen!“ erklärte Holmers. (Fortsetzung folgt.)

Die Zeitungen in Vergangenheit und Gegenwart.

Eine kulturgeschichtliche Skizze

von

Hermann Bacmeister.

(Schluß.)

Fehler derselben sind: 1) die Leichtgläubigkeit; 2) die Parteilichkeit; 3) die Trägheit und bloße Gewinnsucht des Verfassers.

Im fünften Abschnitt erfahren wir, was die Ansichten des Herrn von Beust über „die Eigenschaften und Geschicklichkeiten der Zeitungsleser sind“ und im letzten Abschnitt beschließt er seine Erörterungen mit „einer Abhandlung über die Nothwendigkeit, den Nutzen und den Werth derer Zeitungen.“

Die bemerkte Abhandlung im Großen und Ganzen ist übrigens nicht einzig und allein von Herrn von Beust abgefaßt, sondern es sind in solche zahlreiche von musterhaftem Fleiß zeugende Citate eingestreut, von des Tacitus Annalen und des Cicero de officiis bis zu Spates Zeitungs-Nutz und Lust und Johann Peter von Ludewigs gelehrten Anzeigen in alle Wissenschaften laufender geistlicher und weltlicher, alter und neuer Sachen.

Der edle Freiherr greift in seinen Ausführungen weit zurück, wie ich oben schon kurz bemerkt, bis „zum Ursprung derer Zeitungen“ und gibt seinen Lesern sofort die Lösung eines etymologischen Räthsels zum Besten, indem er sagt, daß man Zeitungen auch Gazetten nenne, über welches Wortes Herleitung er Herr von Ludewigs Meinung, als die wahrscheinlichste, citirt.

„Weilen diese Zeitung gen in einem gemeinen Ruf, Sage, oder Gewäsche des Volks bestanden, so haben die Italiener davor auch das Wort Gazeta angenommen und die Franzosen Gazette gesagt, das ist, eine Zeitung, oder ein Zeitungsträger oder Zeitungsschreiber. Da nun Octaolus Ferrarius, nach allem Hin- und Herstimen, nicht gewußt, wo er diesem Wort seinen Ursprung und Gelegenheit ausfinden sollte, so wollte ich glauben, daß, weil die Italiener auch eine geschwätzige Elster Gaza nennen, diese von dem gemeinen teutschen Wort Gazen, Gauzen, oder Schrezen herkamme, und das letztere also einen Gazer, Gauzer oder Schwätzer bedeute.

Die Teutschen heißen noch heyo eine fliegende Zeitung Gauzerey, Gazeren, Gewäsche, Plauderey. Er gazet etwas daher, heißet so viel als er plaudert einem etwas vor. Einen Gazer nennen sie einen Wäscher, Plauderer, Zeitungsträger. Woraus dann klar am Tage ist, daß die Gazetten von denen teutschen Venetianern den Namen bekommen und angenommen haben.“

Man sieht: Der Verfasser geht mit „denen Zeitungen“ schon von vornherein eben nicht sehr sanft um und er setzt seine Angriffe, wie wir gleich weiter unten sehen werden, wacker fort gegen die drei Hauptkategorien von Zeitungen, als welche er anführt:

1) Staatszeitungen, welches die gewöhnlichsten sind, und, weil sie die Kriegs- und Friedensangelegenheiten, allerhand Vorfallenheiten in so verschiedenen Reichen und Ländern, hoher und anderer vornehmen Personen, Geburts- und Todesfälle, ingleichen besondere Privatbegebenheiten, und man sonst unter merkwürdige Neuigkeiten rechnet, erzählen und berichten, von Jedermann gelesen werden.“

2) Gelehrte Zeitungen, welche, was in der Republique derer Gelehrten für neue Bücher, Erfindungen und Entdeckungen, von Zeit zu Zeit, sich hervorgethan, nebst alledem, so zur Aufnahme derer Wissenschaften gehöret, mit einem vernünftigen Urtheil, in einem kurzen Ausdruck fürtragen.“

3) Oekonomische Zeitungen, welche sonst unter dem Namen derer Intelligenz-, Auftrag-, und Nachrichtenzettel fürkommen.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 29.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Hierauf setzten sich die drei Reiter in Bewegung. Die neuen Pferde machten den Ritt anfangs etwas schwierig; nach und nach aber richteten sie sich ein, und als der Abend herein dunkelte und man an ein Nachtlager denken mußte, konnten sie angehobbelt* werden ohne alle Besorgniß, daß man sie verlieren würde. Hat das Pferd die Macht des Menschen einmal anerkannt, so bleibt es ihm auch fort ein treuer und gehorsamer Begleiter.

Am andern Morgen wurde der Ritt sehr früh schon fortgesetzt. Im Laufe des Vormittags kamen sie an den Lauf eines kleinen Flüßchens, welches sein Wasser in die Fluthen des Rio Pecos schickte. Sein Ufer bildete einen schmalen Savannenstreifen.

Da, wo die Gebiete von Texas, Arizona und Neumexiko zusammenstoßen, also an den Zuflüssen des Rio grande del Norte, erheben sich die Berge der Sierren de los Organos, Rianca und Guadelupo und bilden ein Gebiet von wilden, wirr durcheinander laufenden Höhenzügen.

Diese Züge zeigen sich bald als riesige nackte Bastionen, bald sind sie von dichtem dunklen Urwalde bestanden und werden hier durch tiefe, fast senkrecht abfallende Kanoes und dort durch sanft absteigende Thalrinnen getrennt, welche seit ihrer Entstehung von der Außenwelt abgesondert zu sein scheinen.

Und dennoch trägt der Wind Blüthenstaub und Samen über die hohen Zinnen und Grate, daß sich eine Vegetation entwickeln kann; dennoch klimmt der schwarze und der graue Bär an dem Felsen empor, um in die jenseits herrschenden Einsamkeiten hinabzusteigen; dennoch findet der wilde Bison hier einzelne Päße, durch welche oder über welche er auf seinen Herbst- und Frühjahrswanderungen in Heerden zu Tausenden von Exemplaren sich zu drängen vermag; den noch tauchen hier bald weiße, bald kupferfarbige Gestalten auf so wild wie die Gegend selbst, und wenn sie wieder abgezogen und verschwunden sind, weiß Niemand, was geschehen ist, denn die schroffen Steinriesen sind stumm, der Urwald schweigt, und noch kein Mensch hat die Sprache der Thiere zu verstehen gelernt.

Hier herauf kommt der kühne Jäger, nur allein auf sich und seine Büchse angewiesen; hier herauf steigt der Flüchtling, welcher mit der Civilisation zerfallen ist, hier herauf schleicht sich der Indsman, der aller Welt den Krieg erklärt, weil alle Welt ihn

Hans Richter.

*An den Füßen gefesselt

Digitized by Google

vernichten will. Da taucht bald die Pelzmütze eines kräftigen Trappers, bald der breitrandige Sombrero* eines Mexikaners, bald der Haarschopf eines Wilden zwischen den Zweigen auf. Was wollen sie hier? Was treibt sie derauf in diese abgeschlossenen Höhen? Es gibt nur eine Antwort: die Feindschaft gegen Mensch und Thier, der Kampf um ein Dasein, welches dieses Kampfes nicht immer werth zu nennen ist.

Drunten auf der Ebene stoßen die Jagdgründe der Apachen mit denen der Komanchen zusammen, an diesen Grenzen geschehen Heldenthaten, von denen keine Geschichte etwas meldet. Durch die Zusammenstöße dieser reckenhaften Völkerschaften wird mancher Einzelne oder mancher versprengte Trupp hinauf gedrängt in die Berge und hat dort von Fuß zu Fußbreit mit dem Tode oder mit Gewalten zu kämpfen, deren Besiegung durch Menschenkraft eine Unmöglichkeit zu sein scheint.

Der Rio Pecos entspringt auf der Sierra Jumanes, hält erst eine südöstliche Richtung ein und wendet sich dann, in die Sierra Blanca tretend, gerade nach Süden. Nahe am Austritte aus derselben schlägt er nach Wein einen gewaltigen Bogen, den rechts und links Berge einfassen. Diese weichen zu beiden Seiten seiner Ufer doch so weit zurück, daß huben und drüben ein bald schmaler, bald breiterer Prairiestreifen Platz findet, der eine üppig grüne Grasvegetation zeigt, welche sich in dem von den Höhen bis zu dem Fuße des Gebirges niedersteigenden Urwald verliert.

So sind auch die meisten seiner Nebenflüsse beschaffen.

Das ist ein höchst gefährliches Terrain. Die Berge sind langgestreckt, so daß es nur selten eine Spalte oder eine Schlucht gibt, welche zur Seite führt, und wer hier einem Feinde begegnet, der vermag nicht auszuweichen, wenn er nicht sein Pferd im Stiche lassen will, ohne welches er vielleicht doch auch verloren sein würde.

Das Flußthal, in welches die Drei einritten, war ganz von der angegebenen Beschaffenheit; zu beiden Seiten des Wassers ein Prairiestreifen, an welchen der dichte dunkle Urwald grenzte.

Rimatta eilte voran. Kaum war er in das Thal eingebogen, so stutzte er.

„Uff!"

Er sprang zur Erde und untersuchte das Gras. Auch sein kluges Thier senkte den Kopf zu Boden, als wolle es die Spuren betrachten, welche sein Herr bemerkt hatte. Natürlich stiegen auch die beiden Weißen sofort ab und betrachteten die breite Fährte, welche längs des Flusses herab kam und in der Richtung nach dem Rio Pecos weiter führte.

„Zwölf Reiter!" meinte Bill Holmers.

„Bleichgesichter!" setzte der Judianer hinzu.

„Kommt uns gelegen! Wohl eine Gesellschaft von Trappern oder Büffeljägern?"

„Mein Bruder irrt!"

„Ah! Wer sollte es sonst sein? Spazieren reitet Niemand in der Prairie."

„Mein Bruder sehe diese Spur an!"

Holmers bückte sich zur Erde und betrachtete den Fußeindruck eines Pferdes.

„Was ist damit?" frug er.

„Dieses Pferd hatte einst einen kranken Fuß."

„Das sieht man."

„Der Huf hat geschworen und sich nach dieser Seite krumm gezogen."

„Das kann vorkommen."

„Der Häuptling der Apachen kennt dieses Thier."

„Ah! Wem gehört es?"

„Dem größten Feinde der rothen Männer. Seine weißen Brüder nennen ihn nicht anders als den Bowie-Pater.

„Alle Teufel, der Pater hier! Ist es wirklich sein Pferd?"

„Rimatta irrt sich nie," antwortete der Judianer in stolzem Tone.

„So weiß man allerdings nicht, ob man Freude oder Sorge haben soll. Der Pater ist ein Satan, der sich niemals beurtheilen und berechnen läßt."

„Was denkt unser rother Bruder?" frug Fred.

„Rimatta fürchtet nicht den Judianermörder."

„Wir fürchten ihn auch nicht. Ist er ein Feind auch der Krieger der Apachen?"

„Er ist ein Feind aller rothen Männer. Er hat eine Perlenschnur bei sich, die gibt er seinen Gefangenen in die Hand, und wer dann nicht zu Eurer Jungfrau betet, den tödtet er mit seinem Bowiemesser. Die weißen Männer nennen die Schnur ein Paternoster."

„Muß ein fürchterlicher Kerl sein, dieser Mensch," brummte Bill; „auf diese Weise Christen machen zu wollen! Und also Elf hat er bei sich? Wenn wir ihnen nicht willkommen sind, wird es einen Kampf geben. Vorwärts, ihnen nach!"

Eine Strecke weiter unten war der Bowie-Pater mit seinen Leuten über das Flüßchen gesetzt. Der Judianer that mit den beiden Weißen ganz dasselbe.

Da wo das Thal in dasjenige des Rio Pecos mündete, harrte ihrer eine neue Ueberraschung. Längs des Pecos führte eine Fährte, welche von dem linken nach dem rechten Ufer des Zuflusses übersprang und sichtlich von einer sehr zahlreich.n Reiterschaar herrührte. Die drei Männer stiegen abermals von den Pferden, um die Spuren genau betrachten zu können. Der Judianer war am schnellsten damit fertig.

„Komanchen!" meinte er.

„Das sind die, welche wir suchen. Wann sind sie hier vorübergekommen?" frug Bill Holmers.

„Vor kaum einer halben Stunde," antwortete Fred.

„Mein junger Bruder hat Recht," stimmte der Apache bei. „Die Halme, welche sie niedertraten, haben sich noch nicht wieder emporgerichtet."

„Diese Leute reiten auf der Fährte des Bowie-Paters. Sie werden ihn einholen und überfallen."

„Sie werden so reiten, daß sie des Nachts bei ihm sind," sprach der Apache.

„Das ist richtig; denn die rothen Krieger pflegen einen Ueberfall lieber des Nachts als am Tage vorzunehmen, selbst wenn sie eine bedeutende Ueberzahl haben."

„Der Bowie-Pater," meinte Fred, „ist ihnen um einige Stunden voraus."

„Sie werden ihn dennoch ereilen, denn die weißen Männer sind langsam geritten, während die Komanchen ihre Thiere schnell gehen lassen werden. Meine Brüder mögen hierher sehen. Hier haben die Komanchen Berathung gehalten, und von da an sind sie im Galopp geritten."

Man sah an den Spuren, daß die Wilden einen Kreis gebildet hatten, und dann war die Erde von den Hufen der Pferde in einer Weise aufgerissen worden, daß sehr leicht zu schließen war, daß sie den Weißen im vollen Laufe gefolgt seien.

„Was thun wir?" frug Bill Holmers. „Es scheint unmöglich ihnen zuvorzukommen, um die Weißen zu warnen. Was sagt mein rother Bruder dazu?"

Der Judianer blickte finster vor sich nieder.

„Das Bleichgesicht, welches sich Bowie-Pater nennt, ist ein Feind aller rothen Männer, auch der Apachen, denn viele von ihnen sind von seiner Hand gefallen."

„Aber heut ist der Pater ein Freund, ein Verbündeter der Apachen, denn er wird mit ihren größten Feinden, den Komanchen zu kämpfen haben."

„Mein Bruder sagt die Wahrheit, und darum möchte Rimatta ihn warnen."

„Aber wie? Gibt es keinen Weg, zwischen ihn und die Komanchen zu kommen?"

„Hier nicht. Aber weiter unten geht ein Paß rechts in die Berge hinein, und wenn wir ihm folgen und im Galoppe reiten, so ist es möglich, dann wieder links nach dem Flusse einzulenken und den Hunden der Komanchen zuvor zu kommen."

„Wie weit haben wir von hier bis hinunter zu dem Passe?"

„Eine Zeit, welche die Bleichgesichter, wenn sie schnell reiten, zwei Stunden nennen."

„Dann vorwärts. Unsere Pferde mögen ausgreifen!"

Die drei Pferde legten jetzt über den weichen Boden dahin, daß die aufgerissene Erde hinter ihnen emporflog. In der angegebenen Zeit erreichte man wirklich eine Stelle, wo sich die Berge öffneten und eine Schlucht nach rechts hinein führte.

Rimatta hielt an und betrachtete die Spuren.

„Wir sind den Komanchen sehr nahe gekommen."

„Sie sind vor kaum zehn Minuten an dieser Stelle gewesen," meinte Fred.

„Meine Brüder mögen mir jetzt in die Schlucht folgen!"

Er wollte ihnen voran in dieselbe einbiegen, hielt aber ganz erstaunt inne.

„Uff!"

Bei diesem Worte der Ueberraschung riß er die Büchse empor und drängte zu gleicher Zeit sein Pferd hinter den Felsen, welcher die Ecke der Schlucht bildete, zurück.

„Was gibt es?" frug Bill, ebenfalls sofort nach seiner Büchse greifend.

„Bleichgesichter!"

* Deutsch: „Schattenmacher."

Digitized by Google

„Ah! Wie viele?“

„Zwölf; an ihrer Spitze der Bowie-Vater.“

„Alle Teufel! Wie kommen die hieher in die Schlucht? Aber das werden sie uns ja sagen müssen, wenn wir sie jetzt darnach fragen.“

Er ritt mit Fred vor, und der Apache folgte ihnen, doch mit der Büchse in der Hand.

Die zwölf Weißen hielten in der Schlucht; es war ihnen anzusehen, daß sie durch das Erscheinen des Indianers in Ueberraschung und Besorgniß versetzt worden waren.

„Good day, Ihr Männer!“ grüßte Bill. „Hollah, was thut Ihr hier?“

„Good day, Master! Wollt Ihr uns nicht vorher sagen, was Ihr hier thut?“

Der, welcher diese Worte sprach, war ein ungewöhnlich kleiner und schmächtiger Mann, dessen von Sturm und Wetter gebräuntes Gesicht nicht die mindeste Spur von Bart zeigte, gewiß eine ganz außerordentliche Erscheinung hier in der Wildniß, wo es zum Rasiren weder das Werkzeug noch die Gelegenheit gab.

„Was wir hier thun? Hm, wir suchen Euch!“

„Uns?“ frug der Andere erstaunt.

„Ja, wenn Ihr nämlich Der seid, für den ich Euch halte.“

„Nun, für wen haltet Ihr mich?“

„Für Den, welchen man den Bowie-Vater zu nennen pflegt.“

Der Kleine lachte selbstgefällig, und zwar mit einer so hohen Stimme, daß sie mehr einem Weibe als einem Manne anzugehören schien.

„Da seid Ihr ganz auf der richtigen Fährte, Mann. Aber, warum sucht Ihr mich?“

„Um Euch zu warnen.“

„Ah! Vor wem oder was?“

„Vor den Komanchen, die hinter Euch her sind.“

„Hinter uns her? Mann, seht Ihr denn nicht, daß es gerade umgekehrt ist: wir sind hinter ihnen her.“

„Well, ich begreife das schon: Ihr seid einen Kreis gerritten, um hinter sie zu kommen. Aber so habt Ihr also gewußt, daß sie Euch folgten?“

„Halte Ihr den Bowie-Vater für so dumm, daß er nicht sieht, wen er vor sich oder hinter sich hat?“

„Aber einen Fehler habt Ihr dennoch gemacht.“

„Oho! Welchen?“

„Daß Ihr Euch zu zeitig nach hinten gewendet habt. Es ist jetzt Mittag. Sie werden in kurzer Zeit hinter Euern Streich kommen und Euch zwischen zwei Feuer nehmen.“

„Was Ihr doch klug seid! In wie fern denn zwischen zwei Feuer?“

„Sie werden sich theilen. Die eine Hälfte wird Euch durch die Berge folgen, und die andere Hälfte wird am Flusse umkehren um Euch zu erwarten.“

„Habt nicht so ganz Unrecht, Mann! Habe das, was Ihr mir sagt, aber ebenso gewußt und gerade mit Vorbedacht so gethandelt. Seht Ihr denn nicht ein, daß man mit siebzig Rothhäuten eher fertig wird als mit hundertundfünfzig?“

„Ah! Ihr wollt wirklich mit ihnen kämpfen?“

„Was anders?“

„Zwölf gegen siebzig!“

„Ihr scheint zu den schmackhaften Kreaturen zu gehören, die man Hasen nennt.“

„Möglich! Könnte Euch aber das Gegentheil beweisen! Ich habe mich schon sehr oft meiner Haut zu wehren gehabt, aber einen Angriff unternehme ich nur dann, wenn ich Gründe dafür und auch die Ueberzeugung habe, daß ich nicht unterliege.“

„Ist bei mir ebenso, und gerade heut habe ich die Ueberzeugung, daß ich siege.“

„Zwölf gegen zweimal Siebzig?“

„Zwölf Doppelbüchsen geben vierundzwanzig Todte, wenn man die Kerls überrascht; dann die Messer, Pistolen und Revolver, so werden von den rothen Hallunken nicht viele übrig bleiben.“

„Was haben sie Euch gethan, daß Ihr solche Liebe zu ihnen habt?“

„Was hat Euch der Floh gethan, daß Ihr ihn nicht leiden mögt? Ungeziefer! Aber Ihr wolltet uns ja warnen! Ihr habt also von uns gewußt?“

„Eure Fährte war ja deutlich genug!“

„Aber wie erfuhrt Ihr, daß ich es war?“

„Hier dieser rothe Master kennt die Spuren Eures Pferdes.“

„Glaube es! Kennen uns überhaupt ein wenig, er und ich. Ist der einzige Indianer, den man achten möchte! Seid Ihr zufällig hinter den Komanchen?“

„Nein. Wir folgen ihnen, um ein Wörtchen mit ihnen zu reden.“

„Heimlich oder laut?“

„Wie es kommt.“

„Alle Teufel, drei gegen hundertfünfzig! Und vorhin hattet Ihr Angst um mich! Dann seid Ihr ein sehr muthiger Hase. Wie ist Euer Name?“

„Meine Freunde nennen mich Bill Holmes.“

„Bill Holmes, der Kentuckyman?“

„Ja, wenn es Euch recht ist.“

„Das ist eine Ueberraschung! Habe viel von Euch gehört und lange gewünscht, einmal mit Euch zusammen zu treffen. Ihr sollt einen Begleiter haben, den die Indianer „Frieetod“ nennen?“

„Dieser ist es.“

Er deutete auf Fred, welcher schon während der ganzen Unterhaltung bemerkt hatte, daß ihn der Kleine mit außerordentlich forschenden Blicken betrachtete.

„Dann willkommen Beide, und auch Du, Rimatta! Heute soll Waffenstillstand sein zwischen mir und Dir.“

Er reichte allen Dreien die Hand entgegen, welche auch von ihnen angenommen wurde.

„Was habt Ihr mit den Komanchen zu reden?“ frug er dann weiter.

„Wir gehörten zu einer Truppe von Jägern und Goldsuchern, die von ihnen überfallen und vollständig vernichtet wurde. Wir Beide allein entkamen weil wir fortgegangen waren, um Fleisch zu machen. Nun wollen wir uns die Ruggels wieder holen, die sie uns abgenommen haben.“

„Dann passen wir zusammen. Wollt Ihr Euch uns anschließen?“

„Gern.“

„Und wer soll der Führer sein?“

„Du, denn Deine Truppe ist größer als die unsrige.“

„Gut. Was aber sagt Rimatta dazu?“

Der Indianer lächelte stolz, als er antwortete:

„Rimatta ist der Häuptling der Apachen; er gehorcht nur sich selbst. Aber er wird thun, was seine weißen Brüder wünschen, wenn es gut und löblich ist.“

„So sind wir also nun fünfzehn Mann, das heißt, Einer gegen Zehn. Ihr werdet Alles wieder bekommen, was Euch die rothen Hallunken abgenommen haben.“

Rimatta schüttelte mit dem Kopfe.

„Mein Bruder rechnet nicht richtig, und meine weißen Freunde werden nicht wieder bekommen, was sie verloren haben.“

„Wie so?“ frug der Vater, sichtlich überrascht, daß ihm widersprochen wurde.

„Es sind nicht hundert und noch fünfzig Komanchen; es sind nur so viele Pferde. Es sind die Thiere dabei, welche meinen Brüdern gestohlen wurden und die alle keinen Reiter tragen.“

„Das ist richtig; also besser für uns. Weshalb also sollten wir ihnen den Raub nicht abnehmen können?“

„Du hast recht gesagt, daß die Komanchen sich theilen werden, sobald sie Deine List bemerken. Rimatta allerdings würde sich nicht so täuschen lassen. Der eine Theil von ihnen wird Dir durch die Berge folgen, und der andere Theil wird Dich am Flusse erwarten. Das Gold aber und der ganze Raub ist ihnen im Kampfe hinderlich und kann dabei in Gefahr kommen; sie werden also diese Sachen einigen Leuten geben, welche Alles, ohne sich aufzuhalten, nach den Dorfern der Komanchen schaffen werden.“

„Fast scheint es, als ob diese Vermuthung ihre Richtigkeit habe, aber es ist nun nichts mehr zu ändern. Dennoch halte ich noch nichts für verloren. Wenn Eure Sachen auch wirklich in Sicherheit geschafft werden sollten, so wird es uns doch später möglich sein, die Fährte aufzufinden und den Transportirenden zu folgen.“

„Und was beschließest Du für jetzt?“

„Ich bin bis hierher vorgedrungen, um zu sehen, ob die Komanchen bereits vorüber sind. Jetzt kehren wir zurück.“

„Auf Deiner eigenen Spur?“

„Rällt mir nicht ein! Wir schlagen uns hier seitwärts in die Felsen. Der Ritt wird anstrengend sein, aber das muß man wir uns gefallen lassen. Ich habe mir bereits eine Stelle ausgewählt, welche gar nicht besser zu einem Angriffe passen kann.“

Er drehte sein Pferd um, die Andern folgten ihm.

Der Weg führte auf scharfem Gestein oder losem Geröll bald auf bald ab; die Pferde konnten ihn kaum überwinden. Sie mochten so beinahe eine Stunde geritten sein, als der Vater halten hieß und mit der Hand vorwärts deutete.

„Hier ist es. Wenn sie in diese Falle gehen, kann Keiner entkommen.“

Digitized by Google

Sie hielten auf einer hohen steilen Felsenwand, welcher eine zweite gleich hohe gegenüber lag. Zwischen beiden Wänden zog sich eine tiefe Thalschlucht dahin, an deren Ein- und Ausgange die Felsen so nahe zusammentraten, daß kaum zwei Reiter neben einander zu passiren vermochten. Zu Pferde waren die Wände nicht zu ersteigen, und das Thal bildete wirklich eine Falle, welche es wenig Männern möglich machte, eine ganze Truppe zu vernichten.

Der Vater las mit Genugthuung die Anerkennung seines Scharfsinns aus den Blicken Freds und Bills; nur der Apache musterte das Terrain mit sehr gleichgiltiger Miene.

„Ausgezeichnet!“ rief Hoimers. „Hier kann wirklich Keiner entkommen.“

„So wollen wir unsere Vorbereitungen schleunigst treffen, denn wir können die Ankunft der Rothen nun bald erwarten,“ bemerkte der Bowie-Pater.

„Wie vertheilen wir uns?“

„Zunächst werden die Pferde angehobbelt, aber fest und so eng wie möglich. Dann gehen Drei nach links zum Eingange und Drei nach rechts zum Ausgange der Schlucht. Die andern Neun positren sich in gewissen Zwischenräumen hier in der Mitte, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir sie nicht Alle bekämen.“

„Wann wird geschossen?“

„Sobald sie in der Falle stecken. Ich werde den ersten Schuß thun.“

Er wandte sich jetzt ausschließlich an Bill und Fred:

„Wollt Ihr Euch über den Ausgang dort postiren? Ich gebe Euch noch einen Dritten mit. Es ist der schwierigste Posten.“

„Bah,“ antwortete Bill. „Spart Eure Leute. Wir Zwei genügen. Ich gebe Euch mein Wort, daß wir Keinen durchlassen werden.“

„Aber es wird sich Alles hin nach Euch drängen. Ihr könnt unmöglich so schnell laden, wie es nöthig ist.“

„Seht Euch meinen Stutzen an,“ meinte Fred. „Kennt Ihr diese Sorte?“

„Ah, ein Henrystutzen! Gut, das genügt! Wohin will sich Almatta stellen?“

„Almatta wird gehen weit über den Ausgang der Schlucht hinaus.“

„Ah! Warum? Will der Apache nicht mitkämpfen?“

„Er wird kämpfen. Der Indianertödter ist klug; die Söhne der Komanchen aber sind auch klug und weise.“

„Was will mein rother Bruder damit sagen?“

„Der Indianertödter hat gesehen, daß diese Schlucht eine gute Falle ist. Werden dies die Komanchen nicht auch bemerken?“

„Das wäre verdammt unbequem!“

„Sie werden am Eingange halten bleiben und einige tapfere und muthige Männer vorschicken um zu sehen, ob Gefahr vorhanden ist.“

„So müssen wir diese passiren und also entkommen lassen!“

„Sie sollen nicht entkommen, denn deshalb wird der Häuptling der Apachen weit über die Schlucht hinausreiten, um sie zu empfangen. Er wird sie angreifen, sobald der Indianertödter den ersten Schuß thut.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sein Pferd und jagte davon.

Bill und Fred begaben sich an ihren Posten.

„Ein eigenthümlicher Kerl, dieser Bowie-Pater. Hast Du den Nasenklang gesehen, den er umhangen hat?“

„Ja.“

„Man sagt, daß derselbe aus Indianerknochen gedrechselt worden sei. Er muß einen ganz besonderen Grund haben, die Wilden in dieser Weise zu hassen.“

Sie hobbelten ihre Thiere in der Nähe an und setzten sich dann so zu Boden, daß sie die ganze Schlucht überblicken konnten, ohne von unten gesehen zu werden. Sie mochten vielleicht eine Viertelstunde gewartet haben, als sich plötzlich ein ferner Ton hören ließ.

„Horch!“ sagte Bill. „War das nicht ein Wiehern?“

„Es schien so.“

„So kommen sie jedenfalls.“

In demselben Augenblicke zeigte sich die Gestalt eines Indianers am Eingange der Schlucht. Es war ein Häuptling, wie man an den in seinen Schopf eingeflochtenen Adlerfedern erkennen konnte. Sein Auge durchmaß in einem einzigen Momente das Terrain, und sofort hielt er sein Thier an.

Die verborgenen Beobachter sahen, daß er einen Wink nach rückwärts gab, worauf zwei alte, jedenfalls erfahrene Krieger an seiner Seite erschienen. Mit ihnen pflog er einen kurzen Rath, dann kehrten sie zurück. Eine Minute verging, während er noch immer allein da hielt, dann erschienen drei junge Männer. Er richtete einige kurze Worte an sie, worauf sie im Galoppe vorwärts ritten, die Schlucht durchritten und am Ausgange derselben verschwanden. Bald kehrte einer von ihnen zurück und gab ein aufmunterndes Zeichen mit der Hand, worauf nun erst der Häuptling sich wieder in Bewegung setzte, hinter ihm ein Trupp von zweiundsechzig Komanchen, wie Fred halblaut zählte.

Als sie sich inmitten der Schlucht befanden, jog der platt am Boden liegende Bowie-Pater die Büchse an die Wange; ein Schuß erschallte und noch einer — der Häuptling stürzte mit dem ihm Nächstfolgenden vom Pferde. Zu gleicher Zeit krachten die dreizehn Schüsse der Andern, noch dreizehn, und nun gab es da unten unter gellendem Heulen und Schreien ein Chaos von Todten, Verwundeten und noch Lebenden, der ganz entsetzlich war. Die letzteren suchten sich der Verwirrung zu entreißen und ergriffen in zwei verschiedenen Abtheilungen die Flucht. Die Kleinere wandte sich nach dem Eingange zurück, wurde aber theils unterwegs theils von den drei dort postirten Jägern niedergeschossen, die größere sprengte dem Ausgange zu. Hier war es, wo Freds Stutzen seine Treffsicherheit bewährte. Ohne laden zu müssen hielt der junge Mann immer auf den vordersten Indianer, jagte Kugel um Kugel hinab, von denen eine jede ihren Mann vom Pferde warf, und eben stürzte der letzte zu Boden, als unten der Apache erschien, drei rauchende Skalpe am Gürtel und den blutigen Tomahawk in der Faust. Vor sich herein jagte er die drei Pferde der von ihm getödteten Bebetten. Er kam in die Schlucht galoppirt, um die Feinde mit der Hand zu erlegen, sand aber keinen Lebenden mehr vor.

Er blieb am Ausgange halten und winkte. Man verstand ihn hinten am Eingange und die drei dort oben postirten Jäger stiegen eiligst hinab, um denselben zu besetzen, damit keines der Pferde entkommen könne.

Das Alles war so schnell geschehen, daß seit dem Erscheinen der Komanchen bis jetzt höchstens drei Minuten vergangen waren und der so fürchterlich überraschte Feind nicht die mindeste Zeit gehabt hatte, an eine Gegenwehr zu denken.

Auch die Andern stiegen jetzt hinab, und nun war es grausig zu sehen, wie der Bowie-Pater Jedem, in dem er noch Leben verspürte, sein Messer in das Herz stieß, um ihn vollends zu tödten. Es war über den kleinen Mann eine Art wilden Fiebers gekommen. Seine Augen funkelten wie diejenigen eines Panthers, seine Zähne knirschten, und bei jedem Stoße murmelte er eine Zahl, aus welcher seine Gefährten erfahren, daß er sich genau merkte, wie viele Indianer er in die ewigen Jagdgründe geschickt habe.

„Zweihundertundzwölf!“ war die letzte Zahl, welche man hörte; dann gab er den Befehl, die Beute zusammen zu bringen. Sie bestand nur aus Pferden und Waffen, von denen sich Jeder aussuchen konnte, was er brauchte. Bill und Fred nahmen sich jeder ein prächtiges Pferd; die übrigen Waffen wurden fortgeworfen die Pferde aber laufen gelassen.

„Das war ein Sieg, ohne daß uns nur die Haut geritzt worden wäre!“ meinte der Pater. „Nun gilt es den Andern.“

„Wie greifen wir sie an?“ frug Bill.

„Das muß sich aus den Umständen ergeben. Zunächst kehren wir an den Rio Pecos zurück bis dahin, wo ich Euch getroffen habe. Vorwärts!“

Jetzt ritten sie auf einem besseren Wege als vorhin herwärts, und daher erreichten sie den angegebenen Ort in kürzerer Zeit, als sie zu dem Herwege gebraucht hatten.

Nun wurde ein Rath gehalten, der aber zu keinem Ziele führen wollte, da ein Jeder seine eigene Meinung hatte. Nur der Apache verhielt sich schweigsam.

„Was sagt Almatta?“ frug ihn endlich der Bowie-Pater.

„Wenn meine weißen Brüder offen am Pecos hinreiten, um die Komanchen zu suchen, die sich dort versteckt haben, so werden sie vernichtet. Sie mögen langsam folgen, der Häuptling der Apachen wird ihnen sein Pferd übergeben und ihnen vorangehen um zu sehen, wo die Hunde der Komanchen stecken.“

Er stieg ab, warf die Zügel seines Pferdes einem der Jäger zu und verschwand zwischen den Bäumen, welche das Thal des Pecos einsäumten.

„Eine schwere und gefährliche Aufgabe, die er sich stellt!“ meinte Fred.

„Er ist aber der Mann dazu sie zu lösen,“ antwortete der Pater. „Er ist der tapferste und klügste Indianer, der mir vorgekommen ist; hoffentlich wird es mir gelingen, ihn zum Christen zu machen, sonst muß ich ihn tödten, sobald er mir wieder einmal mit der Waffe gegenübersteht.“

Ohne sich um den Eindruck dieser sonderbaren Rede zu be-

Digitized by Google

kümmern, lenkte er sein Pferd aus dem Passe, in welchem sie noch gehalten hatten, hinaus in das offene Thal des Rio Pecos, dessen Laufe sie nun im langsamen Schritte folgten.

Sie mochten wohl drei Viertelstunden geritten sein, als Nimatta plötzlich zwischen den Bäumen hervortrat und ihnen schon von Weitem ein Zeichen gab zu halten.

„Nun?“ frug ihn der Vater, als er herangekommen war.

„Der Häuptling der Apachen hat gesehen die Hunde der Komanchen.“

„Wo sind sie?“

„Hinter der Ecke des Waldes dort liegen sie unter den Bäumen und lauern, daß die weißen Männer kommen sollen.“

„Ah, so haben wir sie! Wir lassen unsere Pferde hier zurück, bringen hier in den Wald ein und fallen sie von hinten an. Steigt ab, Nimatta wird uns führen.“

„Nimatta wird die weißen Männer nicht führen,“ antwortete der Apache.

„Warum?“

„Weil er die Komanchen führen wird.“

„Ah! Wohin?“

„Vor die Büchsen der weißen Männer, die sich hier im Walde verstecken mögen, bis es Zeit ist, über die Feinde herzufallen.“

Ohne sich weiter zu erklären, nahm er die Zügel seines Pferdes zurück, setzte sich auf und ritt davon.

„Halt, wohin?“ frug der Vater.

Der Apache hielt diese Frage keiner Antwort werth; er drehte sich nicht einmal um.

Allerdings schien eine solche Frage sehr gerechtfertigt. Nimatta nämlich wollte die Komanchen herbeibringen und ritt doch stromaufwärts statt abwärts, wo sie sich befanden. Das mußte Jeden befremden, der seinen Plan nicht kannte. (Fortsetzung folgt.)

Entführt.

Ein Abenteuer aus Egypten

von

Karl Hohenthal.

(Fortsetzung.)

Plötzlich legte sie die Hand auf meinen Arm, und leise gepreßt klang es:

„O zürne mir nicht, Du Guter!“

Ich wußte ihr nicht zu antworten und mein Schweigen falsch deutend, schlang sie, wie von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, die Arme um meinen Nacken, preßte ihr Köpfchen fest, fest an meine Brust und schluchzte:

„Leilet kann nicht dafür!“

Noch ein langer, tiefer, unbeschreiblicher Blick, als müsse sie ihre ganze Seele in mein Auge senken, und dann floh sie der Kajüte zu.

Ich blieb zurück unter einem Sturme von Empfindungen, der mich die ganze Nacht nicht ruhen ließ und auch am Morgen sich noch nicht beschwichtigt hatte. Es lastete ein Geheimniß, ein Druck auf ihrer Seele, der ihres Herzens Freiheit raubte und die Erfüllung meiner freudigsten Hoffnung verzögerte. Aber ich beschwichtigte meine Befürchtungen; die nächste Zukunft schon mußte mir ja die Lösung des Räthsels bringen und mich über die Verhältnisse meines schweigsamen Schützlings unterrichten. Mochten aber dieselben sein, wie sie wollten, das stand felsenfest: mein mußte sie werden, und sollte ich einen einzigen Augenblick des Glückes mit dem Tode oder mit einem öden und freudeleeren Leben bezahlen!

Die wenigen Paßagiere, welche die Dahabie unterwegs aufgenommen hatte, waren jetzt über das Landungsbrett geschritten, und ich wandte mich nun zu Leilet, um sie an den Aufbruch zu mahnen. Sie eilte herbei und bat hastig und flehend:

„Verlaß mich nicht schon jetzt, sondern nimm mich mit Dir!“

Wie klang doch diese Bitte so sonderbar! Ich bog mich zu ihr nieder und flüsterte mit überfließendem Herzen:

„Ich werde Dich nie, nie wieder von mir lassen!“

Da ich wußte, daß mein Bruder die Wohnung geändert hatte, und ich seine gegenwärtige Adresse noch nicht kannte, so nahm ich für mich und Leilet eine Barutsche, einen jener meist zweirädrigen und mit Kissen ausgelegten Wagen, wie sie in Kairo üblich sind, und fuhr, die Sorge für das Gepäck meinem Omar überlassend, nach dem Hotel d'Orient, um dort einstweilen Wohnung zu nehmen.

Es war schon zu spät den Konsul aufzusuchen, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehen und etwa eingegangene Briefe und Schriftstücke in Empfang zu nehmen. Deshalb beschloß ich, nicht auszugehen und mich vielmehr mit dem Ordnen meiner Effekten zu beschäftigen.

Eben hatte ich diese Arbeit beendet, als Leilet bei mir eintrat. Jeder ihrer Züge sagte mir, daß irgend ein Entschluß sie beschäftige, und als sie sich dem Tische näherte, wußte ich, daß sie im Begriffe stehe, die bis dahin aufgeschobene Aufklärung anzusprechen. Da fiel ihr Blick auf eine vor mir liegende Mappe, welche in goldenen Lettern meinen Namenszug trug. Ein Blitz der Ueberraschung zuckte über ihr erbleichendes Angesicht, und mit unsicherer, zu zitternder Stimme hauchte sie:

„Ich kann, um Dir den Abendgruß zu bringen. Leilum saalde, gute Nacht!“

„Leilet,“ rief ich emporspringend, „worüber erschrakst Du? Wolltest Du mir nun diese zwei Worte sagen?“

„O nein, Herr, Du solltest Vieles vernehmen, aber meine Lippe muß sich schließen, bis sie morgen sprechen darf.“

„Morgen? Warum nicht heut, nicht jetzt? Hast Du nicht gefühlt, daß mein Herz sich allezeit gesehnt hat nach dem Worte, welches Du aufgehoben hast bis jetzt und nun auch weiter noch verschweigen willst?“

„Ich habe das Leid Deiner Seele zu jeder Zeit in Deinem Auge gelesen, aber die Lippe blieb mir stumm, weil —“

Die Hände vors Gesicht leonid, lehnte sie tiefathmend den Kopf an meine Schulter. Ich schlang den Arm leise um ihre weiche schlanke Gestalt; da aber wand sie sich los und war, noch ehe ich es verhindern konnte, hinter der Thüre zu ihrem Gemache verschwunden.

Was war das? Was hatte sie so erschreckt, so erschüttert? Konnte es wirklich die unschuldige bedeutungslose Mappe sein, welche eine so plötzliche Zurückhaltung bewirkt hatte? Von tausend unklaren und ungewissen Gedanken hin und her geworfen, saß ich da und zermarterte mir den Kopf mit Vermuthungen und Befürchtungen, deren Nichtigkeit ich doch immer wieder beweisen mußte. Mein auf der Mappe stehender Name, den sie bisher allerdings nur in seiner arabischen Verdolmetschung gehört hatte, konnte doch unmöglich auf die Stimmungen und Entschlüsse eines mir bis vor kurzer Zeit vollständig fremden Wesens einen so gewaltigen Eindruck haben, wie ich ihn soeben bemerkt hatte. Es blieb mir nichts weiter übrig, als mich in Geduld zu fassen und den morgenden Tag, von dem sie ja gesprochen hatte, abzuwarten.

Der Bruder wohnte, wie ich am andern Morgen erfuhr, in Bulaky, wohin ich mich sofort verfügte, um ihn nach so langer Zeit wiederzusehen und Zeuge seines Glückes zu sein, von welchem er mir geschrieben hatte.

Ungemeldet trat ich ein. Mit untergeschlagenen Beinen saß er wie ein ächter Pabischah mit würdigem Gesichtsausdrucke auf dem Divan und hob das Auge zu dem Eindringling empor. Meine von der Sonne fast schwarzgebrannten, von der Gluth der Wüste bis auf die Knochen ausgetrockneten und mit einem dichten Barte verhüllten Züge schienen ihm für den ersten Augenblick beschemblich vorzukommen, und schon wollte ich vorfuchen, wie lange ein Incognito zu behaupten sei, indem ich mit orientalischem Ernste grüßte:

„Salem al —“ als er, aufspringend und mit ausgebreiteten Armen auf mich losstürzend, rief:

„Halts Maul, Goldjunge, mit Deinem Salem und rede, wie Dir der Schnabel gewachsen ist! Aber, ums Himmelswillen, Herzensbruder, wie bist Du von der Freu Sonne mitgenommen! Wahrhaftig, ich ertappte mich auf dem wohlthuenden Gedanken, der König der sieben Indien habe einen seiner schwärzesten Mohren zu mir geschickt, um als abschreckendes Beispiel einer verbrannten Menschenschwarte Modell zu sitzen. Komm, mache Deine langen Beine krumm und lasse Dich nieder, damit man in Ruhe Deine alte, liebe, treue, ehrliche und hausbackene Physiognomie genießen kann. Doch halt, vorher muß ich Dich küssen, mein Sohn!“

Das war noch ganz der aufgeräumte, lebensfrohe und neckische Kumpan, der selbst die ernstesten Regungen seines Herzens in ein heiteres Gewand zu kleiden wußte und deshalb von Fremden oft für oberflächlich gehalten wurde, wo er doch nur zu stolz war, sein Innerstes unberufenen Blicken preiszugeben. Mit beiden Händen zog er, um die rechte Stelle für den Kuß zu finden, mir den wirren Bart weit auseinander und lachte:

„Höre, Schap, laß Dich mit diesem Mimosengestrüpp nur ja vor keiner Dame sehen, sonst kannst Du Dir gar kein entschiedeneres Fiasko wünschen. Unter drei Monaten darfst Du Dich in keiner Gesellschaft attrapiren lassen, das steht bombenfest, und ich werde Dich ganz gehörig in die Wäsche nehmen müssen, um Dich ohne Blamage als meinen Bruder sehen lassen zu können!“

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 30.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

as muß er vorhaben?" frug Fred.

„Laßt ihn!" meinte Bill. „Er weiß jedenfalls ganz genau was er will, und wir werden es zur rechten Zeit schon noch erfahren. Macht, daß Ihr unter die Bäume kommt, sonst könnten wir vielleicht gar noch entdeckt werden!"

Sie stiegen ab und führten ihre Pferde in den Waldessaum, wo sie sich so lagerten, daß sie den Apachen gut beobachten konnten.

Dieser ritt eine ziemliche Strecke aufwärts und trieb sein Pferd dann in das Wasser des Flusses, über welchen er trotz dessen Breite glücklich setzte.

„Alle Teufel," meinte der Pater, „jetzt errathe ich ihn. Das nenne ich klug gehandelt, und nun glaube ich selbst, daß er uns die Rothen vor die Büchsen bringt!"

„Er will thun, als ob er aus dem jenseitigen Gebirge komme?"

„Ja, und sie aus ihrem Verstecke locken. Es ist ganz sicher, daß sie den berühmtesten Häuptling ihrer Todfeinde erkennen, und so werden sie hinter ihm her sein wie die Hunde hinter dem Hasen."

„Ist aber gefährlich für ihn. Er darf sich ihnen nicht auf Schußweite nähern."

„Meint Ihr?"

„Ja."

„Ich denke anders," sprach Fred. „Einen solchen Mann schießt man nicht todt, sondern man sucht ihn lebendig zu fangen, was sehr leicht erscheint, wenn Siebzig gegen nur Einen sind."

„Das ist auch meine Ansicht," stimmte der Pater bei. „Das weiß der Apache auch sehr genau, sonst würde er sich wohl hüten, sich ihnen so nahe an das Messer zu liefern. Seht, jetzt ist er drüben am andern Ufer!"

„Und hält auf den Wald zu."

„Er wird dort oben verschwinden, zwischen den Bäumen abwärts reiten und dann da unten vor den Augen der Komanchen erscheinen und wieder übersetzen. Sie werden bei seinem Anblicke jubeln, sich versteckt halten, bis er das Ufer erreicht und dann auf ihn hereinbrechen."

Diese Vermuthung zeigte sich als ganz richtig. Rimatta war im Walde verschwunden, und lange blickten die Jäger in reger Erwartung nach der untersten Stelle, die ihr Auge zu erreichen vermochte, bis er endlich wieder erschien.

Er kam im langsamen Schritte zwischen den Bäumen hervorgeritten und hielt dort sein Pferd an wie Einer, der sich vergewissern will, ob keine Gefahr vorhanden sei. Dann stieg er ab, nahm aus der Satteltasche ein Stück Dürrfleisch hervor, setzte sich und verzehrte es in aller Gemüthsruhe, während sein Pferd im Grase weidete. Nach vielleicht zehn Minuten stieg er wieder auf und ritt dem Ufer des Flusses zu, welches er untersuchte. Seine Blicke schienen die Gestalt des gegenüberliegenden Ufers und den Gang der Strömung zu beobachten, so daß sich sehr leicht errathen ließ, daß er übersetzen wolle. Dann ritt er in das Wasser. Die Büchse und den Pulver- und Kugelbeutel hoch empor haltend, überwand er in kluger Leitung seines Pferdes spielend die Strömung und erreichte das Ufer.

So weit konnten ihn aber die Jäger nicht beobachten, da dieser Theil des auf ihrer Seite liegenden Ufers, da der Fluß und mit ihm das Thal eine Biegung machte, ihren Augen durch die Waldspitze verdeckt wurde.

„Jetzt ein Jeder neben sein Pferd und die Büchse zur Hand!" gebot der Pater. „Es wird gleich Zeit sein."

„Vor allen Dingen zunächst die Vordersten und Hintersten nieder!" meinte Bill Holmers. „Und lieber noch einmal geladen, als vorschnell hinaus."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so erhob sich unten hinter der Ecke ein Jubelgeheul, als seien tausend Teufel losgelassen. Im nächsten Augenblicke kam Rimatta zum Vorscheine. Den Bauch fast an der Erde, jagte sein Pferd in tigergleichen Sätzen herbei. Hinter ihm her flogen die Komanchen. Es war keine Zeit, sie zu zählen. Keiner von ihnen hatte zur Büchse gegriffen. Sie wollten den Feind lebendig fangen, und daher schwangen sie nur die Lasso's über ihren Köpfen.

Jetzt war Rimatta bereits über die Stelle hinweg, an welcher sich die Jäger befanden. Diese standen hinter den Bäumen, die Büchsen zum Schusse bereit.

„Feuer!" rief da die gellende Stimme des Paters.

Vierzehn Büchsen krachten zweimal hinter einander, und das Jubelgeschrei der Komanchen verwandelte sich auf einmal in ein Wuthgeheul. Einige Augenblicke lang blitzte es nur aus Freds Henrystutzen fort, der längst wieder vollzählige Ladung erhalten hatte, dann ertönten die Büchsen der Andern von Neuem.

„Drauf!" erscholl jetzt das Kommando des Indianertödters.

Digitized by Google

Im Nu saßen die Jäger auf ihren Pferden und fuhren mitten unter die noch lebenden Feinde hinein. Jeder Einzelne hatte nun so viel zu thun, daß er das Ganze des Kampfes unmöglich beobachten konnte.

Gleich bei den ersten Schüssen hatte Nimatta sein Pferd herumgerissen. Es stand wie eine Mauer, bis er seine beiden Kugeln abgeschickt hatte. Dann warf er die Büchse fort, ergriff den Tomahawk und griff den Feind mit dieser fürchterlichen Waffe an.

Der Riese Bill arbeitete mit dem Kolben seiner Büchse wie ein Simson, und als die Komanchen sich zur Flucht zu wenden begannen, sahte er einen derselben, einen noch jungen Krieger, beim Leibe und zog ihn zu sich herüber.

„Komm, mein Junge! Es wäre jammerschade, Dich zu tödten, aber lassen lassen kann ich Dich auch nicht. Du bleibst bei mir!"

Fred war nicht mit auf sein Pferd gestiegen. Er stand noch an derselben Stelle wie zu Anfange des Kampfes und gab einen Schuß nach dem andern ab. Da stürzte eines der Komanchenpferde; der Reiter sprang behend zur Erde und versuchte sein Heil in der Flucht. Er sprang gerade auf den Baum zu, hinter welchem der Schütze stand. Dieser ließ seinem Stutzen sinken, drehte ihn um und versetzte dem Flüchtlinge einen Hieb über den Kopf, daß er niederstürzte.

Auch dieser Kampf dauerte nicht so lange, als man braucht, um ihn zu erzählen. Wem die Flucht nicht geglückt war, der lag todt am Boden, denn die Verwundeten wurden von dem Pater vollends erstochen. Nur Zwei waren diesem Schicksale entgangen, der Gefangene Bills und der, welchen Fred niedergeschlagen hatte, der aber nur bewußtlos geworden war.

Beide lagen gefesselt neben einander an der Erde.

Die Sieger verbanden die Wunden, von denen doch der Eine oder Andere eine erhalten hatte, sammelten die Beute und traten dann zu einer Berathung zusammen.

„Das war ein Tag!" meinte der Pater, der bei dem letzten Stiche, den er abgegeben hatte, zweiundzwanzig gezählt hatte. „Nun fragt es sich vor allen Dingen, ob diese hier Euer Gold bei sich hatten."

„Sie hatten es nicht," erklärte der Apache. „Nimatta hätte es gesehen."

„So ist es also doch vorausgeschickt worden, und wir müssen suchen, Diejenigen einzuholen, welche es transportiren. Suchen wir vorher die Gegend nach den Flüchtlingen ab?"

„Ich denke nicht," meinte Bill. „Es geht dabei viel Zeit verloren, und es fragt sich sehr, ob wir einen derselben finden."

„Was thun wir mit diesen Beiden?"

„Was meint Ihr dazu?"

Statt aller Antwort trat der Pater näher zu den Gefesselten heran.

„Sagt einmal, Ihr Hunde, ob Ihr an Euern Manitou glaubt!"

Sie schwiegen.

„Ihr antwortet nicht? Gut! Euer Gott ist ein falscher Gott; ich bringe Euch den richtigen, den wahren Gott. Wollt Ihr ihn anbeten?"

Sie schwiegen abermals."

„Ihr redet nicht? Gut! Ich bringe Euch ferner den Glauben an die heilige Jungfrau, die im Himmel ist und für uns arme Sünder bittet. Wollt Ihr zu ihr beten?"

Sie antworteten nicht. Jetzt nahm er den Rosenkranz in die Linke und das Bowiemesser in die Rechte.

„Hört, was ich Euch sage: Wollt Ihr diesen Rosenkranz in die Hand nehmen und zur heiligen Jungfrau beten? Ich zähle bis drei. Ist dann noch kein Ja erfolgt, so sterbt Ihr augenblicklich durch dieses Messer."

Ihre Augen blickten trotzig zu ihm auf, aber es kam kein Wort über ihre Lippen.

„Eins — zwei — drei. — Gut, dann fahrt zur Hölle!"

Er erhob die Hand zum Stoße, da aber ergriff Bill seinen Arm.

„Was solls?"

„Wollt Ihr mir einmal sagen, wer diese Beiden zu Gefangenen gemacht hat?"

„Ihr und Feuerlob."

„Schön, wem gehören sie also?"

„Euch!"

„Vortrefflich! So thut also auch Euern Kneif hinweg!"

„Wie? Ich bin Euer Anführer!"

„Richtig, aber hier in dieser Sache nicht. Ich weiß einen Rothen im ehrlichen Kampfe zu tödten, das werdet Ihr mir glauben, aber einen Gefangenen, der kein Glied rühren kann um sich zu vertheidigen, den ermorde ich nicht."

„Das sollt Ihr ja nicht!"

„Und auch kein Anderer, so lange ich dabei stehe. Was meinst Du, Fred?"

„Die Indsmen sind unser!"

„Hört Ihr es, Pater?"

„Macht zu Christen wen Ihr wollt, nur die nicht, welche uns gehören."

„Aber Ihr wißt ja gar nicht, weshalb ich es thue!"

„Mag es gar nicht wissen!"

„Was aber soll denn sonst mit ihnen geschehen?"

„Das berathen wir, und dann hat Jeder eine Stimme dabei. Sollen sie getödtet werden, so meinetwegen, doch dann wenigstens durch eine ehrliche Kugel; ich aber werde den Henker nicht machen. Es sind zwei junge Kerls, die sicherlich erst vor ganz Kurzem flügge geworden sind und noch keinem Weißen ein Leid gethan haben!"

Der Pater mußte sich fügen.

„So macht die Sache kurz," meinte er. „Ich stimme für den Tod durch die Kugel."

„Ich nicht," meinte Bill.

„Ich auch nicht," erklärte Fred. „Welche Ansicht hat der Häuptling der Apachen?"

Nimatta machte eine sehr nachdenkliche Miene.

„Sehen die weißen Männer die Figuren auf den Armen der Gefangenen?"

„Ja. Was bedeuten sie."

„So darf der Medizinmann nur die Söhne eines großen Häuptlings tätowiren. Diese Komanchen sind Brüder."

Der Pater steckte sein Messer ein und hing sich den Rosenkranz um.

„Wer ist Euer Vater?" frug er.

Sie antworteten ihm nicht.

„Du wirst kein Wort von ihrer Lippe vernehmen," bemerkte Nimatta.

„Warum?"

„Sie sind gefangen, und Du hast sie Hunde genannt. Es ist nicht tapfer, weise und großmüthig, Wehrlose zu beschimpfen. Soll ich mit ihnen reden?"

„Thue es."

Nimatta bückte sich nieder und löste die Fesseln ihrer Hände.

„Werden mir die Söhne der Komanchen antworten, wenn ich sie frage?"

„Ja," antwortete der Eine.

„Weißt Du, wer ich bin?"

„Du bist Nimatta, der größte Krieger der Apachen. Du bist tapfer und gerecht, Du beleidigst nicht den Gefesselten; wir werden mit Dir reden."

„Wie ist der Name Eures Vaters?"

„Falke."

„Der Falke! Er ist der tapferste Häuptling der Komanchen. Was wird er sagen, wenn er hört, daß seine Söhne gefangen sind?"

„Er wird sie nicht verdammen, sondern sie loskaufen, denn sie wurden im Kampfe gefangen und haben sich wacker gewehrt."

„Ihr werdet bei uns bleiben und nicht fliehen, wenn ich Eure Fesseln wegnehme?"

„Wir fliehen nicht."

„Auch wenn wir von den Euern angegriffen werden sollten."

„Wir bleiben bei Euch, bis Ihr uns frei gebt!"

Der Häuptling der Apachen glaubt Euren Worten."

Er löste ihnen nun auch die Bande an den Füßen. Sie erhoben sich und Nimatta wandte sich an Bill und Fred:

„Ihr wollt das wieder haben, was Euch geraubt wurde?"

„Ja."

„Ihr werdet es erhalten, wenn Ihr diese Männer schont. Sie sind unsere Gefangenen und werden bei uns bleiben, bis wir sie entlassen. Ist dies auch Eure Meinung?"

Alle stimmten bei, nur der Bowie-Vater machte ein sehr verdrießliches Gesicht.

Der Apache drehte sich jetzt wieder zu den Komanchen.

„Ihr habt eine Schaar von Bleichgesichtern überfallen und ihnen Gold und Anderes abgenommen?"

„Ja."

„Wo ist das Gold?"

„Auf dem Wege nach den Hütten der Komanchen?"

„Wie viele Männer sind dabei?"

„Acht."

„Wo liegen die Hütten der Komanchen?"

„Vier Tagreisen von hier nach dem Mittag zu."

Digitized by Google

„Die Bleichgesichter werden den acht Komanchen nachreiten. Wollt Ihr ihnen das Gold zurückgeben, wenn sie Euch dann die Freiheit schenken?"

„Die Beute gehört nicht uns allein. Was Du fragst, das muß berathen werden."

„In den Hütten der Komanchen?"

„Ja."

„Und wie sollen wir erfahren was geschehen soll?"

„Auch dort."

„Ugh!" rief der Apache. „So sollen wir zu den Komanchen gehen?"

„Ihr sollt mitgehen und zurückkehren dürfen, ohne daß Euch ein Leid geschieht."

„Der Häuptling der Apachen glaubt Euren Worten, denn er kennt die Gebräuche der rothen Männer. Aber er kann das Gold holen, auch ohne daß er nach den Jagdgründen der Komanchen geht. Er wird die acht Krieger erleben, ehe sie die Ihrigen erreicht haben."

„Thue, was Du willst!"

Der Bowie-Vater war dieser Unterhaltung sehr aufmerksam gefolgt. Sie schien für ihn vom allergrößten Interesse zu sein. Jetzt nahm er das Wort:

„Glaubt Nimatta wirklich, daß wir unter den Komanchen sicher wären?"

„Er glaubt es."

„Trotzdem wir ihre größten Feinde sind und noch erst heute ihrer so viele getödtet haben?"

„Wir kommen zu ihnen um zu unterhandeln. Sie werden erst dann wieder unsere Feinde sein, wenn sie uns entlassen haben."

„So ist meine Meinung, daß wir den Acht nachjagen. Ereilen wir sie wirklich, so zwingen wir sie den Raub herauszugeben, ereilen wir sie aber nicht, so reiten wir bis zum Falken, mit dem ich übrigens ein Wort zu reden habe."

„Worüber?"

„Ueber etwas, was ich Euch heut am Lagerfeuer erzählen werde."

So abenteuerlich und gefährlich dieser Plan klang, er wurde doch von Allen angenommen, und kurze Zeit darauf setzte sich der Trupp in Bewegung. Die beiden Komanchen ritten frei und ohne Fesseln. Sie hatten ihr Wort gegeben, und so konnte man sicher sein, daß sie keinen Fluchtversuch unternehmen würden."

Der Ritt ging immer am Flusse entlang, wo man nach einiger Zeit die Stelle traf, an welcher sich die Komanchen getheilt hatten. Die eine Abtheilung war stromaufwärts zurückgekehrt, und die andere hatte, den Bowie-Vater verfolgend, nach der Schlucht eingelenkt, welche für sie so außerordentlich verhängnißvoll geworden war. Eine dritte Spur führte in gerader Richtung am Flusse weiter fort.

Man sah die Fährte von zwölf Thieren, die acht Reiter, von denen der eine Komanche berichtet hatte, führten also vier Saumpferde mit sich, und man sah es den Hufeindrücken an, daß sie sich der größten Eile befleißigt hatten. Leider konnte man heut der Fährte nicht sehr weit folgen, da der Nachmittag bereits vergangen war und der Abend hereinzubrechen begann.

Es wurde eine passende Stelle zum Lagern gesucht und ein Feuer angebrannt, dessen Schein durch die umstehenden Büsche verhindert wurde, weit in die Ferne zu dringen. Die ausgestellten, einander in regelmäßigen Zwischenräumen abwechselnden Wachen sorgten für die Sicherheit der Gesellschaft, welche von den Strapazen des heutigen Tages ausruhte. Die in der Umgebung weidenden Pferde waren beinahe ebenso fichere Wächter wie die menschlichen Posten, da die Mustangs sich des Nachts über vollständig lautlos zu verhalten und nur bei Annäherung eines feindlichen Wesens zu schnauben pflegen.

Mitten in der allgemeinen Unterhaltung hatte der Bowie-Vater sein frugales Mahl sehr schweigsam verzehrt und dabei den Jäger Fred mit eigenthümlichen Blicken beobachtet. Dieser bemerkte es sehr wohl, bekümmerte sich aber nicht um diese Aufmerksamkeit, der er keinen sichtbaren Grund beizulegen vermochte. Endlich nahm der Pater das Wort:

„Ihr nennt Euch Fred. Jedenfalls habt Ihr noch einen andern Namen?"

„Denke es!"

„Darf man ihn wissen?"

„Würde keinen Nutzen haben. Nennt mich Fred; das genügt ja vollständig."

„Ihr seid verdammt kurz angebunden! Habt wohl Gründe den Namen zu verschweigen?"

„Gründe oder nicht. Wenn Ihr Fred ruft, so wissen Alle wer gemeint ist."

„Und wenn ich Euch nun bitte mir den Namen zu nennen?"

„Die Bitte verdient sich ganz von selbst, denn befehlen dürfte es mir Niemand."

„Ihr seid Amerikaner?"

„Nicht ganz."

„Sprecht aber ein sehr ächtes Amerikanisch."

„Möglich!"

„Seid Ihr schon lange in diesem Lande?"

„Einige Jahre nur."

„Und von woher kommt Ihr herüber?"

„Aus Süderland, wenn Ihr es nun einmal wissen müßt."

„Aus Süderland? Alle Teufel, das stimmt!"

„Was?"

„Ihr habt eine außerordentliche Aehnlichkeit mit einem Manne, den ich sehr genau kannte und der auch aus Süderland stammte."

„Möglich!"

Fred schien sich zugeknöpft verhalten zu wollen, der Bowie-Pater aber fuhr fort:

„Dieser Mann hieß Walmy, war vielleicht gar von Adel gewesen."

„Walmy!"

Jetzt war es Fred, der Leben bekam; er richtete sich so schnell empor, daß man sah, daß dieser Name für ihn von großem Interesse sein müsse.

„Ja," antwortete der Pater kalt.

„Wo habt Ihr ihn getroffen?"

„Hier und da."

„Lebt er noch?"

„Hm, weiß nicht! Vielleicht, vielleicht auch nicht."

„Mensch, heraus mit der Sprache! Dieser Mann ist mein Bruder!"

„Aha, jetzt endlich erfährt man den Namen, welcher nicht genannt werden sollte!"

„Ja; ich heiße Walmy, Friedrich von Walmy."

„Und Euer Bruder war Theodor von Walmy, der um verschiedene Jahre älter gewesen sein muß als Ihr?"

„So ist es."

„Bitte, erzählt mir doch einmal, wie er nach Amerika gekommen ist."

„Ich weiß es nicht ob er wirklich nach Amerika gekommen ist. Das ist eine Begebenheit, über welche heute noch das tiefste Dunkel schwebt."

„Ihr wißt nur, daß er plötzlich verschwunden war?"

„Weiter nichts?"

„Erzählt!"

„Glaubt Ihr denn, daß es einem so wohl thut, dergleichen Familienfachen zu veröffentlichen? Ihr scheint von ihm zu wissen. Erzählt Ihr zuvor, dann werde ich sehen was ich zufügen muß."

„Das geht nicht. Das, was ich zu sagen habe, ist der Art, daß ich zuvor Euch hören muß."

„Ihr seid ein Amerikaner?"

„Nein."

„Was sonst?"

„Auch ein Süderländer. Ihr könnt getrost reden, denn die Prairie und der Urwald sind schweigsam, und was Ihr erzählt, bleibt in der Wildniß vergraben."

„Ja, erzählt!" baten auch die Andern, in der Erwartung eine Geschichte zu hören, die ihnen die Zeit am Lagerfeuer verkürzen werde.

„Ich thue es nicht gern."

„So will ich Euch noch etwas sagen," meinte der Pater. „Ich sagte heut am Nachmittage, daß ich mit dem „Falken" zu sprechen hätte — —"

„Ueber etwas, was Ihr uns am Lagerfeuer erzählen wolltet."

„So ist es. Und das, was ich den Häuptling der Komanchen zu fragen habe, betrifft Euren Bruder."

„Unmöglich!"

„Wirklich! Die Schicksale des Menschen sind wunderbar. Aber wenn ich überhaupt von dieser Sache reden soll, so müßt Ihr mir vorher erzählen Alles, was Ihr wißt."

„Nun gut! Wenn Ihr ein Süderländer seid, so kennt Ihr auch meine Familie?"

„Die Familie der Walmy ist eine der ältesten und reinsten im ganzen Lande."

Das Wort „reinsten" war mit einer Betonung gesprochen, welche Fred unwillkürlich aufblicken ließ.

„Was meint Ihr damit?" frug er.

„Sie hat stets großen Werth darauf gelegt, daß ihr Blut nicht mit niedrigem vermischt werde."

Digitized by Google

„Richtig! Ich war noch ein Knabe, als mein Bruder bereits seine Karrière begonnen hatte. Es war ihm die diplomatische Laufbahn vorgeschrieben worden. Er besaß Talent, erwarb sich das Vertrauen seiner Oberen, und es stand zu erwarten, daß er von Stufe zu Stufe mit größerer Schnelligkeit steigen werde, als es sonst zu geschehen pflegt. Später noch hörte ich, daß er ein sehr schöner Mann gewesen sei."

„Das war er!"

„Ihr habt ihn damals gekannt?"

„Ich hörte es."

„Da er alle Eigenschaften besaß, welche dazu nöthig waren, hatte der Vater keine große Mühe aufzuwenden, eine glänzende Partie für ihn zu Stande zu bringen. Er wurde mit der Tochter eines seiner Vorgesetzten verlobt."

„Und auch vermählt?"

„Nein."

„Ah!"

„Es kam ein Cirkus nach der Hauptstadt, dessen Mitglieder Dinge leisteten, welche man bisher für unmöglich gehalten hatte. Besonders war es eine Reiterin, welche sich durch ihre Produktionen so hervorthat, daß ihr Auftreten stets den Glanzpunkt der Vorstellung bildete."

„Wie hieß sie?"

„Man nannte sie Miß Ella; ihren eigentlichen Namen habe ich nie erfahren."

„Auch woher sie stammte wißt Ihr nicht?"

„Nein; doch vermuthete man, daß sie ein ächtes Künstlerkind sei. Sie war im Ballete und auf dem Seile ebenso erfahren und fertig wie auf dem Pferde, und sprach eine Menge Sprachen in der Weise, daß man annehmen mußte, sie sei seit ihrer frühesten Jugend auf Kunstreisen stets untermegs gewesen."

„So war sie wohl nicht mehr jung?"

„O nein. Zwar ist die Schätzung des Alters bei einer Künstlerin, die doch in die Geheimnisse der Toilette eingeweiht sein muß, stets eine unsichere Sache, aber man nahm an, daß sie nicht über dreiundzwanzig Jahre zählen könne."

„Sie war dreißig."

„Ah, Ihr wißt das! Woher?"

„Man sprach davon."

„Sie hatte Temperament, ja, eine körperliche und geistige Beweglichkeit, welche zwar beinahe wild genannt werden mußte und in allen Effekten glänzte, aber das Publikum hinriß und wohl auch mit Grund war, daß sie jünger erschien als sie eigentlich war. Dazu besaß sie eine Schönheit, welche zur Bewunderung aufforderte, und es läßt sich leicht denken, daß ein solches Wesen der Männerwelt nicht nur interessant erscheinen, sondern ihr auch gefährlich werden mußte."

„Wohl auch Eurem Bruder, wie sich nun leicht ahnen läßt?"

„Auch ihm, und zwar vorzugsweise ihm."

„War er denn darnach angelegt, sich für eine Kunstreiterin zu interessiren?"

„Wohl eigentlich nicht. Er war kühl und berechnend, sprach wenig aber gut, und hatte niemals die leiseste Schwärmerei an sich beobachten lassen. Aber er war ein passionirter, enragirter Reiter und ein Pferdeliebhaber comme il faut."

„Da läßt sich sehr leicht denken, daß er den Cirkus häufig besuchte."

„Zuerst nur spärlich, dann mehr und mehr und endlich täglich. Ein solcher Besucher wird natürlich dem Künstlerpersonale bekannt, er kam mit verschiedenen hervorragenden Mitgliedern des Cirkus in Berührung, und da Miß Ella zu diesen gehörte, sah und sprach er sie öfter, als es den Eltern lieb war und sich für seine Stellung und seine Verhältnisse eigentlich schickte. Man sprach sogar sehr bald von einer so intimen Beziehung zwischen ihm und ihr, daß Vater sich veranlaßt sah ihn zur Rede zu stellen."

„Mit welchem Erfolge?"

„Mit einem sehr negativen. Theodor lachte und gab keine Antwort. Aber seine Beziehungen zu ihr verinnigten sich bald in der Weise, daß er sich sogar öffentlich mit ihr sehen ließ. Er ritt und fuhr mit ihr spazieren und gestattete ihr im Theater sogar einmal Zutritt in unsere Familienloge."

„Welch ein Horreur für eine so hohe, so alte und so exklusive Familie!"

Diese Worte des Paters waren in einem Tone gesprochen, welcher für ein aufmerksames Ohr etwas Schadenfrohes, vielleicht sogar Triumphirendes an sich hatte. Aber dies entging dem erzählenden Jäger. Er fuhr fort:

„Damit war die Angelegenheit allerdings in ein Stadium getreten, welches zum energischen Einschreiten veranlaßte. Der Bruder mußte vor dem versammelten Familienrathe ernst einen und erklärte hier endlich unverholen, daß er die Kunstreiterin heirathen werde."

„Worauf der ganze versammelte Familienrath theils in Revolution gerieth und theils sogar in Ohnmacht fiel."

Diese Frage war ganz in dem vorhergehenden Tone gesprochen. Fred achtete es nicht.

„Die Mutter bat ihn mit Thränen, von diesem unglückseligen Vorhaben abzustehen; der Vater drohte ihm mit Verstoßung und Enterbung — vergeblich."

„Diese Miß Ella muß doch ein höchst bezauberndes Weib gewesen sein, da es ihr gelingen konnte, einen so kalten berechnenden Diplomaten in Flammen zu versetzen," meinte der Pater. „Was sagtet denn Ihr als Bruder dazu?"

„Ich war zu jung, als daß ich ein Verständniß für das Alles gehabt hätte. Ueberdies liebte ich meinen Bruder so herzlich, daß ich sehr geneigt war, ihn mehr zu bedauern als ihm zu zürnen."

„Und was würdet Ihr heute sagen, wenn Ihr in diesem Familienrathe tändet?"

„Ich würde schweigen. Theodor war alt genug um zu wissen, was er that, und heut weiß ich sehr genau, welche Macht eine wahre Liebe auf die Entschließungen eines Menschen auszuüben vermag."

„Ah! Auch Ihr habt dies erfahren? Interessant!"

„Ich spreche jetzt nicht von mir, sondern von dem Bruder. Es spaltete sich eine tiefe Kluft zwischen ihn und seine Familie. Seine Braut trat in einer Weise zurück, welche uns in Affront bringen mußte, und seine Vorgesetzten nahmen eine so reservirte Haltung an, daß man erkennen mußte, es sei um seine Karrière, ja vielleicht sogar um seine Stellung überhaupt geschehen."

„Das mußte ihm natürlich die Augen öffnen!"

„Im Gegentheile! Es erbitterte ihn. Er gab seine Stellung freiwillig auf. Er konnte dies, weil er durch den auf ihn entfallenen Theil der Erbschaft von einer jüngst verstorbenen Tante die Mittel in den Händen hatte, wenn auch nicht eben luxuriös, aber doch auskömmlich leben zu können. Bereits sprach man von der bevorstehenden Vermählung zwischen ihm und dem Mädchen, als ein Ereigniß eintrat, welches man unmöglich hatte vorhersehen können."

„Ah!"

„Er hatte einen Nebenbuhler — —"

„Nur einen?"

„Wohl mehrere; aber unter ihnen befand sich einer, welcher beinahe ebenso begünstigt wurde wie Theodor selbst."

„Alle Teufel; jetzt wird die Sache interessant!"

„Diese Begünstigung war jedenfalls weniger eine Folge seiner persönlichen Vorzüge, als vielmehr seiner hohen Stellung."

„Er stand noch höher als die alte angesehene Familie der Walmy?"

„Bedeutend höher: es war ein königlicher Prinz, der Sohn des Königs selbst."

„Der Kronprinz etwa?"

„Nein, sondern sein Bruder Hugo."

„Was? Der tolle Prinz! Das ist allerdings ein Nebenbuhler, den man nicht übersehen kann. Und er wurde bevorzugt?"

„Ja, und zwar in einer solchen Weise, daß es zu einem öffentlichen Auftritte kam, der zwischen gleichgestellten Kavalieren nur durch die Waffen gesühnt werden konnte. Hier aber handelte es sich um einen einfachen Edelmann gegenüber einem königlichen Prinzen. Theodor befand sich sichtlich in großer Gefahr. Die Einen meinten, der Prinz werde sich zu einer Forderung verstehen, und dann war es sehr fraglich, ob mein Bruder dem tollen, in allen Waffen geübten Königssohne gewachsen sei. Die Andern behaupteten, die Verfassung einer solchen, einem Gliede des Herrscherhauses angethanen Beleidigung werde sicher der König selbst in die Hand nehmen, und von einem Duelle könne also gar keine Rede sein."

„Wer hatte Recht?"

„Ich kann dies nicht entscheiden. Theodor verreiste und — kehrte nicht zurück. Am Abende seiner Abreise sollte Miß Ella auftreten — auch sie war verschwunden.

„Und der tolle Prinz?"

„Hatte sich offiziell auf eines seiner Schlösser zurückgezogen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 31.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Wußte man auf welches?"

„Man nannte Burg Himmelstein, welche noch heute sein Lieblingsaufenthalt ist, wenn er sich bei Hofe befindet. Nach längerer Zeit erhielten wir einen Brief des Bruders aus den Vereinigten Staaten. Er schrieb uns, daß er seine Existenz in Süderland unhaltbar gefunden habe und nach Amerika gegangen sei, er werde niemals zurückkehren, sondern seinen Namen ändern und kein Lebenszeichen von sich geben."

„Hat er dies gehalten?"

„Ja."

„War der Brief von seiner Hand geschrieben?"

„Ja."

„Wißt Ihr dies gewiß?"

„Warum sollte er ihn von einem Andern schreiben lassen?"

„Hm; Er könnte ja eine kranke Hand gehabt haben!"

„Es ist seine Hand. Als ich die Heimath verließ, habe ich das Schreiben mitgenommen. Das Schicksal hat oft sonderbare Grillen, und es war doch vielleicht möglich, eine Spur von dem Verschollenen zu entdecken. Dann konnte mir der Brief einmal von Nutzen sein."

„So habt Ihr das Schreiben bei Euch?"

„Ja."

„Kann man es einmal zu sehen bekommen?"

„Warum?"

„Ich habe Euch ja gesagt, daß ich mich für Euren Bruder interessire, und werde Euch nachher auch noch weitere Mittheilungen machen. Zeigt mir den Brief!"

Fred öffnete sein Jagdhemd und zog ein Couvert von gegerbtem Hirschleder hervor, welches er auf der Brust getragen hatte. Es entspielt ein Papier, welches er auseinander schlug.

„Hier ist er."

Der Bowie-Vater nahm das Schreiben in die Hand, hielt es möglichst nahe an die Flamme des Feuers und betrachtete die Schriftzüge lange, sehr lange Zeit mit der allergrößten Aufmerksamkeit. Es war wohl nur die Anstrengung des Lesens bei einer so flackernden Flamme schuld, daß ihm ein glänzender Tropfen im Auge stand, als er den Brief seinem Besitzer zurückgab.

„Nun?" frug dieser.

„Dieser Brief ist gefälscht!"

„Oho!"

„Ganz sicher!"

„Wie wolltet Ihr das beweisen? Oder hättet Ihr zufälliger Weise Theodors Hand einmal gesehen?"

„Das ist gar nicht nöthig. Schreibt ein Sohn und Bruder einen so kurzen kalten Abschied für die ganze Lebenszeit an die Seinigen?"

„Er war erzürnt und verbittert."

„Er hätte eher gar nicht, als in dieser Weise geschrieben! Und seht Euch diese Handschrift an! Sie ist nicht fließend; sie ist gemalt, mit aller Mühe und Akkuratesse auf das Papier gebracht. Man sieht es jedem einzelnen Buchstaben an, daß er sorgfältig eingeübt und dann mit einer besonderen Ueberlegung hergeschrieben wurde."

Fred prüfte jetzt die Schrift nach dieser Richtung hin, und seine Miene nahm einen Ausdruck an, dem man es ansah, daß die Worte des Vaters ihre Wirkung thaten.

„Nun, was meint Ihr?" frug der Vater.

„Hm! Ihr habt sehr scharfe Augen, und Eure Ansicht scheint nicht ganz des Grundes zu entbehren. Allerdings fürchterlich wäre es, wenn dieses Schreiben gefälscht wäre!"

„Es ist gefälscht; darauf könnt Ihr Euch verlassen. Ich will doch einmal sehen, ob Eure Augen ebenso scharf sind wie die meinigen."

Er langte in seinen Kugelbeutel und zog ein zusammengerolltes, sehr gut eingehülltes Papier hervor, welches er öffnete und Fred entgegenhielt.

„Da, nehmt einmal, um das hier zu lesen und zu prüfen!"

Fred näherte das Papier dem Feuer und las:

„Allerdurchlauchtigster Prinz!

Ich melde Ihnen meine Ankunft hier, und daß ich bereits den besprochenen Brief an die Familie Walmy abgesandt habe. Er ist genau mit der Handschrift Theodors geschrieben, die ich ja prächtig nachahmen kann. Nun bitte ich aber auch, mir die zweite Hälfte der stipulirten Summe nachzusenden. Meine Adresse ist: Lingston, Missouri, Wallstreet 23.

Georg."

Fred ließ das Blatt mit der Hand, die es gehalten hatte, niedersinken.

„Georg? — —" frug er. „Wer ist dieser Georg?"

61

Digitized by Google

„Lest zunächst auch diesen zweiten Brief," antwortete der Pater.

Er hielt ihm ein anderes Blatt entgegen, welches mit dem ersten in der gleichen Emballage gesteckt hatte. Fred ergriff es. Sein Inhalt lautete:

„Gnädigster Prinz.

Haben Sie Dank für die mir überwiesene Summe! Meine Aufgabe ist erfüllt, und ich werde wohl niemals wieder nach Süderland zurückkehren. Es gefällt mir hier so gut, daß ich dies gar nicht bedauere. Daher breche ich mit der Heimath vollständig und werde von hier nach Kuba oder Mexiko gehen. Sie dürfen also keine Sorge tragen, daß Ihr Geheimniß jemals verrathen werde. Theodor von Malmy ist gut aufgehoben, und daß auch Miß Ella niemals sprechen kann dafür werden Sie wohl Sorge tragen. Das letzte Lebewohl von

Georg Sander."

Fred machte eine höchst erstaunte und überraschte Miene.

„Georg Sander," rief er; „das war der Reitknecht meines Bruders!"

„Richtig!" nickte der Bowie-Pater

„Er verschwand zu derselben Zeit, in welcher wir den Bruder vermißten!"

„Stimmt, stimmt sehr!"

„Wir haben niemals wieder von ihm gehört!"

„Leicht erklärlich, da er ja mit der Heimath vollständig abgeschlossen hatte!"

„Und Ihr meint, daß er den Brief geschrieben habe, welchen wir von Theodor zu erhalten vermeinten?"

„So ist es! Vergleicht einmal diese Schriften! Trotzdem in der ersten die Hand Eures Bruders nachgeahmt ist, läßt sich ihre Aehnlichkeit mit den andern Briefen gar nicht verkennen."

Fred verglich und meinte endlich:

„Ihr habt recht! Aber wie kommt Ihr zu diesen Zeilen?"

„Das sollt Ihr hören! Wer ich bin, oder vielmehr, wer ich war, das kann Euch sehr gleichgiltig sein; doch das muß ich sagen, daß ich Euern Bruder kannte und aus gewissen Gründen, die ich hier nicht zu erörtern brauche, sehr große Stücke auf ihn hielt."

„Ihr habt ihn also wirklich gekannt?" frug Fred bewegt.

„Ja. Er verschwand, und es hieß, er sei nach Amerika gegangen, weil er sich unmöglich gemacht habe. Ich bin im Stande, diesem Gerüchte noch Einiges hinzuzufügen."

„Ists möglich? O, thut es, thut es gleich!"

„Der wilde Prinz war ein Nebenbuhler Eures Bruders —!"

„Wie ich bereits erzählte."

„Euer Bruder beleidigte ihn — öffentlich und tödlich —"

„So ist es — —"

„Und Ihr glaubt, daß der König ein daraus hervorzugehendes Duell verhindert habe?"

„Das war unsere Ansicht."

„Sie ist falsch. Euer Bruder schlug sich mit dem Prinzen —"

„Ah — —"

„Auf Burg Himmelstein."

„Wirklich? Warum dort?"

„Weil der Prinz es so wollte."

„Wer siegte?"

„Ich weiß es nicht."

„Und dann?"

„Verschwand Euer Bruder."

„Nach Amerika?"

„Wie es allen Anschein hat."

„Mit seiner — — mit Miß Ella?"

Der Bowie-Pater senkte den Kopf, so daß man das Spiel seiner Mienen nicht bemerken konnte, und erst nach einer Pause antwortete er mit einer hörbar belegten Stimme:

„Nein."

„Nicht? Aber sie verschwand ja doch zu gleicher Zeit mit ihm."

„Das ist richtig. Sie liebte die Person Eures Bruders und die glänzende Stellung des Prinzen zu gleicher Zeit. Sobald Euer Bruder in Folge des Ausganges des Duelles zur Flucht gezwungen war und dadurch Alles verlor, was seine Zukunft gesichert hätte, wußte sie, daß sie für ihn verloren sei. Sie besaß nicht die Opferwilligkeit, ihm in die Ferne, in die Armuth zu folgen, sie blieb auf Burg Himmelstein bei dem Prinzen zurück."

„Ah!" machte Fred verwundert. „Weiter, weiter!"

„Sie verlebte Tage, Wochen und Monate eines Rausches, der allerdings endlich einmal verfliegen mußte und sie zu einer Enttäuschung brachte, welche nicht größer und schlimmer sein konnte. Sie wüthete und tobte — der Prinz lachte; sie jammerte und weinte — der Prinz spottete; er ging auf neue Abenteuer aus, und sie ging auch, nämlich in das Kloster."

„Nicht möglich! Sie, die Kunstreiterin, in das Kloster!"

„Ja. Wundert Ihr Euch darüber?"

„Sollte ich nicht?"

„Pah!"

Dieses Wort wurde in einem Tone ausgesprochen, welcher wohl verächtlich sein sollte, und doch klang es mehr wie der Schmerzensschrei eines tief gequälten und ungeheilten Herzens. Der Bowie-Pater legte das Gesicht in die beiden Hände und erhob es erst nach einer längeren Weile wieder. Es hatte jetzt ein erdfahles Aussehen und seine Augen funkelten in einer wilden unheimlichen Gluth.

„Denkt Ihr etwa, daß sie fromm geworden sei?" frug er beinahe höhnisch.

„Wenn sie in das Kloster gegangen ist — —"

„Pah; Ihr kennt die Klöster nicht! Sie blieb die Courtisane des Prinzen, trotzdem sie eine Nonne geworden war. Und als er nichts mehr von ihr wissen wollte, fand sie reichlichen Ersatz in den Herren Patres, welche heimlich das Frauenkloster besuchten, um die frommen Schwestern auf — den Weg zur Seligkeit zu bringen."

Die Andern lauschten gespannt den Worten, welche zwischen den halb geschlossenen Lippen und knirschenden Zähnen hervorgestoßen wurden.

„Woher wißt Ihr das Alles?" frug Fred.

„Ich — — ich — — ich verkehrte damals oft in dem Kloster und lernte da manches kennen, von dem sich sonst nicht gleich Jemand etwas träumen läßt. Ich kam mit ihr zu sprechen. Trotz ihrer Wildheit war sie zu der Erkenntniß gekommen, daß sie Unrecht gehandelt habe an Eurem Bruder. Sie forschte nach ihm und bekam zufälliger Weise die Briefe in die Hand, welche sein Diener von Amerika aus an den Prinzen geschrieben hatte. Sie verlab mich mit den nöthigen Mitteln und sandte mich herüber, um nach ihm zu forschen."

Fred machte eine Bewegung der Ueberraschung und richtete sich in halbe Lage empor.

„Ah! Habt Ihr eine Spur entdeckt?"

„Von Eurem Bruder noch nicht, aber von Georg Sander."

„Wo?"

„Zunächst ging ich natürlich nach Lingston in Missouri. Dort hörte ich, daß er nach New-Orleans gegangen sei. Hier hatte er den zweiten Brief geschrieben. Ich folgte seiner Spur hinüber nach der Habanah. Von da war er nach Mexiko gegangen. Ich langte dort an und blieb immer auf seiner Fährte, die mich nach Texas und von da in die Prairien am Red River führte."

„Habt Ihr ihn da gefunden?"

„Ich war immer hinter ihm her, Jahre lang, aber gesehen habe ich ihn nicht, bis ich endlich erst kürzlich zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß er bei den Indianern Aufnahme gefunden haben müsse. Ich werde ihn treffen, das schwöre ich Euch, und dann wird er mit auch sagen müssen, wo Euer Bruder zu finden ist."

Fred erhob sich jetzt vollständig.

„Und ich werde mit Euch gehen, so weit, als wie die Erde reicht. Wollt Ihr mich als Begleiter haben?"

Der Pater blickte ihm mit funkelnden Augen entgegen, meinte dann aber ernst und langsam:

„Ich möchte wohl gern, aber ich bin kein Mann für Euch."

„Warum?"

„Weil, weil — — pah, hier meine Hand. Schlagt ein; Ihr sollt mit mir gehen dürfen, doch nur unter einer Bedingung."

„Welche ist es?"

„Ihr dürft niemals nach meiner Vergangenheit und nach meinen persönlichen Verhältnissen fragen."

„Well, das verspreche ich Euch!"

„Abgemacht also! Geht Bill auch mit?"

„Natürlich!" antwortete dieser sofort. „Wo Fred ist, da bin ich auch, denn wo die Büchse des „Feuerlod" blitzt, da muß auch Bill Holmers Flinte knallen."

„Und Nimatta?"

Alle blickten den Häuptling an. Dieser ließ seine Augen langsam im Kreise herum schweifen und meinte dann:

„Der Häuptling der Apachen wird mit den Bleichgesichtern gehen, bis ihn seine rothen Brüder rufen. Er kennt alle Thiere und alle Männer des Waldes und der Prairie; er kennt vielleicht auch den Diener, den sie suchen."

„Du?" frug der Bowie-Pater, indem er sich vor Ueberraschung erhob.

„Nimatta hat nicht gesagt, daß es dieser Mann wirklich ist,

Digitized by Google

aber Rimatta kennt ein Bleichgesicht, welches schon lange Zeit bei den Hunden der Komanchen wohnt und mit ihnen die Apachen tödtet und bestiehlt."

„Wo ist er? In dem Lager oder in dem Dorfe der Komanchen?"

„In ihrem Dorfe."

„Und wo kam er her?"

„Aus dem Lande, welches der weiße Jäger vorher genannt hat."

„Wie sieht er aus?"

„Er hat die Augen des Himmels und das Haar des Feuers."

„Blaue Augen und rothes Haar? Das stimmt. Weiter! Hat Rimatta kein besonderes, fein auffälliges Kennzeichen an ihm bemerkt?"

„Das Bleichgesicht hat eine kleine Wunde an seiner Lippe."

„Auch dies ist richtig; sie stammt von einer gut operirten Hasenscharte. Er ist es, und nun soll mich nichts abhalten, zu den Komanchen zu gehen. Weiß Rimatta, wo sich ihr festes Dorf befindet?"

„Er weiß es und wird seine weißen Brüder dorthin führen. Sie mögen doch einmal diese Gefangenen fragen, welche wissen, wer das Bleichgesicht ist, das sich bei den Komanchen befindet."

Der Bowie-Vater folgte diesem Rathe und wandte sich an die beiden Indianer, konnte aber nichts erfahren, da sie nicht zu bewegen waren, die erwünschte Mittheilung zu machen. Dadurch gerieth das Gespräch ins Stocken, bis es endlich ganz schwieg.

Die Nacht verging. Als der Tag sich zu lichten begann, erhob man sich, um die Spuren der Komanchen zu verfolgen. Diese führten immer an der rechten Seite des Rio Pekos hin bis an die Stelle, wo der Fluß zwischen die Berge der oberen Sierra Guadelupe tritt. Hier stiegen sie rechts in das Gebirge empor, dessen gegenseitigen Abhang man erst am andern Nachmittag erreichte. Am Abende war die Truppe bis zur offenen Prairie herabgestiegen, in deren Gras die Spur nun wieder leichter zu verfolgen war. Dies wurde jedoch bis zum nächsten Morgen aufgehoben. Die Transporteure der gerauhten Nuggets hatten einen zu bedeutenden Vorsprung, als daß es hätte gelingen können, sie noch unterwegs zu erreichen. Es blieb also nichts übrig, als sich kühn mitten durch das Dorf der Komanchen zu wagen. In dem Besitze der beiden Gefangenen, welche ja ihr Verbrechen gegeben hatten, war die Gefahr dieses Wagnisses jedenfalls nicht so groß, als es den Anschein hatte. Während des weiteren Rittes wurde wenig gesprochen; es hatte ein Jeder mit seinen eigenen Gedanken zu thun, welche auf die nächste Zukunft gerichtet waren.

Um Mittag wurde eine kurze Rast gemacht, und gegen Abend tauchten am Horizonte mehrere dunkle Linien auf, welche bei genauerer Betrachtung als Zeltreihen zu erkennen waren. Dies war das große Zeltdorf der Komanchen, welches man hier zum Zwecke der Büffeljagd errichtet hatte.

Rimatta war immer vorangeritten. Er parirte jetzt sein Pferd.

„Wollen meine weißen Brüder wirklich noch die Komanchen besuchen?" frug er. „Noch ist es jetzt Zeit zum Umkehren."

„Wir lehren nicht um," entschied der Bowie-Vater. „Fürchtet sich der Häuptling der Apachen, weil er eine solche Frage ausspricht?"

Das Auge des Apachen blitzte ihn zornig an:

„Hat der Indianerstörer jemals vernommen, daß Rimatta sich gefürchtet hat? Die Söhne der Apachen haben das Kriegsbeil ausgegraben gegen die Hunde der Komanchen, jeder Apache, der in die Hände der Komanchen fällt, ist verloren, dennoch aber wird Rimatta nicht umkehren, sondern seine weißen Brüder begleiten."

(Fortsetzung folgt.)

Gefundene — verlorene Herzen.

Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge

von

J. B. Karg.

(Fortsetzung.)

Nun verging aber eine Woche um die andere und Stachus blieb sich immer gleich, stets thätig in Stall und Feld. Kam dann der Sonntag Morgen, so legte er sein bestes Gewand an, pflückte sich die schönsten Blumen und wenn er bemerkte, daß seine Schwester ihm heimlich zusah, so lächelte er stillvergnügt und dachte sich dabei, daß die Neugierde im Hause wohl Alle stark plagen müsse. Jedesmal war er aber beim Ave Maria-Läuten zurückgekehrt, fragte was hauptsächlich die kommende Woche zu geschehen habe und legte sich dann zu Bette.

„Aus dem Buben werd' ich nimmer klug," begann eines schönen Morgens der Vater zur Tochter. „Es ist ein anderer Mensch aus ihm worden, das sehe ich Tag für Tag. Nichts mehr von der alten Lebenschaft merkt man an ihm. S'ist wirklich merkwürdig, etwas ist vorkommen, seis was will und wie ich sagt mein, etwas Wichtiges, denn so mir nichts dir nichts ist der Mensch nit umg'wandt wie ein Handschuh."

„Das glaub' ich auch," war Lisei's Antwort. „Aber der Stachus redt nit und denk nit und red nit und ich thu auch wieder nit, wenn er nun einmal schweigen will. Schlecht's kanns nit g'weisen sein, was ihn verändert hat. Also, wenn er nur so bleibt, das ist die Hauptsach."

„Gott geb's," erwiderte der Vater Lenz. „Mir thuts ganz wohl und ich werd' Alles thun, um meine Kinder glücklich z'machen. Wenns nur so fortgeht, nachher übergeb ich, wann er will. Ein Bischen Rub in meinen alten Tagen kann mir nit schaden."

„Wie Du willst, Vater, aber eine Hochzeiterin hab' ich für ihn noch nit g'funden."

Damit verließ sie die Wohnstube, da eine gewisse Verlegenheit über sie kam, welche der Vater wie es schien, nicht bemerken sollte.

Der Grund ihrer Verlegenheit war aber in Gmund zu suchen.

Dort stand ein kleines Häuschen hart an der Mangfall, von der Fischerresi und ihrem Sohne Franz bewohnt. Gebaut wie die andern hatte es doch ein zierlicheres einladenderes Aussehen. Der gelbliche Anstrich, die grünen Fensterladen, die hellen Scheiben mit ihren schneeweißen Vorhängen ließen eine sorgsame Hand erkennen. Und das Innere des Häuschens war ebenso einladend wie das Aeußere. In der Wohnstube war kein Stäubchen zu sehen. Alles war geschneuert, und in der Küche funkelte und glänzte das wenige Geschirr, als wenn es gerade aus den Laden gekommen wäre und nicht manches Dutzend Jahre sich im Hause befände. Einen ebenso hübschen Anblick gewährte das Gärtchen hinter dem Hause. Auf einem schmalen Blumengefell standen dichtgedrängt die Blumentöpfe und verwehrten fast den Einblick in das Innere. Der Zaun war überdeckt mit Kapuziner und Winden, zwischen denen sich die fleischigen Blätter des Kürbis breit machten; nebenbei lieferte das Gärtchen den nöthigen Bedarf an Gemüse für Sommer und Winter.

Wenn die Menschen, welche dieses kleine Heim ihr eigen nannten, auch arm waren, zufrieden und froh mußten sie dennoch sein.

Die Resi und ihr Sohn waren es auch. Früh war sie Wittwe geworden, denn der Knabe war kaum zwei Jahre alt, als sein Vater über den, wie er glaubte, noch fest gefrorenen See ging, um auf einem Schlitten Holz aus dem Walde zu holen. Die trügerische Eisdecke gab aber bei seiner Rückkehr unter ihm nach und die kalten Wellen zogen ihn hinab auf den Grund, um ihn nie wiederzugeben, so daß das trauernde Weib und Kind nicht einmal an einem Grabhügel weinen und ihn mit Blumen schmücken konnten. Nun schlug Noth und Sorge ihre Wohnstätte dort auf, wiewohl Resi unermüdet Tag und Nacht arbeitete. Oft kam es, daß kein Stückchen Brod im Hause war, gleichwohl gedieh der kleine Franz doch und wer den Knaben mit den offenen Augen, den rothen Wangen und dem hübschen Gesichtchen sah, mußte glauben, er sei reicher Leute Kind, wenn nicht die ärmlichen Kleider sie eines andern belehrt hätten. Franz wurde, was sein Vater war, Fischer, aber auch ein ebenso guter braver Mensch mit fröhlichem Gemüthe, der Jedermann achtete und liebte. Sein Fleiß war unermüdlich und wohl nur dem selben war die Behaglichkeit in dem Fischerhäuschen zuzuschreiben. Einstmals sah er, von der Schule kommend, wie ein kleines Mädchen mit Steinen nach den Fischen warf; bereits war er in seinem Häuschen angekommen, als er plötzlich einen gellenden Schrei vernahm und als er nach der Richtung hinsah, war das Mädchen verschwunden. Eiligst sprang er der Unterschinken nach, ergriff sie am Kleidchen und brachte sie an das Ufer. Er trug die Besinnungslose zu seiner Mutter, die alle Mittel anwandte, um sie ins Leben zurückzurufen. Es war Lisei, die er gerettet, und seitdem war er auch ein gern gesehener Knabe auf dem Hofe ihres Vaters. Als die Beiden aber heranwuchsen, verwandelte die jugendliche Freundschaft sich bald in Liebe. Franzens Mutter hatte leztere kommen und wachsen sehen, aber mit dem den Frauen eigenen Takte vermied sie jede Anmunterung oder Tadel. Sie wollte der Sache ihren Lauf lassen, da sie recht wohl wußte, daß die Liebe sich nicht gebieten lasse und daß, wenn man ihr hindernd in den Weg tritt, dieses nur Oel in das Feuer gegossen wäre. Ob der reiche Bauer, den sie und gar Viele nur den Goldbauer nannten, zu einer Heirath seiner Tochter mit dem armen Fischer sein Jawort geben werde, schien ihr sehr zweifelhaft; doch hoffte sie Alles von der Zeit, die jwar Wunden schlage, aber auch wieder zu heilen wisse.

Die größere Vertrauslichkeit der Beiden setzte der alte Lenz auf Rechnung der Dankbarkeit gegen den Lebensretter und des fast

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 32.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Dies war allerdings ein stolzes Wort und ein ebenso kühner Entschluß, da er unter allen Umständen von den Todfeinden seines Volkes weniger Rücksicht und Erbarmen finden mußte als die Jäger. Doch ist die wahre Kühnheit stets mit vorsichtiger Klugheit gepaart: er griff im Reiten nach dem Kalumet, brannte es an und reichte es, nachdem er einige Züge gethan hatte, den beiden Komanchen.

„Wollt Ihr nicht sterben, so trinkt mit mir den Rauch des Friedens!“ gebot er ihnen.

Sie folgten seinem Befehle, dann fügte er hinzu:

„Reitet hin zu den Eurigen, kündet ihnen unsere Gegenwart an und sagt ihnen, daß wir Eure Gäste sind!“

Sie sprengten davon, auf das Lager zu; die Jäger aber saßen ab und nahmen auf dem Boden Platz.

Sie brauchten gar nicht lange auf den Erfolg dieser Anmeldung zu warten, denn sehr bald kam ein zahlreicher Reitertrupp auf sie zu, welcher sich auflöste und einen Kreis bildete, in den sie eingeschlossen wurden. Dieser Kreis wurde dann plötzlich verengt, indem die Komanchen im Galopp und unter Heulen und Waffenschwenken auf sie von allen Seiten zukamen, daß es schien, als ob sie niedergeritten werden sollten. Eine Gruppe von vier Häuptlingen sprengte wirklich ventre-à-terre auf sie zu und setzte über sie hinweg. Die Jäger blieben dabei ruhig sitzen und bewegten den Kopf um keinen Haares Breite nach der rechten oder linken Seite.

Jetzt stiegen die vier Häuptlinge ab, traten herzu, und der Aelteste von ihnen nahm das Wort:

„Warum erhoben sich die weißen Männer nicht, wenn die Häuptlinge der Komanchen zu ihnen treten?“

Der Bowie-Vater übernahm es, die Antwort zu ertheilen:

„Wir wollen Euch damit sagen, daß Ihr uns willkommen seid und hier an unserer Seite Platz nehmen sollt.“

„Die Häuptlinge der Komanchen setzen sich nur an die Seite von Häuptlingen. Wer ist Euer Anführer, und wo sind Eure Wigwams und Eure Krieger?“

„Die weißen Männer haben keine Wigwams, sondern große steinerne Städte, in denen viele tausende von Kriegern wohnen. Meine rothen Brüder können sich ohne Sorge zu uns setzen, denn jeder von uns ist ein Häuptling.“

„Wie sind die Namen dieser Häuptlinge?“

Der Frager kannte die Namen bereits, denn die beiden Komanchen hatten sie ihm jedenfalls schon gesagt. Es war kein gutes Zeichen für die Jäger, daß er sich vorstellte. Besonders auffallen mußten die finsteren Blicke, welche von den Wilden auf Rimatta und den Vater geworfen wurden.

„Ich werde Euch unsere Namen sagen,“ antwortete der Gefragte. „Dieser große Mann heißt Bill Holmers —“

„Holmers?“ unterbrach ihn der Komanche, ganz gegen die sonstige Gewohnheit der Indianer. „Ich kenne diesen Namen. Der weiße Mann ist ein Feind der Indianer, aber er ist kein böser Mensch.“

„Dieser junge Mann wird von den rothen Kriegern Feuertod genannt.“

„Auch seinen Namen kenne ich; er ist unser Feind, aber er tödtet die rothen Männer nur dann, wenn er dazu gezwungen ist.“

„Auch meinen Namen kennst Du. Man nennt mich Bowie-Pater, den Indianertödter.“

„So nennt man Dich; aber Du wirst keinen rothen Mann mehr tödten.“

„Ah? In wiefern?“

„Du wirst selbst sterben.“

„Ah! Weißt Du das so sicher?“

„Du wirst sterben von der Hand der Komanchen. Wer ist dieser rothe Mann?“

„Es ist Rimatta, der Häuptling der Apachen.“

„Er ist ein Hund, der bald verenden wird. Der Geier wird ihm die Augen aushacken, und sein Fleisch soll von den Wölfen wie Aas gefressen werden.“

„Auch das weißt Du so genau?“

„Ihr werdet heute noch sterben am Marterpfahle.“

„Wir? Die Gäste der Komanchen?“

„Ihr seid nicht unsere Gäste!“

„Wir sind es. Wir haben Eure jungen Häuptlinge nicht getödtet, sondern ihnen das Leben gelassen, und sie haben uns ihr Wort gegeben, daß wir friedlich einkehren dürfen in die Hütten der Komanchen.“

„Sie werden Euch ihr Wort halten; aber es wäre ihnen besser gewesen, wenn Ihr sie getödtet hättet. Ein tapferer Krieger stirbt

Digitized by Google

lieber, als daß er sich von seinem Feinde das Leben schenken läßt. Ihr seid ihre Gäste und steht unter ihrem Schutze. Wir Andern aber haben Euch nichts versprochen, und darum werden wir Euch Eure Skalpe nehmen. Erhebt Euch und kommt in die Zelte Eurer Beschützer!"

Die Weißen sahen einander fragend an, Nimatta aber erhob sich ohne Zögern. Er hatte Recht, Sie waren von einer solchen Menge von Komanchen umgeben, daß es kein Entrinnen gab. Sie hatten sich in die Höhle des Löwen gewagt und mußten nun das Weitere abwarten. Man stieg zu Pferde; die Gefangenen wurden von den Wilden in die Mitte genommen, und fort ging es in sausendem Galoppe auf das Lagerdorf zu, in dasselbe hinein und zwischen den Zeltreihen hinaus, bis vor einem Zelte angehalten wurde.

Die Indianer stiegen ab und der alte Häuptling gebot:

„Die weißen Männer mögen hier eintreten!"

„Wem gehört diese Wohnung?" frug der Vater.

„Sie gehört Denen, welche Euch zu schützen haben. Gebt Eure Waffen ab!"

„Ein weißer Jäger trennt sich von seinen Waffen erst dann, wenn er gestorben ist."

„Wissen die weißen Männer nicht, daß ein Gefangener keine Waffen haben darf?"

„Wir sind Gäste, aber keine Gefangenen."

„Ihr seid Beides. Gebt die Waffen her!"

Da erhob Nima ta die Hand zum Zeichen, daß er sprechen wolle. Es war das erste Mal, daß er seit der Begegnung mit den Indianern den Mund öffnete.

„Die Söhne der Komanchen verlangen unsere Waffen, weil sie sich vor uns fürchten. Ihr Herz ist feig, und ihr Muth ist wie der des Prairiehuhnes, welches flieht vor jedem Tone, der sich hören läßt!"

Das war ebenso stolz wie schlau gesprochen, denn der Erfolg zeigte sich sofort. Der alte Häuptling maß ihn mit zornigem Auge und antwortete:

„Der Pimo* ist häßlich wie die Kröte des Sumpfes. Seine Zunge spricht die Lüge, und von seiner Lippe fließt die trübe Brühe der Falschheit. Es gibt weder Mensch noch Thier, welches der Komanche fürchten möchte. Tretet ein in dieses Zelt und behaltet Eure Waffen!"

Jetzt erst stiegen die Jäger ab, banden ihre Pferde an und traten ein.

Das Zelt war ganz von der Art, wie man sie auch bei den nördlicher wohnenden Indianern findet. Die Arbeit ihrer Errichtung wird nur von den Frauen besorgt, wie denn der Indianer keine andere Beschäftigung kennt als den Krieg, die Jagd und den Fischfang. Alles Uebrige bleibt den Schultern der Frauen aufgebürdet.

Das Zelt war vollständig leer; es hatte Platz für die ganze Gesellschaft.

„Da sind wir!" meinte Holmers. „Wie wir aber fortkommen, das ist eine andere Frage."

„Werden wohl sehen!" antwortete der Bowie-Vater einsilbig.

„Es kommt darauf an, ob man uns als Gäste oder als Gefangene betrachtet. Im letzteren Falle ist es um uns geschehen."

„Wir werden Gefangene sein," meinte Nimatta.

„Ist dies die feste Ansicht meines Bruders?"

„Sie ist es."

„Und warum denkt er so?"

„Weil der Indianerhäuptling und Nimatta zugegen sind. Wären es nur meine andern Brüder, so würden sie vielleicht Gäste sein, diese Beiden aber werden die Komanchen niemals gehen lassen wollen."

„Glaubt Nimatta, daß wir verloren sind?"

„Der Häuptling der Apachen ist noch niemals verloren gewesen."

„Was müssen wir thun, um uns zu retten?"

„Meine Brüder mögen ganz dasselbe thun, was Nimatta thun wird."

„Was?"

„Mit den Komanchen das Kalumet rauchen."

„Ah! Sie werden es nicht."

„Sie werden es!"

„Ich glaube nicht, daß sie uns die Pfeife des Friedens geben werden."

„Sie werden sie uns nicht geben."

„Und dennoch sagen Du, daß wir sie mit ihnen rauchen werden."

„Ich sage es. Wenn sie uns die Pfeife des Friedens nicht geben wollen, so werden wir sie uns nehmen."

„Ah!" rief der Vater erstaunt. „Ein köstlicher Gedanke! Aber wird dann das Rauchen auch Geltung haben?"

„Es wird gelten. Nimatta wird die Pfeife rauchen, und meine Brüder müssen dann sehr schnell Jeder einen Zug thun, ehe sie uns wieder entrissen werden kann."

„Werden wir auch den Weißen sehen, welchen wir suchen?"

„Wenn er zugegen ist, werden wir ihn sehen. Nimatta wird es so einrichten, daß er sich nicht verbergen kann."

Damit war die Unterredung zu Ende. Die Jäger schwiegen. Ihr Zelt war von Wächtern umgeben, und es lag ja die Möglichkeit vor, daß sie belauscht wurden. Nach einiger Zeit öffnete sich der Eingang, und es erschien einer der beiden Häuptlingssöhne.

„Meine Brüder sind in großer Gefahr," begann er.

„Wie können wir in Gefahr sein, wenn wir uns unter Deinem Schutze befinden?" frug der Vater.

„Das Leben meiner Brüder ist sicher, so lange sie sich in meinem Zelte befinden. Sobald sie es aber verlassen, ist meine Bürgschaft zu Ende."

„Was hat man mit uns vor?"

„Man wird die weißen Männer und den Häuptling der Apachen tödten, nachdem sie am Marterpfahle gestanden haben."

„Gibt es kein Mittel uns zu retten?"

„Es gibt eines."

„Welches?"

„Meine Brüder müssen Komanchen werden und sich ein Jeder eine Tochter der Komanchen zum Weibe nehmen."

„Den Teufel werde ich!" antwortete Holmers. „Habe kein weißes Weib leiden mögen, viel weniger eine Kupferhaut. Damit erkaufe ich mir weder meine Freiheit noch mein Leben."

„So sind meine Brüder verloren!"

„Ist das Bleichgesicht, von welchem wir bereits gesprochen haben, unter den Komanchen zu finden!" frug Malmy.

„Es ist da."

„Werden wir mit ihm sprechen können?"

„Ich weiß es nicht. Aber sehen werden sie ihn."

„Wo?"

„Das Bleichgesicht gehört mit zu den Häuptlingen der Komanchen; er wird sitzen mit den andern in dem Kreise der Berathung, wenn über das Schicksal meiner Brüder gesprochen wird. Also, die Bleichgesichter sind nicht bereit in den Stamm der Komanchen einzutreten um sich das Leben zu retten?"

„Nein."

„So ist Alles für sie verloren, und ich kann nichts weiter für sie thun."

Er entfernte sich wieder. Nach Verlauf von vielleicht einer Stunde trat ein finster blickender Indianer ein.

„Die weißen Männer und der Apache mögen mir folgen!" befahl er.

Sie steckten ihre Waffen zu sich und schritten hinter ihm her die Zeltgasse entlang bis vor das Lager. Dort hatten sich alle Krieger versammelt. Sie bildeten einen großen Kreis, in dessen Mittelpunkte die Häuptlinge Platz genommen hatten. Das Berathungsfeuer brannte, und das reich mit Perlen und Federn verzierte Kalumet lag zum Gebrauche bereit. Seitwärts von der Gruppe waren mehrere Pfähle in die Erde getrieben, ein sicheres Zeichen, daß die Gefangenen der Komanchen eine solche war, von der sich für die Jäger nichts Gutes erwarten ließ.

Zwischen den Häuptlingen saß ein Mann, dessen helle Farbe ihn von seiner Umgebung unterschied. Er war ein Weißer, trug sich aber vollständig so wie ein Indianer. Sogar einen langen Haarschopf hatte er sich stehen lassen, um durch ihn, der mit Adlerfedern durchflochten war, zu beweisen, daß er nicht unter die gewöhnlichen Krieger gerechnet werden dürfe.

Als die Gefangenen nahten, ergriff der alte Häuptling die Pfeife, steckte sie in Brand und führte das Rohr zum Munde. Er that sechs Züge, blies den Dampf nach Nord, Süd, Ost und West, dann gerade empor zum Himmel und abwärts zur Erde, und gab sie dann seinem Nebenmanne, welcher nur einen einzigen Zug zu thun hatte. Von diesem ging die Pfeife weiter. Der Vierte wollte sie eben dem Fünften geben, als Nimatta mit einem raschen Schritte hinzutrat und sie ihm entriß.

Das war eine That, die Niemand für möglich gehalten hatte, die auch noch niemals vorgekommen war. Die Indianer sahen starr vor Erstaunen und geriethen erst dann in Bewegung, als es bereits zu spät geworden war. Nimatta hatte sofort die Pfeife weiter gegeben; sie war unter den Weißen herumgegangen und befand sich

* Spitzname für Apache.

Digitized by Google

schon wieder in der Hand des Apachen, als der Häuptling sich wüthend erhob.

„Hund, was hast Du gethan!“ schnob er Nimatta entgegen. Dieser that ruhig noch einen Zug aus dem Kalumet und antwortete:

„Seit wann ist es unter den rothen Männern Sitte, ihre Freunde und Brüder Hunde zu nennen. Oder bedeutet dieses Wort bei den Söhnen der Comanchen eine Höflichkeit?“

„Bist Du unser Freund und Bruder?“

„Wir sind Eure Brüder und Eure Gäste, denn wir haben mit Euch aus dem Kalumet geraucht, welches vom heiligen Thone gefertigt ist wurde.“

„Ihr habt uns das Kalumet entrissen.“

„Das ist wahr; Nimatta sagt niemals eine Lüge. Aber es bleibt dennoch wahr, daß wir mit Euch die Pfeife des Friedens geraucht haben.“

„Dies gilt nichts; denn wir haben sie Euch nicht angeboten.“

„Wenn Nimatta jetzt seinen Tomahawk nimmt, um mit Dir zu kämpfen, so bist Du tapfer und lässest den Kampf gelten, trotzdem Du mir denselben nicht angeboten hast. Ihr habt uns Eure Gastfreundschaft nicht angeboten, wir haben sie uns geraubt; aber wir besitzen sie ebenso sicher, als wenn wir sie freiwillig erhalten hätten. Der große Geist sieht Alles, hört Alles; er wird sehen, ob die Krieger der Komanchen den Muth haben, sich an den Gesetzen der Pfeife des Friedens zu versündigen. Ich habe gesprochen!“

Der Komanche hatte der Beweisführung mit ganz verblüffter Miene zugehört. Er schwieg noch eine ganze Weile, dann meinte er, sich setzend:

„Die Häuptlinge der Komanchen werden über diesen Fall berathen. Tretet auf die Seite; wir werden Euch unsern Entschluß zu wissen thun!“

Die Weißen folgten diesem Gebote. Sie sahen, daß die Berathung eine ziemlich stürmische war, wie die lebhaften Gestikulationen der Apachen bewiesen, und es verging wohl eine halbe Stunde, ehe sie zu Ende war. Dann winkte ihnen der Häuptling näher zu treten. Er erhob sich und gab das Zeichen, daß er sprechen werde.

„Die weißen Männer und der Apache mögen hören, denn die Häuptlinge der Komanchen werden sprechen.“

Nach dieser einleitenden Aufforderung begann er seine Rede:

„Es sind nun viele Sonnen her, da wohnten die rothen Männer ganz allein auf der Erde zwischen den beiden großen Wassern. Sie bauten Städte, sie pflanzten Bäume, sie jagten das Elenn, den Bär und den Bison. Ihnen gehörte der Sonnenschein und der Regen; ihnen gehörten die Flüsse und die Seen; ihnen gehörte der Wald, das Gebirge, die Thäler und alle Savannen des weiten Landes. Sie hatten ihre Brüder und Söhne, ihre Frauen und Töchter und waren glücklich. Da kamen die Bleichgesichter, deren Farbe ist wie der Schnee des Winters, deren Herz aber ist wie der Ruß, welcher aus dem Rauche fliegt. Es waren ihrer nur Wenige, und die rothen Männer nahmen sie auf in ihre Wigwams. Doch sie brachten mit die Feuerwaffe und das Feuerwasser; sie brachten mit andere Götter und andere Priester; sie brachten mit die Lüge und den Betrug, viele Krankheiten und den Tod. Es kamen immer mehr von ihnen über das große Wasser herüber; ihre Zungen waren falsch und ihre Messer spitz, die rothen Männer waren gut; sie glaubten ihnen und wurden betrogen. Sie mußten hergehen aus dem Land, in welchem die Gräber ihrer Väter lagen; sie wurden mit List und mit Gewalt verdrängt aus ihren Wigwams und ihren Jagdgebieten, und wenn sie sich wehrten, so tödtete man sie. Um sie leichter zu besiegen, säeten die Bleichgesichter Zwietracht unter sie; die rothen Stämme wurden entzweit; sie begannen sich nun auch unter einander zu bekämpfen; sie müssen nun sterben wie die Koyoten in der Wüste. Fluch den Weißen; Fluch ihnen, so viel Sterne am Himmel sind und Blätter auf den Bäumen des Waldes!“

Er holte jetzt Athem und fuhr dann fort:

„Heut sind Bleichgesichter in die Wigwams der Komanchen gekommen. Sie haben die Farbe der Lügner und die Sprache der Verräther. Sie haben einen rothen Mann bethört, mit ihnen zu gehen und ihr Bruder zu sein, den Häuptling der Apachen; er hat den Tod verdient, er und sie mit ihnen. Wir hätten sie langsam am Marterpfahle getödtet, um uns an ihren Qualen zu weiden und über das Geschrei ihrer Schmerzen zu lachen; aber es ist ihnen gelungen, den Rauch unseres Kalumets zu trinken, und so haben die Häuptlinge der Komanchen beschlossen, die Pfeife des Friedens zu ehren und ihnen Platz am Lagerfeuer zu geben, bis ihr Schicksal sich weiter entschieden hat. Ich habe gesprochen; meine Brüder mögen auch sprechen!“

Er setzte sich. Eigentlich wäre es hiermit genug gewesen; aber so schweigsam der Indianer sonst ist, die Gelegenheit eine Rede zu halten läßt er sich sicher nicht entgehen. Es gibt unter den Indianern Häuptlinge, die wegen ihrer Rednertalente weithin berühmt sind und ganz mit derselben rhetorischen Geschicklichkeit zu Werke gehen, wie die großen Redner der zivilisirten Staaten alter und neuer Zeit. Ihre blumen- und bilderreiche Sprache erinnert sehr an die Ausdrucksweise des Orientes.

Nach ihm erhoben sich die andern Häuptlinge einer nach dem andern, um in ihren Reden ganz dasselbe zu sagen, was bereits er gesagt hatte. Als der letzte geendet hatte, nahm der Bowie-Vater das Wort.

„Ich habe gehört, daß meine rothen Brüder an einen großen Geist glauben. Sie thun recht daran, denn ihr Manitou ist auch unser Manitou. Er ist der Herr des Himmels und der Erde, der Vater aller Völker; er will, daß alle Menschen ihn verehren sollen. Meine rothen Brüder aber verehren ihn auf eine falsche Weise, und ich bin über das große Wasser herübergekommen, um sie die richtige Weise zu lehren. Das haben mir viele rothe Männer übel genommen; sie haben mir auch dem Leben getrachtet, und ich mußte mich vertheidigen. Auf diese Weise bin ich der Indianertödter geworden. Aber ich kämpfe Auge in Auge mit meinen Feinden, ich habe niemals einen rothen Mann hinterrücks getödtet, und ich würde stets ein Freund der Komanchen gewesen sein, wenn sie sich nicht zu meinen Todfeinden gemacht hätten.“

Er hielt inne und blickte den Häuptling an. Dieser frug:

„Was haben sie gethan, daß sie Deine Todfeinde geworden sind?“

„Das will ich Dir und ihnen sagen. Da drüben über dem großen Wasser wohnte ein Mann, dessen Mund giftiger war als der Mund der Schlange; er war ein Lügner und Betrüger, ein Mörder; er mußte fliehen und ging über das Wasser herüber in dieses Land. Ich ging ihm nach, um ihn zu fassen, und hörte, daß die Söhne der Komanchen ihn bei sich aufgenommen hätten. Mußte ich nicht ein Feind der Komanchen werden?“

„Wer ist dieser Mann? Wir haben keinen weißen Lügner bei uns aufgenommen.“

„Sehe ich nicht ein Bleichgesicht in Eurer Mitte?“

„Dieses Bleichgesicht ist nicht über das Wasser herübergekommen.“

„Aus welchem Lande stammt dieser lichte Häuptling?“

„Aus dem Lande, welches gegen Mittag liegt. Er stieg von dem Gebirge herab, um den Komanchen viele gute Dinge zu zeigen.“

„Er hat Euch belogen!“

Bei dieser Betreffende fuhr mit der Hand nach seinem Tomahawk, sprach aber, da der Alte die Unterredung führte, kein Wort.

„So meinest Du, daß es Derjenige ist, den Du suchest?“

„Er ist es!“

„Du irrst!“

„Ich irre nicht. Erlaube, daß ich mit ihm selber rede!“

„Ich erlaube es.“

Jetzt wandte sich der Bowie-Vater direkt an den Weißen.

„Wie ist Dein Name unter diesen Leuten?“

„Mußt Du ihn wissen?“

„Muß man nicht den Namen wissen, wenn man mit einem Manne reden will?“

„Ich heiße Aikarroh.“

„Und wie nannte man Dich früher, ehe Du zu den Komanchen kamst?“

„Diese Frage ist sehr überflüssig.“

„Sie ist nicht überflüssig, sondern sie gehört ganz und gar zur Sache.“

„Ich bin zu den Kriegern der Komanchen gegangen, um die Welt zu vergessen. Mein Name lebt nicht mehr, er ist verschwunden; ich sage ihn nicht.“

„Weder Du bist vergessen, noch Dein Name. Verschwunden? Ja, verschwunden wareſt Du, aber ich habe Dich wiedergefunden, und wenn es Dir gefällt, Deinen Namen zu verschweigen, so werde ich ihn Dir nennen.“

Der Mann verfärbte sich.

„Sage ihn!“

„Du heißt Georg, Georg Sander!“

Das Auge des jetzigen Indianers blitzte erschrocken auf. Er antwortete:

„Georg Sander? Ich habe einen ähnlichen Namen nie gehört.“

„Nie?“ lachte der Vater. „Hast Du auch nie den Namen Walmy gehört?“

„Nein.“

„Theodor von Walmy?“

„Nein.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 33.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Auch nicht den Namen des tollen Prinzen? Des Prinzen von Süderland?"

„Nein!"

„Hast Du auch nie gehört von einer Miß Ella, einer Dame, die in einem Cirkus arbeitete und dann ohne Spur verschwunden ist?"

„Nie."

„Hm! Nikarroh, Du bist ein großer Lügner; Du hast sie alle gekannt."

Der Beschuldigte erhob sich und griff zum Tomahawk.

„Mann, nenne mich nicht zum zweiten Male einen Lügner, wenn Du nicht willst daß ich Dir augenblicklich den Schädel zerschmettere. Wie kannst Du es wagen, in dieser Weise mit einem tapfern Häuptling der Komanchen zu reden, dem noch kein Mensch ein solches Wort in das Gesicht gesagt hat!"

„Wagen? Pah! Ich bin der Bowie-Pater, und den kennt Ihr Alle. Dein Tomahawk thut mir nicht mehr als der Stachel einer Mücke, und damit Du siehst, daß ich mich nicht fürchte, nenne ich Dich nochmals einen Lügner!"

„Hund!"

„Lügner! Du bist Georg Sander! Wir kennen Dich. Siehe Dir einmal diesen Jäger an und sage, ob seine Züge Dir nicht bekannt vorkommen."

Der Indianer machte eine Bewegung der Geringschätzung und meinte:

„Er ist ein Jäger wie so viele Andere, ich kenne ihn nicht; ich habe ihn niemals gesehen."

„Und dennoch kennst Du ihn, dennoch hast Du ihn sehr oft gesehen, denn es ist Friedrich von Walmy, der Bruder Deines früheren Herrn."

Wieder flog ein Blitz des Erschreckens über das Angesicht des Indianers.

„Du lügst!"

„Mensch, sage mir dies noch einmal, so schieße ich Dich nieder wie einen Hund. Du mußt dieses Wort anhören, ich aber leide es nicht, denn ich lüge nicht!"

Jetzt trat Fred hart an den jetzigen Wilden heran.

„Kennst Du diesen Brief?"

Er hielt ihm jenes Schreiben vor das Gesicht, welches er am Abend nach dem Kampfe mit den Komanchen dem Bowie-Pater gezeigt hatte. Der Mann warf einen Blick darauf, schüttelte seinen Kopf und antwortete:

„Ich kenne es nicht. Das hat ja ein gewisser Theodor von Walmy geschrieben, wie aus der Unterschrift zu sehen ist. Laßt mich in Ruhe!"

„Du kennst es, denn Du hast es geschrieben, Du hast es gefälscht, Schurke!"

Nun trat auch der Bowie-Pater noch näher.

„Vielleicht kennst Du aber diese beiden Briefe, welche mit Georg Sander unterschrieben sind. Willst Du sie einmal ansehen, mein lieber Schatz?"

Er hielt sie ihm entgegen; der Mann wollte nach ihnen langen, sofort aber zog sie der Pater zurück und hielt sie außer dem Bereiche seiner Arme in die Höhe, so daß er sie zwar lesen aber nicht ergreifen konnte.

„Nein, nicht wegnehmen, sondern nur lesen sollst Du sie. Du hast sie an den tollen Prinzen geschrieben, an den Du vorher Deinen Herrn verkauftest."

„Ich weiß nichts davon; ich weiß von gar nichts. Ihr seid wahnsinnig!"

Im nächsten Augenblicke stand der Pater hart vor ihm.

„Wahnsinnig? Das wagest Du, Mensch!"

Er holte aus und schlug ihm die Faust vor die Stirn, daß er erst wankte und dann niederstürzte. Er raffte sich aber sofort wieder in die Höhe, riß das Messer heraus und wollte sich auf seinen Gegner stürzen. Sofort flogen die Büchsen sämmtlicher Jäger an die Wangen, und auch Rimatta riß den Tomahawk aus seinem Gürtel. Auch die Häuptlinge waren aufgesprungen. Der Alte streckte seine Hand abwehrend aus und gebot:

„Laßt die Waffen ruhen! Ihr habt in einer Sprache geredet, welche wir nicht verstehen. Was habt Ihr mit unserem weißen Bruder?"

„Er ist es, den wir suchen, aber er will es nicht gestehen."

„So ist er es nicht. Die weißen Männer irren sich."

„Wir irren uns nicht."

„Er hat Euch beleidigt, als er noch ein Weißer war?"

„Ja, und mehr, noch viel mehr als das!"

„Er ist kein Weißer mehr; er ist ein rother Mann geworden,

65

Digitized by Google

er ist ein ganz Anderer; er hat Recht. Laßt ab von ihm; ich gebiete es Euch!"

„So werden wir ihn nicht anklagen, aber wir werden ihn tödten!" meinte der kleine Vater im höchsten Zorne.

„Wagt es!"

„Ich thue es, und zwar sofort!"

Er nahm die Büchse empor. Da zeigte der Häuptling im Kreise herum.

„Siehst Du, daß hunderte von Kriegern um Euch stehen? Wenn Du schießest, so seid Ihr Alle verloren!"

„Das fragt sich noch. Unsere Kugeln werden die Hälfte von Euch fressen!"

Da ertönte lauter Jubelschlag die Reihe der Zelte herauf. Ein Reiter kam im Galoppe herbei, parirte seinen Mustang vor dem Kreise der Häuptlinge und sprang ab. Sie alle erhoben sich, und einer der Indianer eilte herbei, um sein Pferd zu halten.

„Was ist hier?" frug er in stolzem Tone.

Sein Auge blitzte im Kreise herum und blieb dann mit ernstem Ausdrucke auf Rimatta und dem Bowie-Vater haften. Der alte Häuptling erhob sich.

„Es ist viel geschehen, seit Du nicht hier warst."

„Sage es!"

„Du hattest den Zug gegen die weißen Jäger anbefohlen."

„So ist es."

„Er gelang."

„Ich wußte es vorher."

„Sie wurden getödtet, und Alles, was sie bei sich führten, kam in unsere Hand."

„Sind unsere Krieger zurück?"

„Nur vier von ihnen, Deine beiden Söhne und noch zwei Andere, o Häuptling."

„Wo sind die übrigen?"

„Todt."

„Wer hat sie getödtet?"

„Diese hier."

Da wandte der Zuletztangekommene seine hohe stolze Gestalt nach uns.

„Du bist Rimatta, der Häuptling der Apachen?" frug er.

„Ich bin es."

„Und Du? Ich habe Dich noch nicht gesehen, aber ich kenne Dich an Deiner Gestalt und an Deiner Kleidung. Du bist der Bowie-Vater, der Indianertödter?"

„Du hast richtig errathen."

Der Falke, denn dieser war es, wandte sich wieder zu den Seinigen zurück:

„Ich war weit da oben im Norden, um den heiligen Thon zu unseren Pfeifen zu holen. Frieden sollte die heilige rothe Erde bringen, aber nun ich zu meinem Wigwam zurückgekehrt bin, ist Blut geflossen, und vielleicht wird noch weiter welches fließen. Wo sind meine Söhne?"

„In ihrer Hütte."

„Warum sind sie nicht hier?"

„Sie haben diesen Männern das Gastrecht gegeben und können also nicht mit urtheilen über sie."

„Wenn die Söhne des Falken ihrem Feinde die Hände reichen, so haben sie ihren Grund dazu. Man möge sie holen. Ihr aber sollt erzählen!"

Der alte Häuptling begann seinen Bericht, während der Falke sich zu ihm niedersetzte. Dieser war der Typus eines ächten Indianers, nicht hoch, aber breit und kräftig gebaut, und alles an ihm war Sehne, Muskel und Kraft.

Der Bericht klang nicht freundlich für die Jäger. Die Zwei, welche dem Blutbade am Rio Pekos entkommen waren, hatten sich alle Mühe gegeben, die Komanchen gegen die Weißen einzunehmen. Während des Vortrages erschienen die beiden Söhne des Falken. Ihr Vater hatte eine sehr lange und außerordentlich gefährliche Reise hinter sich; er war soeben erst eingetroffen und sie erblickten ihn zum ersten Male, aber es gab keine Scene des Wiedersehens, der Rührung und der Freude; denn dies verbot die strenge indianische Sitte. Er wandte sich zu ihnen, als der Häuptling geendet hatte, und sprach:

„Diese Weißen haben Eure Brüder und Mitkrieger getödtet?"

Sie neigten ihre Häupter zum Zeichen der Bejahung.

„Ihr habt ihnen die Hände der Gastfreundschaft geboten?"

Es erfolgte dieselbe Antwort. Sein Auge richtete sich auf den Einen von ihnen.

„Erzähle!"

Der junge Mann stattete in kurzen wahrheitsgetreuen Worten seinen Bericht ab. Sein Vater hörte ihm aufmerksam zu und entschied sodann:

„Der Häuptling der Komanchen, den seine Freunde und Feinde Falke nennen, freute sich in seinem Herzen, als er seine Wigwams wieder erblickte, nun aber wird diese Freude in Schmerz verwandelt, denn seine Söhne haben, um nicht sterben zu müssen, Freundschaft geschlossen mit den Feinden ihres Volkes. Ihr hättet den Tod vorziehen sollen, und ich hätte mit Wehmuth aber mit Stolz für Eure Seelen angestimmt den Schlachtgesang der Todten, denn drüben in den ewigen Jagdgründen hätte ich Euch wiedergesehen als Helden, denen die Geister der Bleichgesichter dienen müssen. Wäre ich nicht Euer Vater, so hätte ich Euch jetzt begnadigt, denn Ihr habt dennoch nichts Böses gethan, sondern nur gehandelt wie junge Männer handeln, welche das Leben lieb haben. Damit man aber im Lande und bei dem Volke der Komanchen sich nicht erzähle, daß der große Falke weich gegen seine Söhne, werde ich Euch Eure Strafe geben: Ihr verlaßt noch in diesem Augenblicke, ohne zu essen oder zu trinken, das Dorf der Unsern und kommt nicht eher zurück, als bis jeder von Euch fünf Skalpe unserer Feinde bringt! Habt Ihr noch zu reden?"

„Was wird mit diesen Männern, für deren Sicherheit wir unser Wort gegeben haben?" frug der Eine, indem er auf die gefangenen Jäger deutete.

„Der Falke wird Euer Wort lösen, sie stehen unter seinem Schutze."

„Wir gehen!"

Sie traten ab; ihre Mienen waren kalt, denn die Sitte verbot ihnen, die Gefühle, welche sie bei diesem strengen Urtheile bewegten, merken zu lassen.

Jetzt winkte Falke Rimatta:

„Sprich!"

Der Angeredete bewegte stolz das Haupt.

„Rimatta, der Häuptling der Apachen, ist Gast seiner Feinde, der Komanchen. Er wird nicht sprechen, denn seine Rede ist unnöthig, wer denken muß!"

„Du hast Recht. Draußen vor den Wigwams würde ich mit Dir kämpfen, um Dich zu tödten, hier aber bist Du so sicher wie im Schooße der Mutter. Aber die weißen Männer mögen reden, denn ich habe erfahren, daß sie eine Klage vorzubringen haben gegen einen der Krieger der Komanchen!"

Da nahm Fred das Wort:

„Wirst Du meine Klage hören?"

„Ich höre sie. Wer bist Du?"

„Du kennst meinen Namen. Man nennt mich Feuertod so weit die Prairie reicht."

„Du bist ein tapferer Krieger, der noch keinen von uns getödtet hatte."

„Ich hatte einen Bruder, den ich liebte; wir Beide waren Häuptlinge im Volke der Bleichgesichter, und dieser Mann, der jetzt einer der Eurigen ist, that uns die Dienste, welche bei Euch die Weiber verrichten."

„Ist dies wahr?"

„Ich beschwöre es. Es gab einen Häuptling, der noch größer war als wir, und der meinen Bruder haßte; an ihn verkaufte und verrieth dieser Mann den Bruder, so daß wir ihn nie wiedersahen, dann entfloh der Verräther nach Amerika. Von hier aus schrieb er Briefe zurück, welche voller Trug und Lüge waren. Wir folgten ihm nach und haben ihn nun gefunden. Er soll uns sagen, wo unser Bruder ist, sonst tödten wir ihn."

„Ihr habt gethan, wie tapfere Männer thun müssen. Hat er es eingestanden?"

„Nein; er leugnet."

Da drehte sich der Falke zu Sander um.

„Bist Du der Mann, den diese suchen?"

„Nein, sie lügen."

„Ihr hört es!"

„Er lügt, weil er die Strafe fürchtet."

Der Häuptling sann einen Augenblick lang nach, dann meinte er lächelnd:

„Der Falke wird sogleich erfahren, wer die Unwahrheit redet, er oder Ihr. Der Häuptling der Komanchen läßt sich von Niemand bethören."

Er wandte sich wieder an Sander.

„Wo hast Du Deinen Medizinbeutel?"

„In meinem Wigwam."

„Ich kenne ihn; ich habe sehr oft gesehen, daß Du auch solche Dinge in ihm hast, welche die Bleichgesichter Briefe nennen. Wo befindet er sich?"

„Hinter dem Lager."

Digitized by Google

Während dieser Antwort war es ihm anzusehen, daß er sich in einer außerordentlichen Verlegenheit befand. Sein Geheimniß war ernstlich in Gefahr.

„Ich werde ihn holen, ich selbst und kein Anderer.“

Mit diesen Worten erhob sich der Falke.

„Ich werde ihn Dir bringen,“ rief Sander. „Du würdest ihn nicht finden.“

„Bleib; ich finde ihn!“

Da sprang der Renegat empor.

„Und dennoch werde nur ich ihn holen! Er gehört mir, und das Wigwam ist mein, es darf kein Anderer ohne Erlaubniß eintreten!“

„Auch ich nicht, der Falke, welcher der oberste Häuptling seines Volkes ist?“

„Auch Du nicht!“

„Warum! Doch Du hast Recht, Du kannst es jedem Einzelnen, also auch mir verbieten, die Stelle Deines Feuers zu betreten, aber Deine Weigerung ist ein Beweis, daß Du der Lügner bist, und daß dieses Bleichgesicht die Wahrheit gesprochen hat. Du bist ein Feigling; Du wirst aus unserem Volke gestoßen! Morgen mag die Versammlung über Dich entscheiden!“

„Ich bin nicht feig!“

„Du bist es, sonst würdest Du nicht lügen, sondern Deinen Namen bekennen und dann nach Sitte der Komanchen mit diesen Männern kämpfen.“

„Ich werde Dir zeigen, daß ich kein Feigling bin!“

„Womit?“

„Ich werde mit ihnen kämpfen.“

„So bist Du der, welchen sie suchen?“

„Ja.“

„Du hast bei ihnen die Arbeit der Weiber verrichtet?“

„Ich war ihr Diener.“

„Willst Du ihnen die Briefe zeigen, von denen ich vorhin gesprochen habe?“

„Nein.“

„Wirst Du ihnen sagen, was sie von Dir zu wissen begehren?“

„Nein.“

„Auch mir, Deinem Häuptlinge nicht?“

„Nein. Ich bin in dieser Sache Niemand Rechnung schuldig, als nur mir selbst.“

„Es kann Dich Niemand zwingen. Aber Du wirst mit diesen Bleichgesichtern kämpfen, nachdem wir hier die Stunde des Kampfes bestimmt haben. Gehe!“

Sander erhob sich. Man sah es ihm an, daß er sich erleichtert fühlte.

„Halt!“ rief da der Vater.

„Was willst Du?“ frug der Falke.

„Dieser Mann darf nicht allein in sein Wigwam gehen!“

„Warum.“

„Er darf den Medizinbeutel nicht behalten.“

„Warum?“

„Der Beutel enthält Briefe, die für uns ganz außerordentlich wichtig sind.“

„Sie sind sein Eigenthum.“

„Nein; sie gehören uns!“

„Er hat sie empfangen; sie sind sein.“

„Das Papier gehört ihm, der Inhalt aber ist nicht sein, sondern unser Eigenthum, denn er enthält das, was wir von ihm wissen wollen!“

„Das Papier ist sein, und die Schrift ist Euer? Ihr werdet morgen mit ihm kämpfen, und der Medizinbeutel wird nach dem Kampfe dem Sieger gehören.“

„Aber wenn Du ihn jetzt gehen lässest, so wird er die Briefe vernichten.“

„Ich werde ihm zwei Männer mitgeben, denen er den Beutel geben soll.“

„Ich gebe ihn nicht her,“ meinte Sander, „er ist mein Eigenthum.“

„Er wird Dir nicht genommen; er soll nur aufgehoben werden bis nach dem Kampfe; wenn Du tapfer bist, so erhältst Du ihn ja wieder zurück.“

„Gut, ich werde Dir ihn anvertrauen?“

Er ging und auf einen Wink des Falken schlossen sich ihm zwei Andere an.

Dies konnte den Jägern allerdings nicht lieb sein, aber sie waren gezwungen, sich darein zu fügen. Sie wurden nach ihrem Zelte geführt, wo man sie bewachte.

Der Tag verging, ohne daß sich etwas Nennenswerthes begeben hätte, und ebenso ging auch die Nacht zu Ende. Am andern Vormittage öffnete sich ihr Zelt, und es erschien ein Indianer, welcher ihnen befahl, ihm an den Berathungsplatz zu folgen.

Dort waren die Häuptlinge und Angesehensten des Stammes wieder versammelt. Man wies ihnen ihre Plätze an, und sie setzten sich voller Erwartung nieder.

Der Falke begann:

„Der große Geist zürnt den Kriegern der Komanchen, daß sie die Pfeife des Friedens geraucht haben mit den Bleichgesichtern, die eine weiße Farbe haben.“

Er hielt inne und blickte sie einen nach dem Andern an, als ob er eine Antwort erwarte, als aber keiner von ihnen das Schweigen brach, fuhr er fort:

„Es ist den Söhnen der Komanchen ein großes Unglück widerfahren.“

„Welches?“ frug der Vater.

„Auch den Bleichgesichtern wird dies Unglück nicht gefallen.“

„So erzähle es!“

„Die Bleichgesichter wollten kämpfen mit Rikarroh —“

„Wir werden mit ihm kämpfen!“

„Sie können ihn nicht besiegen!“

„Warum?“

„Weil er sich nicht mehr im Lager der Komanchen befindet. Er ist fort.“

Die Weißen sprangen zornig auf.

„Du lügst!“ rief der Vater.

„Wie dürfen die Weißen es wagen, den Häuptling der Komanchen einen Lügner zu nennen. Sie mögen dieses Wort bereuen und es wieder zurücknehmen.“

„Ich nehme es nicht zurück!“

„Ich habe die Wahrheit gesprochen!“

Entweder lügst Du jetzt und verbirgst ihn, um ihn zu retten, oder Du hast gestern gelogen, als Du versprachst, daß wir mit ihm kämpfen sollten!“

„Der Falke hat gestern die Wahrheit geredet, und er spricht sie auch heute.“

„Wo sind die Briefe, welche der Verräther Dir gestern geben sollte?“

Er langte in sein Jagdgewand und zog einen alten Medizinbeutel hervor.

„Hier ist der Medizinsack. Oeffnet ihn und nehmt die Papiere heraus!“

Fred griff zu und öffnete den Beutel. Er fand zwei Briefe, welche er aus einander schlug, um ihren Inhalt schnell zu überfliegen; dann rief er:

„Betrogen! Diese Briefe sind nicht diejenigen, welche wir suchen!“

„Der Beutel enthielt keine anderen,“ antwortete ruhig der Häuptling.

„Ist das wahr?“

„Falke lügt nie!“

„Rufe die beiden Männer, denen er den Beutel übergeben sollte.“

Der Häuptling winkte, und einer der Komanchen erhob sich, um die Verlangten herbei zu holen. Sie kamen, und der Vater verhörte sie sofort:

„Ihr seid gestern mit dem, den ihr Rikarroh nanntet, in sein Zelt gegangen?“

„Ja.“

„Und Euch hat er diesen Medizinbeutel übergeben?“

„Ja.“

„Hat er ihn geöffnet, ehe er denselben in Eure Hände legte?“

„Wir wissen es nicht.“

„Ihr müßt es wissen! Ihr seid ja dabei gewesen!“

„Er hatte ihn in der Ecke des Zeltes stecken. Er kniete lange dort, ehe er sich erhob, und reckte uns seinen Rücken zu. Wir sahen nicht was er that.“

„Aber ich weiß es, was er that: er öffnete den Beutel, um die Briefe heraus und an sich zu nehmen, welche wir von ihm verlangt hatten. Wo ist er?“

„Wissen wir es?“ frug der Häuptling.

„Ihr müßt es wissen!“

„Als die Sonne sich erhob, bemerkten die Söhne der Komanchen, daß er das Lager verlassen hatte.“

„Allein?“

„Es sind noch vier Krieger, welche fehlen. Vielleicht haben sie ihn begleitet.“

„Nach welcher Richtung?“

„Ihre Spuren führen nach Westen.“

In diesem Augenblicke nahte sich ein Komanche. Er trat zu

Digitized by Google

dem Falken und erhob stumm die Hand zum Munde, zum Zeichen, daß er sprechen wolle.

„Was will der junge Krieger seinen Vätern sagen?“ frug ihn der Häuptling.

Der Gefragte antwortete:

„Alle Männer der Komanchen wissen, daß den Bleichgesichtern von unsern Kriegern viele Lederbeutel abgenommen wurden, welche mit Gold gefüllt waren.“

„Wir wissen es.“

„Dieses Gold wurde aufbewahrt in der Erde jenseits unseres Lagers.“

„Da liegt es.“

„Da liegt es nicht mehr. Es ist verschwunden.“

Der Falke fuhr mit der Faust nach seinem Messer.

„Wer hat es genommen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wer hat es entdeckt, daß es fort ist?“

„Ich.“

„Erzähle!“

„Ich ging, um mir aus der Heerde ein Pferd zu holen. Der Weg führte mich an dem Orte vorüber, an welchem das Gold vergraben liegt. Ich sah, daß man das Versteck geöffnet und nicht wieder gut verschlossen hatte. Das Gold ist fort.“

„Der Falke wird selbst nachsehen. Ich kenne den Ort noch nicht. Führe mich.“

Er erhob sich und verschwand mit ihm hinter den Zelten. Nach einiger Zeit kehrte er allein zurück. Er nahm an seiner vorigen Stelle wieder Platz und berichtete:

„Das Gold ist fort. Nikarroh hat es mitgenommen. Die Söhne der Komanchen wissen viele Orte, wo Gold zu finden ist, aber sie verachten es. Sie bebauern es nicht, daß dieses Metall verschwunden ist!“

Da nahm Bill Holmers das Wort:

„Aber wir bebauern es. Wir haben gegraben im Schweiße unseres Angesichtes, um es zu finden, und als wir es hatten, wurde es uns von den Kriegern der Komanchen geraubt. Wir kamen zu ihnen, um es uns wieder zu holen, und nun ist es wieder verschwunden. Wir werden Nikarroh verfolgen, um es ihm abzunehmen!“

„Können die Bleichgesichter fort von hier?“

„Wer will uns halten?“

„Sie sind unsere Gefangenen!“

„Wir? Wir haben die Pfeife des Friedens mit Euch geraucht, wir sind nicht die Gefangenen der Komanchen, sondern wir sind die Freunde und Gefährten derselben.“

„Ihr habt unsere Krieger getödtet.“

„Sie wollten uns angreifen und tödten. Wir haben uns nur gewehrt gegen sie!“

„Es ist Blut geflossen, und dies kann nur durch Blut wieder abgewaschen werden.“

„Wir sind freiwillig zu den Hütten der Komanchen gekommen, wir haben die Söhne des Falken verschont, und diese haben uns Eure Gastfreundschaft versprochen.“

„Kann dies mir meine verlorenen Krieger wiedergeben? Die Kinder der Komanchen haben die Pfeife nicht freiwillig mit Euch geraucht; Ihr habt sie gestohlen!“

„Und Du hast uns dann gefagt, daß wir nun Gäste von Euch geworden sind.“

„Ihr seid unsere Gäste aber blos so lange, als Ihr in unsern Hütten Euch befindet.“

„Und dann?“

„Dann seid Ihr wieder unsere Feinde, und wir werden Euch zu tödten wissen.“

„Und wir werden uns zu wehren wissen!“ meinte der Pater. Rimatta erhob sich.

„Die Söhne der Komanchen haben Gift im Munde und Lüge in ihrem Herzen. Sie entweihen die heiligen Gebräuche der rothen Männer. Rimatta verachtet sie!“

Er drehte sich um und ging fort; die Andern folgten ihm nach, ihrem Zelte zu.

Nach Verlauf von einer Stunde öffnete sich dasselbe, und der Falke trat ein

„Rimatta, der Häuptling der Komanchen, hat uns beleidigt,“ meinte er, „aber wir werden ihm zeigen, daß wir die heiligen Gebräuche nicht entweihen.“

„Willst Du uns dies zeigen?“ frug der Pater mit gespannter Miene.

„Die Häuptlinge der Komanchen haben sich berathen, sie werden die Bleichgesichter und den Apachen entlassen.“

„Wann?“

„Heut.“

„Mit Allem, was wir bei uns haben?“

„Mit Allem.“

„Auch unsere Pferde bekommen wir?“

„Auch die Pferde. Die weißen Jäger werden den vierten Theil eines Tages Zeit erhalten, dann jagen ihnen die Komanchen nach, um sie zu tödten.“

„Ich danke Dir, Häuptling. Ihr werdet uns nicht tödten. Wann dürfen wir fort?“

„Wann es den weißen Jägern beliebt. Sie dürfen es nur ihrer Wache sagen.“

Er ging. Die Zurückbleibenden athmeten auf.

„Also eine Hetzjagd wie gewöhnlich!“ meinte Fred.

„Die uns keinen Schaden macht,“ setzte der Pater hinzu

„Aber sie haben ausgezeichnete Pferde: sie werden uns vielleicht einholen!“

„Der vierte Theil eines Tages, also sechs Stunden Vorsprung das ist genug!“

„Bill Willmers lachte:

„Sechs Stunden? Es kommt nur auf uns an, daraus zwölf Stunden zu machen.“

„Wie so?“

„Jetzt ist es kurz vor Mittag. Warten wir noch drei oder vier Stunden!“

„Aha!“

„Ja. Sie werden sehr streng Wort halten und genau sechs Stunden warten; dann aber brechen sie mit der Sekunde auf. Wenn wir nun um vier Uhr aufbrechen, so läuft die Frist um Zehn ab also wenn es dunkel ist. Dann aber sind sie, wenn sie unsere Fährte erkennen wollen, gezwungen, bis morgen früh zu warten, wenn es wieder hell geworden ist.“

„Ganz recht; so wird es gemacht. Und wohin wenden wir uns?“

„Natürlich nach Westen, um diesen Nikarroh zu verfolgen.“

„Wohin wird er sein?“

„Laßt uns überlegen! Vor den Komanchen darf er sich nicht wieder sehen lassen, weil er sie bestohlen hat.“

„Zu den Apachen kann er auch nicht, denn sie sind seine Feinde, besonders da er Komanchen bei sich hat.“

„Es bleibt allerdings dann nichts übrig, als daß er zu den Navajos geht.“

„Wo lagern die Stämme derselben jetzt?“

„Jenseits des Rio Kolorado.“

„Dann müssen sie vorher durch das Gebiet der Pahuta. Vielleicht suchen sie bei diesen Schutz.“

Rimatta schüttelte mit dem Kopfe.

„Die Pahuta sind jetzt Freunde der Apachen, sie werden weder einen Komanchen noch ein Bleichgesicht bei sich behalten, sondern sie würden Beide tödten.“

„Aber wir?“

„Meine weißen Brüder haben von ihnen nichts zu befürchten, da ich bei ihnen bin. Die Krieger der Pahuta kennen Rimatta, den Häuptling der Apachen.“

„Die Hauptsache ist, wenn wir das Lager hier verlassen, daß wir Lebensmittel mitnehmen. Aber wie wollen wir diese bekommen?“

„Meine Brüder mögen keine Sorge haben. Die Heerden der Komanchen weiden draußen vor dem Lager. Wenn wir gehen, werden wir ein Rind tödten, und Jeder schneidet sich ein Stück von demselben ab. Das wird höchstens so viel Zeit erfordern, als die Weißen den vierten Theil einer Stunde nennen.“

„Haben die Komanchen zahme Rinder?“

„Sie haben einige gebändigte Kühe, um Milch trinken zu können.“

Jetzt nun sahen die Jäger darauf, daß ihre Kleider und Waffen sich in dem gehörigen Stande befanden, und als es ungefähr vier Uhr am Nachmittage war, ritten sie zum Lager hinaus. Kein Mensch begleitete sie, und kein Mensch folgte ihnen nach.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 34.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

Südlich vom Rio grande schieben die Kordilleren von Sonora zahlreiche Höhenzüge nach Norden vor, über welche nur wenige Wege führen. Auf der Höhe eines dieser Pässe lagerten eines Tages mehrere weiße Jäger, bei denen sich auch ein Indianer befand. Es war Rimatta mit seinen Freunden.

Einer der Jäger stand auf einem hohen Felsen, von welchem aus er sowohl den vor- als auch den rückwärts liegenden Theil des Weges überblicken konnte. Er hatte die Aufgabe, für die Sicherheit seiner Gefährten zu sorgen, und eben jetzt schien er etwas Ueberraschendes bemerkt zu haben, denn er duckte sich nieder, blickte aufmerksam in das Thal hinunter und stieg dann eiligst herab.

„Hallo!“

„Was gibt es?“

„Rothe Männer.“

„Wie viele?“

„Fünf.“

„Beritten?“

„Ja.“

„Von welchem Stamme?“

„Konnte es nicht erkennen, sie tragen rothe und blaue Erde im Gesichte.“

„Dann befinden sie sich auf dem Kriegspfade. Welche Richtung haben sie?“

„Zu uns herauf.“

„Ah, dann gibt es vielleicht einen Kampf! Wie weit sind sie noch entfernt?“

„Sie werden in einer Viertelstunde hier oben anlangen.“

„Schön; werden sie gut empfangen! Schafft die Pferde fort. Wollen die Rothen einmal ein wenig zum Narren haben. Ich bleibe mit Rimatta hier, die Andern aber theilen sich, um den Platz vorn und hinten abzusperren. Laßt sie herein, aber nicht wieder hinaus, und schießt nicht eher als bis Ihr seht, daß es nothwendig ist. Freue mich auf ihre Gesichter.“

Diesen Worten des Bowie-Vaters wurde sofort Folge geleistet.

Die Höhe des Passes, auf welcher sie sich befanden, bildete ein rings von kurzen Felsenkegeln und Steinspitzen umgebenes kleines Plateau, wo es für die Jäger genug Verstecke gab, um von den Ankommenden nicht bemerkt zu werden. In Zeit von zwei Minuten war dieses Plateau vollständig einsam und leer, und nur Rimatta und der Vater lagen schräg schlafend unter einem Felsen, die Büchsen neben sich angelehnt.

Als die Viertelstunde vergangen war, ertönte ein Pferdegetrappel, und die fünf Wilden erschienen. Sie fuhren beim Anblicke der beiden Schläfer, welche keine Bewegung machten, aber die Ankommenden unter ihren nur leise geschlossenen Lidern hervor sehr scharf beobachteten.

„Uff!“ hörten sie den leisen Ruf des Einen der Indianer.

Dieser winkte seinen Gefährten, welche nach den Waffen gegriffen hatten. Dann stieg er vom Pferde und kam lautlos herbeigeschlichen. Er nahm die beiden Büchsen fort und gab den Andern dann das Zeichen herbeizukommen.

„Uff!“ rief er dann mit lauter Stimme.

Die Beiden thaten, als ob sie jetzt erwachten, und richteten sich empor.

„Wer sind diese beiden Männer?“ frug der Wilde.

„Kennst Du uns nicht?“ frug der Vater.

„Diesen kenne ich. Er ist der größte Feind der Komanchen, er soll sterben. Dich aber kenne ich nicht. Du bist ein weißer Jäger, sage mir den Namen, den Du trägst.“

„Du hast ihn wohl schon öfters gehört. Man nennt mich Bowie-Vater, den Indianertödter.“

„Ugh!“ rief der Wilde erstaunt. „Du bist ein noch größerer Feind von uns als dieser da. Die Geier werden Dein Fleisch verzehren und Deine Knochen zerreißen.“

„Möglich, aber jetzt noch nicht! Wo sind unsere Gewehre? Gib sie her!“

„Du wirst sie niemals wieder erhalten. Der große Geist hat Deinen Tod beschlossen, und seine rothen Kinder werden seinem Willen Gehorsam leisten.“

Er nahm den Lasso von seinen Hüften. Der Vater aber erhob lachend seine Hand.

„Der große Geist hat nicht meinen, sondern Euren Tod beschlossen, und so soll Euch geschehen, was Ihr an uns thun wolltet. Erhebt Eure Augen, und schaut um Euch!“

Bei diesen Worten traten die Andern aus ihren Verstecken her-

Digitized by Google

vor und legten ihre Büchsen auf die Wilden an. Ein Zeichen des Paters genügte, sie alle zu tödten.

„Uff!“ rief der Anführer. „Mein weißer Bruder hat uns in seiner Hand.“

„Steht Du wohl? Steigt von den Pferden, und legt Eure Waffen von Euch.“

Die Indianer sahen, daß eine Gegenwehr erfolglos sei. Sie gehorchten seinem Befehle.

„Tödten wir sie?“ frug der Pater die Andern.

„Nein,“ antwortete Bill Holmers.

„Aber es sind Komanchen, und sie befinden sich auf dem Kriegspfade!“

„Was kann uns ihr Tod für Nutzen bringen?“

„Aber schaden können sie uns, wenn wir so unvorsichtig sind, sie am Leben zu lassen.“

„Das können wir umgehen. Fragen wir, welche Meinung der Apache hat!“

Rimatta blickte die Feinde finster an, dann mürrte er:

„Die Krieger der Komanchen wollten uns tödten, aber sie haben es nicht gethan. Wenn sie dem Häuptling der Apachen seine Fragen beantworten, so sollen sie leben bleiben, damit sie ihren Brüdern erzählen, daß wir entkommen sind.“

„Meinetwegen!“ meinte der Pater, und dann wandte er sich an die Komanchen: „Werdet Ihr uns antworten, wenn wir Euch ruhig ziehen lassen?“

„Fragt uns!“ antwortete der Anführer.

„Die Söhne der Komanchen sind auf dem Kriegspfade. Wo waren sie?“ frug Rimatta.

„Wir haben die Söhne der Acoma bekämpft.“

„Was thaten sie Euch?“

„Sie sind stets unsere Feinde gewesen. Dann schlichen wir uns durch die Jagdgebiete der Apachen, um zurückzukehren zu unsern Vätern und Brüdern.“

„Habt Ihr welche Krieger der Apachen getödtet?“

„Nein.“

„Sprecht Ihr die Wahrheit? Der Mund der Komanchen ist stets voller Lüge!“

„Hätten wir sie getödtet, so würdest Du ihre Skalpe bei uns sehen.“

„Da habt Ihr recht geredet. Sind Euch auf diesem Wege fünf Reiter begegnet?“

„Warum spricht der Häuptling der Apachen diese Frage zu uns?“

„Weil er eine Antwort haben will.“

„Wir brauchen nicht zu antworten; sein Auge ist hell genug, um zu sehen.“

„Ich kenne die Spuren Derer, die ich suche. Sie sind Feinde der Komanchen.“

„Dann sind wir ihnen nicht begegnet; die wir trafen, sind unsere Brüder.“

„Sie sind nicht Eure Brüder. Sie haben das Lager ihrer Freunde beraubt und sind dann entflohen.“

„Woher weißt Du das?“

„Rimatta und diese Männer kommen vom Lager der Komanchen.“

„So redet Rimatta jetzt selbst die Lüge. Die Komanchen hätten ihn getödtet!“

„Der Mund des Apachen sagt niemals die Falschheit, er wird Euch erzählen.“

Und nun erzählte er ihnen nach Art und Weise der Indianer in kurzen Worten die letzten Abenteuer der Jäger. Die Komanchen hörten aufmerksam zu, und dann antwortete der Führer:

„Nikarroh ist ein Bleichgesicht; seine Farbe ist weiß, sein Herz aber ist schwarz.“

„Ihr seid ihm begegnet?“

„Wir haben ihn gesehen.“

„Und auch mit ihm gesprochen?“

„Wir haben an seinem Feuer gesessen, und er hat viel mit uns geredet.“

„Welchen Grund hat er gesagt, daß er das Lager der Komanchen verlassen hat?“

„Er sagt, der Falke habe ihn ausgesandt, die Apachen zu erkundschaften.“

„Er hat gelogen. Habt Ihr die Nuggets gesehen, welche er bei sich führte?“

„Nein.“

„So hat er sie versteckt!“

„Er war in einer Hütte, welche aus Zweigen bestand, darinnen wird das Gold gewesen sein; aber gesehen haben es die Krieger der Komanchen nicht.“

„Wo ist der Ort, an welchem er sich befand?“

„Reite einen Tag lang nach Westen bis an den Fluß, welchen die Apachen Tom-scho nennen; dieser hat einen Wasserfall, dort war das Lager des Diebes.“

„Die Krieger der Komanchen haben gut gesprochen. Sie sind frei!“

Eine so schnelle Erlösung hatten sie nicht erwartet, sie stiegen daher sehr eilig auf und ritten davon, um den Jägern keine Zeit zu geben, auf andere Gedanken zu kommen. Diese aber ritten in entgegengesetzter Richtung davon.

Die Stadt San Francisko liegt auf einer Landzunge, hat das große Weltmeer im Westen, die herrliche Bai im Osten und den Eingang zu dieser Bai im Norden. In ihren Straßen erblickt man die blasse schmächtige Amerikanerin, die stolze schwarzäugige Spanierin, die blonde Deutsche, die elegante Amerikanerin, die farbige krausharige Dame. Der reiche Kavalier mit Frack, Cylinder und Handschuhen trägt in der einen Hand einen Schinken und in der andern einen Gemüsekorb, der Rancherо schwingt ein Netz mit Fischen über die Schulter, um damit einen Festtag zu feiern, ein Militärоffizier hält einen gemästeten Kapaun gefangen, ein Quäker hat einige mächtige Hummern in die gleich einer Schürze aufgerafften Schöße seines langen Rockes verpackt — und das Alles bewegt sich neben, vor, hinter und durch einander, ohne sich zu stören.

Durch dieses Gewimmel der Metropole des Goldlandes bewegte sich eine Kavallade von Reitern und hielt endlich in der Sutterstreet vor dem Hotel Palladoild. Dies war ein Hotel in kalifornischem Stile und bestand aus einem langen und tiefen einstöckigen Brettergebäude, ganz ähnlich den Eintagstrinkbuden, welche man auf unsern Schützenfesten findet.

Dort stiegen sie ab und übergaben ihre Pferde dem Hofekeeper, welcher sie in einen Schuppen brachte. Die Gaststube war trotz ihrer ungeheuren Größe voller Gäste, so daß die Neuangekommenen nur noch einen Tisch fanden, an welchem sie Platz nehmen konnten. Eine Kellnerin kam herbei und holte den Porter, welchen sie sich bestellten. Dann frug der Eine:

„Ist die Sennora zu sprechen, mein Kind?“

„Ja. Soll ich sie holen?“

„Ich bitte darum!“

Das Mädchen entfernte sich, und bald darauf erschien die Wirthin und frug nach dem Begehr der Gäste. Der vorige Sprecher erhob sich.

„Gestatten sie mir, mich Ihnen vorzustellen, Sennora! Mein Name ist Friedrich von Malmy; ich bin ein Deutscher, und dies sind meine Gefährten.

Sie knixte und blickte ihn erwartungsvoll an.

„Wir sind an Sie gewiesen, Sennora.“

„Ah! Darf ich fragen, von wem?“

„Zwei Tagereisen von hier gibt es einen Rancho, deren Herrin Eudoxia Masero heißt!“

„Ich kenne ihn.“

„Diese Herrin ist Ihre Schwester?“

„Ja.“

„Sie hat uns Ihr Hotel empfohlen und dabei gesagt, daß wir hier Jemand finden werden, den wir nothwendig sprechen müssen. Können wir bei Ihnen logiren?“

„Alle?“

„Alle.“

„Es wird Raum vorhanden sein. Wen suchen Sie, mein Herr?“

„Ist nicht ein Weißer in Begleitung von vier Indianern hier abgestiegen?“

„Allerdings.“

„Wann?“

„Vorgestern.“

„Er logirt hier?“

„Er allein.“

„Und die Indianer?“

„Diese sind nach den Bergen geritten, vielleicht in die Minen.“

„Wie hat sich der Herr genannt?“

„Gar nicht. Man fragt hier erst spät nach den Namen der Gäste.“

„Ist er zu sprechen?“

„Lassen Sie mich nachsehen!“

Digitized by Google

Sie blickte in dem weiten Raum von Tisch zu Tisch umher, schien aber den Gegenstand ihres Suchens nicht zu bemerken.

„Ich sehe ihn nicht, Sennor.“

„Er befindet sich vielleicht auf seinem Zimmer?“

„O nein, denn wir haben hier keine einzelnen Zimmer, sondern die Gäste schlafen alle in dem großen Raume unter dem Dach. Er wird ausgegangen sein.“

„Hatte er Gepäck mit?“

„Ja, zwei große, aus Hirschfell gefertigte Säcke, welche von den Pferden kaum geschleppt werden konnten. Dann aber hat er sich sogleich einen Koffer gekauft. Er will die Stadt verlassen und frug nach einem Schiffe, welches möglichst bald in See geht.“

„Ich danke Ihnen! Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?“

„Welche?“

„Sagen Sie ihm nicht, daß nach ihm gefragt worden ist, es gilt eine Ueberraschung.“

„Wie Sie wünschen. Eine gute Wirthin darf ja überhaupt nicht plauderhaft sein.“

Sie entfernte sich, und zu gleicher Zeit traten zwei Männer ein, welche sich nach einem Platze umsahen. Sie trugen die vorzüglichste Marineuniform, doch ohne Abzeichen ihres Ranges. Der Eine war sehr lang und stark gebaut, ein wahrer Goliath, der Andere aber schmächtig, und dabei zeigte sein wettergebräuntes Gesicht jenen Typus, welchen man bei den Zigeunern zu sehen gewohnt ist. Da es keinen weiteren Platz gab, so ließen sie sich an demselben Tische nieder, an welchem die Zuletztangekommenen saßen. Sie grüßten diese, nahmen aber weiter keine Notiz von ihnen.

„Verdammte Geschichte! Nicht, Karavey?“ frug der Riese.

„Hm! Trink, Steuermann!“ antwortete der Andere.

„Drei volle Tage zu spät. Der Teufel hole diese Hunde!“

„Trink! Durch das Raisonniren wird es nicht besser.“

Das Kellnermädchen hatte zwei Gläser Ale gebracht. Der Riese goß das Getränk bis zum letzten Tropfen hinunter, schlug mit der Faust auf den Tisch und meinte:

„Weißt Du, wofür wir nun gehalten werden?“

„Für brave Seeleute.“

„Wenn Du das denkst, so geht Dein Wind schief. O nein, für Deserteurs wird man uns halten, und wenn wir heim kommen, macht man uns den Prozeß.“

„Wir müssen es dem Konsul melden und uns ihm zur Verfügung stellen.“

„Papperlapapp! Wenn wir zu ihm kommen, wird er uns einstecken, das thut er!“

„Aber was dann?“

„Ich gehe auf das erste beste Fahrzeug und segle nach Hause. Dorthin ist der „Tiger“ voraus, und wenn wir dem Kommodore unsern Unfall erzählen, so wird er unsern Worten Glauben schenken; davon bin ich sehr überzeugt.“

„An Bord gehen? Hast Du Geld?“

„Ich? Alle Wetter, nein!“

„Ich auch nicht. Elf Dollars, das ist alles, was ich bei mir trage.“

„Und ich höchstens noch fünf. Eine ganz verteufelte Lavirerei! Nicht?“

Da wandte sich Fred zu ihnen, er war der Einzige, der ihre Worte verstanden hatte, da sie seine heimathliche Sprache redeten. Dies schien so. Aber der Vater lauschte auch aufmerksam zu ihnen hinüber.

„Wie ich höre, ist Ihnen ein Unglück begegnet?“ fragte Fred.

„Ein Unglück?“ antwortete der Riese. „Nein, sondern gerade ein Malör!“

„Darf ich fragen, worin dieses Malheur besteht?“

„Warum nicht! Ich heiße Balduin Schubert und bin Steuermann auf seiner Majestät Kriegsschiff „Tiger“. Dieser heißt Karavey und ist Hochbootsmann. Wir lagen hier vor Anker und ließen uns Urlaub geben, weil wir einmal sehen wollten, wie das Gold aus der Erde hervorgescharrt wird. Auf dem Rückwege schlossen wir uns einer Gesellschaft von Diggers an. Diese verfehlten den Weg, und nun kommen wir drei Tage zu spät. Der „Tiger“ ist fort!“

„Der „Tiger?“ Diesen Namen trug einst ein sehr berühmtes Fahrzeug, welches dem schwarzen Kapitän gehörte.“

„Dem „Schwarzen Kapitän?“ Ja; das war Nurman Pascha, der jetzige Herzog von Raumburg. Sein Sohn Arthur, der frühere Prinz von Sternburg, ist unser Kommodor.“

„Arthur von Sternburg? O, das war ein liebenswürdiger braver Offizier.“

„Sie kennen ihn?“

„O, sehr gut. Wir waren Freunde.“

„Freunde? Alle Wetter, dann müssen wir auch Freunde werden. Hier meine Hand!“

Fred lächelte. Er als Baron der Freund eines so einfachen Seemannes! Er schlug ein.

„Topp! Obgleich ich nicht sagen kann, welchen Zweck diese Freundschaft haben könnte.“

„Zweck? Herr, ich kenne Sie nicht, aber auch wenn Sie ein vornehmerer Mann sein sollten, als es den Anschein hat, kann Ihnen ein einfacher Mann wohl nützlich werden. Uebrigens rechne ich mich zu den besten Freunden meines Kommodores.“

Fred lächelte leise. Das schien dem Steuermann zu mißfallen.

„Hören Sie, wenn Ihnen meine Freundschaft ungelegen kommt, so haben Sie ja gar nicht nöthig sie anzunehmen! Ich dränge sie keinem Menschen auf. Mein Name ist ein bürgerlicher, aber der Steuermann auf dem „Tiger“ steht in dem Range eines Hauptmannes. Darf ich vielleicht erfahren wie Sie heißen?“

„Ich heiße Friedrich von Walmy. Meine Familie wohnt in Süderland.“

„Walmy — Walmy —“ machte der Steuermann nachdenklich. „Hm, diesen Namen muß ich gehört haben! Ah, alle Wetter, jetzt besinne ich mich! Habe einen Matrosen gekannt, taugte nicht viel, wurde fortgejagt und kam dann in den Dienst eines jungen Barones, der wohl Theodor von Walmy hieß.“

Fred horchte auf.

„Das ist mein Bruder!“ rief er. „Wie hieß dieser fortgeschickte Matrose?“

„Sander, Georg Sander, wenn ich mich nicht irre. Hatte ein böses Gesicht, der Kerl.“

„Ah, welch ein Zufall! Würden Sie diesen Menschen jetzt wieder erkennen?“

„Donner, es, obgleich es eine Reihe von Jahren her ist, daß ich ihn nicht gesehen habe. Aber es gibt Gesichter, die man nach hundert Jahren wieder erkennt!“

„So können Sie mir allerdings von Nutzen sein. Wir suchen ihn.“

„Wo?“

„Hier!“

„Ah! Ist er hier in Kalifornien, in Franzisko? Wie kommt er her?“

„Das will ich Ihnen sagen. Er hat meiner Familie einen Schurkenstreich gespielt und ist dann nach Amerika gegangen.“

„Welchen Streich?“

„Er hat meinen Bruder an den „tollen Prinzen“ verrathen. Theodor ist seit dieser Zeit verschwunden, und wir haben keine Spur von ihm entdecken können.“

„An den tollen Prinzen? Donnerwetter, da kommen Sie in mein Fahrwasser.“

„Wie so?“

„Weil ich eine sehr bedeutende Rechnung mit ihm auszugleichen habe.“

„Sie? Kennen Sie ihn? Sind Sie in Beziehung zu ihm gekommen?“

„Das will ich meinen!“

„In wie fern? Erzählen Sie!“

„Haben Sie nichts von den Ereignissen gehört, welche während des letzten Krieges ein so großes Aufsehen sowohl in Norland als auch in Süderland machten?“

„Einiges. Ich war damals bereits in dem Westen Amerikas. Erzählen Sie!“

„Das kann kein Mensch besser wie ich, denn ich und hier mein Hochbootsmann, wir haben damals auch eine Rolle mitgespielt. Er heißt nur Karavey, aber er ist dennoch der Schwager des alten und der Onkel des neuen Fürsten von Raumburg.“

„Das wäre außerordentlich!“

„Hören Sie!“

Der Steuermann erzählte, und Fred hörte ihm mit der größten Spannung zu. Auch der Vater konnte das Interesse nicht verbergen, welches er an der Erzählung nahm. Als Schubert geendet hatte, reichte Fred ihm die Hand entgegen.

„Das sind ja wirklich ganz ungewöhnliche Dinge, die Sie da erlebt haben! Sie haben recht. Wir müssen Freunde werden. Nun will ich Ihnen auch ausführlich berichten, was mich nach Amerika getrieben hat und was ich hier erlebt habe.“

„Auch er erzählte. Als er geendet hatte, schlug der Steuermann auf den Tisch, daß die Gläser und Flaschen emporsprangen.

„Alle Wetter! Ist das wahr, Alles wahr, was Sie mir da erzählt haben?“

„Alles.“

Digitized by Google

„Und der Kerl, dieser Georg Sander hat die Nuggets hierher gebracht?“

„Wahrscheinlich.“

„Wenn das so ist, so ist uns Allen geholfen.“

„Wie so?“

„Warten Sie!“

Er rückte näher zu dem Hochbootsmann heran und flüsterte einige Zeit mit ihm. Dieser musterte die Gesellschaft, antwortete leise und nickte dann zustimmend.

„Hören Sie,“ wandte sich der Steuermann wieder an Fred. „Wer von diesen Leuten hier versteht unsere Sprache?“

„Nur ich und vielleicht auch dieser Master dort.“

Er deutete dabei auf den Bowie-Pater.

„Wer ist er?“

„Ein treuer Gefährte von mir.“

„Ein ehrlicher Kerl, dem man Vertrauen schenken darf?“

„Vollständiges Vertrauen?“ (Fortsetzung folgt.)

Gefundene — verlorene Herzen.

Erzählung aus dem baierischen Hochgebirge
von
J. V. Karg.

(Schluß).

Vormittags noch kam die Kommission an Ort und Stelle. Nachdem Stachus herausgezogen und untersucht war, blieb kein Zweifel übrig, daß er meuchlings erschossen wurde, denn die Hälfte seiner Büchse fand sich noch in der Joppe, die andere mußte beim Sturz herausgefallen sein. Auch sonst trug er keine äußeren Spuren an sich, welche auf einen verzweifelten Kampf hingedeutet hätten. Daß er absichtlich in den Sumpen geworfen wurde, um die That so gut wie möglich zu verbergen, wurde von Niemand bezweifelt.

Wer den Mord begangen hatte, konnte amtlich nicht festgestellt werden. Doch schneller sprach sich die öffentliche Meinung aus und Jedermann behauptete, daß es kein Anderer gethan haben könnte, wie Werner, der rothe Jäger. Nur von diesem allein konnte man sich einer solchen That versehen, sonst von Niemand im ganzen Gebirge.

So brachte man unerwartet Stachus seinem Vater in das Haus. Den Schmerz des alten Mannes, das Klagen und Jammern der herbeigeeilten Burgei zu schildern, vermag die schwache Feder nicht.

Zwei Tage später trugen sie ihn auf den Kirchhof und legten ihn neben seine Mutter. Der Friedhof war zu klein, um Alle fassen zu können, die gekommen waren, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Viele Thränen flossen, aber auch Rachegedanken stiegen in mancher Brust empor und gelobten blutige Vergeltung. Burgei hatte der Gram aufs Krankenbett geworfen, von dem sie erst nach Wochen wieder erstand.

Endlich war auch der Tag der Heimkehr für Franz und Lisei gekommen und hatte sie hievon Nachricht gegeben. Der Arzt hatte Franz und den Hauptmann für soweit genesen erklärt, daß sie ohne bedenkliche Folgen die Reise in die Heimath antreten konnten.

Schneller als Liseis Hinreise ging die Rückkehr von Statten. In München trennte sich der Hauptmann mit dem Versprechen, baldigst zu ihnen kommen zu wollen. Als das junge Paar in den Bahnhof von Holzkirchen einfuhr, sahen sie schon von weitem den Oberknecht Klaus bei dem wohlbekannten Fuhrwerk stehen. Aber war denn dies ihr Vater, der dort stand und dem einfahrenden Zuge entgegensah? Was mag aber ihn gekommen sein, daß er so plötzlich gealtert und so gebrechlich aussah? Kud dem Wagen gestiegen eilte sie auf ihn zu und bedeckte ihn mit Küssen und Liebkosungen. Als auch Franz ihn herzlich begrüßt hatte und nicht Worte genug des Lobes und Dankes für seine Lisei finden konnte, ging trotz des Kummers doch das Herz des Alten ein wenig auf bei dem Gedanken, daß ihm noch ein Kind geblieben war, das mit Liebe und Zärtlichkeit an ihm hing und seine alten Tage versüßen werde.

Unterwegs erzählte er der Tochter mit Schonung, was sich unterdessen zugetragen und daß sie den Bruder nie mehr sehen werde.

„Erfahren mußtest Du es doch,“ schloß er seine traurige Rede, „darum ist es besser durch mich, wie durch fremde Leute.“

Keines Wortes fähig saß Lisei. So war der Kelch der Leiden noch nicht geleert. In ein Haus der Freude glaubte sie einzuziehen und nun war es ein Haus der Trauer. Daß Stachus so enden mußte, daß er seine Leidenschaft nicht zügeln konnte! Den Bräutigam hatte sie, den Bruder verloren. Franz sowohl, welcher selbst tieferschüttert war, als auch der Vater boten vergebens ihre ganze Beredsamkeit auf, Lisei von dem schmerzlichen Gedanken abzubringen. Und als sie Gmund erreicht und an den Mauern des Friedhofs, welche das Grab der Mutter und des Bruders umschlossen, vorüberfuhren, da brach der Schmerz von Neuem Bahn.

So kamen sie auf dem Hofe an. Mutter und Sohn sanken sich in die Arme und weinten, es waren aber Freudenthränen kindlicher und mütterlicher Liebe.

Die Sorge für Franzens vollständige Genesung und die tägliche Arbeit, sowie die heilende Zeit bewährten auch bei Lisei ihre Wirkung. Resi mußte aber auf dem Hofe bleiben, so wollte es nicht nur die Tochter, sondern auch der Vater, welchem die alte Frau lieb und werth geworden war.

Nicht lange darnach und der Winter war mit aller Macht angebrochen. Wie bequem war es nun in dem Lehnstuhl, den Lisei ihrem Vater zu dem großen Kachelofen rückte. Wie traulich war es in der warmen Stube, wenn Franz von den Schlachten erzählte und die armen Soldaten bedauerte, die bei Schnee und Kälte im feindlichen Lande auf Vorposten standen und dabei keine Stunde ihres Lebens sicher waren. Auch Lenz wurde wieder heiterer und schien weniger keinen trüben Erinnerungen nachzuhängen.

Auf einmal erhielt Franz eine Vorladung zum Landgerichte, die ihn viel Kopfzerbrechen verursachte. Die erkannte er aber, als ihm dort eröffnet wurde, daß ihm wegen seines bewiesenen Muthes und der offenbaren Lebensgefahr, mit welcher er bei Bazeilles die Rettung des Hauptmanns Schäfer bewirkt hatte, das eiserne Kreuz verliehen worden sei, dem sein königlicher Kriegsherr noch das Verdienstzeichen hinzugefügt habe, welche er in Zukunft mit Ehren für seine tapfere That tragen werde.

„Das verdanke ich wiederum nur meinem braven Hauptmanne,“ rief er freudestrahlend Lisei zu, als er so geschmückt die Wohnstube betrat. „Der kann halt seinen Franz nit vergessen. Ach, wenn er nur schon da wäre.“

Vater und Tochter wurden ordentlich stolz auf Franz, und der alte Hofbauer meinte nunmehr, es sei uns Gut und Kind doch nicht so weit gefehlt, wie er anfangs geglaubt hatte.

Um diese Zeit war plötzlich der Fortgehilfe Werner aus der Gegend verschwunden. Der Haß und die Erbitterung war gegen ihn aufs Höchste gestiegen. Man blickte ihn gar nicht mehr an und wo es möglich zu machen war, ging man ihm aus dem Wege. Schon öfter hatte ihm der Friedel hinterbracht, daß die Burschen ganz offen und ohne alle Scheu im Wirthshause sich geäußert hätten: „Die rechte Kugel ist für den erbärmlichen Kerl auch schon gegossen.“

Er lachte zwar über das dumme Bauernvolk, wie er es nannte, aber als er eines Abends in Rottach im Gasthaus ein Glas Bier verlangte, verweigerte ihm die Kellnerin dasselbe vor allen Gästen mit den Worten: „Für Jäger, die auf Menschen schießen, habe sie weder Bier noch Brod.“ Da mußte er doch einsehen, daß seines Bleibens nicht länger sei. Auch der Oberförster machte ihm auf das Gehässliche seiner Stellung aufmerksam, denn es könnte rein aus Zufall eine Büchse einmal losgehen oder eine Kugel aus der Hecke kommen, und kein Mensch werde dann wissen, von wem sie herrühre. So kam es, daß er sich bei Nacht und Nebel davon machte, zum größten Leidwesen der Burschen, welche ihm gerne einen Denkzettel mit auf den Weg gegeben hätten.

Auch vom Holzlepp, welcher doch hauptsächlich an dem frühen Tode des Stachus Schuld trug, kam bald darauf die Nachricht, daß ihm beim Holzfällen eine stürzende Tanne erschlagen und mit sich in den Abgrund gerissen habe, von wo es ihn Unmöglichkeit sei, ihn heraufzuholen, da man Niemand finde, der sich in die furchtbare Tiefe zu steigen getraue.

Wie dem nun sei, dem angebrochenen Frühling war auch Franzens Wunde geheilt und die frühere gesunde Farbe stellt sich allmählig wieder ein. Mit Eifer und Liebe widmete er sich dem neuen Berufe, und wenn ihm der alte Lenz so zusah, konnte dieser oft seine Verwunderung nicht unterdrücken, denn nach seiner Meinung konnte man nur ein rechter Bauer sein, wenn man als solcher geboren und erzogen wurde.

Aber der Frühling war nicht allein gekommen, er hatte auch den von Tausenden ersehnten Frieden mitgebracht. Die tapferen Krieger kehrten siegesfroh, mit Eichenzweigen geschmückt heim. Doch nicht Alle! Gar Viele erwarten den Ruf ihrer Auferstehung auf fremder Erde. Auch von den Burschen, welche so kampfbereit aus den Bergen fortgezogen waren, fehlte mancher, und sein Name mußte in den kalten Marmor eingegraben werden, damit die Nachwelt an die Braven noch erinnert werde. Auch der lange Simon

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 35.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

Und die Andern. Wer sind sie?"

„Prairiejäger und Fallensteller, die hier im Lande bleiben werden."

„Sie also wollen fort von hier?"

„Vielleicht."

„Und dieser Master auch?"

„Es kommt darauf an, was wir von Georg Sander erfahren."

In diesem Augenblicke trat die Wirthin herbei.

„Der Mann, mit dem Sie sprechen wollen, ist soeben zurückgekehrt," meinte sie.

„Wo befindet er sich?"

„Er ist nach dem Schlafraum gegangen; ich war gerade dort als er kam."

„Wie kommt man hinauf?"

„Die Treppe führt vom Hofe empor."

„Sind Andere oben?"

„Nein."

„Danke!"

Sie entfernte sich, und Fred wandte sich an Bill, den Pater und den Steuermann:

„Kommt! Wir Vier sind mehr als genug, mit ihm fertig zu werden."

Sie erhoben sich, gingen nach dem Hofe und stiegen dort die Treppe empor. Sie kamen in einen langen niedrigen Dachraum, der die ganze Breite des Gebäudes einnahm. Er war mit zahlreichen Bettstellen besetzt. Neben einer derselben kniete ein Mann, der ihnen den Rücken zukehrte und sich mit einem geöffneten Koffer beschäftigte. Fred schlich sich mit unhörbaren Schritten zu ihm hin und blickte über seine Schultern. Der sehr große Koffer war ganz mit Nuggets gefüllt.

„Sander!" rief er laut.

Der Angeredete fuhr herum und empor. Er starrte den Jäger an wie ein Gespenst.

„Kennst Du mich, Bursche?"

Die Andern waren wieder hinter die Thür zurückgetreten, so daß der Ueberraschte sie nicht sehen konnte. Er glaubte sich mit Fred allein und faßte sich daher.

„Was wollen Sie?" frug er, indem er die Hand an das Messer legte.

„Dich fragen, ob Du mich noch kennst!"

„Sie kennen? Pah! Was liegt daran, ob ich Sie kenne oder nicht kenne!"

„Allerdings; Du hast Recht; es ist ja vollständig genug, daß ich Dich kenne!"

„Master, habe ich Ihnen die Erlaubniß gegeben, mich Du zu nennen."

„Dieser Erlaubniß bedarf es wohl nicht. Ich habe Dich als Knabe so genannt."

„Mich? Das ist eine verdammte Täuschung. Was wollen Sie also von mir?"

„Zunächst nichts weiter als diese Nuggets."

„Hm! Erlauben Sie mir gefälligst anzunehmen, daß Sie verrückt sind."

„Ich erlaube es Dir. Auch ein Verrückter kann Geld und Nuggets gebrauchen."

„Aber, zum Teufel, ich kenne Sie ja gar nicht!"

„Om, ich dachte, wir hätten uns bereits bei den Komanchen gesehen! Ists nicht so?"

„Bin in meinem ganzen Leben nicht mit einem von diesen Leuten zusammen gekommen!"

„Schau, wie man sich irren kann! So haben wir uns also früher gekannt, nicht?"

„Möchte sehr wissen, wo!"

„Wohl in Süderland. Du kennst dort doch wohl die Familie von Walmy."

„Kenne sie nicht."

„Auch nicht den Namen einer Kunstreiterin, welche Miß Ella hieß?"

„Auch nicht."

„Auch nicht jenen Königssohn, welcher nur der „tolle Prinz" genannt wurde?"

„Nein."

„Auch nicht einen Diener der Familie Walmy, welcher Georg Sander hieß?"

„Nein."

Digitized by Google

„Du hast ein sehr kurzes Gedächtniß. Warum erschrakst Du jetzt, als ich Dich bei diesem Namen nannte?“

„Weil ich mich allein geglaubt hatte, über den Namen aber bin ich nicht erschrocken.“

„So muß ich Dir doch die Zeugen bringen, über die Du mehr erschrecken wirst.“

Er winkte, und die Andern traten ein. Sander erbleichte jetzt zusehends.

„Nun, Bursche, erkennst Du auch diese nicht?“

„Ich kenne sie nicht.“

„Hm! Indianer pflegen nichts zu vergessen, und Du bist doch Mikarroh, der Komanche.“

„Sie irren, Sir. Sie verwechseln die Personen. Ich muß Jemand ähnlich sehen!“

Da trat der Steuermann zu ihm heran.

„Kennst Du auch mich nicht, alter Swalker, he?“

„Nein.“

„Ich heiße Balduin Schubert. Verstehst Du mich! Du warst mit mir auf Sr. Majestät Kriegsschiffe Neptun und wurdest fortgejagt. Solche Galgengesichter vergißt man nicht, und ich habe Dich sofort erkannt, als ich Dich jetzt wiedersah.“

„Sie irren sich!“

„Pah,“ meinte da der Vater. „Macht mit diesem Menschen nicht so viel Federlesens! Wir sind hier in Amerika und brauchen weder ein Gericht noch einen Advokaten. Gesteht Du, daß Du Derjenige bist, für den wir Dich halten?“

„Nein.“

„Gut; Auch mich hast Du gekannt, aber ich will Dir glauben, daß Du mich in dieser Gestalt nicht wieder kennst. Hier stehen vier Männer, die sich nicht belügen lassen, und ein Jeder hat sein Messer bei sich. Jetzt werde ich Dich verhören, und ich sage Dir, belügst Du auch mich, so fährst Du zum Teufel!“

Dies schien Eindruck zu machen. Er blickte ängstlich um sich und frug dann:

„Wer sind Sie?“

„Wer ich früher war, das ist hier gleichgiltig, jetzt aber nennt man mich den Bowie-Vater, und von dem wirst Du wohl genug gehört haben, um zu wissen, was Dir bevorsteht, wenn Du es wagst ihn zu belügen. Also rede die Wahrheit! Woher stammst Du?“

Der Vater hatte sein Messer gezogen, die Andern die ihrigen ebenso. Der Gefragte sah, daß ihm kein Leugnen mehr helfen konnte. Er stammelte:

„Aus Süderland.“

„Gut, mein Junge! Ich sehe, daß Du Verstand annimmst. Wie heißt Du?“

„Georg Sander.“

„Schön! Du warst der Diener von dem Baron Theodor von Walmy?“

„Ja.“

„Du bist auch der Komanche Mikarroh?“

„Ja.“

„Von wem hast Du das Gold hier in Deinem Koffer?“

„Ich habe es selbst ausgewaschen.“

„Sehr gut! Bete ein Vaterunser, mein Sohn mit Dir ist's vorbei!“

„Ihr könnt mir nichts thun!“

„Ah! Warum nicht?“

„Man würde Euch einziehen und bestrafen.“

„Du bist wirklich ein viel größerer Narr, als ich dachte! Wenn Dich mein Messer trifft und wir gehen fort, wer ist es dann gewesen? Und wenn es an den Tag kommt, meinst Du, daß ich mich fürchte? Du reizest mich, Du legst die Hand an das Messer, kennst Du nicht die Sitte dieses Landes? Du hast zweierlei Wege vor Dir. Der eine ist, daß wir Dich dem Richter übergeben und ihm sagen, was wir von Dir wissen, dann hängst Du in einer Stunde am Laternenpfahle.“

„Und der andere?“

„Du gestehst uns Alles und kannst in diesem Falle auf unsere Nachsicht rechnen.“

„Haltet Ihr Wort?“

„Wir halten es!“

„So fragen Sie.“

„Von wem hast Du dieses Gold?“

„Es ist dasselbe, welches die Komanchen den weißen Jägern raubten.“

„So gehört es diesen beiden Männern, denn sie sind die Bestohlenen. Was hast Du in den Taschen bei Dir?“

„Nichts.“

„Lüge nicht.“

„Ich rede die Wahrheit.“

„So werden wir Dich aussuchen. Faßt ihn an, ich werde einmal nachsehen.“

Er wurde festgehalten, und der Vater untersuchte seine Taschen. Es fand sich eine kostbare, vollständig neue Uhr und eine mit Banknoten gespickte Brieftasche vor.

„Wenn hast Du diese Uhr gekauft?“

„Heut.“

„Von den Nuggets?“

„Ja.“

„So gehört sie nicht Dir. Wie kamst Du zu dieser Summe in Banknoten?“

„Es sind meine Ersparnisse, ich trage sie bereits seit Jahren bei mir.“

„Ah! Auch unter den Komanchen? Eigenthümlich! Ich werde nachsehen.“

Er öffnete das Portefeuille und prüfte die Scheine sehr sorgfältig.

„Hm! Hast Du wohl einmal gehört, daß manche Bankiers die Gewohnheit haben, die von ihnen ausgegebenen Noten mit dem Datum oder ihrem Namen zu versehen? Sie thun dies, um für gewisse Fälle gerüstet zu sein.“

„Ich weiß nichts davon.“

„Nun siehe: Auf dieser Hundertpfundnote steht: „Stirley und Co.“ und dabei das heutige Datum. Und Du willst die Summe jahrelang bei Dir getragen haben?“

„Da ist das Datum falsch eingetragen. Es sollte ein älteres hier stehen, Sie sehen jedenfalls eine Drei für eine Fünf an.“

„Pah, ich kann lesen! Dieses Geld ist erst heute für Nuggets umgetauscht worden. Es gehört diesen beiden Männern. Hier habt Ihr es!“

Er gab die Brieftasche an Fred.

„Ich protestire!“ rief Sander.

„Das hilft Dir nicht das Mindeste, mein Bursche. Jetzt habe ich eine entscheidende Frage: Entweder Du entschließest Dich unter unserer Aufsicht nach Süderland zurückzukehren, oder wir bringen Dich zum Sheriff, der über Dich entscheiden wird.“

„Ich bin hier ein freier Mann!“

„Ich werde Dir das Gegentheil beweisen. Geht, holt einen Policemann herauf!“

Holmers ging. Als er bereits die Thür erreicht hatte, rief ihn Sanders zurück:

„Halt, gehen Sie nicht! Ich sehe, daß ich mich fügen muß. Aber eins verlange ich.“

„Was?“

„Daß ich weder hier noch in der Heimath vor ein Gericht gestellt werde!“

„Auf diese Bedingung werden wir eingehen, wenn Du aufrichtig redest.“

„Was wollt Ihr noch wissen?“

Der Vater nahm aus dem Kugelbeutel die beiden Briefe, welche er am Rio Pelos Fred gezeigt hatte. Er öffnete sie und hielt sie dem einstigen Diener entgegen.

„Kennst Du diese Schreiben?“

Sanders erschrak.

„Die sind an den tollen Prinzen geschrieben. Woher haben Sie dieselben erhalten?“

„Wie sie in meine Hände gelangt sind, das ist Nebensache. Du hast sie geschrieben?“

„Ja,“ antwortete er zögernd.

„Wo ist Theodor von Walmy, Dein früherer Herr, hingekommen.“

„Ich weiß es nicht.“

„Du lügest!“

„Ich lüge nicht!“

„Du hast ihn ja damals nach Burg Himmelstein begleitet!“

„Das ist richtig. Er sollte sich mit dem tollen Prinzen schlagen.“

„Nun?“

„Ich werde aufrichtig erzählen. Mein Herr wurde von dem Prinzen in einer heimlichen Zuschrift veranlaßt, nach Burg Himmelstein zu kommen, um die eingetretene Differenz auszugleichen. Er that es, und ich begleitete ihn. Wir kamen an, Herr von Walmy wurde von dem Prinzen empfangen und mit nach den inneren Gemächern desselben genommen. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Am andern Tage ließ der Prinz mich zu sich kommen und erklärte mir, daß er eines Dienstes von mir bedürfe.“

„Welcher Dienst war dies?“

„Er frug mich, ob ich die Handschrift meines Herrn kenne

Digitized by Google

und sie vielleicht auch nachzuahmen verstehe. Ich bejahte es. Darauf machte er mir den Vorschlag, nach Amerika zu gehen und dort die Briefe zu schreiben, welche die Familie Walmy später auch erhalten hat. Er bot mir eine so hohe Summe, daß ich durch den Glanz des Geldes verführt wurde und auf seinen Vorschlag einging."

„Von Deinem Herrn sprach er nicht?"

„Nein."

„Du fragst auch nicht nach demselben?"

„Doch, aber er gab mir keine Auskunft. Ich mußte noch an demselben Tage abreisen, und seit dieser Zeit habe ich nie wieder von Herrn Theodor gehört."

„Du verschweigst uns nichts?"

„Kein Wort."

„Diesmal sagest Du die Wahrheit, das sehe ich Dir an, obgleich ich Dir sonst keinen Glauben schenke. Glaubst Du, daß das Duell wirklich stattgefunden hat?"

„Ich glaube es nicht."

„Warum nicht?"

„Ehe ich abreiste, sah ich eine Stunde lang bei dem Schloßvogt Geißler — —"

„Ah, das ist ein Hallunke!"

„Sie kennen ihn?"

„Sehr gut. Aber fahre jetzt fort."

„Also ich saß bei Geißler und frug ihn nach meinem Herrn, und nach dem Ausgange des Duells. Der Schloßvogt lachte höhnisch und meinte, daß der Prinz Mittel besitze, seine Feinde unschädlich zu machen, auch ohne sich mit ihnen zu schlagen."

„Das genügt. Ich kenne diese Mittel. Wir würden Dich frei lassen, denn Deine Gegenwart kann uns nichts mehr nützen; aber wir müssen sicher sein, daß Du uns nicht verrätst, und so werden wir Dich mit uns nehmen. Ich verspreche Dir, daß Dir nichts Böses geschehen soll und daß wir Dich frei lassen, sobald wir unsere Absichten erreicht haben. Aber sobald Du den geringsten Versuch machest zu entkommen, bist Du verloren, das merke Dir!"

Sie nahmen ihn mit hinab in die Stube. Kaum aber war er eingetreten, so erhob sich von einem entfernten Tische ein Mann, dessen Anzug den herabgekommenen Goldgräber verriet. Er trat herbei und legte Sander die Hand schwer auf die Schulter.

„Ah, Mann, wie ist mir denn? Haben wir uns nicht schon einmal gesehen, he?"

Der Angeredete sah todesbleich, er mußte den Goldgräber kennen, das sah man.

„Wir uns gesehen?" meinte er. „Könnte mich wirklich nicht erinnern!"

„Nicht? Well, so werde ich Deinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen. Will, erhebe Dich und betrachte Dir einmal diese vertrauselte Physiognomie!"

Der Gerufene hatte mit ihm an einem Tische gesessen. Er trat näher. Es war eine hohe breitschultrige Gestalt, die eine große Körperkraft besitzen mußte.

„Kenne den Kerl," antwortete er.

„Du meinst also, daß er es ist?"

„Natürlich!"

„Schön! Mesch'schurs, wollt Ihr einmal so gut sein, auf mich zu hören!"

Auf diese laut ausgesprochene Aufforderung trat allgemeines Schweigen ein.

„Dieser Mann hier," fuhr der Sprecher in erklärendem Tone fort, „ist ein Buschheader, der dann zu den Komanchen ging, weil es ihm unter den weißen Jägern nicht mehr recht geheuer war. Er hat mir und diesem da einige sehr gute Kameraden weggeschossen. Sagt, Gentlemen, was ihm dafür gehört!"

„Eine Kugel — der Strick — —!" rief es von allen Seiten wirr durcheinander.

„Well, das ist richtig. Aber sagt, soll man einer solchen Lappalie wegen zum Sheriff oder zum Alderman gehen?"

„Nein, machts hier ab!"

Jetzt, als er die Gefahr erkannte, in welcher er sich befand, ermannte sich Sander.

„Ich bin es nicht," rief er, „dieser Mann verwechselt mich mit einem Andern!"

„Oho, mein Junge," antwortete Will, „wir kennen Dich nur zu gut!"

„So sangt mich!"

Mit diesem Worte drehte er sich um und sprang dem Ausgange zu. Will war mit einigen Sätzen hinter ihm, faßte ihn beim Kragen und hielt ihn fest.

„Halt, Mann! Das Fangen verstehen wir besser, als Du denkst. Du siehst es."

„Noch hast Du mich nicht!"

Ein Messer blitzte in seiner Hand, er holte mit demselben zum Stoße aus.

„Ah so, du willst an mich, Bursche? So fahre meinetwegen zum Teufel!"

Der Goldgräber zog blitzesschnell den Revolver, und ehe Sander den beabsichtigten Stoß auszuführen vermochte, streckte ihn der Schuß auf den Boden nieder.

„Gentlemen, Ihr habt wohl gesehen, daß er das Messer gegen mich zog?"

„Wir sahen es!" ertönte die allgemeine Antwort auf diese Frage des Schützen.

„So könnt Ihr mir bezeugen, daß hier kein Mord, sondern eine Nothwehr vorliegt?"

„Wir bezeugen es."

„Well! So mag der Wirth diesen Todten fortschaffen, wohin es ihm beliebt. Er war ein Räuber und Mörder und hat nur seine wohlverdiente Strafe erhalten!"

Der Erschossene wurde aus dem Zimmer getragen, und der Thäter konnte mit der größten Sicherheit darauf rechnen, daß sein Schuß ihm nicht die mindeste üble Folge bereiten werde. Der Bowie-Vater hatte sich mit den Seinen nicht im Geringsten bei diesem Vorgange betheiligt. Jetzt nickte er mit dem Kopfe und meinte:

„Gut für uns, denn nun sind wir den Kerl los. Er hätte uns doch nur Unannehmlichkeiten bereitet."

„Wird uns die Wirthin seinen Koffer ausantworten?" frug Fred.

„Natürlich!"

„Wer wird da erst viel fragen," sagte Holmers. „Der Koffer gehört uns, und ich will einmal den sehen, der es wagen wollte, ihn uns abzustreiten. Uebrigens kommt er uns jetzt sehr gelegen, denn wir haben jetzt die Mittel, unsern herabgekommenen Adam in bessere Kleidung und Wäsche zu bringen."

Der Steuermann machte bei diesen Worten ein sehr nachdenkliches Gesicht. Nach einiger Zeit gab er Bill Holmers und Fred einen Wink, worauf er die Stube verließ. Sobald es ohne Aufsehen geschehen konnte, folgten sie ihm. Er erwartete sie draußen im Hofe und führte sie in einen Schuppen, wo sie ungestört und auch unbelauscht mit einander zu reden vermochten.

„Was wollt Ihr?" frug Holmers.

„Euch einen Vorschlag machen, der außerordentlich annehmbar für Euch ist."

„So sprecht!"

„Wem gehört das Geld, welches der Todte bei sich getragen hat?"

„Uns, wie Ihr bereits gehört habt."

„Wer ist unter diesem „Uns" zu verstehen?"

„Nur wir Beide."

„Weiter Niemand?"

„Weiter kein Mensch."

„Das wollte ich wissen, und nun kann ich sprechen. Ihr wollt nach Süderland."

„Ja."

„Ich will mit meinem Kameraden nach Norland. Wollen wir zusammenfahren?"

„Wird uns lieb sein."

„Mit welchem Schiffe?"

„Mit dem ersten, welches wir finden."

„Aber ich habe kein Geld und dem Hochbootsmann geht es ganz ebenso."

„Das braucht Euch keine Sorgen zu machen. Wir werden für Euch beide bezahlen, denn zwei Männer, welche der Norländischen Marine angehören, sind uns allzeit sicher. Wenn es sich nur um dieses handelt, brauchtet Ihr Euch gar nicht nach dem Hofe zu bemühen. Wir hätten Euch das in der Stube ebenso gesagt."

„O, es handelt sich noch um ein Weiteres, um ein sehr großes Geheimniß."

„Welches Ihr uns offenbaren wollt?"

„Ja, wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr zu keinem Menschen davon reden werdet."

„Wir versprechen es. Wir sind Prairiejäger, und diese wissen zu schweigen."

„Ich mache Euch nämlich den Vorschlag, nicht mit einem Passagierschiffe zu fahren, sondern für uns allein ein Fahrzeug zu miethen oder zu kaufen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 36.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

Ich glaube, das würde etwas zu theuer werden."

„Wir zahlen Euch nach unserer Heimkehr das Zehnfache Eurer Auslagen zurück."

„Das klingt kühn. Seid Ihr so reich?"

„Jetzt noch nicht, wir werden es aber dann ganz sicher geworden sein."

„Räthselhaft."

„Richtig; aber ich werde Euch dieses Räthsel erklären. Mein Gefährte ist nämlich früher einmal ausgesetzt worden, und zwar auf eine einsame Insel, auf welcher außer ihm kein Mensch wohnte. Und dennoch waren Leute dort gewesen, denn er fand zwei Leichen, die eines Mannes und die eines Weibes. Bei der ersteren entdeckte er ein Tagbuch, welches ihm sagte, wer die Beiden seien. Das Weib war eine indische Prinzessin Namens Radbadah gewesen, und der Mann hieß Alphons Maletti. Sie waren aus ihrem Lande geflohen und an dieser Insel gestrandet. In dem Tagebuch war von einem großen königlichen Schatze die Rede, den sie gerettet und in einer Höhle der Insel verborgen hatten. Mein Gefährte fand ihn."

„Alle Teufel! Ist diese Erzählung wahr?"

„Wort für Wort."

„War der Schatz groß?"

„Viele, viele Millionen."

„Woraus bestand er?"

„Aus Edelsteinen, Münzen, köstlichen Waffen und goldenen und silbernen Gefäßen, welche alle mit Perlen und ächten Steinen besetzt und ausgelegt waren."

„Das klingt gerade wie ein Märchen!"

„Ist aber keines, sondern die reine Wahrheit. Ihr kennt mich zwar nicht persönlich, aber ich habe Euch von mir erzählt, und ich glaube also, daß Ihr mich für keinen Lügner haltet."

„Nein, Ihr seid ein braver Kerl, das ist Euch sehr leicht anzusehen."

„Denke es auch."

„Wo ist der Schatz jetzt."

„Noch auf der Insel."

„Euer Kamerad hat ihn unberührt liegen lassen?"

„Er hat nur einige Edelsteine an sich genommen. Mehr konnte er nicht nehmen, weil man es sonst auf dem Schiffe, welches ihn aufnahm, entdeckt hätte."

„Hm! Er wurde ausgesetzt? Das klingt ja gerade, als ob er ein Meuterer oder sonst ein böser Schlingel gewesen sei?"

„Dem Ihr nicht trauen könnt, nicht wahr, so meint Ihr es? Aber habt nur keine Sorge; Karaoey lügt nie, er ist der ehrlichste Mensch, den es nur geben kann, und ich versichere Euch, daß ich die Steine selbst gesehen habe. Er hat sie noch bei sich und kann sie Euch zeigen."

„Weshalb wurde er ausgesetzt?"

„Er war dem früheren Herzog von Raumburg im Wege, und dieser ließ ihn hinterlistig fangen, auf ein Schiff bringen und auf jener Insel aussetzen."

„Dies traue ich dem Menschen zu, der noch ganz andere Sachen auf seinem Gewissen hatte," meinte Fred. „Wir glauben Dir. Weiß Karaoey, daß Du mit uns über sein Geheimniß redest?"

„Er weiß es noch nicht, ich bin nur meinen eigenen Gedanken gefolgt."

„So müßt Ihr ihn doch jedenfalls erst fragen!"

„Ist nicht nothwendig. Wir sind Brüder, und was der Eine thut, das ist dem Andern recht."

„Ihr meint also, daß wir ein Schiff miethen oder kaufen sollen, um mit demselben heimlich nach der Insel zu gehen?"

„So ist es."

„Kaufen würde da wohl besser sein als miethen."

„Kostet aber mehr!"

„Das dürfte uns nicht hindern. Ein gemiethetes Schiff würde bei so einem Vorhaben nur störend sein. Der Besitzer desselben oder ein Vertreter von ihm würde jedenfalls an Bord sein, und dies muß vermieden werden. Die Hauptfrage wäre, ob der Schatz sich noch ganz sicher auf der Insel befindet."

„Daran ist kein Zweifel, denn er ist so gut versteckt, daß ihn nur der zu finden vermöchte, der das Tagebuch in die Hand bekommt, und dieses hat Karaoey verbrannt."

„Wo liegt das Eiland?"

„Im Busen von Bengalen, zwischen Ceylon und Sumatra. Die Insel ist sehr klein, und könnte zu den Nikobaren gerechnet werden."

Digitized by Google

„Hm! Man müßte einen guten Kapitän haben, der sie zu finden wüßte."

„Ist nicht nothwendig. Der Kapitän würde ich sein."

„Versteht Ihr das?"

„Donnerwetter, ich will es meinen!"

„Und Matrosen!"

„Die bekommen wir."

„Sie werden uns aber verrathen!"

„Bah! Wir nehmen Chinesen. Diese arbeiten gut und sind froh, wenn sie Gelegenheit erhalten, nach ihrem himmlischen Reiche zurückkehren zu können. Laßt das nur meine Sache sein."

„Proviant."

„Den brauchen wir allerdings, und auch etwas Munition, da man ja nicht wissen kann, was einem passirt."

„Und die Hauptsache, ein Schiff. Das wird theuer werden."

„Nicht so sehr, als Ihr vielleicht denkt. Es liegen hier immer Fahrzeuge zum Verkaufe, und ich bin überzeugt, daß wir die Auswahl haben werden."

„Wie hoch wird der Preis eines solchen sein?"

„Das richtet sich nach der Wahl, welche wir treffen. Wie viele Personen werdet ihr sein?"

„Nicht mehr als drei; wir Beide und der Bowie-Vater."

„So genügt eine Yacht oder ein kleiner Schooner, dem wir Klipper-Takellage geben, um so schnell segeln zu können. Mit zwanzig Tausend Dollars kann da sehr viel geschehen. Wollt Ihr diese an die Sache wenden?"

„Laßt uns überlegen! Das was auf der Insel vergraben liegt, gehört natürlich unverkürzt Euch, aber für uns ist der Ankauf und die Ausstattung eines Fahrzeuges ein Risiko, da es sehr leicht möglich ist, daß Eurer Fahrt der erwartete Erfolg mangelt."

„Ich habe Euch bereits das Zehnfache dessen angeboten, was Ihr für uns auslegen werdet."

„Wird der Hochbootsmann damit einverstanden sein?"

„Sofort; das kann ich Euch versichern."

„Wir können trotzdem ohne ihn nichts beschließen. Geht, und holt ihn herbei!"

Nach Verlauf von vielleicht einer Stunde schritten Fred, Holmers Schubert und Naravoy dem Hafen zu, und nach ungefähr der nämlichen Zeit kehrten sie wieder zurück. Sie hatten eine Yacht gekauft, welche Havarie erlitten hatte und in Folge dessen ausgebessert werden mußte. Aus diesem Grunde war ihr Preis ein mäßiger gewesen, und Fred hatte denselben auch sofort entrichtet. Die Zeit, welche zur Reparatur und Ausrüstung des Fahrzeuges erforderlich war, betrug nach der Ansicht der beiden Seemänner nicht mehr als zwei Wochen, eine Zeit, welche ganz hinlänglich war, sich mit der bisherigen Begleitung aus einander zu setzen. Dies geschah bereits am nächsten Tage. Die Jäger, welche zur Truppe des Bowie-Vaters gehört hatten, kehrten nach dem Osten zurück, nachdem sie von Fred und Holmers neu ausgerüstet worden waren. Rimatta ging nicht mit ihnen.

„Will der Häuptling der Apachen hier in diesem Lande bleiben?" frug Fred.

„Er wird es nicht eher verlassen, als bis seine weißen Brüder mit ihrem großen Kanoe hinaus auf das große Wasser fahren," antwortete er. „Rimatta liebt seine Freunde und wird sie nicht eher verlassen, als bis sie selbst von ihm gegangen sind."

Von jetzt an brachten die beiden Seemänner ihre ganze Zeit auf der Yacht zu, um die Arbeiten an derselben zu überwachen. Sie wurde sehr reichlich mit Proviant versehen, und neben andern Waffen kaufte Fred auch eine Drehbasse, welche auf ihrem Decke aufgestellt wurde zur kräftigen Abwehr etwaiger Feinde. Die Fahrt über die Inseln des großen Ozeans war keine ungefährliche. Auch gute Karten und alle nautischen Instrumente wurden angekauft, und es zeigte sich dabei recht deutlich, daß der Steuermann Schubert ein ganz wackerer Schiffsführer sei.

Endlich nahte der Tag der Abreise. Man ging an Bord, wo die chinesischen Matrosen bereits eingetroffen waren. Während der Bowie-Vater noch einmal an das Land zurückkehrte, um etwas Vergessenes nachzuholen, trat Rimatta zu den Andern.

„Meine Brüder gehen nach West, und der Häuptling der Apachen wird zurückkehren zu den Hütten seines Volkes. Werden seine Brüder zuweilen an ihn zurückdenken?"

„Wir werden Dich niemals vergessen," antworteten Beide herzlich.

„Auch Rimatta wird sich immer ihrer erinnern. Er wird jetzt gehen."

„Willst Du nicht erst von dem Bowie-Vater Abschied nehmen?"

„Nein. Der Indianertödter ist ein Feind der rothen Männer und Rimatta ist mit ihm gegangen blos deshalb, weil meine Brüder mit ihm gingen. Der Häuptling der Apachen kann nicht Abschied nehmen von einem Weibe."

„Von einem Weibe?" frug Holmers. „Ich dächte, der Pater wäre so muthig, so tapfer, daß er mit keinem Weibe verglichen werden kann!"

„Er hat die Seele des bösen Geistes, den Muth eines Mannes und den Sieb eines Weibes. Der Pater ist nicht ein Mann, sondern eine Frau."

„Was!" rief Fred erstaunt. „Ist dies möglich?"

„Es ist wahr," antwortete Rimatta. „Die Augen des Apachen sind schärfer als die Augen der Bleichgesichter. Er hat den Pater belauscht, als er im Flusse badete. Hat der Indianertödter einen Bart?"

„Keine Spur davon, das ist wahr!"

Sie konnten dieses Gespräch nicht fortsetzen, da der Pater soeben zurückkehrte. Alle hafenpolizeilichen Formalitäten waren erfüllt, und Rimatta verließ das Schiff.

„Möge der große Geist wachen über meine weißen Brüder, daß sie das Land glücklich erreichen, wo sie finden die Wigwams ihres Volkes. Rimatta wird rauchen viele Pfeifen zu den Geistern, die sie beschützen mögen!"

Mit diesen Worten trennte er sich von ihnen. Die Yacht aber hob den Anker, blähete die Segel und strebte hinaus auf die Rhede, um den Weg zu nehmen nach der Juweleninsel, deren Reichthümer dem Schooße der Erde entrissen werden sollten. —

IX.

Ein Geständniß.

Es war in Helbigsdorf. Seit dem Tage, an welchem jene entflohenen Gefangenen hier wieder dingfest gemacht worden waren, hatte eine Zeit von zehn Jahren den Verhältnissen eine vorgeschrittene Gestalt ertheilt.

Der General saß in seinem Zimmer und arbeitete. Sein Haar war ergraut, und seine Gestalt hatte eine nach vorn geneigte Richtung angenommen. Aber wie früher stets, so war er auch heut von dichten Tabakswolken umgeben, welche seiner langen Pfeife entströmten.

Da ertönten draußen eilige Schritte und die Thür wurde geöffnet. Unter derselben erschien eine Dame. Sie war ganz in Blau gekleidet und trug ein kleines Kätzchen auf dem Arme. Ihre lange hagere Gestalt neigte sich ebenso wie die des Generales nach vorn, und ihr Haar zeigte jene Farbe, deren Erscheinen keiner Dame Freude zu bereiten pflegt.

„Guten Morgen, Emil!" grüßte sie.

„Guten Morgen!" antwortete er, indem er sie durch eine Bewegung der Hand einlud, auf einem neben ihm stehenden Stuhle Platz zu nehmen.

„Aber bitte, lieber Bruder — —!"

„Was?"

„Deine Pfeife — dieser Dampf und Qualm — — puh!"

„Hm, das ist mir die angenehmste Atmosphäre!"

„Aber ich ersticke darin!"

„Wenn sie Dir so schädlich wäre, würdest Du längst zu Deinen Vätern versammelt sein, meine liebe Freya. Wer mich in meinem Zimmer aufsucht, muß geneigt sein, sich dieser allerdings etwas dichten Atmosphäre anzubequemen."

Da hörte man wieder Schritte, die Thür öffnete sich zum zweiten Male, und es trat eine zweite Dame ein. Sie war klein und hager, ganz in Grün gekleidet und trug ein Meerschweinchen auf dem Arme.

„Guten Morgen, Bruder!" grüßte sie.

„Guten Morgen, liebe Wanka," antwortete er.

„O weh! Meine kleine Lili!"

„Was ist mit dem Meerschweinchen? Ist es krank?"

„Nein, aber es wird dennoch ersticken."

„Wie so?"

„Dieser Dualm — dieser Geruch — —!"

„Ist mir ganz angenehm!"

„Aber meine süße Lili kann ihn nicht vertragen! Bitte, lieber Emil, öffne doch die Fenster!"

„Es ist bereits eines offen, mehr, das würde nicht gut sein, denn ich weiß, daß Deine zarte Konstitution sich sehr leicht erkältet."

Wieder ertönten Schritte, und es trat eine Dame ein, deren Körperumfang ein sehr ungewöhnlicher war. Sie war ganz in Purpurroth gekleidet und trug ein Eichhörnchen auf dem Arme.

„Guten Morgen!" pustete sie.

Digitized by Google

„Guten Morgen, Schwester! Setze Dich!“

Sie nahm Platz, und zwar mit einem solchen Gewichte, daß der Stuhl in allen seinen Fugen prasselte.

„Ah, oh, Luft!“

„Luft?“ frug der General.

„Ja? O, dieses Athma, diese Athemnoth!“

„Daran ist das Fett schuld!“ meinte er mit einem leisen Lächeln.

„Das Fett! O Emil, Du hast wieder einmal Deine garstige Stunde!“

„Du irrst, ich muß Dir vielmehr sagen, daß ich mich in einer außerordentlich guten Stimmung befinde.“

„Aber Fett — Fett —! Wer kann nur so ein unästhetisches Wort aussprechen! Fett ist ein Schwein, ein Rind, höchstens auch eine Waschfrau oder eine Hökerin, aber dieses Wort zu mir, zur Schwester einer Excellenz! Ich bitte Dich! Uebrigens ist mein kleiner Embonpoint nicht so sehr außerordentlich, und ich konstatire, daß er seit einiger Zeit ganz bedeutend abgenommen hat. Aber die Luft, die Luft ist gefährlich, ist unerträglich, du Du hier in Deinem Zimmer hast!“

„Ich halte sie im Gegentheile für sehr zuträglich!“

„Ja Dir mit Deiner Bärenkonstitution scheint sie nichts zu schaden. Wir aber, wir Drei vom schönen zarten Geschlechte, wir ersticken! Sieh nur meine gute Mimi an!“

„Dein Eichhörnchen? Das befindet sich ja ganz wohl!“

„Ganz wohl? Emil, Du bist wahrhaftig ein Barbar! Siehst Du denn nicht, wie schnell die kleine Mimi athmet!“

„Meine Lili auch!“ rief Wanka.

„Und meine Bibi auch!“ fügte Freya hinzu.

„Kinder, bringt mich nicht in Harnisch! Wenn meine Atmosphäre Euern Thieren nicht behagt, so bringt sie nicht mit! Solcher Kreaturen wegen kann ich auf meine Pfeife nicht verzichten. Uebrigens bitte ich Euch, mich über den Grund Eures Morgenbesuches aufzuklären!“

„Unser Grund? O, das ist ein sehr tristiger,“ antwortete Freya.

„Ja, ein tristiger!“ fügte Wanka bei.

„Außerordentlich tristig!“ bestätigte Zilla.

„Nun!“

„Wir kommen, uns zu beschweren!“ erklärte die Blaue.

„Und zwar sehr!“ gestand die Grüne.

„Sogar ungewöhnlich sehr!“ meinte die Rothe.

„Beschweren?“ frug der General. „Ueber wen?“

„Das kannst Du Dir denken!“

„Ich ziehe es vor, jetzt noch nichts zu denken, sondern zunächst zuhören, was Ihr mir zu sagen habt.“

„So muß ich Dir es sagen: Wir beschweren uns über Kunz!“ erklärte Freya sehr entschieden.

„Ueber den einäugigen Heuchler,“ schimpfte Wanka.

„Ueber diesen Verräther und Empörer,“ pustete Zilla.

Der General lachte.

„Mein alter Kunz ein Heuchler, ein Verräther und Empörer? Das ist doch wohl zu viel gesagt! Uebrigens scheint es mir nicht an der Zeit, sein Gebrechen in eine solche Erwähnung zu bringen. Er hat das Auge im Dienste für das Vaterland und an meiner Seite verloren. Was hat er denn begangen, daß Ihr Euch hier in corpore versammelt, um ihn anzuklagen?“

„Er hat uns verleumdet,“ meinte Zilla.

„Verrathen!“ zürnte Wanka.

„Beschmutzt!“ vervollständigte Freya.

„In wie fern?“

„Gegen Herrn von Uhle.“

„Ah, den neuen Nachbar?“

„Ja, der ist liebenswürdig ist, besonders gegen mich.“

„Und so zart, besonders gegen mich.“

„Und so freundlich und achtungsvoll, besonders gegen mich.“

„Da scheint Herr von Uhle doch ein wahrer Phönix zu sein!“

„Das ist er auch! Ich frug ihn, ob er heirathen werde — —“

„Auch ich habe ihn gefragt!“

„Ich ebenso!“

Der General blies eine dichte Wolke von sich und meinte dann sichtbar belästigt:

„Ich konnte mir denken, daß der neue Herr Nachbar diese wichtige Frage sehr bald zu beantworten haben werde. Was hat er gesagt?“

„Er heirathet!“ meinte Freya triumphirend.

Die andern Beiden bestätigten das und Wanka erklärte:

„Er scheint eine zarte angenehme Figur bevorzugen zu wollen!“

Freya machte eine abwehrende Bewegung und entgegnete sehr entschieden:

„Herr von Uhle ist ein Mann von Charakter; eine hohe imposante Figur wird ihm wohl sympathischer sein!“

Zilla schüttelte den Kopf.

„Beides ist falsch,“ behauptete sie. „Er sagte mir noch vorgestern erst, daß eine Dame nur dann interessant und reizend sei, wenn ihre Formen eine angenehme und appetitliche Fülle besäßen. Und darin hat er Recht! Aber das ist es nicht, was wir hier zu besprechen haben.“

„Nein,“ stimmte Freya bei. „Wir haben von Kunz zu reden.“

„So spreche!“ gebot der General. „Was hat er Euch gethan?“

„Er hat und beleidigt. Wir alle Drei haben es gehört.“

„Wenn?“

„Soeben.“

„Wo?“

„Im Garten.“

„Gegen Herrn von Uhle; der ist im Garten?“

„Er ist dort. Er wird Dir einen Besuch abstatten wollen und die frühe Stunde doch für noch nicht dazu geeignet halten. Daher ist er zunächst einspazieren in den Garten gegangen.“

„Er ist aber nicht allein,“ ergänzte Wanka. „Es ist ein Herr bei ihm.“

„Aber?“

„Wir kennen ihn nicht, obgleich sein Gesicht bekannte Züge trägt.“

„Civil oder Militär?“

„Er ist in Civil, doch hat er eine ganz militärische Haltung. Gewiß ist er ein Offizier!“

„Und zwar ein schöner!“ fügte Freya bei.

„Ein hoher!“ vermuthete Zilla. „Er hat einen Blick — einen Blick! Und Herr von Uhle nahm ihm gegenüber eine sehr devote Haltung an.“

„Ihr habt mit Beiden gesprochen?“

„Nein; aber wir haben sie — wir haben sie — “

„Belauscht?“ frug der General.

„Ein wenig nur, aber nicht mit Absicht. Sie saßen auf der Bank, und wir standen hinter derselben im Gebüsch.“

„Wovon sprachen sie?“

„Von einem Inkognito und von verschiedenen anderen, aber sehr gleichgiltigen Dingen. Da kam Kunz hinzu. Er hatte Blumen begossen und trug die Spritze noch in der Hand. Die Herren hielten ihn an und der Fremde frug nach Dir und uns.“

„Und da hat er Euch verleumdet?“

„Schändlich!“

„Was hat er gesagt?“

„Er hat uns mit einem Namen genannt, den ich Dir nicht wiederholen kann.“

„Das thut mir leid. Dann hättet Ihr mich gar nicht belästigen sollen!“

„Aber wir mußten es Dir doch sagen, damit Du ihn bestrafen kannst!“

„Ich bestrafe ihn nicht!“

„Nicht?“

„Nein?“

„Schrecklich! Aber warum nicht?“

„Weil ich sein Verbrechen nicht kenne.“

„Wir haben es Dir ja bezeichnet!“

„Nichts habt Ihr, gar nichts! Wenn ich ihn bestrafen soll, so muß ich unbedingt das Wort hören, das er ausgesprochen hat!“

„Nun wohl! Wenn Du darauf bestehst, so muß ich es sagen, Der Fremde fragte ihn nämlich, ob die Schwestern des Herrn Generals jung oder verheirathet seien, und da sagte ihm Kunz, daß wir — —“

„Nun, daß Ihr?“ — —

„Daß wir — — daß wir alte Jungfern seien.“

„Schrecklich!“ zürnte der General in komischem Tone.

„Ja, schrecklich!“ meinte die Blaue.

„Fürchterlich!“ grollte die Grüne.

„Entsetzlich!“ echoete die Rothe. „Du mußt ihn bestrafen!“

„Du bist gezwungen dazu!“ entschied Wanka.

„Du wirst ein Exempel statuiren!“ rief Freya.

„Den Teufel werde ich!“ lachte der General.

„Was! Du willst ihn nicht bestrafen?“

„Nein!“

„Kein Exempel statuiren?“

„Nein.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 37.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Warum nicht?"

„Er hat Euch alte Jungfern genannt und das seid Ihr auch. Er hat also die Wahrheit gesagt, und so kann ich ihn unmöglich bestrafen."

„Aber Emil!"

„Aber Bruder!" —

„Aber General!"

„Nennt mich Bruder oder Emil oder General, das ändert an der Sache nicht das mindeste. Ich bin überzeugt, daß er das Wort gebraucht hat ohne die geringste Absicht, Euch zu beleidigen. Stellt Euch anders zu ihm, so wird er sich auch zu Euch anders verhalten. Uebrigens wundert es mich sehr, daß Ihr mir die Zumuthung aussprecht, diese Angelegenheit gegen ihn in Erwähnung zu bringen!"

„Was? Du wunderst Dich auch noch?"

„Sogar sehr!"

„Warum?"

„Wenn ich darüber reden soll, so muß ich ihm doch auch sagen, daß Ihr ihn und die beiden Herren belauscht habt, und dann würet Ihr ja fürchterlich blamirt."

Da klopfte es an der Thür und der, von dem soeben die Rede gewesen war, trat ein: der Diener Kung. Ueber ihn schienen die Jahre spurlos vorübergegangen zu sein, und seine Stimme hatte die alte Kraft, als er meldete:

„Der Herr von Uhle, Herr General, und ein fremder Herr."

„Herr Jesus!" rief Freya; „da sind sie ja schon! Wir müssen schleunigst gehen. Komm, Wanda; komm, Zilla!"

Sie verschwanden. Der General blickte den Diener forschend an.

„Du sprachst das Wort ‚fremd' mit einer ganz eigenthümlichen Betonung aus. Hatte dies eine Bedeutung?"

„Es hatte eine! Verstanden?"

„Welche?"

„Herr von Uhle hat mir den Namen des Andern nicht gesagt. Es wird ein Inkognito sein."

„Du kennst ihn nicht?"

„Ich kenne ihn sehr gut. Verstanden?"

„Wer ist es?"

„Sie werden erstaunen, Excellenz. Es ist ein Prinz."

„Ein Prinz? Alle Teufel! Welcher?"

„Der tolle!"

„Der tolle Prinz? Donnerwetter, das ist allerdings sehr erstaunlich! Aber, Du hast Dich vielleicht geirrt!"

„Ich irre mich niemals. Verstanden?"

„Sag, die Herren seien mir willkommen!"

Kung verließ das Zimmer, und sogleich traten die beiden Herren ein. Der Eine war ein bereits ältlicher Mann, dem man den Landjunker auf den ersten Blick anmerkte, der Andere zählte über dreißig und hatte ein zwar distinguirtes aber ermüdetes Aussehen. Die Farbe seines Gesichtes und die Scharfheit seiner Züge verriethen, daß er schneller gelebt habe, als sich mit der Gesundheit des menschlichen Körpers vereinbaren läßt. Er war mit einem Worte ein jugendlicher Greis zu nennen.

Der General empfing ihn mit einer sehr tiefen und respektvollen Verbeugung. Er erwiderte dieselbe nur flüchtig und frug:

„Sie kennen mich, Exzellenz?"

„Ich habe diese Ehre, königliche Hoheit."

„So ist es nicht nöthig, mich vorstellen zu lassen. Erlauben Sie uns Platz zu nehmen! Ich reise inkognito und würde ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie es verständen, das Lautwerden meines Namens zu vermeiden. Herr von Uhle ist mir bekannt. Mein Weg berührte sein Gut, und ich stieg bei ihm ab. Da ich hörte, daß Sie auf Helbigsdorf anwesend sind, so nahm ich mir vor Sie zu sehen, General."

„Ich weiß diese Ehre zu schätzen, Hoheit —"

„Um so mehr werden Sie sich beeilen, mich mit den Gliedern Ihrer Familie bekannt zu machen. Ich bin erfreut, sie begrüßen zu können."

„Gestatten mir Hoheit, die darauf bezüglichen Befehle zu ertheilen!"

Er klingelte, und Kung trat ein.

„Wo ist Magda?"

„Sie war ausgeritten."

„Noch nicht wieder zurück?"

„Soeben abgestiegen. Verstanden?"

„Ich bitte sämmtliche Damen, in den Salon zu kommen!"

„Schön. Noch etwas?"

„Diese Herren sind unsere Gäste."

„Werde es ausrichten. Verstanden?"

Digitized by Google

Er ging ab. Draußen traf er auf eine junge Dame, welche im Begriffe ſtand, bei dem General einzutreten. Es war Magda, die Tochter deſſelben. Aus dem kleinen zehnjährigen Mädchen war eine Jungfrau von außerordentlicher Schönheit geworden. Die Roſe hatte erfüllt, was die Knoſpe verheißen hatte.

„Iſt Papa allein?“ frug ſie den Diener.

„Nein.“

„Wer iſt bei ihm?“

„Herr von Uhle und ein Inkognito. Verſtanden?“

„Ein Inkognito? Ein Herr?“

„Ja.“

„Kennſt Du ihn?“

„Sehr.“

„Wer iſt es?“

„Der tolle Prinz.“

„Ah!“ rief ſie erſtaunt. „Was will er hier in Helbigsdorf?“

„Hm!“

„Nun?“

„Soll ich es ſagen, Fräulein?“

„Natürlich!“

„Ganz deutlich?“

„Verſteht ſich!“

„Ich war im Garten und ſah ſie kommen. Ich erkannte den Prinzen ſofort und trat hinter einen Strauch, um ſie vorüberzulaſſen. Da hörte ich, was ſie herbeigeführt hat. Sie ſetzten ſich dann auf eine Bank, und da kam auch die Schreia, die Janka und die Brülla, um die Unterhaltung der beiden Männer zu belauſchen. Ich ging dann wie zufällig vorüber und wurde von ihnen angeſprochen. Dabei habe ich den drei gnädigen Fräuleins einen kleinen Hieb verſetzt. Ich habe ſie, als ich nach ihnen gefragt wurde, alte Jungfern genannt.“

„Kunz, das iſt ja Nebenſache! Die Hauptſache iſt, was ſie hier wollen.“

„Das kann ich nun allerdings ſagen, wenn es auch nicht ſehr gut klingen mag. Im Vorübergehen frug nämlich der Prinz, ob Sie wirklich eine ſo außerordentlich reizende Dame ſeien —“

„Kunz!“

„Was denn? Ich muß ja doch genau erzählen, was ſie geſagt haben. Sie haben es mir ja befohlen!“

„Weiter!“

„Sehr reizend!“ antwortete der Nachbar. „Hat ſie ein Verhältniß?“ frug dann der Prinz. „Ich glaube nicht,“ berichtete ihn der Andere. „Iſt ſie zurückhaltend, oder liebt ſie die Herren?“ erkundigte ſich die Hoheit weiter. „Ich glaube, daß das Erſtere der Fall iſt,“ lautete die Antwort.“

„Wie? So wagen dieſe Herren von mir zu ſprechen, Kunz?“

„So! Verſtanden?“

„Weiter!“

„Sie waren bereits an mir vorüber, aber ich hörte doch noch ſehr deutlich, was dieſer Prinz noch ſagte.“

„Was?“

„Er meinte: „Deſto beſſer! Wir haben es alſo mit einer kleinen Unſchuld, mit einer liebenswürdigen Unerfahrenheit zu thun. Sie haben mir eine Plaiſir verſprochen, Herr von Uhle, und ich bin überzeugt, daß ich ſiegen werde. Ich nehme mir vor, einige Tage hier zu bleiben und mich ganz köſtlich zu amüſiren.“

„Ah! Das iſt Alles, was Du hörteſt?“

„Alles, Verſtanden?“

„Ich danke Dir! Werden ſie unſere Gäſte ſein?“

„Ja. Ich habe dies den Fräuleins zu ſagen und zugleich ſämmtliche Damen nach dem Salon zu beſtellen.“

„Ich werde kommen!“

Sie kehrte mit einer energiſchen Bewegung ihres reizenden Köpfchens wieder um, und Kunz ſchritt nach der Küche zu, wo ſich die drei Schweſtern des Generals befanden.

„Was will Er?“ frug Freya, als er eintrat.

„Ich bringe einen Befehl. Verſtanden?“

„Einen Befehl? Von wem?“

„Von Seiner Excellenz dem Herrn General.“

„An wen?“

„An die drei Schweſtern.“

„An uns? Einen Befehl? Er iſt wohl nicht recht bei Sinnen.“

„Sehr bei Sinnen bin ich. Verſtanden?“

„Mein Bruder kann wohl Ihm oder einem der andern Bedienten einen Befehl geben, aber doch nicht uns. Merke Er ſich das!“

„Herr von Helbig iſt General, und was ein General ſagt, das iſt allemal ein Befehl. Verſtanden? Alſo er befiehlt Ihnen, ſofort in dem Salon zu erſcheinen.“

„Ah! Sofort? Warum?“

„Er will Sie dem fremden Herrn vorſtellen.“

„Du wirſt wohl ſagen, daß im Gegentheile dieſer Herr uns vorgeſtellt werden ſoll?“

„Das iſt hüben wie drüben, das iſt ganz egal, eins wie das Andere, denn Vorſtellung iſt Vorſtellung. Verſtanden?“

Er wollte die Küche verlaſſen, wurde aber von Zilla zurückgehalten.

„Wer iſt der fremde Herr?“

„Ein hoher Offizier, der im Lande umherreiſt, um ſich eine Frau zu ſuchen,“ antwortete er mit einem boshaften Lächeln.

„Ah! Iſt dies wahr?“

„Sehr.“

„Woher weißt Du es?“

„Er hat mir es ſoeben ſelbſt geſagt. Er frug dabei nach Ihnen.“

„Nach mir?“

„Nach allen drei Fräuleins.“

„Was ſagte er, mein lieber Kunz?“

„Er fragte mich, wie alt die Damen ſeien.“

„Oh! Was hat Du da geantwortet?“

„Die volle Wahrheit!“

„Nun?“

„Ich ſagte: die Freya iſt hundert, die Wanka zweihundert und die Zilla dreihundert Jahre alt.“

„Unverſchämter —“

Sie erhob die Hand und wollte auf ihn zu, aber er war ſchon hinaus und ſchloß die Thür feſt hinter ſich.

„Hat man jemals ſo etwas gehört?“ zürnte ſie. „Das iſt mehr als grob und ungezogen, das iſt frech!“

„Wir zeigen ihn an!“ drohte Wanka.

„Beim Bruder!“ fügte Freya hinzu.

„Der ihn niemals beſtraft!“ bemerkte Zilla. „Uebrigens glaube ich es wirklich, daß er dem Fremden dieſe boshafte Antwort gegeben hat.“

„Es iſt ihm zuzutrauen. Aber, wer iſt dieſer Fremde? Alſo ein ſehr hoher Offizier?“

„Von vornehmem Adel jedenfalls.“

„Der ſich eine Frau ſucht.“

„Eine junge wohl!“

„Von — von unſerem Alter ungefähr. Nicht, meine liebe Wanka?“

„Natürlich! Ob er wohl das Aetheriſche liebt?“

„Oder das Impoſante?“ frug Freya.

„Oder die Rundung der Formen?“ ſäuſelte Zilla, indem ſie ihr Eichhörnchen liebkoſte. „Kommt, laßt uns zum Salon gehen.“

Sie ſtanden im Begriff die Küche zu verlaſſen, als ſich die Thür derſelben nochmals öffnete. Kunz ſteckte den Kopf herein.

„Habe noch etwas vergeſſen.“

„Was?“

„Die beiden Herren ſollen hier ſpeiſen.“

„O weh, welche Arbeit! Kunz, lieber Kunz!“

„Was?“

„Kommen Sie noch einmal herein!“

„Warum?“

„Ich habe Ihnen noch eine Frage vorzulegen.“

„Welche?“

„Wer iſt dieſer hohe Offizier? Wie iſt ſein Name? Wie heißt er?“

„Das darf ich nicht ſagen.“

„Warum nicht?“

„Weil es ein Geheimniß iſt.“

„Sie werden es nicht verrathen.“

„Sie werden es ausplaudern.“

„Ich verſpreche ihnen, daß wir ſchweigen werden wie das Grab.“

„So darf ich reden?“

„Wir bitten ſehr darum!“

„So hören Sie: Es iſt ein verwunſchener Prinz!“

„Wie? Oh! Unſinn!“

„Unſinn? Ich ſage die reine Wahrheit!“

„Rede Er ſich! Halte Er für den Narren wen Er will, aber uns nicht, Er Naſeweis!“

„Danke beſtens! Stehe ſpäter wieder zur Verfügung. Verſtanden?“

Er ging, und die drei Damen rauſchten nach dem Salon, wo bereits Magda an einem der Fenſter ſaß.

„Guten Morgen, Herzchen!“

„Guten Morgen, Kindchen!“

Digitized by Google

„Guten Morgen, mein Liebchen!“

Mit diesem dreistimmigen Gruße wurde das Mädchen in ihre Mitte genommen und geküßt. Man sah, daß eine Jede der drei wunderlichen Damen das Mädchen in das Herz geschlossen hatte. Sie war der Liebling Aller, die auf Helbigsdorf wohnten.

„Du wartest auch auf ihn?“ frug Freya.

„Auf wen?“

„Auf den fremden Offizier.“

„Warten? Nein, liebe Tante, ich warte nicht auf ihn, Papa wünscht, daß ich im Salon sein möge, und so bin ich gekommen.“

„Weißt Du, was er will?“

„Was?“

„Heirathen.“

„Ah! Wen denn, liebe Tante?“

„Das ist noch unbestimmt. Vielleicht Tante Zilla.“

„Oder Tante Bantka!“ antwortete Zilla.

„Oder Tante Freya!“ antwortete Bantka.

„Oder Euch alle Drei!“ lachte Magda. „Wer hat Euch gesagt, daß er heirathen wolle?“

„Rung.“

„So! Hat er Euch auch gesagt, wer dieser Fremde ist?“

„Ja.“

„Nun?“

„Ein sehr hoher Offizier.“

„Das ist er allerdings.“

„Wie? Du weißt dies?“

„Natürlich! Ihr kennt doch jedenfalls auch seinen Namen?“

„Nein. Wer ist es?“

„So hört: Es ist der tolle Prinz von Süderland.“

„Der tolle — —“

Zilla stand im Begriffe, dieses Wort in höchster Ueberraschung hinauszukreischen, doch blieb es ihr im Munde stecken, denn die Thüre öffnete sich, und der General trat mit seinen beiden Gästen ein. Der Prinz wurde den Damen unter einem einfacheren Namen vorgestellt und gab sich alle Mühe, auf Magda einen angenehmen Eindruck hervorzubringen, was ihm aber nur schwer zu gelingen schien. —

Ganz um dieselbe Zeit rollte ein offener Reisewagen auf Helbigsdorf zu. In demselben saßen drei Personen. Ein langer hagerer, aber überaus kräftig gebauter Mann, eine sehr dicke rothwangige Frau und ein junger Mann, der die Zügel der Pferde führte. Dieser Letztere trug die kleidsame Uniform eines Marinelieutenants, und ein Ehrenzeichen auf der Brust bewies, daß er trotz seiner Jugend bereits Gelegenheit hatte sich auszuzeichnen.

„Wir doch begierig, op der General zu Hause sein wird!“ meinte der Lange.

„Er ist da, lieber Onkel,“ antwortete der Lieutenant.

„Und was er für eine Absicht hat, mich und meine liepe Parpara zu sich zu rufen.“

„Das ist mir auch ein Räthsel.“

„Hat er Dir nichts davon geschriepen, Kurt?“

„Nein. Er schrieb mir einfach, heut bei ihm einzutreffen und Euch mitzubringen. Das habe ich befolgt, und nun werden wir wohl sehen, welcher Grund diese Einladung hervorgebracht hat.“

„Ik hab dort nicht Helbigsdorf!“ frug jetzt die Frau.

„Ja, Parpara, das ist Helpigsdorf,“ antwortete der Hofchmeid. „Aper wir fahren nicht hinauf aus das Gut.“

„Warum nicht?“

„Der General hat dem Kurt geschriepen, daß er uns in dem Wirthshause apladen soll. Da sollen wir warten, pis wir geholt werden.“

„Das klingt ja sehr geheimnißvoll!“

„Ja; gerade wie pei einer Christbescheerung. Na, er hat es pefohlen, und so werden wir Gehorsam leisten müssen.“

Sie langten im Dorfe an und stiegen vor dem Wirthshause ab. Die Pferde wurden untergebracht; der Schmiedemeister trat mit seiner Frau in die Gaststube, und Kurt machte sich allein auf den Weg nach dem Schlosse.

Ganz unwillkürlich verließ er dabei die gewöhnliche Richtung. Er ging quer über die Wiesen und trat in den Park, durch welchen sich der Garten des Schlosses in den Wald verlief. Er war noch nicht sehr lange unter den Bäumen dahingeschritten, als er Stimmen vernahm. Es waren drei weibliche und eine männliche; er kannte sie alle vier; sie gehörten dem neuen Nachbar und den Tanten an. Er mochte diesen Herrn von Uhle nicht gern leiden, und daher vermied er jetzt, mit ihm zusammenzutreffen. Er bog links ab, nach dem kleinen Gartenhäuschen zu, in welchem Magda gern zu sitzen pflegte. Wie viele glückliche Stunden hatte er dort an ihrer Seite zugebracht!

Als er die Lichtung erreichte, von welcher aus das Häuschen zu sehen war, bemerkte er, daß Magda sich allerdings dort befand. Zu gleicher Zeit aber nahte sich ihr auch von der andern Seite ein Mann. Sie erhob das Köpfchen und erblickte diesen. Sofort erhob sie sich, um sich zu entfernen. Ihr schnelles Gehen konnte beinahe eine Flucht genannt werden. Diese Bemerkung machte auch Kurt. Er trat von dem Saume des Gehölzes zurück, um, hinter dem Stamme einer Eiche verborgen, den Grund zu beobachten, der das Mädchen veranlaßte, eine Begegnung mit jenem Manne zu vermeiden.

Dieser verdoppelte seine Schritte und erreichte Magda beinahe gerade an der Stelle, an welcher Kurt vorher gestanden hatte.

Wo doch hatte Kurt dieses widerwärtige Gesicht bereits einmal gesehen! Es war ihm bekannt, aber er wußte und fühlte, daß er dem Manne persönlich noch nicht begegnet sei, sondern ihn nur im Bilde gesehen haben könne.

„Sie fliehen mich, mein Fräulein?“ frug der Fremde, indem er Magda bei der Hand erfaßte.

Sie entzog ihm dieselbe augenblicklich wieder.

„Fliehen?“ frug sie stolz. „Was berechtigt Sie zu dieser Annahme, welche, wie ich Ihnen versichere, eine sehr irrige ist?“

„Ihr schneller Schritt, mit dem Sie sich bei meinem Nahen entfernten.“

„Sie vergessen, daß man nur vor einem Feinde flieht!“ —

„Ah! Sie wollen sagen, daß ich mich als Ihren Feind bekenne, wenn ich annehme, daß Sie vor mir flüchteten.“

„So ist es.“

„Dann muß ich mich allerdings geirrt haben, denn es gibt wohl keinen Menschen, dessen Herz den Wunsch, Ihr Freund sein zu dürfen, so glühend empfindet wie das meinige.“

„Ich danke Ihnen. Ich habe der Freunde bereits genug!“

„Man kann nie zu viel Freunde haben!“

„Doch, mein Herr, denn wenn die Zahl derselben zu bedeutend wird, so kann es allerdings vorkommen, daß man gezwungen ist, seine Freunde zu fliehen, weil sie lästig fallen.“

„Gilt dies mir, meine Gnädige?“

Sie warf die Locken aus der Stirn zurück und blitzte ihm entgegen:

„Ja. Sie sehen, daß ich sehr aufrichtig bin und weder den Freund noch den Feind fürchte!“

„Ah, Fräulein, das ist mehr als aufrichtig, das ist — ja, das ist, mit dem gelindesten Ausdrucke bezeichnet, ein sehr bedeutender Verstoß gegen die Gebräuche der Höflichkeit!“

„Man ist höflich oder unhöflich, ganz nach der Art und Weise, wie man veranlaßt wird.“

„So habe ich Ihnen Veranlassung gegeben, unhöflich gegen mich zu sein?“

„Sie fragen noch?!“

„Ja, ich frage noch!“

„Sie sahen, daß ich wünschte, allein zu sein, und dennoch folgten Sie mir. Ich ersuche Sie, mich meinen Weg allein fortsetzen zu lassen!“

Eine Dame von solcher Schönheit hat nicht das Recht, sich abzuschließen.“

„Ich habe gar nicht die Absicht, mich abzuschließen. aber ich habe das Recht, das von mir zu weisen, was mir unangenehm ist.“

„Ah! So bin ich Ihnen unangenehm?“

„Ja.“

„Das sagen Sie mir?“

„Sie hören es!“

„Dem Gaste Ihres Vaters?“

„Allerdings!“

„Was würde der General sagen, wenn er dies erführe?“

„Er würde mir Recht geben.“

„Ah!“

„Und mich in seinen Schutz nehmen.“

„Ah! Das können Sie nur sagen, weil Sie mich nicht kennen!“

„Sie wurden mir ja vorgestellt!“

„Vielleicht trage ich einen andern Namen.“

„Desto schlimmer!“

„Wie so?“

„Ein ehrlicher Name braucht niemals verleugnet zu werden!“

„Das ist sehr richtig; aber es gibt Verhältnisse, unter denen es sogar nothwendig wird, die bedeutendsten und berühmtesten Namen ungenannt zu lassen. Denken Sie an die Inkognitos der Fürsten!“

„Diese Fürsten haben einen andern Zweck als derjenige ist, welcher Sie nach Helbigsdorf führte.“

„Ich bin erkannt, mein Fräulein. Sie kennen mich nicht, wie

Digitized by Google

ich wohl behaupten darf, und wollen Kenntniß von meinen Zwecken haben!"

„Ich kenne Sie und Ihren Zweck!"

„Ah! Wer bin ich?"

„Bah! Adieu!"

Sie wollte sich von ihm wenden, er aber hielt sie bei der Hand fest.

„Halt, so entkommen Sie mir nicht!"

„Prinz!"

Dieses Wort war drohend gesprochen, und ihre kleine Rechte ballte sich zornig, während er ihre Linke fest umschlossen hielt.

„Ah, wirklich; also doch!" lächelte er. „Sie kennen mich! Dann sprachen Sie bisher doch nur im Scherz!"

„Warum im Scherz? Ist man gezwungen, eine Zurechtweisung nur aus dem Grunde zurückzuhalten, weil sie gegen einen Prinzen gerichtet ist? Sie sind mir unangenehm, und das habe ich Ihnen aufrichtig mitzutheilen; das ist Alles. Geben Sie meine Hand frei!"

„Dieses Händchen soll ich freigeben? Fällt mir nicht ein. Sie sind das schönste, das herrlichste Wesen, welches mir jemals begegnet ist, und nun ich diesen Engel vor mir habe, soll ich mich freiwillig aus seiner Nähe verbannen? Das ist zu viel verlangt."

„Sie werden es thun!"

„Wer will mich zwingen?"

„Ich."

„Womit? Sie wollen rufen?"

„Rufen? Pah!" antwortete sie verächtlich.

„Was sonst?"

„Das werden Sie erfahren, sobald Sie fortfahren, zudringlich zu sein. Ich ersuche Sie zum letzten Male, meine Hand loszugeben!"

„Ich halte sie fest."

„Nun denn. Sie wollen es nicht anders!"

Sie holte mit der Rechten blitzschnell aus und schlug ihm damit so kräftig in das Angesicht, daß er zurückwich und ihre Hand fahren ließ. Im nächsten Augenblicke aber trat er wieder auf sie zu und schlang die Arme um sie.

„Ah, Du kleiner fuchser Teufel; das sollst Du mir bezahlen!" Sie versuchte von ihm loszukommen, aber ihre Kraft reichte der seinigen gegenüber nicht aus. Schon spitzte er die Lippen zum Kusse, als er einen Schlag gegen den Kopf erhielt, unter welchem er zu Boden taumelte.

„Kurt!" rief das Mädchen, ihm die Hände entgegenstreckend. „Du bist es!"

„Ich bin es, Magda," antwortete er ruhig. „Ich stand hinter dieser Eiche und habe Alles gehört."

Der Prinz hatte sich schleunigst wieder erhoben. Er glühte vor Scham und Wuth.

„Mensch, wer sind Sie?" frug er bebend.

„Fragen Sie einen der Diener, er wird Ihnen meinen Namen sagen. Er ist zu gut und zu ehrlich, als daß ich ihn einem Unverschämten gegenüber nennen sollte."

„Herl, was wagst Du!"

„Herr, Sie sehen, ich bin Offizier!"

„Ich ebenso!"

„Das erkenne ich weder an Ihrer Kleidung noch an Ihrem Betragen. Das letztere ist ganz dasjenige eines Schurken."

„Herr, wissen Sie, wer ich bin?"

„Möglich!"

„Ich bin ein königlicher Prinz von Süderland!"

„Möglich! Wenigstens soll es dort einen Prinzen geben, welcher wie ein Bube lebt und jedenfalls auch wie ein Bube enden wird."

„Bursche, ich zermalme Dich!"

Er wollte den Lieutenant fassen, aber dieser wich ihm aus.

„Prinz, sehen Sie sich vor. Ein Seemann greift anders zu als eine Landjunge!"

„Das werden wir sehen. Ich fordere Genugthuung!"

„Doch nicht von mir? Ich schlage mich nur mit Ehrenmännern!"

„Auch das noch? Da, nimm!"

Er holte aus, schon aber hatte Kurt ihn gepackt, hob ihn empor und schmetterte ihn zu Boden, daß er liegen blieb.

„Komm, Magda; er hat genug!"

Sie blickte mit leuchtenden Augen auf in das schöne ruhige Gesicht des jungen Mannes.

„Kurt, fürchtest Du ihn nicht?"

„Nein. Für Dich kenne ich keine Furcht!" (Fort folgt.)

Ein Ehestandsfehler.

Humoristische Erzählung

von

Karl Görlitz.

(Schluß.)

Fröbel war durch ihre Bewegungen, deren Grund er sich nicht erklären konnte, furchtbar erschreckt; er sprang wieder zurück, unglücklicherweise mitten in die umherliegenden Papierschnitzel, stolperte dann über den umgestürzten Papierkorb und wäre unfehlbar zu Boden gefallen, wenn er nicht an Sorgaus Schreibtisch einen Stützpunkt gefunden hätte. Dabei stieß er aber das auf demselben stehende Tintenfaß um, so daß der dicke Inhalt desselben sich wie das schwarze Meer über den mit Papier und Briefen bedeckten Tisch ergoß.

Luise schrie laut auf.

Fröbel kam durch diesen kreischenden Schrei noch mehr außer sich. —

„Ha! Warum schreien Sie denn so?"

„Aber sehen Sie doch hinter sich!" Sie haben das Tintenfaß umgestoßen!"

„Ach du barmherziger Himmel!"

Bei dieser Entdeckung stand der arme Fröbel wie zur Salzsäule erstarrt.

Luise empfand nach dem ersten Schreck Mitleid mit der Verlegenheit des alten Herrn, deshalb suchte sie ihn zu beruhigen:

„Wir wollen das kleine Malheur bald beseitigen, Minna soll schnell Sand hereinbringen!"

Die junge Frau wandte sich zur Thüre.

„Bemühen Sie sich nicht," rief der alte Kämmerer ihr nach, „ich werde den Schaden selbst wieder gutmachen!"

Dann zog er rasch sein Taschentuch hervor und wischte mit demselben die umgegossene Tinte auf.

Darüber stand nun Luise vor Schreck wie gebannt still.

„Aber lieber Onkel, was thun Sie? Dadurch wird es ja noch schlimmer!"

Er aber ließ sich nicht stören, fuhr mit dem Vertuch, die Tinte aufzutrocknen emsig fort, widelte dann das mit der Tinte über und über befleckte Taschentuch zusammen und steckte es schließlich in die Tasche.

In peinlichster Verlegenheit standen sich Onkel und Nichte gegenüber.

Keines von Beiden sprach ein Wort.

Er war im Stillen ganz außer sich, daß Paul ihn mit solcher Frau allein lassen konnte, und sie wußte gar nicht, was sie von dem seltsamen Gebahren des alten Herrn denken sollte. Nichts lag ihr ferner, als der Gedanke, daß sie selbst der Grund seiner angstvollen Aufregung war.

Zum Glück wurde ihrer beiderseitigen Verwirrung dadurch ein Ziel gesetzt, daß Minna mit einem großen Präsentirbrett erschien, auf welchem sie das für den Herrn Kämmerer zubereitete Gabelfrühstück hereinbrachte, und dasselbe auf dem Sophatisch servirte.

Als Minna die auf dem Sopha umherliegenden Bücher zusammenraffte und nach der Kommode tragen wollte, kam sie bei Fröbel vorbei.

Diesen Moment benützte er, um ihr angstvoll zuzuflüstern:

„Sagen Sie, liebes Kind, sollte ich es wirklich wagen können?"

Minna sah ihn vorwurfsvoll an, da sie an seinen vorherigen Besuch in der Küche dachte, den sie, ebenso wie jetzt seiner Frage, ein ganz anderes Motiv als das wirkliche unterlegte; denn daß er sich vor der jungen Doktorfrau fürchtete, konnte Minna natürlich ebensowenig ahnen, wie diese selbst.

Deshalb fuhr sie den alten Herrn ziemlich spinös an:

„Bei mir ist gar nichts zu wagen, das habe ich Ihnen schon vorher in der Küche deutlich gemacht, und nun vollends hier in Gegenwart von Frau Doktorn! Nehmen Sie sich vor der in Acht!"

Fröbel schüttelte rathlos den Kopf.

Luise hatte nichts von diesem kleinen Zwischenfall bemerkt, da sie beschäftigt war, die von Minna hereingebrachten Teller und Gläser zurecht zu rücken.

Jetzt lud sie mit einer Handbewegung den alten Herrn ein Platz zu nehmen:

„Wenn's also gefällig wäre?"

Dann gab sie Minna die Weisung, im Nebenzimmer auf ein Glockenzeichen zu warten, bis sie das Tafelgeschirr wieder abräumen könne.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 38.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Wird es ihm schaden?“

„Das laß seine Sache sein. Komm! Wo ist Papa?“

„Er wird in seiner Stube sein. Er hat in letzter Zeit sehr viel korrespondirt und scheint sehr zahlreiche Geheimnisse zu haben.“

„Du wußtest, daß er mich erwartet?“

„Ich wußte es. Darum bin ich ja auch —“

Sie schwieg, während ein tiefes Roth ihr schönes Antlitz überflog.

„Darum bist Du ja auch — nun, was denn?“

„Das darf ich Dir nicht sagen.“

„Wirklich nicht, Magda? Auch nicht, wenn ich Dich recht herzlich bitte?“

„Vielleicht, Kurt.“

„Bitte, bitte, Magda!“

„Ich wollte sagen, daß ich darum ja auch bereits ausgeritten war.“

„Ich danke Dir! Du wolltest den Weg sehen, der mich zu Dir bringen würde?“

„Ja, obgleich ich wußte, daß Du erst nach Stunden kommen konntest.“

„Ja, es scheint, ich habe ein recht ungeduldiges Schwesterchen! Herr von Uhle ist mit den Tanten im Garten?“

„Hast Du sie gesehen? Er brachte den Prinzen nach Helbigsdorf.“

„Was will er hier?“

„Frage Kunz; er wird es Dir sagen!“

„Du weißt es wohl nicht?“

„Doch!“

„Warum kannst Du es mir nicht sagen?“

„Weil es mich selbst betrifft.“

Er blieb erschrocken stehen und starrte sie an.

„Dich selbst?! Ah, doch nicht — nein, das ist ja unmöglich!“

Sie erglühte bis zum Nacken herab.

„Kurt, ich weiß nicht, was Du meinst!“

„Ich meine — ich denke — Magda, sollst Du von hier fort?“

„Nein, bewahre. Frage nur Kunz. Du kannst ganz ruhig sein!“

Jetzt bekam sein erbleichtes Gesicht wieder Farbe.

„Also war es nur ein roher Angriff! Ah, er soll es noch einmal wagen; dann werde ich diesen Schurken zu züchtigen wissen!“

Sie hatten das Schloß erreicht. Er führte Magda nach ihrem Zimmer und ging dann, den General aufzusuchen. Im Korridore stand Kunz.

„Der junge Herr!“ rief dieser erfreut, indem er auf ihn zueilte. „Willkommen auf Helbigsdorf, Herr Kurt! Aber man hat Sie doch gar nicht kommen sehen?“

„Ich komme durch den Park.“

„Ah! Haben Sie die Gäste bemerkt?“

„Herrn von Uhle und den tollen Prinzen?“

„Sie kennen ihn?“

„Ich habe mit ihm gesprochen und — höre, Kunz, weshalb ist er eigentlich nach Helbigsdorf gekommen?“

„Fragen Sie Fräulein Magda!“

„Die hat zu mir gesagt, daß ich Dich fragen soll.“

„Ach so! Hm, ja, sie kann es freilich nicht gut selbst sagen.“

Er erzählte dem Lieutenant das, was er erlauscht hatte und nahm ihm durch diese Mittheilung einen Stein vom Herzen. Dieser theilte ihm sein kleines Renkontre mit dem Prinzen mit und frug dann:

„Ist der General in seinem Zimmer?“

„Ja.“

„Melde mich an!“

„Ist nicht nöthig. Der Herr General sagten, daß Sie unangemeldet eintreten dürfen.“

Kurt trat ein. Der General empfing ihn wie einen Sohn.

„Kurt, da bist Du ja! Sei mir willkommen!“

Er reichte ihm die Hand und zog ihn an sich.

„Ich bat um Urlaub, weil Du mir schriebst, daß ich kommen solle,“ meinte der junge Seemann.

„Wie lange darfst Du bleiben?“

„Ich habe Erlaubniß für unbestimmte Zeit.“

„Das ist gut, denn Du wirst eine längere freie Zeit nöthig haben.“

„Wozu?“

„Ich erwarte Besuch, der Dir sehr willkommen sein wird.“

„Wann?“

75

Digitized by Google

„Noch heute."
„Wer ist es?"
„Zwei Seemänner mit einigen Bekannten."
„Offiziere?"
„Ja."
„Wer ist es?"
„Das laß mich jetzt noch verschweigen. Es soll eine Ueberraschung für Euch Alle werden, eine Ueberraschung, auf welche Keines von Euch gefaßt sein wird."
„Gehört auch der Besuch dazu, welcher jetzt im Garten war?"
„Der Prinz?"
„Ja."
„Nein. Seine Ankunft war uns allerdings auch eine Ueberraschung."
„Wie kommt er nach Helbigsdorf?"
„Er hat Herrn von Uhle aufgesucht und ist mit diesem herübergekommen."
„Wer ist dieser Herr von Uhle?"
„Ein süderländischer Edelmann, der sich kürzlich hier angekauft hat. Er ist mir nicht sympathisch, aber man muß auf Nachbarschaft halten."
„So ist dieser Prinz Dein Gast?"
„Ja."
„Und ich habe ihn beleidigt!"
„Du? In wiefern?"
Kurt erzählte. Der General runzelte die Stirn.
„Du hast zwar etwas kräftig, aber doch sehr recht gehandelt," meinte er. „Dieser Mensch soll nicht wagen, Magda zu belästigen, weil er sich auf seinen Rang verläßt. In meinen Augen ist er ein Roue, der sich in der öffentlichen Meinung ruinirt hat und vielleicht an seinem Hofe einmal vollständig unmöglich sein wird. Sein heutiges Betragen ist ein solches, daß ich ihn nicht wieder sehen mag. Ich werde ihm eine Lektion ertheilen, die ebenso derb sein wird wie die Deinige."
„Welche?"
„Das sollst Du gleich sehen!"
Er klingelte, und der Diener trat ein.
„Kunz, der Prinz ist im Garten oder im Parke."
„Mit den Fräuleins."
„Du gehst ihn zu suchen und sagst ihm, daß ich für ihn nicht wieder zu sprechen sei."
Der alte Diener lachte am ganzen Gesichte.
„Werde es ausrichten, Excellenz, und sicher nichts vergessen! Verstanden?"
Er ging. Im Garten traf er den Prinzen bei den drei Schwestern. Er redete ihn ohne alle Einleitung und Titulation an.
„Hören Sie!"
„Was?" frug der Prinz, sich erkundigend über diese respektlose Ausdrucksweise zu ihm dreyend.
„Seine Excellenz der Herr General lassen Ihnen sagen, daß Sie sich entfernen mögen."
„Ich?"
„Ja, Sie!"
„Mensch Du bist verrückt!"
„Leider nein. Verstanden?"
„Du wagst es, in diesem Tone zu einem — zu mir zu reden. Ich werde mich sofort beim General beschweren und Dich bestrafen lassen!"
„Reden Sie etwas höflicher, sonst gehen Sie nicht, sondern Sie werden gegangen! Verstanden? Seine Excellenz haben befohlen Sie nicht wieder vorzulassen, und wenn Sie trotzdem das Vorzimmer betreten, so werde ich unser Hausrecht gebrauchen. Verstanden?"
„Kunz!" rief die Blaue.
„Mensch!" rief die Purpurne.
„Unhöflicher!" rief die Grüne.
„Bin ich unhöflich, wenn ich den Auftrag des Herrn Generales wortlich ausführe?"
„Das hat er nicht befohlen!" behauptete die Lange.
„Unmöglich!" rief die Kleine.
„Ganz und gar unmöglich!" stimmte auch die Dicke bei. „Warum sollte er eine so krasse Unschicklichkeit begehen?"
Weil dieser Mann eine noch viel krassere Unschicklichkeit begangen hat."
„Welche?"
„Er hat Fräulein Magda angefallen, insultirt wie ein Bube."
„Magda insultirt? Als unser Gast? Pfui!" rief Zilla.
Die drei Schwestern saßen sich an ihrer schönsten Seite, welche sie besaßen, an der Liebe zu Magda angegriffen.
„Pfui!" rief auch Wanka.
„Pfui!" schloß Zilla, und alle drei wandten sich ab und ließen den Prinzen stehen, um dem sich entfernenden Diener nachzugehen.
„Wie hat er sie insultirt?" frug ihn die Blaue.
„Hm!" antwortete er achselzuckend.
„Sagen Sie es!" befahl die Purpurne.
„Das geht nicht!"
„Warum nicht?"
„Von solchen Sachen spricht man nicht," meinte er, innerlich belustigt.
„Aber ich befehle es Ihnen!" sagte die Grüne sehr entschieden.
„So muß ich gehorchen!"
„Nun?"
„Er wollte ihr etwas geben."
„Was?"
„Etwas, was Sie alle Drei wohl noch nie empfangen haben."
„Was denn nur?"
„Einen Kuß."
„Schrecklich!" rief die Lange.
„Entsetzlich!" ekundirte die Rothe.
„Abscheulich!" lamentirte die Grüne, indem sie die Hände zusammenschlug. „Ist es ihm denn gelungen?"
„Nein."
„Sie hat sich gewehrt?"
„Sehr! Und Kurt hat ihr beigestanden."
„Kurt?"
„Ja. Er hat diesen Menschen niedergeschlagen."
„Kurt? Der ist ja gar nicht da!"
„Der Herr Lieutenant sind vorhin gekommen und befinden sich jetzt bei seiner Excellenz."
„Ist das wahr?" rief Freya erfreut. „Dann müssen wir ihn ja sofort begrüßen. Kommt!"
Um diese Zeit kam von der entgegengesetzten Seite ein Wagen gefahren, der im Trabe durch das Dorf rollte und nach dem Schlosse fuhr. Als er im Hofe desselben hielt, stiegen vier Männer aus. Bill Holmers, der Riese, Friedrich von Walmy, der Steuermann Schubert und der Oberbootsmann Karavey. Einer der Knechte eilte herbei.
„Ist der Herr General daheim?" frug Walmy.
„Ja."
„Wo meldet man sich an?"
„Das Vorzimmer liegt eine Treppe hoch."
„Schirren Sie die Pferde aus. Wir bleiben hier."
Die vier Ankömmlinge traten in das Schloß und trafen oben auf Kunz.
„Ist der Herr General zu sprechen?" erkundigte sich Walmy.
„Er hat soeben Besuch, aber ich werde anfragen. Wen soll ich melden?"
„Sagen Sie ihm, daß die Erwarteten hier seien."
Er sah die Vier prüfend an.
„Die Erwarteten? Er weiß, daß Sie kommen?"
„Ja; er hat uns für heute eingeladen."
„So werde ich Sie melden. Verstanden?"
Er trat in das Zimmer des Generals.
„Excellenz!"
„Was?"
„Es sind vier fremde Männer draußen."
„Wer ist es?"
„Sie nannten keinen Namen. Ich soll sagen, daß es die Erwarteten sind."
„Ah! Laß sie eintreten!"
Kurt erhob sich um zu gehen, und auch die Schwestern, welche noch zugegen waren, wollten dasselbe thun.
„Bleibt!" bat der General. „Dieser Besuch wird Euch Alle sehr lebhaft interessiren. Besonders Dich, Kurt."
„Inwiefern?"
„Das wirst Du bald sehen!"
Die vier Männer traten ein. Walmy grüßte mit vollendeter kavaliermäßiger Höflichkeit:
„Excellenz?"
„Ja."
„Verzeihen der Herr General, daß wir es unternehmen, von Ihrer so freundlichen Einleitung Gebrauch zu machen!"
„Ich habe nichts zu verzeihen, da ich Sie im Gegentheile recht herzlich willkommen heißen muß. Sie sind der Prairiejäger Fred?"
„Ja," antwortete Walmy lächelnd.
„Dann vermuthe ich, daß dieser andere Herr den Namen führt, den Sie in Ihrem Briefe nannten: Bill Holmers?"

Digitized by Google

„So ist es.“

„Die andern beiden Herren kenne ich nun ja auch. Dieser Herr hier ist mein Sohn, und diese Damen sind meine Schwestern. Nehmen Sie Platz!“

Als sie sich niedergelassen hatten, wandte sich der General an seine Schwestern:

„Diese Herren kommen zu mir in der Mylungenschen Angelegenheit.“

„Ah!“ meinte Frexa. „Hat sich etwas herausgestellt?“

„Nein. Aber es sind Vermuthungen vorhanden, daß sich etwas herausstellen wird. Laßt Euch diesen Herrn vorstellen! Es ist der Herr Baron Friedrich von Walmy.“

„Nicht möglich!“ rief die Blaue.

„Unmöglich!“ rief die Grüne.

„Nicht zu glauben!“ rief die Purpurne. „Dieser Herr ist ja in Amerika, wie man hört!“

„Und doch bin ich es,“ meinte Friedrich mit einem leichten Lächeln. „Ich bin seit einigen Tagen wieder zurückgekehrt.“

„Man sagt, Sie seien gegangen, um —“

„Um,“ vervollständigte er; „um nach meinem verschwundenen Bruder zu forschen? Man hat Sie recht berichtet, meine Damen.“

„Haben Sie eine Spur von ihm gefunden?“

„Von ihm nicht. Wohl aber haben wir seinen Diener getroffen, und was wir von diesem erfuhren, läßt uns vermuthen, daß der Bruder nicht in Amerika, sondern in der Heimath zu suchen sei, wenn er überhaupt noch lebt.“

„Und diese Verhältnisse stehen mit der Mylungenschen Angelegenheit in einer Beziehung?“ forschte Zilla.

„Ja.“

„Inwiefern?“

„Das weiß ich selbst noch nicht, aber einer unserer Freunde behauptet es. Er hat eine Reise unternommen, um, wie ich glaube, über diese Dinge Erkundigungen einzuziehen; aber er weiß, daß wir uns hier befinden und wird noch heut oder morgen auch eintreffen.“

„Sie müssen nämlich wissen, daß wir mit der Familie Mylungen eng befreundet sind,“ erklärte Wanka. „Mein Bruder hat sich an Sie gewandt?“

„Nein, sondern ich mich an ihn, und zwar in Folge eines Rathes, welcher mir von dem Kommandeur des berühmten Kriegsschiffes „der Tiger“ ertheilt wurde.“

„Ah! Kennen Sie ihn?“

„Ich war bei ihm, da diese beiden Herren Offiziere dieses Schiffes sind.“

Da erhob sich Kurt sehr schnell.

„Was höre ich!“ meinte er. „Sie sind Kameraden von mir?“

Der General lächelte befriedigt. Er wußte, was nun erfolgen werde.

„Allerdings, Herr Lieutenant,“ antwortete Schubert. „Ich gab Ihnen das nur deshalb noch nicht zu erkennen, weil der Herr General nicht die Güte hatte, uns einander vorzustellen.“

„Dieser Mann, der beste Freund, welchen ich besitze, ist Hochbootsmann auf dem „Tiger.“ Er heißt Karavey und —“

„Was? Karavey? Ist möglich?“

„Kennen Sie ihn?“

„Noch nicht persönlich; aber seinen Namen hörte ich sehr oft nennen.“ Und sich an den Hochbootsmann wendend frug er: „Der Steuermann des „Tiger“ heißt Baldwin Schubert?“

„Ja.“

„Sie sind ein Freund von ihm?“

„Ja.“

„Wo ist der Tiger jetzt?“

„Er ist unterwegs auf einer kurzen Bedeckungsfahrt.“

„Und der Steuermann befindet sich an Bord?“

„Nein.“

„Nicht? Wo ist er?“

„Hier steht er!“

„Sie —! Sie sind es? Du — Du —!“

Er öffnete die Arme und wollte auf den Steuermann zustürzen, blieb aber bei dem überraschten Gesichte desselben auf halbem Wege halten und wandte sich gegen den General:

„O, ich danke Dir! War dies die Ueberraschung, welche Du meintest?“

„Allerdings! Steuermann, ich habe diesen jungen Mann meinen Sohn genannt. Er ist nicht mein leiblicher Sohn, sondern mein Pflegekind, und sein Name lautet Kurt Schubert.“

„Kurt Schu —!“

Der Steuermann erstarrte, aber der Lieutenant umfaßte ihn und küßte ihn.

„Vater! Ich bin ja Dein Sohn!“

„Du — Sie — ein Lieutenant! Oh!“

Es erfolgte nun eine Scene, welche sich unmöglich beschreiben läßt. Die drei Schwestern fanden zuerst wieder Worte:

„Sein Vater!“ rief die Kleine.

„Der Steuermann!“ rief die Dicke.

„Welche Ueberraschung!“ rief die Lange. „Sie müssen dableiben!“

„Das versteht sich!“ stimmte die Grüne bei.

„Ganz natürlich!“ ließ sich auch die Purpurne vernehmen.

„Ihr hattet einen Sohn?“ frug Bill den Reisegefährten. „Das haben wir ja gar nicht gewußt, Alter!“

„Du hast Urlaub?“ meinte endlich der Steuermann, bei dem die wiedergefundene Sprache sich zunächst des Dienstlichen bemächtigte.

„Ja, und zwar auf unbestimmte Zeit.“

„O, ich werde mit dem Kommodore reden, und mein Bruder muß es auch dem Könige sagen, daß Du mit auf den „Tiger“ darfst!“

„Thue das, Vater! Bei Dir zu sein ist ein Glück, und auf diesem Schiffe zu dienen die größte Ehre für einen Seemann. Aber warte einmal, wen ich Dir jetzt bringen werde!“

Er eilte hinaus und in die Küche, in welcher sich Frau Hartig befand.

„Mutter, rathe schnell, wer da ist!“

„Vier Herren.“

„Ja, aber wer befindet sich unter ihnen?“

„Wie soll ich das wissen!“

„Komm mit zum General! Ich will sehen, ob Ihr Euch erkennen werdet!“

„Wer ist es?“

„Ein — ein alter Bekannter von Dir.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Bäckerjunge.

Humoristische Erzählung

von

Karl Hoheuthal.

(Schluß).

Sie tranken aus und traten den Nachhauseweg an. Die Chaussee, welche in die Stadt führte und an beiden Seiten von Reihen hoher Pappeln eingesäumt wurde, war so breit, daß sich drei Wagen ausweichen konnten, trotzdem aber schien sie für die beiden seligen Nachtwandler zu schmal zu sein, denn sie fuhren, Arm in Arm, im Zickzack bald hinüber, bald herüber und stolperten immer über ihre eigenen Beine weg.

„Höre 'mal, Schatz,“ meinte Reichmann, „ich glaube, Du hast einen Spitz! Halte Dich nur immer fest an mich. Die alte Straße hat sich heut ganz verschoben, und wir müssen sehen, wie wir glücklich durch die Pappeln hindurchkommen.“

„Habe nur um mich keine Sorge! Mir ists mehr um Dich, als um mich. Du hebst ja die Beine wie ein Droschkenpferd, das den Hahnentritt hat. Ueberhaupt kann ich mich ärgern, daß sie da Pappeln herstellen, die doch gar keine Früchte bringen; wenn ich etwas zu sagen hätte, so müßten lauter Obstbäume gepflanzt werden.“

„Da hast Du ganz meine Meinung — happy, Alter, komm, stell sachte wieder auf! Der große Riegel, der in Braunau Apotheker war, hält auch nichts von den Pappeln. Er hat nämlich die schönen Aufsätze für die — Du,“ unterbrach er sich, „wer ist denn der lange Kerl, der da am Baume steht?“

„Ja, ich weiß es nicht! Komm, wollen 'mal sehen, was er da am Stamme herumzukrebsen hat! Heda, guter Freund, was gibts denn hier Merkwürdiges, und wer sind wir denn?“

„Ich? Ich bin der Herr Schuldirektor Pappermann aus Grünewalde und wohne hier beim dicken Reichmann,“ antwortete der Angeredete, indem er, hin und herwankend, mit einem Gegenstande, der er in der Hand hielt, unaufhörlich an die Pappel stieß.

„Wenn ich nur das vermaledeite Schlüsselloch finden könnte! Durch das Gitter bin ich glücklich gekommen und durch das Gärtchen auch. Da stehen die beiden Nußbäume, und hier muß also die Thüre sein! Aber das Loch, das alberne, dumme Loch! Der Schlüssel muß zu groß sein; ich bringe ihn nicht hinein!“

„Aber Herr Direktor,“ lachte Reichmann, „Sie sind ja gar nicht bei meiner Wohnung! Ich glaube. Sie haben einen Spitz. Das ist ja eine Straßenpappel, und wo soll denn da ein vernünftiges Schlüsselloch herkommen?“

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 39.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

„Wie heißt er?"

„Das werde ich Dir jetzt nicht sagen. Komme doch schnell!"

Sie legte die Küchenschürze ab und folgte ihm. In dem Zimmer des Generals angekommen, stellte Kurt die beiden Leute einander gegenüber. Der Seemann blickte sie forschend an; sie hatte sich zu sehr verändert, aber sie, sie sah ihm in das breite ehrliche Gesicht und in die blauen treuen Augen, welche sie niemals vergessen hatte.

„Baldwin!" rief sie, indem sie die Hände vor glückseligem Staunen zusammenschlug.

„Es ist die Mutter!" erklärte der Lieutenant.

„Wa — wa — was!" rief Schubert, und im nächsten Augenblicke hatte er sie an der Brust liegen.

Kurt aber eilte hinaus und über den Hof, in das Dorf hinab. Dort ging er in den Gasthof, wo er den Schmied und dessen Frau gelassen hatte.

„Onkel, Tante, kommt schnell auf das Schloß!" rief er.

„Was ist denn los?" frug Thomas.

„Eine Ueberraschung."

„Eine Ueberraschung? Was denn für eine?"

„Frage nicht, sondern komme nur!"

„Gut, Du sollst Deinen Willen haben! Soll die Parpara auch mit?"

„Versteht sich!"

Die Wirthin hatte bereits gewußt, daß sich dies ganz von selbst verstand. Sie, die dicke Person von allen Dreien, war doch die schnellste. Sie stand bereits unter der Thüre.

Nun ging es in möglichster Eile nach dem Schlosse und zwar in das Arbeitszimmer des Generales, welches von Tabaksqualm und Menschen angefüllt war. Aus dieſem Qualm heraus war zunächst die breite Gestalt des Steuermannes zu erkennen.

„Baldwin!" rief der Schmied.

Der Seemann drehte sich um.

„Thomas! Du bist hier in Helligsdorf?"

„Ja, ich bin da, wie ich leibe und lebe. Aber Du? Ist es Dein Geist oder bist Du es wirklich selber?"

„Ich bin es selbst."

„Ich denke, Du bist auf dem Meere und in Ostindien!"

„Frage nicht!" befahl Barbara. „Umarme ihn und gib ihm einen Schmatz."

„Wirst Du da nicht eifersüchtig, Parpara?"

„Fällt mir nicht ein!"

„So komm, Bruder Baldwin. Du sollst die Umarmung haben und auch den Schmatz dazu!"

Sie nahmen sich beim Kopfe und küßten sich herzhaft ab. Dann kam auch die Wirthin an die Reihe. Während dieser Zeit hatte der Schmied Muße, sich im Zimmer weiter umzusehen.

„Karaney, Du bist auch da?"

„Auch!" antwortete dieser.

„Willst Du auch umarmt sein?"

„Natürlich!"

„Mit Schmatz oder ohne?"

„Mit!"

„Schön! Die Parpara wird es wohl erlauben!"

Auch diese Begrüßung wurde vollbracht. Dann ging es an diejenige der andern Personen.

Unterdessen schritten zwei Männer von dem Schlosse abseits in den Wald hinein, auf dem Wege, welcher zum Nachbargute führte. Es war der Prinz mit Herrn von Uhle. Keiner sprach ein Wort. Herr von Uhle ließ zuweilen auf seinen Begleiter einen verstohlen forschenden Blick fallen, wobei sich ein leises verhaltenes Lächeln um seinen Mund legte. Der Prinz hielt den Blick gesenkt. Er schien über etwas nachzusinnen, aber es konnte nichts Angenehmes sein, denn seine Stirn lag in düsteren Falten, und seine Hand fuhr von Augenblick zu Augenblick ärgerlich nach den Spitzen seines Schnurrbartes, um diese sehr energisch in die Luft hinaufzuwirbeln. Endlich spitzte er den Mund zu einem raschen energischen Pfeifen und wandte sich an Uhle:

„Sie kennen dieses Helbigsdorf?"

„Ja."

„Genau?"

„So genau, wie es bei meinem noch nicht langen Aufenthalt hier möglich ist."

„Sind Ihnen die Familienverhältnisse bekannt?"

„Ich glaube."

„Ist die Tochter des Generales verlobt?"

„Nein."

Digitized by Google

„Hat sie eine Bekanntschaft, welche man Liäson nennen könnte?“

„Schwerlich! Wenigstens habe ich nichts von einer solchen gehört.“

„Einen Sohn hat der General nicht?“

„Nein.“

„Aber es begegnete mir im Garten ein junger Mensch, welcher sich mit der Tochter des Generals duzte.“

„Civil?“

„Militär, von der Marine.“

„Das war sein Pflegesohn.“

„Hm! Pflegesohn! Wohl ursprünglich verwandt mit ihm?“

„Ich glaube nicht. Es gehen darüber sehr verschiedene Gerüchte. Man sagt sich sogar, daß er ein Fallkind sei, und zwar von einem sehr obskuren Vater.“

„Wer ist dieser?“

„Bah! Ein Matrose.“

„Unmöglich! Der Pflegesohn eines Generales der uneheliche Sohn eines Matrosen!“

„Wenigstens zu glauben ist die Sache doch, denn die Mutter dieses jungen Menschen ist die Wirthschafterin des Generales.“

„Der Kerl hatte Ziige, welche mir einigermaßen bekannt vorkamen. Wenigstens war es mir ganz so, als ob ich ihm bereits einmal begegnet sein müsse. Woher stammt die Frau?“

„Der General hat sie, wie man sich sagt, in einem Seebade kennen gelernt.“

„In einem Seebade? In welchem?“

„Ich glaube, man nannte Fallun.“

„Fallun? Hm! Donnerwetter! Wie heißt die Frau?“

„Man nennt sie Frau Hartig.“

„Hartig? Ah! Uno wie heißt ihr Sohn?“

„Der Marineoffizier?“

„Ja doch!“

„Kurt.“

„Der Prinz schnalzte mit dem Finger.

„Jetzt habe ich es! Ah, bist Du es, mein Junge!“

„Hoheit kennen ihn?“

„Ja; sehr sogar.“

„Aber von seiner angenehmen Seite, wie ich glaube annehmen zu dürfen?“

„Möglich! Aber ich denke, daß — —“

Er wurde unterbrochen. Am Rande des Waldfahrweges, welchen sie eingeschlagen hatten, sah ein Mann, welcher sich bei ihrer Annäherung erhob und den alten Hut vom Kopfe nahm, um ihnen denselben entgegen zu halten. Es war ein Bettler.

Herr von Uhle griff in die Tasche und gab ihm ein Geldstück, der Prinz aber sah ihn mit strenger Miene an.

„Man bettelt sogar hier in dem Walde?“ frug er. „Das ist denn doch etwas zu stark!“

„Verzeihen Sie, Herr!“ entschuldigte sich der Fremde. „Ich bin nicht aus dieser Gegend und habe kein Reisegeld.“

„Wer bist Du?“

„Ich bin ein armer Schiffer.“

„Ein Schiffer? Und läufst hier in den Bergen herum!“

„Ich will nach Süderland.“

Der Mann sah sehr verhungert und verkümmert aus. Er mußte krank gewesen sein oder sonst irgendwie gelitten haben.

„Woher kommst Du?“

„Da unten von der See.“

„Da konntest Du doch zur See nach Süderland?“

„Es nahm mich niemand mit.“

„Warum?“

„Ich konnte nicht bezahlen.“

„Als Schiffer hättest Du ja arbeiten können!“

„Ich war zu schwach dazu. Ich bin lange Zeit krank gewesen.“

„Hast Du keine Freunde, keine Verwandten?“

„Ich reise eben um sie zu besuchen.“

„Wo? In Süderland?“

„Nein. Sie wohnen hier in der Nähe.“

„Wo denn da?“ frug Herr von Uhle.

„In Helbigsdorf.“

„Wer ist es?“

„Die Wirthschafterin des Generales.“

„Die ist verwandt mit Dir?“

„Ja, sie ist meine Frau.“

„Ah!“ rief der Prinz. „Woher bist Du?“

„Aus Fallun.“

„Wie heißest Du?“

„Hartig.“

„Stimmt! Herr von Uhle, gehen Sie immerhin weiter! Ich komme nach und habe mit diesem Manne noch Einiges zu reden.“

„Dauert es lange?“

„Ich weiß das noch nicht. Gehen Sie immerhin, ich werde mich nicht im Walde verirren.“

Uhle ging, und der Prinz wandte sich wieder an Hartig.

„Weißt Du warum Du so schlecht aussiehst?“

„Weil ich krank gewesen bin.“

„Nein! Weißt Du, warum Du nicht daheim bleiben konnst und warum Du Niemand gefunden hast, der Dich mit auf sein Schiff nehmen wollte?“

„Weil ich zu schwach bin.“

„Nein, sondern weil Du aus dem Zuchthause kommst.“

„Herr!“

„Leugne nicht. Aber sei unbesorgt. Ich mache Dir keinen Vorwurf. Habe ich es errathen?“

„Ja,“ antwortete der Mann zögernd.

„Kannteſt Du zwei Männer im Zuchthause, welche früher Aerzte an einer hiesigen Irrenanstalt waren?“

„Ja. Sie sind in der Gefangenschaft gestorben.“

„Kannteſt Du einen gewissen Raumburg?“

„Den Sohn des alten Herzoges?“

„Ja.“

„Er hat sich in seiner Zelle die Pulsader aufgeschnitten.“

„Und Du — Du bist entsprungen?“

„Nein, Herr. Ich bin entlassen.“

„Weißt Du, was Deine Frau jetzt ist?“

„Wirthschafterin bei dem General. Zu ihr will ich.“

„Glaubst Du, daß sie oder der General Dich unterstützen wird?“

„Ich bin ihr Mann. Sie muß mich aufnehmen oder mit nach Süderland folgen. In Norland finde ich kein Fortkommen mehr.“

„Kennst Du mich?“

„Nein.“

„Aber wir haben uns einst in Fallun gesehen.“

„Das ist möglich. Es gab dort viele Badegäste, die fuhren in meinem Boote spazieren.“

„Ich bin nicht nur mit Dir, sondern auch mit Deinem Sohne gefahren.“

„Es war nur mein Stiefsohn.“

„Ja, der Sohn eines Matrosen. Ich bin sogar mit ihm zusammengefahren, das heißt, mit ihm zusammengerannt.“

„Ah!“ rief Hartig, aufmerksam werdend.

„Und mußte deshalb vor Gericht erscheinen — —“

„Sie sind — —!“

„Und wurde bestraft trotz meines Standes, der mich eigentlich gegen eine solche Behandlung schützte.“

„Herr, jetzt weiß ich wer Sie sind! Sie sind — —“

„Still! Wir wollen hier keinen Namen nennen. Aber ich interessire mich für Dich. Auf Helbigsdorf findest Du wohl nicht das, was Du suchst.“

„Das ist sehr wahrscheinlich.“

„Ich bin vielleicht in der Lage, für Dich sorgen zu können.“

„Herr, wenn dies wahr wäre!“

„Es ist wahr.“

„O, königliche Hoheit, solch ein — —“

„Still! Laß mit dem Namen auch den Titel fort. Ich werde jetzt ein Stück mit Dir gehen und vor Helbigsdorf auf Dich warten. Du kehrst zu mir zurück und sagst mir, wie Dein Besuch ausgefallen ist. Dann werden wir ja sehen, was sich thun läßt. Wüßt Du?“

„Gern.“

„Aber von mir hast Du kein Wort zu erwähnen!“

„Nicht eine Silbe werde ich sagen!“

Sie gingen mit einander fort, und zwar nicht auf dem gebahnten Wege, sondern sie schritten quer durch den Wald, um eine jede unliebsame Begegnung zu vermeiden. Als sie das Schloß erblickten, hielt der Prinz an.

„Das ist Helbigsdorf. Nun gehe allein weiter. Ich werde hier warten.“

„Ich kehre auf jeden Fall zurück, Herr.“

„Sollteſt Du mich hier nicht sehen, so brauchst Du nur zu pfeifen. Es könnte ja der Fall sein, daß ich mich verstecken müßte.“

Hartig ging weiter. Am Eingange des Schlosses fand er einen Diener.

„Ist das Schloß Helbigsdorf?“ frug er.

„Ja,“ antwortete der Gefragte etwas reservirt.

Digitized by Google

„Ich danke."
Er wollte weiter gehen, doch der Diener hielt ihn zurück.
„Warte Er! Hier hat Er etwas, und nun kann Er umkehren."
Er hielt ihm eine kleine Münze entgegen. Hartig nahm sie nicht und blickte ihn stolz an.
„Ich bin kein Bettler!"
„Nicht? Was will Er sonst im Schlosse?"
„Darnach hat Er nichts zu fragen."
Er war jetzt auf einmal ein ganz Anderer geworden. Er schritt an dem bald und bald verblüfften Diener vorüber und in den Schloßhof hinein. Da ging er sofort auf das Portal zu, und stieg, da sich hier Niemand zeigte, die Treppe empor. Droben kam eben Kunz aus dem Zimmer des Generals.
„Was will Er?"
„Ich will mit der Wirthschafterin sprechen."
„Mit Frau Hartig?"
„Ja!"
„Was sucht Er bei ihr?"
„Das geht blos mich und sie an!"
„Und mich, wenn Er nämlich nichts dagegen hat! Ich habe alle Fremden anzumelden. Also was will Er?"
„Ich habe Ihr etwas zu sagen."
„Was?"
„Wenn ich es Ihm sagen wollte, brauchte ich nicht zu ihr!"
„Er ist ein Grobian. Packe Er sich fort!"
„Er hat mich nicht abzuweisen! Wo ist die Wirthschafterin?"
„Ich habe gesagt, daß Er gehen soll!"
„Und ich habe gefragt, wo die Wirthschafterin ist!"
„Wenn Er nicht sofort geht, werde ich Ihn fortbringen."
„Er wäre mir der Kerl dazu! Ich glaube — —"
„Wer zankt hier!" rief eine strenge Stimme.
Als sich die Beiden umsahen, stand der General bei ihnen.
„Dieser Mann macht Spektakel, Excellenz!" antwortete Kunz.
„Wer ist er?"
„Er gibt keine Auskunft. Verstanden?"
„Was will Er?"
„Ich suche die Wirthschafterin, Herr General," antwortete Hartig.
„Was will Er bei ihr?"
„Ich will mit ihr sprechen!"
„Ich frage ihn ja eben nach Dem, was Er mit ihr zu reden hat."
„Ich werde doch mit ihr reden dürfen! Ich bin Ihr Mann."
„Ihr Mann?" frug der General.
„Donnerwetter!" fluchte Kunz.
„Ja. Sie ist meine Frau!"
„So ist Er der Schiffer Hartig aus Fallun?"
„Ja."
„Er ist wohl entlassen worden?"
„Ich bin frei."
„Komme Er. Ich selbst werde Ihn zu seiner Frau führen."
Er ging voran nach der Küche. Dort befanden sich neben der Wirthschafterin auch die drei Schwestern.
„Frau Hartig," sagte der General, „es ist heut ein Tag der Ueberraschungen. Dieser Mann will zu Ihnen."
„Wer ist es?"
Sie drehte sich herum nach dem Fremden und erblaßte.
„Kennst Du mich?" frug er.
„Hartig!" rief sie, tief erschrocken.
Er wartete einige Augenblicke, dann frug er:
„Du heißest mich willkommen?"
„Nein," stöhnte sie. „Du kommst aus — aus — —"
„Aus dem Zuchthause!" ergänzte er frech und höhnisch.
„Aus dem Zuchthause?" kreischte Freya. „Mein Gott!"
„Mein Himmel!" ächzte Wanka.
„Herrjeh!" rief Zilla.
„Und zu mir kommst Du," fuhr die Wirthschafterin fort.
„Zu Dir, denn ich wußte, daß Du nicht zu mir kommen würdest. Kannst Du mich nicht bewillkommnen? Hast Du keinen Gruß, keinen Platz für Deinen Mann?"
„Nein. Nie!" wehrte sie ab.
„Ja, das glaube ich! Während ich karzte und darbte, während ich im Zuchthause hungern und spinnen mußte, genossest Du das Leben und hast darüber mich natürlich vollständig vergessen. Ich bin Dein Mann, und Du gehörst zu mir. Wenn Du hier keinen Platz für mich hast, so wirst Du dieses Haus verlassen und mit mir gehen."
„Er sieht ganz so aus, als ob sie mit Ihm gehen würde," meinte Kunz, der aus Neugierde mit eingetreten war.
„Das geht Ihm den Teufel an."
„Oho! Er ist grob und wird mir daher wohl erlauben, es auch zu sein. Verstanden?"
Der General wandte sich zu seiner Wirthschafterin:
„Frau Hartig, wollen Sie mit diesem Mann wieder beisammen sein?"
„Niemals!" antwortete sie.
Sie hatte heut den wiedergefunden, dem ihre erste Liebe gehörte, den Ihr Herz nie vergessen hatte, sie konnte dem Andern nicht mehr gehören.
„Er hört es!" sagte Helbig zu Hartig.
„Ja, ich höre es. Aber sie wird sich wohl noch anders besinnen."
„Nein!" antwortete sie.
„Du bist meine Frau, Du wirst mit folgen müssen!"
„Da irrt Er sich!" sagte der General. „Sie bleibt hier bei mir, und ich werde dafür sorgen, daß Ihr baldigst geschieden werdet."
„Ich gebe sie nicht los!"
„Er wird gezwungen werden sie loszugeben. Es ist aber für Ihn besser, dies freiwillig zu thun. Wenn Er sich dazu bereitfinden läßt, so werde ich mich vielleicht entschließen, etwas für Sein Fortkommen zu thun."
„Ich brauche Niemand, und am allerwenigsten Sie!"
„So! Dann kann Er also gehen!"
„Es kann mich Niemand hier gehen heißen, so lange sich meine Frau hier befindet!"
„Er hat gehört, daß sie nichts von Ihm wissen will. Nun gehe Er!"
„Und meine Kinder. Wo sind sie?"
„Die sind gut versorgt. Er hat sich früher nicht um sie bekümmert und jetzt wird die Sehnsucht nach ihnen wohl auch nicht übermäßig vorhanden sein."
„Ich will sie aber sehen. Ich habe das Recht dazu!"
„Sie sind nicht hier."
„So wird man sie mir auswärts antworten."
„Darüber hat das Gericht zu entscheiden. Jetzt gehe Er!"
„Ich fordere meine Frau!" rief er hartnäckig.
„Kunz!"
„Excellenz!"
„Bringe diesen Mann vor das Schloß!"
„Zu Befehl, Excellenz! Komm Bursche! Verstanden?"
Er nahm Hartig beim Arme, und als dieser sich zur Wehr setzen wollte, faßte er ihn am ganzen Leibe und schob ihn zur Thür hinaus. Kunz war stark und der Schiffer nicht bei Kräften; er flog zur Treppe hinab und über den Hof hinüber, wo ihn der hier noch verweilende Lakai in Empfang nahm und zum Thore hinausfpedirte.
Ein Anderer wäre vielleicht stehen geblieben, um zu schimpfen und zu räsonniren, Hartig aber ballte nur heimlich die Faust. Doch desto grimmiger sah es in seinem Innern aus, wo der Gedanke an Rache und Vergeltung seine verderblichen Wurzeln schlug.
Im Walde traf er auf den Prinzen.
„Schon zurück?" frug dieser.
„Ja. Es ging schnell."
„Hm! Du siehst nicht aus, als ob es Dir übermäßig gut gegangen sei."
„Das ist auch ganz und gar nicht der Fall gewesen. Erst wollte man mich nicht einlassen, und dann konnte man mich nicht schnell genug wieder los werden."
„Man hat Dich nicht willkommen heißen?"
„Bewahre!"
„Vielleicht gar expedirt?"
„Sehr!"
„Das ist liebenswürdig. Was sagte Deine Frau?"
„Daß sie nichts von mir wissen möge."
„Mit wem sprachst Du noch?"
„Mit dem General. Er ließ mich einfach hinauswerfen."
„Das ist ja eine ganz außerordentliche Freundlichkeit!"
„Nicht einmal meine Kinder bekam ich zu sehen."
„Auch Deinen Stiefsohn nicht?"
„Nein. Ist er hier?"
„Ja. Weißt Du, was er jetzt ist?"
„Nein."
„Er ist Marinelieutenant."
„Was! Marinelieutenant! Dieser Mensch, der mich auf das Zuchthaus gebracht hat? Himmelbonnerwetter, dem möchte ich etwas am Zeuge flicken!"
„Nur ihm!" frug der Prinz lauernd.
„Ihm, dem General — Allen, dem ganzen Volke dort!"
„Das könnteſt Du!"

Digitized by Google

„Wie?“

„Hm! Ueber solche Dinge läßt sich schwer sprechen!“

„Herr, ich bin verschwiegen!“

„Ich will mich Deiner annehmen. Willst Du in meinen Dienst treten?“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Ja. Aber ich erwarte die allergrößte Treue und Verschwiegenheit. Dafür bezahle ich gut und weiß in andern Dingen ein Auge zuzumachen.“

„Als was soll ich bei Ihnen eintreten?“

„Als mein Vertrauter geradezu.“

„Unmöglich!“

„Aber doch wirklich! Ich bin Menschenkenner und weiß, daß ich Dich gebrauchen kann, Du sollst Dich bei mir nicht anstrengen, denn mit gewöhnlichen Diensten werde ich Dich verschonen. Du sollst nur diejenigen Aufträge ausrichten, von denen Niemand etwas wissen darf. Willst Du?“

„Ja, Herr. Sie sollen einen Mann in mir finden, der Ihnen bis in den Tod ergeben ist und Alles thun wird, was Sie von ihm verlangen.“

„Auch wenn es etwas — etwas — Verbotenes ist?“

„Auch das!“

„Selbst wenn eine Strafe darauf gesetzt wäre?“

„Selbst dann. Sie würden mich beschützen.“

„Das versteht sich! Bei jedem solchen Dienst, den Du mir leistest, hast Du übrigens außer Deinem Gehalte, der nicht karg bemessen sein wird, eine extra Gratifikation zu erwarten.“

„Ich danke, Herr!“

„Ich werde Dich natürlich erst einmal auf die Probe stellen, ob Du zu gebrauchen bist.“

„Thun Sie es. Ich werde die Probe bestehen.“

„Gleich heut?“

„Ja.“

„So höre! Ich wünsche dem General einen kleinen Schabernak zu spielen.“

„Spielen Sie ihm einen großen, so groß wie möglich!“

„Willst Du helfen?“

„Von ganzem Herzen!“

„Ich möchte nämlich etwas thun, was eine tüchtige Aufregung und Verwirrung in Helbigsdorf hervorbringt.“

„Blos das? Keinen Schaden?“

„Meinetwegen auch Schaden. Aber wie?“

„Man müßte ihm den Stall vergiften.“

„Pah!“

„Oder das Schloß anbrennen.“

„Das wäre schon eher etwas.“

„Soll ich, Herr?“

„Du brächtest es nicht fertig!“

„Nicht? Für Sie und diesen Menschen zur Strafe thue ich Alles!“

„Also Du willst?“

„Ja.“

„Heut Nacht?“

„Ja.“

„Aber es ist gefährlich!“

„Gar nicht.“

„O! Es wohnen sehr viele Leute im Schlosse. Wenn man Dich ertappte, so würde es Dir sehr schlecht ergehen.“

„Man wird mich nicht erwischen. Darauf können Sie sich verlassen!“

„Aber ich wünsche nicht etwa ein kleines Feuerchen, verstehest Du? Das ganze Schloß mit allen Nebengebäuden müßte verbrennen.“

„Natürlich. Sonst wäre es ja gar keine Rache!“

„Und das macht die Sache nicht nur gefährlich, sondern auch schwer.“

„Wie so?“

„Man müßte das Feuer an vielen Stellen anlegen.“

„Das soll auch geschehen.“

„Wie aber willst Du Zeit und Gelegenheit dazu finden, ohne ertappt zu werden?“

„Das ist sehr leicht, Herr. Man brennt vorher im Dorfe eines oder zwei der Häuser an.“

„Alle Teufel, ich sehe, daß Du wirklich einen Kopf hast, wie ich ihn brauche!“

„Brennt es im Dorfe, so werden die ganzen Bewohner des Schlosses, wenigstens die männlichen, hinabrennen, um zu retten, und dann hat man hier oben leichtes Spiel.“

„Ganz gut! Also Du willst das wirklich übernehmen?“

„Ja.“

„So sind wir einig, und Du stehst von jetzt an in meinem Dienste. Aber, da sollt mir ein, daß ich dabei noch einen andern Zweck erreichen könnte! Wenn wir diesen erreichten, so wäre Deine Rache an dem Generale eine noch tiefere und vollständigere.“

„Reden Sie, Herr! Vertrauen Sie mir, denn Sie können sich auf mich verlassen!“

„Er hängt ganz gewaltig an seiner Tochter.“

„Soll sie mit verbrennen? Das wäre am Ende möglich zu machen, aber doch wohl etwas zu schlimm.“

„Nein, verbrennen soll sie nicht. Aber — man könnte ein wenig Raubritter spielen, weißt Du, wie es früher im Mittelalter war: Man könnte mit ihr spazieren reiten.“

„Sie meinen, man könnte sie ein wenig entführen, damit der Alte recht Angst um sie bekäme?“

„Ja.“

„Wollen wir es thun?“

„Bist Du bereit, auch hierbei zu helfen?“

„Sofort!“

„Nun gut! Ich habe meinen eigenen Wagen mit und einen Kutscher, der mir treu ergeben ist. So sind wir zu Dreien. Wir suchen das Mädchen in einem unbeobachteten Augenblicke zu fassen und tragen sie in den Wald. Dann sage ich Herrn von Uhle, daß ich abreisen werde — ich bin nämlich heut sein Gast — und während wir durch den Wald fahren, bringen wir sie in die Kutsche.“

„Und wohin geht die Reise?“

„Direkt und schnell nach der Grenze.“

„Hinüber nach Süderlandt?“

„Ja, nach Burg Himmelstein.“

„Man wird uns an der Grenze anhalten und den Wagen vielleicht untersuchen wollen!“

„Pah! Meinen Wagen sicherlich nicht!“

„So reisen Sie nicht inkognito?“

„Doch! An der Grenze aber kennt man mich sehr genau und wird mich ungehindert passiren lassen. Uebrigens kann ich ja auch das Inkognito beliebig aufheben.“

„Das geht nicht, Herr.“

„Warum?“

„Man würde sich sehr wundern, daß ein — nun ja, daß Sie mit einem Manne reisen, der sich in einer solchen Verfassung befindet.“

Er deutete dabei auf seinen schlechten Anzug. Der Prinz lachte.

„Glaubst Du, daß ich Dich in dieser Verfassung lassen werde? Du mußt heut noch einen neuen Anzug haben. Wie weit ist es bis zur nächsten Stadt?“

„Zwei Stunden.“

„So kannst Du bis zum Abend ganz gut zurück sein. Hier hast Du Geld. Kaufe Dir, was Du brauchst.“ (Fortsetzung folgt.)

Spätglück.

Erinnerungen eines Deutschamerikaners

von

Louise Dauenhauer.

(Schluß.)

Katharine hütete seit einige Tagen eines leichten Unwohlseins wegen das Zimmer. Obwohl dieser Umstand an sich recht betrübend war, kam er mir doch sehr zu statten.

„Diese Doktoren sind doch — einer wie der andere — herzlose Giftmischer!“ höre ich den Leser ergrimmt ausrufen. Ich könnte, in meiner Unschuld getränkt, mich in tiefes Schweigen hüllen, doch will ich, als gutmüthiger Erzähler, das ungerechte Wort verzeihen. Ich sagte, Katharinens Unwohlsein kam mir sehr zu statten, denn ohne Zweifel hätte sie trotz unserer Vorsicht den Inhaber des Gartenhäuschens entdeckt. Das Wiedersehen ohne jede Vorbereitung wäre für Julius äußerst nachtheilig gewesen, da er noch sehr schwach und von nervöser Reizbarkeit war. Leide mußten langsam auf die bevorstehende Vereinigung vorbereitet werden, wenn das Uebermaß der Freude nicht verderblich wirken sollte. Diese Vorbereitung übernahm bei Katharine meine Frau und bei Julius ich selbst.

Als Julius sich so weit wieder gekräftigt fühlte, daß er den Park durchwandern konnte, theilte ich ihm mit, daß Katharine ihn erwarte. Absichtlich wählte ich diese kleine Nothlüge, um den Eindruck beobachten zu können, den das Wiedersehen mit Julius auf Katharine mache. Ganz plötzlich mußte er vor sie treten, von

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 40.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

Der Prinz zog die Börse und gab ihm eine Summe. Hartig frug: „Wo treffen wir uns?"

„Gerade hier wieder."

„Wann?"

„Um elf Uhr Abends. Ich werde dafür sorgen, daß mein Wagen dann bereits im Walde steht. Das ist besser, als wenn ich erst später abreise."

Er ging, und auch Hartig schlich sich fort. Ein königlicher Prinz hatte sich mit einem Zuchthäusler vereinigt zur Ausführung eines der größten Schurkenstreiche, welche zu denken sind.

Am Abend desselben Tages war Magda im Dorfe gewesen, um eine Kranke zu besuchen. Kurt hatte sie begleitet, und nun schritten sie mit einander wieder dem Schlosse zu. Es war während ihres Verweilens bei der Kranken spät geworden, dennoch aber schlugen sie nicht den geraden Weg, sondern den Fußpfad ein, welcher durch den Park führte. Sie gingen schweigend neben einander her, es war jenes so sehr beredte Schweigen, welches dem Herzen seine Rechte gibt, während der Mund sich scheut, die Gefühle des Innern durch Worte zu bezeichnen. Seine Hand hatte unwillkürlich diejenige des schönen Mädchens ergriffen, und sie ließ ihm dieselbe, ohne den geringsten Versuch zu machen, sie ihm zu entziehen. Da vernahm sie einen tiefen, seufzenden Athemzug aus seinem Munde und blieb stehen.

„Woran denkst Du, Kurt?" frug sie.

„An Dich und an Vieles," antwortete er.

„Magst Du mir nicht Einiges von dem Vielen sagen?"

„Das Alles, Magda, weißt Du ja bereits."

„Ich weiß nicht, was Du meinst," sagte sie leise.

„Daß ich so gering bin — — —"

„Gering?!"

„Und arm und klein — — —"

„Arm und klein?" wiederholte sie verwundert.

„Gegen Dich!"

„Aber Kurt, wie redest Du!"

„Ich rede die Wahrheit."

„Du redest sie nicht, lieber Kurt. Du sagst, daß Du gering seist. Ist es gering, in Deinem Alter bereits Marinelieutenant zu sein?"

„Es ist nichts gegen das, was Du bist."

„Und arm und klein? Bist Du nicht mein Bruder?! Steht Dir nicht Alles zur Verfügung was mir und dem Vater gehört?"

„Ist dies nicht alles nur Gnade?"

„Nicht Gnade, sondern Liebe ist es, Kurt. Wie kommst Du auf solche Gedanken?"

Er schwieg. Sie aber legte die Hand auf seinen Arm und bat:

„Sage mir, was Dich bedrückt!"

„Ich selbst weiß es noch nicht genau und klar. Aber als ich heute diesen Prinzen bei Dir stehen sah, da fühlte ich, daß ich einen Jeden, der Dich — —"

Er schwieg verlegen.

„Der Dich — —? Bitte, fahre fort!"

„Daß ich einen jeden zermalmen könnte, der Dich so antasten wollte, wie dieser Mensch."

„Es wird Keiner dies wagen."

„Wagen? Ja. Aber wenn Du es Einem erlaubtest?"

„Nie."

„Und dennoch wirst Du diese Erlaubniß einst Jemandem ertheilen."

„Niemals!" wiederholte sie.

„Du wirst nicht einen Jeden so hassen und so verabscheuen wie ihn, sondern Du wirst einst Einen treffen, den — —"

„Den — —? Weiter!"

„Den — — den Du liebst."

Es war ihm schwer geworden, dieses Wort. Sie schwieg eine ganze Weile, dann klang es leise:

„Du würdest wohl — — eifersüchtig sein, Kurt?"

„Ja," antwortete er zögernd, obgleich ich keine Berechtigung dazu hätte."

„O, lieber Kurt, vielleicht hättest Du sie dennoch."

„Magda! Was willst Du damit sagen?"

„Darf ein Bruder nicht eifersüchtig sein?"

„Ja, aber nicht in der Art und Weise, in welcher ich es meine."

„Wer sonst?"

„Du weißt es!" flüsterte er.

„Und das magst Du nicht sein?" frug sie in einem Tone, der scherzend sein sollte aber doch hörbar zitterte.

79

Digitized by Google

„O, wie gern, wie gern möchte ich es sein! Ich würde den Himmel dafür verkaufen. Aber das kann nicht sein, das ist eine Unmöglichkeit."

„Warum? Weil Du mich zu wenig gern hast?"

„Magda, spotte nicht! Ich bin ein armer einfacher Seemann, der seine Worte nicht zu setzen versteht wie ein Salonheld, aber ich sehe ein, daß die Tochter eines Generals, eines Adeligen, eines Millionärs für mich nicht zu erreichen ist."

Da ertönte ein helles silbernes Lachen aus ihrem Munde, und sie frug:

„Nicht erreichen? Hast Du mich nicht bereits erreicht? Hast Du mich nicht schon bei der Hand ergriffen?"

Er konnte nicht anders, er mußte in diesen scherzhaften Ton einfallen, obgleich ihm sehr ernst zu Muthe war:

„Ja, ich habe Dich, und ich halte Dich. Aber auf wie lange?"

„Für so lange, als Du willst, Kurt!"

„Für heut, den ganzen Abend?"

„Ja."

„Für morgen?"

„Ja."

„Für übermorgen, für die nächsten Tage und Wochen, für das ganze Jahr?"

„Ja."

„Für immerfort und allezeit?"

„Ja," klang es noch leiser als zuvor.

„Also für das ganze Leben?"

„Wie Du willst!"

„Als was, Magda? Als Schwester nur? O, sage mir, ob Du mich auch anders lieben könntest, viel, viel anders, nämlich so wie meine — meine — — —"

Er schwieg. Sie aber erhob ihr Köpfchen und fügte hinzu:

„Wie Deine Braut?"

„Ja. Könntest Du das, Magda?"

„Nein!"

„Nicht? Herrgott!"

„Ich könnte es nicht, sondern ich kann es; es ist ja bereits wirklich so."

„Wirklich?" jubelte er laut.

„Ja."

„Und Du täuschest Dich nicht? Du sagst mir die Wahrheit?"

„Die volle!"

Da legte er die Arme um sie und zog sie innig an sich.

„So habe Dank, Du liebes süßes Wesen. Für mich gibt es weder Glück noch Heil als nur bei Dir. Du bist so groß, und ich bin so klein, aber wenn Du Dich mir zu eigen gibst, so fühle ich die Kraft in mir, mit der ganzen Welt um Deinen Besitz zu ringen und zu kämpfen."

„Das wirst Du nicht nöthig haben, mein Kurt. Wer will mich Dir verweigern?"

„Der Vater!"

„Dieser? Glaubst Du dies wirklich?"

„Ja."

„Aber er liebt Dich doch!"

„Ich weiß es. Aber seine Zuneigung vermag die Hindernisse nicht zu zerstreuen, welche sein hoher Rang, seine hohe Stellung mit sich bringen."

„Dein Rang wird einst ein ebenso hoher sein."

„Dies wünsche ich, und um dieses zu erreichen, will ich Alles lernen, Alles thun und Alles wagen, aber ich bin noch lange nicht so weit."

„So warten wir, lieber Kurt. Nicht?"

„Ja," lachte er fröhlich. „Was bleibt uns Anderes übrig?"

Er bog sich zu ihr nieder und küßte sie lange und innig auf die rothen Lippen, dann schritten sie, Arm in Arm und dicht an einander geschmiegt dem Schlosse weiter zu.

Dort hatte man sie längst erwartet. Es gab in Folge der heut eingetroffenen Gäste so viel zu erzählen, daß bereits Mitternacht nahe war, als man sich trennen wollte, um zur Ruhe zu gehen. Da aber hörte man unten im Hofe ein lautes wirres Rufen.

„Was ist das?" frug der General.

„Herr Gott, man ruft Feuer!" jammerte Freya.

Auf die beiden andern Schwestern, welche ihr kreischend sekundirten, konnte man nicht hören. Freya war in ihr Fauteuil zurückgesunken, Wanka lag in der rechten und Zilla in der linken Ecke des Sophas, und alle drei hielten die Augen geschlossen. Endlich öffnete Freya die Lider. Sie hörte ein lautes Rennen und Rufen im Schloßhofe, stieß einen zweiten Schrei aus und schloß die Augen wieder. Natürlich kam nun an Wanka die Reihe, aus der Ohnmacht zu erwachen. Sie erblickte einen hellen Feuerschein, schrie laut auf und sank wieder zurück. Das war für Zilla die beste Veranlassung, ihre Betäubung für einen Augenblick zu überwinden, aber das helle Licht des Feuers warf sie in ihren Todesschlaf zurück.

„Entsetzlich!" stöhnte die Blaue.

„Gräßlich!" jammerte die Grüne.

„Fürchterlich!" ächzte die Purpurrothe.

„Habe ich meine Bibi noch!"

„Ja. Und ich meine Lili?"

„Ja. Und ich meine Mimi?"

„Ja. Aber wir sind so allein!"

„Ganz allein!"

„Ganz und gar allein!"

„Was thun wir?"

„Ich falle wieder um!"

„Auch ich kann nicht auf!"

Freya ermannte sich aber doch und erhob sich, um an das Fenster zu treten.

„Seht, diese Flamme!"

„Dieser Brand!"

„Diese Lohe!"

„Wie gut, daß es nur im Dorfe ist und nicht auf dem Schlosse!"

„Bei wem mag es sein?"

„Laß uns fragen!"

Sie eilten in den Hof hinab, durch dessen Thor soeben die Spritze rasselte. Nun war weder ein Knecht noch eine Magd zurückgeblieben. Auch der General war mit allen seinen Gästen nach dem Dorfe geeilt, Kuno mit ihnen, und sogar Magda hatte sich ihnen angeschlossen, um den Hilfsbedürftigen Trost zuzusprechen.

Es brannte eine kleine Häuslerswohnung. Man sah beim ersten Blicke, daß sie nicht gerettet werden konnte; aber die Nachbarn standen in Gefahr, und da die Leute sich einstweilen nur auf sich und nicht auf die Hilfe der Bewohner umliegender Orte verlassen konnten, so herrschte ein panischer Schreck und eine Aufregung unter ihnen, die sich erst dann legte, als der General das Kommando der Rettungs- und Bergungsarbeiten übernahm und seine feste männliche Stimme weithin zu vernehmen war.

Der Besitzer des zuerst brennenden Hauses besaß nur geringe Habe; sie war bald in Sicherheit gebracht. Man ließ das Feuer gewähren und sorgte nun nur noch dafür, daß kein weiteres Gebäude in Brand gerieth.

Zwischen dem Schlosse und dem Dorfe stand eine hohe Linde am Wege. Auf diese kamen drei Gestalten langsam zugewankt. Es waren die Schwestern des Generals.

„Ich kam nicht weiter!" klagte die Lange.

„Meine Beine tragen mich nicht mehr!" seufzte die Kurze.

„Ich sinke um!" stöhnte die Dicke.

„Ich setze mich!"

„Ich auch!"

„Ich falle gleich her!"

Fräulein Zilla ließ auf dieses Wort sofort die That folgen. Sie sank in das Gras, und die beiden Andern ließen sich neben ihr nieder.

„Dieser Schreck!" rief Freya.

„Diese Angst!"

„Diese Furcht!"

„Und so allein!"

„Ganz verlassen!"

„Ohne Schutz und Schirm!"

„Wollen wir um Hilfe rufen?"

„Wer soll uns hören? Wer mag sich um uns bekümmern? O, diese Männer!"

„Es sind Barbaren und Heiden!"

„Cimbern und Teutonen!"

„Vandalen und Kirgisen!"

„Wenn nur im Schlosse nichts geschieht!"

„Was soll da geschehen?"

„Wir haben die Dächer brennen lassen!"

„Das wird nichts schaden. Seht, dieses Feuer wird immer größer! Wer es wohl angelegt hat?"

„Es kann auch anders entstanden sein."

„Ein solches Feuer ist stets angelegt; ich kenne das. Es gibt so viele Brandstifter in der Welt. Man sollte sie alle hängen!"

„Erschießen!"

„Mit dem Schwerte umbringen. Dann gäbe es keine mehr!"

Sie hielten ihre Augen auf das Dorf gerichtet und bemerkten

Digitized by Google

darum nicht, was hinter ihnen vorging. Plötzlich aber erhob sich an der Brandstelle ein verdoppeltes Lärmen und Rufen, und die drei Damen bemerkten bald, daß man vom Dorfe her den Schloßweg heraufgestürmt kam.

„Was ist das?“ frug Freya.

„Sie fliehen!“ antwortete Wanka.

„Warum sollen sie fliehen?“ meinte Jilla. „Es muß da eben etwas geschehen sein. Sie rufen immer wieder Feuer!“

Sie drehten sich um und sanken zu dritt nach einem lauten Schrei des Schreckens wieder in Dhmmacht. Das Schloß stand in Brand. Von den Wirthschaftsgebäuden loderten ebenso wie von dem Hauptgebäude gewaltige Flammen empor, die in der kürzesten Zeit eine riesige Höhe erreichten.

„Das ist angelegt!“ rief der General, der eben im eiligsten Laufe an der Linde vorübersprang.

„Das erste Feuer sollte uns nur aus dem Schlosse locken!“ antwortete Kurt, welcher sich an seiner Seite hielt. „Wo ist Magda?“

„Im Dorfe.“

„Und die drei Fräuleins?“

„Sahst Du sie nicht da an der Linde? Sie sind in Sicherheit. Komm schnell, damit ich meine Papiere rette!“

„Und die Thiere. Zu allernächst müssen die Ställe geöffnet werden!“

Es war eine wilde Jagd zu nennen, die da an der Linde vorüberstürmte. Keiner achtete auf den Andern, und ein Jeder trachtete, so schnell wie möglich das Schloß zu erreichen. Sämmtliche Dorfbewohner, welche ihr Heimwesen nicht in Gefahr wußten, eilten herbei; eine Person hinderte die andere am Vorwärtskommen, und so beschloß Magda, die sich unter den am weitesten Zurückgebliebenen befand, sich nach rechts über die Wiesen zu wenden.

Nicht weit vom Wege standen zwei Männer hinter einem Busche. Es war der Prinz mit Hartig.

„Das ging über alles Vermuthen gut!“ meinte der Erstere.

„Es war aber dennoch eine Arbeit, denn ich konnte doch nicht ahnen, daß man das Schloß mit offenen Thüren und Thoren so ganz ohne Schutz lassen würde.“

„Wird man viel retten?“

„Ich glaube nicht. Ich steckte erst die hinteren Räume an, weil da das Feuer erst spät im Dorfe bemerkt werden kann. Jetzt brennen die Gebäude bereits vorn heraus. Wer eilt, ob die oberen Räume noch zu erreichen sind. Ich entdeckte im Gewölbe drei Ballons Petroleum, welche ich in den Flur geschüttet und angebrannt habe, als bereits Alles brannte.“

„Brav! So wird wohl auch das Geld des Generals zum Teufel sein!“

Hartig antwortete nicht, aber er fuhr ganz unwillkürlich mit der Hand nach der Brusttasche. Wäre es Tag gewesen, so hätte man bemerken können, daß ihr Inhalt ein sehr voluminöser sei.

„Ein Glück ist es,“ fuhr der Prinz fort, „daß das Feuer den ganzen Weg erleuchtet, so daß wir Jeden erkennen können.“

„Sie wissen sicher, daß das Mädchen in das Dorf geeilt ist?“

„Ich habe sie gesehen.“

„So kommt sie jetzt zurück. Wie bekommen wir sie?“

„Hier nicht; das ist sicher. Aber wir folgen ihr, und während der Verwirrung da oben wird sich wohl ein Augenblick finden lassen, an dem es und gelingt, sie bei Seite zu bringen.“

Noch immer fluthete der Strom der schreienden und einander zur Eile mahnenden Leute vorüber. Da bemerkten die beiden Lauscher eine weibliche Gestalt, welche vom Wege ab- und in die Richtung nach ihnen einbog.

„Wer ist das?“ frug der Prinz.

„Ein Weib, das schneller vorwärtskommen will.“

„Sie muß hier vorbei.“

„Treten wir auf die Seite, Herr. Sie darf uns nicht bemerken.“ (Fortsetzung folgt.)

Armer Leute Kind.

Erzählung
von
Karl von Kessel.

(Schluß.)

Ein alter Bekannter aus Vierlinden.“

Margarethe erröthete. „Gewiß Herr Tegner?“ bemerkte sie etwas befangen.

„Fehlgerathen!“

„Aber so erklären Sie sich doch etwas deutlicher.“

„Nun, es ist ein Herr, welchen ich im vorigen Jahre im Bade kennen lernte und mit dem ich heute zu meiner Ueberraschung hier wieder zusammentraf.“

„Wie soll ich mich nun hieraus zurechtfinden?“ scherzte Margarethe, „das ist ja ein vollständiges Räthsel —“

Indem wurde draußen am Glockenzug gezogen.

Die Auflösung wird sogleich erfolgen,“ rief Herr Mattner und eilte um selbst zu öffnen.

Wenige Minuten darauf trat er mit einem elegant gekleideten jungen Manne ein, der sich achtungsvoll mit einem Lächeln verbeugte.

„Herr von Danners!“ rief Margarethe, und erhob sich während ihr Gesicht Purpur überzog.

„Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, Sie zu überraschen,“ bemerkte dieser; dann wandte er sich zu Frau Mattner und sagte: „Ihr Herr Gemahl hat mir im Voraus die Zusicherung gegeben, daß Sie mein Erscheinen nicht unfreundlich aufnehmen würden —“

Die alte Dame verbeugte sich entgegenkommend.

„Aber was führt Sie denn auf einmal hierher?“ fragte Margarethe.

„Lediglich das Verlangen Sie wiederzusehen,“ erklärte der Legationssekretär unter einer Verbeugung.

Das junge Mädchen erröthete abermals. „Nun man sieht doch, daß Sie bei allen diplomatischen Geschäften das Scherzen noch nicht verlernt haben,“ stotterte es.

„Verzeihung,“ lachte Herr von Danners, „seitdem ich nicht mehr Diplomat bin, befleißige ich mich stets die Wahrheit zu sprechen.“

„Wie, Sie haben den öffentlichen Dienst quittirt?“ fragte Margarethe.

„Es war der Wunsch meiner Tante. Sie will mir Vierlinden übergeben.“

Eine kleine Pause trat ein. Margarethe blickte sinnend vor sich hin und schien nach einem Entschluß zu ringen, bald hob sie aber wieder den Kopf und fragte zögernd:

„Sie stehen also im Begriff sich einen eigenen Herd zu gründen?“

„Allerdings ist das mein sehnlichster Wunsch, indessen“ . . .

„Nun? Ich meine doch . . .“

„Ich weiß wohl worauf Sie anspielen. Von einer Verbindung zwischen mir und Fräulein von Grünfoy ist jedoch nicht mehr die Rede.“

Völlig überrascht blickte Margarethe den Legationssekretär an.

„Diese Heirath,“ fuhr Herr von Danners fort, „lag mir wie ein schleichendes Fieber in den Gliedern. Ich suchte mich bei meiner Zukünftigen so unliebenswürdig wie möglich zu zeigen, aber das half nichts. Die Dame entwickelte eine bewunderungswürdige Geduld und Ausdauer und that, als merke sie dies gar nicht. Da erschien plötzlich als rettender Genius für mich ein steinreicher Russe. Die Generalin ist eine gute Rechnerin und die Tochter scheint die Talente von der Mutter geerbt zu haben. Dazu kamen noch einige Zerwürfnisse der beiden Damen mit meiner Tante. Kurz und gut, eines Tages erhielt ich in der höflichsten Form meinen Abschied und schon eine Woche darauf fand die öffentliche Verlobung Gabrielens mit dem russischen Grafen statt.“

„Und was sagte die Excellenz dazu?“

„Sie war zu stolz um sich ihren Verdruß merken zu lassen. Aber eine Wandlung ist seitdem doch in ihren Ansichten eingetreten. Sie hat mir bei meiner kunftigen Wahl freie Hand gelassen, sie hat mir erklärt, daß sie es von nun an ganz mir anheimgebe, der Neigung meines Herzens zu folgen, und nur ohne jede Reserve. Außerdem,“ fuhr der Legationssekretär fort, „gab sich bei ihr in der letzten Zeit wiederholt das lebhafte Verlangen kund, wieder in innen engeren Verkehr mit Ihnen zu treten. Sie läßt recht herzlich um Ihren recht baldigen Besuch bitten.“

Schon morgen werde ich der guten lieben Excellenz meine Aufwartung machen.“ Dies sagte Margarethe mit einem Gesicht, welches so freudig erregt war, daß der Baron die Ueberzeugung gewann, daß ihr diese Freude auch wirklich aus dem Herzen kam.

In sichtbar froher Stimmung verabschiedete er sich, nachdem ihm Herr Mattner vorher noch erklärt hatte, daß er zu jeder Zeit ein gerngesehener Gast in seinem Hause sein werde.

Der Empfang, welcher Margarethe bei der alten Gräfin zu Theil wurde, war aber auch wirklich ein wahrhaft herzlicher. Sie streckte derselben schon aus der Ferne ihre Arme entgegen, zog sie bewegt an sich, streichelte das volle weiche Haar und klopfte ihr liebkosend die Wangen.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 41.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von

Carl May.

(Fortsetzung.)

„Doch; sie soll uns sehr bemerken. Weißt Du, wer es ist?"

„Ah, jetzt kann man sie erkennen! Doch nicht etwa unsere Dame?"

„Ja. Sie ist es."

„Fassen wir sie?"

„Versteht sich! Wir lassen sie erst vorüber, dann fasset Du sie, und ich halte ihr den Mund mit einem Tuche zu. Paß auf, sie ist da!"

Sie duckten sich Beide hinter dem Busche nieder. Magda kam rasch und ahnungslos geschritten, kaum aber war sie an ihnen vorbei, so wurde sie von Hartig gepackt und niedergeworfen. Der Hilferuf, welchen sie dabei ausstieß, verhallte ungehört in dem Feuerlärm, ein zweiter war ihr nicht möglich, da der Prinz ihr sein Tuch in den Mund gezwungen hatte. Er zog nun einige starke Schnuren aus der Tasche, um die Gefangene zu binden. Hartig half ihm dabei.

„Nicht zu fest," gebot der Prinz. „Sie ist uns sicher, sie ist ohnmächtig, und wenn dies auch nicht der Fall sein sollte, mit einem Weibe wird man fertig."

„So!" meinte der saubere Gehilfe. „Das wäre gethan. Soll ich sie tragen?"

„Ja. Komm!"

Hartig nahm die Besinnungslose auf und folgte seinem Herrn, der quer über die Felder und Wiesen nach dem Walde zuschritt. Sie waren zu einem ziemlich weiten Umweg gezwungen, da die Flammen des brennenden Schlosses einen weithin leuchtenden Schein über die Umgebung warfen, so daß man in dem Umkreis von einer Viertelstunde jeden Gegenstand zu erblicken vermochte.

Hinter dem Schlosse und auf der dem Dorfe entgegengesetzten Seite desselben breitete sich der Wald erst eine kurze Strecke eben aus, dann aber erhieg er die Seiten eines hier steil abfallenden Höhenzuges, von dessen Kamme die Vignalstraße in mehreren sehr ausgezogenen Windungen zu Thale führte. Für Fußgänger war es möglich, die Höhe auf einem grade aufwärts steigenden und gut ausgetretenen Fußwege zu erreichen, der eine jede dieser Windungen durchschnitt und ebenso wie die Fahrstraße zu beiden Seiten mit dichtem Buschwerk bestanden war.

Auf der andern Seite des Passes fuhr ein von zwei müden Pferden gezogener offener Wagen langsam dem Kamme entgegen. Er enthielt außer dem Kutscher nur einen einzigen Passagier, welcher, in einen weiten Reisemantel gehüllt, sich in die Lehne seines Sitzes zurückgelegt hatte und in dieser bequemen Stellung zu schlafen schien. Zuweilen nur, wenn die Räder auf einen Stein stießen und der Wagen in Folge dessen einen derben Ruck bekam, erhob der Fahrgast den Kopf, um ihn nach einem kurzen Umblick wieder sinken zu lassen. Auf einmal stand das Gefährt ganz still und der Reisende fuhr empor.

„Was ists?" frug er.

„Wir sind oben."

„Nun — und?"

„Herr, lassen Sie die Pferde ein wenig verschnaufen! Der Weg hier herauf ist wirklich zu abscheulich."

„Meinetwegen! Ich komme nun doch bereits zu spät, um wecken zu dürfen. Du bist da unten bekannt?"

„Ja."

„Wie lange fahren wir von hier nach Helbigsdorf?"

„Eine gute halbe Stunde."

„Ist ein Gasthof da?"

„Ja."

„So steigen wir dort ab. Ich will nicht so unhöflich sein die Bewohner des Schlosses im Schlafe zu stören. Nach welcher Richtung liegt dasselbe von hier."

„Grad aus, da wo man den Schein über den Bäumen bemerkt."

Auch auf dem Plateau stand der Wald mit einem so dichten, kräftigen Baumwuchse, daß man nicht zu Thale zu blicken vermochte. Der Brand war in Folge dessen von dieser Stelle aus nicht zu bemerken, aber über den Gipfeln der Bäume zeigte sich eine ungewisse Helle, ungefähr so, als ob der Morgen sich im Anzuge befinde. Der Reisende musterte den Himmel.

„Hm! Wir kommen von Osten, und es ist erst kurz nach Mitternacht. Das ist also weder der Ort noch die Zeit dazu, den Anbruch des Tages vor sich zu haben. Es muß da unten irgendwo ein Feuer sein."

„Fast sieht es so aus, Herr. Sehen Sie die kleine Wolke, die sich da über den Bäumen erhebt."

81

Digitized by Google

„Ja. Sie sieht schwarz aus, aber ihr unterer Rand glüht wie Gold. Es brennt. Wo wird das sein?“

„Der Schein eines Feuers pflegt bei Nacht zu täuschen, aber wenn wir an die erste Straßenkrümmung kommen, können wir das Thal vollständig überblicken. Soll ich weiterfahren?“

„Natürlich, und zwar schnell!“

Der Wagen rollte im Trabe über das ebene Plateau hinweg und erreichte bald den Punkt, an welchem sich die Straße abwärts senkte. Hier hielt der Kutscher ganz unwillkürlich an, deutete mit der Peitsche nach unten und rief erschrocken:

„Herr, sehen Sie?“

„Ja. Zwei Feuer, ein kleines und ein großes. Wo ist es?“

„Das ist Schloß Helbigsdorf, und das kleinere Feuer brennt im Orte.“

„Fahr zu! Schnell, schnell, im Galoppe!“

„Das geht nicht.“

„Warum?“

„Die Straße ist steil und gefährlich, und meine Pferde sind todtmüde.“

„Ich bezahle sie Dir, wenn sie stürzen!“

„Aber das heben können Sie mir nicht bezahlen? Es zweigen hier tiefe Schluchten von der Straße ab. Wenn wir in eine solche gerathen, so sind wir verloren.“

„Gibt es keine Barrieren?“

„Sie sind alt und verwittert.“

„Aber ich muß eiligst hinab.“

„Das können Sie, wenn Sie aussteigen wollen.“

„Wie so? Die Straße im Sturmschritt hinabrennen?“

„Nein.“

„Wie sonst? Geht vielleicht ein Nichtweg ab?“

„Ja. Gar nicht weit von hier führt er rechts hinab.“

„Ist er gefährlich?“

„Gar nicht.“

„Aber bei Nacht?“

„Er ist sehr gut gehalten und führt immer zwar scharf aber auch glatt bergunter.“

„Nun wohl, so steige ich aus. Du fährst nach dem Schlosse, wo wir uns wieder treffen.“

Er warf den Mantel ab und stieg aus. Jetzt konnte man erkennen, daß seine Figur klein und schmächtig war, aber eine jede seiner Bewegungen zeigte eine seltene Gewandtheit. Nach einigen raschen Schritten hatte er die Mündung des Pfades erreicht und schlug ihn ein. Der Weg war nicht breit, aber die offene Lünte, welche er im Walde bildete, zog sich gerade dem brennenden Schlosse gegenüber zur Höhe, und so beleuchteten die Flammen fast jeden Schrittbreit, den der Fremde zu thun hatte.

Dieser sprang mehr vorwärts, als er ging. Er mußte im Laufen sehr geübt sein, denn er athmete trotz seiner schnellen Bewegungen ruhig und unhörbar und that trotz der Unbekanntschaft mit dem Terrain nicht einen einzigen Fehltritt. Unten angekommen wo der Weg zum letzten Male in die Straße mündete, hielt er an, Vor ihm stand eine verschlossene Kutsche, und dabei stand in wartender Stellung der Kutscher beim geöffneten Schlage. Das kam ihm sonderbar vor.

„Guten Abend!“ grüßte er.

„Guten Abend!“ dankte der Mann mürrisch.

„Wem gehört dieses Fuhrwerk?“

„Mir.“

„Dir? Auf wen wartest Du?“

„Das geht keinen Menschen etwas an.“

„Wohin fährst Du?“

„Das ist meine Sache.“

„Grobian! Weißt Du, daß Du mir verdächtig bist?“

„Du mir auch.“

Der Kleine lachte.

„Kerl, Du gefällst mir. Hier hast Du ein Andenken.“

Nach einem raschen Blicke in die Kutsche, welcher ihn überzeugte, daß dieselbe leer war, holte er aus und gab dem höflichen Kutscher eine schallende Ohrfeige. Er war bereits weit entfernt, ehe der Geschlagene an eine Erwiderung der unerwarteten Gabe denken konnte.

Die Straße zog sich in Schlangenwindungen nach dem Dorf fort. Er folgte ihr auch jetzt nicht, sondern schlug den geraden Weg durch die Büsche hindurch nach dem Schlosse ein. Er hatte bereits die Hälfte dieses Weges zurückgelegt, als er plötzlich zur Seite prallte. Er wäre beinahe mit einem Manne zusammengerannt, der in Eile zwischen zwei Sträuchern hervortrat. Hinter diesem folgte ein Anderer, der eine Last auf den Armen hatte.

„Was wollten diese Leute hier? Was trugen sie vom Schlosse fort?“

„Halt!“ gebot er ihnen.

Da wandte sich aber auch schon der Vorderste um, riß dem Zweiten die Last aus den Händen und rief in befehlendem Tone:

„Mache es mit ihm ab!“

Nach diesen Worten verschwand er zwischen den Büschen. Der Andere trat hart an den Fremden heran und frug:

„Wer sind Sie?“

„Bah! Wer seid Ihr Beide?“

„Darnach hat kein Mensch zu fragen!“

„Aber ich frage dennoch. Was trug dieser Mann?“

„Packe Dich, Kerl, und laß uns ungeschoren.“

Er wollte seinem Gefährten nachfolgen, aber der Fremde hielt ihn fest.

„Bleib stehen, mein Schatz! Dort brennt es; hier schleicht Ihr mit einem Gegenstande durch den Wald: Du wirst mit mir zum Schlosse gehen. Verstanden?“

„Sehr gut. Du aber wirst Dich zum Teufel packen. Verstanden?“

„Auch sehr gut. Aber ohne Dich darf ich beim Teufel nicht erscheinen. Vorwärts.“

„Lächerlich! Verschwinde, Du Zwerg!“

Er faßte den Fremden und wollte ihn zu Boden schleudern, hatte sich aber sichtlich an der Körperkraft desselben verrechnet, denn in demselben Augenblicke lag er selbst am Boden, und der Kleine kniete auf ihm.

„Bist ein fürchterlicher Riese!“ lachte dieser. „Komm her, ich werde Dir die Hände ein wenig binden und Dich am Schlosse etwas näher betrachten lassen!“

Er zog ein Taschentuch hervor, um dasselbe als Fessel anzuwenden, mußte aber dabei die eine Hand hartigk freigeben. Dieser langte blitzschnell in die Tasche, riß ein Terzerol hervor, spannte mit dem Daumen den Hahn und drückte los.

Der Kleine hatte kaum noch Zeit, den Kopf zur Seite zu wenden, die Kugel flog hart an demselben vorüber.

„Ah, Du tückst, Natter!“ rief er. „Gib dieses Spielzeug her.“

Er faßte nach dem Terzerol, um ihm dasselbe aus der Hand zu winden.

„Stich, Hund!“ brüllte Hartig wüthend.

Er machte eine schnelle angestrengte Bewegung, es gelang ihm den zweiten Hahn aufzudrücken. Aber als er den Drücker berührte, drehte ihm der Kleine das Terzerol nach unten, der Schuß ging los.

„Ah!“ ächzte Hartig. „Ich habe mich selbst getroffen.“

„Geschieht Dir recht, Bursche!“

Der Sprecher fühlte, daß der Widerstand des Verwundeten erlosch; es gelang ihm sehr leicht, ihm die Hände zusammenzubinden.

„Jetzt kommst Du mit mir!“ gebot er ihm.

„Ich kann nicht!“ war die stöhnende Antwort.

„Auf mit Dir!“

„Es geht nicht. Ich bin in das Auge getroffen.“

Seine Stimme klang dabei wie im Verlöschen, und seine Glieder fielen schlaff zur Erde zurück.

„So mußt Du sterben, Kerl. Sage, wer Du bist und was Du hier treibst!“

Der Gefragte antwortete nicht, sondern ließ nur ein schmerzliches Wimmern hören.

„Wer bist Du?“

„Ich sage nichts.“

„So trage ich Dich fort!“

„Lassen Sie mich liegen. Ich sterbe.“

„Liegen lassen? Daß Dein Kumpan Dich fortholen kann? Pappenlapapp!“

Er hob ihn wie ein Kind empor und warf ihn über seine Schulter. Hartig wehrte sich nicht. Der Kleine trug ihn mit schnellen Schritten durch die Büsche in das freie Feld, wo er den Brand in seiner ganzen erschreckenden Größe vor sich liegen sah. Er eilte darauf zu. Die ersten Bekannten, welche er erblickte, waren Friedrich von Walmy und Bill Holmers. Er warf den Verwundeten vor ihren Füßen zur Erde.

„Good evening, Mesch'schurs!“ grüßte er. Verdammte Ueberraschung das Feuer da!“

„Der Bowie-Vater!“ rief Holmers erstaunt.

„Ja, alter Bill, ich bin es. Wollte noch am Tage kommen, konnte es aber nicht fertig bringen. Von da oben erblickte ich das Feuer und bin dem Manne schnell vorausgesprungen. Brennt es bereits lange Zeit?“

„Eine halbe Stunde.“

Digitized by Google

„So ist es angelegt. Das Schloß brennt ja an allen Ecken und Enden!"

„So ein Schreck! Wir waren unten im Dorfe mit dem Retten beschäftigt, als es auch hier oben losging."

„So ist das unten nur die Einleitung gewesen. Gibt es keine Vermuthung, wer der Thäter ist?"

„Keine."

„Vielleicht vermag dieser hier Licht in die Sache zu bringen."

„Wer ist es?"

„Traf ihn da drüben in den Büschen. Es war noch ein Anderer dabei, der mir aber entkommen ist. Er trug etwas."

Holmerd bückte sich nieder, um den Gefangenen zu betrachten.

„Donnerwetter, der Mensch ist ja todt!"

„Todt?" frug der Pater gleichmüthig. „Möglich, aber er ist selbst schuld daran."

„Wie so?"

„Wollte mich erschießen. Der erste Schuß ging fehl und der zweite ihm in das Auge."

In diesem Augenblicke kam der General in ängstlicher Eile herbeigeschritten.

„Hat Jemand hier meine Tochter gesehen?" frug er.

„Nein," lautete die Antwort.

„Sie ist nicht zu finden."

„Sie war unten im Dorfe," meinte Walmy, „und wird dort zurückgeblieben sein. Der Schreck ist für Damen fast stets lähmend."

„Das tröstet mich einigermaßen. Wer ist dieser Herr?"

„Der, welchen wir erwarten, Excellenz."

„Willkommen, Herr, obgleich ich Ihnen kein Obdach anbieten kann! Nicht blos mein Haus, sondern auch mein sämmtliches Vermögen wird von den Flammen verzehrt. Ich bin ein ruinirter Mann. Wer liegt hier?"

„Ein Mensch, welcher mir im Busche begegnete."

„Wie kommt er nach hier?"

„Er kam mir, als ich das Feuer erblickte und meinem Wagen vorauseilte, verdächtig vor. Er schoß nach mir, als ich mit ihm rang und traf sich selbst in das Auge. Er ist todt."

Der General bückte sich nieder.

„Hartig!" rief er überrascht.

„Sie kennen ihn, Excellenz?"

„Ja. Es ist der Mann meiner Wirthschafterin. Er kam aus dem Zuchthause zu uns und mußte das Schloß verlassen. Er ist der Thäter! Ich ahne es."

„Wollen ihn einmal aussuchen!" meinte der Pater.

Er kniete nieder und durchsuchte die Taschen des Todten. Er fand dabei in der Brusttasche des Rocks ein Papierpaket, welches er öffnete.

„Geld! Papiergeld! Excellenz, sehen Sie nach!"

Der General griff hastig zu und sah die Staatsanweisungen durch.

„Dieses Geld gehört mir!" rief er. „Ich pflege an die Ecke eines jeden größeren Kassenscheines meinen Namen zu setzen. Hier lesen Sie! Und auch die Summe stimmt. Der Mensch ist wahrhaftig der Thäter gewesen!"

„Gott sei Dank!" meinte Walmy. „So ist wenigstens Ihr Vermögen gerettet."

„O nein! Das hier ist nur die laufende Kasse. Alles Uebrige befand sich in der Bibliothek, zu welcher nicht mehr zu kommen war. Herr von Walmy, bitte, eilen Sie in das Dorf und sehen Sie, ob die Magda finden können!"

Walmy folgte augenblicklich dieser Bitte. Er begegnete den Spritzen mehrerer Nachbardörfer, welche nun allerdings zu spät kamen. Das Feuer bildete eine einzige gewaltige Lohe, welche empor bis zu den Wolken leckte und den Himmel mit dickem schwarzem Rauche bedeckte. Sie versenkte die Kleider der sich ihr Nahenden auf viele hundert Schritte und warf eine förmliche Tagesbelle über die ganze Gegend.

Als er das Dorf erreichte, war die Häuslerswohnung bereits ganz niedergebrannt. Nur einzelne kleine Flämmchen leckten noch an der stehen gebliebenen Umfassungsmauer. Die beiden Nachbarhäuser hatte man unversehrt erhalten. Da hier nichts mehr zu befürchten war, so hatten sich weitaus die meisten Dorfbewohner nach dem Schlosse begeben, und es waren nur wenige Leute zu sehen.

Er fragte einen Jeden, den er traf, nach der Vermißten, aber Niemand konnte ihm Auskunft ertheilen. Er ging vom Haus zu Haus, von Gut zu Gut und fand hier oder da einen alten Mann, ein schwaches Mütterchen oder eine Kranke, die er ausforschen konnte, aber er mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

Erst wieder draußen vor dem Dorfe stieß er auf eine Frau, die vom Schlosse zurückkehrte, um nach ihren zurückgelassenen Kindern zu sehen.

„Halt, Frau! Haben Sie heut Abend etwa das gnädige Fräulein bemerkt?"

„Fräulein Magda?"

„Ja."

„Sie war erst im Dorfe und rannte dann mit uns dem Schlosse zu, als dieses brannte."

„Wissen Sie dies genau?"

„Ja. Sie ging gerade vor mir, und weil wir einander stießen bog sie dort rechts nach der Wiese ab."

„Ich danke!"

Er eilte weiter. Er fand, da jede Arbeit zur Dämpfung des Brandes vergeblich gewesen wäre, alle Bewohner des Schlosses und ihre Gäste bei einander versammelt.

„Gefunden?" frug ihn der General.

„Dann würde ich nicht ohne sie zurückkehren."

„Also fort! Herrgott, wo mag sie sich befinden?"

„Sie ist aus dem Dorfe zum Schlosse zurückgekehrt, und da unten bei den Büschen über die Wiese gegangen, wie mir eine Frau sagte, die es ganz genau gesehen hat."

„Sie ist den Andern vorangeeilt und im Schlosse eingedrungen."

„Sie ist verbrannt!" jammerte Freya.

„Elend verglüht!" schluchzte Manka.

„Jämmerlich verkohlt!" weinte Zilla.

„Beruhigen Sie sich!" bat Kurt. „Eine Dame kann nicht so schnell gehen wie ich mit Papa gelaufen bin. Wir Beide kamen als die Ersten hier an und müßten sie gesehen haben."

„Vielleicht ist sie unterwegs in Ohnmacht gefallen und liegt nun irgendwo," meinte der General. „Kommt und laßt uns nach ihr suchen!"

In diesem Augenblicke kam der Kutscher, welcher den Bowie-Vater gefahren hatte, auf dem Platze an. Bei der hellen Beleuchtung, welche der Brand verbreitete, sah man, daß er blutete.

„Was ist mit Dir geschehen?" frug der Pater.

„Ich wurde gestochen?"

„Von wem?"

„Von einem Manne, der mir in einer Kutsche begegnete."

„Wie kam das?"

„Auf der halben Höhe da oben kam mir eine Kutsche entgegen, und weil die Straße schmal und abschüssig war, stieg ich und der andere Fuhrmann vom Bocke, um die Pferde zu führen. Gerade als ich vorüber wollte, rief Jemand in dem andern Wagen um Hülfe — — —."

„Alle Teufel!" rief der Pater. „Was war es für eine Stimme? Eine männliche oder eine weibliche?"

„Eine weibliche, wie ich glaube. Aber ich konnte das nicht genau unterscheiden, weil die Stimme in einem Röcheln erstarb. Der Mund der Rufenden wurde vielleicht zugehalten oder verstopft."

„Was thatest Du?"

„Ich gebot dem Kutscher Halt. Als er nicht gehorchte, hielt ich ihn fest. Wir rangen mit einander. Er stach mich mit einem Messer in den Arm, und dann öffnete sich die Kutsche und ein Zweiter stieg aus, der mir von hinten einen Schlag versetzte, daß ich besinnungslos zusammenbrach. Als ich erwachte, waren sie fort."

„Wie lange hast Du gelegen?"

„Ich weiß es nicht. Es muß lange gewesen sein."

Die Zuhörer starrten einander an.

„Eine Entführung!" rief Manka.

„Nein, sondern ein Menschenraub!" erklärte Zille.

„Wir müssen sofort nach!" gebot der General.

„Halt, übereilen wir uns nicht!" bat der Pater. „In solchen Dingen ist Kaltblütigkeit besser als Aufregung. Die Last, welche ich gesehen habe, kann allerdings ein menschlicher Körper gewesen sein, aber eine solche That wäre hier zu Lande ja etwas ganz und gar Unerhörtes. Wer sollte es sein, der die Dame raubte?"

„Ja, wer?" frug auch der General.

„Ein gewöhnlicher Mann jedenfalls nicht," meinte der Pater. „Haben Sie einen Feind hier in der Gegend, Excellenz?"

„Nicht daß ich wüßte. Ich habe Niemand beleidigt."

„Aber ich," fiel Kurt ein. „Doch halte ich eine solche Rache geradezu für eine Unmöglichkeit. Er kann es nicht gewesen sein."

„Wer?"

„Der Prinz."

„Welcher Prinz?"

„Der tolle."

Digitized by Google

Da fuhr der Pater empor.

„Der tolle Prinz war hier?“ frug er hastig.

„Ja.“

„Wann?“

„Heut.“

„Und Sie haben ihn beleidigt?“

„Ich habe ihn sogar zu Boden geschlagen.“

„Weshalb?“

„Er betrug sich dort im Palais wie ein Schurke gegen Magda.“

„Bei Gott, so ist er es gewesen:“ rief der Pater. „Aber wie kommt er mit dem Todten hier zusammen?“

„Er wird ihn unterwegs getroffen haben.“

„Aber mit einem Unbekannten, dem man zufällig begegnet, verabredet man nicht einen so gefährlichen Plan!“

„Sie kannten einander von früher her, von Fallun aus.“

„Das ist etwas Anderes. Der Prinz wußte wohl auch, daß dieser Hartig in dem Irrenhaus gewesen ist und sah in ihm einen Mann, den er als Hilfswerkzeug gebrauchen konnte.“

„Wir müssen ihm sofort nachjagen!“ wiederholte der General.

„Warten wir noch einige Augenblicke!“ bat der Pater. „Es ist besser wir verschaffen uns vorher die nöthige Gewißheit.“

„So wird er uns entkommen!“

„Der Räuber Ihrer Tochter wird uns nur dann entkommen, wenn wir zu hastig vorgehen. Verlassen Sie sich ganz auf mich. Wir haben da drüben in den Prairien Nordamerika's noch manchen anderen Kerl eingeholt und bestraft. Zunächst müssen wir uns überzeugen, ob wir uns nicht vielleicht täuschen. Die junge Dame kann ja noch da unten liegen.“ (Fortsetzung folgt.)

Das Landhaus am Hark.

Originalroman

von

Emil König.

(Fortsetzung.)

Groß war Frau Margarethens Freude, wenn hin und wieder ein Brief von dem geliebten Gatten eintraf. Sie athmeten alle Ergebung, Trost und Liebe.

Nur selten verließ sie ihre Wohnung und dann auch nur auf wenige Stunden, stets aber in Begleitung der Frau von Schramm, jener angeblichen Kriegszahlmeisterswittwe, meist, einen einsamen Spaziergang zu unternehmen.

Es war ihr dabei anfangs gar nicht aufgefallen, auf diesen einsamen Promenaden jenem Baron Pulp zu begegnen, bis sich dieser ihr eines Tages plötzlich in unzweideutiger Weise zu nähern suchte.

Dadurch aufgescheucht mied sie diese Touren und wählte andere.

Indessen schon nach wenigen Tagen begegnete ihr dieser ihr vormlich unheimliche Mensch auch auf diesen. Es war ihr ganz unerklärlich, wie dieser Baron stets wissen konnte, wann und wohin sie spazieren ging.

Des Tags über ritt er zu verschiedenen Malen an ihrem Fenster vorüber und grüßte so auffällig herauf, daß die junge Frau zuletzt gar nicht mehr wagte, sich am Fenster blicken zu lassen.

Stadtbriefe von unbekannter Hand gingen ihr zu. Arglos hatte sie auch einen derselben geöffnet. Er hatte ein fades Liebesgeschwätz und Liebesbetheuerungen und zum Schluß die Bitte um Gewährung eines Stelldicheins enthalten. Seitdem wies sie jedes ähnliche Schreiben zurück. Kostbare Bouquets wurden nach ihrer Behausung gebracht, sie lehnte selbstverständlich deren Annahme mit Entrüstung ab.

Bald wußte sie sich nicht mehr vor den Nachstellungen jenes Mannes zu sichern, und es bangte ihr um den Verlust ihres guten Rufes.

Deshalb stellte sie ihrem Gemahl zuletzt unumwunden die Sachlage in einem Briefe dar und bat ihn um Verhaltungsmaßregeln.

Dieser tröstete sie und ermahnte sie, jede Berührung mit jenem Menschen zu vermeiden. In einem Brief an die Gesellschafterin seiner Gemahlin, Frau von Schramm, legte er jedoch unvorsichtigerweise ein Schreiben an jenen frivolen Abenteurer ein und ersuchte gleichzeitig dasselbe an seine Adresse zu befördern. Damit hatte er sich indessen an die unrechte Stelle gewandt. Frau von Schramm war ja seit Jahren die Genossin der Abenteuer jenes Rouö und uebrdings wieder durch das Gold geblendet, welches er in Monaco gewonnen und mit dem er verschwenderisch um sich warf. Sie hatte ihm einst ihre weibliche Ehre geopfert, jetzt stand sie unter seinem dämonischen Einflusse, sie war seine Sklavin, sein willenloses Werkzeug, dem sie sich, aus Furcht durch ihn ihre Vergangenheit vor der Welt bloßgestellt zu sehen, nicht entziehen konnte, in diesem Falle auch nicht entziehen mochte, denn sie haßte das junge Weib, das da die Gattin jenes schönen charaktervollen Mannes war, um dessen Besitz sie sie beneidete, sie wollte sich rächen an der Nichte ihres verstorbenen Gemahls, die dessen Vermögen geerbt, und dann war sie, längst aller Ehre und Scham bar, bereit den Mann, dem sie sich einst in leidenschaftlicher Gluth hingegeben und Alles dargebracht hatte, jetzt heimlich als dessen Kupplerin zu dienen.

Das ist eben der Fluch des Weibes. Einmal von der Bahn der Tugend, der weiblichen Sittsamkeit und Schamhaftigkeit gewichen, sinkt es von Stufe zu Stufe und ist für einen rechtschaffenen Wandel meist unrettbar verloren. Der erste Schritt in den Sumpf der Lasterhaftigkeit gethatet keine Umkehr.

Die falsche Frau übte jetzt einen schönden Verrath an der schuldlosen Margarethe, sowie Tücke und Hinterlist an dem Kapitän, der sie so vertrauensvoll seiner Gattin zugestellt und die Heuchlerin in sein Haus aufgenommen hatte.

Eines Abends, als sich die junge Frau eben zur Ruhe begeben wollte und am Bettchen ihres Knäbleins kniete, legte sich plötzlich eine Hand auf ihre Schulter. Sie blickte erschrocken auf und gewahrte jenen unheimlichen Gesellen, der sie auf Schritt und Tritt verfolgte.

Schreck, Entrüstung und Scham kämpften in ihrem Innern, indessen nur einen Augenblick; der gerechte Zorn über eine so freche Verletzung ihrer weiblichen Würde, über ein so schamloses heimliches Eindringen gewannen die Oberhand.

Verlassen Sie mich sofort, Ruchloser!“ rief sie mit zornbeben der Stimme, „oder ich finde Mittel und Wege, Sie entfernen zu lassen!“

Sie griff nach dem Klingelzuge; aber weder ihre Dienerin noch Frau von Schramm erschienen.

Der Ehrvergessene, der es wagte, hinterlistig und feige den Altar von Bethens Liebe zu beflecken, hatte vor diesem Angriffe auf Frau Margarethens Unschuld gar sorgfältig seine Maßregeln getroffen.

Frau von Schramm, sein willenloses Werkzeug, hatte ihn heimlich in Margarethes Gemächer eingelassen, dann die Klingel verwickelt und zuvor dafür gesorgt, daß das Dienstmädchen vom Hause fern gehalten wurde.

Inzwischen nahte sich der freche ehrvergessene Eindringling immer dreister dem schönen Weibe, dessen Reize die Sinne des Lüstlings gänzlich umstrickten. Er suchte die Hände der Zurückweichenden zu ergreifen, er beschwor in den überschwenglichsten Worten seine Liebe und stürzte, als sie sich verächtlich von ihm wandte, wie ein Rasender auf sie zu und schrie: „Und willst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“

In dem Moment hatte Frau Margarethe ein kurze Wendung gemacht und war urplötzlich durch eine Portiere in dem Kabinet ihres Gatten verschwunden.

Dort über seinem Schreibtische hing ein kleiner Taschenrevolver, der immerfort geladen war. Ihr Gemahl hatte ihr einmal im Scherz die Behandlung der Waffe gezeigt.

Hastig riß sie auf ihrer Flucht die zierliche Waffe von der Wand.

Sie eilte durch alle Zimmer, um den Ausgang nach dem Korridor zu gewinnen, aber die einzige Thür fand sie von außen verschlossen. Bestürzt zog sie auch hier an der Klingelschnur, allein ebenso erfolglos wie zuvor.

Schon war ihr Verfolger dicht hinter ihr, schon nahm er einen Anlauf, sich in leidenschaftlicher thierischer Gluth auf sie zu stürzen; da richtete sich die eben noch so ängstlich wie ein verscheuchtes Reh Fliehende plötzlich stolz und kalt vor dem Lüstling im Vollbewußtsein ihrer Würde und ihrer verletzten weiblichen Ehre empor und warf ihm einen flammenden entschlossenen Blick der Verzweiflung zu:

„Nun wohl, Elender!“ rief sie zornbebend, „den Angriff auf meines Gatten Ehre sollst Du mit dem Leben büßen!“ und in dem Moment hielt sie ihrem Angreifer die Mündung des Revolvers auf die Stirn.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß Hang zur Wollust sich fast immer mit Feigheit, häufig auch mit Grausamkeit vereinigt findet.

Der Baron erblaßte und stand wie gelähmt vor der zürnenden Frau, deren Schönheit in ihrem Zorn geradezu hinreißend war.

Er sah nur sich den Zeigefinger einer schmalen zarten Hand

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 42.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von

Carl May.

(Fortſetzung.)

„Dann wollen wir ſchnell ſuchen!“ rief der General und wollte augenblicklich forteilen.

„Halt!“ gebot der Vater. „Hier gilt es, die Spuren nicht zu verwiſchen. Bleiben Sie Alle hier; nur Holmers und Herr von Walmy mögen mich begleiten. Sie wiſſen mit einer Fährte umzugehen. Haben Sie Pferde gerettet?“

„Nur zwei.“

„Gute Läufer?“

„Die beſten.“

„Gibt es Sättel?“

„Sie hingen im offenen Schuppen und ſind nicht mit verbrannt.“

„So laſſen Sie ſofort ſatteln. Wir werden bald zurück ſein.“

Die drei Prairiejäger gingen. Sie ſchritten den Weg nach dem Dorfe hinab und beobachteten aufmerkſam den Rand dieſes Weges. Die Tageshelle, welche das Feuer verbreitete, geſtattete ihnen, den kleinſten Gegenſtand genau zu erkennen. Den Büſchen gegenüber angekommen blieb Holmers halten.

„Hier iſt es!“ meinte er, auf das niedergetretene Gras deutend.

Sie bückten ſich zu Boden, um die Spuren zu unterſuchen.

„Ein kleiner Damenfuß,“ meinte der Vater. „Es iſt die richtige Fährte; ſie führt hier rechts ab, ganz ſo, wie die Frau gejagt hat. Kommt!“

Sie ſchritten langſam weiter, der Vater voran. Als ſie bei den Büſchen vorüber waren, blieb dieſer ſtehen.

„Alle Teufel, hier ſind noch andere Fußtritte. Das Gras iſt förmlich niedergeſtampft.“

„Wie viele Perſonen?“ frug Walmy.

„Wollen ſehen!“

Sie unterſuchten die Eindrücke genau.

„Zwei Männer!“ entſchied Holmers. „Hier hinter dieſem Buſche haben ſie geſtanden und gewartet.“

„Und da von rechts herüber ſind ſie gekommen,“ ſtimmte der Vater bei.

„Sehen wir, woher ſie kamen?“ frug Walmy.

„Nein,“ antwortete der Vater. „Das würde zu nichts führen. Wir brauchen den Spuren nur zu folgen, die von hier fortführen. Seht, hier ſind die Beiden über ſie hergefallen, und von da an hören die Spuren des kleinen Fußes auf.“

„Sie haben die Dame fortgetragen.“

„Ja, und ich zweifle nun nicht mehr, daß es die zwei Männer ſind, denen ich begegnete. Kommt weiter!“

Es wurde ihnen nicht ſchwer, der Fährte bis an den Ort zu folgen, an welchem der Vater auf die Entführer getroffen war.

„Halt!“ ſagte er. „Jeder weitere Zeitverluſt würde zwecklos ſein. Sie ſind es. Kehren wir zum Schloſſe zurück.“

Es waren, als ſie dort ankamen, ſeit ihrem Fortgehen kaum zehn Minuten verfloſſen. Der General trat ihnen um einige Schritte entgegen.

„Nun?“ frug er in ängſtlicher Spannung.

„Erſchrecken Sie nicht, Excellenz,“ antwortete Walmy. „Sie iſt wirklich geraubt worden.“

„Dann raſch nach!“

Er wollte ſich ſofort auf das Pferd werfen. Der Vater hinderte ihn daran.

„Bitte, General, bleiben Sie noch! Wir müſſen noch überlegen.“

„Zum Teufel mit Ihrem Ueberlegen! Mittlerweile entkommt uns der Kerl.“

„Er entkommt uns nicht. Zunächſt müſſen allerdings zwei Mann der Kutſche folgen, aber Sie bleiben da.“

„Ich? Warum?“

„Sie werden hier an dieſer Unglücksſtätte nöthiger gebraucht als ein jeder Andere.

„Zunächſt braucht meine Tochter mich am nöthigſten!“

„In dieſer Beziehung können Sie von uns vertreten werden, hier an der Brandſtelle aber nicht.“

„Ich habe meinen Verwalter!“

„Das mag ſein. Aber um nach Ihrer Tochter zu forſchen, müſſen wir uns vielleicht zerſtreuen, und wir bedürfen alſo dann eines Mittelpunktes, um uns gegenſeitig verſtändigen zu können.“

„Zerſtreuen? Wozu?“

„Bis jetzt wiſſen wir nur, daß die Dame ſich in der Gewalt eines Mannes befindet, wer aber dieſer Mann iſt, das wiſſen wir nicht.“

„Es iſt der Prinz!“

88

Digitized by Google

„Das vermuthen wir nur, beschwören aber könnten wir es nicht. Kam er direkt zu Ihnen?“

„Nein. Er kam inkognito und wurde mir von einem Nachbar vorgestellt.“

„Wie heißt dieser?“

„Es ist ein Herr von Uhle.“

„Kenne ihn nicht. Wie weit ist es von hier bis an die Grenze?“

„Mit schnellen Pferden drei Stunden.“

„Wie heißt der Grenzort?“

„Wiesenstein.“

„Die Straße, wo die ich gekommen bin, führt dorthin?“

„Ja, wenn man sich eine Stunde von hier an der dortigen Abzweigung nach links hält.“

„Nun gut, so hören Sie meinen Plan, der uns ganz sicher zum Ziele führt: Ist der Prinz wirklich der Räuber, so wird er schleunigst die Grenze zu erreichen suchen. Zwei Mann reiten ihm also dorthin nach — —“

„Das werde ich thun!“ unterbrach ihn der General.

„Nein. Sie werden hier bleiben. Zu dieser Verfolgung gehören Leute, welche sich auf Spuren und Fährten verstehen. Das werde ich selbst übernehmen und mein Freund Holmers wird mich begleiten.“

„Sie kennen die Wege nicht?“

„Das ist gleichgiltig. In den Prairien gibt es gar keine Wege, und trotzdem haben wir uns stets zurechtgefunden. Es bleibt dabei, daß ich und Holmers reiten. Jemand geht unterdessen zu diesem Nachbar und erkundigt sich nach den Verhältnissen, unter denen der Prinz ihn verlassen hat. Er könnte sich so auch noch dort befinden. Das Ergebniß dieser Erkundigung theilen Sie mir telegraphisch mit, und zwar nach Wiesenstein.“

„Unter welcher Adresse?“

„Holmers, Station restante. Fassen Sie aber das Telegramm vorsichtig ab. Gibt es von hier aus Fußpfade über die Grenze?“

„Ja.“

„Auch ihnen müßten wir eigentlich folgen. Aber wer kennt sie?“

„Ich,“ antwortete der Steuermann.

„Ich,“ antwortete auch Karavey zu gleicher Zeit.

„Ihr?“ frug der Vater verwundert. „Woher?“

„Von früher.“

„Genau?“

„Ja.“

„Das ist gut. Macht Euch auf den Weg, um nachzuforschen. Ihr telegraphirt nach hier, wenn Ihr etwas erforscht oder etwas wissen wollt. Braucht Ihr lange Vorbereitung?“

„Wir gehen schon!“ antwortete der Steuermann.

„Aber — —“

„Schon gut! Wir wissen und haben Alles, was wir brauchen.“

Er eilte mit langen Schritten davon, und Karavey folgte ihm.

„Wackere Kerls!“ meinte der Vater. „Nun aber brauche ich noch wenigstens Zwei.“

„Wozu?“ frug der General.

„Der Prinz, nämlich wenn er es wirklich ist, hat immerhin bereits einen bedeutenden Vorsprung. Man kann eine Stunde rechnen, und so ist es möglich, daß wir ihn nicht vor der Grenze einholen. Aber in diesem Falle werden wir doch seine Spur finden und ihm folgen. Ich glaube zu wissen, wohin er die Geraubte bringt.“

„Wohin?“

„Nach Burg Himmelstein.“

„Ah! Den Ort kenne ich,“ meinte der General.

„Sie waren dort?“

„Nein. Kurt war dort. Sein Lehrer, welcher hier in Helligsdorf wohnte, hatte eine Braut dort, welche spurlos verschwunden ist.“

„In Himmelstein verschwunden?“

„Aus der Höllenmühle verschwunden.“

„Merkwürdig. Hat der Prinz sie gekannt?“

„Er sah sie einmal und machte einen Angriff auf sie, erhielt aber eine Ohrfeige und wurde von dem Müller fortgewiesen.“

„So weiß ich genug. Hat der Herr Lieutenant lange Urlaub?“

„So lange es ihm beliebt.“

„Er mag mit Herrn von Walmy sofort nach Himmelstein abreisen und dort genau beobachten. Wenn der Prinz uns entgeht, kommt er ganz sicherlich nach dort.“

„Sie scheinen die Verhältnisse des Prinzen gut zu kennen?“

„Ich kannte sie einst sehr genau.“

„Auch seine Person?“

„Ja. Dazwischen aber liegen viele Jahre, und so kommt es, daß ich ihn heut im Dunkel des Gebüsches und bei der Augenblicklichkeit unserer Begegnung nicht wieder erkannt habe. Sie also, Excellenz bleiben hier, um unsere gegenseitigen Mittheilungen zu vermitteln, und gehen erst dann ab, wenn Sie gerufen werden. Adieu!“

Die beiden Pferde waren vorgeführt worden. Er schwang sich auf, und Holmers that dasselbe.

„Aber, meine Herren,“ frug der General, „sind Sie denn auch mit den nöthigen Mitteln versehen?“

„Danke, Excellenz,“ antwortete der Vater. „Wir brauchen nichts.“

In einigen Augenblicken waren die Reiter verschwunden. Die Uebrigen blieben in einer nicht geringen Aufregung zurück.

„Mann geht der Zug ab, den wir benutzen müssen, um nach Süderland zu kommen?“ frug Walmy.

„In vier Stunden,“ antwortete Kurt.

„Wer wird zu dem Nachbar gehen?“

„Ich selbst,“ meinte der General. „Sie können mich begleiten, Sie und Kurt. Ihr Weg nach dem Städtchen, an welchem sich der Bahnhof befindet, führt dort vorbei, und so wird eine jede Zeitversäumniß vermieden.“

„Ihr wollt uns verlassen?“ frug Freya.

„Kunz bleibt doch hier.“

„Kunz? Fi! Er ist kein Beschützer für Damen.“

„Glauben Sie, daß ich Sie fressen werde?“ frug der Diener.

„Da hörst Du es!“ jammerte Zilla.

„Geht hinab in das Dorf zur Frau Pastorin,“ meinte der General. „Dort seid Ihr gut aufgehoben und könnt mich erwarten. Hier kann kein Mensch mehr etwas thun. Wir sind alle überflüssig und müssen das Feuer ruhig brennen lassen.“

Er gab noch einige weitere Befehle an die Umgebung und entfernte sich dann mit Kurt und Walmy. Diese Beiden brauchten sich jetzt um ihre Reiseausrüstung nicht zu sorgen, denn es war ihnen Alles verbrannt, womit sie sich hätten equipiren können.

Der Weg führte sie wohl eine Stunde lang durch den Wald, dann senkte er sich nieder in ein tiefes Thal, auf dessen Sohle die Besitzung des Herrn von Uhle lag. So tam es, daß hier Niemand etwas von dem Feuer bemerkt hatte. Der Tag begann bereits zu grauen, aber es lag noch Alles im tiefen Schlafe, so daß die Ankommenden pochen mußten.

Der Verwalter erhob sich und öffnete, als er den General erkannte.

„Herr von Uhle schläft noch?“ frug dieser.

„Ja.“

„Bitte, wecken Sie ihn.“

„Sogleich! Treten Sie in das Sprechzimmer, Excellenz.“

„Haben Sie nichts von dem Feuer bemerkt?“

„Nein. Wo brennt es?“

„Bei mir. Sie hatten gestern einen Gast?“

„Ja.“

„Wer war es?“

„Ich weiß nicht, ob ich den Namen nennen darf.“

„Es ist gut! Ist er noch hier?“

„Nein.“

„Wann ging er fort?“

„Gestern Abend.“

„Wecken Sie den Baron.“

„Aber Excellenz sagen, daß es bei Ihnen brennt. Ich werde stürmen lassen.“

„Ist nicht mehr nöthig.“

„Das Feuer ist bereits wieder erloschen?“

„Bitte, wecken Sie den Baron! Ich habe keine Zeit.“

Der Mann ging und bald trat Uhle ein, erstaunt über diesen so überraschenden Besuch.

„Verzeihung, daß wir Sie stören,“ begann der General nach der ersten Begrüßung. „Ist der Prinz bereits fort?“

„Ja.“

„Wann?“

„Noch am Abend.“

„Er wollte doch bleiben.“

„Er hatte sich, wie er sagte, plötzlich anders entschlossen.“

„Er fuhr natürlich?“

„Ja.“

„Wie viel Uhr?“

„Zehn Uhr ungefähr.“

„Sie begleiteten ihn?“

„Nein. Er hatte sich das verbeten.“

„Wer war bei ihm?“

Digitized by Google

„Nur sein Kutscher.“

„So gehörte der Wagen ihm?“

„Ja.“

„Sie waren mit ihm bei mir. Kehrte er in Ihrer Begleitung nach hier zurück?“

„Nein.“

„Ah!“

„Wir gingen nun eine Strecke zusammen. Dann blieb er zurück.“

„Warum?“

„Wir trafen einen Menschen, einen Bettler, bei dem er vor wollte.“

„Er schickte Sie fort?“

„Ja.“

„Welche Zeit später kam er wieder?“

„Gegen drei Stunden.“

„Mit diesem Bettler?“

„Ohne ihn.“

„Bitte, beschreiben Sie mir den Mann!“

„Er konnte fünfzig Jahre zählen und sah angegriffen aus. Er trug eine graue Hose, einen zerrissenen schwarzen Rock und eine braune Mütze mit breitem Deckel. Sein Gesicht — —“

„Es ist genug. Ich danke! Es stimmt.“

„Was?“

„Dieser Mensch hat mein Schloß und vorher bereits die Wohnung eines Häuslers in Helbigsdorf in Brand gesteckt.“

„Nicht möglich!“

„O, wirklich!“

„Ich erschrecke. Aber Ihre Gegenwart sagt mir, daß die Gefahr bereits vorüber ist.“

„Meine Gegenwart mag Ihnen im Gegentheile sagen, daß Alles verloren ist.“

„Um Gottes willen, General, was soll das heißen?“

„Daß mein Schloß noch brennt. Ich habe nichts gerettet als zwei Pferde.“

„Erlauben Sie, daß ich sofort anspannen lasse!“

„Thun sie das, aber bitte, besorgen Sie zwei Wagen: einen für Sie und mich und einen für diese Herren, welche zur Station fahren müssen.“

„Sind Menschenleben zu beklagen?“

„Nein. Aber meine Tochter ist verschwunden.“

„Ah!“ Er erschrak. „Spurlos?“

„Nein. Wir haben ihre Spur.“

„Wohin führt sie?“

„Dahin, wo diese Herren sich per Bahn begeben werden.“

Der General schien kein volles Vertrauen zu dem Baron zu haben, da er ihn so unvollständig unterrichtete.

„Ich werde Alarm schlagen lassen!“ sagte Uhle.

„Bitte, thun Sie auch das. Zwar kann nichts mehr gerettet werden, aber Handreichungen werden dennoch nöthig sein.“

Uhle verließ das Zimmer.

„Der Prinz ist es!“ meinte der General.

„Es ist kein Zweifel!“ rief Kurt. „Papa, ich wollte, er würde da oben an der Grenze nicht getroffen.“

„Warum?“

„Damit er in Himmelsein mir in die Hände läuft. Ich werde ihn zermalmen, diesen Schurken ohne gleichen!“

„Ich wünsche mein Kind so bald wie möglich zurück. Bedenke, was Magda in solcher Gesellschaft zu leiden hat!“

„Ich könnte ihn zerreißen. Wehe ihm, wenn ich ihn treffe.“

„Und dennoch müssen wir vorsichtig sein. Er ist ein Prinz, und es gilt da also Rücksicht zu nehmen.“

„Zum Teufel mit der Rücksicht!“

„Du wirst Dich beherrschen, mein Sohn! Ich als Vater muß es auch, obgleich mich der Zorn übermannen möchte. Ihr werdet Nachmittag in der Höllenmühle sein?“

„Bereits um Mittag.“

„So werde ich telegraphiren, was ich erfahre. Ihr antwortet mir. Aber laßt jetzt den Baron nichts merken. Er ist ein Freund des Prinzen.“

„Vielleicht kennt er den ganzen Plan.“

„Das allerdings glaube ich nicht von ihm, doch ist es immerhin besser, wir theilen ihm nur das Allernothwendigste mit. Jetzt will ich für Euer Reisegeld sorgen. Wie gut, daß der Schurke meine Tageskasse zu sich steckte.“

Da legte Walmy ihm die Hand auf den Arm.

„Excellenz, behalten Sie einstweilen das Wenige, was Ihnen erhalten blieb. Ich bin mit der nöthigen Summe versehen.“

Der General blickte ihn lange an.

„Sind Sie reich, Herr von Walmy?“

„Ja. Reicher als Sie, wie ich glaube.“

„Aber ich hörte, daß die Familie Wal — —“

„O bitte,“ unterbrach ihn Friedrich; „ich habe von meiner Reise mehr mitgebracht, als ich jemals brauche.“

„So will ich mich einstweilen Ihrer Güte bedienen, mein edler junger Freund. Aber ich stelle die Bedingung, daß Sie sich jede Ausgabe ganz genau notiren. Ist mir mein Vermögen auch verbrannt, so wird mir wohl doch so viel übrig bleiben, um die Kosten zu decken, welche die Wiederherlangung meiner Tochter verursacht.“

Bereits nach einigen Minuten fuhren die beiden Wagen in entgegengesetzter Richtung vom Hofe ab, der eine nach der Station und der andere nach Helbigsdorf. Als der General dort anlangte fand er das Schloß bis auf die Umfassungsmauern niedergebrannt; aber noch immer stiegen die Flammen hoch empor, da das viele zusammengestürzte Holzwerk ihnen eine mehr als reichliche Nahrung bot. Seine Schwestern befanden sich beim Pastor; aber die dicke Frau Barbara wirthschaftete muthig an der Seite des Hofschmiedes, der mit dem Verwalter und Kuny die Leute beaufsichtigte, die sich abmühten, dem gefräßigen Feuer hier und da noch eine kleinig keit zu entreißen.

Bereits am frühen Vormittage kam von einer kleinen diesseitigen Telegraphenstation eine Depesche an. Sie lautete:

„Sind nicht nach Wiesenstein, sondern links abgebogen. Immer fest auf der Spur. Werden Weiteres bald melden. Holmers.“ —

Hoch oben im Gebirge, nicht gar weit von der Grenze, gab es mitten im tiefen Walde und seitwärts von der Straße, welche sich längs der Grenze hinzieht, eine ziemlich geräumige Blöße, auf welcher ein kleines Häuschen stand, welches der alte Waldhüter Tirban bewohnte.

Vor demselben saß auf einem Reisighündel eine eigenthümliche menschliche Gestalt. Sie gehörte einem Weibe an. Bekleidet war sie mit einem grell roth gefärbten Rocke, einem alten schmutzigen Hemde und einem gelben Tuche, welches um den Kopf geschlungen war. Die nackten Arme und Unterbeine blieben unverhüllt, hatten eine schwarzbraune Färbung und waren so fürchterlich dürr, daß man die Gestalt der Knochen deutlich erkennen konnte. Obgleich das Gesicht Runzel an Runzel zeigte, waren die Züge doch so scharf, als seien sie mit dem Messer geschnitten. Das Weib hielt die Augen geschlossen, aber ein unaufgesetztes Spiel der Mienen verrieth, daß die Alte sich nicht im Schlafe, sondern in sortwährender wacher Seelenthätigkeit befinde.

Da trat ein Mann aus der Hütte. Er war klein gebaut und wohlglich noch hagerer als das Weib. Seine kleinen Augen lagen tief in ihren Höhlen, und sein Kinn war so aufwärts, seine Nase so abwärts gebogen, daß sich die beiden beinahe berührten. Er ging an einem Stocke. Auch die Frau hatte einen Stock neben sich liegen. Er ließ seinen Blick über die Blöße schweifen und dann auf der Alten ruhen.

„Zarba!“ klang es dumpf aus seinem zahnlosen Munde.

Sie antwortete nicht.

„Zarba!“

Auch jetzt schwieg sie. Sogar die Augen blieben geschlossen, aber eine langsame Bewegung ihrer Mumienhand deutete an, daß sie ihren Namen gehört habe.

„Zarba, ich gehe,“ sagte er zum dritten Male.

Sie richtete jetzt den Kopf ein wenig empor.

„Gehen?“ frug sie. „Alles geht — — die Sonne, die Sterne, die Jahre, die Tage, die Blume, der Mensch. Ja, gehe, Tirban; ich gehe auch!“

„Willst Du mit?“

„Mit? Nein. Meine Zeit ist noch nicht gekommen. Ich kann erst dann gehen, wenn ich ihn gesehen habe.“

„So meine ich es nicht. Gehst Du mit in den Wald?“

„Ich bin im Walde. Was soll ich im Wald?“

„Kräuter suchen, Zarba.“

„Kräuter? Wozu? Um Kranke zu heilen? Was hilft ihnen das? Sie müssen dennoch gehen, früher oder später.“

„Auch ist Versammlung im Walde — —“

Jetzt öffnete sie für einen kurzen Augenblick die Lider und frug:

„Versammlung? Wer?“

„Die Deinen. Du bist ja die Königin und heute ist Freitag!“

„Die Meinen? Wo sind sie? Sie sind Könige und Fürsten geworden; sie brauchen mich nicht. Und der, welcher mich braucht, ist weit fort auf dem Meere. Vielleicht haben ihn die Fluthen verschlungen — er ist gegangen.“

Da theilte sich ihnen gegenüber das Gebüsch. Zwei Männer

Digitized by Google

traten auf die Blöße und kamen auf das Haus zugeschritten. Tirban legte die Hand über die Augen, um die Nahenden besser betrachten zu können.

„Wer ist das?“

Die Alte hörte das Geräusch der Schritte.

„Tirban, wer kommt?“ frug sie.

„Zwei Leute.“

„Kennst Du sie?“

„Noch nicht. Meine Augen sind schwach geworden.“

Der Vordere der Beiden hielt den Schritt an und blickte scharf nach den zwei Alten; dann kam er in raschen Sprüngen herbei.

„Zarba!“ rief er, die Hände ausstreckend.

„Du fuhr sie mit einem schnellen Ruck in die Höhe. Ihre Augen öffneten sich groß und weit, und ihre Stimme klang hell und jubelnd:

„Karavey! Bruder!“

Im nächsten Augenblick lagen sie sich in den Armen, doch war sie so schwach, daß er sie wieder auf das Bündel niederlassen mußte.

„Er ist da,“ hauchte sie. „O, nun kann ich gehen — wie die Sterne, wie die Stunden und wie die Blumen.“

„Sei stark, Zarba,“ bat er sie. „Blicke mich an!“

Sie sah ihn lange, lange mit ihren großen glanzlosen Augen an.

„Fandest Du die Insel?“ frug sie dann wie sich besinnend.

„Ja.“

„Und die Schätze, das Gold, die Diamanten und Steine?“

„Ja.“

„So sind die Geister erlöst, die sie bewachen sollten. Hast Du Alles mitgebracht, Karavey?“

„Alles! Zarba, es sind Millionen!“

Sie nickte gleichgiltig mit dem Kopfe.

„Ihre Gutes mit ihnen, Karavey, damit es ein heller Stern sei, auf dem wir uns wiedersehen werden!“

„Ja, Zarba, Gutes will ich thun, zunächst an Dir. Ich nehme Dich fort aus dem Walde. Du sollst in einem Palaste wohnen, wo Deine Füße über die herrlichsten Teppiche gleiten und hundert Diener Deine Befehle erfüllen sollen.“

Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Das werde ich nicht. Zarba wird den Wald nicht verlassen, sondern da liegen und ruhen, wo sie gewandelt hat. Ich habe die Göttin gebeten auf Dich warten zu dürfen; heut bist Du gekommen und heute wird sie mich zu sich rufen. Reiche mir Deine Hand; ich gehe fort!“

„Das wirst Du nicht, Zarba. Ich brauche Dich.“

„Mich? Was soll ich?“

„Du sollst Deinen Leuten befehlen uns zu helfen.“

„Hilfe willst Du? Wobei?“

„Wir suchen den tollen Prinzen.“

Jetzt öffnete sie die Augen wieder.

„Ihn? Ihn? Wo war er? Was hat er gethan?“

„Er war in Helbigsdorf und hat das Schloß abgebrannt, um die Tochter des Generals zu entführen.“

Da richtete sie sich wieder empor.

„Entführen? Sie, die Taube? Er, der Geier? Ist es ihm gelungen?“

„Ja. Er ist in einem Wagen mit ihr entflohen. Wir glaubten, er würde bei Wiesenstein über die Grenze gehen und haben ihm zwei tüchtige Männer nachgesandt; ich aber bin mit dem Steuermann zu Dir geeilt um auch die andern Wege besetzen zu lassen.“

Da griff sie zum Stocke. Ihre Gestalt stand aufrecht wie in ihren früheren Jahren; ihre Augen bekamen Glanz und Leben; eine plötzliche Energie schien sie um fünfzig Jahre zu verjüngen.

„Kommt! Schnell!“

Sie schritt kräftig über die Blöße dahin, die Andern folgten ihr. Sie drang in den Wald ein, ohne sich um die Aeste und Zweige zu bekümmern, welche ihr in das Gesicht schlugen, bis sie eine enge Schlucht erreichten, in welcher zwölf Männer saßen, denen es beim ersten Blicke anzusehen war, daß sie Zigeuner seien. Sie erhoben sich bei dem Anblicke Zarba's.

„Ihr Männer der Zingaren, habt Ihr Waffen bei Euch?“ frug sie.

„Ja.“

„So folgt mir: Es gibt einen großen Fang zu machen.“

Sie wandte sich seitwärts wieder in den Wald hinein. Die Andern alle schritten hinter ihr her. Es war keine Spur der vorigen Mattigkeit mehr in ihr vorhanden. Sie schritt wohl über eine Viertelstunde lang rüstig vorwärts, bis sie an eine Stelle gelangte, wo sich die aus dem Niederlande kommende Straße nach zwei verschiedenen Richtungen theilte. Hier blieb sie unter den Bäumen stehen und wandte sich an Karavey. Den Steuermann hatte sie bisher gar nicht beachtet.

„Wenn er nicht über Wiesenstein ist, so muß er hier vorüber,“ meinte sie. „Wir besetzen — —“

„Sie hielt inne, denn in diesem Augenblick ließ sich das leichte und schnelle Rollen von Rädern vernehmen, und gleich darauf erschien eine mit zwei Pferden bespannte Kutsche. Einer der Zigeuner war in unvorsichtiger Weise etwas vorgetreten, der Kutscher bemerkte ihn und wandte sich um, indem er an das vordere Wagenfenster klopfte. Sofort öffnete sich das Fenster auf der einen Seite und es erschien ein Kopf, der mit einem durchdringenden Blicke die Gegend musterte.

„Ah, Zarba!“ murmelte er. Dann sagte er halblaut hinzu: „Kutscher, ein Ueberfall. Schnell anfahren, wenn sie kommen!“

Es war der Prinz. Vor ihm saß Magda. Die Hände waren ihr gebunden, und ein Tuch verschloß ihr den Mund, so daß sie nicht reden oder rufen konnte. Aber sie hatte die Worte des Prinzen vernommen, und ihre Augen leuchteten hoffnungsfreudig auf. Er bemerkte es und lächelte ihr höhnisch zu.

„Habe keine Sorge, Schatz,“ meinte er; „man wird unser schönes tête-a-tête nicht zerreißen; faßt zurechte ich!“

Er zog eine Doppelpistole aus der Tasche und spannte die Hähne. Es war gerade die höchste Zeit, denn soeben trat Zarba zwischen den Bäumen hervor, hinter und neben ihr die Zigeuner nebst Karavey und dem Steuermanne. Sie wußten natürlich nicht ob sie die richtige Kutsche vor sich hatten, aber Zarba trat vor und erhob den Stock.

„Halt!“ gebot sie dem Kutscher mit lauter Stimme.

Dieser schlug auf die Pferde ein. Sie zogen aus allen Kräften an; in demselben Augenblicke krachten aus dem geöffneten Wagenschlage zwei Schüsse; Zarba und einer der Zigeuner stürzten zu Boden und der Wagen schoß mit einer Schnelligkeit davon, daß er unmöglich einzuholen war.

An dieses letztere dachte man auch gar nicht, denn alle hatten sich über Zarba gebeugt, welcher die Kugel in die Brust gedrungen war. Der Zigeuner war blos am Arme verwundet. Karavey kniete neben ihr, um die Verletzung zu untersuchen. Sie hielt die Augen geschlossen und bewegte sich nicht. Es war, als ob sie bereits todt sei.

„Zarba!“ rief der Bootsmann. „Sprich, rede! Lebst Du noch?“

Sie bejahte die Augen geschlossen, aber sie antwortete:

„Er war es.“

Die Stimme klang leise wie im Verlöschen.

„Wer? Der Prinz? Hast Du ihn erkannt?“

„Ja.“

„Er soll es büßen!“

Da stemmte sie den einen Arm auf die Erde und versuchte sich emporzurichten. Es gelang ihr nicht. Sie fiel wieder zurück. Aber aus ihren jetzt geöffneten Augen schoß ein Strahl ausgesprochenster Rache hervor.

„Ja, Karavey, Blut gegen Blut! Er hat die letzte Königin der Zingaren getödtet; er möge doppelt und dreifach sterben. Er ist entkommen, aber Du wirst ihn finden.“

„Wo? Sage es!“

„Auf Burg Himmelstein.“

„Wir werden nicht eingelassen!“

„Ich kenne die Berliebte der Burg und des Klosters. Der geheime Eingang ist im oberen Steinbruche unter den Brombeerranken.“

„Wie erkennt man ihn?“

„Es ist ein viereckiger Rasenfleck, in dessen Mitte sich ein Wurzelstummel befindet. O, Karavey, ich gehe — wie der Stern, wie die Blume, ich sagte es. Bhowannie ruft. Leb wohl, und räche mich!“

„Zarba, Du darfst nicht sterben, Du mußt leben!“

„Ich gehe! Begrabe mich im Walde — unter Felsen und Tannen. Ich verfinke und verschwinde wie unser Volk, ohne Heimath, im Windesrauschen, leb wohl, leb wohl!“

Die seit langen Jahren gekrümmten Glieder streckten sich aus. Noch einmal öffnete sie groß und voll die Augen, um mit dem brechenden Blicke das dunkle Grün der Tannen einzusaugen, dann schlossen sie sich für immer. Karavey warf sie über sich hin. Sein Körper zuckte unter dem Schmerze, der ihn durchzitterte, aber über seine Lippen kam nicht ein einziges Wort. Die Andern standen schweigend um ihn her.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 43.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Da erschallten rasche Schritte. Zwei Männer kamen mit erhitzten Gesichtern die Straße daher.

„Der Vater!“ rief der Steuermann überrascht.

„Der Vater und Holmers!“

Da erhob sich Karavey. Wer nicht wußte, was soeben geschehen war, der hätte jetzt in seinem Gesichte nicht die geringste Spur davon bemerkt.

„Hollah!“ rief der Vater. „Treffen wir uns hier! Was ist geschehen?“

„Blickt her! Da liegt sie!“ antwortete Schubert.

Die Beiden traten herzu.

„Ein Mord! Wer ist sie?“

„Die Schwester des Bootsmanns.“

„Alle Wetter! Wer hat sie erschossen?“

„Der Prinz.“

„So kam er hier vorüber, so haben wir uns also nicht geirrt?“

„Er war es.“

„Wann?“

„Vor einigen Minuten.“

„Alle Teufel! Wir waren ihm hart auf den Fersen.“

„Wo habt Ihr die Pferde?“

„Das eine lahmte. Wir ließen sie in einem Dorfe stehen, da sie uns mehr hinderlich als förderlich waren. Wir folgten der Spur des Prinzen und mußten oft quer durch den Wald, um die Krümmungen abzuschneiden, welche die Straße machte, die er fuhr. Das ging zu Fuße besser. Wie weit ist es von hier bis zur Grenze?“

„Eine Viertelstunde,“ antwortete Tirban.

„So ist er uns entkommen!“

„Allerdings!“ nahm Karavey jetzt auch das Wort. „Aber nur für kurze Zeit. Wir werden ihn wieder bekommen.“

„Wo?“

„Auf Burg Himmelstein.“

„Dort? Wer sagte es?“ frug der Vater überrascht.

„Die Todte hier.“

„Kannte sie Himmelstein?“

„Sie kannte Alles und wußte Alles.“

„Sie war eine Zigeunerin?“

„Ja.“

„Ihr werdet mir von ihr erzählen müssen. Was gedenkt Ihr jetzt zu thun?“

„Ich muß bei der Schwester zurückbleiben.“

„Das versteht sich ganz von selbst. Ihr wollt sie begraben?“

„Ja.“

„Wo?“

„Hier im Walde. Das war ihr letzter Wunsch.“

„So bleibt mit dem Steuermanne hier!“

Schubert machte ein sehr unentschlossenes Gesicht.

„Meint Ihr etwas anderes?“ frug ihn der Vater.

„Braucht Ihr mich nicht?“

„Gegenwärtig nicht. Wir Beide, ich und Holmers, sind Manns genug, den Mörder nicht aus den Augen zu lassen.“

„So bleibe ich bei dem Bootsmanne.“

„Gut! Wenn Ihr hier fertig seid, so kehrt nach Heldigsdorf zurück. Ich werde dorthin telegraphiren was Ihr machen sollt.“

Die beiden Prairiejäger eilten auf der Straße weiter. Sie hatten keine Zeit, sich in zeitraubenden Erkundigungen und Beileidserzeugungen zu ergehen.

„Wohin schaffen wir sie?“ frug Karavey.

„Nach meiner Hütte,“ antwortete der Waldhüter. „Dort hat sie schon seit langer Zeit ihren Sarg stehen.“

„So hat sie wohl auch bereits in Beziehung auf ihren Tod und ihr Begräbniß irgend welche Verfügungen getroffen?“

„Ja.“

„Was?“

„Sie will in der Schlucht begraben sein, wohin sie uns heute führte.“

„Sonst nichts?“

„Nur solche Dinge, die nur ihr Bruder wissen darf.“

„Du sollst mir das später sagen. Sie soll in der Schlucht begraben werden, unter Felsen und Tannen, wie sie vorhin sagte. Ich werde ihr ein Grabmal von Felsblöcken aufführen lassen und dunkle Tannen darauf pflanzen. Die Gebeine ihres Mörders aber sollen keine Stelle finden, an denen man sie suchen kann. Bhomannie ist die Göttin der Rache: sie wird mir helfen.“

Die Männer fertigten aus Zweigen eine Bahre und legten den Leichnam darauf. Lautlos setzte sich der Zug nach der Waldhütte in Bewegung, vor deren Thüre sie heute noch gesagt hatte:

Digitized by Google

„Ich gehe, wie die Sonne, wie die Sterne, wie die Tage und wie die Stunden!“ — — —

X.

Wieder einmal war für die berühmte Himmelsteiner Wallfahrt die Zeit herbeigekommen. Zwei Männer schritten auf die Schlucht zu, durch welche man zur Höllenmühle gelangte.

Der Eine mochte wohl über fünfzig Jahre zählen, sah aber bedeutend älter aus. Seine eingefallenen Schläfe und Wangen und die tiefen Furchen, welche die hohe Stirn durchzogen, ließen vermuthen, daß weniger die Jahre als gewisse seelische Vorgänge schuld seien, daß die Haltung seiner hohen Gestalt eine so müde und geknickte war. Der Andere war ein junger rüstiger Mann im Alter von vielleicht etwas über zwanzig Jahren. Ihre außerordentliche Aehnlichkeit ließ vermuthen, daß sie Vater und Sohn seien. Beide trugen eine zwar einfache Kleidung, deren Schnitt aber doch ein solcher war, wie bei den besseren Ständen gebräuchlich zu sein pflegt.

„Ob wir wohl den richtigen Weg zur Höllenmühle haben?“ frug der Aeltere.

„Ich denke es, Papa. Wir haben uns ja genau nach der Beschreibung gerichtet.“

„Und ob der geheimnißvolle Fremde auch wirklich eintreffen wird?“

„Sicher! Er sah mir nicht aus, als ob die Sache im Scherz sei. Er war dem Prinzen nicht weniger als freundlich gesinnt und schien sehr wohl zu wissen was er that. Jedenfalls aber sagte er bedeutend weniger, als was er hätte sagen können.“

„Das ist es, was mich mißtrauisch macht. Konnte er nicht aufrichtig sein?“

„Er hatte jedenfalls triftige Gründe zur Verschwiegenheit. Dort sind Leute im Grummet. Wollen einmal fragen.“

Nicht fern von ihnen, hart neben dem Eingange der Schlucht, ruhten auf einer Wiese mehrere Personen, welche Grummet geschnitten hatten und nun ihre Vespermahlzeit verzehrten. Die Beiden schritten auf sie zu, und nachdem sie gegrüßt hatten, frug der Aeltere:

„Kommt man hier nach der Höllenmühle?“

Einer der Männer erhob das Gesicht. Er hatte eine ganz entsetzlich lange Nase. Sie hob sich empor, wie um die Ankömmlinge genau in Augenschein zu nehmen, und wandte sich dann seitwärts nach der Schlucht hinüber; nun endlich erst antwortete ihr Besitzer:

„Das versteht sich ganz von selber!“

„Wie hat man zu gehen?“

„Hier durch den Engpaß.“

Sein Nachbar, welcher neben ihm saß, hatte einen Stelzfuß und gar keine Nase. Er erhob sich und meinte:

„Wir gehören zur Mühle. Ich werde Sie führen, denn in wie fern denn und in wie so denn, ich muß einmal nach Hause, um Rechen zu holen.“

„Ist es weit?“

„Zehn Minuten. Kommen Sie!“

Sie folgten ihm. Während des Gehens beobachtete er sie von der Seite. Er wußte sichtlich nicht, für wen und was er sie zu halten habe. Endlich frug er:

„Sie haben wohl Geschäfte in der Mühle?“

„Möglich.“

„Getreide- und Mehlhandel?“

„Nein.“

„Was denn?“

„Zunächst wollen wir Jemand dort treffen. Ist Besuch beim Müller?“

„Nein.“

„Es wird auch Niemand erwartet?“

„Ich weiß nichts davon.“

„Sind Sie bereits lange in der Mühle?“

„Viele Jahre. Ich bin mit dem Klaus zu gleicher Zeit eingetreten.“

„Wer ist dieser Klaus?“

„Der mit der langen Nase. Er könnte mir ein Stück davon ablassen.“

„Das ist richtig. Sind Sie stets ohne Nase gewesen?“

„Nein. Ich habe sie und das Bein im Gefechte verloren.“

„Ah! Sie waren Soldat?“

„Sehr.“

„Kavallerist?“

„Hm! Ich sollte. Man wollte mich dazu zwingen, ich aber gab es nicht zu.“

„Ich denke, man wird da gar nicht gefragt. Warum wollten Sie nicht?“

„Weil ich ein Gelübde gethan hatte.“

„Ein Gelübde? Welches?“

„Ich hatte gelobt und geschworen, niemals zu reiten.“

„Ah! Warum?“

„Das ist eine sehr schlimme Geschichte, die ich gar nicht Jedem erzählen kann.“

„Warum nicht?“

Es war Brendel mit seiner letzten Behauptung gar nicht ernst gemeint, sondern er war im Gegentheile ganz glücklich, seine berühmte Geschichte wieder einmal an den Mann zu bringen. Darum antwortete er:

„Hm, weil man am Ende gar noch ausgelacht wird. Aber weil Sie zwei ernsthafte Männer zu sein scheinen, so sollen Sie es hören. Ich war damals nämlich noch Lehrjunge in der Sonntagsmühle, und da kommt eines schönen Tages ein Roßkamm und bietet uns ein Pferd an.“

„Was für eins?“

„Es war ein Apfelschimmel, aber er hatte keine Apfeln mehr, sondern sah vor Alter schneeweiß aus wie ein Gänserich. Die Kanaille war nicht sehr hoch gebaut, aber kräftig, sie hatte in guter Pflege gestanden und in früheren Zeiten bei den Husaren gedient. Dann aber — Donnerwetter, ich kann nicht weiter erzählen!“

„Warum nicht?“

„Dort kommt der Meister.“

„Der Müller?“

„Ja. Er ist in der Stadt gewesen.“

Wirklich kam Uhlig über den Rand der Schlucht in dieselbe herabgeritten. Als er der beiden Fremden ansichtig wurde, blieb er stehen, um sie zu erwarten. Der nasenlose Mühlknappe ließ seine schöne Geschichte im Stiche und humpelte an ihm vorüber. Die Drei grüßten sich.

„Sie sind der Müller Uhlig?“ frug der Aeltere.

„Ja.“

„Es ist vor ungefähr einer Woche ein Fremder bei Ihnen gewesen, ein Amerikaner, ein kleiner schmächtiger Mann, der sich Master Ellis nannte?“

„Ja.“

„Hat er Ihnen Gäste angemeldet?“

„Mehrere.“

„Wen?“

„Hm, ich weiß nicht, ob es mir erlaubt ist Ihnen die Namen zu nennen.“

„War der eines Grafen von Mylungen dabei?“

„Allerdings.“

„Ich bin es, und das hier ist mein Sohn.“

„Ah, willkommen, Erlaucht! Der junge Herr ist Seemann und ein Freund des Marinelieutenants Kurt Schubert?“

„Der bin ich!“ antwortete Karl von Mylungen.

„So wiederhole ich, daß Sie mir herzlich willkommen sind. Bitte, begleiten Sie mich nach meiner Wohnung!“

„Gern. Nun werden Sie uns wohl sagen, welche Gäste Sie noch erwarten?“

„Einen Baron Friedrich von Walmy — —“

„Ah!“ unterbrach ihn der Graf in einem sehr verwunderten Tone.

„Ja. Dann einen gewissen Holmers, der auch ein Amerikaner ist.“

„Weiter!“

„Von Herrn Ellis wurden mir nur diese Beiden angesagt. Heut am Morgen aber erhielt ich eine Depesche, nach welcher auch der junge Herr Kurt Schubert kommt. Er muß mit Herrn von Walmy noch heut hier eintreffen.“

„Dann ist etwas an der ursprünglichen Disposition verändert worden.“

„Es muß etwas geschehen sein, denn die Depesche empfahl mir, scharf aufzumerken, ob Prinz Hugo nach Burg Himmelstein komme.“

„Hm! Ist er angekommen?“

„Noch nicht. Sobald er aber kommt, werde ich es sofort erfahren. Mein Lehrjunge hat sich oben am Schlosse postirt und wird mir Nachricht geben.“

Sie erreichten die Mühle, und die beiden Gäste wurden von der Müllerin mit respektvoller Herzlichkeit aufgenommen. Sie erhielten ein Zimmer, auf welches ihnen auch das Essen gebracht wurde. Der Graf that es nicht anders, der Müller mußte an dem Mahle theil nehmen.

Digitized by Google

„Sie haben eine Tochter?“ frug Mylungen.

„Ja.“

„Wie kommt es, daß ich sie nicht gesehen habe?“

„Sie ist nicht hier, sie ist verheirathet.“

„An wen?“

„Mein Schwiegersohn heißt Walther. Er ist Pfarrer in der norländischen Residenz.“

„Ah, es ist derselbe Theologe, welcher Erzieher in Helbigsdorf gewesen ist?“

„Ja.“

„Ich kenne ihn.“

„Sie haben ihn gesehen und gesprochen?“

„Nein. Lieutenant Schubert hat meinem Sohne von ihm erzählt. Pastor Walther war lange Zeit mit Ihrer Tochter verlobt?“

„Einige Jahre.“

„Ihre Tochter verschwand eines schönen Tages?“

„Sie wissen auch hiervon?“

„Alles. Der Lieutenant hat das Abenteuer ausführlich berichtet. Es war schauderhaft, ja, es war unglaublich.“

„Und dennoch wahr.“

„Was haben Sie gethan?“

„Hm!“

„Natürlich Anzeige gemacht.“

„Allerdings.“

„Man hörte aber doch von einer Bestrafung nichts!“

„Sie wundern sich darüber? Vierzehn Tage nach meiner Anzeige kam ein hoher Justizbeamter nach der Höllenmühle, der meine Tochter, meine Frau und mich einem sehr scharfen Verhöre unterwarf. Er behandelte uns, als ob wir Verbrecher seien. Nach ihm hatte meine Tochter eine heimliche Liebschaft mit einem Himmelsteiner Knechte gehabt und die Mühle verlassen, um mit ihm nach Amerika zu gehen, und der Vogt hatte sie bis zur geeigneten Zeit als Magd da oben behalten. Der Prinz hatte von dieser Angelegenheit nicht die mindeste Ahnung gehabt, und das einzige Strafbare war gewesen, daß der Vogt mir die Anwesenheit meiner Tochter nicht gemeldet habe. Gegen ihn könne ich Klage führen, dann aber werde man auch mich zur Untersuchung ziehen wegen falscher Anschuldigung des Prinzen, denn das ganze Abenteuer sei ja nur erfunden, um meine Tochter vor den Augen Walthers zu rechtfertigen, nachdem sie wieder Sehnsucht nach dem Elternhause bekommen habe. Das war das ganze Ende des großen Liedes.“

„Und Sie haben wirklich geschwiegen?“

„Ich wollte nicht, ich wollte lieber zu Grunde gehen, als den Prinzen unbestraft sehen, aber ich erkundigte mich bei verschiedenen Rechtsgelehrten, welche mir abriethen, da sowohl der betreffende Knecht als auch der Vogt nebst seiner Frau ihre Aussagen beschworen hatten.

„Aber Ihre beiden Zeugen, der Lieutenant und Ihr Knappe, die Ihre Tochter befreit hatten? Man mußte doch auch diese vernehmen!“

„Der Herr Lieutenant war Ausländer und übrigens bereits wieder zur See gegangen, und Klaus hätte man sehr einfach den Prozeß gemacht. Unter diesen Umständen rieth mir auch mein Schwiegersohn ab, er meinte, ich sollte die Entscheidung einem höheren Richter anheimgeben, der kein Ansehen der Person kenne und früher oder später doch sein Urtheil sprechen werde.“

„Das wird er, darauf können Sie sich verlassen! Vielleicht hat er grad uns zu Ihnen geführt, um den Thäter zu bestrafen. Hat Ihnen dieser Master Ellis irgend welche Mittheilungen gemacht?“

„Nein. Er schien ein sehr verschlossener Mann zu sein. Er zog sehr eingehende Erkundigungen über die hiesigen Verhältnisse ein, obgleich es mir schien, als ob sie ihm bereits mehr als genugsam bekannt seien.“

„Sind Sie erst seit einigen Wochen hier?“

„Ja. Ich kam aus Norland herüber.“

„So können Sie mir keine Auskunft geben. Aber wir sind Leidensgefährten, denn auch mir ist eine liebe Tochter ganz plötzlich verschwunden.“

„Nicht möglich! Ein gräfliche Prinzessin!“

„Allerdings.“

„Und Sie haben Verdacht?“

„Dieser Ellis hat meinen Verdacht beinahe zur Gewißheit erhoben.“

„Gegen den Prinzen?“

„Gegen ihn. Meine Tochter war ihm zugethan, obgleich ich es nicht unterließ, sie vor ihm zu warnen. Sie wurde sogar nach ihrem Verschwinden in seiner Begleitung gesehen, aber die Spur ging leider verloren.“

„Vielleicht hat er auch sie nach Burg Himmelstein geschafft!“

„Diese Vermuthung ist jetzt in mir erweckt worden.“

„Was gedenken Sie zu unternehmen? Seien Sie überzeugt, Erlaucht, daß sie auf meine Hilfe nach jeder Tragweite hin vollständig rechnen können!“

„Ich denke! Was ich thun werde, weiß ich nicht, da ich versprochen habe, nichts ohne Ellis zu unternehmen, der, wie er mir sagte, auch einen Kampf mit dem Prinzen auszufechten habe.“

Da wurde es unten im Hofe laut. Man brachte ein Fuder Grummet gefahren, und Klaus, welcher die Pferde führte, rief den Namen des Müllers. Der Letztere trat an das Fenster.

„Was gibt es denn?“ frug er hinab.

„Kommen Sie rasch herab! Der Herr Lieutenant Kurt ist da mit noch Einem; das versteht sich ja ganz von selber!“

„Wo sind sie?“

„In der Stube. Sie sind mit mir gekommen.“

Der Müller eilte hinab. Die anderen folgten. Kurt Schubert hatte Friedrich von Walmy bei sich. Er war nicht wenig verwundert, die beiden Mylungen hier zu sehen.

„Sie hier in der Höllenmühle, Erlaucht?“ frug er, als er von ihnen begrüßt und umarmt worden war.

„Haben Sie uns nicht hier erwartet?“ gegenfragte der alte Graf.

„Offen gestanden, nein. Wie konnte ich denken, Sie hier zu treffen!“

„Hat Ihnen Ellis nichts gesagt?“

„Ellis? Welcher Ellis?“

Der Graf blickte ihn erstaunt an. Dann frug er:

„Kommen Sie aus Helbigsdorf?“

„Allerdings.“

„War Ellis nicht dort? Er wollte doch dahin zum General.“

„Ich wiederhole, daß ich keinen Ellis kenne. Wer ist dieser Mann?“

„Ein kleiner, schmächtiger, sonnverbrannter Mensch, welcher mir sagte, daß er von seinen Freunden in Helbigsdorf sehnsüchtig erwartet werde.“

„Ah! Er hat einen Messerhieb über die Stirn?“

„Ja.“

„Dann kennen wir ihn. Also Ellis hat er sich bei Ihnen nennen lassen?“

„So ist es.“

„Er ist ein amerikanischer Prairiejäger, welcher bei seinen Gefährten den Namen Bowie-Vater führt. Vielleicht ist sein eigentlicher Name Ellis. Er ist es allerdings, auf dessen Rath wir nach Himmelstein gegangen sind.“

„Er hat Ihnen erzählt, daß er bei uns war?“

„Er hat es kurz erwähnt, denn bei seiner Ankunft in Helbigsdorf wurde er von unserm Unglück so in Anspruch genommen, daß ihm keine Zeit zu anderen Auseinandersetzungen übrig blieb.“

„Sie sprechen von einem Unglück?“

„Allerdings. Haben Sie noch nichts davon gehört?“

„Kein Wort!“

„Daß Helbigsdorf niedergebrannt ist?“

„Niedergebrannt? Unmöglich!“

„Bis auf den Grund!“

„Armer Helbig! Welch ein Unglück!“ Wenn ist es geschehen!“

„Am Abend vor unserer Abreise. Es war vorigen Dienstag.“

„Wie kam das Feuer aus?“

„Es wurde angelegt.“

„Schrecklich! Hat man den Thäter vielleicht erwischt?“

„Ja. Aber Derjenige, in dessen Auftrage er es that, ist entkommen.“

„Wer ist dies?“

„Es ist — — rathen Sie!“

„Wer könnte das!“

„Prinz Hugo von Süderland.“

„Der — der tolle Prinz?“

„Derselbe!“

„Das klingt ja ganz und gar unglaublich! Ein Prinz ein Mordbrenner!“

„Oh, er ist noch mehr! Er ließ das Schloß anstecken, um die Tochter des Generals zu entführen.“

„Das wird ja immer schauderhafter! Natürlich ist es ihm nicht gelungen?“

„Doch!“

„Mein Gott! Was ist da zu thun?“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 35 ₰.

№ 44.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Man ist sofort seiner Spur gefolgt, und während der verzweifelnde General bei der Brandstelle zurückbleiben mußte, sind wir nach Himmelstein geeilt. Ah, ich vergaß im Eifer ganz, Ihnen meinen Freund vorzustellen: Herr Baron Friedrich von Malmy — Graf von Mylungen, Karl von Mylungen, mein Kamerad zur See."

Die Herren gaben sich die Hände, dann meinte der alte Graf zu Kurt:

„Wir sind hier unter uns. Bitte, erzählen Sie doch das Schreckliche!"

Kurt berichtete ausführlich von dem Abende jenes Brandes. Kaum hatte er geendet, so trat der Lehrling ein und meldete seinem Meister athemlos:

„Er ist da!"

„Der Prinz?"

„Ja. Er kam in einer Kutsche."

„War sie offen?"

„Nein, sie war zu."

„Hast Du ihn denn gesehen?"

„Er guckte durch das Fenster."

„War noch Jemand darin?"

„Ich habe nichts gesehen."

„Gut. Gehe auf das Feld!"

Als der Junge sich entfernt hatte, rief Kurt:

„Welch ein Versehen! Das ist kaum wieder gut zu machen!"

„Was?"

„Ich ahnte nicht, daß er bereits kommen werde. War er bei unserer Ankunft noch nicht hier, so wollte ich mich ihm in den Weg stellen, um seinen Wagen zu öffnen. Nun aber ist er bereits zur Burg hinauf und wir haben nicht erfahren können, ob er Nagba bei sich hatte."

„Wir werden es erfahren," meinte Friedrich von Malmy.

„Wie?"

„Warten wir bis der Vater kommt. Uebrigens bin auch ich bereits da. Einem Prairiemanne kann so leicht nichts entgehen. Meine Ansicht ist übrigens die, daß die junge Dame in dem Wagen gesessen hat. Der Vater und Holmers müssen übrigens auf seiner Fährte sein, denn — — — ah!"

Er deutete durch das Fenster. Draußen kamen zwei Gestalten auf die Mühle zugeschritten, der eine war klein und sehr schmächtig, der Andere aber stark und breit wie ein Riese gebaut. Es waren die beiden Genannten, der Vater und Holmers. Der Müller öffnete ihnen die Thüren und führte sie herein.

„Ah!" rief der Vater, „bereits Alle da!"

„Soeben erst gekommen," antwortete Kurt. „Auch der Prinz traf vor erst wenigen Augenblicken ein."

„Weiß es! Donnerwetter, es ist ärgerlich, daß wir ihn nicht einholen konnten. Nun hat er das Fräulein in Sicherheit gebracht!"

„Hatte er sie mit?"

„Ja."

„Gewiß?"

„Wir waren ihm hart auf den Fersen und wissen, daß sie bis nach Himmelstein nicht ein einziges Mal aussteigen durfte."

„Alle Teufel! Hätte ich ihm doch begegnet!" rief Kurt.

„Kergern Sie sich nicht, junger Mann," tröstete der Vater. „Wir werden die Taube dem Stößer ganz sicher auch den Krallen reißen. Vor allen Dingen ist es nothwendig, dem General zu telegraphiren. Ich werde das selbst besorgen."

„Er muß her?"

„Natürlich. Es ist vielleicht nothwendig, sein Ansehen zur Geltung zu bringen, wenn List vorher nichts helfen sollte."

„Und bis dahin sollen wir warten?"

„Das ist nicht nöthig. Wir werden das Terrain heut noch sondiren."

„Thun Sie das! Sie sind darin gelibt und hier in der Gegend nicht bekannt. Wenn ich mich dem Schlosse nähere, könnte man mich sehen und erkennen. Ich werde lieber die Depesche selbst besorgen."

„Wie Sie wollen. Aber das müßte gleich geschehen!"

„Ich eile schon."

Ohne sich auf weitere Auseinandersetzungen einzulassen, verließ Kurt die Mühle und ging nach der Stadt. Dort gab er die Depesche auf und trat dann, da es sehr heiß war und er Durst empfand, in ein Wirthshaus, um sich ein Glas Bier geben zu lassen. Der Wirth blickte ihm beinahe erstaunt in das Gesicht.

„Wie kommt es, daß sie sich einmal zu mir herablassen, Herr

Digitized by Google

Geißler?" frug er, indem er dem Gaste das Glas mit schäumendem Bier vorsetzte.

„Geißler? Ich heiße nicht so."

„Nicht? Sie scherzen! Man wird Sie ja kennen!"

„Ah, Sie meinen den Neffen des Schloßvogtes? Der bin ich nicht."

„Nicht? Wirklich nicht?"

„Nein."

„Das wäre ja eine ganz staunenswerthe Aehnlichkeit. Wer sind Sie denn?"

„Ich bin hier fremd."

„Fremd? Sie reisen nur durch? Oder bleiben Sie zum Feste hier?"

„Ich weiß noch nicht."

„Sie wissen es noch nicht? Dann haben Sie aber ja einen Ort, wo Sie sich entscheiden werden — — —?"

Der Mann frug aus bloßer wirthschaftlicher Neugierde, aber es war dennoch unklug von Kurt, daß er ihm antwortete:

„Ich bin für heut draußen in der Mühle."

„In der Höllenmühle?"

„Ja. Hier ist Geld. Adieu!"

Er ging. Kaum aber war er um die Ecke der Gasse verschwunden, so kam ein Anderer von der andern Seite her auf das Haus zu. Er trat ein und verlangte auch ein Glas Bier. Der Wirth grüßte ihn mit tiefster Devotion und meinte, indem er ihm das Glas vorsetzte:

„Jetzt eben ist mir etwas ganz Ungewöhnliches passirt, Herr Schloßvogt."

„Was?" frug der Alte mürrisch.

„Fast hätte ich einen Fremden für Ihren Herrn Neffen gehalten."

„Dummheit!"

„Das war es wohl weniger. Die Aehnlichkeit war zu groß. Ich glaube, Sie selbst hätten diese Beiden nicht sofort auseinander gekannt."

Der Schloßvogt stutzte.

„Wirk—lich?" dehnte er.

„Ja."

„Wer war der Mann?"

„Ein Fremder, wie ich bereits sagte."

„Woher?"

„Weiß es nicht."

„Ihr neugieriges Volk pflegt doch in solchen Fällen stets zu fragen!"

„Ich that es auch, er schien aber keine Lust zur Antwort zu haben."

„Wohin ging er?"

„Von hier aus? Das weiß ich nicht. Er sagte aber, daß er für heute draußen in der Höllenmühle sei."

Der Vogt erhob sich schnell.

„Donnerwetter! Ist er seit lange fort?"

„Soeben erst."

„Rechts oder links?"

„Rechts um die Ecke."

„Adieu!"

Er eilte fort, ohne sein Bier zu kosten oder zu bezahlen. Trotz seines Alters war er schnell um die von dem Wirthe bezeichnete Ecke gelangt und schritt so schnell wie möglich die Straße entlang, welche aus dem Städtchen hinausführte. Dort sah er Kurt vor sich hergehen.

„Er ist es; es ist dieser Marinelieutenant. Ich muß sofort aufs Schloß."

Er wandte sich seitwärts und bog dann in die Straße ein, welche zur Burg Himmelstein emporführte. Er legte diesen Weg mit der ihm möglichsten Hast zurück und eilte, oben angekommen, sofort zum Prinzen. Dieser befand sich auf seinem Zimmer und blickte ihm erstaunt entgegen.

„Du bist noch nicht fort?" frug er.

„Ich war fort, habe aber nichts besorgen können."

„Warum nicht."

„Weil ich etwas gesehen habe, was mich bewog sofort umzukehren."

„Was?"

„Einen Menschen, der im Stande ist, die Pläne Ew. Hoheit zu durchkreuzen."

„Das wäre! Wer ist es?"

„Jener Marinelieutenant Schubert, der meinem Neffen so ähnlich sieht."

Der Prinz sprang überrascht empor.

„Unmöglich!"

„Er war es."

„Wirklich?"

„Ohne Zweifel. Der Wirth zum Bären, bei dem er eingekehrt war, machte mich auf ihn aufmerksam, auch er hatte ihn mit Franz verwechselt."

„Alle Teufel! Wo ist er?"

„Unterwegs nach der Höllenmühle."

„Er ist mir gefolgt. Er weiß, daß ich das Mädchen hier habe!"

Der Prinz ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; in seinem Gesichte arbeitete es lebhaft. Endlich blieb er vor dem Vogte stehen.

„Er muß unschädlich gemacht werden!" meinte er mit finsterer Stirn.

„Das versteht sich!"

„Aber wie?"

„Hm!"

„Kann ich auf Deine Hilfe rechnen?"

„Vollständig!"

„Es wird schwer werden!"

„Es scheint gar Manches schwieriger zu sein, als es eigentlich ist."

„Er muß verschwinden," meinte der Prinz entschlossen.

„Aber wie?"

„Darüber denke ich soeben nach."

„Es gibt Messer, es gibt Kugeln, es gibt sogar auch gewisse Gifte."

„Das geht nicht. Mit diesem Menschen ist nicht gut anzubinden. Wir müssen ihn verschwinden lassen, ohne daß wir ihn anzurühren brauchen."

„Das wäre allerdings ein Kunststück, wie ich noch keines gesehen habe!"

„Und dennoch werden wir es fertig bringen, wenn ich mich auf Dich verlassen kann, auf Dich und auf Deinen Neffen Franz."

„Auf den?"

„Ja."

„Er ist nicht hier!"

Du mußt ihn holen."

„Was soll er thun?"

„Hm! Wie wäre es, wenn dieser Marinelieutenant eine That beging, ein Verbrechen, in Folge dessen die Polizei sich seiner sofort bemächtigen muß?"

„Er wird sich hüten!"

„Pah! Er wird es thun!"

„Sollte mich wundern!"

„Ich meine, daß ein Anderer dieselbe That für ihn begehen wird."

„Ein Anderer?"

„Allerdings. Ich habe wahrhaftig nicht geglaubt, daß Du so schwer begreifst!"

„Hoheit, kommen Sie doch meinem schwachen Begriffsvermögen zu Hilfe."

„Franz sieht ihm zum Verwechseln ähnlich — —"

„Ah, ich beginne einzusehen!"

„Das freut mich! Du holst ihn sofort."

„Gut!"

„Wenn Du jetzt sofort abreisest und den Abendzug benützest, kommst Du noch während der Nacht nach der Residenz und kannst am Mittag mit ihm hier sein."

„Bereits am Vormittage."

„Es darf aber weder dort noch hier Jemand etwas sehen oder merken."

„Ich werde dafür sorgen. Ich kann Franz ganz unbemerkt treffen."

„Ich werde darüber wachen, daß Ihr heimlich das Schloß erreicht."

„Was soll er hier thun?"

„Das wird sich noch entscheiden. Die Hauptsache ist, daß er sich nicht weigert auf meinen Plan einzugehen. Du wirst ihn zu behandeln wissen."

„Das ist gar nicht nöthig, denn er ist Ew. Hoheit mit großer Treue ergeben."

„Welche Kleidung trug dieser Schubert?"

„Er ging ganz grau mit einem schwarzen niedrigen Filzhut."

„Das ist vortrefflich, denn Franz hat einen ganz gleichen Anzug. Er mag ihn anlegen. Jetzt gehe! Du hast nicht die mindeste Zeit zu versäumen."

Digitized by Google

„Ich werde augenblicklich aufbrechen. Aber — — das Reisegeld, Hoheit?"

„Schlaukopf! Hier hast Du genug. Und gelingt der Spaß so darfst Du und auch er einer ungewöhnlich reichen Gratifikation versichert sein."

Er gab ihm eine volle Börse, mit welcher sich der Vogt sogleich entfernte. — — —

Es war am Nachmittage des andern Tages. Vor der Höllenmühle saßen die Bewohner derselben und aßen ihre kühlende Semmelmilch. Unweit des Tisches, an welchem sie Platz genommen hatten, zog sich der Gartenzaun dahin, welcher mit dichtem Holunder überzogen war. Unter den Zweigen desselben kauerten zwei Männer tief an der Erde. Sie hatten sich so zusammengeschmiegt, daß man sie trotz des hellen Tageslichtes nicht zu sehen vermochte, und konnten von ihrem Punkte aus die Gesellschaft genau beobachten. Es war der Schloßvogt Geißler und Franz, sein sauberer Neffe.

„Eine gefährliche Situation, in der wir uns befinden," meinte der Erstere.

„Warum?" frug der Letztere.

„Wenn man uns bemerkt, wird es uns schlimm ergehen!"

„Bah, man kann uns ja gar nicht bemerken."

„Wenn ich nur wüßte, was Dir der Prinz auftragen wird."

„Das werden wir ja wohl erfahren."

„Und Du wirst Alles thun, was er verlangt?"

„Alles!"

„Einen Diebstahl?"

„Ja."

„Einen Betrug?"

„Ja."

„Einen Raub?"

„Auch."

„Oder gar einen Mord?"

„Alles! Er wird uns gut bezahlen, das sind wir ja Beide überzeugt."

„Aber wie bekommen wir den Lieutenant in unsere Hand?"

„Hm! Wenn er doch wenigstens zu sehen wäre!"

„Er muß sich entweder verborgen halten oder wohl abwesend sein."

„Wir werden es erfahren. Horch!"

Das Mahl war beendet, und die Knechte und Mägde hatten sich entfernt. Nun saß nur noch der Müller mit seinen Gästen am Tische. Es waren die beiden Mylungen und Friedrich von Walmy. Kurt Schubert fehlte.

„Wann denken Sie, daß der General eintreffen wird?" frug der Müller.

„Morgen früh," antwortete Walmy.

„Wir werden sehr viele Leute zu sehen bekommen. Das Städtchen wimmelt bereits von Fremden, welche die Wallfahrt herbeigezogen hat."

Walmy blickte empor zu den beiden Klöstern.

„Und da oben," sagte er, „ist man eifrig beschäftigt, die Gebäude mit Kränzen und Guirlanden zu dekoriren. Was sind das für Buden, welche man an der Straße baut?"

„Man wird in ihnen schänken und Allerlei verkaufen. Die Wallfahrt ist stets mit einer Art Messe verbunden."

„Auch da oben wimmelt es bereits von Leuten."

„Der Herr Lieutenant wird sich doch in Acht nehmen, daß er nicht bemerkt wird? Der Prinz braucht nicht zu erfahren, daß er sich hier befindet."

„Sorgen Sie sich nicht. Kurt ist sehr vorsichtig. Er hat den Berg von der andern Seite erstiegen, wo kein Mensch zu sehen ist, und wird sich droben am Felsenkegel so verstecken, daß ihn sicher Niemand sieht."

„Das ist derselbe Felsen, von dem aus er damals meine Tochter erblickte?"

„Höchst wahrscheinlich!"

Da gab der Vogt seinem Neffen einen leisen Stoß.

„Hast Du es gehört?" frug er.

„Ja."

„So wissen wir genug. Nicht?"

„Es gäbe hier vielleicht noch manches Wichtige zu belauschen; aber wir haben keine Zeit zu verlieren. Komm!"

Sie krochen unter den Zweigen hervor und schlichen sich vorsichtig durch den Garten, über dessen hinteren Zaun sie stiegen. Erst als sie einige Felsen zwischen sich und der Mühle hatten, blieben sie überlegend halten.

„Wer waren diese Drei?" frug der Vogt.

„Wer weiß es!"

„Gewöhnliche Leute sicherlich nicht."

„Allerdings."

„Zwei von ihnen waren Vater und Sohn; das sah man ihnen an."

„Wenn man nur wenigstens einen Namen oder einen Titel gehört hätte!"

„Sie sprachen von einem Generale, welcher kommen wolle. Welcher mag das wohl sein?"

„Es kommen zur Wallfahrt stets auch hohe Offiziere herbei. Die Drei waren wohl auch nur Gäste, welche keinen andern Zweck haben, als der Prozession beizuwohnen."

„Das glaube ich nicht. Sie kennen den Lieutenant und sprachen auch von damals, wo und das verteufelte Malheur mit der Müllerstochter passirte. Es muß etwas im Werke gegen uns sein."

„Das wird sich ja wohl zeigen. Für jetzt genügt es, daß wir wissen, wo dieser Schubert steckt."

„Also das Schloß will er beobachten! Was thun wir?"

„Wir sehen, ob wir uns unbemerkt anschleichen können und geben ihm Eins auf den Kopf. Meinst Du nicht?"

„Es wird das Beste sein. Komm, wir kennen ja die Wege."

„Sie schritten weiter. Indem sie das Terrain gehörig benutzten, gelang es ihnen den Wald zu erreichen, der sich an der entgegengesetzten Seite des Berges bis nahe zur Spitze desselben hinaufzog. Oben angelangt, sahen sie Burg Himmelstein vor sich liegen, und nahe am Graben jenen Felsen, von welchem in der Mühle gesprochen worden war. Sie blieben halten, um scharf auszuschauen.

„Siehst Du etwas?" frug der Vogt.

„Nein."

„Ich auch nicht."

„Vielleicht ist er schon fort, wenn er überhaupt und wirklich hier gewesen ist."

„Hm! Er könnte auch die Steine erstiegen haben und auf dem Felsen liegen."

„So bleibt uns nichts übrig, als auch hinaufzusteigen."

„Das geht nicht."

„Warum?"

„Er würde uns ganz sicher bemerken. Es bleibt nur eins, wir müssen warten."

„Bis er heimkehrt?"

„Ja."

„Das ist eine langweilige Geschichte. Er kann bis zur Nacht hier liegen."

„Es geht nicht anders."

„Vielleicht warten wir dann, und er ist gar nicht mehr hier."

„Das ist allerdings — — — halt, zurück!"

Er faßte seinen Verwandten schnell am Arme und zog ihn hinter einen Busch.

„Was gibts?" frug dieser.

„Er kommt."

„Wo?"

„Da."

Der Sprecher streckte den Arm aus und deutete nach einer Stelle des Felsens, an welcher sich eine Gestalt zu regen begann. Es war allerdings Kurt Schubert, den die Beiden nicht gesehen hatten, weil seine dunkelgraue Kleidung nicht von dem fast gleich gefärbten Steine abgestochen hatte. Er stieg vorsichtig die gefährliche Stellung herab und schritt dann nach dem Walde zu.

„Jetzt!" meinte der Neffe des Vogtes.

Er bückte sich, hob einen Stein auf und wickelte ihn in sein Taschentuch.

„Was soll das?" frug sein Oheim.

„Das wirkt gerade so wie eine Keule."

„Halt, verletzen darfst Du ihn nicht!"

„Warum nicht?"

„Eine Wunde würde seine Vertheidigung erleichtern. Wir fassen ihn von hinten, ohne daß er uns sehen kann und würgen ihn so lange, bis er die Besinnung verliert. Dann binden wir ihn."

„Verdammt! Es wäre jedenfalls leichter und kürzer, ihn gleich kalt zu machen."

„Das ist richtig, aber der Prinz will es nicht."

„Dummheit! Dieser Kerl soll sehr stark sein!"

„Fürchtest Du Dich?"

„Fällt mir nicht ein! Aber man kann dennoch leicht etwas davontragen."

(Forts. folgt.)

Digitized by Google

Für alle Welt!

9. Jahrg. 1881.

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 45.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Die Ueberraschung wird uns zu statten kommen. Ich fasse ihn von hinten so, daß er sich nicht rühren kann, und Du nimmst ihn bei der Kehle. Das wird eine sehr leichte und glatte Arbeit geben.“

Sie schritten etwad tiefer in den Wald hinein, wo sie sich so postirten, daß Kurt zwischen ihnen vorüber mußte. Er war auf dem Berge gewesen, um vielleicht eine Spur von Magda zu ent-

Das Schwarzwaldhotel am Bahnhof bei Freudenstadt. 89

Digitized by Google

decken, hatte aber nicht das mindeste bemerkt und kehrte nun höchst mißvergnügt zurück. Da plötzlich legten sich von hinten zwei Arme um seinen Leib, die eigenen Arme wurden ihm fest an den Körper gepreßt, und ehe er noch Zeit gefunden hatte sich umzublicken oder überhaupt eine Bewegung zu machen, wurde er mit solcher Gewalt am Halse gepackt, daß ihm fast augenblicklich der Athem und die Besinnung verging; er befand sich wehrlos in der Gewalt der beiden Schurken. Sie rissen ihn zu Boden, verhüllten ihm die Augen und banden ihm die Arme und Beine so fest, daß er sich nach der Rückkehr des Bewußtseins sicherlich nicht zu rühren vermochte.

„Was nun?“ frug der Neffe.

„Hm! Werden wir ihn unbemerkt nach dem Steinbruche bringen können?“

„Warum nicht? Der Wald stößt ja daran. Warum dorthin?“

„Ich weiß dort ein Versteck.“

„Wo?“

„Hinter Brombeerbüschen gibt es ein Loch, wo er sicher liegt.“

„Das kenne ich doch noch nicht!“

„War auch bisher nicht nöthig. Komm, und faß ihn bei den Beinen!“

Sie hoben ihn empor und trugen ihn durch den Wald. Bei dem leisesten Geräusch blieben sie ängstlich halten, aber sie gelangten dennoch unbemerkt an den Ort, wo man vor langen Zeiten die zum Baue des Schlosses und der beiden Klöster nöthigen Steine herausgebrochen hatte. Der Bruch schnitt schmal und tief in die Seite des Berges ein, und sowohl seine Sohle als auch seine Seiten waren von Bäumen und Sträuchern dicht bestanden, weil bereits seit Jahrhunderten nicht mehr in ihm gearbeitet worden war. In seinem hintersten Winkel wucherten üppige Brombeerranken über dem Gestein, und borthin lenkte der Schloßvogt seine Schritte.

„Hier ist es,“ meinte er. „Lege ihn ab!“

Sie legten den Gefangenen zur Erde, und Franz Geißler blickte seinen Onkel erwartungsvoll an. Dieser schob die Ranken behutsam, um sich an ihren Dornen nicht zu verletzen, bei Seite, und nun zeigte sich ein schmaler Felsenspalt, der früher wohl mit einem Steine verschlossen gewesen war; dieser aber war mit der Zeit verwittert und lag zerbrochen an der Erde. Dennoch war der Spalt nicht zu bemerken, so lange ihn die dichten Ranken bedeckten.

„Ein Loch oder ein Gang?“ frug der Neffe.

„Ein Gang.“

„Wohin?“

„Das sage ich Dir später einmal.“

„Warum nicht gleich jetzt?“

„Er führt zum Schlosse und auch in die Klöster. Doch vorwärts jetzt. Halte Du das Gesträuch, und ich werde den Kerl hineinschaffen.“

Er faßte Kurt Schubert an und zerrte ihn in die Oeffnung. Diese erweiterte sich nach innen immer mehr, so daß es ihm leicht wurde, sein Opfer fast zwanzig Fuß nach innen zu schleifen. Diesem war indessen die Besinnung wiedergekehrt. Er begriff seine Lage vollständig; er ahnte, daß er sich in den Händen von Leuten befinde, welche mit dem tollen Prinzen in Beziehung standen. Zu rühren vermochte er sich nicht; auch zu rufen war ihm unmöglich, weil man ihm einen Knebel in den Mund gesteckt hatte; aber ein Erkennungszeichen wollte er sich dennoch verschaffen. Gerade in dem Augenblicke, an welchem er niedergelassen werden sollte, schnellte er sich in die Höhe, und es gelang ihm trotz der gefesselten Arme, da er einige Finger frei bewegen konnte, den Rockschooß des Schloßvogtes zu erfassen und ein Stück aus dem alten, morsch gewordenen Futter desselben zu reißen. Der Vogt bemerkte dies kaum, und wenn er es ja bemerkte, so glaubte er jedenfalls, an einer scharfen Stelle des Gesteines hängen geblieben zu sein, denn er that nicht das Geringste, um den abgerissenen Fetzen wieder zu erlangen. Er verließ den Gang und verdeckte ihn wieder mit den Ranken.

„Das wäre gelungen,“ sagte sein Neffe.

„So gut, wie wir es nur wünschen können. Nun aber schnell zum Prinzen!“

Sie verließen den Steinbruch. Noch aber hatten sie ihn nur einige Schritte hinter sich, als Franz stehen blieb.

„Donnerwetter, ich habe den Stiefelabsatz verloren!“

„Da magst Du auch schöne Stampfer anhaben!“

„Sie waren alt. Wollen wir ihn suchen?“

„Bah! Hast Du andere Stiefel mit?“

„Ja.“

„So wollen wir mit dem Suchen ja keine Zeit verlieren. Wo hast Du den Absatz verloren? Im Bruche oder früher?“

„Ich weiß es nicht. Es ist auch nicht schade. Die Stiefel sind so abgetragen, daß ich sie einem Knecht schenken werde. Er mag sie sich ausbessern lassen.“

Sie kehrten auf demselben Wege zurück, auf welchem sie gekommen waren. Oben auf der Höhe trennten sie sich. Während der Vogt durch das Thor in das Schloß ging, schritt sein Neffe den leeren Burggraben entlang, bis er ein kleines Ausfallspförtchen erreichte. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete, trat ein und schloß von innen wieder zu. Er befand sich in dem inneren Hof, in welchem kein Mensch zu sehen war. Ganz derselbe Schlüssel öffnete ihm auch die Thür zu dem kleinen Gärtchen, in welchem damals die Komtesse Toska mit dem Prinzen gesprochen hatte, und er nahm ganz auf derselben Bank Platz, die ihr an jenem Tage zum Sitze diente.

Nach einiger Zeit ließen sich nahende Schritte hören. Der Prinz kam in Begleitung des Vogtes herbei. Franz erhob sich.

„Nun? Gelungen, wie ich höre?“ frug der Prinz.

„Vollständig, Hoheit!“

„Was nun?“

„Ich warte auf Ihre gnädigsten Befehle.“

„Und wirst sie erfüllen?“

„Ja.“

„Wirklich?“

„Gewiß.“

„Tausend Thaler sind Dein und fünfhundert Deinem Oheim hier, wenn Ihr mir gehorcht.“

„Doheit, wir stehen auch ohne dies ganz zu Diensten,“ meinte Franz, aber doch mit einem gierigen Blicke seiner Augen.

„Ihr wartet bis es dunkel ist, dann geht der Vogt nach dem Bruche, um dort auf Dich zu harren. Du aber gehst in eine der Schenkbuden am Kloster, sagst so beiläufig, daß Du der Marinelieutenant Schubert bist und in der Höllenmühle wohnest. Du fängst Streit mit einem der Anwesenden an und schießest ihn nieder.“

„Todt?“

„Es ist besser, Du triffst ihn gut.“

„Doheit wissen, daß ich zu schießen verstehe.“

„Gut. Du entfliehst natürlich sofort — —“

„Ich habe keine Pistole!“

„Hier hast Du einen Revolver, er ist geladen. Du fliehst also, und zwar nach dem Steinbruche. Ihr schafft den Lieutenant heraus, aber so, daß er nicht wissen kann wo er sich befunden hat, und steckt ihn unbemerkt den Revolver in die Tasche. Sobald er sich frei fühlt, wird er natürlich zur Mühle eilen, und daß ihn dort die Polizei bereits erwartet, dafür werde ich sorgen. Er kann kein Alibi bringen, denn man wird seine Erzählung für eine Erfindung halten. Außerdem findet man den Revolver bei ihm, er muß verurtheilt werden. Es hat Dich doch kein Mensch gesehen?“

„Nur Einer?“

„Wer?“

„Jakob, der Knecht.“

„Der ist dumm! Wir haben ihn nicht zu fürchten. Natürlich reisest Du sofort und heimlich wieder ab. Zu Hause wird man Dich nicht vermißt haben?“

„Nein; dafür habe ich gut gesorgt.“

„So sind wir fertig. Gelingt Euch der Coup, so werde ich mein Versprechen halten. Ihr kennt mich ja zur Genüge.“

Er ging, und der Vogt folgte ihm.

Als es dunkel geworden war verließ Franz durch das kleine Pförtchen das Schloß. Er schritt dem Walde zu, um unten am Fuße des Berges die Straße zu erreichen, welche zur Höhe führte. Man sollte glauben, daß er aus der Höllenmühle komme. Beim Emporsteigen nahm er sich sehr in Acht, von keinem genauen Bekannten gesehen zu werden. Oben in der Nähe der Klöster standen zwei Reihen von Vergnügungszelten und allerlei Verkaufsstellen. Er schritt zwischen ihnen dahin, um sich einen passenden Ort auszusuchen, und trat endlich in eine der ambulanten Schenkbuden, in welcher nur drei Männer saßen, die an einem Tische Karte spielten. Er kannte sie nicht und durfte also vermuthen, daß auch er ihnen nicht bekannt sei.

Er nahm in ihrer Nähe Platz und beobachtete ihr Spiel mit einem Interesse, aus welchem sie schließen konnten, daß er auch ein Freund einer derartigen Unterhaltung sei. Dies machte sie aufmerksam, so daß schließlich Einer ihn fragte:

„Sie spielen auch Skat?“

„Ja.“

„Wollen Sie den Vierten machen?“

Digitized by Google

„Ich bin kein vollendeter Skater. Sie würden oft meine Fehler zu rügen haben, und dies ist für beide Theile gleich sehr unangenehm."

„O, wir sind ja selbst auch keine Meister. Kommen Sie nur!"

„Wie hoch spielen Sie?"

„Billig, nur halb."

„Wenn Sie wirklich erlauben — —?"

„Gewiß! Setzen Sie sich her. Zu Vieren spielt es sich besser als zu dreien. Und damit Sie wissen, mit wem sie spielen: Ich bin der Besitzer dieser Bude, und diese beiden anderen Herren sind Beamte aus der Kreisstadt, welche Urlaub genommen haben, um sich die Wallfahrt anzusehen."

„Danke! Ich bin Marinelieutenant. Mein Name ist Kurt Schubert, und ich habe mein Absteigequartier da unten in der Höllenmühle."

Er setzte sich zu ihnen und das Spiel begann. Franz trank sehr fleißig dazu, um sich den Anschein geben zu können, daß er nach und nach berauscht werde. Zunächst spielte er sehr ruhig, später begann er zu streiten, erst mit kurzem Brummen und dann in lauteren kräftigeren Ausdrücken. Endlich meinte er, seinen Oheim nicht länger warten zu lassen dürfen. Ein neues Spiel begann. Er hatte einen Grand mit zwei blanken Zehnern und vier Matadoren.

„Ich frage!" begann er.

„Roth?"

„Ja."

„Grün?"

„Ja."

„Eichel?"

„Ja."

„Solo?"

„Ja."

„Einen?"

„Auch."

„Rothen?"

„Sehr."

„Null?"

„Ja."

„So passe ich!"

„Grün Solo?" frug der dritte Mann.

„Auch diesen."

„Aber Eichel Solo haben Sie jedenfalls nicht?"

„Sogar sehr."

„So haben Sie Grand, und ich passe. Spitzen Sie aus!" Franz spielte den einen blanken Zehner vor, welcher mit dem Aß gestochen wurde. Das zweite Aß wurde vorgelegt, aber anstatt seinen zweiten blanken Zehner zuzugeben, stach er mit dem Unter und spielte die dritte Farbe mit dem Aß vor. Natürlich blieb ihm am Schlusse des Spieles der verleugnete Zehner übrig.

„Herr, da ist ja Zehn in Grün!" meinte sein Nebenmann.

„Allerdings."

„Und Sie haben ja das Aß gestochen?"

„Ist mir nicht eingefallen!"

Mit diesen Worten nahm er seine Stiche auf und mischte sie.

„Halt, nicht mischen!" rief der Andere.

„Warum nicht?"

„Ich wollte Sie bitten, die einzelnen Stiche vorzulegen. Bei dem zweiten haben Sie mein Aß mit dem Schellen Unter genommen."

„Das ist nicht wahr!"

„Gewiß. Die andern beiden Herren werden es mir bezeugen."

„Ja, wir wissen es genau," stimmten diese ein.

„Heißt das etwa, daß Sie mich für einen falschen Spieler erklären?"

„Nein. Es liegt hier jedenfalls nur ein kleines Versehen vor. Sie werden zugeben, den Grünzehner gehabt und doch das Aß gestochen zu haben."

„Ich gebe es nicht zu, denn das Aß hat im Skate gelegen."

„Das ist nicht wahr!"

„Das ist wahr!"

„Das ist sogar eine vorsätzliche Lüge, wie ich nun sehe."

„Sie nennen mich Lügner, Herr!"

„Wenn ich es thue, so sind Sie selbst schuld daran. Warum geben Sie Ihren Irrthum nicht zu? Warum ließen Sie Ihre Karten nicht ruhig liegen? Warum mischten Sie die Stiche unter einander? Das thut doch kein ehrlicher Spieler!"

„Also meinen Sie doch, daß ich falsch gespielt habe?"

Er sprang mit drohender Miene auf.

„Erst meinte ich es nicht, jetzt aber bin ich überzeugt davon."

„Wollen Sie Ihr Wort sofort zurücknehmen?"

„Nur dann, wenn Sie Ihren Irrthum eingestehen!"

„Das werde ich bleiben lassen. Ich habe ehrlich gespielt. Aber Sie — Sie spielen falsch. Ich habe mehrere Male gesehen, daß Sie beim Kartengeben das unterste Blatt herausgenommen haben."

„Herr!"

„Pah! Sie sind zwar der Besitzer dieser alten Bretterbude, aber ich werde Ihnen dennoch sagen, was ich beobachtet habe. Sie haben falsch abgezogen, Sie sind ein Betrüger! Merken Sie sich das!"

Jetzt richtete sich auch der Wirth empor.

„Hören Sie einmal, Mann, was wollen Sie sein? Marinelieutenant? Hm! Ich würde mich als Lieutenant schämen, eine sol — — —"

„Halt! Kein Wort weiter!" donnerte Franz. „Sonst sollen Sie erfahren, wie ein Marinelieutenant mit Gaunern umspringt."

„Papperlapapp! Wir sind auch noch da. Wenn ein Herr Lieutenant von der Marine falsch spielt, wenn er betrügt und —"

„Halt, Schurke! Sage dieses Wort noch einmal, so geht Dir es schlimm!"

„Ich wiederhole es: Wenn ein Oberlieutenant von der Marine falsch spielt, wenn er den Betrüger macht, so — —"

Er konnte nicht weiter reden. Franz hatte den Revolver gezogen, ihm denselben vor die Stirn gehalten und losgedrückt. Der Schuß ertönte, und der Wirth fiel todt zu Boden.

„Hilfe! Mord! Haltet ihn!" riefen die beiden Andern.

Es war ihnen nicht gelungen den Mörder zu fassen, denn dieser war unmittelbar nach dem Schusse aus dem Zelte gesprungen und in der Dunkelheit verschwunden. In Zeit von kaum einer Minute war die Bude von Menschen erfüllt. Auch ein Gensd'arm befand sich dabei. Er war schnell bei der Hand gewesen, da es bei der am Festorte anwesenden Menschenmenge nicht an polizeilicher Aufsicht fehlen durfte.

„Was ist hier geschehen?" frug er.

„Ein Mord!" antwortete einer der beiden Spieler schaudernd.

„Wer ist der Gemordete?"

„Der Wirth hier."

„Zurück, Ihr Leute; greift nichts an, hier hat nur die Polizei und das Gericht Hand anzulegen!"

Er trat hinter den Tisch, wo die Frau des Wirthes über dem Todten ohnmächtig zusammengesunken war, und unterstützte den Letzteren.

„Todt!" meinte er. „Die Kugel ist ihm durch die Stirne in das Gehirn gedrungen. Diese Frau ist besinnungslos. Schafft sie hinaus in den Verschlag und laßt sie jetzt nicht wieder herein!"

Dies geschah, und dann wandte sich der Gensdarm zu dem Spieler:

„Wer ist der Mörder?"

„Ein Marinelieutenant."

„Nicht möglich!"

„Er nannte sich einen Marinelieutenant Kurt Schubert und sagte, daß er sein Absteigequartier unten in der Höllenmühle habe."

„Ah! Wie kam es zur That?"

„Wir spielten Skat. Er stach falsch ab, und der Wirth machte ihn in aller Freundlichkeit darauf aufmerksam. Statt nun seinen Fehler ruhig einzugestehen, nannte er den Wirth einen Betrüger und schoß ihn schließlich nieder."

„Mit einem Revolver?"

„Ja."

„Warum hielten Sie ihn nicht?"

„Er war im Augenblick verschwunden."

„Trug er Civil?"

„Ja. Grauen Anzug und schwarzen Hut."

„Würden Sie ihn wieder erkennen?"

„Sofort!"

„Ihr Gefährte auch?"

„Auf der Stelle."

„War noch Jemand zugegen?"

„Nur die Wirthin, welche hinter dem Büffet saß."

„Wie heißen Sie, meine Herren?"

Die beiden Beamten nannten ihre Namen und ihren Wohnort. Während der Gensdarm die betreffende Notiz in sein Buch eintrug, trat ein Himmelsteiner Polizist in die Bude. Der Gensdarm bewillkommnete ihn und übertrug ihm die Ueberwachung des Thatorts und der Leiche. Dann wandte er sich wieder an die beiden Zeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 46.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Ich bedarf Ihrer sehr nothwendig. Wollen Sie sich mir anschließen?"

„Wenn es nöthig ist, ja."

„Ich muß sofort nach der Höllenmühle, und Sie sollen mich begleiten, um den Thäter zu rekognosziren. Wenn wir eilen, treffen wir ihn vielleicht noch. Kommen Sie, meine Herren!"

Die Drei verließen mit der allergrößten Eile die Bude.

Unterdessen war Franz in langen Sätzen die Straße hinabgesprungen. Er that dies mit Vorbedacht, um den vielen hier einzeln oder bei einander herstehenden Leuten sehen zu lassen, daß er den Weg nach der Mühle einschlage. Als er aber aus dem Bereiche von aller Augen und Ohren gekommen war, lenkte er plötzlich links ein und wandte sich trotz des Dunkels über die zahlen und gefährlichen Felsen hinweg nach dem Steinbruche zu. Er kannte aber das Terrain sehr genau und langte glücklich an.

„Franz!" hörte er eine leise Stimme am Eingange zu dem Bruche.

„Oheim!"

„Geglückt?"

„Ja."

Der Vogt, der ihn hier erwartet hatte, erhob sich von dem Boden.

„Wo?"

„In einer Schenkbude."

Ausstellungs-Obelisk der Chocoladefabrik von E. O. Moser & Co. in Stuttgart.

„Du wurdest doch nicht erkannt?"

„Nein. Es waren nur Fremde da, der Wirth und zwei Beamte aus der Provinzialhauptstadt."

„Der Wirth? War er auch ein Fremder?"

„Ja."

„Wen hast Du getroffen?"

„Eben ihn."

„Ah! Ist er todt?"

„Ja. Die Kugel ging ihm durch die Stirn."

„Entkamst Du leicht?"

„Sehr leicht."

„Ich habe keine geringe Angst ausgestanden. Werden Sie Verdacht auf Schubert haben?"

„Das versteht sich! Ich habe gesagt, daß ich der Marinelieutenant Kurt Schubert sei und in der Höllenmühle meine Wohnung genommen habe."

„Welchen Vorwand hattest Du zum Schusse?"

„Wir spielten, ich stach fallch ab, und somit war der Streit fertig."

„Man wird Dich sofort in der Mühle suchen, und wir müssen Schubert also schnell frei lassen, damit sie ihn da unten finden. Komm!"

„Hier ist der Revolver."

„Ja, den dürfen wir allerdings nicht vergessen. Unsere Arbeit wird keine leichte sein."

„Warum?"

„Weil wir ihn weit tragen müssen."

Digitized by Google

„Weit?“

„Natürlich. Er darf nicht ahnen wo er gelegen hat. Die Hauptsache ist, daß er uns nicht erkennt. Wir dürfen kein Wort sprechen und müssen bereits verschwunden sein, sobald er die Augen aufthut.“

„Bringst Du ihn heraus oder soll ich helfen?“

„Warte, ich thue es allein.“

Sie schritten in den Bruch. Während Franz da stehen blieb, arbeitete sich sein Oheim in den Spalt hinein. Kurt lag noch so da, wie sie ihn verlassen hatten. Zwar hatte er sich alle Mühe gegeben, sich von seinen Fesseln zu befreien, aber es war ihm bei ihrer Festigkeit nicht gelungen. Das Stück Rockfutter aber hielt er noch fest zwischen den Zähnen. Dieser Umstand konnte wegen der Dunkelheit von dem Schloßvogte nicht bemerkt werden. Dieser faßte ihn lautlos an und schleifte ihn zu dem Spalt hinaus. Draußen griff Franz mit zu, nun schleppten sie den Gefangenen den steilen Berg hinab bis nahe an die Schlucht, hinter welcher die Mühle lag.

Dort legten sie ihn auf den Boden nieder. Der Vogt steckte ihm zunächst den Revolver in die Außentasche, und dann wurden ihm die Fesseln, der Knebel und die Binde abgenommen. Im Nu waren die beiden Verbrecher verschwunden. Er sah nur zwei dunkle Gestalten forthuschen.

Zunächst richtete er sich auf und reckte seine von den Fesseln maltraitirten Glieder. Er bemerkte zu seiner Freude, daß sie nichts von ihrer Beweglichkeit eingebüßt hatten.

„Was war das?“ dachte er. „Ein Streich, den man mir spielen wollte oder den man mir erst spielen will? Warum hat man mich frei gelassen, da man mich doch erst gefangen nahm? Was steckte man mir in die Tasche?“

Er untersuchte diese letztere.

„Alle Teufel ein Revolver. Wozu? Ein Lauf ist abgeschossen. Soll es etwas heißen, daß ich dies gethan habe — —? Will man mich eines Verbrechens bezichten, und hat man mich nur deshalb überrumpelt und versteckt, daß ich mein Alibi nicht beweisen kann? Anders kann es ja gar nicht sein. — Man hat mich in die Nähe der Mühle gebracht, und man wünscht also, daß ich sofort von hier aus zur Mühle gehen soll. Hm! Sie trugen mich immer gerade bergab, und ich habe zwölfhundertdreiundsechzig Schritte gezählt, die der Eine machte. Diese Schritte waren jedenfalls klein, da sie mich tragen mußten und da es bergab ging. Mit ungefähr achthundert Schritten grad empor müßte ich also den Ort erreichen, an dem man mich versteckte. Ich werde nicht zur Mühle gehen, sondern in gerader Richtung aufwärts steigen.“

Er wandte sich der Höhe zu und klomm dieselbe empor. Nach etwas über achthundert Schritten fand er vor sich Steinbrüche.

„Ah, ein Steinbruch, wie es scheint. Der läßt sich jetzt in dieser Dunkelheit nicht unterjuchen. Was nun weiter? Wer waren diese beiden Männer? Jedenfalls gehörten sie auf das Schloß, anders ist es nicht möglich. Ich werde mich sofort überzeugen. Sie haben wohl einen bessern Weg, also einen Umweg eingeschlagen, und ich komme noch zur rechten Zeit, wenn ich nicht den Hals breche.“

Er wandte sich zur Seite und klimmte auf Händen und Füßen und mit möglichster Hast die Steilung hinan. Hundertmal rutschte er ab, aber er ließ nicht nach und erreichte die Straße ein wenig oberhalb des kleinen Napellchens. Ohne zu verschnaufen eilte er, nachdem er schnell die Stiefel ausgezogen hatte, weiter. Sein Schritt war nun unhörbar, und gesehen konnte er auch nicht werden. So erreichte er das Schloßthor und ließ sich ganz in der Nähe desselben in den Graben hinab, um zu sehen, ob er sich in seiner Vermuthung nicht getäuscht habe.

Kaum hatte er Platz genommen, als er leise Schritte vernahm. Er hörte, daß es zwei Personen seien, welche sich ihm näherten.

„Sie sind es auf alle Fälle,“ dachte er.

Da er im tiefen Graben stand, so konnte er trotz der herrschenden Dunkelheit die nahen Gegenstände deutlich erkennen, da sich ihre Umrisse vor seinen Augen gegen den Himmel abzeichneten. Er erkannte zwei männliche Gestalten, welche vor der Brücke stehen blieben. Er hätte die Füße derselben recht gut mit der Hand erreichen können.

„Gehst Du durch das Thor, Onkel?“ frug der Eine.

Kurt verstand diese Worte, trotzdem sie leise gesprochen worden waren.

„Ich könnte,“ antwortete der Andere, „aber es wird besser sein, wenn ich mit Dir durch das Pförtchen trete. Man hat mich nicht bemerkt, als ich ging, und so braucht man mich auch nicht kommen zu sehen. Dann habe ich den Vortheil, daß Niemand ahnt, daß ich fortgewesen bin.“

„So komm!“

Sie schritten am Rande des Grabens entlang nach der kleinen Ausfallspforte zu, welche Kurt bereits früher bemerkt hatte. Er folgte ihnen im Graben mit unhörbaren Schritten und duckte sich dann unten so zur Erde nieder, daß sie ihn nicht sehen konnten, obgleich sie hart an ihm vorüber mußten. Sie stiegen in den Graben hinab und standen nun höchstens zwei Schritte von ihm entfernt.

„Hast Du den Schlüssel, Franz?“

Diese Worte sprach Derjenige, welchen der Andere vorhin „Onkel“ genannt hatte, und Kurt war überzeugt, daß er den Schloßvogt mit seinem Neffen vor sich habe. Er wagte kaum Athem zu holen und horchte angestrengt, damit ihm ja keine Silbe entgehen möge.

„Ja,“ antwortete der Gefragte.

„So mache auf!“

Ein Schlüssel klirrte leise im Schlosse.

„Du brauchst nicht wieder zuzumachen.“

„Warum?“

„Du mußt ja gleich wieder fort.“

„Aber wenn Jemand — —?“

„Bah? Wer sollte zur Pforte kommen? Ich weiß nicht, ob ich Dich bis hierher zurückbegleiten kann, darum ist es besser, Du läßt offen und gibst mir jetzt den Schlüssel, damit ich später hinter Dir verschließen kann. Auf diese Weise kannst Du ohne Aufenthalt das Schloß verlassen.“

„Wo ist der Prinz?“

„Er wartet im Gärtchen.“

„Hast Du dafür gesorgt, daß mich auch jetzt kein Mensch bemerkt?“

„Um diese Zeit kommt Niemand mehr in den Hof, und übrigens habe ich Alles gut verschlossen. Und in das Gärtchen hat überhaupt kein Uneingeweihter jemals Zutritt gehabt. Du bist also vollständig sicher!“

„So komm!“

Sie traten durch die Pforte ein und zogen dieselbe hinter sich zu.

„Was thue ich?“ frug sich Kurt. „Bis jetzt weiß ich so viel wie nichts, und doch muß ich Alles erfahren. Welchen Zweck hatten die Kerls, mich gefangen zu nehmen? Ich muß lauschen! Aber wie? Könnte ich doch auf die Mauer? Ah, es wird gehen. Wenn ich die Pforte öffne, kann ich auf die Kante derselben steigen, und von da aus den Mauerkranz mit der Hand erreichen, wenn nämlich die Angeln noch so fest sind, daß sie mich tragen können. Aber die doppelte Gefahr! Die fürchterliche Tiefe hinter dem Gärtchen und — wenn mich diese Schurken bemerken. Ah pah, ich muß wissen, woran ich bin, es wird gewagt!“

Er hatte keine Zeit zu verlieren und stieß das Pförtchen leise wieder auf. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sowohl die Angelbänder als auch die Angelzapfen noch gut befestigt seien, versuchte er, auf die obere Kante der Thüre zu kommen. Es gelang, und nun konnte er die Kante der Mauer mit den Händen erreichen. Ein kühner Schwung brachte ihn empor. Die Mauer war glücklicherweise so stark, daß er, wenn er sich niederlegte, nicht bemerkt werden konnte. Seine Stiefel hatte er unten im Graben gelassen. Er schob sich vorsichtig auf der Mauer hin. Bald lag das Gärtchen zu seiner Linken, und zu seiner Rechten gähnte die fürchterliche Felsentiefe unter ihm. Jedes fallende Steinchen mußte ihn verraten, und jede falsche Bewegung konnte ihm den festen Halt rauben und ihn in den Abgrund stürzen. Die Quader, welche die Krone der Mauer bildeten, waren durch den Einfluß der Jahrhunderte gelockert worden, sie wankten in ihren Fugen. Trotzdem aber kroch der muthige Jüngling so schnell wie möglich weiter, bis er seine Stimmen hörte. Er befand sich gerade über der Bank, auf welcher damals Komtesse Lotka den Prinzen empfangen hatte.

„Wo mag er sein?“ hörte er Franz unter sich fragen.

„Es hat ihn etwas abgehalten, aber er wird sicherlich bald kommen.“

Aus dieser Antwort des Vogtes erkannte Kurt, daß der Prinz noch nicht zugegen sei. Es war ihm also von der Unterhaltung, welche er zu belauschen beabsichtigte, noch kein Wort entgangen.

„Weißt Du, was sehr nöthig ist?“ frug der Neffe.

„Was?“

„Daß Du morgen mit dem Frühesten nach dem Steinbruche gehest.“

„Warum?“

„Um meinen verlorenen Stiefelabsatz zu holen. Man weiß nie was passirt. Er könnte mich verrathen.“

„Ich denke, Du weißt nicht genau, wo Du ihn verloren hast!“

Digitized by Google

„Das ist richtig, aber ich meine, ich hätte es bemerken müssen wenn er mir bereits vorher unterwegs verloren gegangen wäre."

„Ich werde suchen, obgleich ich nicht annehmen mag, daß uns so ein altes Stück Leder verrathen wird. Hm, es gibt mir doch verteufelten Spaß, wenn ich daran denke, daß sie den Butschen jetzt festgenommen haben werden."

„Sie haben ihn, falls er sogleich zur Mühle gegangen ist."

„Wohin anders! Weißt Du genau, daß man ihn dort suchen wird?"

„Sicher!"

„So ist er vollständig unschädlich."

„Vollständig?" klang es zweifelnd.

„Ja. Du hast ja gesagt, daß Du der Marinelieutenant Kurt Schubert seist, ehe Du den Wirth niederschossest. Du hast ihm den Revolver in die Tasche gesteckt, er kann sein Alibi nicht beweisen, rechne dazu die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen Dir und ihm und die Gleichheit des Anzuges, so wirst Du einsehen, daß ihm kein Leugnen helfen kann. Er muß als Mörder verurtheilt werden."

„Er ist Ausländer!"

„Laß nur den Prinzen sorgen!"

„Horch, da kommt er!"

Es ließen sich Schritte vernehmen, welche sich näherten; der Prinz erschien, und die beiden Wartenden erhoben sich von ihren Plätzen.

„Seid Ihr zurück?" frug er.

„Ja, Hoheit," antwortete der Vogt.

„Wie ging es?"

„Sehr gut."

„So erzählt. Zunächst Du, Franz!"

„Ich ging hinunter zum Platz," begann dieser, „und trat in eine Schenkbude, in welcher der Wirth mit noch zwei Andern Skat spielte — —"

„Ein hiesiger Wirth?"

„Nein. Es war einer von Denjenigen, welche die Jahrmärkte und das Vogelschießen zu besuchen pflege."

„Waren noch andere Gäste da?"

„Nein. Ich wurde eingeladen mitzuspielen, und ich that dies. Nach einiger Zeit stellte ich mich berauscht, stach falsch ab, fing Streit an und schlug den Wirth nieder."

„Du entkamst schwer oder leicht!"

„Sehr leicht. Ich rannte scheinbar nach der Höllenmühle zu, bog aber dann nach dem Steinbruche ein."

„Wer waren die beiden andern Spieler?"

„Zwei Beamte aus der Kreisstadt, welche gekommen waren, sich die Prozession mit anzusehen."

„Hm, das ist nicht gut."

„Warum?"

„Es waren lauter Fremde, man wird also keinen Verdacht auf Schubert haben."

„Ich habe von Beginn des Spieles erwähnt, daß ich der Marinelieutenant Kurt Schubert bin und meine Wohnung in der Höllenmühle habe."

„Das ist gut. Man wird ihn jedenfalls dort suchen. Erzähle weiter!"

„Ich bog also nach dem Steinbruche ein. Dort fand ich den Onkel."

„Der Gefangene war noch da?"

„Versteht sich! Wir schafften ihn bis nahe an die Höllenmühle."

„Er hat doch nicht merken können, wo er gesteckt hat?"

„Bewahre! Man würde selbst am Tage nicht vermuthen, daß in der hintersten Ecke des Steinbruches hinter den Brombeerranken sich eine Höhe befindet. Er war so gefesselt, daß er sich nicht zu rühren vermochte, und übrigens waren ihm, den Knebel im Munde abgerechnet, die Augen so verbunden, daß es ihm ganz unmöglich gewesen ist etwas zu sehen."

„Aber Ihr habt ihm den Knebel und die Binde abnehmen müssen, da ist es leicht möglich, daß er Euch bemerkt und erkannt hat."

„Keine Sorge, Hoheit! Wir waren so schnell fort, daß er gar keine Zeit gehabt hat, nur einen Strich von uns zu bemerken."

„Ich hoffe es. Man wird ihn unschädlich machen. Du aber mußt sofort abreisen. Bist Du gewiß, daß außer dem Knecht Jakob Dich Niemand hier gesehen hat?"

„Sicher."

„So will ich Dir Dein Geld auszahlen. Hier, nimm dieses Päckchen, damit Du sofort gehen kannst. Welchen Weg wirst Du einschlagen?"

„Ich darf mich natürlich nicht sehen lassen. Ich werde durch den Wald bis zum Blitzkreuz gehen, dann wende ich mich rechts nach Wildenstein zu, wo ich, wenn ich mich sicher sehe, den Zug besteigen kann."

„So gehe gleich!"

„Hoheit erlauben, daß ich mich erst umziehe!"

„Warum?"

„Ich darf die Kleidung, in welcher ich da unten war, nicht beibehalten."

„Richtig. Wo ist der andere Anzug?"

„Beim Onkel."

„Weiß die Tante von Deiner Anwesenheit?"

„Nein."

„Sie hat doch den andern Anzug bemerken müssen."

„Ich habe dafür gesorgt, daß dies nicht geschehen ist," meinte der Vogt. „Die Kleider sind im runden Thurm hoch oben unter der Dachfirste versteckt, und da werde ich auch diesen grauen Anzug aufbewahren. Dort hinauf kommt sicher außer mir kein Mensch."

„So macht schnell! Es ist keine Zeit zu verlieren, wenn Du in Wildendorf den nächsten Zug erreichen willst?"

Sie verließen das Gärtchen, und Kurt hörte, daß die Thüre zu demselben durch den Prinzen verschlossen wurde. Er war fast starr vor Verwunderung über das, was er gehört hatte. Er vermochte jetzt alles klar zu erkennen. Man hatte einen Menschen erschossen, und zwar unter so raffinirt herbeigezogenen Verhältnissen, daß er, er selbst, der Mörder sein mußte. Wie gut, daß er nicht nach der Höllenmühle gegangen, sondern zum Schlosse heraufgeklettert war! Jetzt galt es vor allen Dingen, sich der Person des Dieners zu bemächtigen.

Kurt kannte von seiner früheren Anwesenheit her den Ort, an welchem das Blitzkreuz stand, sehr genau. Es war vor Jahren ein Bauer dort vom Blitze erschlagen worden, man hatte ihm an der Stelle ein einfaches Holzkreuz errichtet. Kurt wußte vor allen Dingen darnach trachten, diesen Ort noch vor Franz Geißler zu erreichen. Er überlegte, ob es nicht besser sei sich Hilfe zu holen, aber er kam schnell zu der Ueberzeugung, daß dies nicht klug gehandelt sein würde. Er stand unter dem Verdachte des Mordes, und es stand sehr zu erwarten, daß man ihn festnehmen werde, sobald er sich sehen ließ. Ehe es ihm dann gelang, die Verhältnisse in das rechte Licht zu stellen, konnte der wirkliche Thäter längst entkommen sein. Er sah ein, daß er sich für jetzt nur auf sich selbst verlassen müsse. Zum Glück hatte er den Revolver bei sich.

Er kroch vorsichtig auf der Mauer zurück, bis er das Pförtchen erreichte. Dieses stand noch offen. Die beiden Geißler hatten keine Ahnung, daß es nach ihnen auch benutzt worden war. Mit einem Sprunge stand er im Hofe, trat hinaus in den Graben und schob die Pforte zu. In diesem Augenblicke aber legten sich zwei kräftige Hände von hinten um seinen Hals, es war ihm unmöglich, einen Laut von sich zu geben.

„Halt, Buriche!" flüsterte ihm eine Stimme in das Ohr. „Wage keinen Laut, sonst schmeckest Du sechs Zoll kaltes Eisen!"

Der Schreck wich von dem Lieutenant, denn er kannte diese Stimme. Mit einem schnellen kräftigen Rucke riß er sich los.

„Walmy!"

„Donnerwetter, wer — — ah, Kurt!"

„Still, um Gotteswillen! Kein Ohr darf uns vernehmen. Komm!"

Er zog ihn mit sich fort, aus dem Graben hinaus, an den Felsen herüber und in den Wald hinein. Dort blieb er halten.

„Wie kommst Du nach Burg Himmelstein?" frug er.

„Das fragst Du noch?"

„Wie Du hörst!"

„Na, weshalb anders, als um Dich zu warnen, Du Teufelsbraten!"

„Ah, ich verstehe; Man will mich arretiren?"

„Sogar sehr! Kerl, was hast Du für Dummheiten gemacht."

„Friedrich, ich bin es nicht gewesen."

„Wer sonst? Woher weißt Du, daß man Dich arretiren will?"

„Ich will Dir es erzählen, aber kurz, denn wir haben keine Zeit."

Er berichtete ihm in abgerissenen Sätzen sein heutiges Abenteuer.

„Alle Teufel," meinte Walmy nach beendigter Erzählung, „ist dies fein und schlau angefangen! Welch ein Glück, daß Du ihnen hinter die Schliche gekommen bist, sonst hätten Du lange hinter Schloß und Riegel kauern können, ehe es gelungen wäre, die Wahrheit zu entdecken!"

„Erzähle von der Mühle!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 47.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman
von
Carl May.

(Fortsetzung.)

Da habe ich wenig zu erzählen. Ich befand mich im Garten und die Andern alle in der Stube, als ich in derselben plötzlich lautes Reden hörte. Ich blickte in das Fenster und sah einen Gensd'armen mit mehreren fremden Männern. Er erzählte, daß Du einen ambulanten Restaurateur erschossen hättest, und erklärte, daß er nach Dir suchen müsse, keiner der Anwesenden dürfe die Stube oder das Haus verlassen. Zu gleicher Zeit bemerkte ich, daß vorn vor der Mühle eine ganze Menge von Menschen hielt, welche die Neugierde herbeigetrieben hatte. Du warst noch nicht zurückgekehrt, ich mußte Dich natürlich warnen. Glücklicher Weise wußte ich, daß Du hier heraufgegangen warst, so schlich ich mich davon und kletterte nach der Burg empor, wo ich vielleicht zehn Minuten lang auf der Lauer lag, bis ich Dich faßte. Kennst Du das Blitzkreuz?"

„Ja."

„Gehen wir hin, oder lauern wir den Kerl hier ab?"

„Wir gehen. Wir müssen hier jeden etwaigen Lärm vermeiden und können auch nicht wissen, ob der Kerl vielleicht eine Strecke weit von seinem Onkel begleitet wird."

„Doch, wenn es ihm einfallen sollte, einen andern Weg einzuschlagen?"

„Nach Wildendorf führt außer der Straße kein anderer Weg."

„So komm!"

Kurt nahm den Freund bei der Hand und schritt mit ihm zwischen den Bäumen den Berg hinab. Es war ein sehr beschwerlicher Weg, und erst nach beinahe einer halben Stunde erreichten sie am Fuße des Berges einen schmalen Fußpfad, welcher nach dem Kreuze führte. Dieses stand links vom Wege auf einer kleinen vom Buschwerk freien Stelle. Die Steine, auf denen es errichtet war, waren deutlich zu erkennen.

„Hier ist der Platz," meinte Kurt. „Wie stellen wir uns auf?"

„Denkst Du, daß er noch nicht hier gewesen sein kann?"

„Ich bin überzeugt davon."

„So legen wir uns zu beiden Seiten auf die Lauer. Hast Du etwas zum Binden?"

„Nichts als mein Taschentuch."

„Ich habe außer dem meinigen auch den Leibgurt. Mit dem Letzteren schnallen wir ihm die Arme an den Leib, mit den Tüchern werden ihm die Beine gebunden, dann haben wir ihn so sicher, wie es zu wünschen ist."

Kurt rechts und Walmy links, steckten sie sich in die Büsche, um lautlos auf die Ankunft des Mörders zu warten. Ihre Geduld wurde nicht lange auf die Probe gestellt. Sie befanden sich kaum eine Viertelstunde in ihrem Verstecke, als sich eilige Schritte vernehmen ließen. Der Erwartete nahte sich ohne zu ahnen, welcher Gefahr er entgegen ging.

Beim Anblicke des Kreuzes schien ihn das Gefühl der Furcht zu überkommen, denn seine Schritte verdoppelten sich, und er hielt sich scheu nach der andern Seite. Da aber hob sich plötzlich vor ihm eine dunkle

Königin Olga von Württemberg.

Digitized by Google

Gestalt vom Boden, und zu gleicher Zeit erhielt er einen Faustschlag vor die Stirn, daß er augenblicklich ohne einen Laut von sich zu geben, zusammenbrach.

„Brav gemacht!“ meinte Walmy zu Kurt, der den Schlag geführt hatte, „nun schnell ihn binden!“

Bereits in der nächsten Minute lag der Diener so fest gebunden am Boden, daß er sich nicht im mindesten zu bewegen vermochte.

„Was nun?“ frug Kurt.

„Fortschaffen.“

„Wohin?“

„Hm! Ich denke, nirgends anders hin als nach dem Gerichtsamte oder nach der Mühle, wo der Gensdarm wohl noch auf Dich warten wird. Wohin ist es näher?“

„Nach der Mühle. In einer guten Viertelstunde können wir dort sein.“

„Schön! Wir werden uns eine Trage machen.“

„Geht das? Ohne Schnuren und Stricke?“

„Geht prächtig. Im Urwalde lernt man solche Dinge leicht fertigen.“

Es währte nur kurze Zeit, so hatte er aus abgeschnittenen Stangen und biegsamen Zweigen eine Tragbahre gefertigt, auf welche der Gefangene befestigt wurde. Hierbei kehrte ihm die Besinnung zurück.

„Willkommen, Master Geißler,“ meinte Walmy ironisch. „Seid hier auch von so einer Art Blitz getroffen worden: doch das soll Euch nicht das Geringste schaden; das versichere ich Euch!“

„Wer seid Ihr?“

„Werdet es bald erfahren.“

„Es stürzte mir etwas auf den Kopf, wie ich mich jetzt erinnere — —?“

„Ja,“ lachte Walmy. „Wie fanden Euch am Boden liegen und haben Euch aus reiner Mildthätigkeit auf diese rasch gefertigte Tragbahre gelegt, um Euch aus dem Walde zu bringen.“

„Wohin?“

„Nach dem nächsten Hause, das wird wohl die Höllenmühle sein.“

„Dorthin mag ich nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil — weil — — Donnerwetter, ich bin gefesselt! Wer hat das gethan?“

„Wir, mein Theurer.“

„Warum?“

„Natürlich nur deshalb, damit Ihr nicht von der Tragbahre herabfallt.“

„Ich falle nicht. Ich kann überhaupt gehen; ich brauche Eure Hilfe nicht mehr: ich muß meinen Weg weiter fortsetzen.“

„Wohin? wenn ich fragen darf.“

„Nach — nach — — das kann Euch gleichgiltig sein.“

„Da habt Ihr Recht. Wir brauchen es nicht zu wissen, weil wir es ja bereits schon wissen. Aber wir sind zu aufmerksam und mitleidig, als daß wir Euch mit Eurem armen Kopfe den weiten Weg nach Wildendorf machen lassen werden. Wie leicht konnte Euch ein zweiter Unfall begegnen!“

„Ich verlange, daß Ihr mich freilaßt!“

„Geduld, Alter! Ein barmherziger Samariter thut sein Werk nicht halb.“

„Laßt mich los!“

„Schrei nicht so, mein Junge, sonst sind wir gezwungen, Dich zum Schweigen zu bringen.“

„Ich will aber frei sein. Ich werde rufen, bis man mich hört!“

„Schön! Dann werden wir unsere Maßregeln darnach zu treffen haben.“

Er zog ihm das Taschentuch aus der Tasche, formte einen Knebel daraus und steckte ihm denselben in den Mund.

„So! Wie Du mir, so ich Dir. Erst hast Du dem Lieutenant einen Knebel gegeben, jetzt bekommst auch Du einen. Dieser Mann hier ist der Lieutenant. Jetzt merkst Du wohl, warum wir so sorgsam für Dich sind.“

Es war nur ein leises Stöhnen, mit welchem der Mörder antworten konnte. Er hatte zwar keine Ahnung des Zusammenhanges, aber er mußte sich sagen, daß er sich in einer nicht geringen Gefahr befinde. Er versuchte, seine Glieder zu bewegen, doch hatte diese Bemühung keine andere Folge, als daß er mit festen Ruthen noch strenger angeschnürt wurde.

„Ist der Weg nach der Mühle beschwerlich?“ frug Walmy Kurt.

„Nein, wenn wir nach der Straße gehen.“

„Ist es nicht besser, dies zu vermeiden?“

„Auch ich halte es für vortheilhafter, wenn wir die Mühle erreichen können, ohne Jemand zu begegnen. Der Vogt könnte vorzeitig erfahren, was geschehen ist, und dies müssen wir ja zu vermeiden suchen.“

„So ist die Frage, ob Du glaubst, unbemerkt die Mühle erreichen zu können?“

„Es ist möglich, wenn auch etwas beschwerlich.“

„Das darf uns nicht abhalten. Gehst Du voran?“

„Natürlich.“

„So fasse an. Vorwärts!“

Sie nahmen die Bahre auf und schritten vorwärts. Es war allerdings eine schlimme Aufgabe, welche sie zu lösen hatten. Sie mußten bald den gebahnten Pfad verlassen und quer durch den Wald dringen. Dann ging es über steile Felsen hinab auf sumpfige Wiesen, über Hecken und Gräben hinweg um die Stadt herum, denn sie mußten die Mühle von der Seite erreichen, welche der Stadt entgegengesetzt lag. Auch die Höllenschlucht umgingen sie und nun endlich hatten sie bis zur Mühle wieder einen gutgebahnten Pfad.

Franz Geißler hielt die Augen geöffnet. Er erkannte, daß die Gefahr sich von Augenblick zu Augenblick für ihn vergrößerte. Seine Fesseln trotzten jeder Anstrengung. Gab es keine Hilfe, keine Rettung für ihn? Er trug das Geld bei sich, welches er von dem Prinzen erhalten hatte. Wenn er es den beiden Trägern anbot? Aber er konnte ja nicht reden! Er begann zu wimmern. Walmy setzte die Bahre nieder.

„Was gibt es?“ frug er.

Ein Stöhnen war die Antwort, aus dessen Tone sie hören konnten, daß der Gefangene reden wolle.

„Ah, Du willst uns etwas sagen? Das hat Zeit bis nachher, alter Freund. Für jetzt sind wir nicht im Geringsten neugierig. Vorwärts, Kurt!“

Nach kurzer Zeit erreichten sie die Mühle, deren Lichter ihnen hell entgegen glänzten. Sie setzten die Bahre abermals nieder.

„Bleibe hier,“ meinte Walmy; „ich werde vorher rekognosziren.“

Er schlich sich leise und vorsichtig auf die hintere Seite des Mühlgartens zu, stieg dort über den Zaun und blieb dann zunächst horchend stehen, um sich zu vergewissern, daß sich Niemand in dem Garten befinde. Da vernahm er rechts von sich, außerhalb des Zaunes, ein leichtes Räuspern, und kurze Zeit später links von sich und außerhalb des Zaunes leise Schritte. Man hatte also Wachen ausgestellt, um jedes Nahenden sofort sicher zu sein.

Er legte sich auf den Boden nieder und kroch vorwärts. Nach dem Garten gingen fünf Fenster des Parterres; drei von denselben gehörten zur Wohn- und zwei zur Schlafstube. Die letzteren beiden waren geöffnet. Als Walmy nahe genug herangekommen war, konnte er die hellerleuchtete Wohnung, deren Fenster noch durch feinen Laden verschlossen waren, genau überblicken. Es befanden sich darin die Müllersleute, die beiden Mylungen, der Bowiepater, Holmers und sämmtliches Gesinde; sie wurden von zwei in Civil gekleideten Polizisten bewacht.

In diesem Augenblicke vernahm Walmy das nahende Rollen von Wagenrädern. Der oder die Wagen hielten vor der Thür der Mühle, und eine laute kräftige Stimme frug:

„Ist dieses Gebäude hier die Höllenmühle?“

„Ja,“ ertönte die Antwort.

„Ist der Müller zu Hause?“

„Ja. Wer sind Sie?“

„Das wird sich finden.“

„Allerdings, und zwar sofort!“

„Was — —? Das ist ja ein beinahe amtlicher Ton!“

„Ich frage, wer Sie sind!“

„Papperlapapp!“ erklang es lachend, und dann fuhr dieselbe Stimme fort: „Steigt aus und kommt herein.“

Der zweite Sprecher flügte hinzu:

„Und zwar alle, auch die Kutscher! Ich werde die Wagen einstweilen in Aufsicht nehmen.“

„Das ist ja förmlich polizeilich gehandelt. Sie werden mir Ihr Verhalten zu erklären haben!“

„Diese Erklärung werden Sie sofort nach Ihrem Eintritte erhalten.“

Einige Augenblicke später sah Walmy zehn Personen eintreten, den General von Helbig mit seinen drei Schwestern und dem Diener Kuno, den Steuermann Schubert nebst Karaven. Thomas Schubert und die beiden Kutscher.

„Ah,“ rief der General, „da sind sie ja Alle versammelt, die ich suche, und — —“ er hielt überrascht inne, als er den alten Mylungen erblickte, dann fuhr er fort: „Was? Mylungen? Gott

Digitized by Google

grüße Dich, alter Freund! Ich ahne den Grund Deiner Anwesenheit."

Sie schüttelten sich die Hände.

„Wir haben Dich erwartet," meinte der Graf. „Du kommst sehr recht, obgleich Du uns in einer Lage findest, welche nicht die angenehmste genannt werden kann."

„So!" sagte der General, als er auch die Uebrigen begrüßt hatte. „Was willst Du mit diesen Worten sagen?"

„Laß Dich auf eine Nachricht vorbereiten, welche uns Alle in die größte Aufregung versetzt hat."

„Welche?"

„Man sucht den Lieutenant."

„Kurt?"

„Ja."

„Man sucht ihn? Was soll das heißen? Weshalb sucht man ihn? Ist ihm ein Unglück geschehen?"

„Ich habe mich nicht deutlich genug ausgedrückt; ich hätte sagen sollen: diese beiden Herren hier suchen ihn."

Der General richtete sein Auge scharf auf die Genannten und fragte:

„Wer sind Sie?"

„Sie sind Beamte der hiesigen Polizei."

„Alle Teufel! Du willst doch nicht etwa sagen, daß der Lieutenant — — —?"

„Ich will sagen, daß die Höllenmühle mit allen ihren gegenwärtigen Insassen von diesen Herren und dem Gensd'armen, der Dich draußen empfangen hat, in Belagerungszustand erklärt worden ist."

„In Belagerungszustand —?" rief der General erstaunt.

„In Belagerungszustand — — —!" jammerte die erschrockene Freya.

„In Belagerungszustand — — —?" stöhnte die entsetzte Wanka.

„In Belagerungszustand — — —?" hauchte die dicke Zilla, indem sie die Hände über ihrem Eichhörnchen zusammenschlug, daß es laut klappte.

„Ja, in Belagerungszustand!" wiederholte der Graf.

„Weshalb?"

„Der Lieutenant soll — erschrick nicht — einen Mord begangen haben."

„Einen Mord?" frug der General, indem er einen Schritt zurücktrat.

„Einen Mord!" rief die Blaue.

„Einen Mord!" rief die Grüne.

„Einen Mord!" rief auch die Purpurne.

„Ja, einen Mord!" konstatirte der Graf.

„An wem?" frug Helbig.

„An einem Schenkwirth."

„An einem Schenkwirth?" wiederholte monoton der General.

„An einem Schenkwirth?" stöhnte die Lange.

„An einem Gastwirth?" ächzte die Kleine.

„An einem Restaurateur!" jammerte die Dicke.

„Weshalb?" erkundigte sich Helbig.

„Wegen eines Streites im Spiele."

„Das ist nicht wahr!" rief der General. „Kurt hat nie gespielt."

„Niemals!" bestätigte Freya.

„Kein einziges Mal!" bekräftigte Wanka.

„Im ganzen Leben nicht!" schloß auch Zilla sich an.

Da trat mit einem raschen Schritte Thomas Schubert in die Mitte der Stube. Er zog den Rock aus und warf ihn zu Boden, streifte die Aermel seines blauen Schwiedehemdes empor, streckte die nervigen Fäuste aus und rief:

„Wer sagt es, wer? Nämlich daß der Herr Lieutenant ein Mörder sein soll? Der Kerl mag herankommen, und Gott strafe mich, ich drehe ihm das Genick um! Ich pin Thomas Schubert! Heiliges Bataillon, der Herr Marinelieutenant und ein Mörder! Auch die Parpara weiß es, daß dies eine ganz verstuckte Lüge ist. Heran also mit dem Bengel, der das zu behaupten wagt! Ich maffakrire ihn auf der Stelle!"

Im Nu stand der Leibdiener Kurz an seiner Seite.

„Du hast Recht!" rief er. „Auch ich haue mit zu. Der Teufel soll den Elenden holen, der solche Schändlichkeiten zu behaupten wagt!"

Da öffnete sich die Thür, und ein schwarz gekleideter Herr trat ein. Ein Amtsdiener, welcher ein dünnes Aktenstück trug, folgte ihm.

„Was geht hier vor?" frug er, da er die lauten Stimmen gehört hatte.

Die beiden Polizisten machten ihm ein militärischer Honneur, und der Eine von ihnen antwortete:

„Herr Staatsanwalt, diese Herren sind soeben hier angekommen, die Nachricht von dem Geschehenen hat sie erregt."

Der Beamte wandte sich an den General:

„Welches Amt ich begleite, haben Sie soeben vernommen. Ich komme von dem Thatorte, wo ich den Sachbefund amtlich aufgenommen habe, und verfüge mich nach hier, um zu sehen, ob man sich des Thäters bereits bemächtigt hat. Wer sind Sie?"

„Mein Name ist von Helbig, General der Infanterie in nor — — —."

„Ah!" unterbrach ihn der Staatsanwalt, „der Name Ew. Excellenz ist zu berühmt, als daß er mir unbekannt sein sollte. Ich bedaure — — —."

Auch er wurde unterbrochen. Der alte Graf trat vor und meinte:

„Und ich bin Graf Mylungen, Oberst-Jägermeister Seiner Majestät. Dieser Herr ist mein Sohn; diese Damen sind — —."

„Halt!" rief da hinter ihnen eine Stimme. „Lassen wir alle diese Weitläufigkeiten, denn der Mörder ist entdeckt und aufgefunden."

Aller Augen wandten sich nach dem Sprecher. Es war Walmy, welcher durch das Fenster in das Schiafzimmer gestiegen und dann in die Stube getreten war.

„Walmy, es ist Walmy!" rief der junge Mylungen. „Wo hast Du gesteckt?"

„Ich konnte nicht bei Euch sein, weil ich mir die Aufgabe gestellt hatte, den Mörder zu fangen."

„Und Du hast ihn?"

„Ja."

„Er hat ihn!" rief die Blaue.

„Er hat ihn!" rief auch die Grüne.

„Er hat ihn!" wiederholte die Purpurne.

„Wer ist es?" frug der Bowie-Vater. „Doch nicht der Lieutenant?"

„Gott bewahre!" antwortete der Gefragte.

„Gott bewahre!" jauchte die Lange.

„Gott bewahre!" echote die Kleine.

„Gott bewahre!" triumphirte die Dicke.

„Mein Herr, wer sind Sie?" frug der Staatsanwalt.

„Ich bin Baron Friedrich von Walmy, mein Herr," lautete die Antwort, „und bereit, Ihnen alle mögliche Auskunft zu ertheilen."

„Sie sagen, daß man den Mörder ergriffen habe?"

„Ich sagte es."

„Wer ist es? Doch jedenfalls der Lieutenant Kurt Schubert?"

„Dieser ist es allerdings nicht, Herr Staatsanwalt," lächelte Walmy. „Es steht überhaupt wohl keinem Beamten zu, eine Behauptung aufzustellen, bevor nicht genügende Beweise beigebracht worden sind."

„Diese Beweise haben wir. Ich muß Ihre letztere Bemerkung hier etwas vorlaut erklären!"

Da trat Walmy auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Mein Herr, was wagen Sie! Nicht ich bin es, sondern Sie selbst sind vorlaut und voreilig. Sie haben es keineswegs mit einem Schulknaben zu thun; merken Sie sich das! Ich bin gewohnt daß man höflich mit mir verkehre. Ist Ihnen dies nicht möglich, so werde ich meine Mittheilungen an einer geeigneteren Stelle machen. Verstehen Sie mich?"

Der Staatsanwalt trat zurück. Die Adern seiner Stirn schwollen zornig an, und mit drohendem Tone frug er:

„Sie wollen mich in Gegenwart meiner Untergebenen beleidigen?"

„Ich habe weiter nichts beabsichtigt, als Ihre ungeeigneten Worte zu korrigiren, und dazu habe ich ein Recht."

„Darüber werden wir später verhandeln. Jetzt ersuche ich Sie, mir Ihre Mittheilungen nicht länger vorzuenthalten."

„Das, was ich zu sagen habe, ist nicht für Jedermanns Ohr. Lassen Sie Ihre Untergebenen und das Gesinde dieses Hauses sich entfernen."

„Warum?"

„Die Gründe dieser meiner Forderung sind eben auch nicht für das Ohr Derjenigen, um deren Entfernung ich Sie ersucht habe."

„Nun wohl, ich werde Ihre Bitte erfüllen, hoffe aber, daß sie sich als eine gerechtfertigte erweisen wird. Die Knappen, Knechte und Mägde bleiben natürlich unter polizeilicher Bewachung."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 48.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen
zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Auf einen Wink von ihm entfernten sich die von Walmy Bezeichneten, und die Zurückbleibenden nahmen in gespannter Erwartung des Kommenden so viel wie möglich Platz in dem einfachen Raume.

„Jetzt bitte ich zu beginnen, Herr Baron," sagte der Staatsanwalt.

„Vorher eine Frage, mein Herr!" antwortete Walmy.

„Sprechen Sie!"

„Ich meine, daß eine jede Gesetzgebung, also auch die Strafgesetzgebung, keinen Unterschied der Personen kennt. Vor dem Paragraphen ist jede Parteilichkeit ausgeschlossen?"

„Das versteht sich!"

„Ob der Bettler oder der Reichste, der Vornehmste, ein Dieb, ein Betrüger, ein Mörder sei, das ist gleich; Beide werden gleich bestraft?"

„Ganz gewiß! Aber wozu diese Fragen?"

„Sie werden das sofort hören. Der Mord, wegen dessen Sie sich hier befinden, steht im engsten Zusammenhange mit einem wenigstens gleich großen Verbrechen, wegen dessen Sie uns Alle hier versammelt sehen."

„Ah!"

„Dieser Mord ist nicht die Folge einer momentanen Aufregung, sondern er wurde vorher reiflich erwogen, durchdacht und besprochen."

„Sie setzen mich in Erstaunen, denn nach Ihrer Behauptung würde der Thäter nicht aus sich selbst heraus gehandelt haben. Er hat Mitschuldige?"

„So ist es."

„Sie machen mich immer mißbegieriger, mein Herr. Bitte, erzählen Sie!"

Die Andern alle waren wenigstens eben so neugierig wie er. Walmy begann:

„Vor kurzer Zeit wurde Schloß Helbigsdorf, die Besitzung des hier gegenwärtigen Herrn Generales von Helbig, ein Raub der Flammen — — —"

„Ich habe davon gehört."

„Das Feuer wurde angelegt, um sich bei dieser Gelegenheit der einzigen Tochter des Herrn Generales bemächtigen zu können."

„Unmöglich! Brandstiftung und Menschenraub."

„Gewiß. Der Thäter, der Frauenräuber entführte die Dame hierher. Wir folgten ihm. Der Marinelieutenant Kurt Schubert war der erste von uns, welcher hier anlangte. Der Räuber erfuhr dies und beschloß, ihn unschädlich zu machen. Dies sollte nicht durch einen Mord oder etwas dem Aehnliches geschehen, sondern es wurde beschlossen, ihn unter den Verdacht eines Mordes zu stellen, damit die Polizei sich seiner bemächtigen möge."

„Das klingt ja vollständig romanhaft!"

„Ist aber leider kein Roman. Es gibt einen Menschen, welcher dem Lieutenant vollständig ähnlich sieht — —"

„Ah, Franz Geißler!" rief der Müller, der nicht an sich halten konnte.

„Sie sehen, Herr Staatsanwalt," fuhr Walmy fort, „daß bereits eine meiner Behauptungen bestätigt wird. Dieser Franz Geißler, dessen Namen ich übrigens noch nicht genannt haben wollte, befand sich in der Residenz. Er wurde heimlich gepolt und mußte sich in dasselbe Grau kleiden, welches der Lieutenant trägt. Dieser Letztere wurde heut überfallen, gefesselt und an einem sichern, verborgenen Ort versteckt, damit es ihm unmöglich sei, sein Alibi zu beweisen."

„Gefangen genommen!" rief die Hände zusammenschlagend, Freya.

„Gefesselt!" jammerte die kleine Wanka.

„Versteckt!" klagte die dicke Zilla.

„Nach eingetretener Dunkelheit," fuhr Walmy fort, „ging der erwähnte Geißler in das betreffende Zelt, mit einem Revolver bewaffnet. Er spielte, fing Streit an und erschoß den Wirth. Darauf entfloh er. Er hatte sich für Kurt Schubert ausgegeben, um den Verdacht sofort auf den Herrn Marinelieutenant zu lenken. Wie Sie wissen, ist ihm dies so vollständig gelungen, daß sogar Sie selbst sich täuschen ließen."

„Aber, mein Herr, das klingt ja wirklich ganz so, als sei Ihre Erzählung aus der Feder von Alexander Dumas oder Eugen Sue geflossen!"

„Ganz so; Sie haben Recht. Und dennoch rede ich die Wahrheit, ohne allen Schmuck, ohne alle Hinzufügung. Also dieser Geißler entfloh und wandte sich dahin, wo er bereits erwartet wurde, nämlich nach dem Orte, an welchem man den Lieutenant versteckt hatte. Dieser wurde in die Nähe der Mühle getragen, wo man ihn von seinen Fesseln befreite, nachdem man ihm als Beweis seiner Schuld den Revolver,

Digitized by Google

dessen einer Lauf abgeschossen war, in die Tasche gesteckt hatte. Natürlich nahm man an, daß er sich sofort nach der Mühle begeben werde, wo die Polizei, wie es ja auch geschehen ist, sicher bereits auf ihn wartete."

„Schrecklich!" äußerte sich die im hohen Grade aufgeregte Freya.

„Entsetzlich!" stimmte Wanka bei.

„Ganz teuflisch!" bestätigte Zilla.

Thomas Schubert streckte seine braunen muskulösen Arme aus.

„Ich schlage diese Hallunken todt, sopald ich sie erwische; das versprech ich pei meiner Ehe mit Parpara Seidenmüller, meiner einzigen und vielgeliepten Frau und Gemahlin! Wenn es mir einfällt, schlage und stampfe ich das ganze verfluchte Gesindel zu Prei. Gottstrampach, das ist keine Lüge!"

Der Anwalt schüttelte den Kopf.

„Wenn Ihre Erzählung wirklich die Wahrheit enthält, Herr von Walmy," meinte er, „so haben wir es mit den schlauesten, gewissenlosesten und raffinirtesten Schurken zu thun, die mir jemals vorgekommen sind. Sprechen Sie weiter? Warum kam der Herr Lieutenant nicht zur Mühle?"

„Er hatte in seinem Versteck lange Zeit zum Ueberlegen gehabt und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß er es mit Verbündeten jenes Frauenräubers zu thun habe. Als er sich dann von der Augenbinde und den Fesseln befreit sah, erkannte er zwei dunkle Gestalten, welche schleunigst in der Finsternis verschwanden. Er fühlte den Revolver in seiner Tasche. Diese Entdeckung brachte ihn auf den sehr richtigen Gedanken, daß in seinem Namen ein Verbrechen begangen worden sei, und daß man ihn eingesperrt habe, damit er sein Alibi nicht beweisen könne. War diese Vermuthung begründet, so befand sich die Polizei sicherlich bereits in der Mühle und daher also hatte man ihn bis in die Nähe derselben geschleppt."

„Ich gratulire dem Herrn Lieutenant sehr zu seiner guten Kombinationsgabe," meinte der Anwalt.

„Ch," meinte der Schmied, „der Herr Lieutenant ist pereits als Junge ein gescheidter Kerl gewesen!"

„Immer klug," bestätigte die Lange.

„Sehr klug," nickte die Kleine.

„Außerordentlich klug," behauptete die Dicke.

„Was that er nun?" frug der Beamte.

„Während man ihn zur Mühle schleppte, hatte er vorsichtiger Weise die Schritte gezählt. Er hatte ferner gemerkt, daß man ihn sehr steil abwärts trug. Er kehrte zurück und entdeckte in Folge dessen den Ort, an welchem er verborgen gewesen war. Eine weitere Kombination ließ ihn die Personen errathen, mit denen er es zu thun gehabt hatte. Er wollte sich überzeugen, ob er sich nicht irre und eilte nach der Wohnung der beiden Männer. Da sie einen bessern Weg, einen Umweg eingeschlagen hatten, so gelang es ihm, eher anzulangen als sie. Er belauschte sie und wurde dabei vollständig von allem Beabsichtigten und Geschehenen unterrichtet. Zugleich hörte er, daß Geißler, der wirkliche Mörder, sich wieder umkleiden und sofort nach der Residenz zurückkehren werde. Um nicht gesehen zu werden, wollte er den Weg durch den Wald, an dem Blitzkreuz vorüber, einschlagen. Der Lieutenant beschloß, ihn dort zu erwarten und fest zu nehmen."

„Ein schwieriges Unternehmen," meinte der Anwalt. „Warum holte er sich nicht Hilfe?"

„Man hielt ihn für den Thäter, man hätte ihn festgenommen, ihm nicht geglaubt. Uebrigens ist Kurt sehr stark und, was ich noch zu erwähnen habe, er traf auf mich."

„Auf Sie? Wo befanden Sie sich, Herr Baron?"

„Ich stand hier im Garten, als der Gensd'arm eintrat um ihn zu arretiren. Ich hörte jedes darauf bezügliche Wort, und da ich an die Schuld meines Freundes unmöglich glauben konnte, so eilte ich ihn aufzusuchen."

„Sie wußten wo er sich befand?"

„So ungefähr. Ich traf ihn wirklich, wie ich bereits erklärte. Er erzählte mir in Eile das Nöthige, und dann suchten wir das Blitzkreuz auf um den Thäter festzunehmen."

„Kam er?"

„Ja."

„Sie nahmen ihn gefangen?"

„Natürlich!"

„Wohin brachten Sie ihn?"

„Hierher."

„Ich sehe ihn doch nicht. Wo befindet er sich?"

„In der Nähe der Mühle, unter der Bewachung des Lieutenants."

„Schnell! Holen wir ihn herbei!"

„Halt, Herr Staatsanwalt! Noch sind wir nicht so weit."

„Was noch?"

„Ich wünsche, daß der Gefangene zunächst nur von uns, nicht aber von Leuten gesehen werde, deren Plauderhaftigkeit uns das Ergebniß der noch weiter vorzunehmenden Recherchen vereiteln könnte. Der eigentliche Thäter, der Anstifter des Mordes ist nämlich eine sehr hochgestellte Persönlichkeit."

„Wer ist es?"

„Sie sind hier in der Stadt angestellt?"

„Ja, beim hiesigen Bezirksgerichte."

„Der Name Franz Geißler wurde genannt. Kennen sie den Mann?"

„Es gibt wohl mehrere Geißler hier, einen Schuhmacher, einen Weber, einen Kaufmann Geißler. Auch der Schloßvogt heißt so."

„Nun, der Gefangene ist der Neffe des Schloßvogtes, er hat den Schenkwirth erschossen und in Gemeinschaft mit seinem Onkel den Lieutenant gefangen und verborgen gehalten."

Der Beamte sprang empor. Auf seinem Gesichte war die höchste Ueberraschung zu lesen. Seine Augen standen weit auf, und sein Mund hatte sich geöffnet.

„Ist es möglich! Höre ich recht? Der Schloßvogt?"

„Er und kein Anderer."

„Er, der Schloßvogt hat den Mord angestellt?"

„Nein."

„Ich verstehe Sie nicht. Wer sonst?"

„Er half ihm mit ausführen. Der Anstifter war ein noch Höherer."

„Ein noch Höherer! Mein Himmel! Sie meinen doch nicht etwa — —"

„Wen? Herr Staatsanwalt, wen wollten Sie jetzt nennen?"

„Nennen Sie ihn selbst!"

„Nun wohl. Herr Anwalt, der Sie die Gerechtigkeit des Gesetzes, die öffentliche Anklage zu vertreten haben, ich klage den Prinzen Hugo von Söderland, welcher gegenwärtig auf Burg Himmelstein anwesend ist, der Anstiftung des Mordes an. Ich klage den Diener des Prinzen, Franz Geißler, des wohlüberlegten Mordes an; er hat ihn von dem Prinzen bezahlt erhalten und trägt das Blutgeld in seiner Tasche bei sich. Ich klage den Schloßvogt Geißler der Beihilfe zum Morde an; auch er ist bezahlt worden. Die Anklage wegen gewaltsamer und ungesetzlicher Freiheitsberaubung mag der Marinelieutenant Kurt Schubert selbst erheben. Er ist im Stande, Ihnen die unumstößlichsten Beweise beizubringen."

Diese Worte machten auf alle Anwesenden einen unbeschreiblichen Eindruck. Am meisten erschrocken aber war der Staatsanwalt.

„Herr Baron," rief er, „das sind ja ganz fürchterliche, ganz entsetzliche Anklagen. Sie setzen mich denselben vollständig rathlos gegenüber!"

„Rathlos? Einen Staatsanwalt? Erinnern Sie sich der einleitenden Frage, welche ich aussprach? Ich verlange gleiches Verfahren, gleiches Recht und gleiche Strafe, ganz egal, ob Hoch oder Niedrig."

„Zunächst müßte die Wahrheit Ihrer Aussage erwiesen werden."

„Wir werden diese Wahrheit beweisen."

„Das mag sein, aber selbst in diesem Falle sind Rücksichten zu nehmen, Rücksichten, die sich auf die hohe Stellung, auf die allerhöchste Verwandtschaft des Angeklagten beziehen."

„Ah! Ich danke Ihnen für die freundliche Aufklärung, welche Sie mir da über die Rechtsverhältnisse dieses Landes geben! Den armen Teufel, welcher im höchsten Stadium der Noth, im tiefsten Elende, getrieben von der Pein und den Schmerzen des Hungers nach dem Brode greift, welches er nicht bezahlen konnte, den wirft man in das Verließ, ohne Gnade und Barmherzigkeit, ohne Rücksicht auf die „niedrige Stellung" und die „allerniedrigste Verwandtschaft", die der so leicht begreifliche und bedauernde Grund seines Vergehens ist; dem hohen Herrn aber, der nur im Uebermuthe, in Verachtung und Verlachung jeder bestehenden Ordnung Menschen raubt und Menschen mordet, dem will man seine teuflischen Vergnügungen unbehrkt hingehen lassen seiner „hohen Stellung" und „allerhöchsten Verwandtschaft" wegen! Herr, ich sage Ihnen zum zweiten Male, daß Sie es nicht mit Schuldurden zu thun haben! Wollen Sie auf hohe Stellung Rücksicht nehmen, so steht hier der General von Helbig, Excellenz, der seine Tochter von Ihnen fordert, so — —"

„Halt," fiel ihm der Anwalt ein; „Sie irren, wenn Sie meinen, daß ich so ohne Weiteres eine That zu verfolgen hätte, welche jenseits der Grenze, also in einem anderen Lande begangen wurde. Ich kenne meine Pflicht und ich werde sie erfüllen, aber eben diese Pflicht verbietet mir, in einem so schwierigen Falle, der mit so ungeheurer Verantwortlichkeit verbunden ist, besinnungslos und eigen-

Digitized by Google

mächtig zu handeln. Ich werde sofort dem Generalstaatsanwalt telegraphiren; dieser mag kommen und bestimmen, was zu geschehen hat."

„Und unser Gefangener?"

„Er soll verhört werden. Sowohl er als auch der Lieutenant Kurt Schubert werden nach dem Amtsgefängnisse gebracht, um gleich morgen — —"

„Nach dem Gefängnisse? Beide?" unterbrach ihn Walmy.

„Ja."

„Als Gefangene?"

„Natürlich!"

„Schön, Herr Staatsanwalt! Leider aber bin ich einer andern Ansicht. Ich sage Ihnen, daß ich Sie mit dieser meiner Faust zu Boden schlage, wenn Sie es wagen sollten, meinen Freund anzurühren. Verstanden?"

„Herr, Sie wollen mir drohen!"

„Allerdings! Ich war Prairiejäger; meine Faust hat Uebung, Herr!"

„Wissen Sie, daß ich Sie arretiren lassen werde?"

„Oder ich Sie!"

Da trat der Schmied Schubert zu Walmy:

„Herr von Walmy, soll ich diesem Manne da einen Klapps geben, daß er denkt, Burg Himmelstein ist ihm auf die Nase gefallen? Wer meinen Lieutenant einsperren will, den haue ich zu Schmuspstapat!" (Fortsetzung folgt.)

Regen und Sonnenschein.

Von

Eduard Paril.

(Fortsetzung.)

Auf diese Antwort war Simon durchaus nicht vorbereitet, und wohl deshalb vergaß er ganz und gar dem in seinen Antlitz aufsteigenden Ingrimm ein minder verrätherisches Lächeln aufzusetzen. Die Krawalle wurde ihm mit einem Male zu eng, zwischen dieser und dem Hause fuhr er mit dem Finger umher, — aber da plötzlich schoß es unter seinen grauen buschigen Brauen wie Triumph hervor. Nach einem Spott und Freude verrathenden Blick auf Waldroff sprach er wie Jemand, der sich tief gekränkt fühlt:

„Ihr verkennt mich ganz und gar, mein lieber Waldroff. Meinen Vorschlag habe ich in bester Absicht gethan. Ich möchte Euch gerne helfen, glaubt es mir. Trag' ich mich doch mit Plänen herum, die allein es mir zur Pflicht machen Euch hilfreich beizuspringen. Ihr sollt gleich Weiteres erfahren!"

Mit diesem Ausruf trat er ans Fenster und winkte auf die Straße hinaus.

Ein Weilchen später stand Hans, Simons einziger Sohn, an seines Vaters Seite.

„Da steht der Hans," sprach der Kornthändler protzig, „der Hans, mein einziger Sohn, der Erbe meines ganzen Vermögens, das, wie Euch wohl bekannt sein dürfte, auf Hunderttausend geschätzt sein will. Hans will Eure Rosa zur Frau haben. Na? he, was sagt Ihr jetzt? Sagt Eure Meinung nur frei heraus! Dort steht Eure Rosa, hier mein Hans —"

Ja, da stand der Hans, der abgesehen von dem verschiedenen Alter seinem Vater körperlich bis aufs Haar ähnlich sah. Hinterlistig, boshaft und rachsüchtig wie der Vater erst mit der Zeit wurde, war aber der Sohn schon jetzt in seinem zweiundzwanzigsten Jahre. Und wie seinerzeit sein Vater, der häßlichste Bursche im Dorfe, just für das schönste Mädchen eine unbezwingliche Leidenschaft faßte, so erging es dem Sohne. Und beide waren eigentlich nur sinnlich, obschon sie sich beredeten, daß sie lieben. Weil sie mißtrauten wollten sie gefallen, wollten ertrotzen, was ihnen verweigert war. Den Hans entflammte die schöne Rosa, die Tochter Waldroffs, was dem alten Simon keineswegs angenehm war. Allein, kalkulirte er, verkauft mir der Müller seine Felder, Gärten und seinen Wald, nimmt er das Darlehen auf sein Haus und seine Mühle an und nimmt er meinen Sohn zum Eidam, so habe ich des Müllers Besitzthum um einen Spottpreis in Händen, mein Sohn hat eine schöne Frau und die ganze Waldroffsche Familie müsse nach meiner Pfeife tanzen. Und tanzen ließ ich sie, daß ihnen gar oft der Angstschweiß herabrinnen und Galle ihr Blut vergiften würde.

Und jetzt stand der alte Simon da mit lächelndem breiten Munde und mit gierig unherflitzendem Blicken. „Na, Waldroff," rief er noch. „Redet! Redet!"

Es war augenscheinlich, daß dem Müller Zorn und Ueberraschung über diesen Antrag die Sprache raubten. Seine Mutter und seine Frau traten wie beschwichtigend an seine Seite, indessen Rosa mit Christine leise plauderte und eine Miene zur Schau trug, als ginge sie die Werbung gar nichts an.

„He, Rosl!" rief Hans ungeduldig. „Was sagst denn zu meiner Liab?"

Bei dieser Frage machte Waldroff eine Bewegung gegen den jungen Simon, wie wenn er sich auf diesen stürzen wollte.

„Lust hätte ich," rief er dann, „Dir, Du tückischer boshafter Bursche, mit etwas Anderem als mit Worten die Antwort zu geben. Nicht Deiner Gestalt wegen — es wäre traurig, wenn ein minder hübsch geformter Mann keine Frau nach seinem Geschmacke fände! — sondern nur in Folge Deines Charakters möchte ich Dich nicht, und wenn Du Millionen besäßest, zum Schwiegersohn haben. Jetzt wißt Ihr, wonach Ihr Euch zu richten habt."

Der alte Simon preßte seine bleich gewordenen bebenden Lippen fest auf einander, indessen sein Sohn jählings die Farbe wechselte und alle seine Tücke in seinen Augen aufblitzen ließ.

„Aha, Alter! Merkst woher der Wind pfeift?" rief der Sohn dem Vater zu. „Ein rechter, rechtschaffener Bauernbursch für die vornehmen reichen Müllersleut halt gar zu schofel. Da muß schon ein so langer feiner Stadtherr kommen, wie der, mit welchem die ehrbare Rosl am Teich beim Städtchen Neustadt drüben immer zusammenkommt. Nicht wahr, Rosl, der gefallt Dir halt besser!"

„Freilich gefallt er mir besser als Du," versetzte Rosa.

„Und denkst gut, ihn zu heirathen?"

„Das denk' ich. Uebermorgen schon ist unsere Verlobung.

„Und er liebt Dich —?"

„Von ganzem Herzen."

„Und Du ihn auch?"

„Wie es Worte kaum sagen können."

„Hörst's Vater!" rief Hans bebend vor Wuth. Und die Hand nach dem Gemälde ausstreckend, das Waldroff als jungen Mann vorstellte, rief er weiter: „Schau jenes Bild an! Ganz so wie dieser Mann auf dem Bilde sieht der Lange aus, mit dem ich die Rosl schon zweimal am Teich gesehen hab! Und jedesmal, wenn mir dieses Windspiel von einem Mann vor den Augen tanzt, juckt es mich in der rechten Faust. Aber! Treffe ich ihn noch einmal! Gott steh' ihm bei! Wie ein Wurm muß er sich unter meinen Füßen krümmen." Wie ein Geziich drangen jene Worte zwischen den gelblichen Lippen des Hans hervor, und er ballte seine Hand und erhob sie, wie wenn er im Augenblicke Jemanden zu Boden schmettern wollte.

„Da zieh Dir nur zu dieser Arbeit einen dicken Pelz an, damit die Schläge, die es da sicherlich absetzen würde, Dir nicht gar zu wehe thun!" rief Rosa den tückisch blickend und wuthschnaubend davonschreitenden beiden Simons nach.

„Dieser Haß, der in den Augen dieser zwei Menschen lodert!"

„Mir wird angst und bange," fiel Frau Waldroff ihrer Schwiegermutter ins Wort. „Wie eine Ahnung überfällt es mich, daß wir sehr bald durch die Tücke dieser Beiden zu leiden haben werden."

„Hinter Schloß und Riegel sollte man diese rohen gewaltthätigen boshaften Gesellen stecken!" warf die alte Elsbeth ein. „Schon der Blick und der Hauch der beiden Simon ist nichts besser als Gift. — Laßt Rosa ja nicht mehr allein aus dem Hause gehen."

„Wie, Du glaubst doch nicht, daß der alte Simon oder dessen Sohn meiner Tochter etwas zu Leide thun würden?"

„Denkt immerhin, daß sie die schlimmsten Anschläge auf Eure Tochter und auf Euer Haus schmieden! Ich kenne die Simons gut, und ich trete ihnen keinenfalls zu nahe, wenn ich von dem Haß und Ingrimm, mit dem sie das Haus verliehen, Mord und Brand und Schändung, kurz jedes Verbrechen erwarte. Beherzigt meine Warnung! Laßt Rosa nicht allein aus dem Hause gehen!"

Entsetzlich! Elsbeth, Deine Befürchtungen erfüllen mich mit namenloser Angst! Waldroff —"

„Beruhige Dich! Ich werde mein Haus und meine Familie vor der Bosheit dieser beiden Gesellen zu schützen wissen. — Rosa, ist es wahr, daß Dich Hans Simon am Teiche in der Nähe des Städtchens in Gesellschaft eines Mannes gesehen hat?"

„Ja," erwiderte ruhig das Mädchen.

„Und wer ist dieser Mann?"

„Vater —!"

„Wer ist dieser Mann?"

„Ich kann seinen Namen heut nicht nennen."

„Du kannst nicht? Du kannst nicht, wenn ich es Dir befehle?"

„Ich darf nicht, Vater! Uebermorgen sollst Du diesen Mann kennen lernen."

Die Stirne Waldroffs zog sich in finstere Falten zusammen.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 49.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Da nahm der General das Wort:

„Herr Anwalt, vermeiden Sie alle Schärfe; es ist für beide Theile vortheilhafter. Sie hören aus dem Erzählten, daß der Lieutenant unschuldig ist, es wird Ihnen dies sogar sofort bewiesen werden. Wollen Sie sich trotzdem seiner Person versichern, so leiste ich mit meinem Ehrenworte alle Bürgschaft, daß er Ihnen zu jeder Zeit zur Verfügung stehen wird. Ich hoffe, dies ist Ihnen genug."

Der Beamte verbeugte sich höflich.

„Ihr Ehrenwort genügt, Excellenz."

„Und dieser Franz Geißler?"

„Ich lasse ihn in die Zelle schaffen."

Der General lächelte.

„Wollen Sie nicht auch ihn mir anvertrauen, Herr Staatsanwalt?"

Der Gefragte blickte überrascht empor.

„Ihnen? Warum? Wieso?"

„Sie vertreten Ihr Interesse und ich das meinige, oder vielmehr das unserige. Sie erblicken hier eine ganze Anzahl von Personen, welche so oder anders irgend eine Abrechnung mit dem Prinzen zu halten haben. Es liegt in unserem Interesse, daß derselbe von dem Vorgefallenen nicht das mindeste erfährt, und daher möchte ich Ihnen den Gefangenen auf einen Tag vorenthalten."

„Excellenz, er gehört in das Untersuchungsgefängniß!"

„Der Prinz ebenso!"

„Noch habe ich keine hinlänglichen Unterlagen, um einen Schritt gegen ihn thun zu können. Uebrigens habe ich ja bereits des Herrn Generalstaatsanwaltes erwähnt."

„Keine Unterlagen? Hier stehe ich, eine Excellenz, hier sind die beiden Grafen Mylungen, hier ist ein Baron, die Andern gar nicht gerechnet. Wir verlangen die Arretur des Prinzen, wir klagen ihn des Mordes an. Ist dies nicht genug?"

„Al — ler — dings," dehnte der Beamte in höchster Verlegenheit. „Jedoch muß ich bemerken — —"

„Nichts bemerken Sie weiter! Lassen Sie den Lieutenant mit dem Gefangenen holen. Das Andere wird sich dann sicherlich leicht finden."

„Wo sind die Beiden, Herr von Walmy?"

„Herr Anwalt," antwortete dieser, „Sie haben den Wunsch Seiner Excellenz gehört, daß außer uns Niemand von dem Geschehenen etwas erfahren soll. Sie haben zwei Posten an den Garten gestellt?"

„Der Gensd'arm hat dies gethan."

„Lassen Sie diese Posten einziehen, so befinden sich die beiden Genannten in fünf Minuten in diesem Zimmer!"

„Sicher?"

„Gewiß!"

„Ihr Ehrenwort?"

„Ich gebe es."

„So kommen Sie!"

Der Anwalt verließ mit Walmy das Zimmer. Während der Erstere den betreffenden Befehl ertheilte, drückte der Letztere zunächst die Läden zu und suchte dann den Lieutenant auf. Er fand ihn an derselben Stelle, an welcher er ihn verlassen hatte.

„Walmy?"

„Ja."

„Du warst verteufelt lange. Wie steht es?"

„Ich konnte nicht eher. Höre!"

Er erzählte ihm das Nothwendigste in aller Eile, dann nahmen sie den Gefangenen auf und brachten ihn durch eine Seitenpforte in den Garten. Hier stieg Walmy in das Schlafzimmer, um sich Franz Geißler durch das Fenster reichen zu lassen, dann folgte ihm Kurt.

„So, da haben wir ihn unbemerkt hereingebracht. Nun komm!"

Sie traten in die Stube.

„Lieber Kurt!" rief Freya, auf ihn zueilend und ihn umarmend.

„Mein lieber Kurt!" rief auch Wanka, indem sie ihn fest umschlang.

„O, lieber Kurt!" rief Zilla, ihn von hinten umfassend, da sonst kein Platz weiter war.

„Sie haben Dich überfallen?" frug die Lange.

„Eingesteckt?" die Kleine.

„Herumgeschleppt?" die Dicke.

„Du sollst gespielt haben, denke Dir nur!" stürnte die Blaue.

„Todtgeschlagen!" die Grüne.

97

Digitized by Google

„Gemordet!“ die Purpurne.

Er war gerührt von diesen Beweisen der Liebe und Anhänglichkeit und meinte, indem er die Angekommenen der Reihe nach umarmte und begrüßte:

„Ja, Ihr Theuren, man hatte ein sehr schlimmes Komplott gegen mich geschmiedet, aber Gott hat es zu Schanden gemacht.“

„Und dieser Mann will Dich noch jetzt einstecken!“ sagte Freya.

„Arretiren,“ fügte Wanka hinzu.

„Einsperren,“ bestätigte Zilla.

„Wer?“ frug er.

„Ich bin gemeint, Herr Lieutenant,“ meinte der Anwalt. „Ich bin nämlich der Vertreter der hiesigen Staatsanwaltschaft. Man machte mir die Anzeige, daß ein Marinelieutenant Schubert einen Mord begangen und sich dann in die Höllenmühle geflüchtet habe; ich begab mich nach hier, um an Ort und Stelle meine Bestimmungen zu treffen, und erhielt von Ihren anwesenden Freunden Mittheilungen, die mich an Ihrer Schuld beinahe mit Sicherheit zweifeln lassen. Wollen Sie die Güte haben, mir Ihre Erlebnisse von heut ausführlich zu erzählen!“

„Ich denke, Freund Walmy hat dies bereits gethan?“

„Allerdings, doch läßt sich erwarten, daß Sie es ausführlicher thun und daß vielleicht dies oder jene Bemerkung einfließen können, welche ein schärferes Licht auf diese ebenso traurige wie für Sie fatale Angelegenheit wirft.“

„Nun wohl, ich werde Ihrem Wunsche nachkommen.“

Er begann seinen Bericht. Hatte der Anwalt noch Zweifel gefühlt, so waren sie, als Kurt geendet hatte, sicherlich verschwunden, denn er reichte ihm die Hand und sagte:

„Herr Lieutenant, ich bin überzeugt, daß Sie unschuldig sind. Also Sie glauben, daß der Steinbruch wirklich derjenige Ort ist, an welchem Sie gefangen gewesen sind?“

„Sicherlich.“

„Sie haben den betreffenden Rocksetzen noch?“

„Hier ist er.“

„Der Verlust des Stiefelabsatzes ist Thatsache?“

„Gewiß.“

„Der Gefangene liegt hier nebenan?“

„Ja.“

„Bringen Sie ihn herein!“

„Gebunden?“

„Geben Sie ihm nur die Füße frei.“

Kurt trat mit Walmy in die Kammer. Als sie mit dem Mörder zurückkehrten, ließ sich ein allgemeines „Ah!“ der Verwunderung hören, welches der Aehnlichkeit galt, die zwischen Kurt und Geißler herrschte. Der Staatsanwalt begann ein Verhör, erhielt aber auf alle seine Fragen keine einzige Antwort. Geißler hatte, dort neben der Thür liegend, die ganze Erzählung des Lieutenants Wort für Wort vernommen und hielt es heut für das Beste, keinen Laut über seine Lippen kommen zu lassen. Der Anwalt ließ ihn wieder abtreten und fesseln. Dann wandte er sich an den General:

„Excellenz, Sie halten Ihr Ehrenwort?“

„Zweifeln Sie?“

„Nicht im Mindesten. Aber geben Sie mir auch in Beziehung auf diesen Geißler Ihr Ehrenwort, wenn ich ihn in Ihrer Verwahrung zurücklasse?“

„Ja.“

„Nun gut. Ich werde mich jetzt mit den Meinen zurückziehen, bitte aber, Sie sofort nach Ankunft des Generalanwaltes wieder belästigen zu dürfen.“

„Sie werden uns willkommen sein.“

Der Beamte entfernte sich mit seinem Begleiter, auch der Gensdarm zog mit den Polizisten ab. Nun jetzt erst brach unter den Zurückbleibenden eine wahre Sturmflut von Begrüßungen, Fragen und Antworten los, die sich erst legte, als die Müllerin die beiden Tische aneinander schob, um sie für das verspätete Abendbrod zu decken. Freilich wurde demselben nur sehr wenig zugesprochen. Der General genoß gar nichts, ebenso Kurt. Dieser drückte dem Ersteren die Hand.

„Du denkst an Magda, nicht wahr, Papa.“

„Kurt, wie mag es ihr gehen?“ seufzte Heldig.

Des Lieutenants Augen funkelten.

„Wehe diesem prinzlichen Schurken, wenn er es gewagt hat, sie nur mit den Fingerspitzen zu beleidigen!“

„Was thun wir?“ frug Walmy. „Wir warten doch nicht etwa die Ankunft dieses Generalstaatsanwaltes ab? Wer weiß, was dem gnädigen Fräulein bis dahin geschehen kann!“

„O!“ seufzte die Lange. „Sie kann auch ermordet werden!“

„Erstickt!“ wehklagte die Kleine.

„Vergiftet!“ lammerte die Dicke.

„Ja, was sollen wir thun?“ frug der General. „Wir können doch nicht gewaltsam in Burg Himmelstein eindringen?“

„Oho!“ rief Thomas, der Schmied. „Gept mir einen schweren Schmiedehammer, und ich zerpoche das Thor dieser Raupmörderburg, daß die Fetzen wie die Schneeflocken fliegen und herumwirbeln sollen. Dann dringen wir ein und schlagen alles Lebendige, bis es todt ist. Das ist meine Meinung!“

„Ich mache mit!“ sagte Kurz, der Leibdiener. „Die ganzen Kanaillen da oben soll der Teufel holen. Verstanden, he?“

Da erhob sich Schubert, der Steuermann.

„Ich habe zu dem großen Garne, welches heut abgewickelt worden ist, noch kein Wort gesagt, nun aber ist meine Meinung, daß wir die Anker lösen, die Segel hissen und das Piratenschiff Himmelstein anfegeln. Wir legen Bord an Bord, entern und knüpfen Alles, was wir finden an die Fockrae, wie es ehrlicher Seemannsbrauch ist. Wer meinen Herzensſohn zum Mörder machen will, der muß hängen. Dabei bleibts!“

Auch Bill Holmers, der Riese, ergriff das Wort.

„Meine Meinung geht dahin, daß wir allerdings dieses Indianerneſt umrennen. Auf das Gesetz können wir uns nicht verlassen, Ihr habt es ja gehört, daß Rücksichten genommen werden sollten. Bis da die Sache klar geworden ist, wird die kleine liebe Miß verdorben und gestorben sein. Bedenkt in wessen Händen sie sich befindet. Well!“

Das war zu viel für den General. Er schlug auf den Tisch daß es dröhnte, und meinte:

„Recht habt Ihr Alle. Dieser Bube fragte nicht nach dem Gesetze, als er Helbigsdorf niederbrannte und meine Tochter raubte, warum soll ich jetzt das Gesetz fragen, ob ich Recht bekommen soll. da unterdessen mein Kind zu Grunde gehen wird. Folgt mir! Ich werde ohne Gesetz und Richter Gerechtigkeit üben. Vorwärts.“

Er erhob sich. Karaveyi ergriff ihn am Arme.

„Excellenz, eilen wir nicht zu sehr! Wird man uns einlaſſen? Wollen wir die Thore zerschmettern und die Mauern stürmen? Es gibt einen andern Weg.“

„Welchen?“

„Zarba hat ihn mir genannt. Es mündet in den Steinbruch ein Gang, der sowohl nach den beiden Klöstern als auch nach dem Schloß führt. Wir werden ihn finden.“

„Vielleicht ist es der Ort, an welchen ich gebracht worden bin,“ sagte Kurt.

Da trat der Bowie-Vater aus der Ecke hervor.

„Excellenz, wollen Sie wirklich in das Schloß?“

„Ja, unter allen Umständen, und sollte es mein Leben kosten.“

„Gut! Ich werde Ihnen den Weg zeigen.“

„Sie? Sie, der Amerikaner? Wie wollen Sie hier den Führer machen?“

Der Pater nahm sehr ruhig sein Bowiemesser hervor, prüfte die Schärfe desſelben am Fingernagel und unterſuchte dann sehr genau die Zuverläſſigkeit seiner beiden Revolver. Er war Allen bisher ein ungelöstes Räthsel gewesen, daraus hingen ihre Augen mit gespannter Erwartung an seinen steinernen unbeweglichen Gesichtszügen.

„Ich? Hm!“ machte er endlich. „Wer mich kennt, der hat erfahren, daß ich stets weiß woran ich bin. Ists nicht so, alter Bill Holmers?“

„Well!“ antwortete der Gefragte.

„Na, also! Wenn ich demnach jetzt in das Schloß will, so werde ich wohl auch den richtigen Weg dorthin wissen. Die Sache ist nämlich, daß ich eine kleine Abrechnung mit dem Prinzen habe; diese Abrechnung soll gerade heut stattfinden, und darum muß ich nach Burg Himmelstein.“ Jetzt erhob er das bisher gesenkte Angesicht, und nun begannen seine Augen seltsam zu funkeln, und auf seine Züge legte sich der Ausdruck eines grimmigen Hasſes, den man faſt blutdürstig hätte nennen mögen. Dann fuhr er fort: „Wenn ich nämlich sage, daß ich mit Jemand eine Abrechnung habe, so hat das eine sehr eigene Bedeutung; es geht dann gewöhnlich Stalp um Stalp, nicht wahr, alter Bill Holmers?“

„Yes!“ antwortete dieser.

„Also das ist es, was ich zu sagen habe,“ fuhr der Pater fort. „Ich gehe und rechne mit ihm ab, auch wenn mich Niemand begleiten sollte. Aber da es so schön paßt, so wäre es ja Thorheit, wenn Ihr mir nicht folgen wolltet.“

„Sie haben also den Prinzen bereits gekannt?“ frug der General.

(Forts. folgt in Nr. 51.)

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 51.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

Gekannt? Hm! Ja, nämlich wie die Taube den Geier oder das Lamm die Hyäne kennt. Bill Holmers und Fred Walmy, erinnert Ihr Euch noch jenes Abends am Rio Pekos, als wir die Hunde von Komanchen besiegt hatten? Wir erzählten damals einige hübsche Geschichten, in denen auch von dem tollen Prinzen die Rede war."

„Ich besinne mich," sagte Walmy.

„Schön! Ihr brachtet die Rede damals auch auf eine Sängerin oder Tänzerin, mit welcher Euer verlorener Bruder entflohen sein sollte. Er hatte angeblich ihretwegen ein Duell mit dem tollen Prinzen gehabt."

„So ist es."

„Diese Miß Ella — — ach ja, eine Kunstreiterin war sie wohl — soll ein außerordentlich schönes Weibsbild gewesen sein. Nicht, Fred?"

„Gewiß!"

„Hm! Möchtet Ihr sie vielleicht einmal sehen?"

„Sehen?" rief Walmy. „Lebt sie noch?"

„Versteht sich!"

„Wo?"

„Ich habe Euch schon damals am Rio Pekos gesagt, daß sie Theodor von Walmy herzlich liebte, aber der Teufel blendete sie, sie ließ Liebe Liebe sein und ging dem Golde nach, womit sie der Prinz verführte. Als er ihrer satt hatte, ging sie in das Kloster, welches da oben auf dem Berge liegt, und wo sie der Schurke zuweilen noch besuchte. Dann aber kam die Reue, die mit Teufelskrallen ihr in das Herze langte. Gewisse Anzeichen brachten sie auf die Vermuthung, daß Theodor von Walmy weder entflohen noch im Duell gefordert sei. Sie mußte Gewißheit haben. Sie entfloh aus dem Kloster und forschte Jahr um Jahr nach einer Spur des einstigen Geliebten. Sie reiste nach Nord und Süd, nach Ost und West, bis es ihr endlich, endlich gelang, diese Spur zu entdecken —"

„Ist es möglich!" rief Walmy. „Vater, um Gotteswillen, heraus damit! Lebt Theodor, lebt er noch?"

„Ja."

„Wo?"

„Dort oben im Kloster."

„Als Mönch?"

„Nein, als Gefangener, eingekerkert seit vielen, vielen Jahren in ein finsteres Steinloch, in welchem Die verschwinden müssen, die dem Prinzen im Wege sind."

„Herrgott! Hinauf, hinauf! daß wir ihn erlösen? Sofort, sofort!"

„Halt, Freund, erst muß ich ausreden! Neben dem Loche, in welchem er vermodert, gibt es ein zweites, welches gleichen Zwecken dient. Auch dort steckt ein Wesen, das er verschwinden ließ, weil es ihm nicht gehorchen wollte, ein Weib, einst schön wie die Morgenröthe und rein wie ein Engel. Rein ist sie noch, aber ihre Schönheit ist gewichen, und sie hält den Tod für ihren einzigen Erlöser. Soll ich ihren Namen nennen? Erschreckt nicht, Graf! Es ist die Komtesse Toska von Mylungen."

Der alte Graf fuhr sich mit der Hand an das Herz.

„Träume ich?" frug er mit sinkender Stimme.

Sein Sohn aber faßte den Vater am Arme.

„Herr, ist es wahr, was Sie da sagen?"

„Die volle Wahrheit!"

„Woher wissen Sie es?"

„Die Cirkusreiterin hat es mir gesagt. Sie will diese Beiden aus ihren Löchern erlösen, damit sie Verzeihung erhalte für die Fehler der Jugend."

„Wo und wann haben Sie mit ihr gesprochen?"

„Wo und wann? Hm! Immer und überall. Alter Bill Holmers, der Bowie-Vater, vor dessen Tomahawk die Weißen und die Rothen zitterten, der war und ist — ein Weib. Ich selbst bin es, Miß Ella und Bowie-Vater in einer Person."

„Ihr möglich!" rief es rundum aus Aller Munde.

„Ein Weib!" erstaunte die Blaue.

„Eine Frau!" erschrak die Grüne.

„Eine Dame!" entsetzte sich die Purpurne.

„Ja," meinte der Pater sehr ruhig, „ein Weib, aber ein Teufelsweib, welches aus Liebe sündigte und in der Rache Vergessenheit und Vergebung sucht. Wollt Ihr diesem Weibe nach Burg Himmelstein folgen?"

„Wir folgen!" riefen sie Alle, nachdem sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatten.

„Auch ich gehe mit! Darf ich?" fragte der Müller.

„Ja, Sie dürfen," antwortete der Pater. „Vielleicht bekommen Sie die Zelle zu sehen, in welcher Ihre Tochter bezwungen werden sollte. Aber ich führe Euch nur unter einer Bedingung."

Digitized by Google

„Welche ist es?“

„Den Prinzen, den überlaßt mir!“

„Zugestanden!“ rief es im Kreise, denn bei allem Hasse war es doch eine sehr prekäre Sache, um die es sich hierbei handelte.

„Gut. So sorgt für Laternen und so viel Lichter, als wir Leute sind. Unterwegs aber wird keines derselben angebrannt, damit wir uns nicht verraten. Ich werde Euch auch im Dunkeln richtig führen. Einer aber bleibt zur Bewachung dieses Franz Geistlicher zurück.“

Aber Keiner wollte sich dazu bereit finden lassen, und so wurde die Bewachung des Mörders der Müllerin und den drei Schwestern des Generales übertragen. Er war ja an Händen und Füßen gefesselt und konnte nicht entkommen.

Alle die Betheiligten versahen sich mit Waffen und allerlei Werkzeugen, welche vielleicht zur Oeffnung von Thüren nöthig waren. Die Frauen befanden sich doch in Sorge um die Ihrigen. Die Müllerin allerdings beherrschte diese Besorgniß, die drei Schwestern aber sprachen sie in den dringendsten Bitten aus, sich ja nicht unnöthig in Gefahr zu begeben.

„Wenn der Prinz nun schießt, lieber Bruder?“ meinte Freya.

„Oder sticht!“ sagte Wanka.

„Oder schlägt!“ sprach Zilla.

„Oder wenn Ihr Euch in den Gängen verirrt!“ klagte die Lange.

„Oder stolpert und stürzt!“ fügte die Kleine hinzu.

„Oder gar von einstürzenden Steinen verschüttet werdet!“ mahnte die Dicke mit schwermüthiger Miene.

Sie wurden so viel wie möglich getröstet, und dann setzte sich der geheimnißvolle Zug in Bewegung. Der General, der Lieutenant, die beiden Mylungen und Friedrich Walmy waren fieberhaft erregt, die Andern aber folgten dem voranschreitenden Pater mit ruhigerem Blute. Alle aber waren entschlossen, nicht ohne Resultat zurückzukehren.

Der Zug ging zunächst über den Bach hinüber und zwischen den Felsen hindurch, welche das Höllenthal einengten; dann stieg man in derselben Richtung den Berg hinan, welchen Kurt eingeschlagen hatte, als er von seinen Fesseln befreit worden war. Sie erreichten glücklich den Steinbruch, tappten im Dunkeln, Einer hinter dem Andern, nach dem innersten Winkel desselben, wo der Pater die Brombeerranken zur Seite schob.

„Tretet ein,“ sagte er halblaut. „Ich halte die Höhle offen.“

Als der Letzte in die Oeffnung geschritten war, folgte er ihnen indem er die Ranken wieder fallen ließ.

„Wie viele Laternen haben wir, Müller?“ frug er.

„Fünf.“

„Und offene Lichter?“

„Für jeden eins.“

„Die Laternen genügen jetzt. Laßt mich voran; ich werde Licht machen!“

Er drängte sich an den Andern vorüber und wollte eben nach den Zündhölzchen greifen, als er weit vor sich ein leises Geräusch vernahm.

„Pst! Man kommt. Nieder zur Erde und nicht gemuckt!“

Sofort folgten Alle seiner Aufforderung. Ein fahler Lichtschein ließ sich sehen und dabei bemerkte man, daß der Gang, in welchem man sich befand, ungefähr zwanzig Schritte vom Eingang entfernt einen Winkel schlug. Dadurch wurde eine Ecke gebildet, hinter welche sich mit schnellen katzenartigen und unhörbaren Sprüngen der Pater schlich. Der Schein wurde heller, und es wurde eine Blendlaterne sichtbar, welche von einem Manne getragen wurde.

Es war der Schloßvogt.

Dieser schritt ahnungslos an dem Pater, der sich hart an das Gestein gedrückt hatte, vorüber. Ein schneller Blick vorwärts belehrte den Letzteren, daß der Vogt allein sei.

„Geistler!“

Bei dem unerwarteten Klange seines Namens drehte sich der Vogt um. Er sah den Pater und erschrak, als ob er ein Gespenst gesehen habe. Doch rasch ermannte er sich wieder.

„Was ist das? Der sich Euch Sie? Was haben Sie hier zu suchen?“ frug er mit drohender Stimme.

„Hm, sei nicht bös, Alter!“ antwortete der Pater. „Ich will einige alte Freunde besuchen.“

„Wen?“

„Na, den Prior, die Priorin, Pater Filippus, den Küchenmeister, der Dein Bruder ist, auch Dich selber, alter Fuchs, und dann endlich den Prinzen, den allerliebsten Hallunken, den es geben kann.“

„Kerl, wer bist Du?“

„O, ein alter Bekannter von Euch allen. Aber Namen sind ja nicht nöthig. Willst wohl den verlorenen Stiefelabsatz suchen, alter Schelm?“

Der Vogt erbleichte.

„Mensch, woher weißt Du — —“

Er hielt inne, denn er bemerkte, daß in diesen Worten ein Geständniß lag.

„Na, ja oder nein, das ist ganz egal. Gib einmal Deine Laterne her!“

Diese Worte waren noch nicht verklungen, so hatte er ihm auch bereits die Laterne entrissen.

„Mensch!“ drohte Geistler.

„Zurück mit der Leuchte oder —“

Er sprach nicht weiter und wich um einige Schritte zurück, denn er sah die Mündung des Revolvers auf sich gerichtet.

„Schwieb!“ gebot der Pater.

„Hier!“ antwortete Schubert, welcher der Vorderste in der Reihe war. „Soll ich diesem Vogt der Räuberhöhle einen Klapps geben, he?“

Er trat näher. Der Vogt sah sich um. (Fortsetzung folgt.)

Frost, Herr Cantor!

Humoreske

von

Emil König.

(Nachdruck verboten.)

Wenn sich der Herr Pfarrer und der Herr Cantor beständig in den Haaren liegen, so ist das fast für die Gemeinde.

Die Wahrheit dieses Satzes sollten die biederen Dorfbewohner von Altenrode recht bitter erfahren. Dort währte der Krieg zwischen den beiden geistlichen Mächten bereits volle sieben Jahre, und noch war an Friedensschluß nicht zu denken.

Anfangs hatten die Kämpfer-Attitüte in der Gemeinde gefunden, da hinein der Krieg gar kein Ende nehmen wollte, so verstummte allmälig das Feldgeschrei „Die Welt, die Weihlinger!“ der „Pastersehen“ und „Canterschen“ in Altenrode, und die Kriegführenden verloren einen Streiter nach dem andern, bis sie zuletzt wieder glücklich auf sich allein angewiesen waren.

Begreiflich waren die Präliminarien des alten gütigen Superintendenten, die Parteien brannten immer erbitterter auf einander. Sie beschäftigten mit ihren Beschwerden Konsistorium und Regierung und mit ihren Klagen die Gerichte beständig. Daß darunter wie bei allen Kriegen, der Kriegsschauplatz am meisten litt, ist selbstverständlich, mit der Seelsorge der wackeren Altenröder war es unter besagten Umständen herzlich schlecht bestellt, das böse Beispiel verdirbt bekanntlich gute Sitten!

Zu Dem sollen wir in die liebe Kirche gehen, von Dem uns Frieden predigen lassen, der selber unaufbrechen Krieg führt!“ sagten die Leute, deren „Milch der frommen Denkungsart sich in gährend Drachengift verwandelt,“ und blieben fort aus dem Gotteshause und vom Tische des Herrn. Sie entschädigten sich dafür durch fleißigen Besuch der Schenke, und bewirkten dort die feindlichen Brüder, von denen der eine vom andern sich doch wenigstens des Sonntags ruhig etwas vorpredigen ließen und umgekehrt der letztere zum Orgeln und Singen des ersteren stillhalten müsse.

Selbstverständlich waren die gegenseitigen Leistungen des geistlichen Hirtenpaares auch danach. Die Predigten wurden zu Strafpredigten, einzig und allein auf den verstockten Sünder auf dem Chor und der Orgelbank gemünzt. Der feinerseits zahlte die Strafpredigten, die er von der Kanzel empfangen, mit Wuchерzinsen zurück durch sein Orgeln, daß Gott erbarm! Schon nach Kapernaum!! Entweder hörte der musikalische Pfarrer in seiner Satzfest fast gar nichts davon oder — zu viel, wenn der böse Cantor alle Register zog oder gar das „Prinzipal“ allein. Trotz der vielen Watte, welche der Herr Pfarrer Sonntags in den Ohren trug, drohte ihm doch das Spiel des Gegners das Trommelfell zu sprengen, und es ist dessen Gesang! Der ging ihm geradezu durch Mark und Bein; es war ein Lied, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann.

Natürlich beschwerte sich wiederholt der Eine über des Andern Kirchendienst und ließ seine Beschwerden als Instanzen durchlaufen, und ehe dann endgiltig entschieden wurde, waren längst wieder Streitobjekte gefunden und höheren Orts anhängig gemacht.

Daß er den Pfarrer bei Leichenbegängnissen, Hochzeiten und Kindtaufen bedienen mußte, war es besonders, was den Cantor ärgerte, und daß ihn in der Schule vor den Schülern sein Widersacher aushunzen konnte und ihn natürlich auch weidlich aushunzte, das war der Wurm, der an seinem schulmeisterlichen Herzen nagte.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 52.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

„Wer ist dieser?“ frug er erschrocken.

„Ich bin der leibhaftige Teufel und komme, um Dich zu holen!“ antwortete Schubert. „Mach keinen unnützen Summs, Du mußt mit!“

Er legte ihm die riesenstarken Arme um den Leib und hielt ihn so fest, daß er sich nicht zu rühren vermochte. Der Pater hatte das Taschentuch hervorgezogen und zusammengeballt. Der Schmied sah das und sagte also:

„Mach das Maul auf, Alter! Du sollst einen Stopfer bekommen, gerade so wie Ihr dem Herrn Lieutenant einen gegeben habt.“ Und als Geißler nicht sofort Gehorsam leistete, legte er ihm die Finger um die Kehle. „Paß auf, wie rasch Du aufmachen wirst! So, ists gemacht! Nun langt einmal zwei von den Schnuren her, die wir mitgenommen haben. Wir wollen ihm zwei Schlipse um die Arme und die Beine legen.“

Der Vogt wurde gebunden. Dabei untersuchte der Pater seinen Rock.

„Seht!“ meinte er. „Hier fehlt das Futter am Schooße. Der Schlingel ist es also wirklich gewesen.“

Jetzt trat Kurt hervor und ließ den Schein des Lichtes auf sich fallen.

„Kennst Du mich, Schurke?“ frug er. „Den Stiefelabsatz werden wir selbst suchen, und vielleicht finden wir auch die Stiefel da oben unter dem Dache des Thurmes, wenn Ihr sie nicht bereits dem Knecht Jakob geschenkt habt.“

Der Vogt konnte nur stöhnen. Er erkannte, daß er verrathen war.

„Es muß Einer bei ihm zurückbleiben. Aber wer?“

„Kunz bleibt hier,“ gebot der General.

Der Diener mußte sich gehorsam fügen, so gern er auch weiter mitgegangen wäre. Er erhielt eine Laterne. Dann brannten auch die Uebrigen die ihrigen an, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Der Gang war ganz aus Stein gehauen, drei Fuß breit und sieben Fuß hoch. Man kam nach einiger Zeit an eine Stelle, wo man eine natürliche innerliche Spalte des Gesteines benutzt hatte, eine lange Reihe von Stufen emporzuführen. Es waren über fünfzig solcher Stufen. Nahe bei der obersten theilte sich der Gang.

„Hier links geht es nach den Klöstern,“ sagte der Pater. „Dorthin gehen wir später. Jetzt aber halten wir uns rechts, nach dem Schlosse zu. Wir haben die größte Strecke bereits hinter uns zurückgelegt.“

Zunächst ging es eben weiter, dann stieg der Gang steil an, bis man wieder eine Stufenreihe erreichte. Ueber derselben kamen sie in einen zellenartigen Raum, welcher durch eine Thüre verschlossen wurde. Dieser Raum war groß genug sie alle aufzunehmen.

„Was nun?“ frug der General, indem er das Licht seiner Laterne auf die Thüre fallen ließ. „Sie hat weder Riegel noch Schloß!“

„Aber einen Mechanismus, welchen ich aus früheren Zeiten recht gut kenne,“ antwortete der Pater. „Sehen Sie her!“

Er zog sein Messer hervor und fuhr damit in die zwischen der Thür und ihrer Umfassung befindliche Ritze. Ein leises Knarren ließ sich vernehmen, dann sprang die Thür auf. Ein feuchter kalter Dunst kam ihnen entgegen.

„Wo sind wir?“ frug der General.

„Am Schloßbrunnen. Blicken Sie links hinab. Aber fallen Sie ja nicht hinein!“

Er leuchtete voran. Vor ihnen lag ein runder Raum, in dessen Mitte ein tiefes Loch hinunterführte. In ihm verschwand das Brunnenseil, welches von oben herniederhing.

„Sehen Sie sich diesen Raum genau an, ehe wir ihn betreten. Wir müssen die Laternen verdecken, denn ihr Licht könnte uns verrathen, wenn zufällig Jemand da oben zum Brunnen käme. Wir gehen rechts um das Loch herum und grad gegenüber durch die Thür, welche ebenso wie diese hier geöffnet wird. Ich schreite voran.“

Sie bedeckten die Laternen und traten in die gefährliche Rundung. Zwischen dem Brunnenloche und der Rundung gab es einen Raum von höchstens drei Fuß Breite, doch kamen sie glücklich vorüber und drüben durch die Thür, welche der Pater geöffnet hatte. Beide Thüren waren natürlich von dem letzten Manne wieder zugedrückt worden.

Nun konnten sie die Laternen wieder von ihrer Hülle befreien. Sie sahen einen Gang vor sich, welcher einige Zeit ganz eben weiterführte, bis er an eine Wendeltreppe führte, welche innerhalb eines runden Gemäuers emporstieg.

„Jetzt bitte ich leise aufzutreten!“ sprach der Pater.

„Wo befinden wir uns?“ frug der General.

Digitized by Google

„In einem Thurme, der nur diesen geheimen Treppenraum und zwei darüber liegende Zimmer hat, eine Wohn- und eine Schlafstube. Da oben befindet sich Ihre Tochter, wenn sie nicht in einem Verliebe untergebracht worden ist, was ich aber nicht erwarte. Der Prinz pflegt seine weiblichen Gefangenen zunächst mit Liebe zu behandeln und nur, wenn diese fruchtlos bleibt, die Strenge anzuwenden."

„Vorwärts, vorwärts!" mahnte der erregte General.

„Halt! Erst noch einige Weisungen. Wenn wir die Treppe halb erstiegen haben, führt eine verborgene und mit bewährten Mechanismus versehene Thür in einen unbelebten Gang des Schlosses. Von diesem aus gelangt man einestheils hinaus in den Garten und anderntheils an die Treppe, welche zu den beiden erwähnten Zimmern führt. Eine andere Thür geht auf einen Korridor, welcher in die bewohnten Räume mündet. Wir müssen alles Aufsehen vermeiden und dürfen den Prinzen nur da vernehmen, wo man nichts von uns hören kann. Das ist erstens der Garten und zweitens sind es diese zwei Zimmer. Lassen Sie mich zunächst emporsteigen, um zu rekognosziren."

Er schlich sich mit lautlosen Schritten die Treppe empor. Ganz oben blieb er halten, um eine Weile zu lauschen, dann kehrte er zurück.

„Excellenz, wir kommen zur glücklichen Stunde. Ihre Tochter ist oben und er befindet sich bei ihr."

„Ihs möglich!"

„Ich hörte beide deutlich. Ich erwarte, daß Sie meinen Anordnungen Folge leisten. Sie, Excellenz, der Herr Marinelieutenant und die beiden Grafen Mylungen steigen bis zu dem Punkte empor, an welchem Sie mich jetzt gesehen haben. Dort warten Sie bis ich wiederkehre um Ihnen zu öffnen."

„Wo gehen Sie hin?"

„Ich werde mit Holmers, Herrn von Walmy, dem Steuermann und dem Schmiede den Gang besetzen, daß dem Prinzen, wenn er Ihnen entwichen sollte, nur der Weg zum Garten offen bleibt, wo er uns nicht entrinnen kann. Karavey bleibt mit dem Müller hier zurück, um ihn zu ermuthigen, falls er diesen Ausweg suchen sollte. Wir tödten ihn, ehe wir ihn entrinnen lassen."

„Er wird nicht entfliehen. Er ist Herr von Himmelstein."

„Pah! Er wird ausreißen wollen, um Alles leugnen zu können. Vorwärts, meine Herren! Aber leise, leise. Vermeiden Sie jedes Räuspern."

Helbig stieg mit Kurt und den beiden Mylungen voran. Der Vater folgte mit seinen vier Leuten. Auf dem Halbschiede der Treppe blieb er halten, während die Vorangestiegenen über ihm standen. Er zog sein Messer und öffnete eine schmale Thür, durch welche sie stiegen. Sie standen in einem dunklen Gange, welcher hier mit allerlei Geröll und altem Werkzeug belegt war. Nachdem der Vater aufmerksam gehorcht hatte, schritten sie vorwärts und kamen an eine Treppe.

„Da oben ist er," flüsterte der Vater. „Weiter!"

Bereits nach wenigen Schritten erreichten sie eine Thür zu ihrer linken Hand. Der Führer probirte sie.

„Sie ist nur eingeklinkt und führt in den Garten. Holmers und Walmy, Ihr geht hinaus und versteckt Euch, bis Ihr andere Weisungen erhaltet. Und die beiden Andern — sehen Sie da hinten die Thür? Sie führt in den Korridor, welchen ich vorhin erwähnte. Dort postiren Sie sich und lassen den Prinzen nicht durch. Sie verdecken Ihre Laterne, bis er vor Ihnen steht. Also lieber todt, als entkommen!"

„Ke ine Sorge!" flüsterte der Schmied. „Wen der Thomas Schubert anfaßt, der kommt nicht weiter."

„Ich werde zu Ihnen zurückkehren und will nun vorerst den Andern da oben öffnen."

Er wandte sich wieder zur Treppe zurück, wo der General mit seinen Leuten auf ihn wartete.

„Ich höre jedes Wort, welches sie sprechen," flüsterte Helbig. „Wir befinden uns unter ihrem Fußboden?"

„Ja! Hier hüben ist der Fußboden der Schlafstube. Kommen Sie!"

Ein Schritt brachte sie von der Treppe auf eine halbkreisförmige Plattform, von deren hinterstem Theile einige Stufen emporführten, und zwar in eine enge Nische, in welcher sie eine Thür erblickten.

„Diese Thür ist mit einem Bilde verkleidet. Hier ist der Drücker, an dessen Stelle sich drin eine Erhöhung in der Rosette des Rahmens befindet.

„Wird sie sich lautlos öffnen?"

„Sicher. Der Prinz und Geißler halten sehr darauf, daß sich die Geheimnisse dieses Ortes stets in brauchbarem Zustande befinden. Passen Sie auf!"

Ein kleiner Druck genügte, und die Thür war geöffnet.

„Treten Sie ein. Das Uebrige ist Ihre Sache. Ich gehe fort, um ihn draußen zu empfangen, wenn er Ihnen entkommen sollte."

Er schlich sich zurück. Der General trat ein, und die drei Andern folgten ihm. Sie befanden sich in einem kleinen Stubchen, welches nur mit einem Bette, einem Nachttischchen und zwei Stühlen ausgestattet war. Ein Fenster gab es nicht, aber durch die Spalte der nur angelehnten Thür fiel ein leiser Lichtschimmer herein. Helbig huschte zur Spalte und blickte in das Nebengemach.

Auf einem kleinen Sopha saß der Prinz und in der äußersten Ecke stand Magda mit angsterfülltem Angesichte und die Hände flehend erhoben.

„Täuschen Sie sich nicht, mein Täubchen," sagte eben der Prinz. „Kein Mensch ahnt, wo Sie sich befinden; Niemand wird Ihnen Rettung bringen. Nur die Erhörung meiner innigen Liebe kann mich auf den Gedanken bringen, Sie den Ihrigen wiederzugeben."

„Ich liebe sie nicht, ich hasse, ich verabscheue, ich verachte Sie!" lautete die mit zitternder Stimme gegebene Antwort.

(Fortsetzung folgt in Nr. 54.)

Das Dekamerone des Stuttgarter Hoftheaters.

(Nachdruck verboten.)

Ferdinand Strich-Chapell, ein auch den Lesern unseres Blattes wohlbekannter Feuilletonist, giebt ein „Dekamerone des Stuttgarter Hoftheaters" heraus und erzählt in demselben unter Anderem von Dr. Albrecht Herzfeld, dem Helden und Liebhaber jener Bühne, folgende Episoden, die wir mit Einwilligung des Autors hier wiedergeben.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung im Leben der darstellenden Künstler, daß sich die Neigung für die bunte trügerische Welt der Bretter auch auf ihre Kinder vererbt.

„Es liegt einmal im Blut!" lautet eine alltägliche Redensart, die aber hier ganz zweifellos mit Recht angewendet werden kann. Dabei ist es auffallend, daß die Eltern ihren ganzen Einfluß, ihre ganze Beredtsamkeit aufbieten, um den Sohn, die Tochter von der Bühne ferne zu halten — — meist ohne Erfolg!

Es ist uns ein Fall bekannt, wo der Vater, ein tüchtiger Schauspieler, der allerdings das Proletariat aus eigenster Anschauung kennen gelernt, seinen hoffnungsvollen Sohn schon als kleines Kind aus dem Hause gab, um ihn mit den Betzaltnissen der Bühne nicht vertraut werden zu lassen. — — — Der junge Mann absolvirte mit Erfolg die Gymnasien, bezog die Universität und das Ende vom Liede? — — — Er ging mit einer jungen Schauspielerin durch und widmete sich selbst der Bühne — — — „es liegt mal im Blut!"

Auch der Held und Liebhaber der Stuttgarter Hofbühne, Herr Dr. Herzfeld, stammt aus einer Künstlerfamilie. Sein Großvater war der als Nachfolger des großen Friedrich Ludwig Schröder bekannte Schauspieldirektor Jakob Herzfeld in Hamburg; unseres Heldenspielers Vaters gehörte der Bühne an, er war als Hofschauspieler in Wien thätig, nachdem er vorher als Kaufmann wirkte.

Unser Herzfeld sollte ebenfalls Kaufmann werden und nachdem er die nöthigen Vorkenntnisse sich erworben, trat er als Volontär bei dem Bankier Biedermann in Wien ein. —

Aber die monotonen Arbeiten, die ihm dort übertragen wurden, wollten ihm durchaus nicht behagen. Seine französischen Korrespondenzen kamen ihm gar zu langweilig vor und er würzte sie sich, indem er die nüchternen Geschäftsformeln mit klassischen Zitaten schmückte; das Personal unterzieht er durch schwungvolle Deklamationen und statt sich in die Geheimnisse der doppelten Buchführung einzuweihen, studirte er die dramatischen Werke der Klassiker und — einzelne Rollen!

So viel bekannt hat sich Merkur, der Gott der Spitzbuben und Kaufleute, niemals so recht mit den Musen vertragen, und Herzfeld der Aeltere wollte das zur Verzweiflung Herzfelds des Jüngeren gar nicht einsehen! —

Daß der Sohn durchaus die dornenvolle Bahn des Künstlers betreten wollte, wunderte ihn zwar nicht, aber es schmerzte ihn und er bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um ihn von dem Schritt zur Bühne abzuhalten.

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen.
Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 54.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortsetzung.)

„O, ich habe schon manches Vögelein gekirrt; auch Sie werden bald zahm werden, wenn Sie eines der Löcher betreten, in denen ich Widerspenstige zu zähmen weiß."

„Ich werde sterben!"

„Es stirbt sich nicht leicht."

„Gott wird mich beschützen und retten!"

„Meinen Sie? Ich möchte doch wissen, wie er dies anfangen wollte. Wenn ich jetzt zu Ihnen trete und Sie in meine Arme nehme, wie will er Sie da retten? Sie sind schwach; ich bin stark. Ich werde es Ihnen beweisen."

Er erhob sich und trat auf sie zu.

„Wagen Sie es mich anzurühren!" drohte sie jetzt mit blitzenden Augen. „Ich werde mich vertheidigen."

„Womit?"

„Mit meinen Händen, mit meinen Zähnen — —"

„Bah! Wollen es versuchen!"

Er wollte sie umfassen, wich aber schreckenbleich zurück, denn die Thüre hatte sich geöffnet, und unter ihr war der General erschienen.

„Elender!" donnerte dieser.

Dieses Wort brachte den Prinzen sofort wieder zu sich. Wer sprechen kann, der ist kein Gespenst.

„Mein Vater, o Gott, mein Vater!" schrie Magda und warf sich in die Arme des Generales, in denen sie bleischwer und leblos hängen blieb.

„Was wollen Sie hier!" zürnte der Prinz, indem er auf ihn zutrat.

Da aber erblickte er das Gesicht Kurts, seines größten Feindes, und dahinter die beiden Mylungen.

„Ha, dieser Geisler!" rief er. „Aber Ihr sollt mir nicht entkommen!"

Mit einem raschen Griffe riß er das Licht an sich, sprang zur Thür hinaus und drehte den Schlüssel um. Dann hörte man, daß noch zwei eiserne Riegel vorgeschoben wurden.

Kurt hatte ihm folgen wollen, aber der General, welcher mit der leblosen Magda noch im Eingange stand, versperrte ihm den Weg.

„Entkommen!" rief er. „Was ist zu thun!"

„Bleib ruhig hier, Kurt!" mahnte der General. „Der Vater wird ihn ergreifen. Ich habe mein Kind, mein liebes, gutes Kind, das Andere ist mir jetzt gleichgiltig!"

Unterdessen war der Prinz zur Treppe hinabgesprungen und an die Thür geeilt, welche zur Wendeltreppe führte. Er fand sie offen und blickte hinab. Da unten stand eine Laterne, und im Scheine derselben erkannte er den Müller und einen andern, stark und kräftig gebauten Mann.

„Alle Teufel, hier geht es nicht!" raunte er. „Ich muß zum Schlosse hinaus und den Berg hinab in den Steinbruch, um in den Gang zu kommen, wo ich in der Brunnenstube die Platten fortnehme. Dann sind sie gefangen und müssen elend verschmachten."

Er wandte sich um und eilte an der Gartenthür vorüber auf den Eingang des Korridors zu. Aber plötzlich taumelte er zurück. Der Schein der Laterne blitzte auf, und vor ihm standen drei Männer.

„Wer seid Ihr?" stammelte er.

„Ich bin Dein böser Geist. Blicke mich an!" grollte der Vater mit dumpfer Stimme.

„Ella!" schrie der Prinz.

Er hatte die einstige Kunstreiterin erkannt trotz ihrer Verkleidung und trotz der Veränderung, welche die Jahre in ihrem Angesichte hervorgebracht hatten.

„Ja, Ella ist es; Die Rächerin ist da! Wo willst Du hin, um mir zu entfliehen? Deine Rechnung ist abgeschlossen, Schemsal!"

„Noch nicht!" rief er.

Er schleuderte ihr das brennende Licht in das Gesicht und sprang durch die Gartenthür. Ihr höhnisches Lachen erscholl hinter ihm.

„Besetzt die Gartenthür!" gebot sie dem Schmiede und dem Steuermanne. „Er darf ohne meinen Willen nicht wieder herein."

Mit einem Sprunge war sie dem Flüchtlinge nach und in den Hof hinaus. Holmers und Walmy tauchten vor ihr auf.

„Wo ist er?" frug sie.

„Durch die Pforte hinaus in das Gärtchen."

„Ah, sie hat offen gestanden! Besetzt sie!"

Sie schnellte hinaus und lauschte. Von der Mauer, gerade oberhalb der Gartenbank erscholl ein Geräusch. Das war dieselbe Stelle, an welcher Kurt die Unterredung zwischen dem Prinzen und den beiden Geißlern belauscht hatte, hüben die Steinbank, von welcher aus man die Mauer ersteigen konnte, und drüben die fürchterliche Felsentiefe. Die Angst hatte den Prinzen da hinauf getrieben. Er

Digitized by Google

wollte, auf dem Mauerkranze hinkriechend, den Graben im Sprunge erreichen und so entkommen.

„Er ist dort hinaus! Er ist verloren, und — ich vielleicht mit ihm," dachte der Pater. „Schnell, ihm nach!"

Sie sprang auf die Bank, ergriff die Mauerkante und schwang sich hinauf. Unter ihr gähnte die schwarze Tiefe, aus welcher weit, weit, wie aus der Hölle herauf, die lichter der Höllenmühle schimmerten. Wie ein Eichhörnchen kroch das Mann gewordene Weib über die wackelnden Quader; da — da sah sie ihn vor sich. Ein Griff, und sie hatte ihn am Fuße. Der Stein, auf welchem sie jetzt lag, hielt fest in seinen Fugen — sie fühlte sich sicher und hielt den Flüchtling mit eisernem Griffe fest.

„Halt, mein süßer, lieber Hugo! Was eilst Du so?" frug sie mit halblauter Stimme. „Deine Ella ist hier. Setze Dich zurecht. Wir wollen von Liebe reden, von Liebe, Liebe, Liebe!"

„Laß mich, Ungeheuer!" stöhnte er, sich festklammernd.

„Ah, nicht von Liebe? Also von Haß und Rache, von Tod und Hölle? Mir auch recht! Ungeheuer nennst Du mich? O, wäre ich es gegen Dich gewesen, wie Du es gegen mich und Viele warst. Ich könnte jetzt lange mit Dir reden, reden von der Vergangenheit, könnte predigen wie ein Pfaffe, um Deine Seele für den Himmel zu retten. Aber sie gehört in die Hölle und soll zur Hölle fahren. Ich habe keine Zeit für Dich, denn ich muß noch in dieser Nacht die Opfer betreuen, welche dort unter dem Kloster schmachten. Dein Sand ist abgelaufen!"

„Laß mich, Ella! Was willst Du haben für mein Leben? Ich gebe Dir Tausende, viele, viele Tausende!"

„Das Elend und einen ewigen Kerker würdest Du mir geben, wenn ich Dich frei ließe; ich kenne Dich. Eins nur kann ich für Dich thun: Ich will Dir Deine letzten Augenblicke versüßen durch eine Nachricht, die Dein gutes Herz bis zu Thränen rühren wird: Lieutenant Schubert ist frei. Er hat Euch hier an derselben Stelle belauscht, an welcher wir jetzt liegen. Er hat jedes Eurer Worte gehört und auch gesehen, daß Du Deinem Diener das Sündengeld gabst. Dann hat er ihn unten am Blitzkreuze gefangen genommen und zum Staatsanwalt in die Mühle gebracht."

„Lüge!" stöhnte der Prinz.

„Wahrheit, mein Hugo! Auch der Vogt liegt unten im Gange gebunden. Euer Spiel ist aus, und Du kannst nichts weiter thun, als wie ein ächter Cirkusclown mit einem Salto mortale von dem Schauplatze Deiner segensreichen Thätigkeit abtreten. Diesen Salto mortale werde ich Dir erleichtern. Siehst Du die Tiefe da unten? Wie sie lockt, wie sie winkt? Halb zog sie ihn, halb sank er ihn" — ich werde ziehen, ja, gewiß! Bete ein Vaterunser! Ich zähle bis Drei, dann fährt Deine Seele trotz der heiligen Worte zum Teufel!"

„Ella, vergib!"

„Ich will Dir vergeben, was Du an mir thatest, aber was Du Andern thatest, dafür kann ich Dir keine Absolution ertheilen."

„Ich gebe Dir nicht Tausende, ich gebe Dir eine Million!"

„Pah! Jeder Pfennig von Dir würde Unheil bringen! Eins — —!"

„Ich habe nichts gethan, was Andere nicht auch thaten!"

„Also keine Reue! Mensch, ich hätte Dich doch vielleicht laufen lassen, denn ich bin trotz alledem ein Weib und habe ein Herz im Busen; aber ich sehe, daß Du das Raubthier bleibst wie zuvor. Zwei —!"

„Weib laß mich los! Ich rufe!" ächzte er mit aller Anstrengung, sich an den Stein festzuklammern.

„Rufe, Unverbesserlicher! Passe auf — — Drei — — —!"

„Hil — —!"

Die zweite Silbe des Hilferufes wurde von einem lauten Prasseln und einem darauf folgenden dumpfen Krachen übertönt. Der Pater hatte mit einem fast übermenschlichen Rucke Mann und Stein von der Mauer gerissen, beide verschwanden in der Tiefe.

„Was war das?" frag es vom Garten her.

Mit einem Sprunge stand der Pater im Gärtchen.

„Er ist von der Mauer gestürzt."

„Mein Gott!" rief Holmers.

„Leise!" gebot der Pater. „Jedenfalls hat man den Ruf gehört. Wir müssen schleunigst retirieren. Kommt!"

Sie eilten in den Gang zurück, nahmen den Schmied und den Steuermann auf und schlüpften hinaus auf die Wendeltreppe. Der Pater verschloß die Thür.

„Geht hinab zu den Zweien! Ich hole die Andern."

Er stieg die Wendeltreppe vollends empor und über die Plattform in das Gefängniß Magoa's. Diese hatte sich wieder erholt.

(Fortsetzung folgt in Nr. 56.)

Die Both Shatters.

Ein Abenteuer aus dem „wilden Westen"

von

Karl Hohenthal.

(Schluß.)

Der kleine Mann sprang mit einer Behendigkeit, die ich ihm nicht zugetraut hatte, bis an die Spitze der Waldesjunge vor und blickte in die Prairie hinaus. Im Nu war er wieder zurück, schob drei der erbeuteten Skalpe unter den Gürtel, riß seine Waffen von der Erde empor und sprang über den Bach.

„Have care, Sam Thin, alles Coon, nimm die drei andern Felle und mach Dich davon. Die Yankatow's kommen Dir sonst zwischen die ewigen Beine."

Auch ich nahm meine Büchse auf, die ich vorhin weggeworfen hatte, und folgte den Beiden. Als ich die Büsche jenseits des Baches durchbrach, saßen sie schon im Sattel. Wir waren zum Widerstande viel zu schwach, denn ich schätzte die Zahl der Feinde auf gegen hundert, und durften uns unmöglich auf der offenen Prairie stellen lassen. So schnell wie möglich ging es an dem vielfach ausgebuchteten Waldesrande dahin, indem wir bald quer über die offenen Stellen jagten und bald zwischen den Büschen, Sträuchern und Bäumen hindurch die schmalen Waldesspitzen durchschnitten. Die Pferde der „two Sams" erwiesen sich als vortrefflich, obgleich Swallow seine ganze Schnelligkeit nicht entwickeln durfte wenn ich ihnen nicht vorankommen wollte, und so ging der rasche Ritt eine ziemliche Weile lang, bis wir einen zweiten Wasserlauf erreichten, an welchem Sam Thick sein Thier parirte.

„Wollt Ihr noch zu den Euren, Sir?"

„Versteht sich, Master Sam! Ich habe nur wenig über zwei Meilen noch zu ihnen und darf sie nicht in Sorge über mich lassen. Ihr macht doch mit?"

„Nein. Wir sind hier auf dem Wege zu den „both Shatters" und in einer Viertelstunde in Sicherheit. Reitet Ihr weiter, so bringt Ihr Euch und Eure Gesellschaft in Gefahr, schütze ich. Unsere Spuren verschwinden hier, die Eurigen aber bleiben und werden von den Indsmen entdeckt. Kommt mit! Es ist uns zwar verboten, Fremde nach dem Hide-spot zu bringen, Ihr aber habt eine Ausnahme verdient. Entscheidet rasch, Sir!"

„Rasch, Sir!" bat auch Sam der Dünne.

„So gehe ich mit Euch!"

Dieser Entschluß war etwas rasch gefaßt, doch ließ er sich entschuldigen. Sollte ich die prächtige Gelegenheit, die „both Shatters" kennen zu lernen, ungenützt vorübergehen lassen? Ich brachte wirklich die Meinen in Gefahr, wenn ich durch meine Spur die Wilden zu ihnen führte, und wenn, was mit Hilfe des Baches allerdings recht gut möglich war, unsere Spuren wirklich hier verschwanden, so ließ sich vom Hide spot aus doch vielleicht ein Weg finden, auf welchem ich ohne Bedrohung ihrer Sicherheit zu ihnen gelangen konnte.

Wir lenkten unsere Pferde in das Wasser, um den Lauf desselben aufwärts zu verfolgen. Mich noch einmal umschauend, sah ich einige Zweige am Buschrande, durch den wir gekommen waren, sich bewegen und glaubte das dunkle Gesicht eines Wilden zwischen ihnen zu erblicken.

„Master Sam, schlagt einen andern Weg ein und verrathet Euern Hide-spot nicht, die Indsmen sind schon da!"

„Egad, Sir? Das ist nicht möglich, denn unser Vorsprung war zu groß. Folgt schnell, Ihr habt Euch getäuscht!"

Ich ritt hinter ihnen her, machte mich aber schußfertig und blickte fleißig zurück. Da sich jedoch nicht das geringste Verdächtige bemerken ließ, so beruhigte ich mich in dem Gedanken, daß mir nur meine ausgeregte Phantasie jenes Gesicht vorgemalt habe. —

II.

Das Bett des Baches war hart und felsig, so daß nicht der mindeste Eindruck eines Pferdehufes zurückblieb. Der Wald wurde dichter und immer dichter, trat vollständig bis an das Wasser heran und war so mit Unterholz bestanden, daß sich kein offenes Plätzchen finden ließ, an welchem wir hätten landen können. So ritten wir wohl eine Viertelstunde lang gegen den Wellenlauf, bis die ringsum herrschende Stille plötzlich unterbrochen wurde: „Who is there?" rief uns eine Stimme an, ohne daß ich den Frager bemerken konnte.

„The two Sams, alles Coon!" antwortete Sam Thick, indem

Digitized by Google

Illuſtrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 56.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preiſe von 35 ₰.

Die Juweleninſel.

Originalroman

von

Carl May.

(Fortſetzung.)

„Wo iſt der Prinz?“ frug Kurt.

„Todt!“

„Todt? Ah! Wie?“

„Er wollte über die Mauer entkommen, gerade an der Stelle, wo Sie ihn belauſchten, und iſt hinabgeſtürzt.“

„Heiliger Himmel!“ rief der junge Mann entſetzt.

Auch des Vaters Angeſicht war blaß wie der Tod, aber er beherrſchte ſich.

„Kommen Sie ſchnell! Man könnte etwas gehört haben und uns verfolgen. Wir dürfen keine Zeit verlieren.“

„Aber Magda, und dieſer feuchte, kalte und ſchmutzige Gang!“ meinte beſorgt der General.

„Ich werde ſie tragen. Vorwärts!“ ſprach Kurt.

Er nahm das nicht widerſtrebende Mädchen auf die Arme und ſchritt voran. Die Andern folgten. Der Pater ging zuletzt und verſchloß die Bildertür hinter ſich. Sie gelangten bis in die Brunnenſtube. Als ſie dieſelbe paſſirt hatten, gebot der Pater Halt. Er bat Holmers, ihm zu helfen. Beide riſſen hinter ſich die Steinplatten des Fußbodens auf und ließen ſie in den Brunnen fallen.

„So, nun ſind wir ſicher. Nun kann man uns nicht folgen,“ meinte er, indem er die Thür zuwarf. „Jetzt laß mich wieder voran!“

Als ſie die Stelle erreichten, wo ſich der Gang theilte, wandte ſich der Pater an Kurt zurück:

„Nehmen Sie Karavey und eine Laterne, und tragen Sie die Dame bis dahin, wo Kunz den Vogt bewacht. Wir bedürfen ihrer nicht.“

Die beiden Genannten folgten dieſer Weiſung. Die Uebrigen folgten dem Führer in den dunklen Gang hinein.

Auch dieſer führte eine Zeit lang eben fort, und verwandelte ſich dann in eine Treppe, welche auf zwei Gänge mündete.

„Warten Sie hier,“ bat der Pater. Gerade aus geht es in das Kloſter der Mönche. Ich muß einmal rekognoszíren, ob wir vor Störungen ſicher ſind. Holmers mag mich begleiten. Verbergen Sie die Laternen, und bleiben Sie im Finſtern. Sollte Jemand von links herkommen, ſo halten Sie ihn feſt. Dies iſt der Gang, auf welchem die Herren Patres die frommen Schweſtern beſuchen.“

Er verſchwand mit Holmers in dem dunklen Stollen. Die Uebrigen mußten lange warten, bis er zurückkehrte. Er ſagte ihnen, daß ſie ungeſtört ſein würden, und führte ſie dann links in den Gang hinein.

Dieſer war breiter und bequemer gehalten als bisher, und von Zeit zu Zeit kam man an eine Niſche, in welcher eine Bank ſtand.

„Wozu dieſe Sitze?“ erkundigte ſich Walmy.

„Hier pflegen die Patres von den Schweſtern Abſchied zu nehmen.“

Nach längerem Wandern ſahen ſie am Boden ein mit Waſſer halb gefülltes Holzgefäß ſtehen. Daneben lag eine Kette.

„Wozu dies?“ frug der General.

„Warten Sie!“

Er ſetzte ſeine Laterne auf den Boden nieder und verſchwand in dem Gange. Nach vielleicht zehn Minuten kehrte er wieder.

Dort geht es nach dem Frauenkloſter. Ich mußte mich auch da überzeugen, ob wir ſicher ſind.“

„Sind wir es?“

„Ja.“

„Alſo dieſer Waſſerkübel und dieſe Kette?“

„Wir ſtehen vor den geheimen Gefängniſſen.“

„Ah!“

„Suchen Sie einmal nach den Thüren!“

„Man ſieht keine.“

„Treten Sie hier weg, und paſſen Sie auf!“

Er bückte ſich und nahm einen kleinen Stein aus dem Fußboden. Es kam das Ende einer eiſernen Stange zum Vorſcheine. Er drückte dieſelbe ſeitwärts, und ſofort öffnete ſich vor ihnen eine ſchmale Bohlenthür, welche an ihrer Außenſeite mit einem täuſchend nachgemachten Felſen bekleidet war. Ein fürchterlicher penetranter Geruch ſtrömte ihnen aus dem Loche entgegen, welches hinter dieſer Thür lag. Als der Pater hineinleuchtete, erblickten ſie eine in Lumpen gehüllte menſchliche Geſtalt, die an eine Kette gefeſſelt am Boden lag. Ein halb zerbrochener Waſſerkrug ſtand neben dem Bündel faulen Strohes, welches als Lager diente.

„O mein Gott!“ rief der General. „Soll das ein Menſch ſein?“

Die Geſtalt erhob ſich von dem Boden. Zwei dunkle unheimliche Augen ſtierten aus einem todtenkopfähnlichen Geſichte den Männern entgegen.

„Fort mit dem Lichte!“ erklang es dumpf und heiſer. „Es verbrennt mir die Augen und das Hirn. Packt Euch! Ich bete nicht!“

„Wer iſt es, Pater, wer iſt es?“ frug der General.

Digitized by Google

Der Vater antwortete nicht, sondern frug den Gefangenen:

„Wollen Sie frei sein?“

„Frei?“ antwortete es. „Frei, das heißt bei Euch todt? Ja, tödtet mich, obgleich ich bereits gestorben bin!“

„Herr von Walmy, wir bringen Ihnen wirklich die Freiheit!“

„Walmy! Walmy nennst Du ihn, Vater. Ist er es, o sag, ist er's?“ rief Friedrich von Walmy.

„Er ist es.“

„Theodor;“ schrie der junge Mann auf und stürzte sich in die Zelle.

Ein unartikulirter Schrei erklang, dann war es still in dem Loche, nur das Geräusch der Küsse hörte man, mit denen der Jüngling den Mund seines ohnmächtigen Bruders bedeckte.

Die Hände des Vaters zitterten, und seine Stirn war von dicken Schweißtropfen bedeckt, aber er bezwang sich.

„Lassen wir die Beiden,“ meinte er. „Kommen Sie weiter!“ Eine kurze Strecke entfernt hob er wieder einen Stein, um eine zweite Thür zu öffnen. Derselbe Duft und dasselbe Stroh, auf welchem aber dieses Mal eine weibliche Gestalt ruhte. Sie sprang auf. Ihre Haft war kürzer gewesen als die des vorigen Gefangenen, darum erkannte man noch die Spuren der Schönheit in den bleichen eingefallenen Zügen. Das Mädchen starrte die Männer einen Augenblick lang an, dann breitete sie die Arme aus.

„Vater, mein Vater! Bruder! Vergeht!“

Auch sie sank bewußtlos nieder. Die beiden Mylungen knieten neben ihr nieder, und aus ihrem Munde war nichts als ein lautes herzbrechendes Schluchzen zu vernehmen.

„Lassen wir sie jetzt; kommen Sie bei Seite!“ bat der Vater mit gebrochener Stimme. Auch er schluchzte wie ein Kind.

„Aber die Ketten?“ frug der General.

„Ich kann sie lösen. Unter dem Wassergefäß liegt stets der Schlüssel.“

Unterdessen hatte Kurt unter Karaveys Begleitung den alten Kunz erreicht, der sich vor Freude über den Anblick seiner wiedergefundenen Herrin kaum zu lassen vermochte. Nach diesen ersten Ausbrüchen des Entzückens aber wurde es wieder still. Die beiden Männer flüsterten leise mit einander, und in einiger Entfernung davon saßen die zwei jungen Leute Hand in Hand und hatten sich viel Heimliches zu sagen. Nur einmal hörte der alte treue Kunz die leisen Worte:

„Kurt, Du hast mich auf Deinen Armen von da oben fortgetragen; Du sollst mich auf diesen Armen auch durchs Leben tragen. Willst Du?“

„O wie gern, wie so unendlich gern!“

Dann ertönte ein leiser indistreter Schall, so daß sich Kunz schmunzelnd den Schnurrbart strich und fast laut gebrummt hätte:

„Gott sei Dank, nun ist mein Herzenswunsch erfüllt! Verstanden?“

Endlich lenkten auch die Andern an, an ihrer Spitze der Vater.

„Auf und vorwärts!“ gebot er. „Nehmt dem Vogt die Schnur von den Füßen, daß er laufen kann; aber laßt ihn nicht entweichen. Er soll seinem Herrn Reisen Gesellschaft leisten.“

Die Höhle wurde verlassen. Holmers und der Schmied hatten den Gefangenen zwischen sich. Kurt trug wieder Magda und der junge Mylungen seine Schwester. Theodor von Walmy wurde von seinem Bruder und dem Steuermann mehr getragen als geführt; so ging es den Berg hinab. Es hatte sich ein leichter Wind erhoben, der in den Wipfeln der Tannen rauschte. Da blieb der Vater plötzlich stehen.

„Horch! War das nicht ein Schrei?“ frug er.

„Auch ich hörte ihn,“ antwortete Holmers. „Er klang wie vom Himmel herab.“

Da ertönte derselbe Schrei zum zweiten Male.

„Bah, es ist eine Weihe oder sonst ein Raubvogel!“ sagte der Müller, und die Gesellschaft setzte ihren Weg fort.

Als sie im Scheine der Laternen die Mühle erreichten, wurde die Thür von den zurückgebliebenen Frauen geöffnet.

„Habt Ihr sie?“ frug Freya.

„Ist sie da?“ erkundigte sich Wanka.

„Bringt Ihr sie?“ wollte auch Zilla wissen.

„Hier ist sie!“ rief der General jubelnd.

„Ich habe sie!“ jauchzte die Lange, indem sie die Nichte an sich zog.

„Nein, ich habe sie!“ behauptete die Kleine, indem sie Magda umarmte.

„Seht her; ich bins, die sie hat!“ rief die Dicke, der leider wieder nur eine Umarmung von der Rückseite ermöglicht war.

„Na, na, nur sachte!“ warnte der Schmied. „Wenn sie zerrissen wird, dann haben wir sie umsonst herpeigepracht!“

Sie wurde im Triumphe in das Zimmer geschoben und gezogen, die Andern folgten.

Da drinnen erhob sich nun ein unendlicher Jubel, bei dem wohl auch gar manche Thräne perlte. Bald aber öffnete sich die Thür wieder, und es trat eine Gestalt hervor, welche einige Augenblicke wie unschlüssig stehen blieb und dann langsam am Garten vorüber nach dem Walde schritt. Es war der Vater. Unter einer hohen Tanne angekommen, legte er sich mit einem tiefen Seufzer in das Moos nieder. Legte? O nein! Hätte der Mond geschienen, so hätte Jeder, der in die Nähe gekommen wäre eine Gestalt knien sehen im tiefen, innigen — Gebete. — —

Man hatte sich in der Mühle sehr spät zur Ruhe gelegt. Dies war der Grund, weshalb die Betheiligten erst gegen Mittag erwachten. Beim Kaffee versammelten sie sich. Da trat Klaus der Knappe herein. Seine lange Nase machte allerhand bedenkliche Bewegungen, und endlich nahm er sich den Muth, zu fragen:

„Herr Lieutenant, wissen Sie es schon?“

„Was!“

„Die Neuigkeit!“

„Welche?“

„Vom Prinzen! Das versteht sich ganz von selber.“

„Was denn? Heraus damit!“

„Er ist von der Mauer gestürzt.“

„Ah! Und todt natürlich?“

„Nein. Das versteht sie ganz von selber.“

„Was! Weiter, weiter!“

„Er ist mit dem Rocke an einem alten Tannenkrüppel hängen geblieben, der da oben im Felsen steckt, und hat die ganze Nacht gerufen. Erst gegen Morgen hat mans gehört und ihn mit Stricken und Seilen heraufgeholt. Aber sein Kopf ist schneeweiß geworden vor Angst. Er soll ganz verwunderlich aussehen; das versteht sich ganz von selber.“

„Er ist nun krank vor Schreck!“

(Schluß folgt in Nr. 58.)

Durch die Kunst.

Erzählung

von

Luise Danenhaner.

(Schluß.)

Hanna und Amelie saßen auf dem Rücksitze des Wagens, der Sänger ihnen gegenüber. Als der Wagen in der Nähe des Abgrundes plötzlich langsamer fuhr, wurde Hanna aus ihren Träumereien aufgerüttelt, denen sie sich, den Blick starr in die Gegend gehestet, hingegeben hatte. Sie bemerkte, wie sich zwischen den niedrigen Fichten her Lauf einer Flinte erhob, — sie wollte aufschreien, allein die Angst, der Schrecken schnürten ihr die Kehle zu. Sie sprang auf und streckte wie abwehrend die Hände aus — ein Schuß krachte — gleich darauf ein zweiter. Die für den Sänger bestimmte Kugel hatte den Arm Hannas gestreift und beide Wagenfenster zerschmettert. Hanna sank nieder, ihre Augen schlossen sich, allein während sie ohnmächtig wurde, hatte sie doch ein Blick überzeugt, daß der Geliebte unverletzt war. Ein süßes Lächeln verklärte ihre Züge, dann verlieh sie das Bewußtsein. Die Bestürzung des Sängers war unbeschreiblich. Er hob Hanna auf und überzeugte sich, daß ihre Verwundung zwar schmerzhaft, aber ungefährlich sei. Dann betrete er den Kopf der Ohnmächtigen auf den Schooß Amelieens, die der Schrecken fastisch der Sprache beraubt hatte. Er sprang aus dem Wagen, der natürlich nach den beiden Schüssen stillhielt, und begab sich in das Fichtendickicht, wo er ein Taschentuch mit den Buchstaben K. R. bezeichnet vorfand. Sonst sah er nichts.

Der Förster, denn dieser war es, der das Attentat verübt, war jedenfalls, nachdem er sich selbst erschossen, in die grausige Tiefe geſtürzt und lag nun zerschmettert im Thale.

Der Sänger begab sich, nachdem er dem Kutscher befohlen, so schnell als nur möglich Pr. zuzufahren, in den Wagen zurück, und fort ging es mit rasender Geschwindigkeit dem Thale zu.

Das Rütteln und Holpern des Wagens hatte Hanna bald wieder aus ihrer Ohnmacht erweckt. Das Taschentuch Amelieens, welches diese auf den verwundeten Arm der Sängerin gepreßt

Digitized by Google

Illustrirtes Hausblatt.

Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Nummer 15 ₰, pro Quartal 1 ℳ 95 ₰.

№ 58.

Alle 14 Tage ein Heft von 4 Bogen zum Preise von 35 ₰.

Die Juweleninsel.

Originalroman

von

Carl May.

(Schluß.)

Gott bewahre, sondern kerngesund. Er ist gleich zur Bahn gegangen und auf und davongefahren. Er soll gelogt haben, daß er in seinem ganzen Leben nicht mehr nach Himmelstein kommen werde, vielleicht auch noch Süderland nicht. Das versteht sich ganz von selber."

Nachdem seine Nase einige ganz außerordentliche Drehungen gemacht hatte, verließ er brummend die Stube.

Keins der Anwesenden sprach ein Wort, aber über das Angesicht des Paters ging ein Zug stiller seliger Befriedigung. Doch dauerte diese Stille nicht lange. Sie wurde unterbrochen von einer furchtbaren Detonation, welcher sofort eine zweite und dann eine dritte folgte. Alle erhoben sich, um vor die Mühle zu eilen. Da oben war der Steinbruch eingestürzt, und diese ganze Seite des Berges zeigte sich bedeckt von Fels- und Baumtrümmern. Die Menge des Volkes, welche die nahende Wallfahrt bei den beiden Klöstern vereinigt hatte, sah man nach der Gegend der Verwüstung fluthen.

„Was mag das sein?" frug der General.

„Man sagt, der Berg sei inwendig hohl, weil er früher ein feuerspeiender gewesen ist," antwortete der Müller. „Nun ist er zusammengebrochen. Ein großes Glück, daß das Schloß und die Klöster noch stehen!"

Der Pater aber neigte sich zu dem alten Mylungen:

„Ich weiß es."

„Nun?"

„Es sind seit langer Zeit Minen bereit, die heimlichen Gänge einzuschütten, sobald einer derselben entdeckt wird. Man hat die Gefangenen vermißt und die Minen angezündet. Nun machen Sie Anzeige!"

„Ich weiß es, daß man da oben Alles leugnen wird. Ich werde mit dem Generalstaatsanwalt sprechen, der ja baldigst kommen muß. Aber wenigstens die beiden Kerls, welche wir da drin gefesselt liegen haben, sollen ihrer Strafe nicht entgehen."

Zwei Jahre später wurde das neu erbaute Schloß Helbigsdorf eingeweiht. Der Prachtbau kostete beinahe, die innere Ausstattung mit gerechnet, eine Million. Die Mittel des Generales hätten dazu bei Weitem nicht ausgereicht, aber König Max, der frühere Schmiedesohn, hatte aus seiner Privatschatulle die sämmtlichen Kosten des Baues bestritten, um dem Generale ein Geschenk damit zu machen.

Natürlich war nun Seine Majestät zur Feier dieses Tages geladen. Er war der Einzige, denn Helbig wollte nur die bei sich sehen, die seinem Herzen nahe standen. Die Mylungen und Walmy waren bereits eingetroffen, der Schmied Schubert nebst Frau, der Müller Uhlig auch nebst Frau, ebenso Pastor Walther nebst Frau.

Da kam eine lange Wagenreihe den Schloßberg heraufgefahren. Voran sah man die königliche Equipage.

„Sie kommen!" rief die Blaue.

„Alle!" fügte die Grüne hinzu.

„Alle miteinander!" vervollständigte die Purpurne.

„Seine Majestät voran! Thue ich meine Bibi weg?" frug Freya.

„Und ich meine Lili?" frug Wanka.

„Und ich mein Mimi?" frug Zilla.

„O," meinte der nahe bei ihnen stehende Schmied, „die Damen mögen Ihre Mimi, Lili und Bibi immer behalten. Seine Majestät nimmt so etwas gar nicht übel. Ich glaube im Gegentheil, daß er sehr viel Freude an den hübschen Thierchens haben wird."

Die Wagen rollten in den Hof und ihre Insassen wurden gebührender Maßen empfangen. Neben dem Könige stieg — Kurt Schubert aus. Dann folgten aus einem eigenen Wagen der Steuermann Schubert nebst Frau, dann der riesige Bill Holmers, dann Karaxey, und endlich eine zwar ältliche aber immer noch sehr anziehende Dame in reicher Sammetrobe; es war — der Bowie-Pater, Miß Ella.

Das gab ein Grüßen und Händedrücken, ein Fragen und Antworten, welches kein Ende nehmen wollte, und es dauerte lange, sehr lange, ehe man das Schloß in allen seinen prachtvollen Räumen besichtigt hatte und zur Tafel gehen konnte.

Der König saß natürlich obenan. Er strahlte vor Vergnügen, und der Wiederschein seines Glückes fiel auf das schöne Angesicht seiner Nachbarin Magda. Er hatte eine ganz eigene Weise der Unterhaltung; es war ihm fast anzusehen, daß er Verschiedenes in Petto hatte. So wandte er sich nach einem freundlichen Worte zum Generale plötzlich an Karaxey:

„Sie wissen wohl, daß ich ein sehr guter Freund einer gewissen Zarba war?"

„Gewiß weiß ich das, Majestät!" antwortete der Gottsmann.

„Ich habe gehört, daß Sie mit Ihrem Freunde Schubert den Abschied nehmen wollen?"

„So ist es, königliche Hoheit. Wir werden alt und —"

Digitized by Google

„Ja ja," unterbrach ihn der König. „Aber als Bootsmann geht man nicht zur Ruhe. Wollen wir Lieutenant sagen?"

„O, Majestät — — —!" stammelte der Glückliche.

„Schon gut! Sie sind doch damit einverstanden, Kapitän Schubert?"

„Heilige Braamstange, ach Verzeihung, Majestät, ich Kapitän?" rief der bisherige Steuermann.

„Sie haben das verdient, mein Guter, und ich freue mich, zwei Seekapitäne gleichen Namens, nämlich Vater und Sohn, an dieser Tafel zu sehen."

Kurt erhob sich freudestrahlend.

„Königliche Hoheit, das habe ich nicht verdient!"

„Ich bitte sehr, die Entscheidung darüber doch mir zu überlassen."

„Majestät beglücken mein Haus in so ungewöhnlicher Weise, daß ich nicht Worte des Dankes finde," meinte der General. „Ist doch dieses Haus selbst nur ein Geschenk aus hoher Hand, welches ich — —"

„Halt!" unterbrach ihn der König. „Es ist nun endlich Zeit diesen Irrthum aufzuklären. Nicht ich bin es, der Ihnen dieses Haus baute, sondern der brave Steuermann und jetzige Kapitän Schubert war es."

Ein allgemeines „Ah!" des Erstaunens ließ sich hören.

„Ja," fuhr der König fort. „Der Kapitän hat dort hinter Indien so etwas wie einen außerordentlichen Schatz gehoben, der ihn zum Besitzer vieler Millionen macht. Hat er noch nichts davon erzählt?"

„Kein Wort!" rief der bestürzte General.

„So mag er es uns nachher beim Weine erzählen."

„Ists wirklich, Majestät?"

„Ich bestätige es!"

Da sprang Helbig auf und umarmte den alten Seebären.

„Schubert, Freund, nimm Dein Glas und sage „Du" zu mir. Wir sind Väter eines Sohnes, also wollen wir Brüder sein!"

Die Gläser klangen, der König aber frug:

„Warum nur Väter eines Sohnes? Warum nicht auch Väter einer Tochter? General, ich bitte Sie hiermit für meinen jungen Marinekapitän Kurt Schubert um die Hand Ihrer Tochter Magda. Bekomme ich einen Korb?"

Es erhob sich ein allgemeiner Jubel und bald lagen sich die beiden jungen Leute in den Armen.

„Siehst Du, Parpara," meinte Thomas, „grad so war es auch bei uns, als ich von Dir den ersten Schmatz nahm!"

Alles lachte, der König aber fuhr fort:

„Ich glaube nicht, daß diese beiden Verlobten die einzigen sind, die sich gern finden möchten. Graf Mylungen, verweigern Sie dem Herrn Baron von Walmy die Hand Ihrer schönen Tochter? Beide sind sich in den traurigsten Jahren ihres Lebens nahe gewesen, mögen sie nun für die glücklichen auch vereinigt bleiben!"

Den Grafen standen die Thränen im Auge. Er reichte Theodor von Walmy seine Hand hinüber und antwortete:

„Majestät, ich weiß, daß sich ihre Herzen gefunden haben, sie sollen sich nicht verlieren."

Wieder klirrten die Gläser an einander; aber der König schien noch nicht zu Ende zu sein:

„Zwei Verlobungen? Damit wäre nicht einmal ein heutiger Theaterdichter zufrieden. Drei wenigstens müssen wir haben. Fräulein Ella, ich weiß, daß Sie die treue Seele lieben, die ich jetzt für Sie im Sinne habe. Bill Holmers hat an Ihrer Seite gekämpft, bleiben Sie auch im Frieden an seiner Seite!"

Da wandte sich die Angeredete mit fröhlichem Lächeln zu dem Genannten:

„Bill, bist Du mir wirklich gut?"

„Der Teufel soll mich holen, wenn es mir einfällt, nein zu sagen!" antwortete er glücklich. „Ich bin Dir gut gewesen, als Du ein Mann warst, und nun Du auf einmal eine Miß geworden bist, so ist mir das Dings da unter der Weste ganz außer Rand und Band gerathen. Bist Du mir auch ein wenig gut, he?"

„Das versteht sich! Willst Du Deinen Bowie-Messer haben?"

„In Gottes Namen dreimal statt einmal! Well, ich denke, daß wir ganz außerordentlich gut zusammen passen. Schlag ein."

„Hier, topp!"

Die Gläser erklangen zum dritten Male, und nun konnte der frühere Steuermann Schubert seine Geschichte von der Juweteninsel beginnen.

Als die drei Schwestern sich am Abende dieses Tages in ihre Schlafgemächer zurückzogen, sahen sie einander lange schweigend an. Endlich nahm Freya das Wort:

„Drei Verlobungen an einem Tage, hm!"

„Ja, drei! Hm!" bemerkte auch Wanka.

„Volle drei! Hm!" bestätigte auch Zilla.

„Und wir?" frug zornig die Lange.

„Ja, wir?" frug auch die Kleine.

„O, wir!" meinte sehr indignirt die Dicke.

„Ich heirathe überhaupt nicht!" bemerkte die Blaue.

„Ich nehme niemals einen Mann!" entschied sich die Grüne.

„Und ich, ich verlobe mich nicht einmal, nie, nie, niemals!" zürnte die Dicke, indem sie ihr Mimi zärtlich an sich drückte. —

Roman
von
E. von Wald.

(Fortsetzung.)

Die Alte war allein, dankbar faltete sie die Hände. Es war die glücklichste Stunde, die sie seit Jahren verlebte.

Sinnend ging Egon durch die Nacht, langsam überwand er die Schneemassen, die sich zwischen Margo's Hütte und der Wohnung des Geistlichen thürmten. Der arme Bruder, die Liebe hatte ihm den Tod gebracht, er wäre gekommen, sicherlich, er wäre gekommen und hätte seine Pflichten gegen das nordische Kind erfüllt. Egon wußte nun das Schicksal des lang vermißten Bruders — er wußte mit einem Mal, wo er den gefunden, war es ein Zufall, daß er hier auf diese jagd- und fischreiche Insel sich zurückzog, um ganz seinem Gram zu leben, vielleicht Insel, auf der Edward einst seinen Tod gefunden? War's Schickung, daß hier die Zweifel seines Herzens sich lösen sollten?

Er ging langsam weiter, sein Gemüth war erschüttert, unwillkürlich verglich er seine Verhältnisse zu jenem unschuldigen Kinde des Geistlichen auf Boerö mit den seines Bruders, wollte er Edward zürnen, war nicht auch in seinem Herzen langsam eine Neigung ersprossen zu jenem unschuldigen Kinde des Nordens, war sie nicht auch ein Verbrechen gegen sie, gegen die Mutter seines Kindes? Welch Glück, daß ihm ein Mann von der schlichten Offenheit Erik Petersens begegnet war, der ihm die Augen öffnete, der ihn auf den rechten Weg geleitet. Tausend Gedanken durchkreuzten sein Hirn, er raffte sich zusammen — das Bild Fricka's stand vor seiner Seele, doch ein anderes Frauenbild tauchte daneben auf, sanft, bulbend blickten ihn zwei liebe wohlbekannte Augen an. — Die lange Winternacht verkürzte sich allgemach, die Sonne zeigte sich den Bewohnern der Lofoddeninseln schon wieder jetzt auf Stunden, allmählich blieb sie länger, immer länger — und endlich strahlte sie wieder hell und freundlich wie damals, als Egons Fuß zum ersten Male dies Felseneiland betrat. Die Schwalben bauten ihre Nester, die Gräser und die Blumen sprießten, die Sonnenstrahlen verdrängten den Winter, der noch immer dort oben auf den Bergen thronte mit seiner schneigen Last und tösten die eisigen Fesseln, mit denen er die Bäche und den Wald noch immer umklammert hielt.

Ein wunderbares Gefühl — ein Gemisch von tiefem Weh, von herzinniger Freude, Freude auf ein mehr geahntes als bestimmte Formen annehmendes Wiedersehen, heiß Empfang in Egons Brust.

Fricka's Wangen bleichten mehr und mehr — den Blick aus ihren großen nordischen Augen konnte Egon nicht ertragen, fieberhaft glänzten sie unter den langen Wimpern, schweigend besorgte sie die Pflichten ihres Gastes.

Die Drei sahen vor der Hütte — balsamisch streute das junge Laub der saftgeschwellten Birken seine Düfte aus, am fernen Horizonte auf dem Meere wurde es schon lebhaft, bald tauchte hier, bald da ein Segel auf.

„Es wird nun Zeit um sich zum Saetergang zu rüsten!" hub Erik an. Träumerisch starrte Egon hinaus ins Weite, welche Gefühle erweckten diese Worte in seiner Brust, Fricka erröthete leicht, doch Todtenblässe drohte ihr Gesicht, sie nickte nur stumm mit dem Kopfe.

Ein Segler kam nahe heran, immer deutlicher konnte man die Masten, die weißen schwellenden Tücher erkennen, er hielt, er ließ draußen vor den Wyken die Anker nieder, eine Jolle wurde ausgesetzt, Matrosen bestiegen sie und ruderten auf Boerö zu — man konnte die Insassen genau unterscheiden — drei Leute saßen auf den Ruderbänken, der vierte stand aufrecht am Vorderteil und schwenkte ein weißes Tuch. Erik stand auf, Fricka sah gespannt

Digitized by Google

Digitized by Google